C.1

HV1571
U
copy 1

unser schaffen

AM 3) 2239 N

1. JAHRGANG HEFT 1 JÄNNER 1956

Inhaltsverzeichnis

Seite

Robert Vogel: 20 Jahre Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs . . 1

Ilse Oppel: „Meine Augen haben eine kalte Schnauze“ 3

Helmut Butterweck: Hymnus an die Katze 5

Robert Vogel, ein Freund und Helfer seiner Leidensgenossen 8

Yvonne Blauensteiner: Die Zivilblinden und ihr Pflegegeld 13

Lebensbilder: Helen Keller 15

Ferner: Berichte, Plaudereien, Rätsel usw.

Einzelpreis S 3.50

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

20 Jahre Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Ein schönes Jubiläum

Es gibt Jubiläen, von denen die Welt, ein Land, eine Stadt oder vielleicht ein Unternehmen spricht. Große Feste werden gefeiert, Orden oder Diplome werden überreicht. Fernsehen, Rundfunk, Presse und alle modernen technischen Errungenschaften werden in Bewegung gesetzt und lenken die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf solche festliche Anlässe.

Ein schlichtes Jubiläum aber, ohne großes Aufsehen und ohne blendende Festlichkeiten, begeht die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Ihr Wirken beschränkt sich wohl nur auf eine bestimmte Gruppe unserer Bevölkerung, aber für diese hatte und hat die Tätigkeit unserer Blindenorganisation eine eminente Bedeutung. 20 Jahre mögen eine kurze Zeit sein, gemessen an der Geschichte der Menschheit oder selbst an jener unserer geliebten Heimat, und dennoch spielten gerade diese letzten 20 Jahre im österreichischen Blindenwesen eine hervorragende Rolle. Als Jakob Wald, der unermüdliche Vorkämpfer der österreichischen Blindenschaft, vor 20 Jahren an die Gründung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten schritt, da tat er dies aus der Erkenntnis, daß die österreichischen Zivilblinden nur in einer gutgeführten Organisation und mit einem klaren Programm ihr Ziel, die Verbesserung ihres so schweren Schicksals, erreichen würden. Dieser nimmermüde Freund und Helfer seiner Schicksalsgefährten verstand es, wie kein anderer vor ihm, den Blinden den Weg in eine bessere Zukunft zu weisen. Kaum hatte er als junger Mensch sein Studium beendet, traf ihn das furchtbare Unglück der Erblindung. Er unterlag aber dem Schicksal nicht und nahm den Kampf auf gegen alle Schwierigkeiten seines so plötzlich veränderten Lebens. Jakob Wald erlernte das Bürstenbinden und das Klavierstimmen. Ein besonderes kaufmännisches Talent prädistinierte ihn zum Leiter. Unter seiner Führung erlebte die junge Hilfsgemeinschaft einen raschen Aufschwung und wurde zur größten österreichischen Blindenorganisation. Vielen Blinden konnte unsere Gemeinschaft Arbeit und Verdienst verschaffen, während die nicht arbeitsfähigen Mitglieder finanzielle Unterstützung erhielten und von der drückendsten Not bewahrt werden konnten. Immer war die Hilfsgemeinschaft bereit, jenen Menschen beizustehen, die noch vor kurzem das Glück hatten, die Herrlichkeiten der Natur zu sehen,

Eine große Anzahl Blinder konnte umgeschult werden und fanden in ihrem neuen Beruf als Bürstenbinder oder Korbflechter eine innerliche Befriedigung und das Bewußtsein, daß man auch als Blinder kein unnützer Mensch ist. Im Sommer verbrachten die blinden Männer und Frauen im Kreise ihrer Schicksalskollegen herrliche Wochen der Entspannung im Blindenerholungsheim St. Georgen am Reith, in jenem Heim, das Jakob Wald für die Blinden geschaffen hatte. Inmitten dieser segensreichen Arbeit brach über uns das Jahr 1938 herein und auch die österreichischen Blindenorganisationen wurden von Anschluß-

politik nicht verschont. Jakob Wald wurde aus allen leitenden Stellungen entfernt und die so mühsam und so erfolgreich aufgebaute Hilfsgemeinschaft wurde in den Reichsdeutschen Blindenverband eingegliedert. Jetzt war für Jakob Wald eine bittere Zeit angebrochen, denn er mußte erleben, wie alles schnell dahinschwand, was er mit seinen Mitarbeitern unter großer Mühe und vielen Opfern aufgebaut hatte. Er verlor aber nicht den Glauben an die Wiedergeburt unseres Vaterlandes und dachte an die Möglichkeiten, die sich nach dem Zusammenbruch des unseligen Regimes für die Blinden ergeben würden. Kaum war dieser Zusammenbruch im Jahre 1945 Wirklichkeit geworden, ging Jakob Wald mit einigen beherzten Männern an den Neuaufbau des österreichischen Blindenwesens. Es war keine leichte Aufgabe, denn Geldmittel waren nicht mehr vorhanden und es herrschten damals Verhältnisse, die den meisten unserer Mitmenschen wenig Zeit ließen, an ihre blinden Brüder und Schwestern zu denken. Jakob Wald wollte die Schaffung einer einheitlichen Blindenorganisation erreichen und es sah auch anfänglich so aus, als sollte ihm dieses Werk gelingen. Am 10. April 1948 fand die erste Generalversammlung statt und Jakob Wald wurde wieder an die Spitze der von ihm gegründeten Organisation berufen. Mit einem Barvermögen von 100 Schilling gingen wir an die Arbeit. Von einem unbeugsamen Willen durchdrungen, Pionierarbeit im österreichischen Blindenwesen zu leisten und die Blinden anzuführen bei ihren Bemühungen zur Erlangung einer staatlichen Hilfe, meisterten wir die größten Anfangsschwierigkeiten. Es gelang uns, den Kreis der Freunde unserer Organisation zu vergrößern und die Zahl der Mitglieder wuchs rasch an. Es wurde eine Verkaufs- und Werbeabteilung aufgebaut, mit deren Führung der Verfasser dieser Zeilen beauftragt wurde. Schon im Oktober 1948 konnte eine Nähstube eingerichtet werden, deren große Bedeutung von sehenden Menschen vielleicht gar nicht voll ermessen werden kann. Die Blinden aber, die Wäsche und Kleidungsstücke zum Ausbessern bringen, dafür nichts zu zahlen haben, aber einer großen Sorge enthoben sind, sprechen mit besonderer Anerkennung über die Leistungen unserer Nähstube. Im Jahre 1951 konnte die Hilfsgemeinschaft in Unter-Dambach bei Neulengbach ein schönes Erholungsheim erwerben und im vergangenen Jahr wurde in diesem Heim die fünfte Erholungsaktion durchgeführt. Alle Einrichtungen konnten nur dank der Gebefreudigkeit unserer sehenden Mitmenschen geschaffen werden, denn die öffentlichen Stellen haben bis jetzt für die Nöte und Wünsche der Zivilblinden nur wenig Verständnis gezeigt.

Oft werden wir von unseren Helfern und Freunden gefragt, was unsere Organisation eigentlich alles für die Blinden tut, bemerken, daß in mancher Hinsicht über die Blinden und ihr Leben Auffassungen herrschen, die dem weiteren Fortschritt im Blindenwesen nicht dienlich sein können. Da wir dem Wunsch unserer sehr geschätzten Blindenfreunde Rechnung tragen wollen und es auch unser Verlangen ist, einen innigeren Kontakt zwischen Blinden und Sehenden herzustellen, hat sich die Leitung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs entschlossen, aus Anlaß des 20jährigen Bestehens unserer Organisation eine Monatszeitschrift unter dem Titel „Unser Schaffen" herauszugeben. Es wird eine inhaltlich wertvolle Ausgabe sein, die sich bemühen wird, mehr Wissen über die Blinden zu verbreiten und so beizutragen, daß mehr Licht in das dunkle Leben der Blinden komme. Wir bitten Sie, verehrte Blindenfreunde, unserer Organisation und ihrer neuen Zeitschrift Ihr Wohlwollen zu leihen, damit wir noch recht viele schöne Jubiläen feiern können.

Robert Vogel

UNSERE REPORTAGE:

ILSE OPPEL: Meine Augen haben eine kalte Schnauze

Am Rande von Morristown, einer kleinen Ortschaft im USA-Staat New Jersey, steht ein Haus, das jährlich hunderten blinden amerikanischen Staatsbürgern Trost und Hilfe bringt. Eine Mitarbeiterin von „Unser Schaffen" hat nach einem Besuch in dieser Blindenanstalt für unsere Leser die folgende Reportage geschrieben.

Der Himmel ist strahlend blau und Eichhörnchen huschen über meinen Weg, als ich die breite, betonierte Zufahrtsstraße durch den parkähnlichen Garten zu dem weißen Holzhaus mit den Säulen und überdachten Veranden emporsteige, das so viele schwergeprüfte Amerikaner und Amerikanerinnen voll Verzweiflung im Herzen betreten und nach einem Monat, von neuem Lebensmut beseelt, verlassen haben. Es ist, als ob die Sonne noch einmal ihre ganze Kraft zusammenraffen wollte, um die schwarzweiß gefleckten Stämme der Birken unter ihrem gelben Laub zum Leuchten zu bringen. Wahrlich, kein guter Tag für einen solchen Besuch, kommt es mir in den Sinn, und ich bereue fast, daß ich mich dazu verpflichtet habe, einem Zögling dieser merkwürdigsten aller Schulen die Langeweile eines Sonntagnachmittags zu verkürzen.

„Haben Sie doch keine Angst vor mir!"

„Seeing Eye, Inc.", lese ich auf einer Tafel. Ich befinde mich vor der einzigen Schule der „Gesellschaft zum sehenden Auge", einer privaten amerikanischen Wohltätigkeitsorganisation, die in der Nähe der kleinen Stadt Morristown im Staate New Jersey Blindenhunde ausbildet und jährlich mehreren hundert Menschen die Möglichkeit bietet, solch einen Hund zu erwerben. Ein weißgekleidetes Mädchen öffnet mir die Tür.

„Frau Campell erwartet Sie bereits", teilt es mir mit. Im Vorraum stoße ich beinahe mit einer schmächtigen, sportlich gekleideten Frau mit ergrautem Haar zusammen, die mir freundlich lächelnd die Hand entgegenstreckt. Es ist Frau Betty Campbell, eine blinde Journalistin, die von der Gesellschaft zum Sehenden Auge eben ihren zweiten Hund erhalten hat, und ich fühle sofort: das ist keine hilflose Blinde, die von ihren Mitmenschen Güte und Barmherzigkeit erwartet — ganz im Gegenteil. Sie scheint es gewohnt zu sein, die Dinge energisch anzupacken.

„Nennen Sie mich doch Betty", sagt sie gleich. „Das tun nämlich alle meine Leser, und ich finde es persönlicher. Also, jetzt werde ich Sie durch die Schule schleifen und Ihnen vom Leben hier erzählen, damit Sie nicht umsonst hierhergekommen sind. Weshalb sagen Sie denn nichts? Haben Sie doch keine Angst vor mir!"

Mit raschen, federnden Schritten geht Betty in die Mitte des Raumes und zeigt auf das lebensgroße Bild eines Schäferhundes an der Wand. „Das war Buddy, der erste Hund von Morris Frank, dem Mitbegründer dieser Schule. Sie werden Herrn Frank noch persönlich kennenlernen. Augenblicklich diktiert er seiner Sekretärin ein paar Geschäftsbriefe."

„Und hier sehen Sie die Anlage unserer Schule", sagt Betty und führt meinen Finger über ein buntes Relief, das den neueingetroffenen Blinden zur Orientierung dient. „Das Hauptgebäude mit den Gemeinschaftsräumen und dem Büro, die Nebengebäude, wo die meisten Blinden untergebracht sind, und im Hintergrund schließlich die Hundezwinger und die Übungsplätze. Wir haben derzeit mehrere hundert Hunde hier, die alle ausgebildet werden müssen. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Gemeinschaftsräume."

Blindsein ist keine Katastrophe

Als wir uns den Treppen nähern, steht plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine prachtvolle, dunkelbraune Schäferhündin vor uns. „Ach, ich habe ganz vergessen, Vicki vorzustellen", meint Betty. „Sie ist erst achtzehn Monate alt und noch recht verspielt."

Sie faßt den steifen, U-förmigen Lederbügel, der von Vickis Halsband baumelt, und ich verfolge interessiert, wie sicher das Tier sie die Stufen hinaufführt. Knapp vor und knapp nach dem Treppenabsatz bleibt Vicki ganz kurz stehen, um ihre Herrin auf den Wechsel der Bodenbeschaffenheit aufmerksam zu machen. Betty bückt sich auch jedesmal und klopft ihrem neuen Hund liebevoll den Hals. „Brav, Vicki, brav. — Wissen Sie, einen Blindenhund kann man gar nicht zu oft loben. Es ist wie bei einem Menschen: je mehr man ihn lobt, desto arbeitswilliger und zutraulicher wird er."

In den sauberen, geschmackvoll eingerichteten Gemeinschaftsräumen sitzen dreißig bis vierzig Männer und Frauen in kleineren Gruppen beisammen. Einige haben ihre Angehörigen zu Besuch, eine sehende Frau umarmt eben ihren hoffnungslos dreinblickenden blinden Mann, eine alte, blinde Frau strickt, ein etwa sechzigjähriger Neger liest eifrig mit den Fingern aus einem in der Blindenschrift verfaßten Buch. Ganz abseits hocken einige junge Burschen, die ihre ungekämmten Köpfe in die Hände stützen und aus leeren Gesichtern vor sich hinstarren.

„Viele Leute sind ganz neu und haben noch nicht einmal den theoretischen Teil der Ausbildung hinter sich", erklärt mir Betty. „Sie haben auch ihre Hunde noch nicht kennen-

gelernt und geben sich ungezügelt ihren Depressionen hin. Das geht uns allen am Anfang so, bis wir erkennen, daß das Blindsein keine Katastrophe ist." Im selben Augenblick beginnt in einem Winkel einer der jungen Burschen zu schreien und wie wild um sich zu schlagen. Der Blindenwärter packt ihn sofort an der Schulter und ermahnt ihn in ruhigem Ton: „Wollen Sie Ihre Blindheit besiegen oder ihr erliegen? Es kommt ganz auf Sie an. Na, also. Wie können Sie jemals mit einem Hund zusammenarbeiten, wenn Sie so unbeherrscht sind?" Der Bursche fällt schlapp in seinen Lehnstuhl zurück und sagt kein Wort mehr.

Der ewigen Nacht zum Trotz

Betty läßt uns Kaffee und Kuchen im Garten unter einem rotflammenden Ahornbaum servieren. Dicht an ihrer Seite sitzt Vicki, die nach der Zuckerdose schielt und von Zeit zu Zeit leise winselt, bis Betty ihr ein Stück Zucker vor die Nase schiebt. „Wie alt sind Sie eigentlich?" fragt mich Betty nach einer Weile. „Ich weiß, daß Sie nicht besonders groß sind, weil Ihre Stimme nicht von sehr hoch oben zu mir kommt. Lassen Sie mich nach Ihrem Alter raten." Sie nennt eine Zahl.

„Stimmt", sage ich, wider Willen beeindruckt.

„Ich glaube, ich weiß auch, wie Sie aussehen", sagt Betty wieder und beginnt mich zu beschreiben — so, wie sie mich vor ihrem inneren Auge sieht. „Stimmt's?" Ich murmle ja und bin etwas verlegen, weil es durchaus nicht stimmt und ich trotzdem ja gesagt habe.

Es ist nämlich gar nicht so einfach, mit Blinden zu reden, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Zu allererst wird mir klar, daß man statt einer Antwort unter keinen Umständen bloß lächeln darf — da wird Betty ungeduldig. „Sind Sie auf den Mund gefallen?" fragt sie mich einmal ziemlich heftig, als ich wieder nur lächle.

Ich habe stets das Gefühl, von Betty beobachtet zu werden: ihre dunklen, ein wenig zusammengekniffenen Augen richten sich bei jedem meiner Worte voll auf mein Gesicht, und als ich einmal in meiner Tasche nach einer Zigarette suche, kommt sie mir zuvor, zieht rasch ein Pack Zigaretten aus ihrem bunten Leinenbeutel und bietet es mir an — in der richtigen Höhe und gerade in Reichweite.

„Feuer?" fragt sie mich, und füllt noch aus einer Tropfflasche Benzin in ihr Feuerzeug, ehe sie es anknipst. Unheimlich ist es auch, als wir einmal die Plätze wechseln und Betty, ohne es zu bemerken, auf meinen Fuß steigt und dort stehenbleibt, bis ich mich endlich — unbemerkt, wie ich glaube — befreien kann. „Aber weshalb haben Sie mir denn nicht gesagt, daß ich Ihnen auf den Fuß getreten bin?" fragt sie mich erstaunt. „Sehen Sie, das ist die unrichtige Art von Mitgefühl mit dem Blinden. Bei mir zu Hause oder in der Redaktion macht man mich auf meine Ungeschicklichkeit aufmerksam." Sie erzählt mir, daß die größten Schwierigkeiten des Blinden gar nicht in seiner begrenzten Bewegungsfähigkeit, sondern im Umgang mit den sehenden Menschen liegen.

„Hier in Morristown werden wir alle tüchtig umgekrempelt", sagt sie. „Hier gibt es kein Verzärteln, keine überflüssige Rücksichtnahme. Aber leider gibt es draußen in der Welt noch genug Menschen, die uns nicht für vollwertig halten und glauben, uns jederzeit mit Glacéhandschuhen anfassen zu müssen." In Morristown lernen die Blinden neben allem anderen auch das richtige Essen, die selbständige Betreuung ihres Körpers und ihrer Kleidung sowie das rasche Erfassen eines unbekannten Raumes mittels Abtastens und Schrittezählens. In psychologischer Hinsicht ist es auch wichtig, daß die Blinden die Gewohnheiten der Sehenden beibehalten oder neu erwerben, um sich von ihnen so wenig wie möglich zu unterscheiden.

„Mein Mann war entsetzt, als ich einmal vergaß, am Abend zu Hause das Licht anzudrehen und im Dunkeln kochte", erzählte Betty. „Im Grunde ist das ja für mich gleich. Aber ich beherzige doch die Ratschläge, die man mir seinerzeit in Morristown gab, und drehe das Licht an, bevor ich einen dunklen Raum betrete, oder ich sehe meinem Gesprächspartner ins Gesicht."

Als Betty durch einen Autounfall das Augenlicht verlor, war sie neunundzwanzig Jahre alt, zwei Jahre verheiratet und Reporterin bei einer großen Zeitung. Sie erzählt: „Die ersten Wochen waren schrecklich. Denn während mein Mann arbeitete, saß ich daheim und grübelte, ob ich das Recht besaß, sein Leben weiterhin an das meine zu ketten. Ich dachte an Selbstmord — doch sogar dazu muß man sehen können, so merkwürdig es klingen mag. Nächtelang zermürbte ich meinen Mann und mich selber durch mein Klagen, schilderte ihm und unseren Freunden das Grauen der ewigen Nacht, in der ich mich befand. Ich war hilflos wie ein Kind. Dann klopfte eines Tages der Mann, der meinem Leben seinen Sinn und Inhalt wiedergab, an meine Tür."

(Schluß folgt in der nächsten Nummer)

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Schriftleitung: Helmut Gärtner. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV.

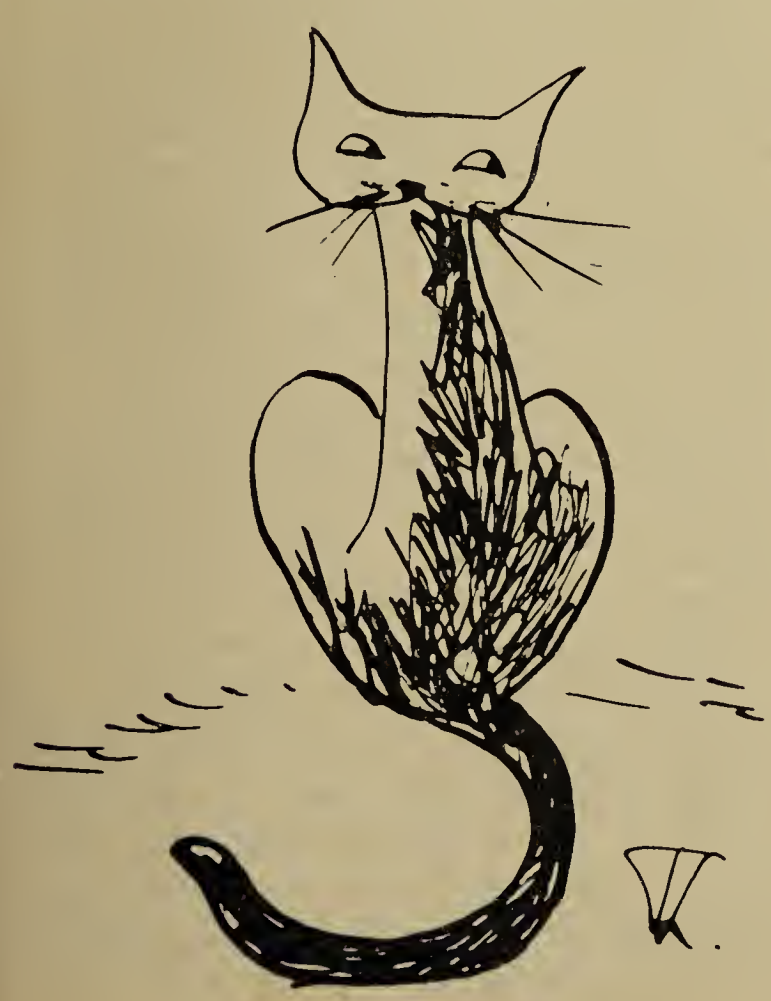
Hymnus an die Katze

von Helmut Butterweck

Die Kinder in der Schule schreiben: „Der Hund bellt“ und „Die Katze kratzt“. Damit ist schon viel über das Wesen dieser beiden Tiere gesagt. Trotzdem wäre zum Lob der Katze noch einiges hinzuzufügen.

Wenn man „Miez, Miez, Miez!“ ruft, dann kommt die Mieze, oder sie kommt nicht. Wenn sie nicht kommt, soll man sie in Ruhe lassen. Sie weiß, was sie tut. Sie zu holen, hätte keinen Sinn. Sie würde kratzen oder sich bei der ersten Gelegenheit davonschleichen. Vielleicht hat sie später Lust, sich kraulen zu lassen. Vielleicht morgen. Jedenfalls läßt sie sich nicht zwingen.

Wenn Sie aber Ihren Hund herbeirufen („Rolf! Rooolf! Hieher, Rolf!“), und er kommt nicht gleich, dann dürfen Sie ihm seine Unfolgsamkeit auf keinen Fall hingehen lassen. Er würde Ihre Nachsicht als Schwäche auslegen und nächstens auch nicht parieren. Er ist nämlich eine Sklavennatur.



Die Katze hingegen ist ein freies Tier. Sie kennt keinen Gehorsam, aber sie weiß, was sich schickt. Wenn man sie

ruft, faßt sie das als einen unverbindlichen Vorschlag auf, als Einladung, die man annehmen oder ablehnen kann. „Bedaure, ich habe jetzt keine Zeit. Wie wäre es in einer halben Stunde?“

Der Hund hat den Zusammenhang mit der Natur verloren. Er hat seine wölfischen Vorfahren vergessen und ist mit fliegenden Fahnen zum Menschen übergegangen, bei dem er sich schweifwedelnd lieb Hund zu machen sucht. Seine Lebensäußerung ist das Gebell. Wenn ein Bekannter an der Tür läutet, bellt der Hund, läutet ein Unbekannter, so bellt er auch. Er bellt bei Tag und Nacht, aus Freude und Kummer, in dunklen und in Vollmondnächten. Mit Vorliebe bellt er an warmen, sonnigen Abenden, aber wenn es einmal morgens stürmt und

schneit, bellt er nicht minder gern. Der Hund verbellt besonders eifrig schlechtgekleidete Subjekte, er hat ein erstaunlich scharfes Organ für alle Nuancen bürgerlicher Verkommenheit und verkörpert in dieser Hinsicht die schlechtesten Eigenschaften seines Herrls.

Ja, es ist wirklich nicht möglich, von der Katze zu sprechen, ohne des Hundes schmähend Erwähnung zu tun. Franz Werfel hat die Polarität dieser beiden Tiere scharfblickend erkannt. In „Stern der Ungeborenen", dem genialen, letzten Buch des Dichters, das so wenige Leute mögen, schildert er eine Zukunftswelt (in 100.000 Jahren), in der alles anders ist. Es gibt keine Meere, keine Gebirge und keine Vögel, keine Bäume, keine Städte, keine Verkehrsmittel und keine Technik mehr, keine Verdauung und keine Verbrechen, und die Hunde haben es gelernt, mit den Menschen Konversation zu machen. Die Katzen aber sind geblieben, was sie immer waren und vollziehen eines Tages als unübersehbare, weiß-braun-rote, gefleckte und getigerte Schar einen großen Exodus aus der Welt des Menschen.

Die Katze hat sich ihre Natur durch die Jahrtausende bewahrt und ist ein kleines Raubtier mit gespannten Sehnen, scharfen Krallen, scharfen Sinnen und einem wachen Instinkt geblieben. Ihr Wesen ist eine herrliche Einheit von völliger Natürlichkeit und künstlerischer Ästhetik. Sie turnt auf den höchsten Gesimsen zwischen vergessenem Geschirr und gefährlich angelehnten Gegenständen lautlos herum, und gibt keinen Laut von sich. Wie ein kleiner Zimmertiger schleicht sie sich an das Ende der Vorhangschnur heran, das ihr vor der Nase baumelt, und mit einem mächtigen Satz, pure Mordlust in den Augen, erledigt sie den Feind zum hundertsten- und tausendstenmal. Selbstzufrieden legt sie sich dann auf einen violetten Polster, wo das Fell besonders gut zur Geltung kommt. Das alles geschieht aber, ganz anders als beim Hund, ohne einen einzigen Seitenblick auf den Menschen.

Es gilt, ein eingefressenes Fehlurteil über das Wesen der Katze zu beseitigen. Es heißt, sie wäre falsch. Sie ist es nicht. Im Gegensatz zum erziehungsfähigen Hund folgt sie jedoch ausschließlich den Gesetzen ihrer eigenen Natur, die sie manchmal in Konflikt mit den menschlichen Moralbegriffen bringen. Man muß sich nur die Mühe machen, die geheimen Triebkräfte ihrer Seele zu erforschen.

Das Zusammenleben mit einer richtigen, unverbildeten Katze gleicht der Gemeinschaft mit einer Geliebten, mit

der man sich so gut versteht, daß Worte unnötig sind. Jeder geht seiner Beschäftigung nach. Hin und wieder blickt man einander voll und prüfend an. Und gelegentlich ist die Katze mit einem kurzen, sicheren Sprung plötzlich da.

Der Hund ist dagegen ein ewig plappernder, Aufmerksamkeit heischender, konversationssüchtiger Hausgenosse.

Ja, es gibt Hundemenschen und Katzenmenschen, dagegen ist nichts zu sagen. Die Hundemenschen ziehen sonntags in die Natur hinaus, wo sie sechs Stunden lang Freiheit in Massen genießen. Sie schwärmen für die Natur, vielleicht, weil sie nicht mehr dazugehören. Abends fahren sie alle auf einmal mit der Straßenbahn in die Stadt zurück, so daß der Waggon aussieht wie eine aufgetriebene Sardinenbüchse.

Die Katzenmenschen hingegen, das sind die, die am Sonntag bis zu Mittag im Bett liegenbleiben, sich von der einen Seite auf die andere drehen und wieder zurück, einmal an einer Semmel und dann wieder an einer Zeitung knabbern — sie sind sich selbst genug.

T. R. kritisiert das vergangene Jahr

Wenn wir das vergangene Jahr an unseren Augen vorbeiziehen lassen, dann ist wohl das wichtigste Ereignis für unser Land die endlich erworbene Unabhängigkeit und Freiheit.

Es war ein historischer Augenblick, als die Vier angesichts der surrenden Kameras der Wochenschau und Photoberichterstatter aus aller Welt einander die Hände reichten.

Könnten wir nur dasselbe von den Vieren im Parlament sagen. Hinter den Kulissen, aber immer noch so, daß man oft genug einen Blick dahinterwerfen kann und die Öffentlichkeit durch die wildesten Gerüchte beunruhigt wird (erst war es die neue Wehrmacht, später die drohende Schillingabwertung), streiten sich die Parteien um Pöstchen und höhere Diäten für Minister und Abgeordnete.

Nicht daß wir es ihnen nicht gönnen würden, nur stimmt es uns betrüblich, wenn wir sehen, daß die Straßenbahner streiken müssen, um eine längst fällige Gehaltsangleichung zu erreichen, wenn die Ärzteschaft den Kampf um ihre Rechte erst im weißen Kittel auf der Straße ausfechten muß, während sang- und klanglos, sozusagen im Handumdrehen, die Diäten der Abgeordneten um siebzig Prozent, die der Minister um fünfzehn Prozent erhöht werden.

Auch die den Vertretern der Zivilblinden schon so lange versprochenen Zuschüsse zu ihrer kärglichen Rente fallen in dieses gewiß nicht erfreuliche Kapitel.

Nun, wenden wir uns von der Politik dem nicht erfreulicheren kulturellen Leben zu.

Daß Abgeordnete die ihnen zur Eröffnung des Burgtheaters zustehenden Karten verfallen ließen, kann man eventuell noch entschuldigen (ist der Weg von Vorarlberg nach Wien doch sicher weiter, als der einer Studienkommission, die die schwyzerische Wehrmacht inspizierte); daß die Preise der Staatsoper für den Durchschnittsverdiener kaum erschwingbar sind, das ist ein Thema, über das man nicht so schnell hinwegsehen soll. Die Oper und das Burgtheater wurden, wie uns von höchster Stelle immer wieder versichert wird, aus unseren Steuergeldern erbaut und werden auch aus denselben Steuergeldern erhalten.

Ein Stehplatz kostete im Theater an der Wien vier Schilling, in der wiedererbauten Oper zehn Schilling.

Oder sollten die erhöhten Straßenbahntarife sich auch auf die Preise der Bundestheater ausgewirkt haben?

Nun, vielleicht kommt der Tag, wo die verantwortlichen Stellen zur Einsicht gelangen, daß Oper und Burgtheater nicht nur aus des Volkes Steuer wiedererbaut wurden, sondern auch fürs Volk da sind.

Dasselbe gilt auch für das österreichische „Wirtschaftswunder". Wir lesen, hören und lassen uns durch die Statistiker immer wieder über die wunderbaren Erfolge auf dem Gebiet der Produktionssteigerung, Rentabilität und erzielten Einsparungen berichten. Leider merken wir nicht viel davon, denn wundern können wir uns lediglich über das Hinaufklettern der Preise. Um zu diesen Erkenntnissen zu gelangen, bedarf es keines (ohnehin schon abgewürgten) Watschenmannes. Auch er ist ein für Österreich typisches Beispiel.

Nun, wir wollen uns nicht ärgern, sondern versuchen, auch ins neue Jahr, wie schon so oft, nicht rot, sondern rosarot durch die bewußte Brille zu schauen.

Euch, liebe Leser, wünscht das Allerbeste bis zur nächsten Nummer, in der er sich ausführlicher mit den Tagesereignissen beschäftigen wird, Euer T. R.

Aufblick

Die Nacht, die sich so tief herabgesenkt
Sie wich von mir
Gott gib mir Kraft und Stärke
Daß ich den Weg auch richtig finde

Und draußen rauscht befreit
Der Regen aus den schweren Wolken
Und spendet Frucht der Erde
Aufsaugt sie rasch das Naß

Damit die Ähren, schwer von Früchten
Dem Menschen Brot —
Dem Bauer Müh' und Arbeit geben
Und vollbelad'ne Wagen talwärts ziehen

So wie der Boden braucht das Naß
Das Leben spendet
So braucht des Menschen Herz
Verstehen und auch Nachsicht

Es soll mir nicht verhärten
Und gleich dem Steine
Fühllos und kraftlos werden
Fruchtlos wie Schotterboden

Du Bruder, tu das Deine
Und gib dem Nächsten das
Was Du empfangen möchtest —
Willst Du den Schatten gleichen.

Peter Weiß

Ein Freund und Helfer seiner Leidensgenossen:

ROBERT VOGEL

Es ist stets ungemein ermutigend, wenn man einem Menschen begegnet, der trotz schwersten Schicksalsschlägen das Leben voll und ganz bejaht. So ein Mensch ist auch Kollege Robert Vogel, der Obmann der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs", welcher ungeachtet seiner nahezu völligen Blindheit sein Dasein nutzbringend gestaltet und ausfüllt.

Als Sohn armer Eltern am 3. Juli 1909 in Hernals geboren, hegte er schon in seiner Bubenzeit den sehnlichsten Wunsch, Arzt zu werden. „Daß man als Arzt dem leidenden Mitmenschen helfen kann, ließ mir diesen Beruf als den schönsten erscheinen" erzählt Obmann Vogel, dem ich in seinem Arbeitszimmer in dem stattlichen Vereinshaus in der Singrienergasse gegenübersitze. Kollege Vogel, der sehr lebendig und humorvoll zu plaudern weiß, fährt nun fort: „Das bescheidene Einkommen meines Vaters reichte knapp aus, unsere vielköpfige Familie vor Hunger zu schützen, ich hatte noch sechs Schwestern und so mußte mein Studium unterbleiben, denn ich konnte nur die Volks- und Bürgerschule besuchen.

Im Alter von 14 Jahren, just an meinem Geburtstage, trat ich als Praktikant, auf wienerisch „Budlhupfer" genannt, bei der Del-Ka AG. ein. Glückstrahlend nahm ich nach zwei Wochen mein erstes Lohnsackerl in Empfang, um es voll Stolz meiner guten Mutter einzuhändigen. Die Arbeit machte mir großen Spaß und ich freute mich, daß es mir bald gelang, die Achtung meiner Vorgesetzten zu erwerben. Ich hoffte, mich durch entsprechende Leistungen in der Firma emporzuarbeiten und so meinen Eltern dereinst eine Stütze sein zu können. Mein Glück sollte aber nicht lange dauern. Es war in der Silvesternacht 1927/28, wir waren mit der Inventur beschäftigt, als ich plötzlich bemerkte, daß mein Sehvermögen nachzulassen begann. Anfänglich legte ich dieser Sache keine besondere Bedeutung bei. Als dieser Zustand aber einige Tage andauerte, begann ich unruhig zu werden. Ich suchte einen bekannten Augenarzt auf, der mir rundweg erklärte, daß ich mit meiner völligen Erblindung zu rechnen habe. Das war nun für mich und meine Familie ein furchtbarer Schlag — was sollte jetzt aus mir werden? In der Hoffnung, daß mir mein Augenlicht doch noch gerettet werden könnte, suchte ich mehrere angesehene Spezialisten auf, doch keiner von ihnen vermochte mir zu helfen.

Ich war sehr niedergeschlagen und es dauerte lange, bis ich mich mit dem Gedanken vertraut machte, für immer zu erblinden. Ein halbes Jahr verbrachte ich im Blindeninstitut „Hohe Warte", wo ich die Brailleschrift erlernte.

Unser Gespräch erfährt eine kleine Unterbrechung, da der Abteilungsleiter der Verkaufsabteilung, Herr Dkfm. Car, dem Geschäftsführer Vogel einige Schriftstücke zur Unterschrist vorlegt. „Und was haben Sie nach Ihrem Aufenthalt auf der ‚Hohen Warte' unternommen?" erkundige ich mich jetzt. Herr Vogel lächelt ein wenig. „Ich wollte halt um jeden Preis zum Verkäuferberuf zurückkehren. Welche Firma wäre aber damals bereit gewesen, einen Blinden in ihre Dienste zu nehmen?" „Aber in dieser Einstellung hat sich doch seither manches zugunsten der Blinden geändert" wende ich ein. „Gewiß", bestätigt Obmann Vogel mit Nachdruck, „es gibt heute eine stattliche Reihe

von Blinden, welche die verschiedensten Berufe zur vollsten Zufriedenheit ihrer Dienstgeber ausüben. Mir war damals allerdings klar, daß, wenn ich dem Kaufmannsberuf treu bleiben wollte, ich dies nur als selbständig Erwerbstätiger durchführen könnte. Mit Hilfe meines verehrten Vorgängers, des Gründers der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Kollegen Jakob Wald, konnte ich im Mai 1929 in der damaligen Stadionmarkthalle (dem heutigen Forumkino) einen Stand für Blindenerzeugnisse eröffnen. Eine meiner Schwestern stand mir hilfreich zur Seite; doch entsprach der Geschäftsgang wegen zu geringer Frequenz dieser Halle nicht meinen Erwartungen.

Schon 2 Monate später eröffnete ich ein ähnliches Geschäft in Ottakring. Der große Kreis meiner Freunde, Bekannten und Kollegen war treulich bemüht, den Aufbau meiner neuen Existenz zu fördern. Drei Jahre später lernte ich ein liebes Mädl kennen, das drei Jahre später meine Frau wurde. Alles ging gut bis zum Jahre 1938, das für meine Familie und mich eine furchtbare Wende brachte." Kollege Vogel ist plötzlich sehr ernst geworden. „Nachdem sich mein Aufenthalt in Wien immer unleidlicher anließ und mein Geschäft zwangsweise geschlossen worden war, plante ich Österreich zu verlassen. Zuerst versuchte ich nach Dänemark zu flüchten, was mir mißlang. Daraufhin sann ich auf andere Möglichkeiten, meine Heimat zu verlassen." Ich horchte verwundert auf. „Wieso war es Ihnen denn möglich, als hilfloser Blinder eine Flucht zu wagen?" Kollege Vogel holt tief Atem. „Was blieb mir denn schon andres übrig? Ich hatte kein Heim mehr und keine Existenz. Am 27. November überschritt ich die deutsch-holländische Grenze und ließ mich in der niederländischen Residenz ‚Den Haag' nieder. Ich fühlte mich dort sehr geborgen und ließ einige Monate später meine Frau und mein acht Monate altes Söhnchen nachkommen. (Über meine Flucht werde ich in einer späteren Nummer berichten.) Das holländische Flüchtlingskomitee übernahm in vorbildlicher Weise die Sorge für unseren Unterhalt." „Und blieben Sie unbehelligt, als die Deutschen in Holland einmarschierten?" wende ich mich nun an mein Gegenüber. Was nun Kollege Vogel zu berichten hat ist ernst genug. Er war mit seiner Familie Schikanen ausgesetzt, man brachte ihn sogar in ein Konzentrationslager, doch gelang es seinem Mut und seiner Beredsamkeit, dieser Hölle wieder zu entrinnen und zu seiner Familie zurückzukehren. Wiederholt wird unsere Unterhaltung durch das Läuten des Telefons unterbrochen.

Mit der Befreiung Hollands im Mai 1945 brach auch für Robert Vogel und seine Familie eine bessere Zeit an. Keine Unterdrückung, keine Not war imstande gewesen, den Lebenswillen dieser Kämpfernatur zu beugen.

Bald fand er auch wieder Arbeit und Verdienst; er sah sich vor einem glücklichen Aufstieg in seiner zweiten, ihm so lieb gewordenen Heimat. Doch schließlich gab er dem Drängen seiner zahlreichen Wiener Freunde nach und kehrte mit seiner Familie, der sich inzwischen eine Tochter zugesellt hatte, in seine Vaterstadt zurück. Im Frühjahr 1948 übernahm Herr Vogel eine leitende Stelle in der Hilfsgemeinschaft und wurde einige Monate später mit der Führung der Verkaufsabteilung betraut.

Zum Abschluß berichtet Kollege Vogel von einer heiteren Begebenheit, die er als Blinder erlebte:

„Einmal ging ich in Holland mit dem kleinen Buben eines Freundes spazieren. ‚Onkel Robert', bettelte dieser, ‚kauf mir doch ein Eis.' Da es knapp vor dem Mittagessen war, schlug ich seine Bitte ab. ‚Onkel Robert, kauf mir doch ein Eis', bettelte er wieder und als ich ablehnte, blieb er stehen und sagte entschlossen: ‚Wenn du mir jetzt kein Eis kaufst, lasse ich dich hier stehen, du kannst doch nicht allein gehen.'"

Blau

Auch ihnen erstrahlte das Licht der Weihnacht

Am 21. Dezember war für unsere blinden Mitglieder ein großer Tag. Fand doch, wie alljährlich um diese Zeit, die Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten statt.

Damit auch ein breiterer Kreis unserer Freunde und Gönner an diesen Feierstunden teilnehmen konnte, hatten wir den Festsaal des „Bayrischen Hofes" gemietet, und wir dürfen feststellen, daß der Besuch alle unsere Erwartungen bei weitem übertroffen hat.

Einige Minuten nach 15 Uhr wurde die Feier mit Franz Schmidts Vorspiel zu „Notre Dame" eröffnet.

Anschließend hielt unser verehrter Kollege, Herr Obmann Vogel, ein kurzes Referat, in dem er auch über die Wünsche und Anliegen der Blinden sprach und einen Überblick über das Vereinsleben des abgelaufenen Jahres gab. Er dankte ferner allen Freunden und Gönnern für ihre nimmermüde Hilfsbereitschaft und sprach die Hoffnung aus, daß auch im nächsten Jahre der Kontakt zwischen Sehenden und Blinden ein möglichst enger bleiben möge.

Reicher Beifall dankte ihm für seine tiefempfundenen Ausführungen.

Daraufhin wurde das G-Dur-Imprumptu von Franz Schubert zum Vortrag gebracht. Franz Novak, ein hochbegabter blinder Pianist, hat diesem Werk tiefes Verständnis entgegengebracht. Lebhafter Beifall bedankte seine Darbietung.

Darauf folgte die Rezitation einer Ballade, gesprochen von der greisen blinden Schauspielerin Lina Lang.

Ausgezeichnet auch Dr. Keinrad und Frau Else Bariny, die eine Sonate von Corelli brachten.

Sonja Vogel, als Weihnachtsengel von den verschiedensten Lichteffekten umstrahlt, rührte die Anwesenden mit einem festlichen Weihnachtsgedicht.

Der Blindenchor sang als Abschluß „Stille Nacht, Heilige Nacht".

Anschließend wurden die sehenden Angestellten der Hilfsgemeinschaft für ihre aufopfernde Tätigkeit geehrt, als kleiner Dank wurden ihnen verschiedene nützliche Weihnachtsgeschenke überreicht.

Eine gute Jause wird serviert, angeregtes Plaudern und Lachen erfüllt den Saal.

Der Höhepunkt der Feier war aber doch die Bescherung der blinden Mitglieder, die anschließend an die Jause erfolgte.

Schokolade, Zucker und viele andere Lebensmittel konnten dank der Hilfe unserer Freunde verschenkt werden. Auch ein Textil-

paket mit Frottierhandtüchern und ähnlichen nützlichen Dingen und ein Bargeldgeschenk wurde jedem Mitglied überreicht. Dank der großen Gebefreudigkeit unserer sehenden Mitmenschen konnte jedem Mitglied ein Lebensmittelpaket im Wert von S 80.—, ein Textilpaket (S 80.—) und S 200.— in bar überreicht werden. Unseren Blinden in der Provinz wurden die gleichen Geschenke mit der Post zugesandt. Schon vor Weihnachten war es uns möglich gewesen, fast allen Mitgliedern 150 Kilogramm Kohle und einen Bund Holz kostenlos ins Haus zuzustellen. Die Gesamtkosten unserer Weihnachtsbescherung und Brennstoffaktion betrugen 135.000 Schilling. Wir danken allen unseren Gönnern für ihre Hilfsbereitschaft.

Aus dem Tagebuch eines Neo-Existentialisten

Im Dezember:

Heute erwachte ich und wußte plötzlich, was ich war. Ein Neo-Existentialist!

Gleichzeitig mit diesem Wissen drängte es mich auch, meine Erkenntnis den anderen zu übermitteln. Früher einmal hätte man darüber gesprochen: zu seiner Frau, zur Hausbesorgerin, zum Bürovorstand oder zum Beichtvater. Aber das ist nicht zeitgemäß.

Denn heute — und das gehört bereits zur Neo-Existenz — schreibt man darüber. Vorgestern war noch das Sprech-Zeitalter. (Siehe auch „Talkies", die „Sprech-Filme", lies Tonfilme.) Gestern noch war es hingegen die Periode des Sehens, das goldene Zeitalter der Voyeurs. (Siehe auch „Cinemascope", was, wörtlich übersetzt, vom „Sehen im Kino" kommt! A propos, weshalb ging man eigentlich vor Erfindung des Cinemascopes ins Kino?) Heute ist also das Schreiben wieder in kulturellen Schwung gekommen. Wie im Biedermeier. Und alle Biedermänner, die den Griffel einmal halten gelernt haben, setzen sich hin und schreiben sich ihre Lebensnöte auf Büttenpapier herunter. Und erst recht die Frauen! Sobald sie wieder einmal eine Affäre hinter sich gebracht haben, wird ein Frauenroman daraus. Auch wenn der Anlaß nicht so großartig war, auch wenn die Sache gar nicht so außergewöhnlich zuging — für tausend Seiten Lebendgewicht reicht es noch immer! Nun multipliziere man einmal die Anzahl der Frauen mit der möglichen Anzahl von Liaisons in einem Kalenderjahr. Dann vergleiche man das Resultat mit den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt (Abteilung Belletristik). Die Rechnung stimmt!

Nach einer Stunde (noch immer im Dezember):

Wir begreifen es ja, daß jeder, der in der Schule schreiben gelernt hat, nun diese Fähigkeit auch vor sich selbst unter Beweis stellen will. Sogar, daß er sie auch den anderen zeigen will, ist allzu entschuldbar. Demzufolge wird das auch allgemein akzeptiert. Die Zeitungen füllen ihre Sauregurkenzeiten mit Leserbriefen und Stimmen aus dem Publikum, ohne sich mit deren Meinung zu identifizieren, obwohl sie sich dadurch manchen Nachrichtenapparat ersparen. Mißgünstiger ist da schon der Berufsschreiber. Das ist jemand, der das Schreiben als seine Berufung ansieht, weil er es als Beruf ausübt. Wenn irgend einer schreiben darf, dann sind es also die Autoren, sagen sie. Und wenn überhaupt irgend jemand (von den Autoren) schreiben kann, dann ist es der jeweilig Befragte selbst. Sagt er. Soweit ist also die Situation geklärt.

Eine Minute später (Dezember):

Aber wurde nicht eben festgestellt, daß heute alle schreiben dürfen? Weil alle schreiben können? Man wird doch nicht den Analphabetismus züchten wollen! Das dürfen doch selbst die Autoren nicht verlangen, die dann keiner mehr lesen würde, weil er sie nicht mehr lesen könnte. Na also!

Mitten in der Nacht (im Dezember):

Es hat mich nicht ruhen lassen. Zuviel ist noch zu sagen. Zuviel ist ungeklärt. Zuviel ungeschrieben.

Im „Gebe-Raten-Gasbrandofen" summt schaurig der Wind, die Knochen knistern außerhalb des Strahlungsbereiches, und die Meteorologische Zentralanstalt hat sich vor meinen Fenstern geirrt: sie hat Schönwetter prophezeit. Und es schneit.

Aber wichtiger ist die Frage, warum ich nicht niederschreiben solle, was ich mir über den Neo-Existentialismus zusammengedacht habe. Wohin käme man denn, wenn gleich zu Beginn einer Abhandlung das Gebot stünde: du sollst nicht abhandeln!

Wenn einer, der aussagen will, nichts sagen darf, einer, der schreiben will, daran von der Konkurrenz gehindert wird?

Da muß irgendwo der Haken sein, an dem sich der Wurm krümmt, der in des Pudels-Kern-Gehäuse steckt.

Noch immer im Dezember:

Der Morgen ist angebrochen. Ich sehe es in meiner Aschenschale, die voll von „Tschikn" ist. (Ist das wirklich der Plural? Wenn ich weiter schreiben will, muß ich mir wirklich einen „Duden" kaufen. Aber dort steht's ja auch nicht drin!) Außerdem merke ich es daran, daß die Sonne aufgehen wird, weil die Gemeinde schon die Straßenbeleuchtung ausgehen läßt. Der schwarze Kaffee nützt auch nichts mehr. Trotzdem muß die Frage geklärt werden. Jetzt oder nie. Ja, wo waren wir?

Richtig: die Frage ist zu klären, warum nicht jeder schreiben darf, der, wie ich, eine Erkenntnis (die ihm im Schlafe der gestrigen Nacht gekommen ist) der Mitwelt mitteilen will? Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe. Was mir gegeben wurde, will ich weitergeben. Das ist doch ganz natürlich. Wer will mich daran hindern?

Die Autoren, jetzt weiß ich's! Und wie? Nun ja, sie können mich z. B. verreißen. Aber dazu müßte ich erst gedruckt sein. Warum bin ich noch nicht gedruckt? Weil ich dazu erst etwas geschrieben haben müßte! Und warum habe ich noch nichts geschrieben?

Wer hilft mir, diese Frage zu lösen?

Sie ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

Wenig später (noch immer im Dezember):

Vielleicht sollte ich mich organisieren lassen. Man hört so viel von Dach- und Fachorganisationen, die alles unter Dach und Fach bringen: Menschen, Berufe, Posten, Manuskripte. Vielleicht sollte ich mich wirklich einer Berufsvereinigung anschließen, ehe ich zu schreiben beginne. Dem Pen-Club, der immer so schöne Feste gibt. Oder einer der demokratischen Autorenorganisationen, die entweder links oder rechts soviel für den Mittelständler tun? Soweit er ihr Mitglied ist.
Ich glaube wirklich, das ist der sicherste Weg. Es wäre ja schade um jedes ungedruckte Wort. Schade um den Kugelschreiber, wenn ich ihn ungenützt abnützte. Schade um mein Gehirnschmalz, das ich zusetze, wenn ich nicht weiß, in welchem Verlag oder bei welcher Zeitung es brutzeln wird! Das beste ist wirklich, ich lasse mich organisieren, ehe ich zu schreiben beginne.

Im Kaffeehaus (im Dezember):

Komisch, wie einfach die Lösung der kompliziertesten Dinge immer ist, wenn man ins Café geht. Es kann natürlich auch ein Espresso sein. Wichtig ist nur, daß man dort ungestört die Zeitung lesen kann. Auch mir ging es in meinem schwerwiegenden Konflikt nicht anders. Die Überfülle der Themen, ihre lässige Behandlung hatten in mir schon jene fruchtbare Unruhe erzeugt, die bekanntlich dem schöpferischen Akt immer vorauszugehen pflegt. Bis dann — aber das muß ich genauer schildern: Schon hatte ich den Leitartikel überschlagen, die Tagesneuigkeiten überflogen und die kulturellen Anliegen übergangen; schon wollte ich mich mit geballter Aufmerksamkeit den Inseraten zuwenden und mich mit dem Gedankenkauf eines fast betriebsneuen Achtzylinders befassen, ja — freilich gleichfalls nur in Gedanken! — mich der Möglichkeit eines dauerhaften Eheglücks an der Seite einer nur wenig abgenützten Gattin zuwenden, als mein Blick auf den Romanteil fiel.

Man weiß, wie sehr der Zeitungsroman dem jeweiligen Blatt den Rücken steift und die Auflagenhöhe jeweilig festsetzt. Ich habe das nie begriffen. Aber nun sah ich den Titel eines Erfolgfilms und darunter die bescheidene Anmerkung:

„Nach dem gleichnamigen Film als Fortsetzungsroman zusammengestellt", wobei ich vergeblich nach dem Namen des Autors suchte. Er tat nichts zur Sache. Wichtig war nur die Titelheldin. Wie richtig! Sie hatte eine berühmt anämische Erscheinung und ihr Auftreten hatte die große Wandlung im Zeitgeschmack der überfüllten Busen herbeigeführt. Das wußte der Dichter und wiederholte mit beredten Worten, was jeder schon gesehen hatte! Auch in allen anderen Zeitungen fand ich ähnliche Filme, die schriftlich erweitert worden waren. Kein Zweifel! Man schrieb wieder! Man schrieb über das, was man gesehen hatte! Das Zeitalter des Sehens (siehe Cinemascope) war dem Zeitalter des Schreibens (siehe Filmroman) gewichen! Die neueste Zeit war angebrochen, in der nicht nur jeder schreiben konnte, sondern sogar schreiben können mußte!

Noch immer im Dezember:

Jetzt weiß ich, daß auch ich schreiben darf! Aber worüber?
Das habe ich inzwischen vergessen. M. P.

Die Zivilblinden und ihr Pflegegeld

In den frühen Morgenstunden des 14. Juni 1955 bot sich den Passanten der Ringstraße ein ungewohnter Anblick. Obgleich es in Strömen regnete, strebten Tausende von Zivilblinden, geführt von ihren Begleitpersonen oder ihren treuen Führerhunden, dem Parlament zu. Was bewog diese Menschen, bei dem abscheulichen Wetter auf die Straße zu ziehen und dort stundenlang auszuharren? Neugierig geworden, knüpften wir mit einigen von ihnen ein Gespräch an und erfuhren, daß es sich um eine Massenkundgebung der österreichischen Zivilblinden handelte.

„Schon seit Jahren", berichtete einer der Blinden, „bemühen wir uns um die Erlangung einer Ausgleichsrente, wie sie den Kriegsblinden auf Grund der Kriegsopferversorgung vom Staate gewährt wird." „Meinen Sie damit diese Rente, welche als sogenannter Härteausgleich ohne Rücksicht auf sonstiges Einkommen den Blinden bereits in den meisten europäischen Ländern zugestanden wird?" Der blinde Mann nickt: „Ja, darum geht es eben, denn es ist eine bekannte, aber auch eine von den maßgebenden Stellen bereits anerkannte Tatsache, daß die Blindheit wesentlich höhere Lebenshaltungskosten verursacht. Wir können doch nichts dafür, daß wir das furchtbare Unglück hatten, blind geboren zu werden oder in späteren Jahren das kostbare Gut, unser Sehvermögen, verloren zu haben.

Wenn die meisten von uns sehr geschickte Menschen sind, so sind sie doch sehr häufig auf die Hilfe Sehender angewiesen und diese Hilfeleistung kostet Geld. Für diese Mehrauslagen verlangen wir eben das Blindenpflegegeld." „Da werden Sie sich doch schon früher mit den maßgebenden Stellen ins Einvernehmen gesetzt haben?" Eine blinde Frau mischt sich in unser Gespräch: „Freilich haben wir das getan, aber leider haben wir bis jetzt nichts ausgerichtet. Seit Jahren machen wir die zuständigen Stellen aufmerksam, doch ist es noch nicht gelungen, ein positives Ergebnis zu erzielen. Wenn man wüßte, was es heißt, blind zu sein und mit einem kärglichen Einkommen sein Leben fristen zu müssen, so hätte man uns sicherlich schon längst geholfen!" — „Aber man hört doch immer wieder, daß die Bevölkerung zu Sammlungen für die Blinden aufgerufen wird", werfen wir nun ein. „Oh, die Bevölkerung ist ja gebefreudig", erwiderte der Mann, ein Funktionär, „aber schließlich wollen die Blinden nicht von Almosen leben, sondern Empfänger einer gesetzlich verankerten Rente sein, die allein es ihnen ermöglichen kann, ein menschen-

würdiges Dasein zu führen." „Und scheitern Ihre Forderungen vielleicht an der Armut unseres Staates?" Die Antwort, welche wir nun erhalten, beweist, daß diese Menschen nicht nur die Schwierigkeiten ihres Lebens zu meistern verstehen, sondern sich darüber hinaus mit den aktuellen politischen und wirtschaftlichen Fragen vertraut gemacht haben. Der Wunsch nach Gewährung eines Blindenpflegegeldes besteht schon seit der Wiedererrichtung unserer Heimat, daß aber mit Rücksicht auf die schweren finanziellen Belastungen unseres Staates große Geduld geübt worden war, in der festen Hoffnung, daß eine wirtschaftlich bessere Lage die Erfüllung der berechtigten Wünsche bringen werde. „Man spricht soviel vom Sozialstaat Österreich", meint die blinde Frau, „und da glauben wir, daß man dies doch nicht besser beweisen könnte, als an uns, der verhältnismäßig kleinen Gruppe Zivilblinder." Aus einem Lautsprecherwagen ertönt die Stimme eines Sprechers der Blinden, der den Passanten die Gründe erläutert, die zu dieser nicht alltäglichen Kundgebung Anlaß gaben. In das taktmäßige Klappern der vielen weißen Stöcke hinein mischen sich immer wieder die Rufe der Blinden: „Heraus mit dem Blindenpflegegeld — die Regierung muß den Zivilblinden endlich helfen." Der gesamte Straßenverkehr steht still, der lange Zug schwenkt, von der Bellaria kommend, zum Parlament ab. Eine Abordnung der Blinden begibt sich in das Gebäude der Volksvertretung, um den politischen Parteien nochmals in eindringlicher Form die Wünsche der Blindenschaft bekanntzugeben. Überall findet die Abordnung vollstes Verständnis und es wird ihr die Zusicherung gegeben, daß sich die politischen Parteien für die Forderungen und für deren Verwirklichung einsetzen werden. Um 12 Uhr ist für die Abordnung ein feierlicher Augenblick gekommen. Der Herr Bundeskanzler hat die Delegation zu sich gebeten und läßt sich von den Wortführern eingehend über die Angelegenheiten berichten. Sehr beeindruckt von den Ausführungen der verschiedenen Sprecher erhebt sich der Regierungschef und gibt das ausdrückliche Versprechen ab, in Anbetracht der Berechtigung der Forderungen der Zivilblinden sich tatkräftig für deren Verwirklichung zu verwenden. Beglückt und voll Zuversicht kehrt die Abordnung zu den vor dem Parlament wartenden Blinden zurück. Obgleich es noch immer in Strömen gießt, harrten sie geduldig aus. Wieder erklingt die Stimme des Wortführers über den Lautsprecher. Es war wirklich eine Freudenbotschaft, die hier verkündet wurde: „Der Herr Bundeskanzler persönlich wird sich unserer Sache annehmen!" Ein wahrer Orkan des Jubels braust auf. Endlich, endlich scheint der Tag gekommen zu sein, welcher den Zivilblinden Hoffnung auf sorgenfreieres Dasein bietet.

Seit jenem denkwürdigen Tag, an dem die österreichischen Blinden aus allen Teilen unseres Landes nach Wien geströmt waren, sind mehr als sechs Monate vergangen. Vor einigen Tagen begegneten wir einem der Blinden, mit dem wir anläßlich der Kundgebung gesprochen hatten. Wir fragten, ob die Zivilblinden ihr Pflegegeld, für dessen Erlangung sie damals demonstriert hatten, schon bekämen. Wir waren sehr erstaunt, eine verneinende Antwort zu erhalten. Es erscheint unglaublich, daß unser soziales Österreich, das auf dem Gebiete des Wohlfahrtswesens immer führend war, nicht gewillt sein sollte, durch entscheidende gesetzliche Maßnahmen die schweren Lebensbedingungen seiner blinden Bürger erträglicher zu gestalten. „Und was gedenken ihre Interessenvertretungen jetzt zu unternehmen?" fragen wir den blinden Mann. „Wir werden nicht eher ruhen, bevor wir unser Ziel erreicht haben!" entgegnet der Befragte.

„Wir wissen genau, daß die österreichische Bevölkerung für unsere berechtigten Wünsche und Forderungen vollstes Verständnis besitzt und uns jederzeit unterstützen wird."

Auflösung der Rätsel von der vorletzten Umschlagseite:
Apfel / Kohl-Kohle / Radi-Radio

Blindheit, die Reichtümer birgt

Irgendwann in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts saß in Tuscumbia, einer Stadt im nördlichen Alabama am Golf von Mexiko, ein flachsblondes kleines Mädchen auf der Veranda eines Hauses. Dieses Haus war im typischen Stil der amerikanischen Südstaaten erbaut, es lag in einem großen, romantischen Garten, in dem es ein kleines Gartenhaus und herrlich duftende Rosen gab und unterschied sich äußerlich nicht wesentlich von den anderen Häusern in der Straße und in der Stadt. Auch das Mädchen auf der Veranda sah auf den ersten Blick nicht anders aus, als alle seine Altersgenossinnen von Tuscumbia.

Es folgte seiner Mutter, wenn sie bei der Hausarbeit kreuz und quer durch die Räume ging, saß auf der Veranda, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen oder es tollte mit einer kleinen Negerin im Garten herum. Hin und wieder trat die Mutter besorgt vor die Tür. Die kleine Helen war nämlich manchmal so ausgelassen und wild, daß man nur schwer mit ihr fertig wurde und die kleine, farbige Martha Washington war oft genug das Opfer ihrer Temperamentsausbrüche, obwohl sie sich der Tyrannei willig fügte. Ein Außenstehender hätte das Spiel der beiden Kinder schon sehr genau beobachten müssen, um festzustellen, daß bei der kleinen Helen etwas nicht stimmte: Sie war blind. Das wäre nichts Besonderes gewesen, denn es gab damals wie heute viele blinde Kinder in den Vereinigten Staaten und auf der ganzen Welt. Für Helen Keller allerdings war die Welt nicht nur dunkel, für sie war sie auch stumm, denn Helen hatte nicht nur das Augenlicht, sondern auch das Gehör verloren. Daß sie trotzdem Bildung erwarb, daß sie ein reiches, volles Leben leben und zehntausenden Menschen in allen Ländern Trost spenden durfte, verdankt sie ihren hervorragenden Geistesgaben und ihrer Willenskraft.

Helen Kellers Aufstieg ist so wunderbar, daß Mark Twain, der berühmte amerikanische Dichter, begeistert ausrief: „Die größten Wunder des neunzehnten Jahrhunderts sind Napoleon und Helen Keller!“ Das neunzehnte Jahrhundert war wahrlich reich an Wundern. Helen Keller aber ist es gelungen, zwei Ziele zu erreichen, die auch Sehenden nur sehr selten zugleich zufallen: Aus einem unglücklichen, hilflosen Geschöpf wurde eine glückliche und weltberühmte Frau!

Wenn man ihre Lebensgeschichte betrachtet, drängt sich einem der Eindruck auf, daß Helen Keller von Anfang an zu Großem bestimmt war, dazu, durch eine große Willensleistung für viele Unglückliche Trost und Vorbild zu werden. Schon als Baby brachte sie ihre Umwelt zum Staunen, denn als sie mit neunzehn Monaten von einer akuten Unterleibs- und Gehirnentzündung befallen wurde, konnte sie bereits ausgezeichnet laufen und sprechen. Es ist, als hätte das schwache Körperchen den Anforderungen des allzu mächtigen Geistes nicht standgehalten. Jedenfalls wurde Helen Keller, als alle Ärzte sie schon aufgegeben hatten, wie durch ein Wunder gesund — doch die Umwelt war für sie in ewiger Finsternis und Stille versunken.

Um so größere Bedeutung gewannen für Helen warmer Sonnenschein, kosender Wind, der Duft und die Zartheit der Blüten und die Kühle des rieselnden Meeressandes. Helen lernte bald, sich im Haus und Garten mit großer Sicherheit zu bewegen. Sie war nicht einsam, sondern ersann eine primitive Zeichensprache und war gleichaltrigen Gefährten trotz ihrer Hilflosigkeit überlegen. Da sie nicht mehr hören konnte, hatte sie auch das Sprechen bald verlernt. Einige Zeit nach der Krankheit konnte sie noch, wenn sie Durst hatte, mit Mühe das Wort „Tee!“ hervorstoßen, jahrelang blieb Wasser für sie „Wa!“. Sie vergaß, daß sie einst sprechen konnte, nur manchmal fiel ihr auf, daß sich die Erwachsenen auf irgendeine einfache, rätselvolle Art verständigten, dann versuchte sie, es ihnen gleichzutun, stieß unartikulierte Schreie aus, stampfte zornig auf

den Boden und schrie schließlich bis zur völligen Erschöpfung. An ihren Puppen, die sie über alles liebte, waren ihr die Augen das Liebste; eine Puppe, deren Augen sie nicht greifen konnte, liebte Helen Keller nicht. Einmal machte sie ihrer Mutter mit heftigen Gebärden verständlich, sie möge ihr an eine Puppe, die ihr Reisende auf einer Eisenbahnfahrt aus Tüchern gebastelt hatten, riesige Mantelknöpfe als Augen annähen. Ein andermal machte sie vergebliche Versuche, ihrer alten Hündin Belle die Zeichensprache beizubringen. Manchmal konnte sie eine teuflische Bosheit an den Tag legen und Puppen und Einrichtungsgegenstände zertrümmern; als sie den Gebrauch des Schlüssels erlernt hatte, schloß sie ihre Mutter in die Speisekammer ein, dann freute sie sich drei Stunden lang über das wütende Pochen an der Tür, das ihr verfeinerter Tastsinn als vibrierende Luftschwingung empfand.

Sprechen lernen, Laufen lernen, die Kinderkrankheiten, das erste selbständige Ausgehen, das sind die Ereignisse, nach denen man die Kindheit der meisten Menschen einteilt. In Helen Kellers Kindheit gibt es nur zwei markante, große Ereignisse: Die Erblindung und die Begegnung mit Fräulein Anne Mansfield Sullivan. Schon Dr. Howe, der 1876, vier Jahre vor Helen Kellers Geburt, gestorben war, hatte ein Unterrichtssystem für Taubstumme erfunden, schon die 1829 geborene taubstumme, blinde Laura Bridgeman hatte so etwas wie eine Erziehung genossen. Eines Tages fühlte die siebenjährige Helen Keller, als sie, wie so oft, auf der Veranda des väterlichen Wohnhauses saß, daß sich jemand näherte. Sie hielt diesen Jemanden für ihre Mutter, aber fremde Hände hoben sie auf und trugen sie ins Haus. Es waren die Hände Annes, die selbst lange Zeit blind gewesen war und nun die kleine Helen unterrichten wollte. Diese Begegnung war der Anfang einer ganz großen Freundschaft. Ihr und Annes Leben, sagte Helen Keller später, seien zu einem zusammengeflossen.

Das System der Verständigung, das Helen Keller zunächst von Anne lernte, ist sehr einfach im Prinzip, stellt aber ungeheure Anforderungen an Intelligenz, Konzentration und Fleiß beim Schüler sowohl als auch beim Lehrer. Das Prinzip: Die Lehrerin trommelte Helen mit den Fingern Tastsignale in den Handteller. Jedes Wort hatte sein bestimmtes Tastzeichen. Es dauerte Wochen, bis Helen begriff, daß es Wörter gibt und daß man aus Wörtern Sätze bilden kann. Als sie es aber erfaßt hatte, lernte sie an einem einzigen Tag, bis zur Erschöpfung, wichtige Zeichen, wie „Vater", „Mutter", „Schwester", „Lehrer" und so weiter. Als sie eines Tages eine Perlenkette aufzufädeln versuchte und bei Anne Rat suchte, lernte sie zum erstenmal einen abstrakten Begriff kennen: „Denke!" Lange Zeit dauerte es aber noch, bis es Anne gelang, ihr Unterschiede wie zwischen „Wasser" und „Becher" und andere Feinheiten verständlich zu machen.

Heute kann Helen Keller sich nicht nur mit großer Sicherheit bewegen, weil die lange Blindheit und Taubheit alle anderen Sinne geschärft haben. Sie kann sprechen, wie du und ich und hören, was man antwortet, wenn sie ihren Finger an den Mund ihres Gesprächspartners legt. Sie kennt alle großen Dichtungen der Weltliteratur und hat selbst sehr schöne Gedichte geschrieben. Schon in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts sind ihre Bücher „Optimismus" und „Dunkelheit" erschienen.

„Du bist so ans Licht gewöhnt, daß ich fürchte, du wirst straucheln, wenn ich versuche, dich durch das Land der Finsternis und des Schweigens zu führen. Die Blinden gelten nicht als die besten Führer. Und doch — du wirst finden, daß mehr Bedeutung in den Dingen liegt, als dein Auge gewahr wird. Meine Hand ist für mich, was für dich Hören und Sehen zusammen sind. Mit einem leisen Zucken einer anderen Hand, die ein Wörtlein in meine Hand flüsterte, begann die Erkenntnis, die Freude, die Fülle meines Lebens. Meine Welt ist aufgebaut aus Tastempfindungen, die mit körperlicher Farbe und Klang nichts zu tun haben; aber auch ohne Farbe und Klang atmet meine Welt und pulsiert

von Leben." Helen Kellers Welt ist die Dunkelheit, die Reichtümer birgt. Kein Lebender und Hörender kann empfinden, welche Gefühle und Gedanken im ewigen Dunkel und Schweigen, in dem Helen Keller lebt, gedeihen. So, wie sie nichts von Klang und Farbe weiß, ahnen wir nichts von den Stimmen und Blumen des Geistes, die sie umgeben, nie werden Worte genügen, um ihr unsere und uns ihre Welt ganz begreiflich zu machen. Wir denken mit leisem Schauder an die Mystiker des tibetanischen Hochlandes, an jene Aristokraten der buddhistischen Welt, die sich auf Lebenszeit in Höhlen einmauern und durch eine winzige Öffnung im Felsen ernähren lassen, um offen für die Stimmen und Bilder aus einer anderen Dimension ohne Raum und Zeit zu werden. Auch Helen Keller lebt in jener anderen Welt, in jenem schweigenden Dunkel, das wir anderen fürchten, so lange wir leben. Vielleicht fällt es einem der zahllosen Reporter, die Helen Keller interviewen, einmal ein, sie zu fragen, ob sie diese Angst kennt und versteht. So müssen wir es als eine Andeutung auffassen, wenn Helen Keller mit Worten, die für etwas Unaussprechliches stehen, sagt:

„. . . die innere Helligkeit der Dinge;
und sie erkannten, geistbegabt,
in der Leere des Lebens Fülle
und offen standen die Tore des Tags."

Helmut Butterweck

Eh ich noch Übles hab begangen,
bin ich unschuldig schon gehangen,
und doch wars recht.
Denn kaum, ward ich herabgenommen,
ist Unheil in die Welt gekommen
durch mein Geschlecht.
Es freu'n sich Mädeln, freu'n sich Buben,
trägt winters mich in eure Stuben
zu Hauf der Knecht.

Er ist ein grüner Bursch mit dickem Kopf,
Sie ist ein schwarzes Weib, kriecht gerne untern [Topf.
Und wird sie rot, so wird er weich —
Drauf trennt das Pärchen man sogleich.

Ein scharfer Kerl, dem Braunbier hold,
tut endlich jenes, was er nicht gesollt —
Liiert sich plötzlich Knall und Fall
mit einem klangreichen Vokal.
Was draus entstand? Ein Hans in allen Gassen.
Es stöhnt der Nachbar, wenn er losgelassen.

Auflösung auf Seite 14

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!

Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird. Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte

---

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Die Blinden sehen: Lücken im Paragraphenwald

Interview mit dem Mörder

„Der Hund ist auch lieb"

FRANZ PECHAR

Vom Weltwunder zum Gebrauchsgegenstand

Glossen, Rätsel u. v. a. m.

1. JAHRGANG HEFT 2 PREIS S 3.50 FEBER 1956

ESTERMANN „GEMSEN"-TERPENTINSEIFE
ESTERMANN QUALITÄTS-TOILETTESEIFE
E S T A SCHÄUMENDE RASIERCREME

ERZEUGNISSE DER VEREINIGTEN FETTWARENINDUSTRIE

Josef Estermann A. G., Wels

VERKAUFSBÜRO WIEN II, GROSSE MOHRENGASSE 3b

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird. Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

DIE BLINDEN SEHEN:

Lücken im Paragraphenwald

Wir leben in einem Wohlfahrtsstaat. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, auch die Schwachen zu schützen. Er hat mannigfaltige Vorsorge dagegen getroffen, daß ein Bürger durch Krankheit in materielle Not gerät. Ja, es ist sogar sein Bestreben, in seinem Gebiet jede unverschuldete materielle Not so weit wie möglich aus der Welt zu schaffen. Wie gesagt — wir leben in einem Sozialstaat.

Trotzdem brauchen wir, leider, nur in unsere Karteien zu greifen, um Fälle ans Tageslicht zu fördern, von denen sich der gesunde Mensch, der noch nie auf die Fürsorge des Staates angewiesen war, nichts träumen läßt, Fälle drückendster, unverschuldeter materieller Not. Meistens sind es Lücken in der sozialen Gesetzgebung, durch die solche Fälle echten, nackten Elends entstehen.

*

Im gegenwärtigen Augenblick interessiert sich die Öffentlichkeit begreiflicherweise hauptsächlich für die Bestimmungen des neuen „Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes", kurz ASVG genannt. Das ASVG hat, daran zweifelt niemand, einem großen Teil der Bevölkerung einen (auch daran zweifelt niemand: einen kleinen) sozialen Fortschritt gebracht. Aber jedes umfangreiche Gesetzwerk hat Lücken, auch das ASVG. Leider betrifft eine dieser Lücken eine ohnehin schon geschlagene Bevölkerungsgruppe besonders hart: die Blinden. Viele Gruppen haben schon ihre Einwände gegen einzelne Punkte des ASVG vorgebracht. Nun will auch die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten darauf hinweisen, daß man eine Angelegenheit, die für ihre Schützlinge von entscheidender Wichtigkeit ist, vergessen hat.

Es handelt sich um die Bestimmungen über den Hilflosenzuschuß. Dieser Zuschuß ist dazu bestimmt, jenen ASVG-Rentnern, die durch Invalidität erhöhte Lebenskosten zu bestreiten haben, einen Ausgleich dafür zu bieten. Seine Höhe ist, unabhängig von Rentenhöhe und anderen Richtlinien, für jeden Hilflosen gleich. Ein Blinder zum Beispiel braucht, wenn er ausgehen will und nicht zu den verhältnismäßig seltenen Leidensgefährten mit dem berühmten „sechsten Sinn" gehört, einen Führer. Über die Probleme, die sich daraus ergeben, berichtet unsere blinde Mitarbeiterin Yvonne Blauensteiner an anderer Stelle dieses Blattes aus eigener Erfahrung.

Eine Führerperson kostet Geld. Auch ein Führerhund kostet Geld, viel Geld sogar, denn seine Ausbildung ist lang und schwierig. Den Kriegsblinden wird er glücklicherweise umsonst zur Verfügung gestellt, der Zivilblinde muß runde zweitausend Schilling auf den Tisch legen. Wir haben in unseren beiden Nummern einen Bericht über ein amerikanisches Institut gebracht, das die Blinden mit bestens ausgebildeten Hunden versorgt. In Österreich können sich leider viele Blinde keinen Hund leisten, d a z u reicht der Hilflosenzuschuß nicht.

Um so schlimmer ist der Rentner daran, der den Hilflosenzuschuß n i c h t bekommt. Wie, das gibt es?, werden unsere Leser fragen. Ja, auch das gibt es: Hinterbliebenenrentner nach dem ASVG bekommen den Zuschuß nicht. Anscheinend hat man vergessen, ihn in das ASVG aufzunehmen. Aber die winzige

Gruppe von Blinden, die gleichzeitig blind und Hinterbliebenenrentner sind, würde das Budget des Sozialversicherungsträgers nicht ins Wanken bringen.

Unsere Kritik richtet sich nicht gegen das ASVG im ganzen, wir wollen vielmehr mithelfen, dieses wichtige und fortschrittliche Gesetz zu verbessern. Auch ein neues Auto hat Fehler, sie zeigen sich meist erst beim Gebrauch und der Hersteller ist dankbar, wenn man ihn darauf aufmerksam macht, denn er will schließlich ein möglichst vollkommenes Werkzeug der Fortbewegung schaffen. Auch das ASVG ist ein Werkzeug zur Fortbewegung, ein Werkzeug des sozialen Fortschritts. Auch seine Schöpfer sind Menschen und können irren oder vergessen. Freilich, ein Gesetz soll aus einem Guß sein — aber glücklicherweise ist es nicht aus Eisen, man muß es nicht ganz einschmelzen, wenn es daran etwas zu ergänzen gibt. Vielleicht wird sich die Unklarheit mancher Bestimmung erst beim Gebrauch des neuen Gesetzes rächen.

*

Viel, sehr viel wird darauf ankommen, wie man es auslegt. Ob die österreichische Bevölkerung und mit ihr ihr blinder Anteil wirklich etwas vom neuen Gesetz hat, wird zum Teil von dem Geist abhängen, in dem man es handhabt. Vieles darin ist in sogenannte „Kann-Bestimmungen" gefaßt, sie sind nicht verbindlich, es liegt im Ermessen des Sozialversicherungsträgers, ob er die betreffenden Leistungen gewähren will oder nicht. Von seinem Verantwortungsbewußtsein wird es abhängen, ob das neue Gesetz als Fortschritt in die Geschichte der österreichischen Sozialgesetzgebung eingehen wird. An Geld scheint es nicht zu fehlen, jedenfalls kann es der einfache Mann auf der Straße nicht glauben, denn allzuoft geht er an Baustellen vorüber, an denen eine Versicherungsanstalt als Bauherr auftritt. Diese Großzügigkeit ist für die Bau- und damit für die gesamte Wirtschaft sehr förderlich. Hoffentlich wird man aber auch dem einzelnen gegenüber, für den die Versicherung ja letzten Endes geschaffen wurde, großzügig sein.

Für die Blinden wird in diesem Zusammenhang sehr wichtig sein, welchen Maßstab man bei der Beurteilung des Blindheitsgrades anlegt. Oft und oft werden die Ärzte zu entscheiden haben: Ist dieser Patient nun blind oder nicht? Ist sein Sehrest so gering, daß er nicht arbeiten kann? Wird der Arbeitgeber, wenn wir den Mann für arbeitsfähig erklären, unsere Meinung teilen — wird der Patient dann auch einen Posten finden? Im ASVG taucht mehrmals der Begriff „praktisch blind" auf. Wieviel Prozent Sehrest werden noch als „praktische Blindheit" berücksichtigt? Für die Kriegsblinden wurde, darüber freuen auch wir

---

Die fressende Dimension

Im Trubel des Tagesgeschehens blieb ein historisches Ereignis so unbeachtet, daß wir heute nicht einmal mehr feststellen können, wann es sich eigentlich ereignet hat. Die dritte Dimension hat die Kinoleinwand verlassen und geht unter uns einher, sie hat ihren Siegeszug durch die Welt angetreten, die erst jetzt erfuhr, daß sie bisher eine Welt zweidimensionaler, körperloser Schemen war.

Nur kurz war „3 D" das Schlagwort der Kinoreklame. Auch die rotgrünen Guckkastenbilder in den Auslagen und die dreidimensionalen Zeitungsinserate waren nur zaghafte Gehversuche. Die dritte Dimension schickt sich an, den Alltag jedes einzelnen zu erobern. Seit einiger Zeit schon hängt an den Plakatwänden der Anschlag einer Damenwäschefirma, die unter dem Motto „3 D" für ein bestimmtes Wäschestück wirbt. „3 D", das Geheimnis der jugendlichen Linie jeder Frau" steht auf diesem Plakat.

Mit Schaudern denkt man an die zweidimensionale Zeit, in der sich die Damen mit zweidimensionalen Körperformen begnügten. Das wird nun anders. Bald wird nicht nur ein, sondern jedes Kleidungsstück unseren Körpern volle Körperlichkeit verleihen. Auf dreidimensionalen Straßen werden die Autos über- und ineinander Platz haben, die Architekten werden dreidimensionale Häuser bauen und die Bildhauer 3-D-Plastiken schaffen. Nur im Kino wird man noch wehmütig an die gute, alte Zeit mit den zwei Dimensionen zurückdenken.

uns, diese Angelegenheit großzügig geregelt. Allerdings wird ihre Rente nicht nach dem Grad der Blindheit bzw. Arbeitsunfähigkeit festgelegt, sie ist für alle gleich hoch. Dasselbe gilt für jene, die als Kämpfer für ein freies Österreich im KZ oder durch Mißhandlungen ihr Augenlicht eingebüßt haben.

Wie sieht die Sache aber aus, wenn der Grad der Blindheit in eine prozentual ausgedrückte Arbeitsunfähigkeit umgewandelt werden muß und die Höhe der Rente vom Grad der Erblindung abhängt? Hier könnten sich Schwierigkeiten ergeben, wenn es irgend jemandem einfällt, am falschen Platz sparen zu wollen.

Der Chefarzt der Allgemeinen Invalidenversicherungsanstalt, als sozial denkender Mann bekannt, hat selbst deutlich ausgesprochen, daß er, als Arzt, selbstverständlich jeden, der nur mehr einen unbedeutenden Sehrest besitzt, für blind erklären werde. Er könne jedoch nicht sagen, wie sich dieses Problem dem Juristen darstelle, er könne nur von seinem ärztlichen Standpunkt aus sprechen.

Nun, wir dürfen hoffen, daß bei der Auslegung des ASVG derselbe soziale Geist herrschen wird, der, ihren Äußerungen zufolge, die Schöpfer des Gesetzes bei der Ausarbeitung der Bestimmungen beseelt hat.

Es gibt freilich eine große Zahl von Blinden, für die das ASVG, zunächst wenigstens, keinerlei Bedeutung besitzt. Blinde, die, da sie ihre Renten nicht vom Sozialversicherungsträger empfangen, sondern von anderen Institutionen, auch nach anderen Bestimmungen krankenversichert sind. Es gibt aber ferner auch Blinde, die keine Rente bekommen und nicht versichert sind.

Wenn ein Blinder zum Beispiel bei seinem Bruder lebt und wenn dieser Bruder, der ihn erhält, mehr als einen gewissen Betrag verdient, ist die Fürsorge für den „Fall" nicht „zuständig". Wenn der Blinde krank wird, muß sein Bruder die Heilungskosten bezahlen, so sauer ihm dies auch werden mag. Und er muß den Blinden auch fernerhin erhalten.

Für alle jene, die nicht als Rentenempfänger auf irgendeine Art krankenversichert, die nicht bei nahen Verwandten mitversichert und auch keine „Fürsorgefälle" (welch grauenhaftes Wort!) sind, weil sie eben doch Anverwandte haben, welche die Fürsorge als „zahlungskräftig" klassifiziert — für alle diese Blinden könnte der § 9 des ASVG einen Lichtblick bedeuten. Er lautet:

„Das Bundesministerium für soziale Verwaltung kann nach Anhörung der in Betracht kommenden Interessenvertretungen und des Hauptverbandes (§ 31) Gruppen von Personen, die keinem Erwerbe nachgehen ... und einer gesetzlichen Pflichtversicherung für den Fall der Krankheit nicht unterliegen, aber eines Versicherungsschutzes bedürfen, durch Verordnung in die Krankenversicherung nach diesem Bundesgesetz einbeziehen, wenn der Einbeziehung nicht öffentliche Rücksichten vom Gesichtspunkte der Sozialversicherung entgegenstehen. Die Verordnung bedarf der Zustimmung des Hauptausschusses des Nationalrates."

Diese Voraussetzungen treffen auf jene geschilderte Gruppe Blinder zu: Sie sind schutzbedürftig. Öffentliche Rücksichten dürften der Einbeziehung nicht entgegenstehen. Es wäre nun zu untersuchen, ob man ihnen durch die Einbeziehung helfen und ihre unsichere Lage verbessern könnte.

*

Wir werden dieses Problem untersuchen und uns vor allem dafür einsetzen, daß die Bestimmungen über den Hilflosenzuschuß ehestens auf die Hinterbliebenenrentner ausgedehnt werden. Da sie nicht daran schuld sind, daß man sie vergessen hat, muß jedoch darüber hinaus mit aller Entschiedenheit gefordert werden: Rückwirkende Zahlung des vergessenen Zuschusses!

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19.
Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Interview mit dem Mörder

Journalist werden? Kleinigkeit! Man geht in eine x-beliebige Redaktion, stellt sich vor ... Gedacht, getan. Nachdem ich in zwei Redaktionen überhaupt nicht hineingelassen und aus einer dritten sanft hinauskomplimentiert worden war, saß ich endlich einem streng blickenden Herrn gegenüber. Während des ersten Satzes meiner wohlaufgesetzten Rede wurde er dreimal am Telefon verlangt und zweimal weggeholt. Am Ende unserer Unterhaltung sagte er jedenfalls folgendes zu mir:

„Sie können ja Ihre Adresse hierlassen! Ich fürchte zwar ..." Er kokettierte mit dem Papierkorb. „Aber wissen Sie was? Bringen Sie mir doch ein Interview mit dem Mann, der den Juwelier Stangl ermordet hat! Dann kann ich etwas für Sie tun."

Er stand auf. Ich war fristlos entlassen, bevor ich aufgenommen worden war.

Tags zuvor war der Juwelier ermordet worden. Das Signalement des Mörders war bekannt: Größe etwa 1,60, schwarzer Schnurrbart, braune Schuhe, Ring am Finger. Die Polizei, die Zeitung, die Milchfrau — alle suchten den Verbrecher. Ich hatte ein Interview mit ihm zu liefern. Sicher würde er meine Lage verstehen und mir eines gewähren.

Ich stieg in die Straßenbahn und legte mir meine Fragen zurecht. Schon wollte ich den Fahrschein lösen, als mir einfiel, daß ich ja den Aufenthalt des Mörders gar nicht kannte. Glücklicherweise konnte ich unter Zurücklassung eines Knopfes und nach Empfang einiger Kosenamen den Wagen ohne Fahrschein fluchtartig verlassen. Erst auf dem Gehsteig erinnerte ich mich daran, daß der Schaffner einen schwarzen Schnurrbart getragen hatte. Auch vom Ring an seinem Finger wußte ich, war mein Knopf doch in seiner Hand geblieben, als er mich vom Abspringen zurückhalten wollte. Er war der Mörder!

Schon wollte ich die Verfolgung der flüchtigen Straßenbahn aufnehmen, als mir von hinten auf die Schulter geklopft wurde. Ein Polizist diktierte mir laut Organstrafverfügungstarifverordnungsdurchführungsbestimmung Nummer 2 eine Sofortstrafe wegen Abspringens von der Straßenbahn auf. Der Wachmann hatte unter der weißen Mütze einen schwarzen Schnurrbart. Die Hand, die meine letzten Schillinge entgegennahm, trug einen Ring. Auch die braunen Schuhe und die Größe von 1,60 entgingen nicht meinem seit einer halben Stunde geschärften Reporterblick. Der Mörder war also ein ... Ich war enttäuscht von unserer Polizei.

Gerade, als ich meinerseits zur Aktion übergehen wollte, ging ein etwa 1,60 großer Mann vorbei, der einen schwarzen Schnurrbart im Gesicht, braune Schuhe an den Füßen und einen Ring am Finger trug. Die Ehre der Polizei war gerettet! Ich nahm die Verfolgung des Täters auf. Der Kerl ging rasch. Ich blieb in respektvoller Entfernung. Bei Mördern kann man nie wissen. So gingen wir zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Der Mörder schien die Beute noch nicht verkauft zu haben und deshalb kein Fahrgeld zu besitzen. Wir näherten uns der Vorstadt. Der Mörder verschwand in einem Haus. Wahrscheinlich wohnte hier sein Hehler.

Wartend ging ich auf und ab. Es wurde dunkel. Da hörte ich aus weiter Ferne Schritte nahen und knapp hinter mir blieb jemand stehen. Ich drehte mich um und schaute einem Mann mit aggressivem schwarzem Schnurrbart in die lauernden Augen, die mich abschätzend prüften. Die Hand hatte er in der Tasche. Unter der Klappe schaute ein Metallrohr hervor. Das war doch ... Mir drohten die Sinne zu schwinden. Ein halblautes „Hände hoch!" brachte mich zu Bewußtsein zurück. Meine Hände schnellten in die Höhe. Dann mußte ich meine braunen Schuhe aus- und den Ring vom Finger ziehen.

Der andere musterte mich. „1,60" meinte er dann, „Ihr Mantel wird mir ganz gut passen. Her damit!" Ich gehorchte. Mein schöner, schwarzer Schnurr-

Im Strudel des Verkehrs

Ein Führer über die Straße ist immer willkommen

Eine der vielen Schwierigkeiten im Leben des Blinden ist es, auf eine Begleitperson angewiesen zu sein. Gewiß, es gibt einige Blinde, die sich mit erstaunlicher Sicherheit allein auf der Straße bewegen. Zu dieser Gruppe gehören nicht nur Geburts- und Jugendblinde, sondern auch später Erblindete, denn diese Selbständigkeit hängt vor allem von Mentalität und Nervenzustand ab. Für alle diejenigen aber, die ihr Augenlicht eingebüßt haben und nicht fähig sind, ohne Führperson auszukommen, bedeutet dies eine sehr ernste, mitunter sogar tragische Angelegenheit. Oft genug hört oder liest man von unbegleiteten Blinden, die schwer gestürzt oder überfahren und verletzt oder gar getötet worden sind. Selbstverständlich fehlt es nicht an Leuten, die bereit sind, einen Blinden gegen entsprechende Bezahlung zu führen, doch sehen sich die meisten außerstande, sich mit ihrem dürftigen Einkommen eine solche Hilfe zu leisten. Oft kommt es auch vor, daß sich ein Blinder dringend einer ärztlichen Behandlung unterziehen sollte, dies aber in Ermangelung einer Begleitung nicht kann. Gerne möchte der eine oder andere einmal ein Konzert oder einen Vortrag genießen, aber aus den eben angeführten Gründen muß auch er schweren Herzens verzichten. Wenn man nun glaubt, daß solches Ungemach nur vereinsamten, allein im Leben stehenden Blinden widerfährt, so irrt man sich. Auch Blinde, die noch Angehörige und Freunde haben, sind davon nicht ausgenommen, und das einfach darum, weil sich die meisten Menschen unserer Tage keine Zeit für einen Blinden nehmen.

Habt Ihr, liebe Sehende, schon einmal darüber nachgedacht, wieviel Nervenkraft das Alleingehen auf der Straße den Blinden kostet? Es ist für den Normalsichtigen schon schwierig genug, sich im heutigen, übermotorisierten Verkehr zurechtzufinden. Um so größere Anforderungen werden in dieser Hinsicht an die Spannkraft und Konzentration des Blinden gestellt. Dabei gibt es neben vielen guten, hilfsbereiten Menschen leider auch Leute, deren Verhalten dem Blinden das Alleingehen auf der Straße nicht eben erleichtert

Eine berufstätige Schicksalsgefährtin, die bei einem Uraniaabend mitzuwirken hatte und nach Schluß der Veranstaltung in einen überfüllten Straßenbahnzug geriet, hörte von einem freundlichen Fahrgast folgende Bemerkung: „Ich möchte nur wissen, was Sie als Blinde noch so spät auf der Gasse verloren haben!“ Ein anderer Kollege, der auf einen freundlichen Führer über die Opernkreuzung wartete, erzählte mir nachstehende Begebenheit: „Als ich so dastand, trat ein Mann auf mich zu und fragte, ob ich schon lange das Augenlicht verloren hätte. Dann wollte er wissen, ob ich Kinder hätte und ob diese auch blind wären. Mit weiteren Fragen verstrichen noch etwa 5 Minuten, dann bemerkte der neugierige Zeitgenosse, anstatt mich hinüberzuführen: „So, jetzt ist die Kreuzung frei, Sie können schon gehen!“

Nicht selten kommt es vor, daß zwei Sehende miteinander auf der Straße gehen und der eine von ihnen laut sagt: „Da schau, da ist wieder so ein armer Blinder!“ Obgleich solche Bemerkungen sicherlich gut gemeint sind, berühren sie den Blinden peinlich. Meist handelt es sich dabei nur um Gedankenlosigkeiten, die mit einigem gutem Willen zu vermeiden wären. Und noch eine herzliche Bitte richten wir an euch, Ihr Sehenden: Wenn der eine oder andere von euch einmal Zeit hat, so stelle er sich doch der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten fallweise als Begleitperson zur Verfügung! Ihr vollbringt damit eine wahrhaft soziale Tat, die euch sicherlich selbst am meisten mit Freude erfüllen wird.

Yvonne Blauensteiner

---

bart zitterte in der Kälte. Auf leisen Socken schlich ich heim.

Plötzlich kam mir eine Idee. Ich eilte in die Redaktion, trat mit stolzgeschwellter Brust dem strengblickenden Redakteur entgegen und übergab ihm die Sensation, die ich vorsorglich zu Papier gebracht hatte. Mangels einer Schreibmaschine in Blockschrift.

Am anderen Morgen eilte ich schon zeitig zur Trafikantin und ließ mir auf Kredit eine Zeitung geben. Auf einer der letzten Seiten stand in winziger Schrift: „Gestern wurde gegen 20 Uhr in der X-Straße der Passant Theodor Y seiner braunen Schuhe, seines Mantels und seines Ringes beraubt. Signalement des Täters: 1,60, schwarzer Schnurrbart, braune Schuhe, Ring am Finger. Sachdienliche Angaben erbeten.“

Ein stolzes Gefühl durchzog mein Herz. Ich war Reporter! B.

DER HUND IST AUCH LIEB

von Helmut Butterweck

Ich habe vor einiger Zeit einen „Hymnus an die Katze“ geschrieben. Leider ließ ich mich dabei zu negativen Äußerungen über den Hund hinreißen. Die Folgen waren entsetzlich. In den ersten Tagen, die der Veröffentlichung folgten, begnügten sich die Leute damit, mich nicht zu grüßen, mit den Fingern auf mich zu weisen und ihre Hunde, Koseworte flüsternd, in die nächsten Haustore zu zerren. Später kam mehr System in die Rache der gekränkten Hundefreunde. Mein Kaufmann wog plötzlich schlecht. Die Hausfrau hörte auf, die gelesenen Zeitungen aus meinem Zimmer zu räumen, so daß ich in Bergen von Papier versank. Wenn ich irgendwo Geld holen wollte, hatten Diebe die Kasse beraubt. Reichte ich ein Gesuch ein, sagte der Beamte: „Ach, Sie sind der Mann, der den netten Artikel über die Katze geschrieben hat!“ Dann geriet mein Schrieb zufällig in die unterste Lade.

Ich bitte nun feierlich und mit erhobener Schwurhand, den folgenden Ausführungen keine unlauteren Motive zu unterschieben. Man nehme sie als das, was sie sind: Die Abbitte eines reuigen Sünders.

Ich begann, den Hund, den ich vordem nur abgelehnt hatte, mit aller Kraft zu hassen. Ich beobachtete Hunde aller Größen, Farben und Rassen, weil ich sie als

meine Erbfeinde betrachtete. Dabei fiel mir manches auf, was mir früher entgangen war. Aber ich war blind für die höheren charakterlichen, ästhetischen, soziologischen und sonstigen Werte des Hundes.

Die große Umkehr begann, als ich in ein kleines, mit Hunden aller Art wohlversehenes Haus in der Umgebung unserer schönen, hundereichen Stadt an der Donau einzog. Da war unter anderem ein Hund, der in jeder Hinsicht dem Zerrbild entsprach, das ich mir von einem typischen Hund bis dahin gemacht hatte: Er war kriecherisch und verschlagen, scheel- und triefäugig, räudig und widerlich und biß mit Vorliebe in Waden, die Personen niederer sozialer Stellung zugehörten.

Und da war Tasso! Tasso ist eine Seele von Hund, edel, hilfreich und gut. Tasso ist ein Schäfer königlichen Geblüts, vorn hat er messerscharfe Zähne, hinten einen

buschigen Schwanz. Es gibt keinen Feind für Tasso, Tasso könnte allem und jedem in Sekundenschnelle den Garaus machen. Er zieht es jedoch vor, nach denselben, hohen Prinzipien zu leben, die auch das Tun und Lassen seiner Herrin bestimmen. Leider wird er dabei ebenso mißverstanden, wie diese.

Der Scheel- und Triefäugige macht sich ein unterhaltsames Spiel daraus, Tasso die schönsten Knochen wegzuschleppen, Andenkensammler berauben sein Fell und wenn sich eine Nuß nicht aufknacken läßt, holen ihn die Kinder zu Hilfe. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen, ich rief alle Abwehrkräfte meiner Seele an die Front, aber ich konnte nicht anders: Ich gewann Tasso lieb. Über Tasso führte aber der Weg zu allen anderen Hunden und nun bin ich so weit, daß ich ihnen ein Loblied singe.

Was ist denn das herrliche an der Katze? Daß sie sich trotz Kultiviertheit, Anschmiegsamkeit und Eleganz alle wilden Instinkte ungebrochen und ungezähmt bewahrt hat. Daß man es ihr allenfalls abgewöhnen kann, Vögel zu fangen, wenn sie gerade beobachtet wird, daß aber niemand ihre Raubtieraugen davon abhalten kann, jedem Vogel wie gebannt zu folgen und ihre Muskeln, sich zu einem imaginären Sprung zu straffen. Daß sie zwar ein wohlerzogenes, nie aber ein folgsames Tier werden und daß man sie in die Ketten der Zivilisation legen, niemals aber ihren Geist versklaven kann.

Tief unten, verschüttet und verhemmt, ruhen die wilden Instinkte in der Seele des Hundes. Er vermag sie nicht mehr zur Schau zu tragen, wie die kokette Katze. Man hat sie an die Leine gelegt, eingeschläfert und gezähmt. Doch wehe, wenn sie losgelassen! Die Glut ist unter der Asche nicht verloschen. Sie lodert tief unten, der Druck wird größer und größer und macht sich plötzlich mit einer Explosion Luft. In diesem Augenblick kennt der sonst so folgsame Hund sein Herrl nicht mehr, er ist wildes Tier und niemand kann ihm Einhalt gebieten: Er bellt.

Wer hat je eine Katze bellen gehört? Wen hat je das nächtliche Gebell einer Katze, das wie ein dumpfes Grollen aus

der Erde Tiefen zum Himmel aufstieg, aus dem Schlaf geschreckt, um ihm tröstlich zu versichern: Du bist nicht allein auf der Welt, unten im Garten wacht die gequälte Kreatur über deinen Schlaf und nur der bleiche Mond ist ihr Gefährte in einer schlummernden Welt? An wessen Ohr klang, traulich in der Steinwüste der Großstadt, ferner Katzen Gebell zum Zeichen, daß die Wüste Grenzen hat? Die Katze ist ein exklusives Tier, sie lebt nur für das Haus und seine Bewohner. Der Hund ist für alle da.

Alle sollen diese Zeilen lesen, alle. Der Katzenfreund widerruft seine gehässigen Bemerkungen: Der Hund ist auch lieb. Mag die Katze wie eine eigensinnige Geliebte sein, die immer in Spannung erhält — der Hund ist ein vertrauter Freund, auf den man sich verlassen kann, der einen nie im Stiche läßt. In ereignislosen Zeiten mag einem seine Konversationssucht manchmal auf die Nerven fallen — wenn Gefahr droht, erweist er sich als eine mächtige Hilfe gegen jeden Feind. Die Katze hat sich längst fauchend unter die Couch zurückgezogen.

Es gibt Hundemenschen und Katzenmenschen. Die Katzenmenschen stehen für sich allein, selbständig und unzugänglich und lassen sich von fern bewundern. Die Hundemenschen sind wie die Bäume im Wald, die einander Schutz und dem Gewächs zu ihren Füßen Schatten spenden. Sie sind die Ecksteine der menschlichen Gesellschaft, nützlich und wichtig.

Glücklich, helfen zu dürfen:

FRANZ PECHAR

Wenn man Herrn Franz Pechar zum erstenmal begegnet, fühlt man sich von seiner einfachen, netten Art sofort angezogen. Franz Pechar ist stellvertretender Obmann und der Lagerhalter unserer Hilfsgemeinschaft. Er ist selbst beinahe ganz erblindet und stellt seine Umsicht und Arbeitskraft in den Dienst seiner Leidensgefährten.

Als ich ihm gegenübersaß, um ein kleines Interview für unsere Zeitung zu schreiben, wurde er immer wieder weggeholt oder angerufen, die vielen Agenden, denen er sich widmet, lassen ihn nur selten zur Ruhe kommen. Aber immer, wenn er wieder einmal einen schwierigen Fall erledigt und einem Blinden geholfen hat, merkt man an seiner strahlenden Miene, wie sehr er sich selbst freut, helfen zu dürfen und zu können.

„Wissen Sie", sagt Kollege Pechar, „ich habe seinerzeit die Lebensgeschichte des großen Arztes und Menschenfreundes Professor Adolf Lorenz gelesen. Der Inhalt des Buches und auch sein Titel ‚Ich durfte helfen' haben mich sehr beeindruckt."

Franz Pechar hat mir von seinem schweren Schicksal erzählt. Bei der Geburt wurden ihm durch ein ärztliches Instrument beide Sehnerven gequetscht, schon ganz früh haben sich die Sehschwierigkeiten bemerkbar gemacht. Zuerst ging es noch leidlich, aber dann wurde es von Jahr zu Jahr schlimmer mit den Augen. Das machte seiner Mutter, einer Witwe, die nicht das Geld hatte, um zu berühmten Ärzten zu gehen, große Sorgen. Da aber der Sehrest damals noch nicht so gering war, daß Pechar als Blinder gelten konnte, mußte er in die gewöhnliche Volksschule gehen.

Damals war die Pädagogik noch nicht so fortgeschritten wie heute, und mancher Lehrer war ein kleiner Tyrann, der an den Kindern seine Launen ausließ und seine Minderwertigkeitskomplexe kompensierte. Franz Pechar hat es besonders schlecht getroffen, sein Lehrer brachte den Schwierigkeiten des halbblinden Kindes keinerlei Verständnis entgegen. So ist es kein Wunder, wenn die Schulzeit für Franz Pechar zu jenen Zeiten in seinem Leben gehört, an die er am unliebsten zurückdenkt. Aber vielleicht war das Schicksal, vielleicht erwächst dem Menschen erst dann wahres Verständnis für die Leiden seiner Mitmenschen, wenn er selber gelitten hat.

In der Hauptschule ging es ihm dann auch viel besser, dort kam man dem Sehgestörten liebevoll entgegen und es ging aufwärts zum Licht. Das Licht der Sonne freilich, das verblaßte für Franz Pechar immer mehr, denn wie in so vielen Fällen, nahm auch bei ihm die Sehkraft von Jahr zu Jahr ab.

„Meine arme Mutter zerbrach sich den Kopf über meine Berufswahl", erzählt Franz Pechar, „schließlich wendete sie sich an den Prälaten Mechtler, Pfarrer von Matzleinsdorf". Dieser Mann, der ein warmes Herz für die Leidenden hatte, ließ Pechars Gehör prüfen und schickte ihn zu Franz Xaver Uhl, dem Obmann des Blindenvereines ‚Die Purkersdorfer'. Bei ihm lernte er das Klavierspielen und nach einigen Jahren harter Arbeit konnte er sich als Pianist in Kaffeehäusern und Tanzschulen sein Brot verdienen. Später wurde er, ebenfalls durch Uhl, Leiter einer Musikalienbibliothek für Blinde.

Kollege Pechar lächelt: „Ich muß Ihnen noch erzählen, wie ich meine Frau kennengelernt habe! Im Sommer 1921 fuhr ich nach Polling, ins Blindenheim. Mir gegenüber saßen ein vollblindes Mädchen und seine halbsehende Begleiterin. Als nun der Zug eine scharfe Kurve machte, landete der Koffer der blinden Kollegin auf meinem Kopf. Seine Besitzerin war ganz bestürzt und entschuldigte sich vielmals dafür, daß dieses Ungetüm über mir verfrachtet worden war. Bald plauderten wir miteinander

sehr vergnügt; im Erholungsheim gingen wir dann oft zusammen spazieren, ein paar Jahre später haben wir geheiratet. Es war eine sehr glückliche Ehe; und obwohl meine Frau nichts sah, versah sie den Haushalt sehr umsichtig und geschickt.

1938 verlor ich meine Stelle als Bibliothekar. Schlecht und recht brachten wir uns durch, bis knapp vor Kriegsschluß ein harter Schicksalsschlag mich ereilte: Meine treue Lebenskameradin wurde von einer heimtückischen Grippe dahingerafft. Als Kollege Jakob Wald die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten reaktivierte, wurde ich in den Vorstand gewählt, bald auch angestellt. Meine Erfahrungen, die ich unter meinem Gönner Uhl in der Blindenfürsorge sammeln konnte, kamen und kommen mir sehr zustatten. In der Zwischenzeit habe ich mich wieder verheiratet, nun lebe ich wieder mit einer vollblinden Frau glücklich und zufrieden zusammen. Aber wenn ich auch blind bin, so finde ich das Leben doch schön.

Es kommt nicht darauf an, ob man sieht oder nicht, sondern nur darauf, ob man helfen darf und kann und will und darin sein Lebensglück findet."

Yvonne Blauensteiner

T. R. plaudert über watscheneinfache Sachen

Wer bei uns ankommt, macht schon auf dem Bahnhof Bekanntschaft mit einem Kapitel, das nicht auf ein Ruhmesblatt unserer Stadt gehört. Bekanntschaft mit unrasierten, zerlumpten und manchmal auch verlausten Leuten, deren Anblick keine reine Freude ist.

Für die betroffenen unrasierten, zerlumpten und verlausten Leute allerdings ist ihr Zustand noch weniger eine Freude. Frierend, auf der Jagd nach einer Klostersuppe oder einem Nachtquartier, verbringen sie ihre Tage. Sie sind die Clochards von Wien, aber im Gegensatz zu ihren Pariser Kollegen ließen sie sich gerne helfen. Es tut nur niemand. Man begnügt sich damit, die Nase zu rümpfen und weiterzugehen.

Leider sind diese „Pülcher" und „Vagabunden", wenigstens nennt man sie so, nicht nur ein häßlicher Anblick, eine Krätze unserer schönen, modernen Stadt, sondern auch Menschen. Menschen, die oft nichts dafür können, daß sie in diese Lage geraten sind, die ohne Hilfe jedenfalls nicht herauskönnen und auch dann, wenn sie an ihrem Los selbst schuld sind, unsere Hilfe brauchen.

Mit einer leeren Baracke, ein bißchen Kohle und einem großen Topf Suppe könnte man ihnen über die schlimmste Zeit hinweghelfen. Vielleicht auch mit ein wenig Kleidung. An Dingen wäre nicht viel nötig — das, was viel mehr fehlt, ist die Initiative. Vielleicht findet sich, obwohl das Wahljahr die Köpfe hinter den schwarzen oder roten Schreibtischen erhitzt, jemand, der sich mit einem so abseitigen Problem befaßt. Er muß nicht unbedingt hinter einem der besagten Schreibtische sitzen.

Er, der auch dieses Problem vielleicht einmal aufgegriffen und zündend in die tauben Ohren geschmettert hätte, ist tot: Der Watschenmann. Die Watschen eines stärkeren

---

Oh, wie modern!

Wandrer, der du die Opernpassage durchschreitest, verhülle dein Haupt! Es könnte sonst geschehen, daß dir ein Stück Verputz darauffällt. Allerdings ist ja nicht mehr viel davon auf dem Plafond. Die Planer haben die Erschütterung durch eine fahrende Straßenbahn allzu optimistisch beurteilt.

Die Opernkreuzung ist, wiewohl ein Zweck-, doch auch ein Repräsentationsbau, denn sie repräsentiert die Baugesinnung, die gegenwärtig in Wien herrscht, durch:

Säulen, deren Gummibelag als Marmor getarnt und, wiewohl in Italien und weil eigens hergestellt, von ausgesuchter Häßlichkeit ist, einen Fußbodenbelag, der dem Vernehmen nach das Waschen nicht verträgt, und ähnliche Mätzchen. Bei den Farben konnte nichts passieren, denn sie sind keine.

Die Opernpassage ist im modernistischen Stil gebaut. Zwischen Modern und Unmodern siedelt er, nicht Fisch, nicht Fleisch, weder kalt noch warm, als abscheulicher Geschmacksbastard. Man möchte nicht altmodisch sein, weil man gern modern sein möchte. Aber — modern ist man nicht. Also macht man's modernistisch.

Für die nächste Kreuzungspassage schlagen wir vor: Säulen mit einer Furniere aus kaukasischer Nuß und einen Fußbodenbelag mit Vergißmeinnichtmuster. Das ist wenigstens populär.

Mannes hat ihn derwischt. Ob dies die letzte Watschen war oder ob der Watschen, die den Watschenmann getroffen hat, eine Kettenreaktion von Watschen folgen wird — wer in unserer Demokratie vermöchte das zu sagen?

Ein Programmdirektor ist ein mächtiger Mann, er hat sein Programm und läßt sich von niemandem dreinreden, am allerwenigsten von den Leuten, die ihn bezahlen und deren Angestellter er letzten Endes ist. Er thront über den Wolken und Stürmen der öffentlichen Meinung, wahrscheinlich zittert er, der Glückliche, nicht einmal vor dem Wahljahr.

Doch frohe Botschaften erhellen den grauen, wenn auch nicht aller Abwechslung baren Alltag. Unsere Skikanonen schießen als Sieger durchs Ziel.

Da in Österreich von nun an für jedes neugeborene Kind 500 Schilling gezahlt werden, ist auch die Ski-Elite von übermorgen bereits so gut wie sichergestellt. Nur, leider — es werden nicht viele Söhne und Töchter Gewerbetreibender unter den Skikanonen von morgen sein, wenn es danach geht, denn 25 Schilling sind auch für eine neugeborene Skikanone zu wenig. Und erst recht zuwenig, um sie aufzuziehen. Aber sagen Sie das dem lieben Vater Staat!

Trösten wir uns! Dafür leben wir in einem freien Land!

Wintersehnsucht

Noch fegt der Winterwind die Felder
Der rauhe Frost den Boden deckt
Noch jagt der Sturm durch Tannenwälder
Die Knospen sind vom Schnee bedeckt

Bei jedem Schritt spür ich des Winters Macht
Die Wege sind verweht, wohin ich immer geh
Vom Fluß das Eis, es dröhnt und kracht
Im Wald verkriecht sich Fuchs und Reh

Doch meine Sehnsucht überspringt die Zeiten
Ich träume schon vom lauen Sommerwind
Schon sehe ich der Ähren Früchte reifen
Schau, dort am Bachrand spielt ein kleines Kind

Solang' es mich nach jernen Ländern zieht
Des Meeres Wellen kosen mein Gesicht
Der Sonne Kraft im fernen Süden blüht
Ficht mich der Schnee, die Winterstürme nicht.

Peter Weiß

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 39.80, halbjährlich S 20.50 und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich! Spenden für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs überweisen Sie bitte auf das Postsparkonto

187.168

Die Hilfsgemeinschaft

Parteidisziplin kontra Gewissenstreue

Die französische Innenpolitik, jenes chaotische Meer, das gerade in diesen Tagen wieder hohe Wellen schlägt, ist für uns gewiß kein Vorbild. Für uns, im stabilen, verantwortungsbewußten Österreich, auf das wir uns soviel zugute halten, obwohl seine Besonnenheit so oft nur geistiger Faulheit entspringt. Einige Worte sollten uns zu denken geben, die in der Auseinandersetzung zwischen den radikalsozialistischen Parteikollegen Faure und Mendés-France gewechselt wurden. Faure verteidigte sich gegen den Vorwurf, er habe, ohne vorher die Partei zu befragen, die Nationalversammlung aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben, mit der Feststellung: Ein Ministerpräsident oder Minister unterliegt, einmal ernannt, nicht mehr der Parteidisziplin, er ist nur mehr für den Staat da, er hat nur mehr im Interesse der Nation zu handeln und nicht mehr im Interesse der Partei. Wir wollen nicht untersuchen, ob Faure auch dann diesen Standpunkt vertreten hätte, wenn er den Parteiapparat gegen einen ungebärdigen Ministerpräsidenten vertreten hätte. Wir wollen uns nur wieder einmal an eine vergessene Tatsache erinnern: Minister, Nationalrat oder Beamter — sie sind nicht für die Partei da, die sie in den Sattel gehoben hat, sondern für das ganze Volk, für diese Vielzahl von Individuen mit den widersprechendsten Anschauungen! Wir leben in einer Zeit, in der die einfachsten Dinge am schwersten verstanden werden. In einer Zeit, die Proporz für einen vernünftigen Kompromiß und Parteidisziplin für eine Tugend hält, die Unabhängigkeit des Beamten vom politischen Bekenntnis abgeschafft und das Gewissen in Parteibücher gepreßt hat. In einer herrlichen Zeit!

UNSERE REPORTAGE:

ILSE OPPEL: Meine Augen haben eine kalte Schnauze

In der vorigen Nummer von „Unser Schaffen" brachten wir den ersten Teil eines Berichtes, den eine Mitarbeiterin nach ihrem Besuch der amerikanischen Blindenschule in Morristown für unsere Leser schrieb. Hier folgt, was eine blinde amerikanische Journalistin unserer Mitarbeiterin über ihre ersten zaghaften Schritte in der Welt der Sehenden erzählte.

Es klopfte dreimal.

Ich saß gerade in der Küche, auf demselben Lehnstuhl, den mir mein Mann in der Früh zum Ofen geschoben und den ich seitdem nicht verlassen hatte. Um mich wogte gleichsam fühlbar das tödliche Dunkel meiner Blindheit.

„Wer ist da?" rief ich leise.

„Öffnen Sie mir, Frau Campbell", sagte eine Männerstimme. „Ihr Mann hat mich gebeten, Sie zu besuchen."

In diesem Augenblick vergaß ich zum ersten Male, daß ich blind war. Hastig erhob ich mich, strich mir das Kleid zurecht und lief in die Richtung, in der meines Erachtens die Wohnungstür sein mußte. Aber, o Schrecken! Es gab einen schmerzhaften Zusammenprall, und dann weiß ich nur noch, daß ich schluchzend an einer harten Mauer lehnte, geschüttelt vom Grauen vor meiner eigenen Hilflosigkeit.

„Seien Sie einmal ganz ruhig, Frau Betty Campbell", hörte ich plötzlich die Männerstimme sagen. „Konzentrieren Sie sich auf die Richtung, aus der meine Stimme zu Ihnen dringt. Und dann tasten Sie sich ganz vorsichtig und langsam bis zu mir her. So werden Sie die Türe finden . . ."

Verstört begann ich, den Rat des Unbekannten zu befolgen, und bald fühlte ich unter meinen Fingern das glatte Holz der Wohnungstür, die ich nach einigem ergebnislosem Tasten öffnen konnte.

Aus der Dunkelheit vor mir drangen die Worte: „Guten Morgen, Frau Campbell. Ich bin Morris Frank von der Blindenanstalt in Morristown und ich werde mein Bestes tun, Sie wieder in die Gemeinschaft der Sehenden zurückzuführen. Würden Sie mir bitte meinen Hut auf den Haken hängen?"

Lichter in der Dunkelheit

„Aber ich bin doch blind!" rief ich fassungslos, während ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Deshalb besuche ich Sie ja", lachte Herr Frank und reichte mir den Hut. „Also los, suchen Sie den Kleiderhaken!"

Was soll ich noch erzählen? Nachdem ich mit vieler Mühe den Kleiderhaken gefunden hatte, ging Morris Frank mit mir in die Küche, und während er mir viel Gutes über die Blindenschule in Morristown erzählte, kochte er uns Kaffee und Spiegeleier. Dabei fiel mir auf, daß er mich öfters nach großen, für ihn gewiß deutlich sichtbaren Gegenständen fragte.

„Ja, sehen Sie denn das nicht selber?" fragte ich, und Herr Frank antwortete: „Nein, meine Gute, das sehe ich leider nicht, denn ich bin blind wie Sie."

Im nächsten Augenblick rieb sich etwas Warmes, Pelziges an meinem Knie, und ich hörte Herrn Frank sagen: „Darf ich Ihnen meinen Blindenhund vorstellen, Betty Campbell?" . . .

Von ihren Erinnerungen überwältigt, hält Betty in ihrer Erzählung inne. Die Herbstsonne wirft einen goldenen Schimmer auf unseren Jausentisch unter dem roten Ahornbaum, und alles ist sehr friedlich: der Park, das weiße Holzhaus mit den Säulen, der herbstlich blaue Himmel und die Hündin Vicki, die noch immer nach der Zuckerdose schielt. Betty erzählt mir von ihren ersten Schultagen in Morristown, als sie noch so pessimistisch und undiszipliniert war, daß ihr erster Hund kein rechtes Vertrauen zu ihr fassen wollte.

Es geht aufwärts

„Aber es war nur halb so schlimm", erzählt Betty weiter. „Ein paarmal war es zwar noch gräßlich, als ich während der Geländeübungen den persönlichen Kontakt mit meinem ersten Hund verlor und er sich weigerte, mich weiterzuführen. Und doch habe ich gemeint, mein Herz würde brechen, als er vor drei Wochen an Altersschwäche starb."

Bettys erster Hund führte sie nicht bloß zurück in die Gemeinschaft der Sehenden, er gab ihr auch die innere Sicherheit, an ihr Recht auf persönliches Glück zu glauben. Er ermöglichte ihr die weitere Arbeit bei der Zeitung. Er bewachte die ersten Gehversuche von Bettys Kindern, begleitete die ganze Familie auf Wanderungen — „sogar schwimmen konnte ich, wenn mein Hund neben mir im Wasser war und mir die Richtung zurück zum Ufer gab", sagte Betty. „Ach, noch eine Woche hier in Morristown, dann kehre ich wieder nach Philadelphia zurück, zu meiner Familie und meinem Beruf. Meine Kinder sind schon neugierig auf meinen neuen Hund."

Herr Frank kommt

Ein großer, breitschultriger Mann mit rotblondem Haar kommt quer durch den Garten auf uns zu. Vor ihm geht sein Führer, ein wundervoller, schwarzgrau gezeichneter Schäferhund. Ich verstumme mitten im Wort, um Zeuge des Zusammentreffens zweier Blinder zu werden. Als Mann und Hund bis auf wenige Meter herangekommen sind, beginnt Bettys Hündin Vicki auf merkwürdige Art zu bellen.

„Ist jemand da?" fragt Betty.

„Betty Campbell?" fragt der Unbekannte.

Sie lacht ihm ins Gesicht. „Oh, Herr Frank — nett, daß Sie uns besuchen kommen." Sie macht uns bekannt und Herr Frank angelt in der Luft, bis ich meine Hand ausstrecke und er sie findet. Wenn schon Betty Campbell selbstbewußt ist, so besitzt Morris Frank diese Eigenschaft gewiß in verstärktem Maße.

Doch gibt er mir freundlich Auskunft, als ich ihn frage, wieso es möglich ist, daß Vicki und sein Hund gar keine Notiz voneinander nehmen, einander bloß aus einiger Entfernung gleichmütig betrachten.

„Erstens einmal, meine junge Dame, werden Blindenhunde kastriert", sagt er und lächelt. „Und zweitens wissen sie, was Arbeit heißt. Flirten Sie etwa während Ihrer Arbeitszeit mit einem jungen Mann?"

Ich lasse mir von der Ausbildung der Hunde erzählen. Die zugelassenen Arten — meist Schäferhunde, Boxer oder Labradorschnauzer beiderlei Geschlechts — werden entweder in Morristown gezüchtet oder käuflich erworben. Nach dem Kastrieren beginnt mit etwa vierzehn Monaten die Ausbildung. In drei Monaten haben die Hunde vor allem Gehorsam, Führen auf Kommandorufe, wie „links!", „rechts!", „vorwärts!", „halt!" gelernt und — das Allerschwierigste — die intelligente Verweigerung des Gehorsams auf einen unmöglichen Befehl. So wird ein guter Blindenhund etwa dem „Vorwärts" seines Herrn keine Folge leisten, wenn einen Schritt weiter ein Bach fließt oder eine Mauer emporsteigt. Ein guter Blindenhund wird auch ein Hindernis, das über seiner Kopfhöhe liegt, wie zum Beispiel ein in Schulterhöhe des Blinden gespanntes Wäscheseil, zu umgehen wissen. Die Ausbildung der Hunde ist kompliziert und erfolgt durch eigens dafür geschulte sehende Männer.

„Nicht jeder, der sich bei uns um einen Hund bewirbt, bekommt einen", sagt Herr Frank. „Der Blinde muß gewisse Voraussetzungen erfüllen, bevor wir ihm ein Tier anvertrauen. Es kommt bei unserer Auslese der Menschen nicht auf Geld, Religion oder Hautfarbe an, sondern auf gesunden Lebenswillen, körperliche Gesundheit, Verantwortungsbewußtsein und — Tierliebe. Es gibt sehr intelligente Blinde, die aber Hunde verabscheuen oder fürchten und aus diesem Grunde nie mit ihnen zusammenarbeiten können, selbst wenn sie sich dazu Mühe geben."

„Wunderbar, daß Sie es fertigbringen, die Hunde so gut zu dressieren", meine ich. „Eine belebte Straßenkreuzung ist nicht einmal für einen sehenden Menschen einfach, und gar für einen Hund . . ."

Das Leben für den Herrn

Herr Frank errötet vor Ärger und unterbricht mich eifrig:

„Erstens einmal, meine Liebe, dressieren wir die Hunde gar nicht; wir entwickeln bloß ihre natürlichen Fähigkeiten zu einem Grade, der es vernünftigen Blinden möglich macht, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Und zweitens sehe ich, daß Sie eine sehr geringe Meinung vom Pflichtbewußtsein unserer Hunde haben. Das ist unrichtig. Mein Hund Toby würde für mich sein Leben geben. Das ist mehr, als ich von einem Menschen behaupten kann."

Und dann bittet mich Morris Frank, seinen Hund ein wenig festzuhalten, während er sich leise und unbemerkt entfernen will. Ich reiche Toby ein Stück Zucker, schlinge meine Arme um seinen Hals und schließe meine Finger fest um die stahlharten Muskeln seiner Vorderläufe. So, jetzt soll er nur versuchen, mir zu entwischen! Morris Frank geht langsam, mit den Armen in der Luft rudernd, durch den herbstlichen Garten davon. Und schon wird Toby unruhig. Sein Körper zittert, er hebt den Kopf und winselt herzzerreißend. „Lassen Sie ihn los", flüstert Betty Campbell, doch ich verstärke meinen Griff um Tobys Vorderbeine. Da wendet er mir plötzlich seinen schönen Hundekopf zu und sieht mich mit einem Blick an, in dem sich Erstaunen und Verachtung zu mischen scheinen, und — ritsch — hat er mir auch schon den Ärmel aus dem Kleid gerissen. Ich greife bestürzt nach meinem Arm und sehe, wie Toby mit langen Sprüngen seinem Herrn nachsetzt, ihn einige Male umtänzelt und schließlich dicht an seiner Seite stehenbleibt. Morris Frank greift nach dem Lederbügel, und Toby führt seinen Herrn der Schule zu, ohne sich auch nur einmal nach mir umzuschauen.

„Vielleicht verstehen Sie nun", sagt Betty leise, „weshalb ich mich nicht blind fühle. Meine Augen sind verläßlich und treu — sie haben bloß eine kalte Schnauze. Nicht wahr, Vicki?" Vicki legt den dunklen Kopf behutsam auf Bettys Knie und blickt ihr aus den leuchtenden, bernsteinbraunen Augen, in denen sich der sonnige Herbsttag spiegelt, ins Gesicht.

Ich aber begreife endlich, woher die blinde Journalistin Betty Campbell die Kraft nimmt, der Undurchdringlichkeit ihrer ewigen Nacht zu trotzen und ein glücklicher Mensch zu sein.

Vom Weltwunder zum Gebrauchsgegenstand

Die Schauuhren des Mittelalters waren Höhepunkte in der Geschichte der Uhr und des Handwerks. 1352 wurde in Straßburg mit dem Bau des ersten derartigen Werkes begonnen, er dauerte zwei Jahre. Die mächtigen Zeiger der Uhr gaben die halben und ganzen Stunden an, den Tag und den Stand von Sonne und Mond. Jeweils um die volle Stunde traten die drei Weisen aus dem Morgenland hervor und Petrus verriet seinen Herrn, dieweilen ein blecherner Hahn krähend mit den Flügeln schlug.

Bald wetteiferten die Städte um den Besitz noch prächtigerer Uhren. Nürnberg wollte hinter Straßburg nicht zurückstehen und baute zur Erinnerung an den Reichstag Karls V. die Kunstuhr mit dem Männleinlaufen. Alle Stunden traten die sieben Kurfürsten hervor, schritten um den Kaiser, der auf seinem Thron saß, herum und verneigten sich vor ihm. Aber auch in den anderen Städten war man am Werk. Mathematiker und Astronomen, Architekten, Bildhauer und Schmiede arbeiteten zusammen, um zum größeren Ruhm ihrer Städte immer kompliziertere Schauuhren zu schaffen. 1404 besaß auch Villingen so ein Wunderwerk. Der Bürgermeister selbst wurde zum Dichter und schrieb zur Erinnerung auf kostbares Pergament:

„Da ist zuerst ein Rad, das geht einmal im Jahr um, und daran ist das Kalendarium mit den zwölf Monaten gemalt, und man kann sehen, was Ackermann und Snitter tun und wie es mit der Bauernarbeit geht, dazu die Länge zwischen Weihnachten und Fasnacht und davor sitzt ein klein Männle, das zeigt auf alle Tag durch das Jahr, so daß man auch alle Feiertag findet. Über dem Rad ist die Sphära geordnet, daran ist bezeichnet die Luft, Wasser und Erdreich, Sonne und Mond und die zwölf Zeichen, und es geht die Sonne auf und steiget und sinket wie das Jahr ist. Der Mond geht auch auf und steigt und sinkt, als wie es die Sonne tut, und nimmt zu und nimmt ab und wird neu und voll. Man sieht die Sonne alle Stunden des Tages und der Nacht, und darüber sind die Heiligen Drei Könige und drei Knechte, die gehen zu einer Tür aus und zur anderen Tür wieder ein, neigen sich vor Unserer Frauen, und es neigt sich das Kindlein ihnen zu, und über ihrem Stern schwebt ein Engel . . . Und ein Spielwerk ist daran, das singt, während sie gehen . ."

Die Goldene Stadt baut eine Spieluhr mit einem Kalendarium und mit dem Tod, der an einem Glockenstrick zieht und die Sanduhr umkehrt, aber der Reiche schüttelt den Kopf und will nicht mitkommen. Bourges zahlt dem Jean Furoris sechzig Ecus d'or für eine Uhr mit vielerlei Glocken, in München zückt Gott Vater das Racheschwert über der Welt, aber Jesus und seine Mutter strekken ihm flehend die Arme entgegen, da steckt er es wieder ein. In Heilbronn reitet der Knochenmann auf einer bäumenden Bestie, über dem Gerippe klafft das brüchige Fleisch und einmal in der Stunde trommelt er mit einem Knochen

auf dem Hals des apokalyptischen Reittiers.

Freilich: Über die Genauigkeit dieser Uhren dürfen wir uns keine Illusionen machen. Sie gingen im Tag um eine halbe oder ganze Stunde vor oder nach. Geoffrey Chaucer schreibt, man habe sich auf den Hahn eher verlassen können: „Viel sicherer konnte man nach seinem Krähen, als nach dem Schlagen der Abteiuhr gehen."

Schattenmaß und Wasseruhr

Die alten Ägypter trugen ihren Stundenzeiger stets mit sich herum: Ihren eigenen Schatten, zu dessen Messung sie ein praktisches Gerät besaßen. „Wenn dein Schatten sechzehn Fuß mißt, Berenike, erwartet Amasis dich im Olivenhain" heißt es in einer alten Botschaft. Als besondere Rarität kannten sie freilich auch schon die Wasseruhr: Ein Tongefäß, aus dem das Wasser langsam ausfloß und an dessen Innenwand Skalen angebracht waren, an denen der Wasserspiegel die Stunde zeigte. Man brauchte zwölf Skalen, eine für jeden Monat, denn vom Altertum bis ins Mittelalter hinein war die Stunde im Winter tagsüber kurz und lang in der Nacht, zur Sommerszeit umgekehrt. 262 Jahre nach Christus brachte Marcellius Philippus von einem Beutezug nach Catania eine Sonnenuhr nach Rom. Er stellte sie auf dem Forum auf und 99 Jahre lang bemerkte kein Mensch, daß sie falsch ging. Ihre Skala war eigentlich für die Polhöhe Siziliens bestimmt, aber es gab ja keine andere Uhr zum Vergleichen. Dann wurde eines Tages die griechische Klebsydra eingeführt und es war aus mit der Ruhe im alten Rom.

Die Klebsydra war ein kürbisförmiges Gefäß mit kleinen Löchern im Boden, aus denen das Wasser mit stets gleichbleibender Geschwindigkeit auslief und ermöglichte die Messung kleinster Zeitabschnitte. Fortan war der Tag des Römers genauestens eingeteilt, mit der Zeit bildete sich ein wohlorganisierter Dienst zur Ausrufung der Stunden und jede Verrichtung des täglichen Lebens vom Wasserholen bis zur Nachtruhe hatte ihre Zeit. Plautus, der Komödiendichter, legt seinem Helden eine bewegte Klage in den Mund:

„Mögen die Götter den verderben, der die Stunde erfand und die Sonnenuhr setzte, die mir den Tag in Stücke reißt! Früher war der Bauch meine Uhr, unter allen die beste und richtigste. Sie mahnte jeweils zum Essen, selbst wenn nichts zum Essen da war. Jetzt wird aber auch, was da ist, nicht gegessen, wenn es der Stunde nicht gefällt. Die ganze Stadt ist voller Uhren!"

Niemand aber kann das Uhrwerk des Fortschritts aufhalten. Die Sonnenuhr und die primitive Wasseruhr mußten der komplizierten Räderwasseruhr weichen. Niemand weiß, wer das „Instrument der Zeit, das Kugeln wirft", erfunden hat. Es hieß so, weil immer um die volle Stunde eine Kugel auf eine Schelle fiel. Jedenfalls wurde es von den Griechen an die Römer, von Rom an Byzanz, von den Byzantinern an die Araber und von dort an das Abendland weitergegeben und von Jahrhundert zu Jahrhundert vervollkommnet. In einer Schrift, die lange Zeit die Grundlage aller Uhrmacherei war und dem Archimedes zugeschrieben wurde, ist die Räderwasseruhr so genau beschrieben, daß sie ein geschickter Bastler jederzeit nachbauen könnte. Ihre Hauptbestandteile waren ein Gefäß, aus dem das Wasser mehr oder weniger gleichmäßig in ein darunter stehendes floß und ein Schwimmer, der sich mit dem Wasserspiegel senkte und durch eine Kette, die über eine Welle gelegt war, das Räderwerk bewegte. Harun al Raschid schickte eine derartige Uhr zusammen mit anderen prächtigen Geschenken an Karl den Großen, den er sehr achtete. Sie war mit wunderlichem Beiwerk ausgestattet, mit Flötenmusik, beweglichen Reitern oder pfeifenden Vögeln, die (wie unsere Kuckucksuhren) die Zeit anzeigten.

„Wie wohlgefügt der Uhren Räder tun . ."

Die arabischen Kunstuhren waren es, welche die abendländischen Gelehrten zum Bau der gigantischen mittelalterlichen Schauuhren anregten. Freilich war

dazu vorerst eine großartige Erfindung nötig: Die Hemmung. Wir können heute nicht einmal mehr das Jahrzehnt angeben, in dem die Uhrenbauer von der treibenden Kraft des sinkenden Wasserspiegels unabhängig wurden. Die Erfindung der Hemmung lag in der Luft.

Hemmung und Pendel sind die wichtigsten Erfindungen in der Geschichte der Uhr. Ein jahrhundertelanger Kampf um Genauigkeit und auch um die Verkleinerung der Uhr begann. Schon im achtzehnten Jahrhundert wurden gelegentlich Uhren gebaut, die in eine Nußschale gingen. Freilich waren sie nicht sehr genau. Aber auch Genauigkeit ist nicht erst in unserem Jahrhundert erreicht worden: Die Schiffsuhr, die Harrison um 1760 für die königlich englische Marine gebaut hat, ging trotz Feuchtigkeit und Seegang nach 161 Tagen noch auf eine Minute genau. Und sogar die automatische Taschenuhr, die sich selbst aufzieht, während man spazierengeht, ist eine Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts.

Vor allem in den Klöstern, in denen der Tageslauf genauestens geregelt und von exakter Zeitmessung abhängig ist, war die Gewichteruhr ein dringendes Bedürfnis. Wenn die Sonnenuhr keine Sonne hatte oder im Winter, wenn die Wasseruhr einfror, waren die Mönche oft in arger Not. Dann mußten sie die Zeit mit ihren Psalmen messen; ein Mönch blieb die ganze Nacht hindurch wach und zählte die Psalmen, während er sie sang. So konnte er jederzeit die verflossene Zeit errechnen.

Als Dante zwischen 1316 und 1321 den dritten Teil seiner „Göttlichen Komödie" schrieb, hat es die Uhr mit der Hemmung schon gegeben, sonst hätte er sie nicht schildern können: „Wie wohlgefügt der Uhren Räder tun, in voller Eil zu fliegen scheint das letzte, das erste scheint, wenn man's beschaut, zu ruhn ..." Erst die Hemmung machte es möglich, die Kraft einer Feder oder die Schwere hängender Gewichte zum Antrieb einer Uhr zu verwenden. Anfangs bestand sie aus einem schwingenden Balken, der bei jeder Bewegung an die Zähne eines Rades stieß, später wurden die verschiedensten Systeme erdacht und vervollkommnet. Keine solche Uhr konnte aber jemals wirklich genau gehen, solange nicht das Pendel und später die Unruhe als regulierende Kraft entdeckt waren.

Nicht nur Mathematiker, sondern auch Philosophen haben sich mit der Uhr befaßt. Für Descartes zum Beispiel war die ganze Welt ein Uhrwerk. 1649 versuchte er, Königin Christine von Schweden von seinen Ansichten zu überzeugen. „Die Tiere sind nichts weiter als Maschinen" sagte er.

Die Königin reichte dem Philosophen ihre Taschenuhr und sagte lächelnd: „Machen Sie doch, daß sie Junge bekommt!"

Helmut Butterweck

Wir empfehlen unseren Lesern das ausgezeichnete Buch „Wenn Dein Schatten 16 Fuß mißt, Berenike ..." aus dem Verlag Andermann. Helga Pohl schildert in diesem Werk, das nicht nur neue historische Erkenntnisse, sondern auch viele amüsante Anekdoten enthält, die Geschichte der Zeitmessung.

Ortega und das Muckertum

Der große spanische Philosoph Ortega y Gasset hat sich vor Jahrzehnten in der Fußnote zu einem Essay bitter darüber beklagt, er könne auf ein bestimmtes Thema nicht näher eingehen; das Muckertum, das in seiner Heimat herrsche, verbiete ihm dies. Uns verbietet es das Muckertum, das in jenem Land, in dem diese Glosse erscheinen soll, herrscht, auch nur anzudeuten, um welches Thema es sich dabei gehandelt hat. Nun ist Ortega vor einigen Monaten gestorben. Es gab ein trauriges Nachspiel zu seinem Tod: Pedro Lain Entralgo, Rektor der Universität zu Madrid, hat in seiner Gedächtnisrede das Bild eines „idealen Spanien" gezeigt, eines Spanien, das es, wiederum nach den Worten Ortegas, gegenwärtig schwer hat, in Erscheinung zu treten. Sein Aufruf zur Toleranz, seine Forderung, die Geisteswelt Thomas' von Aquin mit der des Ignatius von Loyola zu verbinden, fand bei den Studenten demonstrativen Beifall. Weniger begeistert reagierten Kirche und Staat; sie reagierten vielmehr derart, daß Pedro Lain Entralgo und fünf andere spanische Rektoren aus Protest gegen solche Reaktion zurücktraten. Der Vorfall hat auf der ganzen (westlichen) Hemisphäre großes Aufsehen erregt. Bis zu uns freilich sind die Wellen des Protestes nicht gedrungen. Bei uns waren ein paar winzige Zeitungsnotizen und wenige Nachrufe, deren Autoren sehr schön schrieben, Ortega aber gründlich mißverstanden, das einzige Echo auf den Tod des wahrscheinlich größten Philosophen unserer Zeit.

Von der Spinnstube zum Wortsalat

„Gott gibt die Nüsse, aber er knackt sie nicht auf." Knapp, wie der Kern in der Schale verpackt, steckt in diesem heiteren Aperçu Goethes das Verhältnis des Menschen zur Welt, der, seit er vom Apfel der Erkenntnis aß, zum Nüsseknacken verurteilt ist. Der gesunde Mensch tut dies gerne und ließe sich selbst von Gott die Nüsse nicht abnehmen. In Spiel, Märchen und Rätsel findet er seine schöpferische Domäne als Wollender, Fühlender, Erkennender und am liebsten gesellen sich diese drei denen, die in der Quellennähe leben: Den Kindern und Künstlern. Dem echten Rätsel eignet das paradoxe Vermögen, das scheinbar Flache tief, das Alte neu werden zu lassen. Es finden, heißt fast, es lösen, denn am staunenden Gewahrwerden des Geheimnisses im Offenbaren erkraftet die Erkenntnisfähigkeit und so schafft sich der alte Ödipus immer neue Sphinxe, um sie zu besiegen.

Mit welcher Fröhlichkeit das einst in den bäurischen Spinnstuben zur winterlichen Lichtkerzzeit geschah, wie gleichsam die ganze Natur freudig teilnahm an ihrer behutsamen Enträtselung durch den Menschen, davon gibt uns Mörike in seiner „Historie von der schönen Lau" ein anschauliches Bild:

„Frau Betha wußte ferner viel lehrreiche Fabeln, auch spitzweise Fragen und Rätseln; die gab sie nacheinander im Vorsatz auf zu raten, weil sonderlich die Wasserfrau von Hause aus dergleichen liebte und immer gar zufrieden schien, wenn sie es ein oder das andere Mal traf (das doch nicht allzuleicht geriet). Eines derselben gefiel ihr vor allen, und was damit gemeint ist, nannte sie ohne Besinnen:

Ich bin eine dürre Königin,
Trag auf dem Haupt ein zierliche Kron,
Und die mir dienen mit treuem Sinn,
Die haben großen Lohn.
Mein Frauen müssen mich schön frisieren,
Erzählen mir Märlein ohne Zahl —
Sie lassen kein einzig Haar an mir,
Doch sieht man mich nimmer kahl.
Spazieren fahr ich frank und frei,
Das geht so rasch, das geht so fein,
Nur komm ich nicht vom Platz dabei.
Sagt Leute: Was mag das sein?"

Wie farbig und märchenlebendig ist doch dieses Rätsel, das uns mitten in die Atmosphäre einer bildergesättigten Geselligkeit versetzt. Weniger bunt, in kontrastreichem, körnigem Schwarz-Weiß geben sich die Rätsel der Enzyklopädisten, von denen uns der letzte Nachfahre der klassischen Rätselperiode, Brentano, in den Vor- und Nachreden zu seinem „Aenigmathias" erzählt. Immer aber bewahren sie ihren bildenden, anregenden, gesprächsgestaltenden Charakter.

Wenden wir uns aber einmal von Frau Bethas Spinnstube zur Freizeitgestaltung des berufstätigen Zeitgenossen. Wir erblicken etwa eine Handvoll grämlicher, bleistiftkauender Individuen, die, über ihre jeweiligen Kreuzworträtsel gebeugt, aus ihrem Dahindämmern weilenweise aufgeschreckt, sich hastig angelnde Fragen nach drei- bis zwölfbuchstabigen, lexikal definierten Wörtern zuwerfen und in dieser dürren, zerstückelnden, hordenweisen Vereinsamung ein profundes Behagen zu finden scheinen.

Das Kreuzworträtsel nennt sich zwar ein Rätsel, aber es ist keines. Es mischt das Erhabenste mit dem Gemeinsten zu einem widerlichen Salat, es zerstreut im wahrsten Sinne des Wortes, statt zu sammeln. Es bildet weder Anschauung noch Begriff, sondern liefert fix und fertige, platte Definitionen und läßt die Prachtgestalt des Nordlandhirsches zu einem dreibuchstabigen Tier verblassen, dem es in seinen Quadraten ein kümmerliches Gnadengras auf Anstaltsdauer gewährt.

Und trotzdem kann uns dieses Unrätsel wieder zum Rätsel werden. Denn ist es nicht paradox, wie hier der Intellektualismus der Denkfaulheit entgegen kommt, die nüchternste Wirklichkeitsnähe der kahlsten Wirklichkeitsentfremdung? Diese Nuß hat uns Gott nicht gegeben, aber es würde sich lohnen, sie aufzuknacken. K. K.

Der Bumerang

Von Lothar Ring

Ali ben Achmed saß vor seinem Täßchen Mokka und rührte in dem duftenden Getränk, ohne davon zu genießen. Ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust, der seinen Nebenmann am Kaffeehaustisch aufhorchen ließ.

„Was fehlt Dir?" fragte er mit teilnahmsvoller Miene, wobei die Neugierde das stärkere Motiv seiner Frage war.

„Ein gräßliches Unglück hat Allah über mein Haupt heraufbeschworen ... Mein Lieblingssohn Hussein ist zum Dieb geworden. Er stahl seinem Prinzipal hundert Goldstücke, um sie einer Unwürdigen zu schenken. Und nun fürchtet mein Sohn die Entdeckung. Ich aber bin arm und kann den Schaden nicht im geringsten decken."

„Seit wann stiehlt dein Sohn?"

„Ich glaube, seit mehr als einem halben Jahr."

„Und das hat sein Prinzipal nicht bemerkt?"

„Bisher noch nicht."

„Dann muß er ein großer Dummkopf sein."

„Das ist er auch", bekräftigte der trostlose Vater. „Aber was nützt das alles, über kurz oder lang wird er doch den Abgang des Geldes bemerken und dann wehe meinem Hussein!"

In den listigen Äuglein des andern blitzte ein Gedanke auf.

„Ich will dir helfen", sagte er. „So ein Esel, der auf sein Geld nicht achtet, verdient Strafe ... Kann dein Sohn noch weitere hundert Goldstücke entwenden?"

„Ich glaube schon."

„Dann bringe mir die hundert Goldstücke und ich verspreche dir, die ganze Angelegenheit zu ordnen."

„Wenn du das vermagst, dann ist dir mein Dank und die Gnade des Propheten sicher."

Der Alte nickte herablassend.

Damit schieden sie.

Am nächsten Tag brachte Ali ben Achmed prompt die hundert Goldstücke dem freundlichen Ratgeber.

„Und nun höre, wie ich dir helfen werde", sprach der Alte würdevoll. „Ich werde dem Prinzipal deines Sohnes sagen, daß die Verwandten seines Angestellten bereit wären, den angerichteten Schaden zur Hälfte, nein, sagen wir lieber zu einem Drittel, zu decken, soferne er von einer Verfolgung des Täters Abstand nimmt."

„Ausgezeichnet!" rief der seelisch befreite Vater aus. „Ich bin überzeugt, der bösartige Geizhals nimmt gerne das Drittel, ehe er das ganze Geld verliert. Und wir beide teilen uns den Rest."

„Ich freue mich schon auf sein dummes Gesicht", meinte der andere schadenfroh ... „Aber nun sage mir, wie heißt dieser Schafskopf und wo ist er zu Hause?"

„Es ist der Kaufmann Ibrahim Zogu und ..." Kaum war der Name gesagt, sprang der Alte wie von einer Tarantel gestochen auf. Sein Gesicht glühte vor Zornesröte, drohend erhob er die Faust und wollte sprechen, doch das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Mit einer raschen Handbewegung griff er nach dem Golde und stürmte zur Tür hinaus.

Entgeistert starrte ihm Ali ben Achmed nach. War der freundliche Mann ein Wahnsinniger oder selbst ein Dieb? Bevor er sich Rechenschaft darüber zu geben vermochte, hatte sich der Wirt ihm genähert und fragte: „Was hatten Sie mit Ibrahim Zogu? So wütend hatte ich ihn noch nie gesehen."

„Das war Ibrahim Zogu?" stotterte Ali ben Achmed und ließ sich auf sein Kissen zurückfallen.

„Soll ich ihn zurückrufen?" fragte der Wirt.

„Ich bin froh, daß er draußen ist", ächzte Ali ben Achmed.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, denn er war davon überzeugt, daß der hochmögende Ibrahim Zogu sich hüten würde, zum Kadi zu laufen und seine Blamage vor aller Öffentlichkeit einzugestehen.

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

Blindenwaren

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannte österreichische Qualitätserzeugnisse.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Bitte an den März
„Der Prophet sprach . . ."
Reklame mit Humor
Sie leisten ganze Arbeit
Wo Wachs und Honig fließen . . .
Lücken im Paragraphenwald
Wien — revidiert
Euch liebt die Heimat . . .
Glossen, Rätsel u. v. a. m.

1. JAHRGANG HEFT 3 PREIS S 3.50 MÄRZ 1956

Eine ganze Reihe von Zeitungen hat in Einschaltungen auf unsere blinden Klavierstimmer hingewiesen. Wir danken diesen Zeitungen herzlich für diesen wertvollen Beitrag zu unserer Aktion.

Arbeit ist die beste Hilfe. Nachstehende Zeitungen haben unsere Einschaltungen kostenlos veröffentlicht: „Die Presse", „Wiener Tageszeitung", „Der blaue Montag", „Die Volksstimme", „Die Stimme der Frau", „Der Privatangestellte".

Wir danken ferner dem Österreichischen Rundfunk, der Hinweise auf die blinden Klavierstimmer und eine Reportage über die Arbeit der Blinden in verschiedenen Berufen gebracht hat.

*

Bestellungen für unsere blinden Klavierstimmer nimmt die „Hilfsgemeinschaft" jederzeit schriftlich oder telefonisch entgegen. Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32 0 8[1].

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 39.80, halbjährlich S 20.50 und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich! Spenden für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs überweisen Sie bitte auf das Postsparkassenkonto

187.168

Die Hilfsgemeinschaft

Vier Millionen

Vier Millionen sind unser Jahresbeitrag für die UNO. Für vier Millionen darf das neugebackene Mitglied Österreich mitreden. Es wurde nun die Frage aufgeworfen: Steht das dafür? Oder wird es einst heißen: „Außer Spesen nix gewesen?"

Da gibt es Leute, die uns vorrechnen: Für vier Millionen kann man soundso viele Wohnungen bauen. Wir können uns die UNO-Mitgliedschaft nicht leisten!

Da gibt es andere Leute, die sagen: „Die Mitgliedschaft bringt uns doch Vorteile noch und noch! Unsere Diplomaten werden dort in eine gute Schule gehen!" Nun, die alte österreichische Konsularakademie war auch nicht von Pappe, und wenn man manche Reden liest, die vor der UNO gehalten werden, hält man sie jedenfalls für keine Anstandsschule mehr.

„Unsere Vertreter werden lernen, ferne Länder zu verwalten!" Na und? Werden sie ihre Sahara-Erfahrungen auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim verwerten?

Nein, wir halten es von vornherein für falsch, hier eine Soll-und-Haben-Rechnung aufzustellen. Wenn die Nationen der UNO nur angehören, um für sich Vorteile herauszuschinden, dann kann die ganze UNO zusperren. Wenn wir uns auf diesen Standpunkt stellen wollten, blieben wir besser draußen.

Die UNO ist dazu da, Streitigkeiten zwischen den Nationen auf übernationaler Basis zu schlichten, sie ist dazu da, die Zusammenarbeit zwischen den Nationen zu fördern. Und wenn unsere Mitgliedschaft, über jeden Zweck erhaben, nur den einzigen Sinn hätte, daß der UNO nun eine einzige Nation angehöre, die es mit der Zusammenarbeit und dem Friedenswillen ernst nimmt — dann wären die vier Millionen kein hinausgeworfenes Geld!

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Bitte an den März

Wer erinnert sich nicht an Andersens Märchen „Zwölf mit der Post", wo die Monate des Jahres der Kutsche entsteigen, runde, komplette Gestalten, jeder eine biedermeierliche Individualität für sich? Hier kommen sie noch mit der Post und das erhält sie frisch. Die Eisenbahn, dampfend und funkensprühend, wäre das alleräußerste an Vehikel, das man ihnen gerade noch zumuten dürfte, ohne daß sie ihr Gesicht verlören. Ein Auto würde sie gleichschalten.

Es scheint fast, cum grano salis gesprochen, als nähmen sich die Monate ihre Nichtbeachtung zu Herzen — denn was sind sie schließlich den repräsentativen Zeitgenossen anderes als Termine, zum Beispiel für die Märzumsatzsteuer usw. — und zögen sich still in die Bauernkalender zurück, in eine Art wehmütiger, erinnerungssatter „Ausnahm".

Streng genommen haben sich ja bereits die Römer, das erste Zivilisationsvolk, an ihnen versündigt. Unfreundlich genug, gaben sie gleich vieren blasse Nummern wie Sträflingsketten: September, Oktober, November, Dezember. Der siebente, achte, neunte und zehnte nach römischem Kalender. Zwei bekamen politische Namen, der Geburtsmonat von Julius Cäsar den Namen Juli, des Augustus Sterbemonat den Namen August; Namen, die sich, konservativ, wie die Römer als Engländer der Antike waren, allerdings als dauerhafter erwiesen, als alle ihre Nachfahren.

Drei Monate sind den Göttern geweiht: Januar dem Janus, März dem Mars, Juni der Juno. Einer, der Februar, erinnert an die Reinigungsfeier (febris = rein) und zwei Schoßkindern gaben sie Koseworte: April und Mai (apricus = besonnt, maius = höher, auch größer).

Lieber März, was ist aus dir geworden! Ein Termin, wie schon erwähnt. Du liegst im Kalender begraben. Draußen herrscht Dezember. Ein römischer Ziffern-Dezember mit Glatteis, Schnee und Schnupfen, verspätete Weihnachtslieferung, erkaltete Neujahrsgratulation. Du solltest dem Mars Ehre machen und läßt Saturn regieren. Nach dir heißen die Veilchen und du bringst Fensterblumen. Der frühe Amselsang umgab dich einst wie ein unverwelklicher Frühlingsduft und nun schnarren die Krähen wie Windräder in den Weingärten ein Ofensehnsuchts-epigramm. Du bringst die Fastenzeit, du solltest die Öfen in den Ruhestand setzen und die Kohlenhändler in die mageren Zeiten. Du machst die Öfen fressend und die Kohlenhändler fett.

Den Katern erfrieren die Liebeslieder in den Kehlen und der Osterhase färbt sich polarisch zum Schneehasen um.

Pfui, was hat man aus dir gemacht! Eine chimäre Lesebuchfigur.

Laß dich erbitten, zeig dich wie einst und verzehre deine Marskräfte nicht im Trutz!

K. K.

DER PROPHET SPRACH:

„Gebt ihnen jederzeit Brot und Wasser"

Aber in der Praxis muß ein Segensspruch genügen

Von Hans Salzner

„Allah gab dem Menschen den größten Schatz, den er zu vergeben hatte, und das sind seine Augen", heißt es in irgendeiner Sure des Korans. „Wie arm sind diejenigen, deren Augenlicht für immer ausgelöscht ist und denen dadurch ein großer Teil von den Wundern der Schöpfung Allahs verloren geht. Helft diesen Ärmsten unter den Armen, gebt ihnen jederzeit Wasser und Brot und verletzt sie nicht durch mitleidlose Worte!" Diese Sätze sprach einst der Prophet Muhammed und seither haben sie in allen mohammedanischen Ländern Gültigkeit.

Die Türkei hat besonders viele Blinde. Die staubigen und sandigen anatolischen Hochsteppen, über die fast immer ein heftiger Wind weht, sind eine Landschaft, in der nahezu jeder dritte irgendeine Augenkrankheit hat. Der feine Staub dringt unbarmherzig in die Augen der Hirten und Bauern ein. Durch Reiben entstehen Entzündungen, Eiterungen und schließlich, da die ärztliche Betreuung in jener Gegend sehr zu wünschen übrig läßt, die vollständige Erblindung eines oder beider Augen.

„Gebt ihnen jederzeit Brot und Wasser und verletzt sie nicht durch harte und mitleidlose Worte", sagte Muhammed, doch die wenigsten Gläubigen halten sich wirklich an diesen menschlichen Ausspruch. Jedes Sprichwort hat einen Gegenspruch und so auch dieses: „Gott prüft den Menschen durch schwere Krankheiten, Schicksalsschläge und persönliches Unglück. Hadere nicht mit deinem Geschick. Denn nur Er weiß, warum du krank bist. Füge dich ohne zu murren in dein Geschick, dann wirst du der Gnade Allahs teilhaftig werden!" Der Orientale und besonders der Türke neigt ja überhaupt zum Fatalismus und läßt die Dinge meistens, wie sie sind. So sieht man denn in fast jeder Straße von Istanbul oder Ankara vor Hauseingängen oder an Straßenecken Blinde jeglichen Alters sitzen, die vor sich eine alte Konservendose oder eine Holzschale stehen haben und durch ihren Anblick das Herz der Vorübergehenden erweichen wollen. Man kann in keinem türkischen Zug fahren, ohne daß in jeder Station Blinde einsteigen, die von Abteil zu Abteil ziehen, um eine kleine Unterstützung zu bekommen.

Für den Ausländer ist dies ein schrecklicher Anblick. Der Blick aus den toten Augen eines Bettlers, der demütig um ein Almosen bittet und dessen Lippen „Allah möge euch barmherzig sein" stammeln, ist schier unerträglich. Manchmal murmeln die blinden Bettler auch fromme Suren. Sie bekommen zwar ein frommes „Amin!" von den Angesprochenen zu hören, aber das ist meistens auch schon alles. Die sozialen Unterschiede machen sich im Orient noch immer sehr stark bemerkbar. Dazu kommt noch der in jedem Mohammedaner tief eingewurzelte Fatalismus, der von vornherein jede tiefgreifende Änderung irgendeiner alteingesessenen Gewohnheit zunichte macht. Der blinde orientalische Bettler, der uns aus vielen Erzählungen, Märchen, ja sogar aus Filmen bekannt ist und in unserer Phantasie schon einen angestammten, jedoch etwas verniedlichten Platz innehat, ist im wirklichen Orient beileibe keine Phantasiefigur. Er ist der Paria des Dorfes oder der Stadt, der ohne Hadern immer darauf angewiesen ist, für jede kleine Münze auch einen Tritt oder Prügel zu kassieren.

Blindenverbände oder Gesellschaften, die sich der bedauernswerten armen Kranken längere Zeit annehmen, sie verschiedene handwerkliche Fertigkeiten erlernen lassen und auch sonst für ihr Wohl sorgen, gibt es in der Türkei nicht. Ab und zu kommt irgendeine UNO-Kommission, die einige Spitäler inspiziert, sich mehr oder weniger eingehend über die in der Türkei vorkommenden Augenkrankheiten informiert beziehungsweise

davon erzählen läßt. Das scheint aber auch alles zu sein, was getan wird. Andererseits ist es in allen orientalischen Ländern ungeheuer schwierig, eine solche Organisation ins Leben zu rufen. Die Schwierigkeiten, die sich so einer Vereinigung entgegenstellen, sind nicht nur die Indolenz großer Bevölkerungskreise, sondern auch das Fehlen allgemeiner und allumfassender hygienischer Kontrollen. Dies soll natürlich nicht heißen, daß die Türkei oder andere Länder des Nahen und Mittleren Ostens amtliche Gesundheitsuntersuchungen in Schulen, beim Militär usw. nicht kennen. Es gibt natürlich ein Gesundheitsministerium in Ankara, das seine Zweigstellen in jeder größeren Stadt des Landes besitzt. Diese Stationen allerdings sind ebenso wie die Spitäler meist in einem katastrophalen Zustand.

Die meisten jungen türkischen Ärzte versuchen, durch Familienprotektion in ein großes, angesehenes Krankenhaus nach Ankara oder Istanbul zu kommen und sich auf alles andere zu spezialisieren, als auf Augenkrankheiten. Denn diese Leiden, die ja meistens in den ärmsten Schichten der türkischen Bevölkerung daheim sind, bringen natürlich den Ärzten weniger Geld ein, als die Behandlung neurotischer Damen in Städten oder Kurbädern.

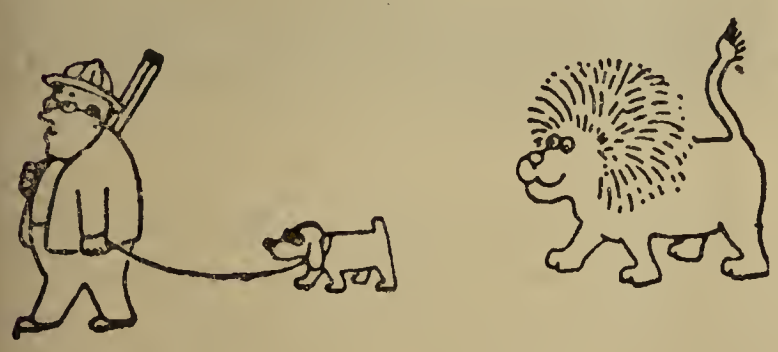
Jene Ärzte nun, die in den verschiedenen Provinzen wirklich den Kampf mit den teuflischen Augenleiden aufnehmen, sind zum Teil schlecht bezahlte Idealisten, denen am allgemeinen Volkswohle wirklich etwas liegt und die sich darum aufopfernd bemühen, dieser besonders im Süden des Landes verbreiteten Landplage Herr zu werden.

Auf der anderen Seite stehen verbitterte Doktoren, die eine Stelle auf dem Lande oder in einem verwahrlosten Provinzspital annehmen mußten und nun wegen ihrer Abgeschiedenheit mit Gott und der Welt in Hader liegen. Diese Leute, die leider in der Überzahl sind, bemühen sich natürlich nicht sehr eifrig, das Trachom oder andere Augenkrankheiten erfolgreich zu bekämpfen. Kinder, die das Augenlicht verloren haben oder an Entzündungen leiden, werden mit einigen oft gar nicht wirksamen Mitteln einer kurzen Kur unterworfen und dann als geheilt entlassen. Gleichgültig, ob die Behandlung gewirkt hat, oder nicht. Dies führt natürlich dazu, daß die Betroffenen sehr häufig zur Selbsthilfe greifen und sich mit manchmal sehr obskuren Hausmitteln selbst „heilen". Besonders beliebt ist Harn. Aber gerade diese „Kur" erreicht meistens das Gegenteil, nämlich völlige Erblindung des Patienten. Dann ist es natürlich für jede ärztliche Hilfe zu spät.

Stammt der Blinde aus einer kleinen Bauern- oder Arbeiterfamilie (wie es fast immer der Fall ist), so fällt er nun völlig der Gnade oder Ungnade seiner Familienangehörigen anheim. Und was kann ein Blinder schon nützlich sein? Er kann keine Schafe auf die Weide führen und bewachen. Er kann die Erzeugnisse und Produkte des Feldes, die man in harter Arbeit der Erde abgerungen hat, nicht mehr auf den Markt führen und verkaufen, wie es die alten Leute tun. Er kann auch nicht auf einer Baustelle Ziegel auf Ziegel legen. So bleibt ihm in den mei-

Tragödie ohne Worte

1.



2.

Ernst Arnold bei den Blinden

Wir verdanken dem bekannten Wiener Bühnenkünstler Ernst Arnold, dessen Bild wir nebenstehend bringen, einige vergnügte Stunden. Seine heiteren Vorträge, seine witzige, funkensprühende Conference sind dem Wiener Publikum schon seit langem ein Begriff.

Am Samstag, 18. Februar, hat er unseren Blinden beim Türkenwirt in der Peter-Jordan-Straße einige frohe Stunden beschert. Sie haben sich von Eis und Schnee nicht abhalten lassen und sind gekommen und sie haben es nicht bereut, alle Gäste der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten sind auf ihre Rechnung gekommen. Denn nicht nur Ernst Arnold, sondern auch alle anderen, die mitgewirkt haben, und von denen wir Hans Skriwanek, Otto Glaser, Gerda Ristl und die unermüdlichen Musiker anführen wollen, haben sich in die Herzen der Blinden gesungen und gespielt.

Nach dem Ende des Programms wurde sogar das Tanzbein geschwungen und, geführt von ihren sehenden Begleitern, legten unsere Schicksalsgefährten einen Tanz nach dem anderen aufs Parkett. Alte und moderne. Es war ein vergnüglicher Nachmittag, der uns allen lang in Erinnerung bleiben wird. Wir danken unserem Ernst Arnold und allen anderen Mitwirkenden recht, recht herzlich.

Die Menschen warten immer auf das große Glück
Und wissen nie zu schätzen, was sie gutes haben.
Sie übersehen, daß ein jeder Augenblick
Gesegnet ist mit so viel reichen Gaben.

Daß man an jedem Morgen neu erwacht,
Gesund an Gliedern und die Sonne sieht.
Und daß ein gütig Schicksal sie bewacht,
Daß ihnen Kummer nicht und Leid geschieht.

Sie nehmen alles das so selbstverständlich hin
Und merken nicht, wie schnell entfliehet Jahr um Jahr
Erst bis ein schwerer Schicksalsschlag sie trifft,
Dann seh'n sie erst, wie wunderschön es war.

Ernst Arnold

Der Prophet sprach...

(Schluß von Seite 3)

sten Fällen wirklich kein anderer Ausweg, als der Bettelstab und die irdene Schale der blinden Bettler. Unerträglich ist dieses Leben nach unseren Begriffen. Man muß sie bewundern, die türkischen Blinden, die Ergebenheit, die Geduld, mit der sie ihr Leiden tragen und die Hartnäckigkeit, mit der sie sich durchs Leben schlagen.

Dabei kommt ihnen ihr Fatalismus, anderseits ihr größter Feind, zu Hilfe. „Gott wird morgen helfen" murmelt der blinde Greis, wenn er sich abends auf den Stufen einer Moschee oder hinter einem Hammam, einem prächtigen türkischen Bad, zum Schlafen niederlegt und sein Abendgebet verrichtet hat. Wann dieses Morgen aber sein wird, weiß er selbst nicht. Er verläßt sich felsenfest auf die Hilfe Allahs, die in seinem irdischen Leben wahrscheinlich nicht mehr kommt.

ILSE OPPEL: # REKLAME MIT HUMOR

Erlebnisse auf amerikanischen Landstraßen

Die Straßenreklamen in den USA mögen alt oder neu, einfach oder raffiniert sein — niemals lassen sie den Autofahrer gleichgültig. Es kann vorkommen, daß man sich nach stundenlanger Fahrt durch das graue Einerlei einer Wüste unbändig über ein Schild freut, das eine vierzig Kilometer entfernte Gastwirtschaft ankündigt. Ein andermal wieder bedeutet es eine ausgeklügelte Qual, auf den Straßenschildern riesige, blondgelockte, an randvollen, kaltbetauten Biergläsern nippende Mädchenköpfe zu erblicken — besonders, wenn man selber eine ausgetrocknete Kehle hat und das Auto die Temperatur eines glühenden Backofens. Man kann sich ärgern, wenn man die Schönheit einer stillen Bucht durch ein Plakat verunziert findet, auf dem in schreienden Farben die Vorteile einer bestimmten Benzinmarke angepriesen werden; oft jedoch lächelt man über den Humor und die Weisheit der Straßenschilder und denkt gern an sie zurück.

Meine erste Begegnung mit dem (allerdings unfreiwilligen) Humor der amerikanischen Landstraße ereignete sich im Nordwesten der Vereinigten Staaten, als ich mit einigen Freunden über das Wochenende quer durch die Gegend fuhr. Wir kamen durch mehrere kleine Dörfer, die an einem malerischen See gelegen waren. Knapp vor einer Ortschaft befand sich an der Straße eine Tafel mit der Aufschrift „Minnows". Minnows war entzückend — ein Dorf, in dem die Zeit stillstand. Schmucke, weißgemalte Holzhäuser duckten sich unter weitausladende Bäume, zwei kleine Mädchen mit Strohhüten spielten mit einer Katze und irgendwo sang eine Amsel. Ich beschloß, mir das Dorf zu merken, um es bei Gelegenheit wieder einmal aufzusuchen, und trug „Minnows" in mein Notizbuch ein. Die nächste Ortschaft war etwas größer und bei weitem nicht so einladend, doch — auch sie hieß Minnows. Ich begann etwas zu ahnen. Als sich auch vor dem nächsten Dorf die aufreizende Tafel mit dem Worte „Minnows" zeigte, kapitulierte ich. Es stellte sich heraus, daß mit „Minnows" ein Fischköder gemeint war, den man in sämtlichen jener kleinen Ortschaften zu kaufen bekam.

In der Nähe von Eisenbahnkreuzungen kann man häufig lesen: „Bitte, parken Sie nicht auf den Geleisen!" Als ob die Vereinigten Staaten ein Land wären, in dem man sich diesen Luxus leisten dürfte!

Eine Bestattungsgesellschaft warnt: „Fahren Sie langsam, wir können warten!"

In einer ganz verlassenen Gegend prangt — ein Beispiel für unfreiwilligen Humor — ein großes Schild: „Frau Behutsam, Hebamme."

Und in einer Stadt, wo die Eheschließung bloß eine halbe Stunde dauert, klärt ein Plakat mit einem Pfeil die ortsfremden Brautpaare auf: „Pfarrer, Heirat, Trauschein, Zimmer."

In einem winzigen Nest, in dem die Wölfe einander gute Nacht sagen, wird der Tourist verschämt zum Ansiedeln eingeladen: „Wenn Sie hier wohnten, wären Sie jetzt schon zu Hause." Ob es wohl Leute gibt, die diese Einladung beherzigt haben?"

Manche Hotels und Absteigquartiere an der Landstraße führen suggestive Namen, wie „Hotel zum schlafenden Auge" oder „Müder Tourist" und „Gute-Nacht-Hotel". Ein kleines Haus, das einsam am Fuß eines kahlen Berges Wache hält und sich „Sonnenuntergang-Hotel" nennt, setzt außerdem die beiden Worte „modern und moralisch" auf sein Schild und erheitert so den Touristen, der sich dann fragt, ob er selber wohl moralisch genug sei, um hier ungestraft eine Nacht zu verbringen.

Ein besonderes Kapitel bilden die Plakate, die sich aufs Essen beziehen, und eine der niederen Holzbaracken ankündigen, aus denen einem ein Gemisch aus Zwiebel- und Kaffeegeruch entgegenschlägt und in denen man — ganz gleich, in welchem Staate der USA — stets die

gleichen Speisen und Getränke serviert bekommt. Hier gibt es die Serientafeln, die sich in regelmäßigen Abständen oft über einen Kilometer weit erstrecken und dem Autofahrer gleichsam ein Fortsetzungsplakat liefern. Etwa: „Achtung" — „Achtung" — „Achtung" — „Bill will immer" — „das Beste für Sie" — „Versäumen Sie nicht" — „seinen Rostbraten" — „seine Heidelbeerkuchen" — „seine Pfannkuchen" — „mit Honig" — „und seinen Apfelmost". Manche dieser Fortsetzungsplakate sind so interessant, daß man unwillkürlich langsamer fährt, um keine „Fortsetzung" zu versäumen, und sehr oft landet man dann in der Eßbaracke, die sich hinter der letzten Tafel verbirgt.

Vor einem Straßenrestaurant befindet sich eine Tafel: „Unser Beefsteak ist so zart wie Mutterliebe", vor einem anderen: „Hier gibt es Schinken und Speck von aristokratischen Schweinen" — was immer damit gemeint sein mag! Einige Meter hinter einem der kleinen Landstraßenrestaurants rügt eine Tafel: „Sie fuhren eben an dem billigsten Restaurant Ihres Lebens vorbei. Deshalb —", und viele Touristen machen wirklich kehrt, wenn auch bloß, um nachzuprüfen, ob die Sache mit den niedrigsten Preisen wahr ist.

Vor einem für seine hohen Preise berüchtigten Landstraßenhotel liest der staunende Tourist: „Andere Gaststätten sind billiger — Wir wissen, was unsere Ware wert ist!" Vor einem anderen Lokal liest man die vielsagenden Worte:

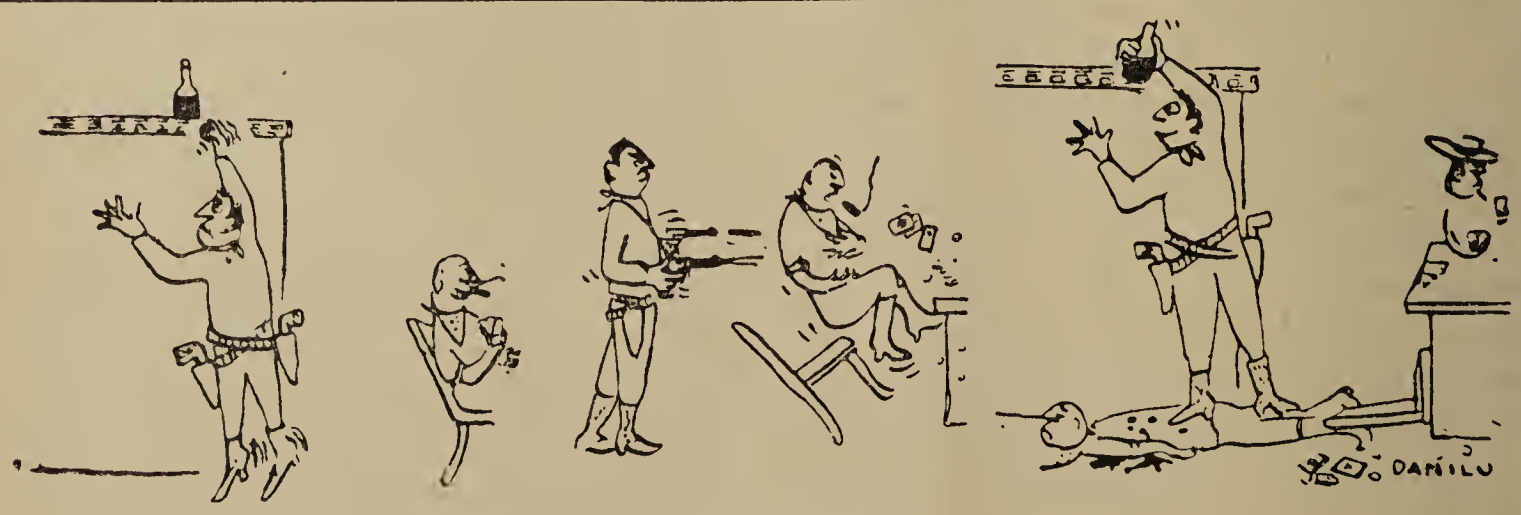
„Imbiß — 25 cents
Mahlzeit — 60 cents
Magenweh — 1 Dollar."

Großen Zuspruch haben jene Gaststätten, die sich bescheiden als „zweitbestes Restaurant der Stadt" bezeichnen. Weniger beliebt sind Lokale, vor denen eine Tafel „Jedes 11. Sandwich gratis" verspricht — außer, es handelt sich um eine ungewöhnlich große, ungewöhnlich hungrige Reisegesellschaft.

Rührend muten seltsame Verbindungen an, etwa: „Honig, Melonen, Zwiebel, Touristen und Buttermilch". Weshalb die unschuldigen Touristen wohl mitten unter den Nahrungsmitteln angeführt werden?

Vor einem Tag und Nacht offenstehenden Lokal an der Landstraße fühlt man sich sanft gewarnt: „Wir dösen, aber schlafen nie." Und im Süden der Vereinigten Staaten soll es Gaststätten geben, vor denen dem Touristen die Entschuldigung für langsame Bedienung sofort ins Auge springt: „Seien Sie geduldig und warten Sie — Sie kennen uns Südstaatler doch!"

Mein Lieblingsplakat befindet sich am Ende einer kilometerlangen Straße durch den goldenen und grünen Staat Kalifornien und ist das letzte in einer Reihe von drei Ankündigungen. Die erste Tafel mahnt: „Haben Sie Sorgen? Vergessen Sie nicht — Jesus erlöst." Die zweite Tafel ist weltlicher: „Sorgen? Werden Sie noch heute Mitglied der Versicherungsgesellschaft X Y Z"! Mein Lieblingsplakat hingegen — windschief und voll Rechtschreibfehler — sagt ganz schlicht: „Sorgen? Wir verkaufen fette Muttersäue. Beginnen Sie noch heute eine Schweinezucht. Freude und Frischfleisch bis an Ihr Lebensende!"



WILD — WEST

YVONNE BLAUENSTEINER:

Sie leisten ganze Arbeit!

Immer wieder sagen Leute: „Ach, diese armen Blinden! Was können sie schon leisten!“ — und dabei sind das oft Leute, die sonst gar nicht dumm sind. Sie irren sich, diese Leute! Blinde können ganze Arbeit leisten, wenn man sie nur an die Arbeit heranläßt, und in vielen Berufen schlagen sie ihre sehenden Kollegen um manche Nasenlänge. Wir wollen heute einmal aufzählen, was die Blinden alles können, und wir hoffen, damit einen kleinen Beitrag zur Aufklärung der Sehenden zu leisten. Vielleicht hört dann der eine oder andere von ihnen auf, die Blinden durch allzu deutlich geäußertes Mitleid zu verletzen. Wer Mitleid mit den Blinden hat, soll nicht darüber reden, sondern einmal ein wenig darüber nachdenken, ob er ihnen nicht helfen kann. Der kleine Mann, der zu Hause ein verstimmtes Klavier stehen hat, ebenso, wie der Direktor, der vielleicht einen Blinden über die Straße führt, der aber in seinem Betrieb keinen beschäftigt.

Wir kennen nicht nur blinde Telefonisten. Wir kennen zum Beispiel — wer würde das vermuten? — zwei blinde Lehrer, absolvierte Doktoren, seit Jahren als Pädagogen mit Erfolg im Beruf. Wir kennen einen gesuchten Rechtsanwalt — er ist blind. Wir erinnern uns an einen Arzt, der ebenfalls das Augenlicht verloren hat.

Als Heilmasseure finden ebenfalls viele Blinde Arbeit und Brot. Ich bin selbst einmal so einem blinden Masseur unter die „Handerln“ gekommen und erinnere mich auch heute noch gern an diesen ebenso geschickten und erfolgreichen wie humorvollen Schicksalsgefährten.

Auch in vielen Büros arbeiten Blinde mit großem Erfolg. Ein Grund dafür, daß sie im Berufsleben ihren Mann stellen, ist gerade das Mitleid der Menschen, die ihnen keine volle Leistung zutrauen. Der Blinde bemüht sich immer wieder, zu beweisen, daß er eine brauchbare Arbeitskraft ist und bringt es dabei zu Höchstleistungen. Ich erinnere mich an einen blinden Kameraden, der nach langem Hin und Her endlich von einem Großunternehmen eingestellt wurde. Der Personalchef wollte eigentlich nicht. Aber als der Blinde ein paar Wochen seine Arbeit verrichtet hatte, und als der zweite Telefonist des Unternehmens aus irgendeinem Grund ausfiel, setzte sich der Personalchef ans Telefon, um einen zweiten blinden Telefonisten anzufordern.

Etwas anderes ist wohl ebenso interessant und noch weniger bekannt: Die Leistung der Blinden in der Radiobranche! Ist es nicht erstaunlich, daß sie als Arbeiter am Fließband in den Fabriken mit ihren Kollegen gleichen Schritt halten? Männer wie Frauen.

Auch als Künstler sind viele von ihnen bekannt geworden. Clara Bingheli zum Beispiel, die blinde Schweizer Bildhauerin. Taha Husain, der ägyptische Dichter, der es bis zum Unterrichtsminister gebracht hat. Staunenswert sind die Leistungen blinder Kunststrickerinnen, die aus feinstem Garn wahre Wunderwerke schaffen.

Aber auch die vielen, die zahllosen Hausfrauen dürfen wir nicht vergessen, die blind sind und trotzdem ihren Haushalt führen, die trotzdem das Essen rechtzeitig auf den Tisch stellen, in deren Wohnungen man vergeblich nach Staub fahnden würde.

Ja, die Blinden bemühen sich, ihren Mann zu stellen und etwas zu leisten. Sie freuen sich nicht, wenn sie von den „armen Blinden“ reden hören. Sie würden sich jedoch sehr freuen, wenn der Staat endlich daraufkäme, was er ihnen schuldet, wenn ihnen die Gesellschaft helfen würde, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und wenn endlich, endlich mehr Arbeitgeber als bisher einsehen würden, daß sie mit der Einstellung eines Blinden einen guten Griff machen.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19.
Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Wo Wachs und Honig fließen . . .

Ein paar Schritte vom hohen, viereckigen Turm der Perchtoldsdorfer Kirche mit seinen meterdicken Mauern entfernt, steht eines der schönsten und ältesten Häuser des Dorfes. Seine Geschichte ist ebenso romantisch wie das, was es beherbergt. Seit 1685 werden in diesem Haus die Lebkuchen gebacken und die Kerzen hergestellt, die zu Weihnachten und zu Ostern unsere Herzen ebenso erfreuen, wie unsere Nasen.

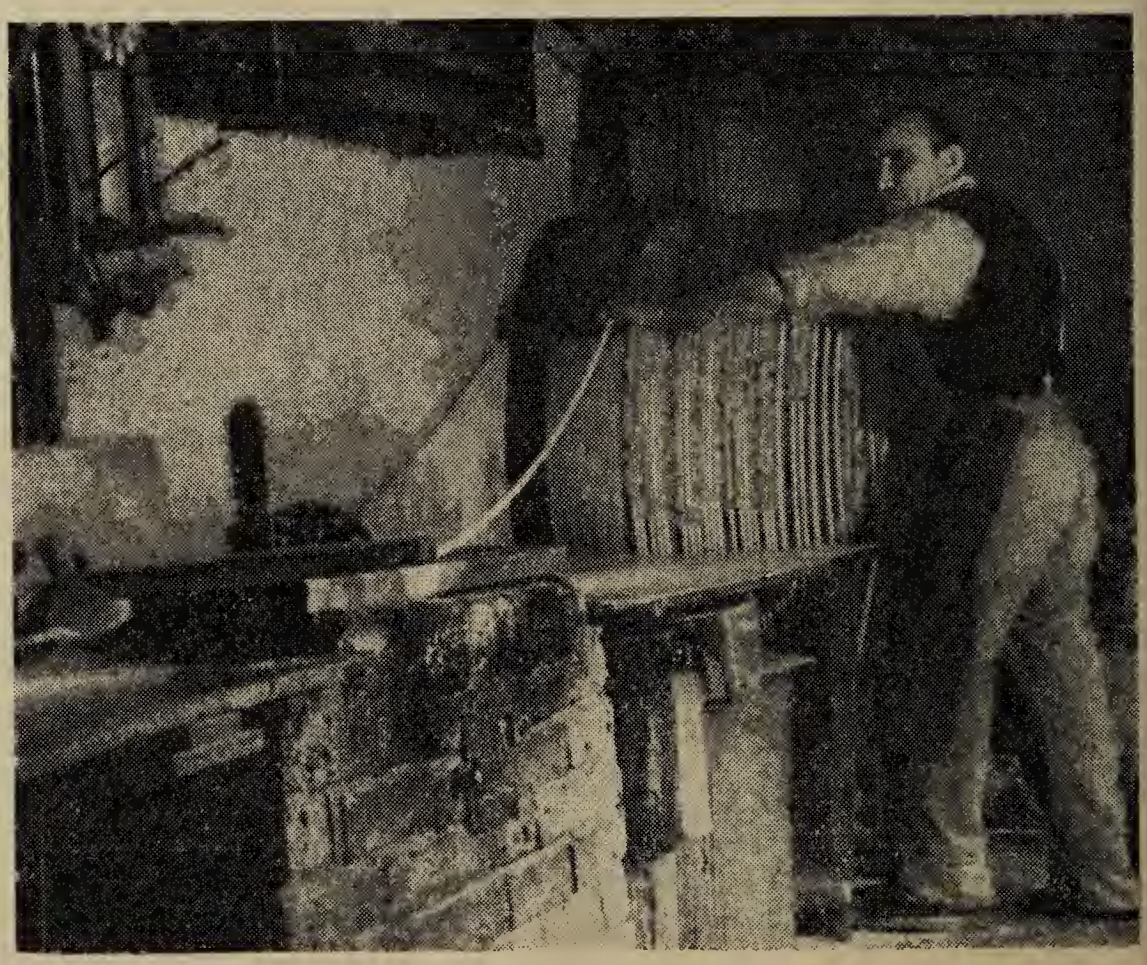
Seit vielen Jahrhunderten sind sie geschwisterlich verbunden, seit Jahrhunderten sind die Herstellung der Lebkuchen und der Kerzen immer in einer Hand. Erst die Errichtung von Backwaren- und Kerzenfabriken hat diese schöne Gemeinschaft aufgelöst. In Perchtoldsdorf freilich, bei Meister Ernst Metzger, geht es auch heute noch nach altem Brauch zu.

1685 war für viele Gemeinden in der Umgebung Wiens ein Jahr des Neubeginns. Im steinernen Türbalken über dem Eingang zur Lebzelterei ist eine Tafel mit einer Jahreszahl eingelassen: 1513. Mehr wissen wir allerdings nicht über seine Vergangenheit. Wer mag hier gewohnt, wer mag es erbaut haben? Nur drei Perchtoldsdorfer haben die Türkenbelagerung 1683 überlebt. Jakob Tringsgeld baute das ausgebrannte Haus auf dem Marktplatz wieder auf und richtete die Lebzelterei und Wachszieherei ein, die seither hier ihren Stammsitz hat, und immer im Besitz der gleichen Familie blieb, auch wenn die Schwiegersöhne, die das Gewerbe übernahmen, immer wieder neue Namen hereinbrachten. Tringsgeld, Dirnböck, Schweiger, Regenhart . . auch der Name der Lebkuchenhändler Altmann, die die Herstellung längst aufgegeben haben, war einst mit diesem Hause verknüpft. Aber seit fast hundert Jahren heißen die Besitzer so wie heute. Seit 1858.

Leider hat das schöne Handwerk der Lebzelterei viel von seinem Reiz verloren. Die Mechanisierung hat auch hier ihren Tribut von der Schönheit gefordert. Es ist jedoch nicht allzulange her, da war jeder Lebzelter außerdem nicht nur ein gelernter Wachszieher, sondern er mußte auch die Kunst des Holzschnitzens beherrschen.

Die Lebzelten wurden in große, meist runde Formen gepreßt, die jeder Meister selber schnitzte und wie einen Schatz behütete. Sie zeigen Darstellungen verschiedenster Art und reichen Ornamentenschmuck und sind zum Großteil in den Museen gelandet. Freilich stöbert man dann und wann die eine oder andere bei einem Antiquitätenhändler auf, manche sind wahre Kunstwerke (siehe unser Bild).

Wie wäre es, wenn die Kunst, die der Handwerker aufgeben mußte, weil sie mit der Technisierung und Rationalisierung nicht schritthalten konnte, da und dort in den Haushalten wieder gepflegt



würde? Den richtigen Teig für diese Formlebkuchen kann man sich leicht selber herstellen:

30 dkg lichtes Roggenmehl, 18 dkg Zucker, 8 dkg Honig, ein Ei, Zimt, Nelken, Neugewürz und etwas Natron werden auf dem Brett zu einem sehr festen Teig geformt. Man läßt ihn ein bis zwei Tage trocken liegen und drückt ihn mit der flachen Hand in den Model, die Lebkuchenform, hinein. Dann zieht man ihn heraus, läßt ihn wieder einen Tag liegen, bestreicht ihn mit Eiweiß und bäckt ihn auf einem mit Wachs bestrichenen und mit Mehl bestäubten Blech sehr, sehr langsam bei mäßiger Hitze. So ein Lebkuchen wird sicherlich bei allen Gästen großes Aufsehen erregen und kommt gar nicht sehr teuer. Man kann ihn aber auch als besonders exquisites Geschenk verwenden.

Freilich, die Lebkuchen, die Herr Metzger heute in einfacheren Formen als denen seiner Vorfahren herstellt, schmekken nicht minder gut. Bei manchen Leuten hat der Krieg den Lebkuchen ein wenig in Mißkredit gebracht, denn damals gab es Lebkuchen in Mengen zu kaufen — aber denken wir lieber nicht daran, was damals alles als Lebkuchen bezeichnet wurde! Echter Lebkuchen ist eine Götterspeise und gehört auch in unseren heutigen, verwöhnten Zeiten noch zum Besten.

Das Geschwisterhandwerk der Lebzelterei, das Wachsziehen, hat in den letzten Jahren, seit die vielfältig geschmückten Zierkerzen wieder in Mode gekommen sind, einen neuen Aufschwung erlebt. Einst kam das Wachs aus Ägypten, man mußte es erst an der Sonne oder auf chemischem Weg bleichen. Heute nimmt man künstliches Wachs, das sich leichter bearbeiten läßt, aber noch immer ist eine richtige, handgezogene Wachskerze der gegossenen an Lebensdauer und Ruhe beim Brennen überlegen.

Immer wieder und wieder wird der Docht in das Wachs getaucht, immer dicker wird die Kerze, wenn sie die halbe Stärke erreicht hat, dreht man sie um, damit sie oben ebenso dick wird wie unten, und taucht sie wiederum.

Die Haushaltskerzen werden in einem langen „Zug“ durch die „Zugscheibe“ gezogen, durch eine enge Öffnung, die das überschüssige Paraffin abstreift, und die nach jedem „Zug“ gegen eine größere ausgetauscht wird, bis der Kerzenstrang die richtige Stärke erreicht hat. Dabei wird diese weiche Schlange auf eine Trommel gerollt, auf der eine Kerze von einem Kilometer Länge Platz findet. Freilich wird sie bald in Stücke geschnitten und zum Verkauf verpackt, denn für eine kilometerlange Kerze (siehe Bild) wurde sich kein Käufer finden.

Meister Metzger, der Kerzenzieher, kann immerhin einen Rekord für sich buchen: Er hat sicherlich die größte Kerze von Wien hergestellt. Die sogenannte „Artilleriekerze“ ist vier Meter hoch, wiegt 260 kg und steht in der Votivkirche. So eine Bestellung kommt natürlich nicht jeden Tag. Aber Tag für Tag verläßt das Heer ihrer kleineren Schwe-

DIE BLINDEN SEHEN:

Lücken im Paragraphenwald

II.

Wir haben im ersten Teil unserer Untersuchung das neue „Allgemeine Sozialversicherungsgesetz“ auf alle jene Dinge hin durchleuchtet, die speziell für die Blinden von Interesse sind. Wir haben im vergessenen Hilflosenzuschuß für die Hinterbliebenenrentner auch eine Lücke aufgezeigt, die es ehestens zu schließen gilt. Damit ist allerdings noch lange nicht alles gesagt, was vom Standpunkt der Blinden aus zu den Lücken im Paragraphenwald zu sagen ist. Im Gegenteil, die größten Lücken kommen erst!

Das Blindenpflegegeld haben wir schon in einer früheren Nummer besprochen. Wir haben damals geschrieben: „Seit jenem denkwürdigen Tag, an dem die österreichischen Blinden aus allen Teilen unseres Landes nach Wien geströmt waren, sind mehr als sechs Monate vergangen.“ Nun, heute sind bereits fast neun Monate vergangen, aber das Blindenpflegegeld ist noch immer nicht da! Das Kanzlerversprechen ist unerfüllt geblieben!

Viele Leute haben wohl schon vergessen, worum es sich beim Blindenpflegegeld eigentlich dreht, daher wollen wir kurz wiederholen: Den Kriegsblinden wird auf Grund der Bestimmungen über die Kriegsopferversorgung eine Ausgleichsrente gewährt, ohne Rücksicht auf sonstiges Einkommen, weil die Blindheit wesentlich erhöhte Lebenshaltungskosten verursacht.

Die Zivilblinden haben mit demselben Recht Anspruch auf diese Ausgleichsrente, wie die Kriegsblinden. Auch sie wollen leben!

Doch nun zum Kernpunkt unserer Betrachtung! Man verwechselt in letzter Zeit immer wieder zwei Begriffe, zwischen denen ein beträchtlicher Unterschied besteht: Sozialstaat und Versicherungsstaat. Für alles, was sich in den Rahmen einer Versicherung spannen läßt, ist in Österreich trefflich gesorgt. Das ASVG ist ein großer Fortschritt, eine neue Station auf dem Weg des Menschen von schutzloser Preisgegebenheit zum geschützten und gesicherten Dasein im Gehege der Versicherungsparagraphen. Nur muß man sich das Recht auf die Leistungen einer Versicherungsanstalt, und wäre es die großzügigste der Welt, erst durch Beitragszahlungen erwerben. Was aber soll in allen jenen Fällen geschehen, in denen es jemandem nicht möglich war, Beiträge zu zahlen, weil er nie gearbeitet hat und nie in den Genuß einer Pflichtversicherung gekommen ist? Was soll zum Beispiel ein Blindgeborener oder ein früh Erblindeter tun? Sich gegen Erblindung versichern lassen? Die Versicherungsanstalt, bei der das möglich ist, müßte man uns erst zeigen!

Er ist, man kann es ruhig so nennen, der öffentlichen Fürsorge ausgesetzt! Was das in der Praxis bedeutet, können wir an vielen Fällen demonstrieren.

Alfred L. zum Beispiel ist seit früher Kindheit blind und teilweise gelähmt.

Wo Wachs und Honig fließen . . .

(Fortsetzung von Seite 9)

stern, in Schachteln kiloweise verpackt, die Werkstatt.

Wir stellen sie auf, wenn wir uns einen gemütlichen Abend machen wollen, oder weil eine brennende Kerze nach alter Erfahrung den unangenehmen Geruch des Zigarrenrauches verzehrt. Wir stecken sie auf einen Leuchter, wenn wir Kohlen aus dem Keller holen oder wir spenden sie bei einer Wallfahrt als Votivgabe. Die Zeiten, in denen wir bei Kerzenschein im Keller oder bei einem kärglichen Nachtmahl gesessen sind, diese Zeiten sind glücklicherweise vorbei. Heute erhellt der trauliche Kerzenschein einen lichteren Alltag. Aber trotzdem sollten wir Sehenden gelegentlich bedenken, daß es Menschen gibt, denen kein Licht, auch der milde Schimmer der Kerze nicht, die ewige Nacht erhellt. H. B.

Rechts sind alle Gliedmaßen unterentwickelt. Völlig intakt ist nur der Geist, in dem in ewigem Ringelspiel immer derselbe Gedanke kreist: Ich falle meinem Vater zur Last! Vater L. ist Gemeindebediensteter und verdient selbst nicht viel. Natürlich bekommt er etwas für seinen Sohn: Die gesetzliche Kinderbeihilfe, die den Vätern gesunder Kinder-

Schach der Kälte

Mit einer großen Brennstoffaktion hat die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wohltuende Wärme in die Heime ihrer bedürftigen Mitglieder gebracht. Ist die furchtbare Kälte der letzten Wochen schon für den gesunden Menschen eine bittere Angelegenheit, so bedeutet sie für die meisten Blinden, die in ihrer Bewegungsfreiheit sehr gehemmt sind, eine Katastrophe.

Daß wir dieses Hilfswerk durchführen konnten, danken wir den vielen gutherzigen Helfern, die im Geiste wahrer Nächstenliebe ihre blinden Mitmenschen nicht vergessen und stets bereit sind, ihr Scherflein zur Linderung der ärgsten Not beizutragen.

Die Hilfsaktion erforderte rund S 35.000.—. Herzlichsten Dank, liebe sehende Freunde!

helfen soll, sie zu erhalten, bis sie auf eigenen Beinen stehen können. Für Kinder, die das niemals können, ist im Paragraphenwald keine Stütze vorgesehen. Der Sozialstaat überläßt den Eltern die ganze Last.

Alfred L. wollte sich wenigstens einen Teil seines Lebensunterhaltes selber verdienen. Mit unendlicher Ausdauer und Willenskraft hat er sich gezwungen, das Harmonikaspiel zu erlernen. Seine rechte Hand macht ihm dabei große Schwierigkeiten. Und was kann er sich damit schon verdienen? Alfred L. wollte Stenotypist werden. Es gibt Schreibmaschinen für Einarmige. Es gibt Schreibmaschinen für Blinde. Aber es gibt keine Schreibmaschinen für einseitig gelähmte Blinde und es wird auch nicht so bald welche geben.

Alfred L. wird einst, wenn ihn seine Eltern nicht mehr erhalten können, von der öffentlichen Fürsorge erhalten werden. Wir alle wissen, wie sie sich dieser Aufgabe zu entledigen pflegt. Solange Vater L. lebt und arbeitet, ist sie nicht zuständig.

Sie ist auch für den 67jährigen Schuhmachermeister Johann S. nicht zuständig, wie alle anderen Stellen. Herr S. mußte 1949 sein Gewerbe zurücklegen, damals wurde er völlig blind, aber leider waren die Bestimmungen über die Altersrente für Gewerbetreibende noch nicht in Kraft. Daher bekommt er keine Gewerberente.

Er lebt zusammen mit seiner Frau, die an Epilepsie leidet, von einem kleinen Hausmeisterposten, der dem Ehepaar zusammen mit der Arbeitlosen und den 150 Schilling, die unsere Hilfsgemeinschaft monatlich zur Verfügung stellt, insgesamt 580 Schilling einbringt. Die Fürsorge gibt wegen „Richtsatzüberschreitung“ nichts dazu.

Mißtöne

Wir leben im Zeitalter der Völkerverständigung. Alle Menschen lieben alle Menschen, sie leben in Eintracht zusammen, nur für das einzige Ziel: Ihre Eintracht noch einträchtiger zu gestalten. Nationalismus? Das gibt es doch höchstens noch in Afrika oder Hinterindien! Chauvinismus? Haben wir abgeschafft. Wir Europäer sind ein einig Volk von Brüdern.

Was soll man aber denken, wenn man Dinge wie die folgend berichteten erfährt?

Da wurde, zum Beispiel, in Italien eine Frau verhaftet und verurteilt, weil sie ihre Fensterläden, alter Sitte gemäß, in den Tiroler Farben gestrichen hat. Die Tiroler Farben sind: Rot-weiß. Rot-weiß hintereinander ergibt: Rot-weiß-rot. Das war zuviel. Das war eine Demonstration für Österreich. Das war Hochverrat!

Eine andere Geschichte: Wenn ein Schiff versinkt, ein Vulkan ausbricht, ein Flugzeug verunglückt, stehen die Wochenschauleute aus allen Ländern mit ihren Kameras einträchtig nebeneinander. In Cortina war es anders. Die Gastgeber haben ihren Landsleuten das Monopol zugeschanzt, als einzige die Olympiade zu filmen. Das ist nicht schön. Noch weniger schön ist, daß die Italiener unseren Toni Sailer geflissentlich übersehen haben. Anscheinend ist er ihnen zu schnell gefahren und sie konnten ihre Kurbelkästen nicht schnell genug schwenken.

Aber nicht nur in Italien geschieht derlei. Wir erinnern uns an ähnliche Vorkommnisse in der Schweiz, anläßlich der Fußballweltmeisterschaft. Wir erinnern uns an ähnliche Vorkommnisse in vielen Ländern, zu vielen Anlässen. Wir erinnern uns auch daran, daß es in Straßburg einen Europarat gibt. Wozu eigentlich?

Hat sich Johann S., der sein Leben lang hart gearbeitet hat und mehr als zwei Jahrzehnte lang Meister war, dieses Schicksal verdient.

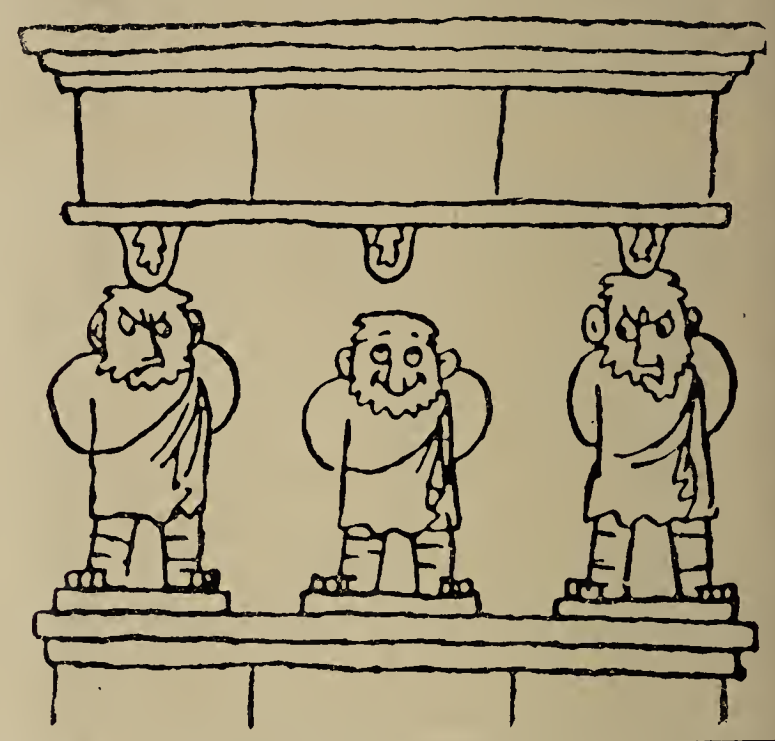
Hat sich Alfred L. sein Schicksal verdient?

Unsere Kritik soll nicht destruktiv sein, im Gegenteil, sie ist bemüht, zu ergänzen, sie will zur Hilfe für die Vergessenen aufrufen. Mildtätigkeit der einzelnen kann Not lindern, aber nicht grundlegend Wandel schaffen, daher wäre es eine mutige, soziale Tat, wenn der Gesetzgeber nach der Ausarbeitung des ASVG auch einmal die Gesetze für alle jene auf seine Tagesordnung setzte, die von keiner Versicherung beschützt werden. Der neue Sozialminister ist als ein mutiger und sozial denkender Mann bekannt, der wichtige, bisher vernachlässigte Punkte auf sein Arbeitsprogramm gesetzt hat. Vielleicht haben auch Maßnahmen, die nicht nur den Blinden, sondern allen von Geburt an Hilflosen, zu keinem Erwerb fähigen, Hilfe brächten, auf diesem Programm noch ein wenig Platz. Ihre Zahl ist klein, sie würden dem Staat nicht übermäßig in der Tasche liegen. Aber das Glück wäre groß!

Vielleicht erlebt auch Frau Anna D. noch diesen Tag! Sie ist 84 Jahre alt, blind, gelähmt und liegt seit sieben Jahren bei ihrer Tochter. Zwei Töchter hat sie, die eine verdient nichts, die andere hat im Monat ganze 1000 Schilling. Der Richtsatz ist überschritten, die Fürsorge wieder einmal nicht zuständig. Seit sieben Jahren liegt Frau D. mit dem Bewußtsein im Bett, daß ihretwegen die Tochter nicht heiraten kann, seit sieben Jahren leben drei Menschen von 1000 Schilling. Aber niemand ist zuständig! Sollte nicht jeder, der auch nur ein kleines Wörtlein mitzureden hat, all seinen Ehrgeiz dareinsetzen, diesen Menschen und allen ihren Leidensgefährten zu helfen?

Wir müssen noch einmal daran erinnern, wie für die Kriegsblinden gesorgt wird. Wir müssen aber auch noch einmal erklären, wie wir das meinen: Wir neiden den Kriegsblinden nicht, was man für sie tut. Sie sind Blinde wie wir, ein hartes Schicksal hat sie getroffen. Wir finden aber, daß wir keine Blinden zweiter Klasse sind, wir haben damit, daß wir nicht im Krieg, sondern schon von Anfang an oder seit einer Krankheit oder einem Unfall blind sind, kein Unrecht begangen.

Die Leistungen für die Kriegsblinden sind vielleicht nicht ideal, auch sie mögen



noch manche Forderung an den Gesetzgeber zu stellen haben und sie dürfen unserer Unterstützung gewiß sein. Das, was für sie geschieht, ihre Renten, die Plakate der Kriegsblindenlotterien, beweisen jedoch, was die Hilfsbereitschaft vermag, wenn sie einmal wachgerüttelt ist. Es wäre Zeit, daß auch für die Zivilblinden einmal die Hilfsbereitschaft erwacht.

Ihr Problem ist nicht durch neue Versicherungsbestimmungen zu lösen. Auch die Kriegsopferrenten sind nicht von irgendeiner Beitragszahlung abhängig, sie stehen jedem zu, der im Krieg das Augenlicht verloren hat. Ebenso müßte jedem Zivilblinden nicht nur ein kleiner Zuschlag von 200 Schilling, sondern unabhängig von seinem sonstigen Einkommen als Härteausgleich eine Rente zustehen. Dieser moralische Anspruch an den Sozialstaat müßte endlich, endlich einmal verwirklicht werden. Das erste Jahr, in dem Österreich wieder als freies Land besteht, wäre ein schöner Anlaß dazu. Auch die Blinden wünschen endlich ihre „Befreiungsamnestie“, die sie aus der drückenden Not, in der sie leben müssen, durch eine fortschrittliche, soziale Tat befreit.

Wien – revidiert

Ehe der Tonfilm und das Wienerlied endgültig das Bild verzerren, das man sich hier und anderwärts von Wien und den Wienern macht, muß man es mit den Tatsachen konfrontieren. Gewisse Begriffe bedürfen eben von Zeit zu Zeit der Revision, vor allem dann, wenn ihr Inhalt sich längst nicht mehr mit der Vorstellung deckt. Was ist beispielsweise vom Begriff des „Tausendjährigen Reiches" noch viel mehr übrig, als die Memoiren eines Kammerdieners? Oder wie steht's mit der „modernen Kunst", die seit 50 Jahren die Spießer erschreckt? Wer fällt noch darauf herein, außer ein paar Spätgeborenen, wenn sie heute dem nachhumpeln, was damals „modern" war? Und wie ist es mit den scheinbar unwandelbaren Begriffen? Auch sie gelten nur mit gewissen Einschränkungen, wie etwa „die Marlene", die zwar als blaßbauer Engel der Nachtlokale von Las Vegas und London noch immer den Gegenbeweis für die Hinfälligkeit alles Irdischen bis auf Haut und Knochen antritt — aber eines schönes Tages wird ein Unvorsichtiger an sie anstoßen, und die Herrlichkeit sinkt in sich zusammen. Sogar so unerschütterliche Institutionen wie die „Ewige Stadt" und der „echte Weana" mußten sich manche Wandlung im Lauf der Zeit gefallen lassen.

Was ist ein „echter Weana"?

Das ist einer, der „nix dafua" kann, daß er einer ist. Aber ist das wirklich so typisch wienerisch? Gilt das nicht für alle Menschen, daß sie nolens volens als Eidamer, Neapolitaner, Gumpoldskirchner, Frankfurter, Pariser oder eben als Wiener gelten? Weil man doch irgendwo zur Welt gekommen sein muß! Sicher. Seinen Geburtsort kann man sich nicht aussuchen. Aber die Heimat kann man sich wählen. Und nun zeigen Sie mir den (gebürtigen) Wiener, dessen Heimat nicht auch gleichzeitig seine Wahlheimat wäre: nämlich Wien! Also kann er schon „was dafua", daß er „an echta Weana" ist. Und gerade, daß er es leugnet, sehn Sie, das ist das Wienerische am echten Wiener!

Wie wird man ein „echter Weana"?

Entweder, man wird hier geboren (siehe oben). Oder man reist zu. Oder man kehrt zurück. Oder man kommt für drei Tage zum Sightseeing, und bleibt ein ganzes Leben. Oder, man glaubt, Wien zu besetzen, und wird besessen davon. Unsere Herkunft war uns immer egal, wie unsere Namen beweisen. Wir sind nicht „aso". Bei uns wird jeder zum Wiener, dem es hier gefällt. Aber wann weiß der Wahlwiener, daß er ein echter Wiener geworden ist?

Wann wird man ein „echter Weana"?

In dem Augenblick, da man dieses Wort richtig aussprechen kann. Dem vorangegangenen ist zu entnehmen, daß wir keinen Heimatschein verlangen, um einen Wahlwiener hier heimisch werden zu lassen. Auch ohne Trau-schau-wem-Nachweis trauen wir uns ja selbst, nachweislich glücklich zu sein. Nicht nur im Fasching hat bei uns noch immer die Devise vom „Leben und leben lassen" ihre Gültigkeit. Und da es seit eh und je hier anders zuging, dürfte sich der Begriff vom „echten Weana" im wesentlichen (entgegen unseren Befürchtungen) noch immer mit der Vorstellung decken, die man sich hier und anderwärts von ihm macht.

Daran kann auch eine verwandelte Umgebung nichts ändern, die aus einem Museum den Westbahnhof machte, den Wasserer zum Tankstellenwart umformte, aus dem Hutschenschleuderer einen Mopedfahrer schuf, den Bändiger der harben Rappen zum Verkehrskavalier umschulte, und den Weinbeißer so lange auf Cocktail-

parties schickte, bis ihm die Tränen kamen. Sogar die militanten Antialkoholiker schweigen heute bei der Gewissensfrage: „Was ist Ihnen lieber: ein G'rebelter oder Coca Cola?"

Aber irgend etwas hat sich verändert. Und wenn es nicht die Bewohner waren, dann muß es eben die Stadt gewesen sein. Vielleicht können wir die Wandlungen besser erkennen, wenn wir zuerst einmal den Begriff definieren:

Was ist Wien?

Wien ist etwas, das erfunden werden müßte, wenn es das nicht schon gäbe. Darüber sind sich alle einig, die je einmal hier waren. Das zeigt sich von allen sechs Seiten: von hinten und vorne, von oben und von unten, von links und rechts. Ob man als Flugpassagier ahnungslos die Schwechater Notbehelfe ansteuert, ob man schuldbeladen als „dritter Mann" aus dem Kanalgitter kriecht, ob man als Aktivist eroberungslustig das Weichbild der Stadt erhärten will, oder ob man konservativ in ihrem Zentrum sitzenbleibt, ob man frontal mit dem Kopf an ihre Mauern anrennt oder durchs Hintertürl etwas erreichen will: immer sind ihre Aspekte faszinierend, ihre Lebensformen einladend und ihre Wonnen anhaltend gewesen.

Freilich mußte man dazu erst in ihr Wesen eindringen, und die Frage scheint berechtigt, die der wissensdurstige Zögling und der ahnungslose Zuzügling immer wieder stellt:

Wie ist Wien?

Nun, Wien „ist" gar nicht: es ist weder modern, wie Caracas, noch altfränkisch, wie Dinkelsbühl; es ist nicht weltstädtisch, wie Rio, skandalös, wie Paris, fleißig, wie Bochum, wohlriechend, wie Grasse, mondän, wie Biarritz oder alt, wie Theben. Zwar sind die Kurven seiner Straßen und Frauen nicht minder geschweift, als jene, die römische Schönheitskönginnen aufzuweisen haben: aber es exportiert sie nicht! Unsere Mode will nicht beispielgebend, unsere Musik nicht tonangebend, und unser (neutrales) Verhalten nicht richtunggebend sein. Wenn sie es dann doch sind, ist es immer nur zufällig und niemals mit Absicht gewesen.

Nichts stört uns mehr, als irgendeine Bewegung in irgendeine Richtung, niemals sind wir verstimmter, als wenn wir irgendeine Absicht merken. So was tut man nicht in Wien, etwas zu wollen! Und wenn man schon etwas will, dann zeigt man es nicht! Und wenn man es schon zeigt, dann spricht man nicht darüber. Und wenn man schon darüber spricht, dann spricht man von etwas anderem.

So zeigt sich also das Abbild Wiens am deutlichsten in seinem Inbild: dem Heurigen! Auch dort „ist" nichts anderes vorhanden, als was man sich selbst mitgebracht hat. Der Tisch hat kein kokettes Linnen, das Glas keinen besonderen Schliff, der Wein keine besondere Farbe, der Radi keinen besonderen Geschmack, die Zither keinen besonderen Klang und sicherlich der Sänger keine besondere Stimme.

Aber warten Sie nur, bis Sie lang genug dort gesessen sind! Dann kehren Sie immer wieder!

Wann kennt man Wien?

Alle erkennen auf den ersten Blick, daß hier „nichts los" ist. Vor allem nach Einbruch der Dunkelheit. Früher fuhren sie nach Budapest weiter. Heute wenden sie sich nach Venedig, wo es Gondeln und ein Nachtleben gibt. Andere wieder ahnen, daß hinter Wien mehr steckt, als ältere und neue Architekturen. Sicherlich muß das geniale Ringelspiel jedem halbwegs Empfindsamen bei einiger Überlegung bewußt werden, das ihm die Attraktionen der Stadt in drei bewundernswerten Kreisen herandreht: Ring, Gürtel und die Wienerwaldberge, in die alles eingebettet ist, was Wien bedeutet. Es besteht auch kein Zweifel daran, daß durch die Jahrhunderte hindurch, bis ins letzte Heute, ein Formgefühl wirksam war, das alle Auswüchse ebenso vermeiden konnte, wie es leider oft genug auch bereit war, die eigenen Werte zu

bagatellisieren, sie verschlampen zu lassen, sich von ihnen zu trennen, oder sie sogar zu pflegen, wie es gerade der Zufall ergab.

Aber was mehr ist an Wien als Dom und Rolltreppe, Riesenrad oder Ringturm, Grinzing und Westbahnhof, das ist die Musik, die diese Landschaft regiert, ihre Bauten bildet, ihre Sprache skandiert und den Menschen den Rhythmus gibt. Wie gesagt, die Musikalischen wissen das sofort, andere lernen es nie, und wieder andere bemühen sich gründlich und ehrlich, zu begreifen.

Apotheose:

Somit ergäbe sich eigentlich, daß sich weder Wien noch der Wiener verändert haben. Weil sie sich nicht ändern können. Damit wäre auch der Artikel überflüssig, der nicht einmal dem Titel zuliebe zu den Revisionen gelangen konnte, die er versprach. Aber eine Aufgabe bleibt ihm doch: Nämlich auf die Nützlichkeit der Apotheosen des Wienertums und seiner Stadt zu verweisen, die seit Jahr und Tag die Kinoleintücher und Schallplattenritzen erfüllen. Es stimmt nämlich, was sie immer behauptet haben und weiter behaupten werden:

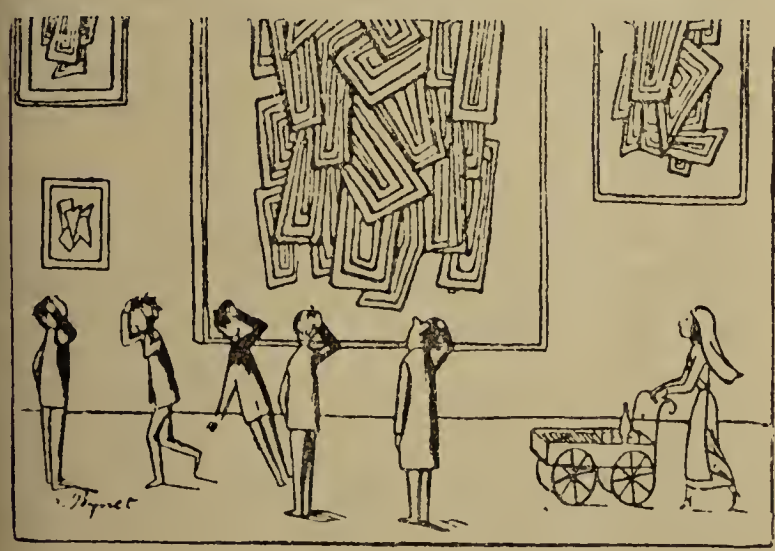
Wien bleibt Wien! m. p.

Euch liebt die Heimat . . .

Von Helmut Gärtner

„. . . Sie hörten die Wiener Philharmoniker . . . Unsere Übertragung aus dem großen Saal des Wiener Musikvereines ist beendet . . .“ Jeder von uns hat dies im Radio schon gehört. Die Philharmoniker sind uns zur Selbstverständlichkeit geworden, ebenso, wie der Musikverein. Ohne sie wäre unser heutiges Musikleben undenkbar.

Drehen wir das Rad der Zeit um 150 Jahre zurück! Damals war eine fruchtbare Zeit für die Wiener Musik. Haydn verbringt die letzten Lebensjahre in Wien, Beethoven vollendet die dritte Symphonie und die Werke Mozarts erfreuen sich großer Beliebtheit, nur durch den Mangel an Aufführungsmöglichkeit gehemmt. Das Fehlen eines leistungsfähigen Orchesters für öffentliche Konzerte macht sich stark bemerkbar. Wohl haben die einzelnen Theater ihre Orchester, deren Leistungen teilweise auf beachtlichem Niveau stehen, der Hof hat natürlich sein eigenes, auch auf den Gütern des Hochadels werden die symphonischen Werke zeitgenössischer Komponisten gelegentlich aufgeführt, aber diese Darbietungen sind nur einem kleinen Personenkreis zugänglich.



„Aspirin! . . . Aspirin!“

Die Gesellschaft der Musikfreunde wurde gegründet, um diesem Mangel abzuhelfen. Es war ihr Ziel, das Interesse für die Musik in möglichst vielen Menschen zu erwecken und vor allem durch die Aufstellung eines gut eingeübten Dilettantenorchesters die Möglichkeit zur Aufführung größerer Orchesterwerke zu schaffen. Ein weiteres Anliegen war die Gründung eines Konservatoriums, das durch die Ausbildung guter Instrumentalisten zur Ergänzung bestehender und Heranbildung neuer Orchester beitragen sollte.

Freilich hat es noch eine ganze Weile gedauert, bis das erste Konzert der Gesellschaft stattfinden konnte: Händels „Timotheus“ in der Winterreitschule. Man

schrieb das Jahr 1817. Der Erfolg war gewaltig, die Einnahmen beliefen sich auf 26.000 Gulden, das wären heute etwa 83.000 Schilling.

Durch diesen Erfolg ermutigt, gelang es einer Gruppe kunstsinniger Musikfreunde, an der Spitze Christoph von Sonnleitner, die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen und der Gesellschaft, die ihr erstes Konzert bereits gegeben hatte, die allerhöchste Erlaubnis zur Konstituierung zu verschaffen. „Die Emporbringung der Musik", heißt es in den Statuten, „in allen ihren Zweigen ist Hauptzweck der Gesellschaft; der Selbstbetrieb und Selbstgenuß derselben sind nur untergeordnete Zwecke." So ist es bis heute geblieben.

Die Ziele waren hoch gesteckt — darf es uns da wundern, wenn sich die Gesellschaft bald in Geldschwierigkeiten befand? Allein die Erhaltung des ebenfalls in jenen Jahren entstandenen Konservatoriums, es war das einzige seiner Art in Österreich, verschlang große Summen, denn es gab damals schon Klassen für Gesang, Violine, Violoncello, Kontrabaß, Posaune, Flöte, Klarinette, Horn, Trompete, Fagott, Klavier sowie für Italienisch, Chorgesang, Generalbaß und Komposition. Überall fehlte es an Raum.

Diesen Übelständen abzuhelfen, wurde Ende der zwanziger Jahre das Haus „Zum roten Igel" unter den Tuchlauben erworben.

Der Konzertbetrieb war damals freilich anders als heute. In den ersten Jahren konnten nur Mitglieder und deren Gäste eingelassen werden. Es fanden alljährlich ja nur zwei bis drei Konzerte

Ostern 1956

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wird auch heuer wieder eine große Osterbescherung veranstalten.

Den Blinden, ihren Angehörigen und den vielen Freunden der Hilfsgemeinschaft wird der Besuch des Osterhasen vom vergangenen Jahr noch in guter Erinnerung sein. In dem mit Blattgrün und schönen Topfpflanzen aus der Schönbrunner Orangerie herrlich geschmückten Vereinsheim wurden die Gäste empfangen. Die Firma Philips hatte liebenswürdig eine Lautsprecheranlage zur Verfügung gestellt und wunderschöne Frühlingsweisen vermittelten den Blinden wenigstens einen akustischen Eindruck von diesem schönen Fest.

Mit einem großen Lebensmittelpaket, einem Osterschinken, zwei gefärbten Eiern und dem traditionellen Osterstriez reich beschert, ging's zu einer guten Jause mit Kaffee und Gugelhupf und frohes Lachen erfüllte die Räume. Außerdem erhielt jedes Mitglied einen Betrag von S 100.— in bar. So konnte die Hilfsgemeinschaft zur Verschönerung des Auferstehungsfestes beitragen und ihren Mitgliedern Kraft und Hoffnung für den weiteren Lebenskampf geben. Den auswärtigen Schicksalsgefährten, die an dieser Feier nicht teilnehmen konnten, brachte die Post die Ostergaben ins Haus.

Die Gesamtkosten beliefen sich auf rund S 60.000.—. Wird das heurige Osterfest der Blinden, durch die Hilfe edler Gönner und Freunde, wieder so schön werden?

Große Worte — wenig dahinter

In aller Munde, in allen Zeitungen, das Ereignis des Monats: neue Beamtengehälter, bessere Bezahlung für die Diener der Öffentlichkeit! Einfach herrlich auf den ersten Blick! Aber wenn wir die wunderbaren neuen Gehälter unter die Lupe nehmen (denn das wäre immer noch beinahe nötig, wenn wir sie überhaupt sehen wollen) schauen sie nicht viel größer aus, als früher.

Vorteile sehen wir in der besseren Differenzierungsmöglichkeit für die Beamten der Gruppe E (in manueller Verwendung), in der Zeitbeförderung, in der Dienstalterszulage. Aber diesen positiven Neuerungen stehen andere Neuregelungen gegenüber, die sich für einen Teil der Beamten gar nicht sehr angenehm auswirken werden.

Da wären vor allem die verwickelten Bestimmungen, denen zufolge die Verbesserung der Bezüge zwar sofort beschlossen, aber erst langsam, und zwar im Lauf eines nicht näher bestimmten Zeitraumes, tatsächlich auch ausgezahlt werden soll. Ferner wäre hier der „Familiensprung" zu nennen, dessen Auszahlung nichts damit zu tun hat, ob der Beamte auch wirklich eine Familie hat oder gründet, und das Beförderungstempo, das gegen früher erheblich verlangsamt wird. Was man den jungen Beamten an schnellerer Vorrückung gibt, nimmt man ihren älteren Kollegen. Ist das gerecht?

Schuld an diesen Ungereimtheiten trägt wohl wieder einmal die Eile, derer man sich bei der Ausarbeitung des neuen Gesetzes befleißigt hat. Sie war unangebracht. Die Beamten hätten gern noch ein Weilchen gewartet, wenn man ihren Forderungen und Bedürfnissen dafür besser gerecht geworden wäre. So, wie es ist, ist das neue Gesetz (sagen wir es ganz ehrlich) eine Augenauswischerei.

statt, die jeweils am nächsten Tag ein einzigesmal wiederholt wurden. Orchester und Dirigenten waren ja Laien, die Probenarbeit daher lang und schwer. Die Leistungen waren in diesen Jahren sehr verschieden, ebenso das zeitweise recht geringe Interesse des Publikums. Trotzdem verdanken wir es den „Musikfreunden", daß bis zur Gründung der Philharmoniker (1842) die berühmtesten Musiker der Zeit entweder selbst nach Wien eingeladen wurden oder wenigstens ihre Werke zur Aufführung überließen.

Das „Philharmonische Orchester" setzte sich bei der Gründung andere Aufgaben, als die Gesellschaft der Musikfreunde. Vor den Philharmonikern wirkte in Wien nur die Tonkünstler-Societät, eine Vereinigung von Berufsmusikern, die seit 1772 alljährlich zu Weihnachten und Ostern zugunsten notleidender Musiker konzertierten. Das Niveau ihrer Aufführungen war hoch, aber das Programm war etwas eintönig und auf den Publikumsgeschmack abgestimmt: Jahr für Jahr wurden die „Jahreszeiten" und die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt. Glückliche Zeiten, in denen das Publikum nur Haydn hören wollte!

Otto Nicolai entschloß sich zusammen mit August Schmidt, dem Gründer des Wiener Männergesangvereines, dem Dichter Nikolaus Lenau und anderen, alljährlich fünf Konzerte mit den Musikern der Hofoper zu geben. Sie sollten hauptsächlich der Pflege Beethovenscher Musik und der anderen Klassiker gewidmet sein — die Philharmoniker waren geboren.

Daß sich diese Grundidee im Laufe der Jahrzehnte vielfältig gewandelt und entwickelt hat, war für das Wiener Musikleben sicherlich kein Schaden. Das erste Konzert wurde 1842 gegeben und war ein schöner Erfolg. Aber dann kamen unruhige Jahre. Als die Wogen der Revolution sich geglättet hatten, erlebten aber sowohl die Philharmoniker als auch die Musikfreunde einen gewaltigen Aufschwung.

1857 fielen die Stadtmauern, die Gräben wurden zugeschüttet. Der Horizont der Stadt erweiterte sich räumlich und geistig. Außerdem gab es nun Baugrund — und die Musikfreunde brauchten dringend ein neues Gebäude. In drei Jahren, mit einem Kostenaufwand von 800.000 Gulden, wuchs nach den Plänen Theophil Hansens das Musikvereinsgebäude empor, das wir heute noch besitzen. Es hat zwei Weltkriege erlebt und ist von vielen Stürmen umbrandet, auch renoviert worden, aber es ist geblieben, wie es war und was es war: Eine traditionsreiche Stätte der Wiener Musik. Ursprünglich war auch das Konservatorium hier untergebracht, aus dem viele große Männer, unter ihnen Anton Bruckner, hervorgegangen sind. Erst nach der Übernahme durch den Staat zog das Konservatorium aus.

Unsere kleine Reise durch die Zeiten ist zu Ende. Es gäbe freilich noch vieles zu erzählen. Für heute sei's genug, wir wollen mit den Worten des Dichters Anton Wildgans an die Wiener Philharmoniker schließen:

„Euch liebt die Heimat und euch ehrt die Welt!
Wann immer wir des Besten uns besinnen,
Nach dem man eines Volkes Reichtum zählt:
Da können wir getrost mit euch beginnen."

Rätselecke

Ob ich von vorn sie seh,
von rückwärts schau,
sie bleibt wie eh und je
die erste Frau.

*

Zu allen Tagen
werd ich geschlagen
steif wie ein Stiel.
Auf Platz und Gassen
lieg ich gelassen
dort, wo ich fiel.

*

Mich liebt der wackre Bauersmann
Und hat auch Ursach mich zu lieben:
Er sieht mich als die Wurzel an,
Von der ihm Kraft und Fülle rann,
Durch mich hervorgetrieben.
Doch hindert alles dieses nicht,
Daß man von mir verächtlich spricht.

*

Auflösungen in der nächsten Nummer!

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

Blindenwaren

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Erzeugnisse. Wir erbiten Ihre geschätzte, schriftliche oder telephonische Bestellung. Wenn Sie sich auf dieses Inserat berufen, gewähren wir Ihnen einen Sonderrabatt von 10 Prozent von unseren Listenpreisen.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

ESTERMANN „GEMSEN"-TERPENTINSEIFE
ESTERMANN QUALITÄTS-TOILETTESEIFE
E S T A SCHÄUMENDE RASIERCREME

ERZEUGNISSE DER VEREINIGTEN FETTWARENINDUSTRIE

Josef Estermann A. G., Wels

VERKAUFSBÜRO WIEN II, GROSSE MOHRENGASSE 3b

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

An unsere Leser

Beim höchsten Herrn von Wien

Taha Husain, der blinde Minister

Tante Aurora

Auf daß die Blinden sehen . . .
(Ein Bericht aus den USA)

Drei zu vier

Rätsel, Berichte u. v. a. m.

I. JAHRGANG HEFT 4 PREIS S 3.50 APRIL 1956

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 39.80, halbjährlich S 20.50 und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich! Spenden für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs überweisen Sie bitte auf das Postsparkassenkonto

187.168

Die Hilfsgemeinschaft

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!

Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

An alle unsere Freunde!

Nun liegt die vierte Nummer unserer Zeitschrift vor Ihnen. Das erste Vierteljahr ist vorüber, eine wichtige Zeit im Leben eines neugegründeten Blattes. In dieser Zeit zeigt es sich, ob es bei den Lesern „angekommen" ist, ob es eine Lücke im Blätterwald ausfüllt.

Wir dürfen mit dem ersten Vierteljahr zufrieden sein. Es hat sich gezeigt, daß es die Menschen interessiert, was wir zu sagen haben, wir haben uns den Grundstock eines Leserkreises geschaffen, der sich hoffentlich von Monat zu Monat erweitern wird, haben viele zustimmende Stimmen erhalten, aber auch viele Anregungen zur Verbesserung unserer Zeitschrift...

Mit dem Farbwechsel auf dem Titelblatt haben wir dem Wunsch einer großen Anzahl von Lesern entsprochen, wir werden unseren Umschlag von nun an jeden Monat in einer anderen Farbe drucken und bitten Sie, uns alles, was Ihnen zur Verbesserung und Verschönerung der Zeitschrift „Unser Schaffen" einfällt, zu schreiben.

Im vorliegenden Heft wird Ihnen eine weitere Veränderung auffallen. Wir haben in den ersten drei Nummern ziemlich viel Lesestoff gebracht, der mit den Problemen der Blinden und somit unserem eigenen Anliegen unmittelbar wenig zu tun hatte. Aus den Zuschriften der Leser haben wir nun entnommen, daß wir ihnen vielleicht zu wenig Interesse für diese Angelegenheiten zugetraut haben, denn von den verschiedensten Seiten wurde der Wunsch an uns gerichtet, noch mehr über die Probleme der Blinden zu bringen.

Aus diesem Grund fallen von nun an unsere Glossen weg, soweit sie sich nicht auf Blindenprobleme beziehen, aus dem gleichen Grund haben wir aber auch unseren sonstigen Lesestoff auf eine Reportage, eine Kurzgeschichte, Rätsel und ähnliche Kleinigkeiten beschränkt.

Die „Hilfsgemeinschaft"

Vor allem wollen wir Ihnen heute einiges vom Werden und Wirken der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten" erzählen. Das zwanzigjährige Bestehen dieser Organisation war der unmittelbare Anlaß zur Gründung unserer Zeitschrift. Bis zum Jahre 1924 hatte sich niemand um die speziellen Bedürfnisse aller jener Unglücklichen gekümmert, die vor oder während ihrer Schulausbildung oder später, als sie schon im Beruf standen, das Augenlicht verloren. Ihre Probleme sind von denen der geburtsblinden Menschen sehr verschieden, denn je später der Mensch das Augenlicht verliert, um so schwerer fällt es ihm, sich auf die ewige Nacht und die erschwerten Bedingungen seines neuen Lebens umzustellen. Er hat viel größere Schwierigkeiten bei der Erlernung der Blindenschrift, als ein Kind, und der Verlust des Augenlichts trifft ihn vor allem in den ersten Jahren nach der Erblindung viel härter als einen Menschen, der das Licht der Sonne nie gekannt hat.

Um gerade diesen Menschen zu helfen, wurde im Jahre 1924 der „Bund der später Erblindeten Österreichs" gegründet, die erste derartige Vereinigung in unserem Land. 1935 rief dann unser verstorbener Kollege Jakob Wald die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" ins Leben, die sich zur größten österreichischen Blindenorganisation entwickelte. 1938 freilich mußte sie ihre

Tätigkeit einstellen. Aber nach dem Krieg ging es mit voller Kraft wieder an die Arbeit. Am 10. April 1948 trat die gründende Generalversammlung zusammen. Die Kasse war leer, aber Briefpapier, Marken und ähnliche Dinge mußten gekauft werden. Der Vorschlag unseres jetzigen Obmannes Robert Vogel, unter den Teilnehmern zu sammeln, fand spontanen Beifall und so konnte die „H. G." mit einem Kassenstand von hundert Schilling ihre Tätigkeit beginnen.

Der Aufschwung beginnt

Im gleichen Haus, in dem sie heute noch ihre Räumlichkeiten hat, standen ihr damals ganze zwei Bürozimmer zur Verfügung. In diesen beiden Räumen ist heute die Buchhaltung untergebracht. Auf reiche Erfahrungen gestützt, begann ein Aufschwung, der hoffentlich noch lange nicht am Ziel angelangt ist. Mit ein paar Bürsten und Besen begannen wir, damals war das Rohmaterial noch sehr schwer zu bekommen und jeder derartige Artikel Mangelware. Aber von Jahr zu Jahr vergrößerten sich Umsatz und Reinertrag und bald mußten die Blinden, die mit unseren Waren von Haus zu Haus gingen, durch einen Vertreterstab ergänzt werden.

Schon im Oktober 1948 konnten wir unsere Nähstube einrichten, die sich als besonders segensreich erwiesen hat und über die wir noch ausführlich erzählen werden. Wie wichtig eine solche Institution besonders für die blinde Hausfrau ist, kann sich vor allem deren sehende Kollegin sicherlich gut vorstellen. Auch eine blinde Frau und Mutter muß ja die Kleidungsstücke des Mannes und der Kinder in Ordnung halten, auch eine blinde Frau muß dafür sorgen, daß die Wäsche geflickt und die Kleider ausgebessert werden. Eine Arbeit, die ihr besonders schwer fiele, wenn ihr die Nähstube der „Hilfsgemeinschaft" dabei nicht hülfe!

Blinde für Blinde

Wir werden aber auch noch darauf zurückkommen, wie die verschiedenen Abteilungen der Hilfsgemeinschaft organisiert sind, wie unsere Gelder hereinkommen und wie sie ausgegeben werden. Dafür, daß sie an die richtige Adresse kommen, nämlich an das leider sehr große Heer unserer Leidensgefährten in Wien und in den Bundesländern, sorgt ein Vorstand, dessen Mitglieder wir heute ganz kurz vorstellen wollen.

Obmann der Hilfsgemeinschaft und gleichzeitig Geschäftsführer der Verkaufsabteilung ist Robert Vogel (47), über dessen Leben und Wirken wir schon in unserer ersten Nummer berichtet haben. Aber auch sein Stellvertreter Franz Pechar (54), gleichzeitig Lagerhalter der Verkaufsabteilung, wurde unseren Lesern schon vorgestellt und ist ihnen daher kein Fremder mehr. Zweiter Stellvertreter des Obmanns ist die Witwe unseres Gründers, Frau Camilla Wald, die in Ober-St.-Veit eine kleine Tabaktrafik betreibt.

Unser Kassier Rudolf Frank (69) war 50 Jahre lang als Klavierstimmer tätig. Schriftführer der „Hilfsgemeinschaft" ist

„Ah!"

EINER VON UNS:

TAHA HUSAIN

Der blinde Revolutionär

Hart ist das Leben der ägyptischen Fellachen. Sie hausen in armseligen Hütten und ernähren sich tagaus, tagein von Mais und Hirse. Ihre Kleidung ist ärmlich, Schuhe sind ihnen unbekannt. Die Fellachenfamilien sind sehr kinderreich und es kommt selten vor, daß sich einmal ein Fellachensohn aus seinem alten Milieu herausschälen und eine höhere soziale, eine geachtete Stellung erlangen kann.

Ein Mann brachte es zustande. Ein Mann, dessen Lebensweg eigentlich schon vorgezeichnet war, der es aber verstanden hat, sich durch seinen Willen und seine überragende Intelligenz bis zum Ministerstuhl vorzuringen. Taha Husain brachte es fertig. Aus einem Fellachensohn, dem es bestimmt war, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten oder Lasten in irgendeinem ägyptischen Hafen zu tragen, wurde ein gefeierter Schriftsteller, ein von seinen Schülern verehrter Lehrer und schließlich Unterrichtsminister seines Landes.

Taha Husain ist blind. Als Kind schon verlor er infolge einer Infektion sein Augenlicht. Er war daher für die schwere Arbeit auf dem Felde nicht mehr zu brauchen und die Aussichten auf eine Gelehrtenlaufbahn waren geringer denn je. Doch sandten ihn seine Eltern auf dringende Bitten in eine Elementarschule, wo er trotz Blindheit bald seine Mitschüler in den Schatten stellte. Sein alter Lehrer, ein frommer und auf das geistige Vorwärtskommen der Schüler sehr bedachter Mann, behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn.

Er war es auch, der es zuwege brachte, daß der 13jährige Taha an die berühmte muslimische Universität Al-Azhar nach Kairo kommen konnte. Dort verbrachte der blinde junge Student seine Freizeit mit dem Auswendiglernen des Gehörten. Da er, wie fast jeder Blinde, über ein ausgezeichnetes Gedächtnis verfügte, fiel ihm das an und für sich schwere Studium der islamischen Theologie leichter als seinen sehenden Kollegen. Im Jahre 1907 absolvierte er die Hochschule und schlug nicht, wie erwartet, die theologische, sondern die journalistische Laufbahn ein.

Seine ersten Sporen verdiente er sich bei einer literarischen Zeitung mit der Schilderung der Zustände in seinem Heimatdorf. Schon damals erreichte er ein gewisses Ansehen unter den ägyptischen Gebildeten. Taha Husain ruhte aber auf den ersten Lorbeeren nicht aus, sondern war ständig bemüht, sich weiterzubilden. Er besuchte dann die erste weltliche, nach europäischem Muster aufgezogene ägyp-

---

Rudolf Bernhauser (44). Er wirkt als Stenotypist bei der Gemeinde Wien. Auch er ist, ebenso wie alle anderen Vorstandsmitglieder, blind. Aber es ist bekannt, daß viele Blinde ganz besonders gute Stenotypisten sind. Die Betreuung unserer Provinzmitglieder besorgt unser Vorstandsmitglied Karl Vojir (50), auch Herr Vojir lebt von der Arbeit als Klavierstimmer.

Weitere Vorstandsmitglieder unserer Organisation sind Frau Rosina Freiberger, die als Strickerin tätig ist, der Klavierstimmer und Musikpädagoge Josef Hanausek (62) und Kaufmann Franz Sandner (43) sowie Franz Tima (59), beide sind Inhaber von Parfümeriegeschäften. Sie alle haben einen Teil ihrer Arbeitskraft in den Dienst ihrer Leidensgefährten gestellt, und zwar ohne Entgelt, denn die Tätigkeit im Vorstand der „Hilfsgemeinschaft" ist natürlich ehrenamtlich.

Sie werden, lieber Freund und Leser, von nun an in jeder Nummer etwas über die Arbeit der „Hilfsgemeinschaft" erfahren. In unserem nächsten Heft werden wir die Nadelstiche unserer emsigen Mitarbeiterinnen in der Nähstube der „H.-G." unter die Lupe nehmen.

tische Universität in Kairo, vor allem die historischen Vorlesungen, nebenbei betrieb er aber auch noch eifrige Sprachstudien. Nach zwei Jahren konnte er fließend Französisch und Englisch und interessierte sich auch für die klassischen Sprachen. 1914 war er der erste Student, der an dieser jungen Universität seine Dissertation abfaßte. Er versuchte einen Weg zu finden, um die umfassende Europäische Bildung mit der etwas einseitigen und fast nur auf Theologie und Recht beschränkten islamischen Erziehung in Einklang zu bringen. Durch Vermittlung einiger Professoren wurde diese Doktorarbeit gedruckt, zunächst wurde sie von einer großen Zahl ägyptischer Gelehrter heftig angegriffen. Dieses Buch zeigt aber schon alle Vorzüge der späteren Arbeiten des Autors, eine in Anbetracht der schwierigen Umstände, unter denen sie erworben, besonders bewundernswürdige Gelehrsamkeit, einen gesunden und scharfen historischen Sinn, eine überaus gestaltungskräftige Phantasie und ein sicheres, vor keiner Konsequenz zurückscheuendes Urteil.

Da sich Husain durch sein erstes Werk viele Feinde geschaffen hatte, ging er 1915 mit einem Stipendium nach Frankreich. In Paris, an der Sorbonne, lernte er seine spätere Frau kennen, die ihm schon während seines Studienaufenthaltes in Frankreich eine wertvolle Assistentin war. 1917 ging er nach der Graduierung wieder nach Ägypten zurück, wo er an der Kairensischen Universität zuerst als Professor für antike Geschichte wirkte. Er bemühte sich, seinen Landsleuten in fesselnden Vorträgen ein anschauliches Bild der klassischen Vergangenheit zu geben. Die Schwierigkeiten, mit denen er anfangs zu kämpfen hatte, waren gewaltig, doch Taha Husain schreckte vor keinem Hindernis zurück und strebte seinem Ideal, einer universellen Bildung der ägyptischen Jugend, nach.

Nebenbei war er Schriftsteller; er zählte sehr bald zu den Spitzen der ägyptischen Literatur. Eines Tages las ein französischer Orientalist seinen selbstbiographischen Roman, Al-Ayyam (Die Tage). Dieses eindringlich geschriebene Werk, das ein aufwühlendes Bild seiner harten Kindheit entwirft, fesselte den Gelehrten so, daß er es sofort ins Französische übersetzte. In dieser Sprache wurde es schnell Bestseller. Dabei war es eigentlich das erstemal, daß ein äyptischer Roman in eine europäische Sprache übersetzt wurde.

Doch wer Erfolg hat, hat auch Neider, auch Taha Husain. Seine Feinde suchten ihn mit allen Mitteln von der Universität zu entfernen und sogar, ihm ein Schreibverbot auferlegen zu lassen. Er wurde in das Unterrichtsministerium versetzt, man glaubte, ihn mundtot gemacht zu haben. Man konnte ihm nicht verzeihen, daß er es wagte, die alten, verrotteten Zustände in seinem Land anzugreifen. Daß er schonungslos die Schwächen und Mängel der islamischen Kultur gegenüber der europäischen aufzeigte. „Er ist ein blinder Revolutionär", hieß es immer wieder, „der eben alles angreifen muß."

Doch der „blinde Revolutionär" schwieg nicht. Wenn auch seine Augen nicht sehen konnten, seine Seele und sein Geist erfaßten die bildungsmäßigen und sozialen Rückstände in seinem Land und er hörte nie auf, dagegen zu predigen. Der Erfolg blieb nicht aus. Im Jahre 1949 wurde Taha Husain ägyptischer Unterrichtsminister. Er hatte diesen Posten leider, durch die politischen Umwälzungen in Ägypten, nur zwei Jahre inne. Aber in dieser kurzen Zeit konnte er mehr schaffen, als viele seiner Vorgänger in langen Jahren.

Heute lebt Taha Husain zurückgezogen mit seiner Familie in einem kleinen Häuschen in der Vorstadt von Kairo. Wenn er auch nicht mehr Minister ist, so genießt er doch noch immer die tiefe Verehrung seiner ehemaligen Schüler und seiner Freunde. Ein Blinder, sehend mit den hellen Augen seines durchdringenden Verstandes, führte sein Volk zu höherer Bildung und wurde Schöpfer eines neuen Erziehungssystems.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19.
Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

RODERICH VON ROY:

TANTE AURORA

Manchmal denke ich noch an Tante Aurora, die wir als Kinder so liebten und die uns so untrennbar schien von allem, was wir gern hatten: dem alten Haus im verwilderten Park, den großen Zimmern mit den dunklen riesigen Schränken und den vielen Bildern an den Wänden, den langen Korridoren und der breiten Treppe, welche die Stockwerke verband.

Dann und wann klappte oben leise die Tür, eine zierliche Frau in langem, schwarzem Gewand kam, den schmalen Kopf leicht, wie lauschend, zur Seite ge-

neigt, mit kleinen, vorsichtigen Schritten und verschwand in der nächsten oder übernächsten Tür, wo das Reich unserer Mutter lag.

Hatten wir uns müde getobt beim Versteckenspielen hinter den Schränken und Korridorecken, dann sagte irgendeines von uns Kindern: „Gehn wir zu Tante Aurora!“ In einer der vielen gemütlichen Stuben, am Ende des oberen Korridors, saß sie in den dunkelroten Polstern ihres Armsessels und häkelte an einem Deckchen oder Kräglein. Immer trug Tante Aurora solch kleine selbstgehäkelte Kräglein um den Hals und ebensolche feine weiße Stulpen an den Ärmeln ihres schwarzen Wollkleides mit dem langen, gefältelten Rock.

„Herein, ihr Wildlinge!“ sagte sie mit ihrer, warmen, dunklen Stimme, wenn wir vorsichtig angeklopft hatten. Dann traten wir, einer nach dem andern, behutsam ein, küßten ihr die zarte, blaugeäderte Hand und setzten uns im Halbkreis vor ihrem Sessel auf den dicken bunten Teppich und das braune Bärenfell. „Aber daß sich keiner auf den Bärenkopf setzt!“ mahnte sie stets, und wir beteuerten lachend, daß es keiner tun würde.

„Welche Geschichte wollt ihr heute hören?“ fragte sie dann. Wie viele blinde Menschen, denen das Schicksal einen friedlichen Lebensabend im Schoß einer Familie voller Verständnis und Güte beschert, konnte Tante Aurora herrlich erzählen. Und weil sie keine Lampe brauchte, senkte sich fast immer die Dämmerung über ihre Geschichten und machte sie noch spannender und aufregender.

Tante Aurora war uns Kindern vor nun schon fünfzig Jahren viel mehr, als der heutigen Jugend die Märchentante im Radio oder das schönste Kinostück. Sie war der Homer unserer Kindertage, von dem es ja heißt, daß er blind war. Sie kannte alle die Sagen und Schnurren vom Rübezahl, der da drüben im Riesengebirge zwischen Schneekoppe und Elbfall sein gutes und böses Wesen trieb und den Hirschberger Bürgern manchen Schrecken eingejagt und manchen Schabernack gespielt hat.

Aufatmend traten wir nach einer gruseligen Geschichte zum Fenster und schauten hinüber zur langen blauen Gebirgskette am Horizont, hinter der soeben die Sonne versank und noch ihre letzten Strahlen herübersandte, die Tante Auroras blinde Augen nicht mehr erreichten.

Aber Tante Aurora, damals schon neunzig und eigentlich unsere Großtante,

erzählte auch wahre Geschichten aus ihrer Jugend, da sie noch sehen konnte. Erblindet war sie um die Dreißig, etwa im Jahre 1850, als sich Napoleon III. noch nicht zum zweiten Kaiser der Franzosen gemacht hatte, als Franz Joseph gerade zur Regierung gekommen und Wilhelm II. noch gar nicht geboren war. Doch von denen hatte sie nichts zu berichten. Es war der kleine Kreis unserer schönen schlesischen Heimat, dieses von sanften Hügeln gewellten, fruchtbaren Landes, in dem sich ihre Erinnerungen bewegten. Und die schönsten Geschichten waren die vom Kräuterhansel, der immer dann auftauchte, wenn es kalt wurde und der Winter vor der Tür stand.

Den Sommer über war der Kräuterhansel auf der Wanderschaft, einen kleinen Rucksack hinten aufgeschnallt, eine komische alte Tasche aus brüchigem schwarzem Leder in der Linken, einen blankgewetzten Knotenstock in der Rechten und einen riesigen Filzhut unbestimmbarer Farbe auf dem weißen Lockenkopf. Sein von Sonne, Wind und Regen zerfurchtes, rostbraunes Gesicht mit den blauen Schweinsäuglein und der roten Knollennase umrandete ein genialisch zerfranster Vollbart, der von den Tabak- oder Buchenlaubdämpfen seiner Wurzelpfeife vergilbt war wie eine alte Urkunde. Meist kam er barfuß daher, denn die Stiefel, die man ihm im Frühjahr beim Abschied geschenkt hatte, waren der langen Wanderschaft nicht gewachsen gewesen, und er hatte sie schließlich irgendwo in einem Straßengraben stehen lassen.

„Das war jedesmal ein Ereignis, wenn der Kräuterhansel einpassierte", erzählte Tante Aurora, und sie wußte immer wieder andere Histörchen von dem alten Kauz. Wie er das eine Mal eine flügellahme Dohle mitbrachte, die schon „Jakob" sagen konnte. Wie er in der Küche die Säckchen mit Arnika von den Hängen der Sturmhaube, mit Fenchel und all den andern Waldkräutern aus den Tiefen von Rucksack und Ledertasche zum Vorschein brachte. Wie er der Wirtschafterin Minna das Tausendgüldenkraut zum Brühen gab für den Tee, der die Großmutter wieder gesund machte . . .

Ach, die Großmama! Es muß meine Ururgroßmutter gewesen sein, die noch den Kaiser Napoleon gesehen hatte, den ersten Napoleon, als er bei eisiger Kälte auf der Flucht von Rußland 1812 mit dem großen Schlitten in Buchengrün haltmachte, um die Pferde zu wechseln, und schnell einen heißen Grog im Gasthaus „Zum braunen Hirschen" trank und gleich weiterhastete nach Paris. Auch das hat uns Tante Aurora erzählt.

„Als der Kräuterhansel das letzte Mal kam, wimmerte es aus seiner Ledertasche heraus, und sie war einen Spalt geöffnet." „Was wimmerte denn, Tante Aurora?" fragte meine Schwester. „Ein winziger schwarzer Hund mit einer drolligen Stupsnase, mein Kind! Mein erster Mops." „Ach! Jolicoeur?" fragte das dumme Ding. „Aber, wo denkst du hin, Kindchen! Dann müßte er ja heute — wart' mal — fünfundsechzig oder siebzig sein, so alt wird kein Hund", sagte Tante Aurora und seufzte ein wenig.

„Jolicoeur, wo bist du?" fragte sie dann, und der kleine, dicke, schwarze Hund mit der silbrig ergrauten Schnauze

---

Abendlied

Von Gottfried Keller

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein —
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!
Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus,
Dann hat die Seele Ruh.
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Von zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.
Doch noch wandel ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt.
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

---

erhob sich schnaufend von seinem Polster in der Ofenecke, zeigte sein rotes Zünglein unter der zu kurzen Oberlippe, und als Tante Aurora das glänzende dichte Kurzhaar seines Fellchens streichelte, bewegte er ganz wenig den komischen kurzen Ringelschwanz. Nie wieder seit damals habe ich einen Mops gesehen. Es war die Rasse, aus der ein paar Jahrhunderte lang die Schoßhündchen der vornehmen Leute kamen, kleine Mopsfamilien aus Meißner Porzellan standen in den Vitrinen und auf den Ahnenbildern im großen Saal hingen sie, naturgetreu porträtiert mit Halsband und roter oder blauer Masche, neben den Herren in den bunten Rokokofräcken und den Damen im Reifrock. Ich glaube, sie sind ausgestorben, weil die Familien ihrer Herrchen und Frauchen auch zu alt und müde geworden waren und sich ans Aussterben begaben.

„Wieso kam der Kräuterhansel das letzte Mal, Tante Aurora?“ fragte eines von uns Kindern, ich glaube, mein Vetter Raoul.

„Ja, Kinder, das weiß ich selbst nicht“, bekannte Tante Aurora, die sonst alle unsere Fragen beantworten konnte. „Er kam einfach nicht mehr ... Vielleicht hat er sich im Sommersonnenschein irgendwo im Gebirge hinter eine Ecke gelegt, mit dem alten Schädel auf seinen Rucksack, ist eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.“

„Das ist aber traurig, Tante Aurora“, sagte meine kleine Schwester, und wir merkten, daß sie ein Tränchen hinunterschluckte.

„Warum denn traurig, Christin'? Er hat's sicher so haben wollen. Er war immer zufrieden und guter Dinge und am fröhlichsten, wenn er im Frühling wieder losmarschieren konnte. Die Sonne, die Vögel, die Käfer, alles hat ihn gefreut — so wie mich ...“

Der Frühling kam auch für Tante Aurora noch einmal. Wir waren gewöhnt, sie hinauszuführen, wenn es so weit war, daß sie ihre Spaziergänge im Park machen konnte — allein. Sie kannte jeden Weg und jeden Baum, jeden Stein, über den sie hätte stolpern können — seit sechzig Jahren, ach nein, seit mehr als siebzig, aus der Zeit, da sie als junges Mädchen hierher geheiratet hatte.

Ganz frei, mit kleinen, sicheren Schritten ging sie durch die Allee der alten Kastanien bis zur Solitüde, dem Holztempelchen neben der Kastalischen Quelle, wie sie der Urgroßvater genannt hatte. Ein wenig abseits stand eine weißgestrichene Bank, wohl noch aus der Zeit des ersten Napoleon, geradlinig, gediegen und fest. Dort saß Tante Aurora, wenn sie die vertrauten Parkwege hin und her gewandelt war und ein bißchen ausruhen wollte.

„Komm' mich einer von euch holen, wenn es dunkel wird!“ pflegte sie zu sagen. Aber meistens kam sie schon selbst, wenn es anfing kühl zu werden.

Das letzte Mal — immer gibt es ein letztes Mal — war ich an der Reihe, sie zu holen. Es war ein besonders schöner Frühsommertag gewesen, und sie saß im verblassenden Sonnenschein auf der weißen Bank, wie immer den silbrigen schmalen Greisinnenkopf mit dem schwarzen Häubchen auf dem Scheitel ganz leicht zur Seite geneigt, die Augen geschlossen, als lauschte sie dem Schluchzen der Nachtigall.

„Tante Aurora, ich komm' dich holen“, sagte ich, ganz gegen die Gewohnheit, denn sonst stand sie immer schon auf, wenn der Sand unter unseren Füßen knirschte.

Keine Antwort. „Ist sie eingeschlafen?“ dachte ich. Ja, sie war eingeschlafen, das letzte Mal, mit einem Lächeln auf ihrem schönen, marmorhaft bleichen Gesicht.

Sie hatte es sicher so haben wollen.

Kindermund

Ich bringe mein Mäderl einmal abends zu Bett. Sie bittet mich, ihr vor dem Schlafengehen noch ein Märchen zu erzählen. Da erzähle ich ihr das Märchen vom „Rotkäppchen“. Ich erzähle: „Als der Wolf die Steine im Bauch hatte, wurde er schläfrig und schnarchte ...“, da fällt mir meine Tochter ins Wort: „Mutti, hat der Pappi auch Steine im Bauch?“ *K. W.*

Auf daß die Blinden sehen . . .

Ein Bericht aus den USA

Dem blinden Kinde bleibt so manche Schönheit des Lebens für immer vorenthalten; nie wird es einen Sonnenuntergang, einen bunten Schmetterling, das Lächeln des Freundes oder das Farbenspiel der Erde und des Himmels sehen können. Diese Dinge bleiben ihm für immer verschlossen, nicht aber alle anderen Wunder und Freuden dieser Welt; man muß ihm bloß helfen, den Weg dahin zu finden.

Heute sind den Blinden neue Hoffnungen gegeben. Um ihren besonderen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, wurden Schulen gegründet und auch die Wissenschaft hat Lehrbehelfsmittel und Methoden entwickelt, die ihnen das Erlernen von Lesen und Schreiben ermöglichen. Vor allem aber ist die Gemeinschaft selbst zur Erkenntnis gekommen, daß sie auf die Fähigkeiten keines ihrer Kinder verzichten darf. Auch ein Blinder kann studieren und ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft werden.

Den Beitrag, den solche Menschen leisten können, ersehen wir am besten aus der Geschichte der Helen Keller, die im Alter von neunzehn Monaten erblindete und das Gehör verlor. Die Geschicklichkeit und das Verständnis ihrer Lehrerin Annie Sullivan verhalfen ihr dazu, lesen, schreiben und sprechen zu lernen. Ihr Leben war ausgefüllt und voller Aktivität; als Erwachsene widmete sie ihre Zeit anderen Notleidenden und arbeitete für die Blinden, insbesondere auf dem Gebiet der Prophylaxe. In allen Teilen der Vereinigten Staaten von Amerika und in vielen Ländern Asiens und Europas hielt sie Vorträge zugunsten der Blinden; sie schrieb elf Bücher und zahlreiche Artikel. Heute, bereits über siebzig Jahre alt, zählt sie zu den beliebtesten und populärsten Frauen Amerikas.

Trotz der vielen erblindeten Männer und Frauen, von denen die Geschichte seit tausenden Jahren berichtet, stehen ihnen die Tore der Schulen erst seit ungefähr zweihundert Jahren offen. In den Vereinigten Staaten war das Jahr 1832 der Wendepunkt; damals wurden zwei Schulen für die Blinden eröffnet: eine in der Stadt New York, die andere in Boston, im Staate Massachusetts. Die Schule in Boston stand unter der Leitung von Samuel Gridley Howe, einem der ersten und großartigsten Pädagogen auf diesem Gebiet. Er erkannte die intellektuellen Möglichkeiten seiner blinden Schüler und verstand es auch, einen Unterschied zwischen bloßer Wohltätigkeit und tatsächlicher Erziehung zu machen. Die Schule, die er gründete, wurde zum weltberühmten Perkins-Institut, das in der Entwicklung der Lehrmethoden für Blinde große Beiträge leistete.

Den Hauptbeitrag zur Erziehung und Ausbildung von Blinden leistete der

„Es werde Licht!"
Eine Seite aus der Blindenbibel

Blinde Funkamateure in Amerika

Franzose Louis Braille im 19. Jahrhundert mit der Erfindung des plastischen Lesesystems. Die Grundlage seiner Schrift bildet eine Gruppe von sechs Punkten, wobei in zwei vertikalen Reihen je drei Punkte aufscheinen. Verschiedene Zusammenstellungen der einzelnen Punkte einer Gruppe bilden Worte, Wortteile oder Buchstaben des Alphabets. Das neue System öffnete den Blinden eine Welt. Bücher, Zeitschriften und Zeitungen wurden unter Anwendung dieses Systems gedruckt. Schulbücher in Braille-Schrift ermöglichten es blinden Studenten, sich ein Wissen anzueignen, das bis dahin nur Menschen mit gesunden Augen zugänglich gewesen war.

Eine große Auswahl an Lesematerial in Braille-Schrift steht den Blinden Amerikas zur Verfügung. „The Weekly News", eine in dieser Schrift erscheinende Zeitung, wird jedem Blinden auf Wunsch kostenlos zugesandt; auf Grund einer Sonderverordnung des amerikanischen Kongresses wird sie im ganzen Land durch die Post gebührenfrei versandt. Weiters erscheinen Monatsschriften und Fachzeitschriften für Sozialfürsorge, Musik und Literatur.

Trotz der vielen Vorteile der Braille-Schrift ist sie jedoch nicht imstande, alle Probleme der Blinden zu lösen. Viele Leute verlieren das Augenlicht erst in späteren Lebensjahren und mindestens die Hälfte aller Blinden in den Vereinigten Staaten hat das Alter von 65 Jahren überschritten. Diesen Leuten fällt es oft schwer, das Braille-System zu erlernen. Um den Bedürfnissen dieser erst später Erblindeten Rechnung zu tragen, zieht die Amerikanische Blindenstiftung das sogenannte „sprechende Buch" vor. Diese Stiftung ist eine im ganzen Lande verbreitete, aus privaten Mitteln unterhaltene Institution, deren Aufgabe es ist, die Interessen der Blinden zu wahren. Die Idee des „sprechenden Buches" stammt von Robert B. Irwin, der sie im Jahre 1934 dem Kongreß der Vereinigten Staaten unterbreitete. Seit diesem Zeitpunkt wird vom Kongreß jährlich ein Fonds zur Verfügung gestellt, der die Verteilung der „sprechenden Bücher" durch die Kongreßbibliothek an die Blinden ermöglicht.

Die „sprechenden Bücher" bestehen aus Serien von Schallplatten. Sie umfassen Unterhaltungslektüre, Poesie, Religion, Staatswissenschaften, Geschichte, Philosophie, Tagesereignisse, Kunst und Wissenschaft. Weiters erscheinen auch zwei Monatszeitschriften und eine Vierteljahresschrift in dieser neuartigen Form. Bekannte Schauspieler der Bühne und des Rundfunks wurden auf Grund ihrer klaren und gepflegten Aussprache zur Herstellung der Platten herangezogen. Die Platten werden auf besonderen Maschinen wiedergegeben, die von der Kongreßbibliothek kostenlos verliehen werden. Ferner beliefert die Bibliothek 26 Leihbüchereien in den Bundesstaaten, die die Platten ebenfalls kostenlos den Bedürftigen zur Verfügung stellen. Die „sprechenden Bücher" erfreuen sich einer großen Beliebtheit. So erhielt die öffentliche Bibliothek von New York in einem Jahr 39 000 Ansuchen um die 11 000 vorhandenen Platten, gegenüber 33 000 Ansuchen um ihre 45 000 Bücher in Braille-Schrift. Welchen Nutzen alle diese neuar-

Beim höchsten Herrn von Wien

Bei hohen Herrschaften vorzusprechen, ist nicht einfach. Eine gute Portion Diplomatie, Geduld, wie sie das Sprichwort nur Engeln zuschreibt, und Protektion sollen zum Zustandekommen der gewünschten Vorsprache nicht von Nachteil sein. Die beiden ersten unerläßlichen Eigenschaften hatte ich mir durch die Praxis der letzten Jahre erworben, für die Protektion war auch gesorgt, so begab ich mich auf den mühsamen, steilen Weg zur Antrittsaudienz beim höchsten Herrn von Wien. Er ist weit hochgestellter als der Bürgermeister unserer Stadt: es ist der „Eiserne Rathausmann".

Aber noch ist es lange nicht so weit. Noch stehe ich mit meinem Protektor, der die Uniform der Wiener Rathauswache trägt, unter den Arkadengängen des Wiener Rathauses vorn am Rathausplatz. Wir beide bemühen uns, das alte eingerostete Schloß des unteren Turmeinganges zu öffnen. Lange wehrt es sich, endlich weicht es der Gewalt. Eine eiserne Tür knarrt in ihren Angeln, ein dunkler, aufwärtsführender Schacht verschlingt uns in der nächsten Minute. Die Taschenlampe meines Begleiters blitzt auf. Von ihrem Licht geleitet und begleitet tasten wir uns die enge, steinerne Wendeltreppe im Inneren des Rathausturmes aufwärts. Von Zeit zu Zeit grüßt uns ein Strahl des Sonnenlichtes durch ein schmales Luftloch: der Bote einer fernen Welt, von der wir doch nur durch eine meterdicke Steinmauer getrennt sind.

Als wir, schon etwas atemlos, den Fuß auf die 161. Stufe gesetzt haben, finden wir eine in die Steinquadern des Rathausturmes eingelassene Eisentür. Unsere Neugierde siegt. Die Tür wird aufgesperrt, wir treten auf eine schmale Fassade. Wir sind bereits auf der Höhe des Dachbodens angelangt, von wo sich der große First erhebt. Um ihn herum läuft ein schmaler, nur durch eine Eisenstange geschützter Steg. Auf ihm kann man ausgedehnte Spaziergänge über sämtliche Dächer und Trakte des Wiener Rathauses unternehmen. Eine ideale Promenade für Nachtwandler! Wenn wir aber nach dem nächsten Sturm wirklich einige Gestalten auf dem Rathausdach herumklettern sehen, dürfen wir sie nicht vielleicht für Mondsüchtige halten. Es sind die Männer der Rathauswache, die nach heftigen Stürmen immer Dachbegehungen durchführen, um eingetretene Schäden rechtzeitig festzustellen und zu melden.

Noch einmal werden wir aufgehalten. Bei der 265. Stufe entläßt uns wieder

---

Auf daß die Blinden sehen ...

(Fortsetzung von Seite 9)

tigen Methoden dem Blinden bringen können, sehen wir an Hand eines Beispieles. Frau Irene Kitchen aus dem südwestlichen Staate Neu-Mexico, die ihr Augenlicht als Krankenpflegerin der Luftwaffe im Krieg verlor, studierte im New Mexico State Teachers College, einer Lehrerbildungsanstalt. Sie benutzte das Radio und die „sprechenden Bücher", um sich jenes Wissen anzueignen, das sie normalerweise aus gedruckten Werken hätte erwerben können. Ein Tonaufnahmegerät — wie es gewöhnlich in Büros zum Aufnehmen von Diktaten verwendet wird — wurde ihr vom staatlichen Kriegsteilnehmerverband zur Verfügung gestellt, und Frau Kitchen benützte es im Unterricht zur Aufnahme der Vorträge.

In letzter Zeit wurden zwei neue Erfindungen für Blinde entwickelt. Eine davon ist ein lesender Bleistift, ein kleiner Zylinder aus Plastik mit Elektronenanlage, der mittels eines Drahtes über einen Verstärker mit der Ohrmuschel verbunden ist. Der Blinde fährt mit diesem Miniaturscheinwerfer entlang einer Druckzeile, wobei die Buchstaben aufgenommen und in deutlich erkennbare Töne umgewandelt werden. Die zweite Erfindung ist der „Facsimile Visagraph", eine Maschine, die Druckseiten auf Aluminiumblätter prägt und dabei vergrößert, so daß der Blinde die Form der Buchstaben mit den Fingern fühlen kann. Beide Erfindungen sind im Versuchsstadium.

(Aus: „Erziehung")

eine Eisentür auf eine kleine, steinerne Balustrade. Über unseren Köpfen sehen wir, zum Greifen nahe, die Rathausuhr. Mit ihren Zeigern, die in der Nähe großen Schwertern gleichen, weckt sie so manche Erinnerung. Wie oft haben wir am Morgen, als wir über den Ring zur Arbeit fuhren, einen Blick auf ihr Zifferblatt geworfen und leise aufgeatmet, wenn noch die für den Weg zur Arbeitsstätte notwendigen 10 Minuten gefehlt haben. Wie oft mußten wir uns am Abend ärgern, da die gute Rathausuhr uns verraten hatte, daß Sie schon wieder um 20 Minuten zum Rendezvous zu spät erschienen war. Heute stehen wir der Rathausuhr, die uns immer unbestechlich die angenehme und unangenehme Wahrheit gezeigt hat, Aug in Aug gegenüber.

Aber nicht nur das. Wir können auch einen Blick in ihre inneren Geheimnisse werfen. Und wir sind wie so oft zunächst enttäuscht. Die gute, alte Rathausuhr, die wir seit Jahrzehnten von der Straße sehen, ist gar nicht die echte Rathausuhr. Die wirkliche Uhr ist nicht größer als ein Wecker und wird elektrisch betrieben. Eine Glühbirne blitzt auf und ein pfeifender Ton dringt an mein Ohr. Ein Hebel hebt sich plötzlich, ein Mechanismus beginnt zu rasseln und wie von Geisterhänden betätigt setzt sich das Läutwerk in Bewegung — die Rathausuhr schlägt die elfte Stunde.

11 Uhr — die passende Zeit für Audienzen — darum geht es jetzt rasch ans Ziel zum höchsten Herrn von Wien, zum Rathausmann. Nur mehr über 45 Stufen können wir der steinernen Treppe folgen. Den Rest unserer Wanderung müssen wir auf einer eisernen, etwas luftigen und windumwehten Wendeltreppe zurücklegen. Nach 75 Stufen ist auch sie zu Ende. Wir sind am höchsten, für gewöhnliche Sterbliche erreichbaren Punkt des Rathausturmes angelangt, wir sind im Vorzimmer des Rathausmannes eingetroffen. Es ist auch unsere Endstation. Der alte Herr wenige Meter über uns empfängt keine menschlichen Besuche. Von unserem jetzigen Standpunkt kann man nämlich nur mit Hilfe einer Strickleiter die letzten Meter zurücklegen und diese dürfen nur die engsten Vertrauten und Leibdiener des Rathausmannes benützen: Spengler und Schlosser.

Aber unser Zweck ist erreicht. Wir können einmal Wien sehen, wie es der Rathausmann tagtäglich sieht. Durch 8 schmale Stützbögen sehen wir vor und unter uns die Stadt. Im Nordosten liegt das Burgtheater direkt vor uns. „Hochhaus“ nennt sich das komische Bauwerk, das dahinter liegt und auf das wir heute hochmütig herabblicken. St. Stephan grüßt seinen jüngeren Bruder. Das breite Silberband der Donau und der schmale Streifen ihres Kanals vereinigen sich im Hintergrund.

Wir blicken gegen Norden, über die Reichsratsstraße, über die Votivkirche hinweg zum Kahlenberg. Graue Schönheitsfehler im Gesicht der Stadt werden sichtbar: die Augarten-Flaktürme. Kein Mensch weiß, was einmal mit ihnen geschehen wird. So lange sie aber stehen,

OHNE WORTE

Der Osterhase bei den Blinden

Ostergaben warten auf die Blinden

Am 28. März ist der Osterhase zu den Blinden gekommen. Die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" konnte dank der großherzigen Hilfe sehender Mitmenschen auch heuer wieder für ihre blinden Mitglieder eine große Osterbescherung durchführen.

Mit Rucksäcken und Taschen kamen in langer Reihe unsere Leidensgefährten, um in Empfang zu nehmen, was ihnen der Osterhase gebracht hat. Da war zunächst einmal für jeden von ihnen ein Lebensmittelpaket mit einem großen Osterschinken, der traditionelle Osterstriez, zwei farbige Eier, alles in netter Aufmachung eingepackt, woran sie fühlen konnten, daß hier mit Liebe gegeben wird. Aber auch ein Kilo Zucker, ein Kilo Reis und ein Viertel Kaffee waren zur Vervollständigung des Osteressens in diesem Paket enthalten.

Jedes Mitglied erhielt aber auch einen Barbetrag von hundert Schilling. Den Blinden in der Provinz wurden die Ostergaben mit der Post geschickt. Der Kostenaufwand dieser Osterbescherung betrug etwa 65 000 Schilling.

Wir wollen allen sehenden Freunden, die dazu beigetragen haben, auf diesem Weg herzlich danken. Sie haben mitgeholfen, anläßlich des Auferstehungsfestes ein wenig Licht in das Dunkel der Blinden zu bringen.

---

sollen sie uns alle mahnen, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß Wien nicht noch einmal verschandelt und verheert wird.

Der Wienerwald beherrscht wie eine Kulisse den Hintergrund. Das Barockportal der Piaristenkirche fesselt das Auge. Steingewordene österreichische Vergangenheit. Und wieder ein Schnappschuß. Diesmal bleibt das Belvedere auf der Platte unserer Netzhaut. Den Hintergrund schmückt der Schneeberg, der sich gerade aus einer Wolkendecke herauswickelt.

Das ist das Wien, auf das der Rathausmann herabblickt. Es ist die gleiche Stadt, die auch wir täglich zu sehen gewohnt sind. Bis auf eines: bis auf die Unruhe der Zeit, die Rastlosigkeit der Geschäfte, den Streit der Menschen. Wien, wie es der Rathausmann sieht, ist, wie alles auf der Welt, über das wir hinausgewachsen sind, schöner. Die Stadt, über die wir emporgestiegen sind, spricht hier lauter zu uns als in ihren lärmgefüllten Straßen und auf ihren verkehrsreichen Plätzen. Und darum haben wir uns beim Abschied auch beim Rathausmann dafür bedankt, daß er uns auf eine halbe Stunde empfangen hat . . .

Konrad Felser

Drei zu vier

Kein Fußballresultat, auch kein Totoergebnis. Was bedeutet dann 3 : 4 ? Ich will Sie nicht lange auf die Folter spannen und das Geheimnis bald lüften.

In Wien fährt seit Jahrzehnten die Straßenbahn. Keine Neuigkeit, sagen Sie? Sie haben recht. Manche unserer Leser erinnern sich sogar noch an die Pferdebahn. Heute fährt der Wiener mit der „Elektrisch'n".

Eine Straßenbahn fährt immer als die erste aus der Remise aus, sie hat keinen besonderen Namen; jedoch die Letzte auf jeder Linie heißt die „Blaue". Es gibt Menschen, die sagen „die letzte Blaue". Die Sprachpolizei regt sich mit Recht über solche Entgleisungen auf. Ob sich die Wiener da etwas draus machen werden?

Zu der Zeit, als die Pferdebahn noch fuhr, gab es auch blinde Menschen. Nur wenige von ihnen waren berufstätig und wenn schon, dann nur als Bürstenbinder, Korbflechter oder Klavierstimmer. Dann gab es in Wien auch einen Bürgermeister, alle Städte haben einen Bürgermeister. Die Straßenbahn wurde auch von den Blinden benützt. Selbstverständlich, warum nicht? Viele Blinde führten ein jämmerliches Leben, denn sie waren nur auf die Pfründe angewiesen.

Ja, die gute alte Zeit. Was hat das alles mit 3 : 4 zu tun? Nur Geduld, Sie werden es erfahren. Wie gesagt, auch die Blinden benützten die Wiener Straßenbahn. Manche von ihnen fuhren allein; entweder waren sie besonders geschickt oder sie hatten nicht das Geld für eine Begleitperson. Schwarzfahren war auch damals nicht erlaubt und so mußte ein blinder Fahrgast nicht nur für sich, sondern auch für seine Begleitperson einen Fahrschein lösen.

Wien hatte aber einen Bürgermeister. Er hieß Dr. Karl Lueger. Mit dem Fiaker fuhr Lueger zum Rathaus und eines Tages, als er eben dabei war, aus dem Fiaker zu steigen, sah er sich einem Blinden gegenüber. Dieser Blinde hieß Franz Xaver Uhl. Uhl war nicht nur blind, er hatte auch Klumpfüße und konnte sich nur äußerst mühsam fortbewegen. Franz Xaver Uhl gehörte zu den Pionieren des österreichischen Blindenwesens.

Wir schreiben das Jahr 1903. „Karl", sagt der Uhl zum Bürgermeister, mit dem er auf guten Fuß stand, „es ist ein Unrecht, daß die Blinden, wenn sie eine Straßenbahn benützen, einen Fahrschein für sich und einen für die Begleitperson lösen müssen. Es ist überhaupt ein Unrecht, daß Blinde bei Benützung der Straßenbahn zahlen müssen, weil sie erstens sehr arm sind und zweitens könnten sie, wenn sie nicht zahlen müßten, auch kürzere Strecken fahren."

Der Bürgermeister klopfte dem Uhl auf die Schulter und gab ihm recht.

So erhielten die Wiener Blinden ihre Straßenbahnbegünstigung. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben — glaubten Sie das wirklich? Da haben Sie sich geirrt!

Wir haben jetzt die „Wiener Verkehrsbetriebe", ein kaufmännisch geführtes Unternehmen und da gibt es keine Freikarten für Zivilblinde, sagt man im Rathaus. Einige Jahre hindurch bemühten sich die Wiener Blinden, die Straßenbahnfreikarten für sich und ihre Begleitpersonen zu erreichen. Vor drei Jahren entschlossen sie sich zu einer Großkundgebung unter der Devise: „Gebt allen Blinden die Straßenbahnfreikarte!" Es wurde ein Teilerfolg erzielt. Die Wiener Stadtverwaltung erklärte sich bereit, im Rahmen ihrer Fürsorgeleistungen den berufstätigen Zivilblinden eine Karte für sieben Tage in der Woche und den nicht berufstätigen Blinden eine solche für 4 Tage in der Woche zu bewilligen. Vollblinde Personen sind außerdem berechtigt, ihre Begleitpersonen frei mitzunehmen.

Nur ungefähr 15 % der Blinden sind berufstätig. Die Wiener Verkehrsbetriebe haben auch Autobuslinien. Autobusse dürfen von den Zivilblinden nur dann benützt werden, wenn sie für sich und die erforderliche Begleitperson voll zahlen.

Merk es dir, du Blinder: An vier Tagen in der Woche hilft dir die Wiener Stadtverwaltung, jedoch an den übrigen drei Tagen sollst du ihr helfen!

Alle Kriegsblinden benützen die Wiener Straßenbahn oder die Autobusse an jedem von ihnen gewünschten Tag und brauchen dafür nicht zu zahlen. So ist es auch in Ordnung. Warum aber will man den Zivilblinden, die unverschuldet ein ebenso schweres Schicksal tragen müssen, nicht auch helfen, damit ihr hartes Los einigermaßen gelindert wird?

Der Herr Bürgermeister ist doch auch der Bürgermeister der Blinden! Er weiß, wie bitter es ist, blind zu sein, denn die Blinden haben ihm das wiederholt erzählt! Der Verkehr in der Weltstadt Wien nimmt täglich zu. Es ist eine große Leistung, wenn Blinde imstande sind, sich in dem heutigen Gewirr noch fortzubewegen.

Die Fahrtbegünstigung für die Blinden kostet viel, viel Geld, hat man den Blinden in der Gemeindeverwaltung gesagt. Das Wohlfahrtsamt der Gemeinde Wien muß die gewährten Fahrtbegünstigungen mit den Wiener Verkehrsbetrieben verrechnen. Die Wiener Zivilblinden wollen aber teilnehmen am kulturellen Leben ihrer Zeit, sie wollen nicht zu Hause ein Dasein in Abgeschlossenheit und Einsamkeit verbringen. Die Blinden wollen hinaus ins Freie, in die gute Luft des Wienerwaldes, der auch für sie geschaffen ist. Ferner gibt es viele Wege zu Ämtern, Versicherungsanstalten und Behörden. Es gibt Blinde, die zur Behandlung ins Spital müssen. Wien hat eine so große Ausdehnung, daß man diese Wege nicht zu Fuß machen kann. Nur selten haben die Zivilblinden einen Führerhund oder eine unbezahlte Begleitperson.

Die Wiener Stadtverwaltung hat den dauerbefürsorgten Zivilblinden eine Zulage von S 200.— monatlich bewilligt. Wann wird sie sich nun entschließen, allen Wiener Blinden ohne jeden Unterschied auf allen Linien und Zonen der Wiener Straßenbahn und auf allen Autobuslinien der Wiener Verkehrsbetriebe Freikarten zu bewilligen?

Herr Bürgermeister, lassen Sie das 3 : 4 verschwinden! Denken Sie doch an den Dr. Lueger und an Franz Xaver Uhl! Geben Sie allen Wiener Blinden die Straßenbahnfreikarte für die ganze Woche!

Das Leben für den Herrn

Der Blindenhund Lori starb für seinen Herrn. In Langenhorn, berichtet der „Neue Kurier", in der Nähe von Hamburg, überfuhr ein Personenwagen einen Blinden und seinen Hund. Der blinde Mann erlitt schwere Verletzungen. Lori war auf der Unfallstelle nirgends zu finden. Endlich sah man den Schäferhund in der Nähe der Wohnung seines Herrn tot liegen.

Lori hatte ihrem Herrn das Leben gerettet. Denn als der Hund das Auto heranrasen sah, machte er instinktiv, was er in seiner Ausbildung gelernt hatte. Er sprang zwischen seinen Herrn und das Auto. Und verminderte so den ärgsten Anprall. Dafür mußte Lori sterben. Der Blinde befindet sich schon auf dem Weg der Besserung.

„Papa, was machst du mit meiner Spritzpistole?"

Rätsellösung aus Nr. 3

Madam Adam — Schnee — Mist.

Die blinde Frau

Noch vor 50 Jahren hielten es nicht nur Blindenwohltäter, sondern auch Blindenpädagogen für eine Selbstverständlichkeit, daß ein blindes junges Mädchen nur in einer geschlossenen Anstalt sein Leben fristen könne. Seine Beschäftigung bestand hauptsächlich im Stricken und Sesselflechten. Da konnte es sich ein paar Groschen verdienen und außerdem war ja die Fürsorge da, die für den Unterhalt sorgte.

Mit dem sozialen Fortschritt aber steigerte sich auch das Selbstbewußtsein der Blinden und nicht zuletzt der blinden Frau.

Heute steht sie bereits im Berufsleben, trägt zur Erhaltung ihrer Familie bei, sie heiratet, sie führt selbständig ihren Haushalt, sie sorgt für ihren Gatten, sie erzieht ihre Kinder. Sie hat sich mit ihrem harten Schicksal wohl nicht ganz ausgesöhnt, aber sie tut alles, um mit ihm fertig zu werden.

Und wenn ich sagte, daß die blinde Frau heiratet, dann schütteln Sie, mein lieber Leser, nicht den Kopf darüber, denn es stimmt! Sie heiratet meist einen Schicksalsgefährten und nimmt so die Freuden und Leiden des Ehestandes auf sich. Gewiß hat sie es viel schwerer als die sehende Frau, aber sie überwindet viele Hindernisse leichter in dem Bewußtsein, daß ihr ein normales Frauenleben nicht versagt geblieben ist und daß sie ein gleichwertiges Glied der Gesellschaft sein kann.

Aber nur zu oft verletzen Unduldsamkeit und Ungeschicklichkeit der Sehenden das Gefühl der blinden Frau. Sie wird dadurch scheu, bekommt Hemmungen im Verkehr mit Sehenden und zieht sich zurück. Das wird ihr nun wieder von ihren Nachbarn schlecht ausgelegt und so wird sie als stolz und unzugänglich angesehen. Ich will hier auf eine Form des verletzten Gefühls der blinden Frau näher eingehen. Ein Sprichwort sagt: „Grüßen ist Höflichkeit, Danken ist Pflicht!“ Wie viele Sehende gibt es, die auf den Gruß eines Blinden warten! Ganz zu Unrecht, denn der Blinde kann nicht zuerst grüßen, er weiß ja nicht, wer ihm entgegenkommt. Und wenn er auch eine bekannte Stimme hört, weiß er trotzdem nicht, ob der Sehende gerade mit dem Rücken zu ihm steht oder gar schon wieder weggegangen ist. Besonders verletzend ist es aber für die blinde Frau, wenn eine gut bekannte Nachbarin oder sonst jemand, den sie gut kennt, grußlos an ihr vorübergeht und sie es dann von anderen erfahren muß. Was soll sich da die Blinde wohl denken? Ich bin auch eine blinde Frau und hatte ein Erlebnis, das ich hier als Beispiel anführen möchte:

Ich hatte eine sehr nette Nachbarin, mit der ich mich gut verstand. Sie war kinderlos und spielte oft mit meinem kleinen Mäderl. Einmal stellte die Frau vor mir mein Kind zur Rede, warum es sie nicht grüße. Ich sagte zu meiner Kleinen: „Warum grüßt du die Frau M. nicht?“ Darauf mein Kind: „Mutti, die Frau M. grüßt dich ja auch nicht, wenn sie an dir vorübergeht!“

Meine lieben Leser, Sie können sich vorstellen, wie beschämt diese Frau war. Ich sagte zu ihr nur die paar Worte: „Ja, wenn die Sache sich so verhält...“ worauf sie sich mit einigen Ausreden bei mir entschuldigte.

Ich glaube, das ist wohl Sache des Herzenstaktes, der aber leider so vielen Menschen abgeht.

K. W.

Kindermund

Wir sind in der Sommerfrische und da gehe ich einmal mit meinem dreijährigen Töchterchen spazieren. Unter anderem kommen wir auch an einem Gemüsegarten vorbei. Ich erkläre der Kleinen, wie das Gemüse aus der Erde herauswächst. Da fragt sie kurz und bündig: „Mutti, und wo wachsen wir Menschen heraus?“

*

Eines Tages fragt mich mein Mann, wo ich denn einen bestimmten Brief hingetan hätte. „Ich weiß nicht, ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, mir fällt's nicht ein.“ Mein Töchterlein, das in einem Winkel des Zimmers spielte, kommt zu mir gelaufen und fragt mich entsetzt: „Mutti, wo, wo hast du dir den Kopf zerbrochen?“

K. W.

Der schwarze Freund

„Siehst du", sagte Fritz, der Dichter, der seinen blinden Freund Karl zu einer gemütlichen Jause eingeladen hatte, „das ist der schönste Augenblick des Nachmittags, wenn der dampfende Kaffee auf den Tisch kommt — darauf freue ich mich schon eine Stunde vorher."

„Du hast eine gute Sorte", sagte Karl, der Klavierstimmer, „ich rieche ihn schon von weitem. Weißt du, daß man als Blinder eine ganz besondere Beziehung zu diesem Göttertrank haben kann?"

„O ja, das kann ich mir schon vorstellen. Wenn man nicht sieht, freut man sich an Gerüchen wohl besonders intensiv!"

„Es ist nicht nur das", meinte Karl, „Kaffeegeruch kann einem ein Führer sein. Mir hat der Duft gerösteter Kaffeebohnen schon oft den Weg in ein Geschäft gewiesen, auch dann, wenn ich eigentlich etwas ganz anderes kaufen wollte."

„Bist du dabei nicht irrtümlich in ein Kaffeehaus geraten?"

„Nein, der fertige Kaffee im Kaffeehaus duftet ganz anders als die gerösteten Bohnen. Ich habe oft niemanden, der mich auf der Gasse führt, zur Verfügung und muß mich dann allein zurechtfinden. Ich habe in einem ganz bestimmten Haus hier in der Nähe oft zu tun, weil ich den Sohn einer Bekannten im Klavierspielen unterrichte. An der Ecke war eine Meinl-Filiale. Ich roch den Kaffee immer schon von weitem, wenn ich in die Nähe kam. Wenn der Geruch ganz stark war, ging ich gerade am Geschäft vorbei; zwanzig Schritte weiter war das Haustor, durch das ich eintreten mußte. Nach einiger Zeit konnte ich mich mit Hilfe des Kaffeegeruches so gut zurechtfinden, daß ich niemanden mehr fragen mußte."

Karl ließ sich seine Tasse noch einmal füllen und erzählte weiter:

„Im Geist erfreute ich mich immer an der prächtigen Auslage, wenn ich an der Meinl-Filiale vorbeiging. Ich stellte mir die Schokoladen vor, die da aufgetürmt waren, die großen Metallschalen mit den Kaffeebohnen, die Marmeladengläser, die gerade in der Sonne glänzen mochten, die Südfrüchte ... aber eines Tages geschah etwas sehr Trauriges. Ich ging wieder einmal zu jenem Haus und hätte den Kaffee eigentlich schon riechen müssen, aber ich roch nichts. Dabei war es ein warmer Tag. Ich ging und ging ... auf einmal stolperte ich über einen Gehsteigrand, den ich noch nicht kannte.

Ich war zu weit gelaufen und mußte warten, bis jemand daherkam, der mich zurückführte. Es war ein ganz schönes Stück Weges. Ich war an jenem Tag ein wenig zerfahren beim Unterricht, als ich wegging, fragte ich: ‚Was ist mit der Meinl-Filiale an der Ecke geschehen? Warum rieche ich den Kaffee nicht mehr?' ‚Die Filiale ist verlegt worden', sagte mein Bekannter, ‚jetzt haben sie ein großes Geschäft vorne auf der Hauptstraße.' Glaubst du mir, Karl, daß meine Welt ein wenig ärmer geworden ist, seit mir der Kaffeegeruch aus jenem Geschäft entschwunden ist und daß ich mich jetzt viel weniger auf den Unterricht in jener Gasse freue, obwohl ich mich auch ohne Geruch ganz gut zurechtfinde?"

„Das glaube ich dir", sagte Fritz, „nimm dafür bei mir noch eine Tasse!"

Yvonne Blauensteiner

„Nie gedacht, daß Schispringen so einfach ist!

Sie fragen — wir antworten

Wir richten heute eine neue Rubrik ein, in der wir Fragen, die uns eingeschickt werden, beantworten wollen. Bitte, machen Sie von unserem Briefkasten Gebrauch. Wir freuen uns über jede Zuschrift, sei es nun eine Anfrage oder eine Kritik an unserer Zeitschrift, weil sie uns zeigt, daß die Probleme der Blinden Sie interessieren und weil sie uns hilft, unser Blatt nach Ihren Wünschen auszugestalten.

*

Man hört immer wieder, daß die Blinden vollwertige Arbeitskräfte sind und daß wir Unternehmer Blinde einstellen sollen. Wie werden die Blinden eigentlich vermittelt? Geschieht dies ausschließlich durch das Arbeitsamt oder gibt es irgendeine zentrale Arbeitsvermittlung für Blinde?

L. H., Wien VI.

Die Vermittlung der blinden Arbeitskräfte geschieht durch das Arbeitsamt für Körperbehinderte, Wien V, Obere Amtshausgasse 1—3, doch ist auch die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten jederzeit gerne bereit, blinde Arbeitskräfte für alle Berufe namhaft zu machen. Gerade in letzter Zeit konnte das Arbeitsamt einige Blinde in die Radiobranche vermitteln. Sie haben sich dort so gut bewährt, daß die Radiofabriken weitere blinde Arbeitskräfte angefordert haben. Sie lesen darüber an anderer Stelle unseres Blattes.

*

Schreibt doch einmal einen Artikel darüber, wie das Blindenwesen in den anderen europäischen Ländern organisiert ist! Gibt es in allen Kulturstaaten Blindenvereinigungen? Was macht man, wenn man zum Beispiel als Blinder ins Ausland fährt und irgendeinen Rat braucht? Mein Vater ist blind und ich habe ihn mehrmals auf Reisen begleitet — er hätte oft im Ausland gerne Kontakt mit Leidensgefährten aufgenommen, aber wir wußten nie, wo wir uns hinzuwenden hatten!

G. R., Wien II

Es gibt in allen europäischen Ländern Blindenorganisationen, deren Adressen in den einzelnen Städten erfragt werden müssen. Eine übernationale eigentliche Blindenvereinigung gibt es nicht, doch nimmt sich die Esperantistenbewegung in allen Ländern der Blinden besonders an; sie ist auch jederzeit gern bereit, mit Rat und Tat beizuspringen. Es ist für Blinde sehr nützlich, wenn sie sich im Ausland mit einer Blindenvereinigung in Verbindung setzen, da es in vielen Ländern Fahrpreisermäßigungen und andere Vergünstigungen für Blinde gibt.

*

Machen Sie nur so weiter, Ihre Zeitschrift gefällt mir. Aber bringen Sie noch mehr über Blinde und ihre Schwierigkeiten, denn Kurzgeschichten und Reportagen über andere Sachen kann ich in anderen Zeitungen auch lesen!

F. O., Linz

Mehrere Leser haben den gleichen Wunsch geäußert. Wenn Sie diese Nummer durchblättern, werden Sie feststellen können, daß wir ihn bereits erfüllt haben. Bitte, geben Sie uns weitere Anregungen!

Rätselecke

Immer ist es nah,
niemals ist es da.
Wenn du denkst, du seist daran
nimmt es anderen Namen an.

*

Zwei sind, die nebeneinander stehn
und alles gut und deutlich sehn
doch immer eins das andere nicht
und wär s beim hellsten Tageslicht.

*

Es schnaubt und heult die Straß herauf
und hat doch keine Lunge,
es leckt den Schnee wie Butter auf
und hat doch keine Zunge.

*

Das nenn ich doch ein seltsam Wesen,
kann selber keine Zeitung lesen,
und zeigt sie doch mir altem Mann
ganz ordentlich und deutlich an.

Auflösungen im nächsten Heft

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

Blindenwaren

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte, schriftliche oder telephonische Bestellung.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Professor Rudolf Brunngraber und Professor Dr. Friedrich Mansfeld

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Später erblindet
Clara Bingheli – Eine von uns
Gedankenschwere Autobusfahrt
Mütter aller Welt – – –
Er war stärker als sein Schicksal!
Vom Recht auf Freude
Die Hilfsmittel der Blinden
Von der Hornhautübertragung
Über die Philharmoniker

1. JAHRGANG HEFT 5 PREIS S 3.50 MAI 1956

Wir bitten alle Freunde der Blinden und Leser unserer Zeitschrift, in Ihrem Bekanntenkreis für

„UNSER SCHAFFEN"

zu werben. Auf Wunsch senden wir auch gerne Probenummern.

Herzlichen Dank für Ihre Mitarbeit.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!

Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

ROBERT VOGEL:

Später erblindet

Der weitaus größte Teil der Blinden sind die später Erblindeten. Darunter fallen jene Menschen, die nach vollendeter normaler Schulausbildung ihr Sehvermögen fast oder gänzlich verloren haben. Selbstverständlich gibt es viele Ursachen, die zum Verlust der Sehkraft führen, doch sind es zwei Hauptgruppen, in denen diese Erblindungen zusammengefaßt werden: Krankheit und Unfall. Beide Hauptgruppen ließen sich wieder in einige unterteilen, doch wollen wir darauf bei dieser Gelegenheit nicht näher eingehen.

Die Erblindung tritt nicht immer plötzlich ein, sie erstreckt sich gewöhnlich über einen längeren Zeitraum und so hat der Betroffene die Möglichkeit, sich langsam daran zu gewöhnen, daß er nun sein ganzes Leben unter gänzlich veränderten Bedingungen führen muß.

Sehr häufig wird die Frage gestellt, ob es denn überhaupt einen Unterschied gäbe zwischen Blindgeborenen und später Erblindeten, und da kann die Antwort nur lauten: ja es gibt diesen Unterschied.

Wird ein Mensch blind geboren, so hat er die Welt und seine Umgebung nie anders gekannt und er hat gelernt, sein Leben seiner Umwelt anzupassen. Er sah nie die Sonne, spürt nur ihre wärmenden Strahlen, er sah nie die drohenden, ein nahendes Gewitter ankündigenden Wolken, erst die seine Haut treffenden Regentropfen vermitteln ihm das eingetretene Naturereignis. Nie hat er die herrlichen Farben der Blumen gesehen, der Duft allein kündet ihm von der Herrlichkeit der Natur. Der Jugendblinde hat seinen Tastsinn früh entwickelt und hat in ihm einen guten Helfer, er vermag mittels seines ausgezeichneten Gehörs tief in die Seelen seiner Mitmenschen zu dringen und kann vielleicht viel besser als so mancher sehende Mensch echt und falsch unterscheiden.

Wir können also sagen, daß der Blindgeborene auf sehr vieles verzichtes muß, aber wir können auch feststellen, daß er nicht etwas verloren hat, was er vorher besaß.

Obwohl es in Österreich keine Schulpflicht für das blinde Kind gibt, kommen gegenwärtig doch die meisten blinden Kinder in die Blindenerziehungsanstalt und erhalten dort eine ausgezeichnete Schulbildung. Sie erlernen die Blindenschrift und werden in allen Fächern wie die Kinder in den Normalschulen ausgebildet. Viele von ihnen lesen die Blindenschrift mit der gleichen Geschwindigkeit, wie sehende Menschen ihre Schwarzdruckbücher oder Zeitungen.

Nicht alle Blinden sind gleich erfolgreich in ihren Fortschritten, aber das kann man von den Sehenden auch nicht sagen. Nach abgeschlossener Schulbildung erhalten die Zöglinge der Anstalt eine Berufsausbildung, die ihnen den Weg für ihr weiteres Leben vorbereitet. Waren es früher einmal ausschließlich die typischen Blindenberufe, wie Bürstenbinden, Korbflechten, Sesselflechten, Klavierstimmen und Musik, so werden jetzt den Blinden neue Berufe, wie Massage, Stenotypie und Telephonie zugänglich gemacht. Viele von diesen gut ausgebildeten Blinden haben in der Ausübung ihres Berufes die Brauchbarkeit und Tüchtigkeit der Blinden unter Beweis gestellt.

Kehren wir nun wieder zu den später Erblindeten zurück. Einer normalen Schulausbildung folgte die Erlernung eines Berufes. Manche unserer Schicksalsgefährten waren schon in der Schule Brillenträger und ein geschwächtes Sehvermögen war Jahre hindurch größten Belastungen ausgesetzt. Dann kamen noch Hausaufgaben, und diese bei schlechter Beleuchtung ausgeführten Arbeiten trugen dazu bei, den Verlust des Sehvermögens zu beschleunigen. Der größere Teil der später Erblindeten hat aber bis zur Erblindung nicht nur normal, sondern, wie von den meisten von ihnen erklärt wird, sogar besonders gut gesehen.

So wurden die verschiedensten Berufe erlernt und es gibt kaum einen Beruf, der nicht vertreten wäre. Aus allen Berufen, aber auch aus allen sozialen Schichten setzt sich das Heer der später Erblindeten zusammen. Die Blindheit sucht sich ihre Opfer nicht aus, sie kommt zu arm und reich, sie kommt in jeder Altersstufe, sie fragt nicht nach Weltanschauung und auch nicht nach Gläubigkeit oder Heidentum.

Mitten im Leben stehend, während der Berufsausbildung, während des Studiums, im reifen Alter erfaßte sie uns und vergrößerte mit uns die große, viel zu große Zahl der Blinden. Aus ihren Berufen herausgerissen, stehen diese Menschen vor ganz geänderten Lebensbedingungen. Viel schwerer noch als der Mann erträgt die Frau das Schicksal der Erblindung.

Rosenthal-Porzellan

Wer von ihnen hat nicht gerne Bücher oder Zeitungen gelesen, wer von ihnen hatte nicht glückstrahlend in die Augen seiner Lieben geblickt? Haben sie nicht die Farbenpracht der Natur, die Täler, Wälder, Berge und Flüsse unserer Heimat in sich aufgenommen und haben sie nicht immer wieder neue Schönheiten entdeckt? Und sie hatten sich noch so vieles für ihr Leben vorgenommen!

Plötzlich sind sie aber zu hilflosen Wesen geworden! Sie waren doch gewohnt, die meisten Eindrücke der Umwelt mittels ihrer Augen aufzunehmen. Da haben wir nun den Herrn Hofrat, den Herrn Bankdirektor, den Verkäufer, den Finanzbeamten, den Kaufmann, die Büroangestellte, die Erzieherin, ja, da sind sie nun alle, schonungslos erfaßt von einem unbarmherzigen Schicksal. Analphabeten sind sie geworden und Schritt für Schritt tasten sie sich vorwärts, die Arme nach vorne gestreckt, um sicher zu sein, nirgends anzustoßen.

Unvorstellbar und nicht zu beschreiben ist die seelische Not und Verzweiflung, von denen der eben Erblindete erfaßt wird. Da fließen viele Tränen aus den Höhlen, die zwei Sternlein beherbergen, welche nicht mehr leuchten wollen. Ausgelöscht für immer und doch — das Leben geht weiter. Es muß weiter gehen. Die Familie braucht den Vater, ihren Ernährer, die alten Eltern hatten ihre ganze Hoffnung in den Sohn gesetzt, der sie im Alter nicht im Stiche lassen würde. Nun weint die alte Mutter nächtelang, denn ihr Sohn ist erblindet, alle Hoffnung ist dahin.

Die sozialrechtliche Frage wollen wir hier nur streifen. Sofern erblindete Menschen in einem Arbeitsverhältnis standen, wird ihnen eine Invalidenrente oder Unfallrente gewährt. Personen, die im öffentlichen Dienst standen, erhalten ihre

Pensionen. Nach dem neuen ASVG bekommen Blinde nebst ihrer Rente einen Hilflosenzuschuß von mindestens S 300.— und höchstens S 600.— monatlich.

Welch großen Segen das Radio in dieser ersten Zeit nach der Erblindung und auch weiterhin bedeutet, braucht wohl nicht besonders betont werden. Ist das Radio nun doch die einzige Quelle für den Wissensdurst und das alleinige Kontaktmittel mit dem Leben und der großen Welt.

Wer könnte diese armen unglücklichen Menschen in ihrer seelischen Not besser verstehen und sie eher trösten und ihnen helfen, als ihre eigenen Schicksalsgenossen?

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten — und vielleicht wird man die Notwendigkeit dieser Organisation viel besser verstehen — nimmt sofort die Verbindung mit dem Erblindeten auf, er wird von unseren Kollegen oder Kolleginnen besucht und es wird festgestellt, wie man ihm am besten helfen kann.

Nach einem augenärztlichen Gutachten wird die Aufnahme in unsere Organisation durchgeführt und alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft stehen bereit, dem neuen Schicksalskollegen oder der -kollegin den Weg in das neue Leben, in das Leben im Dunkeln zu ebnen.

Vielen gelingt es, ihr Schicksal zu meistern und zu überwinden; andere, und es sind vor allem jene, die im späteren Alter erblinden, verharren in Hoffnungslosigkeit und hadern mit Gott und der Welt und können nicht fassen, daß gerade sie blind werden mußten. „Sie hätten doch nichts Böses getan und wären immer gute Menschen gewesen."

Wunderbar sind die vielen Beispiele jener später Erblindeten, die sich trotz dem schweren Schicksalsschlage, der sie traf, aufgerafft haben, ein neues Leben begannen und nicht nur sich selbst wieder aufrichteten, sondern auch ihren Schicksalsgefährten, die nicht die Kraft besitzen, den steinigen und dornenreichen Weg der Blindheit allein zu gehen, zu Helfern und Freunden wurden.

Clara Bingheli — Eine von uns

Wir veröffentlichen das Lebensbild einer blinden Künstlerin. *Die Redaktion*

In einem Artikel der Lausanner Blindenzeitschrift „Le petit progrés" begegnete man kürzlich einer ebenso interessanten wie bewundernswerten Frauenpersönlichkeit, welche trotz vollkommener Einbuße des Augenlichts, ihrem Leben Wert und Inhalt und dem ihrer Mitmenschen werktätige Hilfe zu geben verstand.

Die einer Schweizer Architektenfamilie entstammende Clara Bingheli, ein völlig gesundes und normal entwickeltes Kind, wurde über Nacht von einer schweren Augenentzündung befallen, die ihr Sehvermögen bedeutend schwächte. Die Eltern ließen nichts unversucht, um eine Heilung oder wenigstens Besserung des Leidens zu erzielen und wandten sich an die bedeutendsten Fachärzte. Außerdem ließen sie ihre lernbegierige Tochter sorgfältig erziehen. Nach neun Jahren beraubte ein schwerer Rückschlag Clara Bingheli vollständig ihres Augenlichtes.

Mit großer Tapferkeit überwand Clara diesen schweren Schicksalsschlag, beseelt vom glühenden Wunsch, trotz ihres Gebrechens ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Während langjähriger ärztlicher Behandlungen hatte sie die Heilmassage am eigenen Körper als wirksamen und wohltätigen Gesundungsfaktor kennengelernt und so wandte sie sich nach Berlin, um diese Kunst gründlich zu studieren. 1935 kehrte sie in ihre Heimat zurück und erwarb ein staatliches Diplom als Masseuse, als die sie bald sehr gesucht war.

Aber Clara Bingheli, die immer davon geträumt hatte, Malerin zu werden, drängte es dazu, sich nun in der Kunst des Modellierens zu versuchen. Der berühmte Bildhauer Hänel, welcher ihre Begabung erkannte, bildete sie als Plastikerin aus und Clara wurde dem Meister bald eine ausgezeichnete Schülerin. Be-

sondere Anerkennung finden ihre Blumen, Tiere und menschlichen Köpfe. Alle verraten sie nicht nur durchgebildete Technik, sondern darüber hinaus den Ausdruck einer beglückenden Vergeistigung. Neben dem Tastsinn der Fingerspitzen ist es auch derjenige ihrer Lippen, welcher ihr das Sehvermögen ersetzen hilft. Gegenwärtig schafft Clara Bingheli an ihrer eigenen Büste, wir dürfen erwarten, daß ihr diese schwierige Arbeit gut gelingen wird.

In ihrer Freizeit beschäftigt sich die Künstlerin mit Gesangstudien und rhythmischen Übungen. Aber auch dem Alltagsleben steht sie nicht fremd gegenüber — sie erledigt ihre Korrespondenz auf der Schreibmaschine und bessert auf einer elektrischen Nähmaschine ihre Kleider, Wäsche und Strümpfe selber aus.

Eine ausgezeichnete Frau, deren Leistungen manchem Sehenden als Vorbild dienen könnten!

Anläßlich des Muttertages 1956: Paula Wessely — eine vorbildliche Mutter

PROFESSOR RUDOLF BRUNNGRABER:

Gedankenschwere Autobusfahrt

Ich fuhr kürzlich eines Abends in einem Autobus die Mariahilfer Straße hinauf.

Dabei hatten es die Umstände so gefügt, daß ich auf den letzten Platz schräg hinter dem Fahrer zu sitzen gekommen war und also durch das breite Fenster vor ihm in die Fahrtrichtung hinausblicken konnte. Der Blick fiel in die nächtliche, von unzähligen Lichtern erhellte Geschäftsstraße hinaus und war damit von einer zivilisatorischen Pracht erfüllt, die ans Märchenhafte grenzt.

Auf Gehsteigen und Straße lag die Lichtflut der abstandslos aneinandergereihten Läden und Kaufhäuser, über den Portalen zogen sich in elektrischer Glut die Ketten der Firmenaufschriften hin, darüber hingen, in die weite nächtliche Perspektive sich hinausziehend, die doppelten Girlanden der Straßenbeleuchtung, und an den Häuserkanten, auf den Dächern strahlten im Höllenrot, Eisblau und Schwefelgelb der Neonröhren die Aufschriften und Bebilderungen der Reklame, die überdies, im wechselnden Verlöschen und Aufblitzen, voll Bewegung waren. Im gesamten ergab das ein Bild wie von einem Zaubergarten des Lichts, über dem die Diademe der Sternbilder fast verschwanden, und tatsächlich habe ich mich bei ähnlichen Eindrücken oft gefragt, wie beispielsweise einem Germanen zumute sein müßte, würde er aus seinen Auerochsenwäldern urplötzlich in eine solche nächtliche Großstadtstraße des zwanzigsten Jahrhunderts versetzt. Zweifellos müßte er sich in der Walhalla, seiner Götterburg, fühlen und nichts mehr fassen können.

Diesmal aber veranlaßte mich der magisch und schwärmerisch schöne Anblick, an den abgründigen Verlust zu denken, den der Blinde erlitt, dem dieser Anblick — so wie alle anderen — entzogen war. Um den Schrecken, der mich dabei befiel, zu vermindern, stellte ich mir sogleich vor, daß der erst im Verlauf seines Lebens Erblindete, der noch die Erinnerung an die vielen Bilder besäße, diese wenigstens, würde er darauf hingewiesen, worum es sich handelte, nachphantasieren und vor sein inneres Auge rufen könnte. Aber ich konnte mich mit dieser Vorstellung nicht beruhigen, denn sie rief sofort jene Bedauernswerten ins Bewußtsein, die blind geboren worden oder schon in der frühesten Kindheit der Blindheit verfallen waren, so daß sie keine Erinnerung in die Nacht hinüberretten konnten. Die Verarmung dieser Menschen war unbeschreiblich, denn sie vermochte vom Sehenden gar nicht mehr erfaßt zu werden. Ich verweilte nun bei dieser Entsetzlichkeit, indem ich mich fragte, wie solche Menschen überhaupt zu einem Begriff von ihrer Umwelt kamen. Und da mir unerfindlich blieb, wie ihnen das Wesen der Farben, der nicht mehr ertastbaren Formen der Gebirge und des Meeres, der Weite der Natur, des Sternhimmels und der ungeheuren Erhabenheit des Weltganzen vermittelt werden könnte, verfiel ich in Ratlosigkeit und Grauen.

Begreiflicherweise — denn es gehört offenbar zur menschlichen Natur und Lebensnotwendigkeit, sich an jedes Auskunftsmittel zu klammern — fielen mir nun bald die Ausnahmebeispiele ein, jene heroischen Charaktere, die mit unglaublicher Zähigkeit selbst in der Nacht der Blindheit ihr Dasein noch gemeistert und zu erstaunlicher Fülle gebracht hatten, und unter ihnen vor allem die Amerikanerin Helen Keller. Sie war 1880 geboren worden und hatte im Alter von eineinhalb Jahren durch eine Gehirnentzündung nicht nur das Augenlicht verloren, sondern war auch taubstumm geworden. Dennoch hatte sich dieses namenlos verarmte Wesen eine Kenntnis der Welt erworben, die es in die einzigartige Lage versetzte, sogar Bücher zu schreiben. Diese Helen Keller hatte kürzlich ihren 75. Geburtstag gefeiert, und zwar als die Freundin vieler führender

Frauen und Männer ihres Landes, mit denen sie Umgang pflegte, aber auch als die lebensbejahende Freundin der ganzen Menschheit, der sehenden, hörenden, sprechenden und unaufhörlich ihr Dasein feiernden Menschheit, der sie gleichwohl aus ihrem inneren Reichtum noch manche Ratschläge geben konnte. Diese blinde und taubstumme Frau war gewiß eine der ergreifendsten und vorbildlichsten Erscheinungen in der ganzen Menschheit, und man hat sie nicht zu Unrecht eines der Wunder des 19. Jahrhunderts genannt.

Es gab also auch das, daß sich ein so beispiellos geschlagener Mensch über sein gräßliches Schicksal erheben und alle um ihn, die unvergleichlich reicher waren, beschämen konnte. Allein, ich mußte mich während dieser nächtlichen Fahrt im Autobus auch erinnern, daß dazu Gaben der Natur eine Voraussetzung waren, die nicht jedem gegeben, ja die so selten sind, daß man sie schon mit dem religiösen Begriff der Gnade benennen muß. Wer an solcher Gnade aber nicht teilhatte, und das galt wohl für die vielen, dem war noch größere Not auferlegt, denn er konnte die nächtige Leere nur mit weitaus weniger erfüllen und widerstand ihr darum auch schwerer, und so mußte ihm wohl auch noch mehr die Teilnahme der mit dem unendlichen Rausch des Sehens begüterten Mitmenschen gehören.

Waren sie dessen eingedenk? Hielten sie es sich gegenwärtig? Und dachten sie über die entsetzlich ungerechte Aufteilung des einfachen und so unendlich kostbaren Lebensgutes der gesunden Sinne nach? Und verhielten sie sich auch danach?

Ich wünschte während dieser Autobusfahrt inständig, jeder Sehende möge wenigstens einmal in seinem Leben in dieses Grauen über das Los der Blinden und das daraus erwachsende Mitgefühl versenkt werden.

ELFRIEDE LASCHEK:

Mütter aller Welt — — —

Das Leben der Mütter verläuft im allgemeinen so selbstverständlich und sozusagen abseits von der großen lauten Welt, daß die Familie erst dann bestürzt bemerkt, was mit ihrem Leben alles zusammenhängt, wenn es eine Zeitlang vom Alltagslauf ausgeschaltet oder gar für immer erloschen ist.

Die Einführung des Muttertages war ein Versuch, träge und gedankenlose, gewohnheitsgebundene Herzen aufzurütteln, damit sie einmal im Jahre sich besännen, was für ein köstliches Gnadengeschenk es ist, noch eine Mutter zu haben. Denn nicht nur für die Kleinen, die schon durch ihr bloßes Dasein die Mütter tausendfach für alle Mühen entschädigen, ist die Mahnung in die Welt gesetzt!

Wenn es nach dem Willen der Mütter ginge, würden sie genau so stillschweigend diesen Tag aus ihrem Leben streichen, wie sie alles mit einer gewissen Scheu von sich weisen, was sich um ihre eigene Person handelt.

Und doch haben viele Große unseres Volkes immer und immer wieder in ihren Werken auf den tiefen Einfluß ihrer Mutter hingewiesen, ihnen so ein unvergängliches Denkmal setzend, ähnlich wie unser Meister des Humors, der in seinen ernsten Gedichten viel zu wenig bekannte Wilhelm Busch in dem Zyklus an seine Mutter: „Kritik des Herzens“ — „Oh, du, die mir die Liebste war . . .“

Zwischen allen jenen Müttern aber, die uns durch Überlieferung lieb und vertraut wurden, liegen die unscheinbar abgelaufenen Leben aberhunderter und abertausender Mütter, unbekannt, opferbereit, nur ihren Kindern hingegeben. Kaum treffender kann dies ausgedrückt werden, als in den wenigen Zeilen:

„Unwägbar ist der Mütter Los.
Geduldig, wie die Erde trägt,
Wie sie das Samenkorn umhegt,
So dunkel dienend trägt ihr Schoß
Des Lebens tausendfache Saat . . ."

Und doch ist es so, daß die Mütter, je älter sie selbst und damit ihre Kinder werden, um so einsamer sind. Innerlich einsam, oft verspottet und verlacht wegen ihrer ständigen Sorgen und Ängste um die erwachsenen Kinder. Die Jugend geht ihre eigenen Wege, immer schon dünkte sie sich erhaben und weise genug über alle kleinsten Besorgnisse eines Mutterherzens. Und je weiter die Freiheit der Persönlichkeit fortschreitet, um so mehr entfernt sich der Weg von der Mutter . . .

Und dieses Entfernen kann es geben, auch wenn man in engster Gemeinschaft mit Mutter und Familie lebt. Es ist die schlimmste Errungenschaft unserer heutigen fortschrittlichen Zeit. Dagegen aber gibt es noch eine andere Jugend, welche sagt:

„Solang du auf dem Weg zur Mutter bist, irrst du nicht.
Solang du ihre Augen nicht vergißt, sind sie dein Licht.
Solang du ihrer Hände Sorge spürst, sind sie nicht weit —
Und wären Berge zwischen euch gesetzt von Raum und Zeit."

Allen jungen ungeduldigen Menschen, die nicht früh genug sich vom elterlichen Nest loslösen können, um den Flug ins Leben zu wagen, sei aber gesagt, daß nicht nur heute, sondern seit eh und je die Mütter bis an ihr Lebensende die besorgten Gluckhennen ihrer erwachsenen Kinder blieben und bleiben.

Es ist ein weiter Kreis, der sie umspannt, angefangen von unserer größten österreichischen Mutter, Maria Theresia, die 16 Kindern das Leben schenkte und trotz ihrer vielen Pflichten und übergroßen Verantwortung immer zärtlich besorgte Mutter war und blieb, was sich am ergreifendsten in ihren mahnenden sorgenden Briefen an ihre nachmals so unglückliche Tochter Maria Antoinette ausdrückt — bis zu jenem armseligen kranken Bauernweib, das Peter Roseggers Mutter war. Die trotz ihrer körperlichen Hinfälligkeit bis zum letzten Atemzuge Mutter blieb und einmal sogar in geborgten Kleidern und mit geborgtem Geld nach Graz fuhr, um nachzusehen, ob ihr Peter in der großen sündhaften Stadt nicht Schaden an Leib und Seele genommen habe, wie es ihr Neid und Mißgunst bis ans Krankenlager zutrugen. Der Nachruf Roseggers an seine Mutter ist so schlicht und einfältig, wie er es selbst in seinem reichen erfüllten Leben geblieben war: „Ihr Leben war so eigenartig, ihr Leben war so gut, ihr Leben war eine Dornenkrone."

Der Mann als Gründer und Erhalter der Familie, als geistiges Oberhaupt und Respektsperson kann doch niemals jene Verbundenheit zu seinen Kindern erreichen, wie sie die stillen Fäden schon aus dem Wunder der Menschwerdung zwischen Mutter und Kind spinnen. Meist erst in späteren Jahren, in der Zeit der größten, durch Leid gegangenen Reife, werden diese Fäden wieder sicht- und fühlbar und zu unzerreißbaren Banden. Vielleicht muß jeder erst selbst alt und ein wenig müde werden, um in der Rückerinnerung die große entsagende Liebe einer Mutter zu begreifen. Oder aber durch Kampf und Not gegangen sein, um dann wie der heimgekehrte Krieger im „Friedhofsgang" von Johann Nepomuk Vogl vor dem Grabe seiner Mutter zu sagen: „Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht! Wie schlöß ein Haus so eng und klein, die Liebe einer Mutter ein?" — Möchten wir doch alle die Einsicht in uns fühlen, den Muttertag so zu begehen, daß er dem Leben der Mutter gerecht wird. Dazu paßt nichts besser als die Worte von Heribert Menzel:

„Alle Mütter in der Welt
Gingen tief durch Glück und Schmerzen
Drum ist auch in ihrem Herzen
Fromm ein Licht uns aufgestellt. —
Alle Mütter in der Welt
Haben nur die eine Frage:
Ob durch alle unsre Tage
Noch ihr Licht den Weg erhellt. —
Alle Mütter in der Welt,
Wenn sie letzter Schlaf umfangen,
Sind als Stern uns aufgegangen,
Alle Mütter in der Welt!"

Er war stärker als sein Schicksal

Gespräch von **Yvonne Blauensteiner** mit einem unfallerblindeten Arbeiter

„Als ich eines Morgens wieder zu meiner Arbeitsstätte ging, ahnte ich nicht, welche Schicksalswende mir bevorstand", erzählt Kollege I., den wir über sein Leben befragen.

„Es war am 27. März 1952, einige Monate nach Beendigung meiner Lehrzeit, ich arbeitete als Schmied an einer Exzenterpresse. Ich liebte meinen Beruf und war voller Zukunftshoffnungen. Ein Augenblick — und alles war zerstört!"

„Wie ist das so schnell gekommen?", erkundigten wir uns.

„Die Maschine, an der ich arbeitete, dient hauptsächlich zum Stanzen von Metallstücken. Meine Arbeit bestand darin, glühende Eisenstücke in die Form zu bringen und mittels Fußauslösers die Stanze in Bewegung zu setzen. Ein Druck des sogenannten Stempels erfolgte, und das Metallstück war abgegradet. Oft hatte ich an dieser Maschine gearbeitet, so auch am 27. März. Plötzlich verspürte ich am linken Auge einen heftigen Schlag und wußte instinktiv, daß ich einen schweren Unfall erlitten hatte. Der Meister und die Arbeitskollegen eilten mir zu Hilfe; das Betriebsauto brachte mich sofort in ein Wiener Krankenhaus. Die Untersuchung ergab, daß der glühende Eisensplitter mein linkes Auge getroffen und das Lid sowie die Hornhaut durchtrennt hatte. Eine überaus schwierige Operation wurde vorgenommen, leider war die Kunst der Ärzte vergeblich, denn das Auge mußte bald darauf entfernt werden."

„Und rechtsseitig haben Sie gesehen?".

„Ja, ganz normal, aber nach fünf Wochen wurde es schlechter. Ich führte dies auf die Operation zurück. Ich wurde behandelt und erlangte bald wieder meine volle Sehschärfe. Ich wurde aus dem Spital entlassen, und hätte auch als Einäugiger meinen Beruf ausüben können. Leider erlitt ich vor Arbeitsantritt einen Rückschlag, mußte neuerlich ins Spital. Der kurzen Besserung folgte nach dreivierteljährigem Spitalsaufenthalt meine völlige Erblindung."

„Ich hatte doch immer gehofft, daß mir das Ärgste erspart bleiben werde. Nun ist es anders gekommen, aber ich werfe die Flinte trotzdem nicht ins Korn. Als Vollblinder konnte ich allerdings in meinem Beruf keine Beschäftigung mehr finden; ich beziehe eine Unfallrente. Sie schützt mich vor Not, doch gibt sie mir keineswegs seelische Befriedigung. Ich kenne keinen sehnlicheren Wunsch als wieder zu arbeiten, und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein."

„Und was haben Sie in den letzten zwei Jahren getan, um Ihr Schicksal zu überwinden?"

„Ich habe, wenn auch sehr mühsam, die Blinden-Voll- und -Kurzschrift erlernt. Nun lese ich viele gute Braille-Bücher, und finde dadurch Ablenkung und Zerstreuung. Auch trage ich mich mit der Absicht, an einem Telephonistenkurs für Blinde teilzunehmen. Es wäre mein schönster und glücklichster Tag, wenn ich wieder nützliche Arbeit leisten dürfte!"

Eine Tragödie, eine, die wir aus vielen herausgegriffen haben, wurde hier aufgerollt. Am 27. März 1952 hat ein glühendes Eisenstückchen das Augenlicht eines jungen Menschen zerstört — doch als machtvoller als dieses Unglück erwies sich die Kraft und der unerschütterliche Wille dieses Menschen, der sein Schicksal zu meistern versteht.

Sprüche von Theodor Storm

Der eine fragt: was kommt darnach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Vom Unglück erst
Zieh' ab die Schuld,
Was übrig ist,
Trag' in Geduld!

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Vom Recht auf Freude

Es ist doch eigentlich recht sonderbar, daß man überhaupt noch davon reden muß. Denn es gibt nichts Einfacheres, nichts Maßvolleres als die Forderung eines jeden von uns, sich — doch auch einmal — freuen zu dürfen. Aber allein schon die Form, in der dieses Begehren laut wird, beweist, daß auch nur die Aussichten auf seine Erfüllung — mindestens gegenwärtig — recht fragwürdig sind.

Und doch wäre es im Interesse aller gelegen, wenn diesem allgemeinen Wunsche möglichst weitgehend entsprochen würde. Jeder auch nur einigermaßen erfahrene Menschenlenker weiß, wie wichtig es für ihn ist, daß er so viel wie irgend möglich mit Hochgestimmten zu tun hat. Je größer die Freudigkeit einer Gemeinschaft ist, desto eher gelangt die Sache, die von ihr betrieben wird, an ein glückliches Ende.

Das weiß die Kindergärtnerin so gut wie der Grundschullehrer. An den Haupt- und Mittelschulen sowie an den Fachschulen ist es nicht anders, und bei den Lehrlingen und Jungarbeitern, bei den Handwerksmeistern und in den Fabriken ist es ganz ebenso. Dasselbe gilt von den erwachsenen Berufstätigen, von den Jüngsten bis zu den Ältesten, und es bewährt sich neuerdings bei denen, die ob ihrer vorgerückten Jahre davon enthoben sind, immer noch mit Hand anzulegen.

Was immer die Menschen beginnen und vollenden, es fällt ihnen viel leichter, wenn sie es mit Freuden tun. Lust und Liebe zur Sache ist immer und überall von unschätzbarem Wert. Sie regt an, schärft die Sinne, macht findig und erfinderisch und beschleunigt den Fortgang der Arbeit.

Das erklärt sich leicht. Freude vertieft und verstärkt die Atmung, steigert die Herztätigkeit und fördert dadurch die Durchblutung des Leibes. Darum muß jeder, der einen andern zu ergiebiger Arbeit veranlassen soll, vor allem dafür sorgen, daß diese Leistung für den Beauftragten in ihrem Sinn, in ihrer Sinnhaftigkeit verständlich sei und bleibe.

Das ist es, was die Arbeit eines Gesellen in dem Betrieb eines Kleingewerbetreibenden um so viel freudiger macht als die Plage des Hilfsarbeiters in einem Großbetrieb. Der Geselle des kleinen Meisters bearbeitet sein Werkstück vom ersten Anfang bis zum letzten Ende, und er hat es so viel leichter als der Handlanger, sich von der Werthaftigkeit seiner Mühen zu überzeugen. Es ist doch ganz etwas anderes, wenn ein Schustergeselle nach einer bestimmten Zahl von Arbeitsstunden ein fertiges Paar Schuhe in die Auslage stellt, als wenn ein Zuschneider an der Maschine tagaus, tagein immer nur denselben Schnitt führt, wenn er auch in derselben Zeit, die der Geselle zu einem einzigen Paar Schuhe benötigt, Hunderte oder gar Tausende von Sohlen zuschneidet. Aber es sind immer nur unfertige Stücke, die so, wie er sie ablegt, in sich wertlos sind. Darum bedarf der Hilfsarbeiter auch in der Leichtindustrie viel mehr der Erholung als der Geselle in einem Handwerksbetrieb. Er benötigt viel mehr als jener eine Sache, an der er sich entspannen und erheitern kann. Er muß sich ablenken und zerstreuen, um wieder froh und munter zu werden.

Mißlingt ihm das, wird der Alltag für ihn eintönig und öde, Mißmut überfällt ihn, sein Tun wird ihm zur Plage, und er bricht schließlich unter der Last seines Widerwillens zusammen. Ja noch mehr! Das allzu trübselige Grau seiner Arbeitsstunden vernebelt ihm auch noch die Freizeit. Er wird unfähig, diese so zu gestalten, wie es unter anderen Umständen zu seinem eigenen Nutzen und Frommen, aber auch dem seiner Angehörigen, seiner Frau und seiner Kinder wohl leicht möglich wäre. Die Gefahr für den Eintritt und das immer ärgere Spürbarwerden eines solchen Zustandes ist um so größer, als es nur allzu oft mißlingt, die ver-

schiedenen Berufstätigkeiten der Eheleute aufeinander abzustimmen. Es ist zu wenig, wenn die beiden die Notwendigkeit ihrer beiderseitigen Arbeit nur darum einsehen, weil das Einkommen bloß des einen Teiles zur Aufrechterhaltung des Hausstandes zu gering wäre. Eine solche schwere Last kann von den Gatten nur dann dauernd getragen werden, wenn sie sie als Mittel zur Erreichung eines beiden gemeinsamen womöglich überfamiliären Zweckes verstehen. Eben dieses Ziel muß sie mit Hoffnung und Zuversicht erfüllen, ihnen Auftrieb geben, ihnen ihre Lage nur als Durchgang zu etwas Erstrebenswerterem und damit immer noch als etwas Lustvolles erscheinen lassen. Freudigkeit ist ein Bedürfnis, das unbedingt befriedigt werden muß. Geschieht das nicht, verödet das Dasein und wird durch seine Sinnlosigkeit unerträglich.

Es gibt kaum etwas Wichtigeres, Wertvolleres für den Menschen als die Möglichkeit zur Freude. Erst diese macht das Leben für ihn lebenswert. Allerdings muß man bedenken, daß es zwei wesentlich verschiedene Arten von Freuden gibt. Leider wurde das während der letzten Generationen fast völlig außer acht gelassen. Das trug sehr dazu bei, den gegenwärtigen Zustand allgemeinen Mißmuts und weit verbreiteter Verdrossenheit herbeizuführen. So harmlos es ist, wenn ich mich bloß an etwas erfreue, wie etwa einem Glas guten Weins oder an schöner Musik, so ist diese dem Genuß nahe verwandte Freude doch nicht das letztlich Erstrebenswerte. Auch sie ist ja nur etwas, das genau so wie der Genuß immer nur von außen in uns einströmt, von uns ohne unser Zutun (also passiv) in uns aufgenommen wird. Es befriedigt schließlich niemanden, wenn er sich beständig bloß wie ein Badeschwamm verhält, der das Wasser einzig in sich einsaugt. Der Mensch ist nicht zu trägem Nichtstun, sondern zu schöpferischem Eifer da.

Deswegen kann auch eine in jeder Hinsicht vollkommene Rundfunk-Übertragung einen Konzertbesuch niemals ersetzen. Bei einem solchen kann man nämlich seinen Anteil an dem Dargebotenen und der Darbietung vor den Zuhörern bekunden. Allein schon das sowie die Ausschließlichkeit in der Zuwendung der Gruppe zur Aufführung erhöht deren Wert beträchtlich. Erfreuen wir uns doch keineswegs bloß an ihr, sondern darüber hinaus noch an unserem eigenen Gefallen vor den anderen und der Übereinstimmung mit ihnen.

Die Freude über etwas (die Geburt eines Kindes, den Erfolg eines Freundes) ist weit edler (lebensfördernder) als die Freude an etwas. Während uns diese zum Nichtstun nötigt, läßt jene unserer eigenen — womöglich schöpferischen — Tätigkeit freien Spielraum. Während sich die Freude an etwas immer nur auf die untersten (die biologischen und ökonomischen) Wertstufen — wie die Süße des Honigs, die Kostbarkeit des Goldes — richtet, entfaltet sich die Freude über etwas auf den höheren Wertstufen. Das gilt schon vom Betrachten eines Bildes oder dem Anhören eines Musikstücks, das erst dann zu voller Geltung kommt, wenn es nicht in Einsamkeit, sondern in Gemeinschaft mit einem andern geschieht. Und die politischen Werte: Ansehen, Geltung, Ehre, Ruhm — lassen sich ohne die Gemeinschaft überhaupt nicht verwirklichen. Wachsen sie doch erst aus ihrem Untergrund hervor. Nur wer für die Gemeinschaft lebt, kann sie gewinnen. Nur wer in ihr ist, kann sie sich auswirken lassen. Nur so bekommt das Maß seiner Geltung in der Gruppe für den einzelnen Zweck und Sinn.

Und ganz ähnlich ist es um unsere Freude an der Liebestätigkeit im allgemeinen sowie vor allem an unserer eigenen bestellt. Während es aber bei der Freude am politischen Leben zunächst auf unser Verhältnis zu einer Menschengruppe ankommt, werden wir bei der Liebestätigkeit durch unser Mitleiden zur Liebestätigkeit angespornt. Die Unzulänglichkeit im Befinden des Nächsten quält uns so, daß wir nicht anders können, als alles zu ihrer Beseitigung Notwendige aufzubieten. Was uns reizt, ist

der körperliche oder seelische Mißstand in einem einzelnen oder auch in vielen, und wir finden unseren Frieden erst, wenn wir alles, was wir vermögen, aufgeboten haben, um ihn zu beheben oder mindestens zu verringern.

Ein solches Mühen wird immer erst beharrlich, erhält seine höchste Weihe immer erst dann, wenn es aus reinen Beweggründen im Kampf gegen die Unzulänglichkeiten des Lebens erwächst. Wenn sich der karitativ Tätige darum zu seinem Tun aufgestachelt fühlt, weil er sich als Werkzeug in der Hand des Weltherrn und durch ihn beauftragt fühlt, das Übel zu überwinden und dessen Folgen nach Kräften zu beseitigen. Aus dieser Schau gewinnt ein solcher Mensch die höchsten Freuden, die es überhaupt gibt. Die Wonnen des geistigen Bereiches erschließen sich ihm. Gibt es doch nichts Beglückenderes als das Bewußtsein, als lebendiges Glied in die Weltentfaltung eingeschaltet zu sein.

Die Hilfsmittel der Blinden

Die meisten Blinden führen heute inmitten ihrer sehenden Mitmenschen ein verhältnismäßig normales Leben. Sie verdanken dies einer ganzen Reihe von Hilfsmitteln, die im Lauf der Jahrzehnte entwickelt wurden. Manche sind ganz einfach (und doch so wirkungsvoll), andere komplizierte Schöpfungen der modernen Technik. Das einfachste und älteste ist wohl der Stock, mit dem der Blinde die Unebenheiten des Bodens ebenso ertastet, wie Häuserwände, Bäume und andere Hindernisse und der durch seine weiße Farbe gleichzeitig die anderen Passanten aufmerksam macht: „Paßt auf, hier kommt jemand, der nicht sieht!“ Diesem zweiten Zweck dient auch die Armbinde, die sich dem Stock erst in unserer Zeit hinzugesellt hat.

Auch ein Blinder muß wissen, wie spät es ist, denn er verdient sich oft genug seinen Unterhalt als Klavierlehrer oder Klavierstimmer oder auch in vielen anderen modernen Berufen. Ja, die Uhr ist für ihn beinahe noch wichtiger, als für die anderen, denn er kann nicht die Augen zum Himmel richten und am Stand der Sonne oder an der Helligkeit die Zeit abschätzen. Nur die Temperaturunterschiede und der nachlassende Verkehr auf der Straße sind für ihn ein Hinweis darauf, ob es eigentlich Tag oder Nacht ist — und da gibt es so manche Täuschungsmöglichkeit. Schon seit langer Zeit gibt es daher auch Uhren für Blinde. Die Ziffern sind durch erhabene Punkte ersetzt, stehen aber in Klarschrift dabei, damit auch ein Sehender auf die Uhr des Blinden schauen kann. Der Zwölfer hat drei Punkte, Dreier, Sechser und Neuner sind durch zwei Punkte, die übrigen Ziffern jeweils durch einen Punkt angedeutet. Die Zeiger der Blindenuhr sind etwas massiver, denn sie hat kein Schutzglas; wenn man den Deckel öffnet, kann man die Ziffern und Zeiger mit den Fingern befühlen. Bei der Armbanduhr für blinde Damen sind Zeiger und Ziffern oft so zierlich, daß sich ein blinder Kollege oft anstrengen muß, um die Zeit zu „erfühlen“. Für Leute mit allzu gefühllosen Fingern oder bequemere Blinde gibt es aber auch die Repetieruhr, die einst allgemein gebräuchlich war und heute den Blinden vorbehalten ist: Eine Uhr mit Stunden- und Viertelstundenschlag, die jederzeit laut die richtige Zeit anzeigt, wenn man auf den entsprechenden Knopf drückt. Man braucht sie dabei nicht einmal aus der Tasche zu ziehen. Natürlich gibt es daneben auch Weckeruhren für das Nachtkästchen unserer blinden Mitmenschen. Sie haben auf der Hinterseite des Gehäuses ein kleines zweites Ziffernblatt mit erhabenen Punkten, damit man die Zeit einstellen kann, zu der man geweckt werden möchte.

Besonders wichtig für den Blinden sind seine Schreibgeräte, die auf dem

Prinzip der Brailleschen Punktschrift beruhen. Zum Schreiben der Blindenschrift gehören eine Schreibtafel mit Vertiefungen, Schreibstifte mit kugel- oder sattelförmigen Griffen und ein festes Papier, etwa in der Stärke von Packpapier. „Pragertafel", Schreibstift und Papier gibt es in dutzenderlei Ausführungen, nur das Prinzip ist immer gleich: Man klemmt das Papier zwischen zwei Tafeln, die obere ist mit einer Anzahl rechteckiger Fensterchen bedeckt, in der unteren unter jedem dieser Fenster eine Gruppe von sechs Vertiefungen. Je nachdem, in wieviele und in welche von diesen sechs Vertiefungen der Stift gedrückt wird, entsteht ein A, ein Z oder irgendein anderer Buchstabe oder auch ein Satzzeichen. Da man auf der „verkehrten" Seite liest, dort, wo die Punkte erhaben hervortreten, muß der Blinde die „Leseschrift" und, als Spiegelschrift dazu, die „Schreibschrift" beherrschen, wenn er nicht nur lesen, sondern auch schreiben will. Es gibt viele sehende Menschen, die nur die Schreibschrift beherrschen: Sie übertragen Bücher in Blindenschrift und schicken sie als Spende an die Blindenbibliotheken. Wir werden bei Gelegenheit eine Anleitung zum Schreiben der Blindenschrift veröffentlichen.

In reicheren Ländern wird die Braille-Schrift langsam, aber sicher durch das Magnetophon abgelöst. Das „sprechende Buch", über das wir in unserer letzten Nummer unter dem Titel „Auf daß die Blinden sehen" berichtet haben, braucht man nicht mehr mit den Fingern zu befühlen; ein paar Handgriffe, ein Hebeldruck und ein berühmter Schauspieler liest aus einem Buch. Hoffentlich wird es nicht allzu lang dauern, bis diese Errungenschaft auch den europäischen, und nicht zuletzt den österreichischen Blinden zugute kommt.

Noch wichtiger, weil sie unseren blinden Stenotypisten zum Broterwerb dient, ist freilich die Stenotypiermaschine. Die Schreibmaschine für Blinde dient zur Herstellung der Blindenschrift. Blinde Stenotypisten in kleineren oder größeren Betrieben verwenden dieselbe Schreibmaschine, wie ihre sehenden Kollegen, freilich immer dieselbe, weil die Buchstabenanordnungen von Maschine zu Maschine differieren. Die Blinden-Stenotypiermaschine, die mit wenigen Hebeln bedient wird und einen Lochstreifen herstellt, dessen Text dann auf der Schreibmaschine in Klarschrift übertragen wird, ist so sinnreich erdacht, daß mancher blinde Stenotypist seine sehenden Kollegen an Geschwindigkeit übertrifft. Um so mehr, als es nichts gibt, was ihn ablenken könnte.

Nun hat aber auch ein Blinder manchmal etwas zu rechnen, obwohl er die Beträge, die er als Rentner bekommt, wohl nur zu leicht im Kopf addieren kann. Es gibt daher auch Rechentafeln für Blinde, auf denen man auch komplizierte Rechenoperationen ausführen kann.

Natürlich sind das nicht alle Errungenschaften, die geschaffen wurden, dem Blinden das Leben zu erleichtern. Wir haben nur das wichtigste erwähnt. Vom Gesellschaftsspiel (Schach, Mühle und eigene Blindenspiele) bis zum „sprechenden Bleistift", der gegenwärtig entwickelt wird und die gedruckten Buchstaben auf elektronischem Weg in akustische Signale umwandeln soll, gibt es eine Fülle von Erfindungen für die Blinden. Daß sie ihnen zugute kommen, hängt freilich nicht zuletzt von ihrer Finanzkraft ab und ihre Finanzkraft wiederum vom Verständnis, das die Sehenden ihnen entgegenbringen. Sei es, wenn es um die Renten der Blinden geht, sei es, wenn ein Blinder versucht, allen Vorurteilen zum Trotz einen Arbeitsplatz zu finden, auf dem er sich als tüchtiges Mitglied der menschlichen Gemeinschaft erweisen kann.

UNSER SCHAFFEN

ist die einzige Zeitschrift der später Erblindeten Österreichs. Sie informiert über das Leben, der Tätigkeit und der Sorgen der Blinden.

Von der Hornhautübertragung

Vor kurzer Zeit waren die in- und ausländischen Zeitungen und Illustrierten voll mit Berichten über das Testament des italienischen Ordenspriesters Gnocchi. Pater Gnocchi, der durch sein soziales, dem Wohlergehen der armen italienischen Kinder gewidmetes Wirken seit Jahren in seiner Heimat eine Berühmtheit war, vermachte, als es ans Sterben ging, seine Augen zwei blinden Kindern. Sofort nach dem Tode des Paters wurden die Hornhäute seiner Augen entfernt und zwei blinden Kindern eingepflanzt. Eine Operation ist gelungen, ein Kind, das bisher in ewiger Nacht dahinleben mußte, sieht jetzt wenigstens mit einem Auge die Schönheiten der Welt.

Ein Mitarbeiter unserer Zeitschrift hatte Gelegenheit, mit einem Fachmann über die Frage der Hornhauttransplantation, wie sie fachmännisch genannt wird, zu sprechen. Wir geben die folgenden Angaben wieder, ohne uns mit dem Inhalt zur Gänze zu identifizieren.

Es ist selbstverständlich, daß man nur gewisse Formen der Blindheit durch Übertragung der Hornhaut aus dem Auge eines Toten heilen kann. Vor allem: Nur „praktisch blinde" Personen, also Menschen, die, auch wenn sie fast nichts mehr sehen, noch einen Rest von Lichtwahrnehmung besitzen. Man kann nur in jenen Sonderfällen helfen, in denen die Hornhaut mehr oder weniger stark getrübt ist. Wenn größere Partien des Auges oder der Sehnerv zerstört sind oder wenn die Ursache der Blindheit im Gehirn zu suchen ist, aber auch in vielen anderen Fällen kann der genialste Arzt nicht mehr helfen. Er muß von Fall zu Fall gewissenhaft entscheiden, ob seine Kunst dem Patienten das Augenlicht zurückzugeben vermag oder nicht. Ein Allheilmittel ist die Hornhautübertragung also nicht. Aber Hunderte oder vielleicht sogar Tausende blinder Menschen in vielen Ländern sind durch sie wieder sehend geworden.

Man muß also zunächst einmal feststellen, wo der Defekt, der die Blindheit verursacht, eigentlich liegt. Er kann, wie gesagt, den Sehnerv oder das Gehirn betreffen. Es kann sich aber auch um eine Schädigung der Regenbogenhaut, der Netzhaut oder des Glaskörpers handeln. In diesen drei Fällen kann die Medizin heute schon helfen, oder sie wird es eines Tages können, aber eine Hornhautübertragung kommt natürlich nur dort in Frage, wo eben die Hornhaut geschädigt ist. Es handelt sich dabei um eine mehr oder weniger vorgeschrittene Trübung, die auf die verschiedensten Ursachen zurückgehen kann. Sehr oft handelt es sich um eine Narbe, oft hat eine Kriegsverletzung die Trübung der Hornhaut ausgelöst.

Ungefähr 25 % aller Blinden sind es seit der Geburt. In 35 % aller Fälle ist die Blindheit ganz von selbst entstanden, bei 16 % der Blinden durch eine Verletzung, 22 % sind durch eine allgemeine Erkrankung des Körpers um ihr Augenlicht gekommen. Diese Statistik, die aus dem Jahre 1926 stammt, mag heute ein wenig anders aussehen, aber sie ist die jüngste, die aufgestellt wurde und dürfte auch heute noch im großen und ganzen die Verhältnisse so wiedergeben, wie sie sind.

Freilich gibt sie uns keinen Aufschluß darüber, wie groß der Prozentsatz der Hornhautblinden ist. Nicht alle, die durch eine Verletzung erblindet sind, haben nur eine Schädigung der Hornhaut erlitten, sehr oft hat das Übel einen größeren Teil des Auges ergriffen. Dafür gibt es Hornhautblinde auch unter den Geburtsblinden oder infolge einer allgemeinen Krankheit blind gewordenen. Wenn man nicht nur Einzelfällen helfen will, sondern allen jenen Unglücklichen, denen Hilfe überhaupt zuteil werden kann, dann muß man zunächst einmal durch eine umfassende Untersuchung aller Blinden ergründen, wie groß der Prozentsatz der Hornhautblinden eigentlich ist und wie vielen davon man helfen kann.

Sicherlich wird diese Untersuchung eines Tages gemacht werden, eines nahen Tages, wie wir hoffen wollen. Erst dann wird man darüber klar sehen, wie vielen Blinden man durch eine Hornhautübertragung helfen kann, aber auch darüber, wievielen von ihnen andere Errungenschaften der modernen Augenmedizin zuteil werden können.

Jedenfalls steigt der Prozentsatz der Hornhautblinden, je weiter man gegen den Süden geht. Wir haben in unserem Aufsatz „Die Blinden in der Türkei" ausführlich darüber berichtet, wie traurig das Los der Blinden in diesem Land ist. Und gerade in der Türkei und den anderen orientalischen Ländern wäre vielleicht einem besonders hohen Prozentsatz der Blinden durch Hornhauttransplantation zu helfen. Aber auch in Österreich leben viele Blinde, die das Augenlicht durch eine Trübung der Hornhaut verloren haben und nicht ahnen, daß man ihnen helfen kann. Über die ganze Welt verstreut, sind es hunderttausende.

Hinsichtlich der Entstehung unterscheidet man hauptsächlich zwei Formen von Hornhautblindheit: Erblindung durch eine primäre Hornhautentzündung oder durch eine primäre Bindehautentzündung mit einer sekundären Hornhautaffektation. Da die Blindheit durch eine undurchsichtige Narbe entsteht, wäre es das günstigste, wenn man die narbenlose Ausheilung herbeiführen, die Trübung nichtoperativ beseitigen könnte. Heute ist die Trübung medikamentös schwer aufzuhalten, schwer zu heilen, aber wir dürfen hoffen, daß die Medizin auch dieses Problem eines Tages lösen wird. Bis dahin bleibt die Hornhautübertragung die einzige Hilfe.

Seit 1800 haben sich die Ärzte bemüht, die getrübte menschliche Hornhaut durch Übertragung der Hornhaut eines Tieres zu heilen. Alle Versuche mußten scheitern. 1915 gelang dem Olmützer Arzt Dr. Zirn die erste Übertragung einer Hornhaut von einem Toten auf einen Lebenden. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurde dann die Kunst, aus dem Auge eines Verstorbenen ein klares Hornhautscheibchen auf das eines Lebenden zu übertragen, weiter vervollkommnet, bis sie ihren heutigen, hohen Stand erreichte.

Das Hornhautplättchen wird mit einem automatischen „Uhrtrepan" oder mit einem Handtrepan so aus dem Auge des Verstorbenen herausgeschnitten oder vielmehr herausgesägt, daß nachher mit freiem Auge am Toten keine Spur von der Operation festzustellen ist. Je nachdem, ob man einen kleinen zentralen Teil oder eine ganze Hornhaut braucht, ist die scharfe Zone des Instruments drei bis zwölf Millimeter breit. Der Operateur hätte es viel leichter, wenn er das ganze Auge entfernen dürfte, weil er es dann bei einer Temperatur unter Null Grad einige Tage lagern könnte. Wenn man nur ein Hornhautplättchen entfernt, muß man es, damit es nicht durch Quellung verzogen wird, schnellstens verwenden.

Ohne Beruf

„Ohne Beruf", so stand es im Paß
Mir wurden fast die Augen naß.
„Ohne Beruf" war da zu lesen,
Und sie war doch das nützlichste Wesen!
Nur für andere zu sinnen, zu sorgen,
War ihr Beruf vom frühen Morgen
Bis in die Tiefe der kargen Nacht,
Nur für der Ihren Wohl bedacht.
Gattin, Mutter, Hausfrau zu sein,
Schließt das nicht alle Berufe ein?

Martha Goedel

Ein Lichtbild

Ich hab ein altes, schlichtes Bild, gebleicht
Im Wandel langer, schicksalsreicher Zeiten.
Doch heut' noch werden mir die Augen feucht,
So oft sie über dieses Bildchen gleiten.
An eine mahnt es, die ich einst besaß,
Die mir des Lebens schönstes Glück gewährte,
Die über mir ihr eignes Selbst vergaß
Und mich die reinste Liebe kennen lehrte.
Lichtbildner, die ihr jenes Angesichts
Geliebte Züge übers Grab gerettet,
Ich priese eure Kunst, wenn ihr auch nichts
Als dieses eine Bild geschaffen hättet.
In meinem Schatzkästlein hat's seinen Platz,
Wie ein Juwel ruht's auf dem Atlasfutter.
Mein Kleinod ist's, mein bester, liebster Schatz,
Es ist das Bildnis meiner toten Mutter.

Ottokar Kernstock

Die Entfernung eines ganzen Auges ist nur in Rußland erlaubt. Bei uns ist sie als Leichenschändung strengstens verboten. Theoretisch ist ja auch die Entnahme eines Hornhautplättchens nicht erlaubt, es wäre eigentlich höchste Zeit, die Arbeit der Augenchirurgen zu „legalisieren". In Italien hat das Vermächtnis des Paters Gnocchi Anlaß dazu gegeben, daß sich der Gesetzgeber mit der rechtlichen Seite der Hornhautüberpflanzung befaßte.

Früher hat man den herausgeschnittenen Lappen einfach in das Wundbett im Auge des Patienten gelegt, nachdem der entsprechende getrübte Hornhautteil aus dessen Auge, ebenfalls mit einem entsprechenden Trepan, entfernt worden war. Heute ist man weiter. Man befestigt das Hornhautstück mit einem Nahtkreuz aus vorgespannter Seide, einer Membran oder mittels direkter Lappennaht, zu der allerfeinste Seide oder Frauenhaar verwendet wird. Bei dieser Methode muß der Operateur an der Schmalseite des ein Millimeter dicken Lappens einstechen — eine Präzisionsarbeit, zu der gute Augen und eine ruhige Hand gehören. Nach der Operation liegt der Patient zwei bis drei Tage ganz ruhig. Nahtkreuz oder Membran werden nach zwei bis drei Tagen, direkte Lappennähte nach einer Woche entfernt.

Nach einer Woche zeigt sich aber auch, ob die Operation Erfolg gehabt hat. Es kommt immer wieder vor, daß sich der fremde Hornhautlappen löst oder, obwohl die Operation glatt verlaufen ist, trübt. Es könnte, ebenso, wie es Menschen verschiedener Blutgruppen gibt, auch eine differenzierte Serologie des Gewebes geben, der die Medizin noch nicht auf die Spur gekommen ist. Glücklicherweise läßt sich die Hornhauttransplantation mit einer neuen Hornhaut von einem anderen Toten wiederholen.

Bis zu sechzig Prozent der übertragenen Hornhautplättchen heilen klar ein. Getrübte werden ausgetauscht. Wesentlich höhere Chancen, als die Übertragung der Hornhaut von einem Verstorbenen auf einen Patienten, hat die sogenannte Autoplastik mit Lappendrehung. Oft ist nur ein kleiner Teil der Hornhaut getrübt. Wenn diese getrübte Zone gerade über der Pupille liegt, sieht der Patient nicht hindurch — er ist blind. In diesem Fall schneidet der Arzt ein rundes oder viereckiges, exzentrisch gelegenes Hornhautstück heraus und dreht es so, daß die getrübte Stelle jetzt an den Rand zu liegen kommt und eine klare Stelle über die Pupille. Mit dieser Operation kann man bis zu 80 % primäre Erfolge erzielen, also Erfolge schon bei der ersten Operation.

Wir werden es sicherlich erleben, daß die Hornhautübertragung, ebenso wie die ganze Augenmedizin und -chirurgie, noch gewaltige Fortschritte macht. Durch großzügige Förderung könnte man das Tempo ihres Fortschreitens erheblich beschleunigen. Glücklicherweise ist man nicht überall so rückständig wie auf einer bestimmten Insel im Mittelmeer, wo der Arzt nur ganz im geheimen eine Hornhaut aus dem Auge eines Verstorbenen entfernen kann, wenn er nicht eine schwere Strafe riskieren will. Am weitesten ist man auf diesem Gebiet in Rußland, wo der berühmte Chirurg Filatow, vom Staat großzügig unterstützt, seine Kollegen in den anderen Staaten weit überflügelt hat. Wenn man den Ärzten in den anderen Ländern hilft, statt ihnen Schwierigkeiten zu bereiten, werden sie ihre Kollegen vielleicht eines Tages doch noch einholen oder überflügeln. Hunderttausende Blinde in Ost und West, Nord und Süd warten sehnsüchtig darauf.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen. Wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Johann Wolfgang von Goethe

JOSEF GÜRTLER, Direktionsrat i. R.:

Über die Philharmoniker

Der Artikel über die Philharmoniker in der Märznummer von „Unser Schaffen“ gibt Anlaß zu musikgeschichtlichen Erinnerungen, die sich an das Musikvereinsgebäude aus der Zeit Bruckners knüpfen.

Es sind jetzt rund 100 Jahre her, daß das jetzt renovierte Musikvereinsgebäude seiner Vollendung entgegen ging. Es wurde da und dort in den Sälen noch gehämmert und letzte Hand angelegt, als der kurz vorher von Linz an das neue Konservatorium berufene Professor Anton Bruckner sein Amt übernahm. Bei dieser Gelegenheit sei also auch festgestellt, daß Bruckner nicht erst aus dem Konservatorium hervorgegangen war, wie es in obengenanntem Artikel mißverständlich dargestellt wurde.

Bruckner, der in seiner bescheidenen Kleidung mit der meist zu kurzgehaltenen Hose und seinem allzu bescheidenen Auftreten vom damaligen Generalsekretär absichtlich von oben herab behandelt wurde, hatte auch viel unter der Mißachtung und dem Übermut gewisser Schüler zu leiden. Aber, einige besonders getreue und aufmerksame Begabte unter ihnen hatten sehr bald Charakter und Genie ihres Lehrers erkannt. Sie waren später auch immer in Dankbarkeit und Ehrfurcht ihrem früheren Meister ergeben, als sie selbst schon Namen und Stellung nicht nur in Wien, sondern weit darüber hinaus in der ganzen musikalischen Welt genossen. Es sei nur an den ehemaligen Sängerknaben Felix Mottl erinnert, der später so wie Bruckner ein begeisterter Anhänger Richard Wagners wurde und die Tradition Wagners nach dessen Tod in Bayreuth und München hochhielt. Dirigent Schalk und der große Komponist Franz Schmidt sind als würdige Schüler Bruckners aus dieser Zeit hervorzuheben. Daß Brahms und Bruckner sich gegenseitig scherzweise als „Herr Doktor“ titulierten, sei für die Beliebtheit Bruckners erwähnt.

Einer anderen originellen Künstlerpersönlichkeit sei hier noch gedacht, des Komponisten Hellmesberger, der durch seine witzigen manchmal auch leicht boshaften Einfälle gefürchtet war. Nach der Veranstaltung eines Lehrerkonzertes im Großen Musikvereinssaal sagte Hellmesberger: „Ich habe den Saal schon voller und leerer gesehen, aber so voller ‚Lehrer‘ wie diesmal habe ich ihn noch nie gesehen.“ Als Kaiser Franz Joseph einmal einem Konzert beiwohnte, wandte er sich an Hellmesberger mit der Frage: „Ist es richtig, daß die Orgel nicht ganz in Ordnung sein soll?“, worauf Hellmesberger erwiderte: „Majestät, einer geschenkten Orgel, schaut man nicht in die Gorgel.“ Hellmesberger hatte einen Freund unter den Komponisten, den er immer wieder zu dessen Ärger der Plagiate bezichtigte. Er war einmal wieder bei diesem Freund zum Nachtmahl geladen. Der Hausherr ging vom Speisezimmer in den anschließenden Musiksalon, um seine Gäste auf seine Art zu unterhalten. Hellmesberger rief aus: „Kinder, bet's, der Vater geht wieder stehlen!“ Als der französische Komponist Delibes in Wien weilte, machte er ihn auch mit seinen Freunden bekannt und stellte die Herren vor: „Monsieur Delibes, Monsieur Le Dieb.“

Weniger bekannt dürfte es sein, daß Bruckner seine Prüflinge statt auf der Musikvereinsorgel auf der damaligen ausgezeichneten Orgel in der Piaristenkirche „Maria Treu“ vornahm.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19.
Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Sie fragen — wir antworten

Frau Henriette K., Salzburg: „Besten Dank für die Zusendung Ihrer Zeitschrift. Es ist gut, daß wir als Freunde der Blinden etwas mehr über ihr Leben erfahren."

*

Herr Dr. F., Kärnten: „Ich habe großes Interesse für alle Blindenangelegenheiten. Aus der Aprilnummer erfuhr ich, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Jahre 1938 aufgelöst wurde. Warum geschah dies?"

Wir haben Herrn Dr. F. in einem Schreiben ausführlich geantwortet. Nicht nur die Hilfsgemeinschaft, sondern fast alle Vereine wurden damals im Zusammenhang mit dem Anschluß Österreichs an Deutschland aufgelöst. Die Hilfsgemeinschaft wurde in den Reichsdeutschen Blindenverband eingegliedert. 1946 erfolgte die Reaktivierung und mit einem Anfangskapital von nicht mehr als hundert Schillingen schritten wir an den Wiederaufbau.

*

Herr F. Mayer, Wien, erkundigt sich, ob Blinde auf den Österreichischen Bundesbahnen eine Ermäßigung haben.

Zivilblinde erhalten gegen Erlag von S 112.— einen Bahnausweis, der ein Jahr vom Ausstellungstage an gültig ist und dem Inhaber Anspruch auf eine 50%ige Ermäßigung gibt. Begleitpersonen oder Führerhunde werden kostenlos befördert, wenn der Blinde im Besitze einer gültigen Fahrkarte ist.

*

Frau Hintergruber aus T. empfiehlt uns, die Zeitschrift auch in den Wartezimmern der Ärzte aufzulegen, da leidende Menschen stets mehr für fremde Not aufgeschlossen sind.

„Glück und Segen . . ."

Anläßlich der Osterfeier kommt ein Mitglied, ein weißhaariger alter Mann, zu uns. Trotz dem Wirbel, der infolge der Bescherung in unseren Räumen herrscht, muß er jemand finden, der ihm zuhören kann, so übervoll ist sein Herz, ob eines Erlebnisses, das in der heutigen Zeit als selten zu bezeichnen ist. Und dann erzählt der blinde Kapellmeister Hans Matlocha:

„Gestern stehe ich mit meiner Frau bei dem Übergang Gürtel—Kreuzgasse. Wir warten und warten, meine Frau traut sich nicht recht hinüber, denn Straßenbahnen und Autos fahren ständig vorbei. Infolge meiner Blindheit fühle ich mich unsicher an solchen Knotenpunkten. Plötzlich packt mich ein Herr am Arm und sagt mit einer freundlichen Stimme ‚Kommen Sie, ich führe Sie hinüber.' Drüben angelangt, bedanken wir uns höflich und bekommen als Antwort: ‚Nicht der Rede wert, viel Glück und Segen auf Ihren weiteren Weg.'"

Manchmal finden wir Blinde freundliche Menschen, die uns über die Straße führen oder beim Ein- und Aussteigen in der Straßenbahn behilflich sind. Aber die Worte „Glück und Segen auf Ihren weiteren Weg" waren wie ein unvermutetes Geschenk. Dieser Wunsch wird noch lange unseren nicht allzufrohen Alltag erhellen.

In den vielfach schlecht beurteilten Gegenwartsmenschen schlagen oft warme Herzen. Ein zweites Beispiel. Unser Mitglied, die blinde und gehbehinderte Schriftstellerin, tastet sich in Pötzleinsdorf mit ihrem Stock zur Straßenbahnhaltestelle. Plötzlich stoppt ein Auto in ihrer Nähe und auf ihr Zusammenschrecken wird sie gefragt, ob man ihr irgendwie behilflich sein könnte. Unser Mitglied wagt die in ihren Augen unbescheidene Frage, ob der Autobesitzer vielleicht die große Liebenswürdigkeit hätte, sie bis zur Umsteigehaltestelle der Linie 43 mitzunehmen. „Warum nur bis dorthin?" fragt der Mann. „Wo wohnen Sie denn?" „Ach, das ist weit draußen, in einer Siedlung, am Rande unserer Stadt." Und doch wird die blinde Schriftstellerin mit dem Auto bis zu ihrem Heim gefahren.

Sind diese zwei Beispiele nicht dazu angetan, den oft stark erschütterten Glauben an die Menschheit wieder zu festigen? Noch ist nicht alles Mitgefühl ausgestorben.

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

Blindenwaren

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte, schriftliche oder telephonische Bestellung.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer: 24 Seiten

Professor Dr. Hans Nüchtern und Dr. Lothar Ring

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Vor einem Jahr

Die Geschichte von den Pinschen und vom Dichter

Verkaufsabteilung für Blindenwaren

Oh, glückliche Erholungszeit!

Diesen Sommer in Tauchen bei Mönichkirchen

Der Bettler

Warum Hilflosenzuschuß und Blindenpflegegeld?

Blinde in aller Welt

Arzt und Auge

1. JAHRGANG HEFT 6 PREIS S 3.50 JUNI 1956

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

ROBERT VOGEL:

Vor einem Jahr

Grau und düster wie ihr Leben war der 14. Juni 1955, an dem sich ein langer Zug von Blinden vom Schillerplatz kommend, über die Ringstraße bewegte. Es regnete unaufhörlich und die wenigen Menschen, die, weil jeder Verkehr für eine Weile still stand, gezwungenermaßen ein Spalier bildeten, mußten von diesem Zug wohl sehr beeindruckt gewesen sein. Es war eine einmalige Demonstration, die hier vorüberzog. Wer hätte denn geglaubt, daß es so viele Blinde gäbe? Ein gutes Herz haben die Österreicher schon immer gehabt und gar, wenn es darum ging, den Blinden zu helfen.

Da klingt nun das Klopfen hunderter weißer Stöcke auf dem Belag der Ringstraße. Was wollten die Blinden auf der Straße? Es kann doch nicht sein, daß ihnen ein Unrecht angetan wurde oder daß man ihnen vielleicht ihr Recht vorenthält?

Weiter zieht der Zug der Lichtlosen. In ihrer Welt der Dunkelheit streben sie dennoch auf ein Ziel zu und dieses ist das Haus der Österreichischen Volksvertretung. Schon schwenkt der Zug zum Parlament ein und deutlich fühlt man die zunehmende Spannung. Aus vielen Kehlen ertönt laut der Ruf: „Wir fordern das Blindenpflegegeld!“

Das Blindenpflegegeld

Seit Jahren versuchte die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten die maßgebenden Stellen von der Berechtigung des Verlangens nach Gewährung eines Blindenpflegegeldes für die Zivilblinden zu überzeugen. Die Blindheit nimmt dem von ihr Betroffenen die Möglichkeit, viele Verrichtungen des täglichen Lebens allein auszuführen und die benötigte fremde Hilfe verursacht daher eine zusätzliche finanzielle Belastung. Da die meisten Zivilblinden kleine Einkommen haben oder nur niedrige Renten beziehen, bedeutet jeder Schilling, den sie für bezahlte Hilfeleistungen wegzahlen müssen, eine Verringerung ihres eigenen Lebensstandards. Es wird von den Blinden als besondere Härte empfunden, wenn sie zu ihrem ohnehin so schweren Schicksal noch Entbehrungen leiden müssen.

In den letzten Jahrzehnten, besonders nach Beendigung des letzten Krieges, hat sich eine soziale Entwicklung angebahnt, die auch in den Blinden Hoffnung auf ein besseres menschenwürdigeres Leben weckte. In verschiedenen Ländern wurden, dieser Entwicklung Rechnung tragend, Gesetze geschaffen, wodurch den Blinden entweder auskömmliche Renten oder aber mindestens Zuschüsse zu ihrem Einkommen oder zu den bereits gewährten Renten gegeben werden.

Mit der wirtschaftlichen und finanziellen Besserung in Österreich, wuchs immer mehr das Verlangen der Blinden, endlich auch etwas mehr Freude und Glück zu erhalten. Begründete Eingaben wurden dem Sozialministerium, den maßgebenden Körperschaften und den politischen Parteien überreicht. Es muß hier klar ausgesprochen werden: Alle Stellen hatten vollstes Verständnis und versprachen zu helfen. Dies gab den Blinden Anlaß zu glauben, daß ihre berechtigten Wünsche in guten Händen lägen.

Im Rahmen der Kriegsopferversorgung gewährt der Staat allen im Kriege erblindeten Bürgern nebst ihrer Rente einen Hilflosenzuschuß. Das ist gut so, denn es

beweist, daß man anerkennt, daß die Blindheit Kosten verursacht, die man den von ihr Betroffenen nicht zumuten kann, allein zu tragen. Wenn die Ursachen auch verschieden sind, die zur Erblindung führten, so ist es doch unbestreitbar, daß die Folgen die gleichen sind. Die verantwortlichen Stellen dürfen nicht jenen Menschen, die nicht auf dem Schlachtfeld des Krieges, sondern auf dem Schlachtfeld der Arbeit erblinden mußten, ein solches Unrecht antun, indem sie mit zweierlei Maß messen und die Zivilblinden ihrem Schicksal und der privaten Mildtätigkeit überlassen.

Vor den Volksvertretern

Eine Delegation der Blindenschaft begab sich ins Parlament und mit aller Deutlichkeit wurden bei den politischen Parteien nochmals die Wünsche der Blinden überbracht. Immer aufs neue erklangen von draußen die Rufe „Wir fordern das Blindenpflegegeld“ und „Die Regierung muß den Blinden helfen“. Es war inzwischen schon Mittag geworden, aber die Wartenden ließen sich weder vom Hunger noch von dem unablässig niedergehenden Regen vertreiben. Sie harrten aus, denn sie wußten, worum es ging.

Das Ergebnis der Vorsprache im Parlament war folgendes: Die zwei kleineren Parteien standen unbedingt hinter den berechtigten Forderungen der Zivilblinden und versprachen, diese auch im Parlament zu unterstützen. Nationalrat Kropshofer von der ÖVP empfing die Blindenabordnung und sicherte ihr vollste Unterstützung zu, glaubte jedoch, daß ein einheitliches Blindenpflegegeld auf Bundesebene schwer zu erreichen sein werde, da die Fürsorge für Zivilblinde Ländersache sei. Bei der SPÖ-Fraktion erklärte Nationalrat Dr. Pittermann, daß seine Partei sofort zustimme, wenn die ÖVP dafür sei. Die Blinden hatten also eine Zusicherung aller Parteien.

Mit großer Begeisterung wurde die Delegation begrüßt, als sie wieder vor dem Parlament erschien. Ein Sprecher berichtete über das Ergebnis der Vorsprachen bei den politischen Parteien. Jetzt aber war nicht mehr viel Zeit zu verlieren, denn der Herr Bundeskanzler erwartete die Abordnung der Blinden.

Der Herr Bundeskanzler

An einem Tisch nahm die Delegation Platz und der Herr Bundeskanzler reichte jedem Anwesenden, auch den Begleitern der Blinden, die Hand und sagte kurz „Raab“. Einer der ältesten Funktionäre im Blindenwesen, Herr Bik, legte hierauf ausführlich die Beweggründe dar, welche die Blinden veranlaßten, in demonstrativer Form ihren Wünschen Ausdruck zu verleihen.

Herr Rinesch von der Delegation lud den Bundeskanzler ein, sich das Elend der Blinden anzusehen, denn dann könnte der Bundeskanzler nicht mehr anders, als für die Wünsche der Blinden eintreten. Als letzter Sprecher fand der Obmann der Hilfsgemeinschaft tief zu Herzen gehende Worte und erwähnte besonders das harte Los der später Erblindeten.

„Meine Herren“, begann der Herr Bundeskanzler, „Sie haben sehr treffende Argumente angeführt, warum den Zivilblinden ein Pflegegeld gewährt werden soll und ich kann Ihnen nur sagen, daß Ihre Forderung gerecht ist. Ich verspreche Ihnen daher, daß ich mich persönlich für die rascheste Verwirklichung derselben einsetzen werde.“ Die Delegation erhob sich. Dankesworte für ein so großes Verständnis wurden zum Ausdruck gebracht. Nach einer kurzen Verabschiedung kehrte die Delegation freudestrahlend zu der wartenden Kollegenschaft zurück. Über den Lautsprecher verkündete ein Mitglied der Delegation: „Freunde, euer Ausharren war nicht umsonst! Wir haben das Versprechen des Herrn Bundeskanzlers, daß unsere Forderung erfüllt werden wird! Habt Dank für euer Ausharren, aber seid bereit, immer wieder zu kommen, wenn der Ruf an euch ergehen sollte.“ Stürmischer Beifall dankte den Vertretern der Blinden für ihre Bemühungen.

*

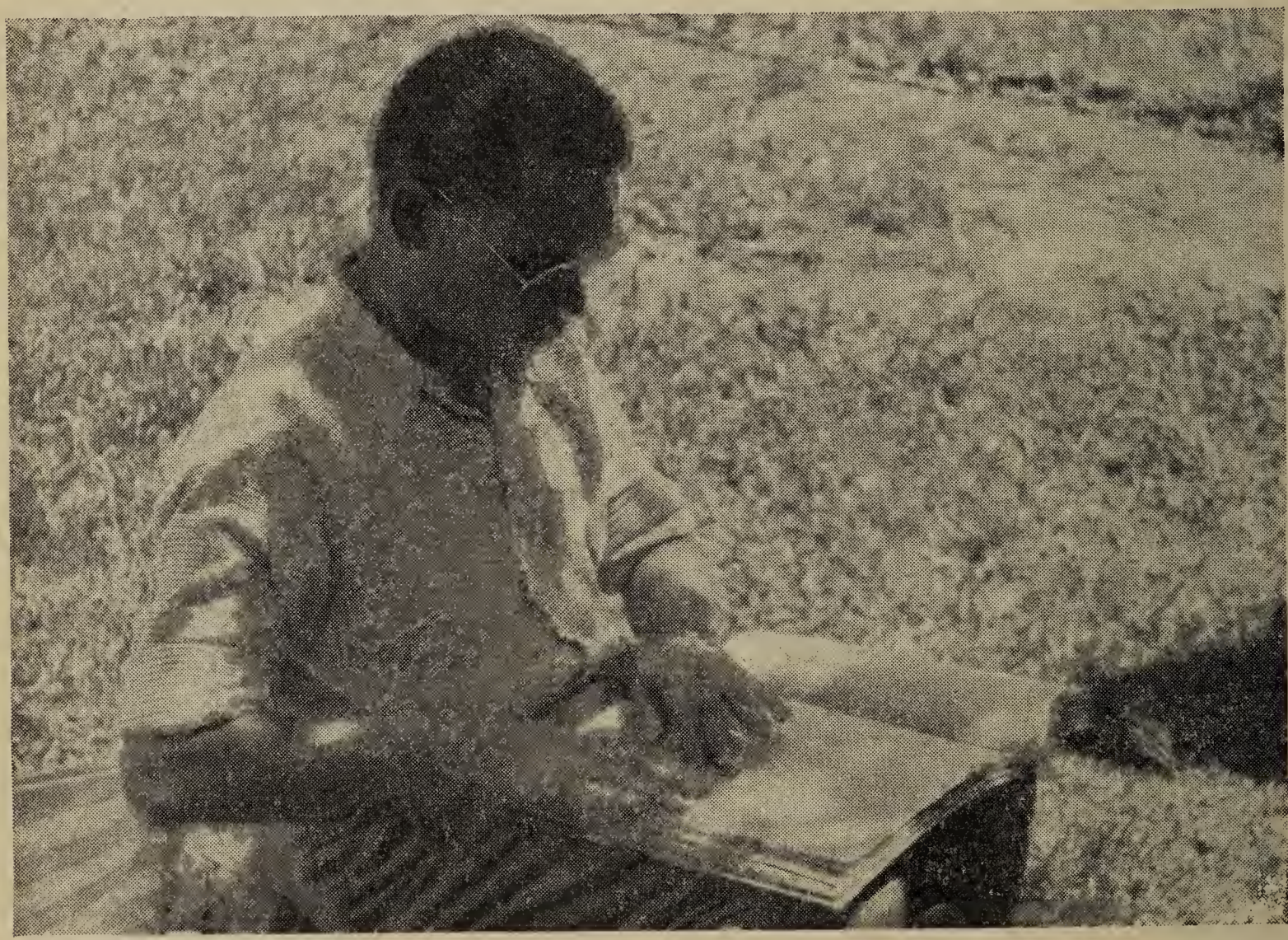
So zogen sie nach Hause. Seitdem ist ein Jahr vergangen. Von dem Blinden-

pflegegeld auf Bundesebene, das allen Blinden, unabhängig von ihren sonstigen Einkommen, einen Zuschuß von S 600.— monatlich bringen sollte, ist bisher noch keine Spur zu sehen. Wohl hat der Herr Bundeskanzler einige Konferenzen einberufen, jedoch ist dabei nichts herausgekommen. Es geht dabei um einen Betrag von rund 30 Millionen jährlich für ungefähr viertausend Zivilblinde.

Auf Bundesebene kann eine Regelung nicht getroffen werden, erklärt man, weil dazu eine Verfassungsänderung notwendig sei. Die Zivilblinden haben niemals behauptet, daß sie gegen eine solche Maßnahme Einspruch erheben würden. Sie wollen nur einen Ausgleich für die Mehrkosten erreichen, welche die Blindheit verursacht. Also keine Fürsorge, die an Einkommenshöhe und andere Voraussetzungen gebunden ist. Unabhängig von jedem anderen Einkommen sollte jeder Blinde für die erhöhten Lebenshaltungskosten einen Härteausgleich erhalten. So aber haben die Blinden noch kein Blindenpflegegeld. Die gegebenen Versprechen sind bisher nicht gehalten worden. Einerseits sieht man die Berechtigung unserer Wünsche ein, anderseits geschieht aber nichts, sie endlich zu erfüllen.

„Seid bereit, wieder zu kommen, wenn der Ruf an euch ergehen sollte!“ Das waren die letzten Worte des Sprechers der Blinden vor dem Parlament und die Blinden haben sich dies gut gemerkt. Sie werden kommen, wenn man glaubt, sie nicht ernst nehmen zu müssen und wenn man glaubt, sich über ihre bescheidenen Wünsche hinwegsetzen zu können. Man kann nicht vom Sozialstaat Österreich sprechen, solange dieser nicht bereit ist, das Leben der Blinden erträglicher zu gestalten.

Vor einem Jahr haben die Blinden demonstriert. Ihr schweres Schicksal muß allein dafür entscheidend sein, daß der Staat sie nicht vergessen darf. Der Kampf der Blinden um eine Verbesserung ihres Schicksals ist nicht nur in ihrem eigensten Interesse, er liegt im allgemeinen öffentlichen Interesse. Gebt den Blinden den Glauben, daß sie nicht zweitrangige Bürger sind, und daß man ernsthaft helfen und nicht nur versprechen will!



Ein Blinder liest

BLINDE
IM ATELIER EINER BILDHAUERIN

Es war ein schöner und freudebringender Gedanke von Frau Maria van Everdingen, als sie kürzlich eine Gruppe Nichtsehender zu sich lud, um diesen Eindrücke ihres bildhauerischen Schaffens zu vermitteln. Schon das erste Verweilen in diesem verträumten, unweit des Türkenschanzparkes gelegenen Ateliers, wurde von den blinden Gästen als reizvoll empfunden und bald vergaßen sie im angeregten Gespräch mit der liebenswürdigen Hausfrau und bei einer Tasse Tee die Sorgen und Nöte ihres schwierigen Lebens.

„Wien ist eine bezaubernde Stadt, welche ich ungemein liebe", bemerkt die aus Holland stammende Künstlerin lächelnd. Dann plaudert sie über ihre Arbeiten, von denen ihr vor allem der große Auftrag der Gemeinde Wien besondere Freude bereitet. „Ich habe da eine für eine Wohnhausanlage in Rodaun im Freien aufzustellende Tiergruppe geschaffen" erzählt die Bildhauerin. „Und zwar sind es zwei junge miteinander spielende Steinböcke, die lebensgroß in Bronze gegossen, auf einem hufeisenförmigen Natursteinsockel ihren Platz finden..." Nun zeigt Frau van Everdingen die kleinen Modellentwürfe hiefür, über die gleich darauf eifrig tastende Finger der Besucher gleiten. Wunderschön ist für alle das Erlebnis dieser beiden kraftvollen und doch so anmutigen Tiergestalten! „Ich habe diese Steinböcke so angeordnet, daß Kinder nach Herzenslust und völlig ungefährdet auf ihnen herumklettern und sich außerdem auf der im inneren Halbrund herausgemeißelten Bank ausruhen oder weiterspielen können", erklärt Frau van Everdingen, welche damit feines frauliches Empfinden beweist.

Noch eine Reihe von Plastiken werden von der Künstlerin zum Befühlen herumgereicht, unter anderem der ausdrucksvolle Kopf einer alten Bäuerin, ein Knabe mit einem Esel, lustig anmutende Kaninchen. Auf einer für einen Holzschnitt bestimmten Tafel findet sich die vertieft eingekerbte Gestalt eines Rehes. „Unsere Finger haben heute Hochbetrieb" meinte der anwesende Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und alle Anwesenden stimmten in das fröhliche Lachen ein.

Als dann das Abtasten der bildhauerischen Werke zu Ende war, erwartete alle noch eine freudige Überraschung. Mr. Oliver Jones spielte auf der Geige mit viel Wärme und brillanter Technik eine Sonate von Händel sowie zwei Kompositionen von Forêt. Dann erfreute Frau van Everdingen mit dem feinsinnigen Vortrag altholländischer Volkslieder. Zum Abschluß entzückte Opernsängerin Mira della Maja durch ihre prächtige Stimme und den starken dramatischen Ausdruck. Gertrude Königer erwies sich als ausgezeichnete Begleiterin am Klavier.

Als die blinden Gäste in angeregtester Stimmung das Atelier verließen, durften sie eine schöne beglückende Erinnerung mitnehmen, für die sie Frau van Everdingen und sämtlichen Mitwirkenden herzlich danken!

Maria Ebner von Eschenbach:

Man kann nicht allen helfen! sagt der Engherzige und — hilft keinem.

Es gibt eine Menge kleiner Unarten und Rücksichtslosigkeiten, die an und für sich nichts bedeuten, aber furchtbar sind als Kennzeichen der Beschaffenheit einer Seele.

Die Herzensgüte begegnete eines Tages einem Wesen, das ihr auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich sah. „Wer bist du?" fragte sie. „Wer geht einher in meiner Gestalt?" Das Wesen verneigte sich tief und erwiderte: „Verzeih, ich bin's — ich bin die Höflichkeit."

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

Die Geschichte von den Pinschen und vom Dichter

Ein Pinsch ist oft etwas Vierbeiniges, Felliges von zweifelhafter Herkunft. Stimmt die letztere, kann er auch sehr wertvoll sein. Die häufigste Form des Pinsches hat aber mit Zoologie nichts zu tun, sondern ist eine allgemeine Disqualifizierungserscheinung für Wesen beiderlei Geschlechts zwischen sechs und achtzehn so üblich als möglich. Sein ziffernmäßiger Ausdruck kann zwischen Vierer und Fünfer schwanken, der Wert bleibt derselbe und ist niederschmetternd. Tritt er in Sitten auf, wird er „Nicht entsprechend" genannt. Von Eltern und Erziehern wird er keinesfalls geliebt und oft mit schwarzen Farben an die Wand gemalt. Das ist der Pinsch. Die geographische Gegend, wo er sich sehr gern aufhält und am häufigsten vorkommt, ist das Sitzenbleiben.

Besagte Pinsche habe ich einmal in fernen Schulzeiten eifrig gesammelt, der in Mathematik war der treueste, das hängt wohl mit dem exakten Wert dieser edlen Geheimwissenschaft zusammen. Aber sonst gab es auch in Latein und Griechisch nette Abarten davon, bis es zur oben erwähnten geographischen Folge kam. Ich blieb sitzen, und zwar fest. Es gab darob kein freudiges Elternhaus, aber ich verharrte in einem gewissen Trotz der Wurstigkeit. „Ah, was ist da schon dran!" — denn den Wert eines Jahres, eines Monats, einer Stunde, die verloren gehen, begreift man ja doch erst später — und ging baden, was mich mehr interessierte als die weitere Betrachtung eines ohnehin hoffnungslosen Zeugnisses.

Leid tat es mir nur um die Ferien, denn die waren ziemlich pfutsch, da hieß es nun büffeln und nachholen, und im Herbst ging es in eine andere Schule. Ich wurde als schwarzes Schaf, mit allen Anzeichen bekannter Räudigkeit, dem Direktor vorgeschleift, und es war mir bedeutend weniger wohl zumute als im Sommer beim Baden. Der Direktor sah mich durch Brillengläser forschend und funkelnd an und sprach zu meinem Vater: „Also, wir wollen es auf ein Vierteljahr mit ihm versuchen, geht es nicht, bleibt noch immer ein Handwerk!"

Das schlug ein wie in eine elektrische Leitung. Also setzte ich mich auf den Hosenboden, daß es krachte, und binnen einem Monat waren zwei Pinsche endgültig erledigt. Nur der in Mathematik behielt eine gewisse, sporadisch wiederkehrende Kraft: man muß auch konsequent sein können! Als es zur Matura kam, da hatte ich auch noch ein bißchen Glück, das gehört im Leben dazu, wenn man etwas erreichen will; und aus dem lieben vertrauten sporadischen Pinsch wurde ein „Gut". Also nahm ich die Hürde zur Matura mit glanzvollem Vorzug.

Mit der deutschen Sprache, bekanntlich „schwere Sprach", stand ich auf einem eigentümlichen Fuß: Zahlen, Literaturgeschichte und sämtliche Details, das interessierte und ging wie „geschmiert". Aber der deutsche Aufsatz war ein feindliches und fremdes Ausland und ergab keineswegs Musterproben. Daher schrieb eines Tages ein gestrenger Deutschprofessor wuchtig und rot unter eines meiner ersten Manuskripte: „Wird nie im Leben einen deutschen Satz schreiben lernen!", und dazu noch etwas, das einem sehr schäbigen „Genügend" schon täuschend ähnlich sah.

Das ging so bis zur Achten. Da kam ein neuer Lehrer, dem der Ruf schlimmer Strenge und gewaltiger Anforderungen ahnungsvoll vorausging. Er kam und gab als erste Hausarbeit nicht „Die Charaktere in Kleists ‚Käthchen von Heilbronn'", oder „Den tragischen Konflikt der Königinnen in Schillers ‚Maria Stuart'", sondern das Thema hieß: „Die Natur als

Lehrmeisterin der Menschheit." Dazu sagte er nach ein paar erklärenden Sätzen: „In der Behandlung lasse ich Ihnen vollkommene Freiheit, meinetwegen machen Sie auch ein Gedicht oder eine Novelle daraus!" Das ging mir während der Unterrichtsstunde im Kopf herum. Der Beste ansonsten in Deutsch war ich, und so traute ich mich nachher zu dem neuen Gestrengen und fragte, wie er das mit der Novelle gemeint habe? Er sah mich aus olympischer Kathederhöhe ruhig, fast etwas spöttisch an und meinte nur: „Ja, wenn Sie es selbst nicht wissen, ich kann es Ihnen leider nicht sagen!" — Und ging.

Mir wollte die Sache nicht aus dem Kopf, Novelle — was dies war, soviel wußte ich schon; aber die Natur, die Lehrmeisterin der Menschheit und Novelle, wie kam das zu dem? — Dann, einem bei mir schon traditionellen Brauch folgend, schrieb ich, wie immer erst am letzten Tag etwas, das mir als eine Lösung des Themas erschien. Schrieb also eine Geschichte, in der ein Maler, ein Mineralog, ein Ingenieur und ein Musiker irgendwo in ein einsames Bergtal verschlagen wurden, und zu streiten anfingen, was die Natur eigentlich sei. Der Techniker pries ihre Kräfte, der Mineralog ihre Steine, der Maler die Motive, der Musiker die Stimmungen; dann kam ein tüchtiges Gewitter samt Wolkenbruch und machte sie alle bis auf die Haut naß, bis sich der Regenbogen friedlich über das Tal spannt. Und auf einmal wußten alle vier, was die Natur war!

Ich gab die Arbeit ab, war aufgeregter als sonst. Mir war selber nicht klar, warum. — Die Arbeit kam zurück, das allgemeine Ergebnis war niederschmetternd; der Klasse war die Art des Lehrers zu neu, zu anders auch, was er forderte. Er hatte die Gewohnheit, die Hefte dem Rang der Arbeit nach zurückzugeben: oben lagen ein paar schäbige „Gut", es folgten die „Genügend", und dann Pinsche in holder Reihenfolge! Aber noch immer nicht mein Heft? Was war nur damit!?

Schließlich kam das letzte Heft, das noch übrig geblieben war. Mir sang es schon in den Ohren, hinter die ich es wohl gleich bekam. Aber da nahm es der Lehrer und sagte: „Und hier ist die einzige Arbeit, die verstanden hat, was ich wollte, und die ich Ihnen jetzt vorlesen will." — Wie einem Dichter, der plötzlich einen Riesenpreis bekommt, zumute ist, weiß ich nicht, aber mir war damals ganz eigentümlich, ich war stolz und beschämt zugleich!

Und dann schrieb ich plötzlich eine Geschichte von der neu eingeführten Sommerzeit, durch die eine spukende Ahnfrau um eine Stunde zu spät kam. Mein Vater gab sie mit ein paar inzwischen entstandenen Gedichten einem Autor. Der las meine ersten dichterischen Versuche und meinte: „Eine nette Begabung à la Pötzl und Chiavacci; Gedichte wird er nie schreiben!" Aber die Geschichte gab er einer Zeitung weiter, die druckte sie auch wirklich ab, nicht unter meinem Namen, das durfte nicht sein, ich war ja noch im Gymnasium, sondern unter dem feierlichen Pseudonym: Hans Bichler. Dann bekam ich dreißig Kronen, mein erstes selbstverdientes Geld.

Bei der Matura schrieb ich statt eines Aufsatzes gleich fünf Novellen, von der Römerzeit bis zum Weltkrieg, vergaß zwar in der Eile alle Interpunktionen, was den armen Professor rasend machen mußte; ihn aber nicht hinderte, die Arbeit als die beste zu qualifizieren. Er war hinter seiner scheinbaren Rauheit und Härte ein ganzer Mensch. Und als ich zur Mündlichen kam, da sprach der hohe Landesschulinspektor: „Aha, das ist der!" Das hieß, der Jüngling mit dem sagenhaften Aufsatz von fünf Novellen und dem mathematischen Schandfleck. Denn der war mir geblieben.

Aber dann rechnete ich eine Rechnung, die man normalerweise über Kagran zu beginnen gehabt hätte, über Kalkutta und den Indischen Ozean. Doch ich rechnete sie vollkommen richtig, ich war nicht aus der Ruhe zu bringen, so sehr der Mathematiker stöhnte und seufzte. Als ich fertig war und es zur Urteils-

verkündung kam, wurde ich gefragt, ob ich mein Ehrenwort geben könne, nie Mathematikprofessor zu werden. Und das konnte ich wirklich ganz ruhig. So bekam ich noch das Zeugnis der Reife mit einstimmiger Auszeichnung.

Beim Maturabankett, wir waren ja jetzt große Herren geworden, die ein Bankett gaben, dankte ich dem Deutsch-Lehrer für die Gabe, die er in mir geweckt hatte. Er sah mich, wie es seine Art war, prüfend über die Gläser an und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie mir das immer danken werden!"

Nach Jahren, da war er bereits tot, bekam ich von seiner Frau ein blaues Heft, das sie in seinem Schreibtisch gefunden hatte: es war das Deutschheft aus der Achten mit meiner ersten Geschichte, das er sich aufgehoben hat. Er war ein ganzer Lehrer, von der Art, wie man nur wenige findet.

Und ich habe es ihm doch gedankt!

Die Verkaufsabteilung für Blindenwaren

Seit Jahrzehnten ist das Publikum gewöhnt, Erzeugnisse der Blinden angeboten zu bekommen, und viele sind gerne bereit, durch die Abnahme von Bürsten und anderen Waren, die Blinde herstellten, mitzuhelfen, ihnen dadurch Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Dabei ist es den Käufern wohl bekannt, daß die von den Blinden in fleißiger Handarbeit verfertigten Gegenstände etwas teurer sind, als jene von Sehenden oder die maschinell erzeugten.

Mit viel größeren Schwierigkeiten muß der Blinde fertig werden als seine „Konkurrenz", die Sehenden (die man natürlich nicht als solche ansehen kann, weil sich die Produktion hier und dort unter ganz verschiedenen Voraussetzungen vollzieht). Die blinden Handwerker benötigen immer eine sehende Hilfsperson, sowohl bei der Zurichtung des zu verarbeitenden Materials als auch bei der Ausfertigung der Erzeugnisse. Sind die Bürsten oder Besen endlich fertig, dann beginnt erst die große Sorge um deren Absatz.

Als die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Jahre 1948 ihre Tätigkeit wieder aufnahm, wurde sofort an den Aufbau einer Verkaufsabteilung geschritten, denn es mußte den blinden Gewerbetreibenden beim Vertrieb ihrer Waren geholfen werden. Nicht nur beim Vertrieb, sondern auch bei der Beschaffung von Rohmaterial, denn Reiswurzel, Roßhaar oder Fiber waren und sind auch heute noch nicht billig und erst recht nicht, wenn man nur kleine Mengen davon kaufen kann.

Einige tüchtige Mitarbeiter wurden mit der Aufgabe betraut, ständige Abnehmer für Blindenwaren zu werben. In den ersten Nachkriegsjahren war die Nachfrage nach solchen Waren sehr groß und es gab eher Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Rohstoffe als mit dem Absatz der Fertigwaren. Nicht nur Blindenerzeugnisse wurden von der Hilfsgemeinschaft vertrieben, sondern auch einschlägige Artikel, wie Seifen, Reib- und Bodentücher und Toilettesachen. Verschiedene Bürsten können nicht in Handarbeit hergestellt werden, müssen aber von den Verkäufern wegen der Nachfrage durch die Kunden mitgeführt werden.

Wenn mit dem Verkauf der Waren in erster Linie die Arbeitsbeschaffung für Blinde gefördert werden soll, so bezweckt der dabei eingehobene kleine Aufschlag über die normale Handelsspanne die Erzielung eines Reingewinnes, der alljährlich der Fürsorgetätigkeit der Hilfsgemeinschaft zufließt. Auf den Bestellscheinen der Verkaufsabteilung befindet sich auch ein Hinweis darauf, daß der erzielte Reingewinn zur Gänze der Blindenfürsorge zufließt.

Die gelieferten Waren sind von allerbester Qualität und immer wieder kom-

men Zuschriften von zufriedenen Kunden, in denen das Erstaunen darüber zum Ausdruck gebracht wird, daß blinde Menschen imstande sind, so hervorragend gut und schön zu arbeiten. Ständig laufen Nachbestellungen ein und alle Mitarbeiter der Verkaufsabteilung freuen sich darüber, daß der Kundenstock größer wird.

Geleitet wird das Verkaufsbüro, wie alle Einrichtungen der Hilfsgemeinschaft von Blinden. Kollege Vogel ist ihr Geschäftsführer seit ihrer Errichtung vor acht Jahren. Er hatte bei der Schuhfirma Del-Ka den kaufmännischen Beruf erlernt. Schon eineinhalb Jahre nach Beendigung seiner Lehrzeit wurde er von einem tückischen Augenleiden befallen und mußte, da alle Kunst der Augenärzte nichts half, aus seinem Berufe, in dem er erfolgreich war und den er liebte, ausscheiden. Er kapitulierte aber nicht und überwand sein Schicksal. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er ein eigenes Geschäft eröffnen konnte. Reiche Erfahrungen sammelte er dabei und arbeitete ständig an seiner Weiterbildung. Es erfüllte ihn mit Stolz, als ihn die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im Jahre 1948 mit der Führung ihrer Verkaufsabteilung betraute. Kollege Vogel fuhr in die Schweiz und besorgte dort Rohmaterial für die Bürstenerzeugung, welches damals in Österreich nicht zu erhalten war. Immer größer wurden die Waren- und Materialvorräte und auch der Stab der Mitarbeiter konnte erweitert werden.

Dem blinden Geschäftsführer stehen einige sehende Mitarbeiter zur Verfügung, aber er ist stets darauf bedacht, die Geschäftsspesen so niedrig als möglich zu halten, denn er weiß, daß jeder mehr erzielte Schilling seinen Leidensgefährten zugute kommt.

Es bedeutet sicher eine große Hilfe, wenn ein Blinder mit einer monatlichen Fürsorgerente von 300 Schilling von der Fürsorgeabteilung der Hilfsgemeinschaft aus dem Erlös der Verkaufsabteilung noch 150 Schilling monatlich dazubekommt. Manch andere blinde Schicksalsgenossen erhalten nicht einmal diese niedrigste Fürsorgerente, weil sie bei ihren Kindern wohnen und diese verpflichtet sind, für die blinden Angehörigen zu sorgen. Man wird es wohl verstehen, daß das Leben für solche Blinde, weil sie um jeden Groschen, den sie für ihr ohnehin bescheidenes Leben benötigen, zu ihren Angehörigen bitten kommen müssen, nicht angenehm ist.

So erweist sich die Verkaufsabteilung als eine segensreiche Einrichtung. Sie ermöglicht Arbeit und Fürsorge für Blinde, und ist ein Werk der Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Verkaufsabteilung liefert die bestellten Waren per Auto durch Zusteller oder mittels Postpaket. Von Blinden geleitet, für Blinde bestimmt, bietet die Verkaufsabteilung die beste Gewähr dafür, daß alle ihr zufließenden Mittel auch widmungsgemäß verwendet werden. Es wäre erfreulich, wenn alle Leser der Zeitschrift „Unser Schaffen“ künftighin mit den Qualitätserzeugnissen der Hilfsgemeinschaft beliefert werden könnten.

Nachahmung in Porzellan

KARL VOJIR (BADEN):

Soziale Härte auf dem Lande

Während Wien das Zentrum des österreichischen Blindenwesens ist, und sich hier die verschiedenen Blindenorganisationen befinden, ist der Blinde auf dem Lande oft ganz auf sich allein gestellt. Schon diese Tatsache gestaltet das Leben des Blinden in der Provinz viel schwieriger als das seines Schicksalsgenossen in der Großstadt. Selten nur hat er Gelegenheit, mit seinen Sorgen und Nöten persönlich bei seiner Organisation vorzusprechen, da es ihm an dem nötigen Fahrgeld mangelt. So bleibt nur der Briefwechsel. In diesen Briefen kommt viel Leid, Not und Sorge zum Ausdruck. Das Traurigste und Schlimmste ist dabei die Einsamkeit, unter der der Blinde auf dem Lande leidet. Es ist das Verdienst der Hilfsgemeinschaft, daß sie sich ihrer Schicksalsgefährten auf dem Lande annimmt.

Ich selbst bin vollblind und wohne eine knappe Stunde von Wien entfernt. Als Funktionär der Hilfsgemeinschaft habe ich oft Gelegenheit, mit meinen Schicksalsgenossen beisammen zu sein. Es ist für mich ein Erlebnis, wenn ich unter meinesgleichen sein kann. Da wird gescherzt und geplaudert und niemand von uns denkt daran, daß er in ewiger Nacht durchs Leben wandelt. Wohl komme ich beruflich mit vielen sehenden Mitmenschen zusammen, doch am wohlsten fühle ich mich unter den Blinden.

Vieles könnte unser Leben als Blinde leichter gestalten, wenn unsere sehenden Mitmenschen mehr Verständnis für uns aufbringen würden. Es sei mir hier gestattet, eine soziale Härte anzuführen, die wahrlich nicht geeignet ist, das soziale Verständnis für uns zu fördern. Viele Blinde wohnen weitab von jeder Bahnlinie. Hat ein Blinder in der nächsten Stadt zu tun, zum Beispiel auf einem Amt, oder muß er in ein Krankenhaus, dann ist er genötigt, den Autobus zu benützen und von seinem mehr als kärglichen Einkommen für sich und seine notwendige Begleitung den vollen Fahrpreis zu bezahlen.

Selten kann der Blinde auf dem Lande berufstätig sein. Hier ein konkreter Fall. Ein blinder Klavierstimmer fährt 17 km mit dem Autobus. Der Fahrpreis für sich und Begleitung beträgt 24 Schilling, sein Verdienst 60 Schilling. An der Strecke der Lokalbahn Wien—Baden wohnen zirka 20 Zivilblinde. Auch hier gibt es keinerlei Fahrpreisermäßigung. Diese wird nur den Kriegsblinden gewährt. Die in der Nähe Wiens wohnenden Blinden haben öfter Gelegenheit, an Veranstaltungen ihrer Organisation teilzunehmen. Da ist es wieder die Wiener Straßenbahn, die von den Blinden und ihrer Begleitung den vollen Fahrpreis einhebt. Wir gönnen allen Kriegsblinden ihre Begünstigungen von Herzen. Aber man soll einmal Schluß machen mit dem Unterschied zwischen Kriegsblinden und Zivilblinden. Es ist eine unserer Forderungen, die wir immer wieder stellen: „Gebt den Zivilblinden auf den öffentlichen Verkehrsmitteln Freikarten und tragt dadurch bei, euren vom Schicksal so schwer betroffenen Mitmenschen ein wenig zu helfen."

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 39.80, halbjährlich S 20.50 und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich! Spenden für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs überweisen Sie bitte auf das Postsparkassenkonto

187.168

Die Hilfsgemeinschaft

MEIN ERSTER ERHOLUNGSAUFENTHALT

Im Früljahr 1952 erhielt ich von der Hilfsgemeinschaft, der ich erst kurze Zeit angehörte, ein Schreiben, worin mir mitgeteilt wurde, daß ich im Sommer, zusammen mit anderen Schicksalskollegen, in das Erholungsheim nach Unter-Dambach fahren könne. Ich bekäme einen Freiplatz und ein Kollege habe sich bereit erklärt, mir bei dieser Gelegenheit die Blindenschrift zu lehren. Es war damals erst ein Jahr seit meiner völligen Erblindung vergangen und ich konnte mich mit diesem harten Schicksalsschlag seelisch noch nicht abfinden.

Diese Mitteilung brachte eine Wendung in mir hervor. Ich begann mich nach langer Zeit wieder einmal auf etwas zu freuen, und zählte die Tage, bis der für mich bestimmte Turnus von Wien abgehen sollte. Endlich war der Tag gekommen. Ich hatte drei Stunden mit dem Autobus nach Wien zu fahren. Dort wurde ich von der Fürsorgerin, Frau Frank, und einer sehenden Angestellten des Vereines erwartet. Sie führten mich zu dem Autobus, der uns nach Unter-Dambach brachte. Die anderen Erholungsgäste waren schon da, und nachdem ich Platz genommen hatte, ging die Fahrt dahin.

Der Wagen hielt vor den Anfangsstufen des Heimes. Ein Herr führte mich bis zur Terrasse, wo sich die Neuankömmlinge versammelten und auf die Anweisung ihres Zimmers warteten. Bald darauf hörte ich meinen Namen. Ein Stubenmädchen kam und brachte mich in mein Zimmer. Ich fand mich in diesem kleinen aber netten Einzelzimmer rasch zurecht, obwohl ich noch niemand persönlich kannte, hatte ich das Gefühl der Geborgenheit. Da ich mich noch nicht richtig im Hause auskannte, wurde ich am ersten Tag zum Mittagessen abgeholt. Das Essen war schmackhaft und reichlich. Ich bemerkte sogleich, daß es in der Gesellschaft der blinden Urlaubsgäste viel Humor gab.

Noch am selben Tage lernte ich mehrere Kollegen und Kolleginnen persönlich kennen. Am nächsten Morgen machten wir schon nach dem Frühstück einen Ausflug, woran sich fast der halbe Turnus, darunter auch sehende Begleitpersonen beteiligten. Es gab viel Spaß und vor allem gute Kameradschaft, was auf mich wohltuend einwirkte. Nach dem Mittagessen opferte Kollege Thiem täglich zwei Stunden, um mir die Blindenschrift beizubringen.

An den Abenden wurde meist musiziert, gesungen und manchmal auch getanzt, wobei ich besonders gern mitmachte. Jede Woche kam zweimal Frau

Frank und öfters auch der Obmann der Hilfsgemeinschaft, die um das Wohlergehen jedes einzelnen besorgt waren. Ich war immer fröhlich und zufrieden. Sämtliche Kollegen und Kolleginnen und die sehenden Begleitpersonen waren freundlich und hilfsbereit und an Zerstreuung fehlte es nicht im geringsten.

Die drei Wochen vergingen rasch. Sie blieben aber nicht erfolglos für mich, denn es ist mir während dieser Zeit gelungen, die Blindenschrift zu erlernen. Das ist für mich wertvoll, da ich nun mit meinen Schicksalskolleginnen sowie mit der Vereinsleitung in ständigem Kontakt stehen und auch wieder Bücher lesen kann. Außerdem bin ich ein anderer Mensch geworden, ein Mensch mit neuem Lebensmut.

Rosalia Kern
(Frauenkirchen, Burgenland)

YVONNE BLAUENSTEINER:

Oh, glückliche Erholungszeit!

Als die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs 1948 ihre Tätigkeit wieder aufnahm, wendete sie in der Vielfalt dringend zu lösender Probleme ihre besondere Aufmerksamkeit der Erholungsfürsorge zu. Der allzu früh dahingegangene Obmann, Kollege Jakob Wald sowie der übrige Vorstand hatten bald erkannt, daß gerade ein Blinder infolge der vielen nervenzermürbenden Schwierigkeiten seines Lebenskampfes der Erholung und Entspannung in hohem Ausmaße bedarf. Woher sollte aber die Hilfsgemeinschaft, welche bis zum heutigen Tag an der öffentlichen Blindensammlung keinerlei Anteil hat, die notwendigen Mittel hernehmen? Damals hat es sich wieder einmal bewahrheitet, daß ein unbeirrbarer Wille schließlich einen Weg zu finden weiß. Seitens der Leitung wurden zugunsten der Erholungsaktion alle Hebel in Bewegung gesetzt und es gelang, hochherzige Menschen zu gewinnen, die für diesen wahrhaft sozialen Zweck gern ihr Scherflein beitrugen.

1949 war es dann so weit, daß in Tauchen bei Mönichkirchen eine Pension gemietet werden konnte. War das eine Freude für die Mitglieder, als sie, liebevoll betreut, in dieser wälderumrauschten Berglandschaft, drei unvergeßliche Wochen verbringen durften! Es wurden vom Frühsommer bis zum Herbst fünf Turnusse geführt. Weil die Lebensmittel noch ziemlich knapp waren, mußte man die guten, reichlichen Mahlzeiten und die daraus sich ergebenden Gewichtszunahmen bei den Gästen doppelt werten.

Obgleich die Hilfsgemeinschaft ihre Mitglieder in Tauchen gut aufgehoben wußte, machte sie sich doch immer mehr mit dem Gedanken vertraut, ein eigenes Erholungsheim zu erstehen. Neuerdings gab es Arbeit und Schwierigkeiten in Fülle. Endlich aber fand sich in der Nähe von Neulengbach ein geeignetes, bereits als Pension geführtes Haus, das gegen eine Leibrente erworben wurde. Nun ging die Hilfsgemeinschaft daran, dieses Haus in Unter-Dambach für die Blinden entsprechend einzurichten.

Zuerst wurde beim Garteneingang eine schöne, mit Geländer versehene Stiege errichtet. Die große, mit Obstbäumen bestandene Wiese, wurde mit einem Zaun eingefriedet, um den Spaziergängern die Orientierung zu erleichtern. Auch im Hause wurden allerlei für Nichtsehende, sehr nützliche Einrichtungen geschaffen.

Schon im Frühsommer 1951 hatten die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft Gelegenheit, sich in dem neuen Erholungsheim wohlzufühlen. Der Tagesbeginn wurde mit einem guten Frühstück eingeleitet. Wenn die Witterung schön war, benützte

ein Teil der Gäste den Vormittag zu Ausflügen in die malerische Umgebung, während sich die andern im Garten oder auf der Wiese fröhlich plaudernd zusammenfanden. Man freute sich schon auf das ebenso schmackhafte wie reichliche Mittagessen, nach dessen Beendigung

bis zur Jause auf strenge Ruhe geachtet wurde. Die Zeit bis zum Nachtmahl verging allzu rasch. Der restliche Abend wurde dann mit Singen, Musizieren oder verschiedenen Spielen ausgefüllt. Wohlig ermüdet begaben sich die Gäste etwa um 9 Uhr zur Ruhe, um in den weichen bequemen Betten, erquickenden Schlaf zu finden.

Waren diese „Festwochen" den Gästen wie im Fluge dahingeeilt und kam für sie die Stunde des Abschieds, dann beschlich viele von ihnen eine wehmutsvolle Stimmung. Kehrten doch die meisten von ihnen aus der Geborgenheit dieses freundlichen Heimes wieder in ihre Einsamkeit und in den harten Alltagskampf zurück.

Diesen Sommer in Tauchen bei Mönichkirchen

In den letzten fünf Jahren hat die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs im eigenen Erholungsheim „Harmonie" in Unter-Dambach bei Neulengbach Urlaubsaktionen durchgeführt und mit der Einrichtung ihrer Erholungsfürsorge vielen blinden Menschen seelische und körperliche Kräftigung gebracht.

Von Jahr zu Jahr wuchs begreiflicherweise die Zahl der Interessenten und so mußte die Hilfsgemeinschaft sich mit dem Plan befassen, mehr Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen. Dabei ergab sich die Notwendigkeit, einige Renovierungsarbeiten an dem Hause vornehmen zu müssen. Während der Sommermonate ist bei vollem Erholungsbetrieb an das Aufstellen von Gerüsten nicht zu denken. Die Zeit im Frühjahr vor Beginn der Erholungsaktion ist zu kurz und die Witterungsverhältnisse zu unsicher. Das gleiche gilt vom Herbst. So kam es, daß man sich entschloß, die diesjährige Erholungsaktion in Tauchen bei Mönichkirchen durchzuführen und in der Sommerzeit das Erholungsheim in Unter-Dambach zu renovieren.

Einige Vertreter der Organisation suchten verschiedene Gast- und Hotelbetriebe auf und man einigte sich schließlich auf den „Grenzwirt" Alois Schuh. Fast alle Zimmer des Hauses wurden gemietet und Herr Schuh übernahm mit großer Freude den Auftrag, die Blinden in seinem Hause jeweils für drei Wochen zu betreuen und ihren Aufenthalt in Tauchen so angenehm wie möglich zu gestalten. Der 14. Mai 1956 wurde als Beginn der Erholungsaktion festgesetzt und unser Vorstandsmitglied Rudolf Frank übernahm gerne den Auftrag, als Aufsichtsorgan während der ganzen Erholungsperiode mitzuwirken.

Die Mitglieder wurden rechtzeitig verständigt und konnten sich für einen der Turnusse melden. Es dauerte nicht lange und alle Termine waren voll belegt. Die Beiträge, welche die Mitglieder und Begleitpersonen zu leisten haben, sind so niedrig, daß es tatsächlich allen Erholungsuchenden möglich ist, an der Urlaubsaktion in Tauchen teilzunehmen. Besonders bedürftige Mitglieder erhalten einen Freiplatz. Dank der Gutherzigkeit der vielen Freunde und Förderer der Hilfsgemeinschaft ist diese in der glücklichen Lage, die für die Erholungsaktion benötigten nicht geringen Mittel aufzubringen.

Unaussprechliche Freude herrscht dann, wenn endlich nach dem langen Warten der Tag der Abfahrt gekommen ist und man muß es selbst erlebt haben, um es richtig zu verstehen, von welch großer Bedeutung und Notwendigkeit gerade die Erholungsfürsorge für Blinde ist.

Allen Blinden, die an der Erholungsaktion in Tauchen teilnehmen, aber auch allen sehenden Freunden und Helfern wünschen wir für den Sommer recht angenehme Urlaubsfreuden. Mögen alle, besonders aber jene Menschen, die mit ihren kleinen oder größeren Beiträgen das Erholungswerk der Hilfsgemeinschaft ermöglichten, die Herrlichkeiten der Natur während ihres eigenen Urlaubes in dem angenehmen Bewußtsein genießen, daß sie auch den Blinden einen Teil dieses Glückes vermittelt haben.

DR. LOTHAR RING:

Der Bettler

Unsere Bekanntschaft begann damit, daß es heftig an meiner Wohnungstür läutete. So läuten nur zwei Personen meines Bekanntenkreises, ging es mir durch den Kopf: Der Steuerexekutor und der Geldbriefträger. Da ich mir hinsichtlich des ersten keiner Schuld bewußt war, tippte ich auf den zweiten.

Ich eilte daher mit der mir zur Verfügung stehenden Maximalgeschwindigkeit zur Wohnungstür, öffnete dieselbe und vor mir stand — ein Bettler. Meine Reaktion ob dieser unvermuteten Erscheinung war beträchtlich. So etwa, wie wenn mitten in eine linde Sommernacht ein Hagelschauer niedergeprasselt wäre, oder ein mir zugefallener Totogewinn sich im letzten Augenblick als bedauerlicher Schreibfehler geoffenbart hätte.

Das Gefühl der mir zugefügten Enttäuschung drängte nach irgendeiner Betätigung, aber während ich noch mit mir selbst kämpfte, ergriff der Bettler das Wort und machte die sachliche Feststellung: „Heute ist Freitag." Ich sah den Mann zunächst verständnislos an, dann aber dämmerte es in mir. Natürlich hat er recht, der Freitag gilt seit urdenklichen Zeiten als Tag der Bettler, und es war keinesfalls meine Aufgabe, an diesem denkwürdigen Brauch zu rütteln. Ich reichte also dem Bettler einen bescheidenen Obolus und er entfernte sich mit einer matten Dankesbezeugung.

Seither erschien der Bettler jeden Freitag an meiner Tür, ich überreichte ihm die gewünschte Gabe und trat auf diese Weise mit ihm in eine Art von dauerndem Geschäftsverhältnis. Auch an sein stürmisches Läuten, das er in keiner Weise milderte, hatte ich mich mit der Zeit gewöhnt, und er hätte mir, soferne er einen Freitag ausgelassen haben würde, vermutlich gefehlt.

Bettler und Könige werden, obgleich sie in gewissem Sinne als Antipoden angesehen werden können, häufig im Zusammenhang genannt. Aber mir scheint die Stellung eines Bettlers zumindest in einer Beziehung der eines Monarchen überlegen: Revolutionen vermochten Könige hinwegzufegen, aber welche Revolution hätte sich gegen einen Bettler richten sollen? Und selbst wenn dies Unglaubliche hätte geschehen können, dann wäre wohl der Bettler aus dem erfolgten Umsturz zweifellos im schlimmsten Falle als Bettler hervorgegangen. Mit einem Wort, eine gegen alle Stürme des Lebens gefeite Position.

Ich begann allmählich vor meinem Bettler Respekt zu bekommen. Die Art, wie er meine Gabe als selbstverständlichen Tribut in Empfang nahm, und sich mit derselben entfernte, atmete Ruhe, Sicherheit und eine gewisse menschliche Würde.

Eines Freitags erklärte er mir, daß er in der kommenden Woche seinen Besuch auf Samstag verschieben müsse, er feiere ein Familienfest. Warum hätte er auch dies nicht tun sollen? Nachdem sich der Bettler entfernt hatte, fiel mir ein, daß ich für den kommenden Samstag einen Ausflug auf meinem Programm hatte. Ich muß sagen, daß mir dieser Gedanke einige Verlegenheit bereitete. Ich sollte meinen Stammbettler enttäuschen, und dies fiel mir nicht leicht. Aber nachdem der Anlaß meines Ausflugs mir schließlich attraktiver erschien als die Person des Bettlers, mußte ich ihn einen vergeblichen Gang tun lassen. Mit welchem Eifer mochte der Arme an diesem Samstag an meiner Tür geläutet haben. Ich gestehe, daß mir diese Vorstellung einen seelischen Konflikt verursachte und mir das Vergnügen an meinem Ausflug wesentlich verminderte.

Nicht ohne lebhafte Ungeduld erwartete ich für den kommenden Freitag den gewohnten Besuch meines Bettlers. Aber er kam nicht und ich mußte fürchten, ihn beleidigt zu haben. Auch den folgenden Freitag blieb er aus. Meine

Unruhe wuchs. Durch Zufall erfuhr ich von einer Hauspartei, daß der Bettler erkrankt war und sich im Spital befand. Ich sollte ihn nicht mehr wiedersehen. Wenige Tage später soll er, wie mir dieselbe Partei berichtete, gestorben sein, ohne daß ich ihn vorher besucht hatte und ohne daß ich wußte, was die Ursache seines Todes gewesen war.

Der Gedanke an den Bettler ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Er verfolgte mich in meine Träume und je länger ich mich zwangsläufig mit ihm befaßte, desto klarer drängte sich mir die Erkenntnis auf, daß dieser Bettler nicht nur mein entfernter Kollege, sondern ein naher Verwandter aller Menschen ist. — Wer kann von sich behaupten, daß er noch niemals bettelte? Das Kind bettelt um die Liebe der Mutter und um die Zuneigung seiner Spielgefährten und Lehrer. Der Jüngling um einen Blick seines geliebten Mädchens — der Kranke faltet seine Hände zur Bitte um Genesung, der dem Tode Nahe möchte sich noch ein letztes Stück Leben erbetteln. Ja, wir alle sind Bettler und ich fürchte, Bruder Bettler, daß ich dir, als ich dich an jenem Samstag vergebens warten ließ, ein schweres Unrecht zugefügt habe.

ELFRIEDE LASCHEK:

Unsere Muttertagsfeier

In diesem Jahr wurden die Mütter unter unseren blinden Mitgliedern nicht wie in früheren Jahren im Vereinsheim zu einer Muttertagsjause versammelt, sondern alle Mitglieder wurden zu einem Bunten Nachmittag eingeladen, in dessen Verlauf die Mütter zu ihrer wohlverdienten Ehrung kamen. Der Türkenwirt ist unseren Mitgliedern schon hinlänglich vertraut und sie fühlen sich in dem abgesonderten Gartensaal wohl und wie zu Hause. Als ob der Himmel gewußt hätte, daß auch ihm eine gewisse Verpflichtung für das Gelingen dieses Nachmittags oblag, schien die Sonne frühlings- und maimäßig warm und ihr Licht erhellte das Dunkel der Blinden.

Für 15 Uhr war der Beginn festgesetzt, doch schon um 14 Uhr drängten sich unsere Mitglieder mit Begleitung und Kindern frohgestimmt in dem Saal. Es war ein bewegtes Durcheinander mit viel Lachen und Heiterkeit, bis alle sich mit ihren Freunden an den kleinen Tischen zusammengefunden hatten.

Unser Leitungsmitglied, Kollege Rudolf Frank, hatte, kaum von schwerer Krankheit und Spitalsaufenthalt genesen, das Türkenklavier auf neuen Klang hergerichtet und der blinde Pianist Konrad Kecler eröffnete mit einem flotten Marsch den Bunten Nachmittag. Obmann Vogel hielt eine kurze Ansprache. Tiefes und ehrliches Gefühl klang aus seinen Worten und lebhafter Beifall dankte ihm und seinen Bemühungen um alle von uns betreuten blinden Mitglieder.

Ein kleines Musikensemble mit Conférencier Rudi Kugler untermalte und verband die hübschen Darbietungen der Solo- und Duo-Sängerinnen Frau Brodl und Frau Ristl und der Filmstar-Imitator Parini rief orkanartige Lachstürme hervor. Die fast allen Besuchern bekannte und unvergleichliche Marieluise Tichy sang und jodelte sich wieder in alle Herzen. Ein sehr beachtliches Können bewies die Singgruppe unserer Hilfsgemeinschaft, die unter Chorleitung von Frau Provin das „Märchen“ von Karl Komzak, ein Volkslied und die zwei entzückenden Chorgesänge „Das Gänseblümchen“ und „Der Schmetterling“ von Leo Lehner zum Vortrag brachte.

Die lebhafte Unterhaltung und frohe Stimmung der vergnügt schmausenden Besucher — die Hilfsgemeinschaft hatte Würstel, Wein, Bier oder Chabesade, frei nach Wunsch, gespendet — erreichte mit der Muttertagsehrung ihren Höhepunkt. Unsere blinde Fürsorgerin, Frau Maria Frank, teilte die Geschenke aus: Je eine

Wirtschaftsschürze und eine große Bonbonniere mit ausgesucht gutem Konfekt. Auch die fast noch druckfeuchte Mainummer der Zeitschrift „Unser Schaffen" wurde an alle Abonnenten und Interessenten abgegeben.

Lautes Lachen erfüllte den Raum und man fühlte wieder einmal so recht die Verbundenheit aller Mitglieder miteinander. Gleich schweres Geschick eint nicht nur in der Not — auch die Freude geht gemeinsam leichter zu ertragen! Pläne für die Erholungsaktion wurden geschmiedet und fröhliche Rufe gingen von Tisch zu Tisch. Unser Obmann, die unermüdliche Fürsorgerin und die übrigen Leitungsmitglieder nahmen mit ihren Sinnen dieses lebhafte Gewoge und freudige Beisammensein ihrer Schützlinge in sich auf. War es doch der Ausdruck dafür, daß ihre große Arbeit, die durch ihre eigene Blindheit naturgemäß doppelt mühsam und schwierig ist, durch das Wohlbefinden und die Zufriedenheit der Mitglieder unserer Hilfsgemeinschaft reiche Früchte trägt. Und dies war der schönste Dank für alle.

Die blinden Mütter in den Bundesländern, welche infolge der hohen Fahrtspesen an dem Bunten Nachmittag nicht teilnehmen konnten, erhielten die gleichen Geschenke mit einem herzlichen Glückwunsch durch die Post zeitgerecht zum Muttertag ins Haus zugestellt. Die vorgesehenen Kosten dieser Veranstaltung beliefen sich auf insgesamt rund 10.000 Schilling.

So reihte sich wieder eine schöne Veranstaltung in das ständige Wirken zugunsten einer Gruppe unserer Bevölkerung, der eine wahre Hilfe seitens der verantwortlichen öffentlichen Stellen bisher noch nicht in nötigem Ausmaße gewährt wird. Gestützt auf die Kraft ihrer Organisation und deren nimmermüde Tätigkeit können auch diese bedauernswerten Menschen ein wenig mehr zuversichtlich der Zukunft entgegensehen.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

CAMILLA WALD:

Warum Hilflosenzuschuß und Blindenpflegegeld?

Dank ihrer früher geleisteten Arbeit in Werkstätten, Fabriken, Büros, in ihrer beruflichen Tätigkeit bei verschiedenen Firmen, erhalten eine Anzahl von Blinden eine Sozialrente. Leider reicht diese bei weitem nicht aus, ihre erhöhten Lebenshaltungskosten zu decken.

Gewiß können die Blinden viele tägliche Arbeiten allein verrichten, aber es gibt keinen unter ihnen, der nicht die Hilfe einer sehenden Person in Anspruch nehmen müßte. Und das ist der wunde Punkt, denn die sehende Hilfsperson kostet Geld. Er ist wohl imstande, sich selbst zu waschen, anzukleiden, sich selbst zu rasieren, einem Blindenberuf nachzugehen. Die blinden Frauen kochen, waschen, putzen Fenster, machen die verschiedensten Arbeiten im Haushalt. Aber kein Blinder kann das Auge einer sehenden Hilfsperson entbehren. Alle anderen Arbeiten, die die Blinden nicht allein verrichten können, müssen von einer Hilfsperson gemacht werden, sei es eine verwandte oder fremde.

Wenn es unter den Blinden auch solche gibt, die allein auf der Straße gehen, so zählen diese jedenfalls zu den mutigsten. Aber auch sie können nicht alle Wege allein unternehmen. Viele Blinde können das überhaupt nicht und benötigen ständig eine Führung, die sie bezahlen müssen. Dies geschieht nicht immer in Geld, oftmals in anderer Form. Da muß man der Begleitperson z. B. das Essen geben oder man strickt ihr ein Paar Strümpfe oder macht sonst etwas. Das Kleiderputzen, besonders wenn Flecken hineingekommen sind, kann von Blinden nicht selbst besorgt werden. Auch der Sehrest, den einige noch behalten haben, hilft ihnen dabei nicht viel. Das Reinigen von Betten und Kasten von Ungeziefer, wie Motten und Wanzen, ist der blinden Hausfrau unmöglich. So gibt es eine Menge von Arbeiten, die sich der Sehende ohne weiteres allein machen kann und sich dadurch viel Geld erspart.

Das immerwährende Anstreifen an Mauern, Möbel und dergleichen ist die Ursache, daß Blinde ihre Kleider viel rascher abnützen und durchscheuern als Sehende. Da gibt es bald einen Riß, wenn beim Greißler ein Nagel bei einer Kiste heraussteht, an dem man sich reißt, oder wenn eine Tür halb offen steht, und man mit seinem Ärmel an der Schnalle hängenbleibt. Auch die Schuhkappen werden bei einem Blinden viel rascher abgewetzt, weil er ja mit den Füßen an die Kanten der Stufen stößt.

Sehr häufig kommt es auch vor, daß ein Blinder, bei dem knapp zuvor ein Besuch weilte, das Licht brennen läßt, weil er es ja nicht sieht und auch nicht daran denkt. Da gibt es dann eben eine höhere Lichtrechnung. Viel Schaden im Haushalt des Blinden entsteht auch dadurch, daß ein sehender Gast oder Nachbar beim Aufräumen des Geschirrs oder Wegräumen von Milch- oder Ölflaschen behilflich sein will. Der Betreffende stellt die meist volle Flasche in die Mitte des Tisches oder gar an den Rand. Ahnungslos tritt der Blinde hin und — mit furchtbarem Krach landet die Flasche mit Inhalt auf dem Boden, wo sie in tausend Scherben zersplittert. Nicht immer ist es der Sehende, der diesen Schaden verursacht, auch der Blinde selbst, der vergessen hat, daß dort ein Aschenbecher oder hier eine Vase mit Blumen steht, wirft den Gegenstand um oder hinunter. Je nach Stimmung folgt dann ein Zornausbruch oder ein Gelächter.

Es verdient hier besonders erwähnt zu werden, daß die Blinden beim Einkauf ihrer Waren den Sehenden gegenüber im Nachteil sind. Der Sehende geht von Geschäft zu Geschäft, sieht die Qualität der Waren, kann die Preise vergleichen und wird dort kaufen, wo sie am billigsten sind. Das kann der Blinde nicht. Er ist darauf angewiesen, im nächstliegenden Geschäft seine Einkäufe zu besorgen, welches er ohne Begleitung erreichen kann.

Als wesentlicher Faktor kommt auch in Betracht, daß er ja die Dinge nicht abtasten kann, speziell was Eßwaren anlangt.

Was ist dem Auge des Sehenden verboten? Kauft der Sehende schlecht ein, dann ist er wohl oder übel selbst schuld daran. Der Blinde aber muß nehmen, was man ihm gibt. Ist der Blinde einmal krank und muß öfters zum Arzt gehen oder braucht er gar ambulatorische Behandlung, dann müßte seine Geldbörse wohl zum Überfließen gespickt sein, denn dann muß nicht nur die Fahrt für zwei Personen hin und zurück beglichen, sondern auch die helfende Führung entlohnt werden.

Warum haben die Schöpfer des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes (ASVG) die Blinden in verschiedene Gruppen aufgespalten? Auch jene Leidensgefährten, denen noch ein geringer Sehrest verblieben ist, sind in vielen Dingen des Alltagslebens auf Hilfe angewiesen und daher hilflos. Sie werden heute oder morgen wahrscheinlich, wie es schon oft vorgekommen ist, ihr kleines Sehvermögen ganz einbüßen. Eine Schicksalsgenossin, z. B. eine blinde Frau, die aber noch einen schwachen Sehrest besaß, verfehlte in einem Gasthaus den Ausgang, stürzte in einen Aufzugsschacht und brach sich beide Beine. Was hat ihr der Sehrest genützt? Warum stehen blinde Hinterbliebenenrentnerinnen nicht im Genuß des Hilflosenzuschusses? Hat nicht der Mann für sie gearbeitet und seine Versicherung eingezahlt? Wir empfinden das als ein Unrecht und als Unzulänglichkeit des ASVG.

Und nun höre ich manche sagen: „Der Blinde soll halt in eine Versorgungsanstalt gehen, da ist er unter seinesgleichen, hat keine Sorgen und tut sich viel leichter." Darauf möchte ich antworten: „Es gibt ja gar nicht so viele Heime, daß man alle Blinden darin unterbringen könnte." Freilich gibt es unter den blinden Menschen solche, die sich in einem Heim geborgen fühlen und mit ihrem Los dort zufrieden sind. Aber ich glaube doch, daß die Mehrzahl der Blinden den schweren Lebenskampf gerne auf sich nimmt, weil sie gerade in diesem Lebenskampf den Inhalt und die Erfüllung ihres Daseins finden. Deshalb sollten die öffentlichen Stellen endlich zur Einsicht kommen und sich der Forderung der Zivilblinden nach Hilflosenzuschuß und Blindengeld, nach einer ausreichenden Erhöhung der Blindenrente nicht länger verschließen.

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

BLINDENWAREN

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte, schriftliche oder telefonische Bestellung.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32-0-81

Blinde in aller Welt

Westdeutschland

Vor einigen Jahren wurde im Kontrollraum des Nordwestdeutschen Rundfunks ein Blinder angestellt. Als es sich zeigte, daß er seine Arbeit genauer verrichtete, als seine sehenden Kollegen, entschloß man sich, eine größere Anzahl Blinder Kontrollarbeiten verrichten zu lassen. Gegenwärtig sind beim Nordwestdeutschen Rundfunk zwölf Blinde als Kontrollore tätig.

Italien

In verschiedenen Blindenfachzeitschriften erschien unlängst ein Bericht, wonach angeblich in Italien eine gesetzliche Bestimmung existieren soll, die alle öffentlichen und privaten Arbeitgeber verpflichtet, schlechtsehende oder blinde Personen als Telefonisten anzustellen. Dieser Bericht hat sich in dieser Form als unrichtig erwiesen.

Die Blindenorganisationen in Italien haben einen Feldzug mit dem Ziel begonnen, Industrieunternehmungen und Ämter dazu zu bewegen, blinde Telefonisten in ihren Dienst zu nehmen. Man hofft dadurch, daß der Staat zu gegebener Zeit auf die Anstellung von blinden Telefonisten hinwirken würde. Allerdings ist man sich dessen bewußt, daß gesetzliche Zwangsmaßnahmen nicht die beste Methode sind, eine günstige Einstellung der Arbeitgeber den blinden Arbeitskräften gegenüber zu fördern. Die Folge könnte nämlich sein, daß Blinde, die bloß auf Grund einer gesetzlichen Bestimmung angestellt wurden, unter dem erstbesten Vorwand wieder entlassen werden. Überdies hat bei kleineren Firmen und bei Einrichtungen, wie zum Beispiel Spitälern, der Telefonist oft eine Nebenaufgabe, die nicht immer von einem Blinden ausgeführt werden kann.

Daß eine Einflußnahme von „oben" her, wenn diese unzeitgemäß erfolgt, wenig Aussicht auf Erfolg bietet, haben die Masseure erfahren. Vor einigen Jahren gelang es den italienischen Blindenorganisationen zu erreichen, daß das zuständige Ministerium an alle Spitäler ein Rundschreiben ergehen ließ, in dem empfohlen wurde, blinde Masseure anzustellen. Das Resultat war negativ. Darum ist man im allgemeinen der Ansicht, daß man jetzt mit den blinden Telefonisten lieber einen anderen Weg beschreiten soll, und zwar will man in der Praxis beweisen, daß der Arbeitgeber durch einen blinden Telefonisten einen Vorteil hat. So soll die Bereitschaft der Unternehmer, Blinde zu beschäftigen, erhöht werden. Erwähnt sei noch, daß bei Telefonzentralen, die von Blinden bedient werden, sowohl das akustische System als auch das mit Tastknöpfen Anwendung findet. Das erstere im allgemeinen bei kleineren, das zweite bei größeren Zentralen. Übrigens verfügt man in Italien erst über geringe Erfahrung, denn bisher sind nur 20 blinde Telefonisten tätig. Jedes Jahr werden in mehreren italienischen Städten drei bis vier Monate dauernde Kurse zur Ausbildung von blinden Telefonisten abgehalten.

Vereinigte Staaten

Im Staate Pennsylvania hat eine private Blindenorganisation in Zusammenarbeit mit der Abteilung „Blindenhilfe" des Gesundheitsministeriums die Initiative zur Schaffung der ersten fahrenden Augenklinik in den USA ergriffen. Der als Untersuchungsraum eingerichtete Autobus bringt den Augenarzt in die ländlichen Gebiete, wo viele Leute untersucht werden und manchem von ihnen eine Behandlung verordnet wird, um dessen Sichtvermögen sich vorher noch niemand gekümmert hatte. Es besteht die Absicht, eine Organisation ins Leben zu rufen, welche den Blinden, die ans Haus gebunden sind, nützliche lohnbringende Arbeit verschaffen will.

KARL HANS JÜLLIG:

Arzt und Auge

„Lege deine beiden Hände auf den Block“ befiehlt der Scharfrichter des Königs Hammurabi dem Arzte. Irr schweifen die Blicke des Gefesselten nach der scharfen Hacke, welche herbeigebracht wird.

„Was wollt Ihr mit meinen Händen?“

„Tun, wie es in den Gesetzen unseres weisen Königs steht! ‚Wer in der Nähe eines der Augen meiner Untertanen mit scharfen Werkzeugen arbeitet und dabei den Verlust eines Auges herbeiführt, dem sollen beide Hände abgehauen werden!‘“

„In Anus und Ellils Namen — was kann ich dafür, daß es mir diesmal nicht geglückt ist? Ich habe schon so vielen Menschen geholfen, und ich habe es immer für sehr kleinen Lohn getan!“

„Ob klein oder groß, das ist gleich! Der Erfolg spricht gegen dich, und wer Mißerfolg hat, der muß gestraft werden, denn die Götter wissen ganz genau, wem sie Erfolg gewähren.“ — Ein durchdringender Schrei. Die Hacke ist niedergesaust und hat beide Hände des unglücklichen Arztes abgehauen. Man verbindet dem ohnmächtig Zusammengesunkenen die Stummel seiner Arme, damit er nicht verblute und dem weiteren qualvollen Leben entfliehe und schleift ihn dann vor das Gerichtshaus, wo man ihn in der prallen Sonne Mesopotamiens liegen läßt. So des öfteren geschehen um das Jahr 2000 v. Chr.

Ist es zu verwundern, daß unter solchen Gepflogenheiten die ärztliche Kunst nur sehr langsame Fortschritte machte? Wer an Leichen anatomische Untersuchungen anstellen wollte, wurde als Leichenschänder verfolgt, und die Hände wurden einem abgeschlagen, wenn man beim Operieren Mißerfolg hatte. Da überließ man die Behandlung des Sehorganes lieber den Priestern, die zum Obersten Gerichtshof gute Beziehungen hatten und sich überdies meistens daran genügen ließen, durch Beten oder Beschwören das Ihre zur Heilung beizutragen. Dann regnete es auf jeden Fall Opfergaben und wenn ausnahmsweise eine Heilung eintrat, war es obendrein ein Wunder. Von „sieben Augenwundern“ zeugen auch die Weihetafeln von Epidauros.

Aristoteles hatte eindringlichst empfohlen, durch Anatomie das Wesen und die Funktionen der Organe zu studieren. Doch 2000 Jahre vergingen, ohne daß seine Weisung ernsthaft befolgt worden wäre. Die Herren mit gepuderten Perücken, eleganten Kniehosen und Schnallenschuhen, die, den Doktorhut auf dem Kopfe, den rotausgeschlagenen Mantel über der Schulter und den langen magistralen Stab in der Hand hatten, um ihr Kinn nachdenklich darauf zu stützen, jene Ärzte, die Molière so treffend karikierte, besaßen noch zu Beginn der Neuzeit und weit darüber hinaus keinerlei anatomische oder pathologische Kenntnisse des Sehorgans. „Wie die Sonne mitten in den Planeten, das Herz mitten im Körper, der König inmitten seines Reiches, der Papst inmitten der Christenheit — also sitzt auch der heilige Humor mitten im Auge. Alles, was im Auge selbst noch sich findet, ist nur der Linse wegen da“, orakelten sie. Das Wort „Humor“, bedeutet in diesem uns humorvoll anmutenden Satze „Lebenssaft“.

„Was ist das Wesen des Stars?“ fragt ein wißbegieriger Patient jener Zeit seinen Arzt. Dieser zieht die Stirnfalten hoch: „Ein graues oder weißes Häutchen vor der Linse, bisweilen auch Schleim.“

„Und wie entsteht der Star?“

„Es ist ein Ausschwitzen oder Gerinnen der vorderen Augenflüssigkeit unter der Pupille. Bisweilen wird der Star auch durch den Genuß von Zwiebeln hervorgerufen.“

„Ja, ja — Zwiebeln — das wird es sein!“

„Oder hat er vielleicht gar Meerrettich gegessen — Fische oder Krebse?“

„Ja! Krebse!“

„Nun — da hat man es ja!“ — Aber nun wird der Arzt überdies inquisitorisch: „Auch die Sünde kann Star bewirken. Wie steht es damit?“ Der Patient wird betroffen. Gewiß — er ist sich mancher Sünde bewußt. Er hat alles abgebeichtet — aber du mein Gott — da haben wir die zeitliche Strafe!

Der Arzt schränkt ein: „Auch zersetztes Sperma schlägt sich aufs Auge. Zu viel der Enthaltsamkeit kann auch zum Star führen. Mancher Heilige ist schon erblindet!“ — O weh — entweder ist es die Sünde oder die Enthaltsamkeit, für die man büßen muß! — „Es kann freilich auch vom Gehirn her kommen. Man erinnere sich der vielen Denker, die am Ende erblindeten. Darum wird der Star auch gerne das innere Hirnfell genannt. Die Araber wieder meinten, Wasser sei ins Auge hinab gestiegen — daraus entstand der Begriff des Wasserfalles oder der Cataracta.“ Der Arzt prunkt mit Worten. Naturwissenschaftliche Studien oder chirurgische Eingriffe zu machen, ist unter seiner Würde. Derlei überließ man damals den Badern, Quacksalbern, Hühneraugenschneidern und — Starstechern.

Ein solcher kommt 1704 auf den wimmelnden Marktplatz der altertümlichen Reichsstadt Wetzlar. Seine Prunkkarosse wird von vier Schimmeln gezogen und trägt nebst Augenbildern und Zeugnissen von gelungenen Kuren die große lateinische Aufschrift: „Wer das Augenlicht gibt, gibt das Leben.“ Der Starstecher hat dafür gesorgt, daß ihm Seiltänzer, Affen, Gaukler und dressierte Bären unter klingendem Spiel vorangezogen sind. Die Volksbelustigung kann beginnen und ihr Höhepunkt ist das „Abstechen“ der Blinden. Der berühmte Doktor besteigt die Bühne, welche der Bärenführer eben verlassen hat. Ein stadtbekannter Blinder wird auf einen Stuhl gesetzt. Der Operateur nimmt auf seinen Knien rittlings Platz. Nun holt er die mit Alraunen und Pentagrammen kunstvoll verzierte Starnadel aus dem Hut, zieht sie zwecks Reinigung und Schlüpfrigmachung durch den eigenen Mund und dann sticht er sie dem laut aufheulenden Starblinden unter Hersagung von Beschwörungen, Zauberformeln und Paternostern seitlich ins Auge und fischt darin so lange herum, bis es ihm gelingt, die Starlinse umzulegen und der Blinde schreit: „Gnade! Es ist genug — ich sehe!“ Dann wird die Nadel herausgezogen und wieder in den Hut gesteckt. Der Starstecher verneigt sich, führt sein Opfer umher und der Patient muß nun bezeugen, daß, was und wen er sehe. Hat er irgend jemanden oder etwas erkannt, so ist er „geheilt“ und nun geht's ans Zahlen. Kann oder will er dies nicht tun, so packt ihn der Starstecher am Haarschopf, zieht den Kopf nach vorne und schlägt so lange aufs Hinterhaupt, bis der Star wieder nach vorne ins Pupillargebiet aufsteigt und dem Ärmsten das Augenlicht wieder verdeckt. — Jeder Starstecher hat freilich seinen besonderen Stil. Man kann die Starnadel vor Gebrauch auch mit Kerzentalg, Öl und besonders gerne mit Ohrenschmalz präparieren! Menschliches zu Menschlichem!

Ein solcher Starstecher war Doktor Eysenbarth; von ihm sagt das Lied:
„Es litt ein Mann am schwarzen Star —
Das Ding, das ward ich gleich gewahr —
Ich stach ihm beide Augen aus
Und so bracht' ich den Star heraus.“

Doktor Eysenbarth starb 1727 zu Münden als „Preussischer Raht“.

Die Rettung der Augenleidenden aus dieser Barbarei erfolgt durch die Wissenschaft. Schon 1604 hatte Johannes Kepler eine neue und richtige Theorie des Sehens aufgestellt. 1651 erkennen Quarré und Lasnier, daß sie beim Starstich nicht ein Häutchen, sondern die Linse selbst umlegen. 1745 ist das Entscheidungsjahr, in welchem Daviel, der Hofarzt Ludwig XV., zum ersten Male den Star durch Extraktion der Linse behebt. Fünf Jahre später wird diese Methode in Paris allgemein. Zugleich wendet sich die Staatsautorität energischer gegen die umherziehenden Starstecher, und Friedrich der Große droht dem skrupellosen John Tailor mit dem Galgen, wenn er sich vermißt, noch einmal an die Augen seiner geliebten Untertanen zu rühren. Endlich

— hundert Jahre später — im Jahre 1850 ereignet sich das wichtigste: Hermann von Helmholtz in Königsberg ersinnt den Augenspiegel.

Als Virchows Schüler Albrecht von Gräfe dieses Instrument zum ersten Male in die Hand bekommt, ruft er aus: „Helmholtz hat uns eine neue Welt erschlossen!“ Und jetzt geht es an ein begeistertes Durchforschen des geheimnisvollen Augenhintergrundes. Alle krankhaften Veränderungen der Netz- und Aderhaut, des Sehnervs und des Glaskörpers können nun einwandfrei festgestellt werden.

Die Alten können nicht mit. Sie erlernen die Technik des Spiegelns nicht und dies ist für sie Grund genug, gegen die neue Errungenschaft Front zu machen. Der junge Gräfe, der in Berlin einen heilandsmäßigen Zulauf hat, wird von seinem Vordermann, Professor Jüngkens angefeindet. Das Schwarze Brett der Universitätsklinik wird ihm verboten. Er darf nicht lesen. Auf eigene Faust muß der seltene junge Mann, der auch in seinem Äußeren an einen Heiland gemahnt, in der Privatklinik seine Forschungen und Neuerungen vollenden. Sein Werk ist die neue Methode, die tükischeste Augenkrankheit, das Glaukom, den Grünen Star, operativ durch Wegschneiden eines Teiles der Regenbogenhaut (Iridektomie) zu bekämpfen. Mit zweiundvierzig Jahren, 1870, schließt dieser Bahnbrecher der Augenheilkunde, von der Lungenschwindsucht hingerafft, die eigenen Augen für immer. Nur zwei Jahre konnte er als Jüngkens Nachfolger an der Universität wirken.

Endlich fand der Schweizer Gonin die kühne Methode, die abgelöste Netzhaut mit Hilfe elektrischer Funken, die auf das aus der Höhle etwas herausgedrehte Auge von rückwärts gesprüht werden (die sogenannte Elektrokoagulation), mit hochfrequenten Strömen, durch Brandnarben wieder an der Aderhaut zu befestigen und so diese bisher für verzweifelt gehaltenen Fälle zu mehr als 60 % zu retten. Das Kokain entkleidete all diese zum Teil sehr schmerzhaften Operationen ihrer Schrecken. Diese Wohltat empfing die Menschheit im Jahre 1859 aus Niemanns Händen.

So stehen wir in Andacht vor den Wundertaten des Forschergeistes und der Kunst bahnbrechender Männer, die mit dem Firlefanz der Wort-, Hut- und Wunderdoktoren aufräumten.

Arbeit am Ich

Die kleinen Schwächen legt man am schwersten ab, so wie man der Moskitos weit schwerer Herr wird als des Skorpions oder der Schlange. Und so ist es recht eigentlich das Kleine, was den Fortschritt der Menschheit aufhält: Gedankenlosigkeit, Unaufmerksamkeit, Trägheit, Lauheit.

Chr. Morgenstern

*

Das beständige Streben des Menschen muß darauf gerichtet sein, die Summe des Leids und der Grausamkeit zu verringern; das ist die erste menschliche Pflicht.

Romain Rolland

*

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Schiller

Sie fragen — wir antworten

Frau Maria L., Wien XVIII., schreibt uns:

„... Als ich unlängst in der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten vorgesprochen habe, beobachtete ich einen Blinden, der ganz selbständig die Wahlscheibe des Telefons betätigte. Wie ist dies möglich, wenn man die Buchstaben und Ziffern nicht sieht?..."

Antwort der Redaktion: Die Buchstaben der Wahlscheibe von rückwärts nach vorne gelesen, ergeben das Wort „Zylmurbafi", während es von vorne nach rückwärts gelesen „Ifabrumlyz" heißt. Also ein Schlüsselwort, mit dessen Hilfe jeder gewünschte Buchstabe leicht gefunden werden kann.

Die niederen Ziffern werden von Null ausgehend und die höheren Ziffern von Neun ausgehend gewählt. Bitte schließen Sie einmal Ihre Augen und versuchen Sie es selbst. Es ist gar nicht so schwer.

*

Frau Dorothea H., Wien III., schreibt:

„... Besten Dank für die Zusendung Ihrer Zeitschrift, die wir mit Interesse gelesen haben. Ich werde gerne für ‚Unser Schaffen' in meinem Bekanntenkreise werben."

Es freut uns, daß unsere Zeitschrift bei Ihnen so guten Anklang findet und wir werden stets bestrebt sein, den Wünschen unserer Leser weitgehendst entgegenzukommen.

*

Hofrat B., Wiener Neustadt:

„... Meine kürzlich verstorbene Gattin war immer eine gute Freundin der Blinden und ihrem Vermächtnis gemäß werden die Blinden immer auch auf meine Hilfe rechnen können."

Wir danken Herrn Hofrat B. für diese lieben Worte.

*

Herr M. Kl., Linz schreibt:

„... Bis zu welchem Alter kann jemand, der erblindet ist, die Blindenschrift erlernen?"

Lieber Herr Kl., das läßt sich nicht verallgemeinern. Es gibt später Erblindete in sehr vorgeschrittenem Alter, welche die Blindenschrift leicht erlernten, aber umgekehrt gibt es jüngere Blinde, die beim Erlernen große Schwierigkeiten haben. In unserer Doppelnummer vom Juli/August werden wir über die Blindenschrift und ihre Erlernung ausführlich berichten.

*

Herr F. aus Bregenz fragt an:

„... Der Inhalt Ihrer Zeitschrift gefällt mir ganz gut, aber der Titel allerdings weniger. Hätten Sie nicht einen geeigneteren finden können?"

Antwort: „Wir glauben nicht, daß in erster Linie der Titel einer Zeitschrift entscheidend ist, jedoch würde es uns nur freuen, wenn wir aus dem Kreise der Leser entsprechende Vorschläge erhalten würden."

Bitte, die Leser haben weiter das Wort!

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

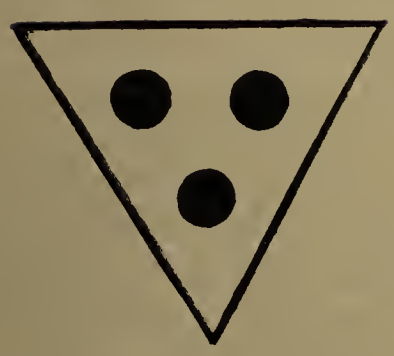
Doppelnummer 40 Seiten – Preisrätsel

Professor Dr. Friedrich Mansfeld, Josef Maria Tomanek, Ilse Oppel

unser Schaffen

AUS DEM INHALT:

Nicht schenken – sondern leihen
Das Licht der Liebe
Louis Braille und sein Werk
Der Heilige
Das Burgtheater am Michaelerplatz
Eine Blinde erlebt Lourdes
Garten der Wohlgerüche
Der weiße Stock
Humor von Adele Zaunegger



1. JAHRGANG HEFT 7/8 PREIS S 3.50 JULI/AUGUST 1956

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Nicht schenken – sondern leihen

(Zur Diskussion über das Thema Augenbank)

In den letzten Monaten befaßt sich die Presse immer wieder mit einem Thema, das in der Öffentlichkeit großes Interesse findet, worüber also von den Betroffenen selbst auch einmal eine Äußerung kommen muß. Es handelt sich um die Hornhautübertragung und im Zusammenhang damit um die Augenbank.

In verschiedenen Ländern haben sich Personen aller Altersstufen spontan bereit erklärt, nach ihrem Tode ihre Augen zur Verfügung zu stellen, damit durch Überpflanzung ihrer Hornhaut auf Lebende, das Sehvermögen von Blinden wiederhergestellt werden kann. Groß ist die Zahl der Helfer, aber verhältnismäßig gering ist die jener Menschen, die für eine solche Operation überhaupt in Frage kommen. Der weitaus größte Teil der Blinden kommt für eine Hornhautübertragung nicht in Betracht und wird daher auch niemals einen Vorteil von der Augenbank haben.

Nichtoperierbare Blinde

In Österreich gibt es noch keine Augenbank, wenngleich auch hier die Absicht zur Errichtung einer solchen besteht. Es taucht aber dabei die Frage auf, welchen Wert eine Augenbank hat, die unter Aufwendung großer Mittel und unter großen Opfern geschaffen werden soll, wenn sie doch nur einem Bruchteil der Blindenschaft zugute kommen kann. Wenn die Augenbank also nur bezweckt, die Namen der Augenspender zu sammeln, so würde sie in keinem Verhältnis zu der großen Masse nichtoperierbarer Blinder stehen.

Es wäre demnach notwendig, den Aufgabenkreis der Augenbank zu erweitern, oder eine zweite Bank zu schaffen, welche nicht die Spender ihrer Augen umfaßt, sondern jene Menschen, welche bereit sind, den Blinden ihre Augen zu **leihen.** Gerade jenen Blinden gegenüber, welche nicht operiert werden können, wäre es ein Unrecht, wenn sich die ganze Aufmerksamkeit und die Herzensgüte von hilfsbereiten Menschen nur dieser kleineren Zahl der Blinden zuwenden würde, denen mit der Hornhautübertragung geholfen werden kann, während die große Menge der Nichtsehenden vergessen bliebe.

Es sollte daher eine Einrichtung geschaffen werden, die das Problem der Hilfeleistung für jene Blinden in Angriff zu nehmen hätte. Es ist zweifellos ein Beweis von Großherzigkeit, edler Einstellung und großem Verständnis, wenn so viele Menschen bereit sind, nach dem Tode ihre Augen zu opfern und ihr Sehvermögen in anderen Menschen fortleben zu lassen, über den Tod hinaus also Helfer zu sein. Die gesetzlichen Voraussetzungen für die Hornhautverpflanzung nach dem Tode sind vorhanden und auch der Papst hat sich zustimmend dazu ausgesprochen.

Die Augenleihbank

Sollten alle diese opferfreudigen Menschen nicht aber auch bereit sein, nicht erst nach dem Tode ihre Augen den Blinden zu schenken, sondern sie herzuleihen, solange sie selbst noch am Leben sind? Natürlich handelt es sich nicht um die Augen selbst, die den Blinden ge-

liehen werden sollen, es handelt sich nur um das Sehvermögen.

Während die Menschen in eine Welt hineingeboren werden, die für Sehende, aber nicht für Blinde eingerichtet ist, sind doch soviele, noch dazu meist mittellose, dazu verurteilt, ihr ganzes Leben in Blindheit zubringen zu müssen.

So sehen wir neben einer Augenbank, welche jene Menschen erfaßt, die zugunsten der Blinden ihre Augen nach ihrem Tode opfern wollen, die Zweckmäßigkeit zur Errichtung einer **Augenleihbank.** Eine enge Zusammenarbeit beider Banken ist sehr naheliegend und empfehlenswert. Sollte aber eine solche noch nicht erreicht werden, weil viele Augenspender aus den verschiedensten Gründen nicht bereit sind, sich schon während ihres Lebens zu opfern, so würde dennoch der große soziale Wert beider Einrichtungen bedeutungsvoll sein.

Aber was soll das eigentlich heißen, seine Augen zugunsten der Blinden leihweise zur Verfügung zu stellen?

Diese Frage wird mancher Leser stellen, aber das Herz läßt ihn vielleicht rasch die richtige Antwort finden. Dennoch kann es nichts schaden, einige Erklärungen besonders jenen zu geben, welche noch nicht genügend Kenntnis über die Welt der Blinden und ihr Leben haben.

Daß gegenwärtig viele Blinde eine Familie gründen und durch fleißige Arbeit ihr tägliches Brot selbst verdienen, können die Sehenden häufig beobachten. Aber trotzdem erscheint es notwendig, die Aufmerksamkeit der großen Öffentlichkeit auf einige „Schatten" zu lenken, welche inmitten von so viel Licht oft ungesehen bleiben.

Hilfe durch Sehende

Tatsache ist, daß einerseits nicht alle Blinden imstande sind, so zu arbeiten, um sich ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Anderseits haben aber alle Blinden, ohne Ausnahme, und selbst jene, welche wirtschaftlich unabhängig sind, unvermeidliche zusätzliche Ausgaben, welche eben durch die Blindheit verursacht werden (Begleitung, Vorlesen und andere Betreuung). Das genügt, um die Notwendigkeit der Schaffung einer Rente, die man den Zivilblinden ohne jede Ausnahme genau so wie den Kriegsblinden schuldet, unter Beweis zu stellen.

Ein Blinder kann in höchstem Grade die Tugend der Pünktlichkeit besitzen und es wird ihm doch nicht immer gelingen, pünktlich zur verabredeten Zeit zu kommen, wenn er nicht eine Person zur Verfügung hat, die bereit ist, ihn zu begleiten. Ja, es fällt ihm sogar dann nicht immer leicht, pünktlich zu sein. Nicht selten aber begegnet man einem Blinden, der mangels einer Begleitperson sich der Verkehrsmittel, einschließlich des daraus erwachsenen Risikos bedient und ganz allein durch die Straßen marschiert und allen unvorhergesehenen Folgen ausgesetzt ist. Entspringt dies seiner Unvorsichtigkeit oder Unüberlegtheit, seinem Wagemut oder bloß einem zu großen Vertrauen in die Achtsamkeit der anderen? Ich glaube nicht.

Noch nach so vielen Jahren, die vergangen sind, erinnert man sich, daß der berühmte blinde Professor **Pierre Villen,** eine Blüte der französischen Hochschulprofessoren, das Opfer eines Verkehrsunfalles wurde, weil er ohne Begleitung durch die verkehrsreichen Straßen von Paris marschierte. Durch seinen Tod wurde das französische Blindenwesen eines seiner hervorragendsten Pioniere beraubt.

Ein Hilfsdienst für Blinde

Nun, welche Beziehung hat dies alles aber zu der erwähnten Augenleihbank? Ja, es besteht sogar ein enger Zusammenhang, und es müßte gerade auf die Begleitung von Blinden hingewiesen werden, weil jeder Blinde ohne Ausnahme immer der Führung eines Sehenden bedarf. Wenn sich in einer Stadt eine größere Zahl von Personen bereit findet, ihre Augen Blinden zu leihen und sie zu begleiten, dann könnte jeder Blinde, dem eine Liste der Helfer zur Verfügung stünde, jederzeit die benötigte Begleitperson haben. Diese Liste sollte enthalten: Adresse, Telefonnummer, die verfügbaren Stunden und Zeiten, Kultur-

grad, die bevorzugten Aufgabenkreise. So kann sich der Blinde im Bedarfsfalle die für einen bestimmten Zweck besonders geeignete Person auswählen und kann sich, wenn diese gerade verhindert ist, an eine andere aus der gleichen Liste wenden.

Um seine Durchführbarkeit zu beweisen, sei nur an jenen sozialen Dienst in den USA gedacht, der unter der Bezeichnung „W. V. S." (Woomen's Voluntary service — Weiblicher Frauenhilfsdienst) bekannt ist. Dieser soziale Dienst hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Blinden zu begleiten, wenn diese eine Begleitung benötigen. Es ist nur zu unterstreichen, daß diese hohe Aufgabe von Frauen ins Leben gerufen wurde, denn nach übereinstimmenden Erklärungen der Blindenfachleute erweisen sich Frauen als Begleitpersonen für Blinde am geeignetsten, da sie über besonderen psychologischen Einblick verfügen, welchen gerade diese Mission erfordert.

Es wäre notwendig, daß sich in einer „Vereinigung von Augenverleihern" jedes Mitglied bereit erklärte, für welche Aufgaben es besonders in Frage käme. Manche werden sich besonders als Reisebegleiter von Blinden eignen, andere haben Erfahrung im Verkehr mit Behörden und Ämtern, wieder andere werden das Vorlesen oder Spazierengehen vorziehen. Es werden selbst jene nicht fehlen, die bereit sind, für Blinde zu stenographieren, maschinzuschreiben, den Haushalt zu versorgen. Dazu käme noch jene große Anzahl von Personen, welche ihre anderen speziellen Fähigkeiten den Blinden zur Verfügung stellen würden.

Blindenhilfe ist Humanität

Die Bank, welche die Augen der Verstorbenen den Blinden vermittelt, arbeitet kostenlos, und das ist richtig. Das schwierige Problem des Augenverleihens müßte man jedoch von einem realen Gesichtspunkt aus in Angriff nehmen. Das Leben stellt seine Forderungen und nicht jeder hat die Möglichkeit, seine Zeit einfach zu opfern, selbst für eine so hohe Aufgabe, ohne eine, wenn auch noch so bescheidene Entschädigung. Andererseits wünschen auch die Blinden nicht alles umsonst zu empfangen, ohne dafür etwas geben zu können. Übrigens müßten sich die Mitglieder einer solchen Augenleihbank darüber aussprechen, unter welchen Bedingungen jeder einzelne bereit ist, seine Augen „herzuleihen". Seine Leihgabe wäre auf jeden Fall ein Edelstein am Bau eines grandiosen Monumentes, dessen Sinn die Unabhängigkeit der Blinden bedeuten würde.

Trotz seiner Beziehungen zur Welt der Sehenden wird ein Blinder immer sofort an seine Blindheit erinnert, wenn er erkennen muß, daß sie ihn in eine unüberwindliche Abhängigkeit von anderen Menschen bringt. Wenn er aber auf seinem schweren Weg gute Augen findet, die ihm rasch und vor allem freudig, sei es in heiteren, sei es in trüben Situationen des Lebens, seine Augen ersetzen, dann wird er die Blindheit nicht mehr so schwer tragen und die Abhängigkeit nur in dem Maße fühlen, wie diese allen Menschen gemeinsam ist. Denn kein Mensch ist in dieser Welt wirklich unabhängig, alle sind wir aufeinander angewiesen.

Das wissen die Blinden sehr gut. Aber was sie quält, ist, daß sie sehr oft keinen Ausweg aus der durch die Blindheit hervorgerufenen Abhängigkeit finden. Gerade diese Lücke im Leben der Blinden könnte durch die „Augenleihbank" ausgefüllt werden. Es ist ungerecht, Blinde, weil sie auf die Führung anderer Menschen, auf Vorlesen oder andere Hilfsdienste angewiesen sind, als Krüppel, Körperbehinderte oder arme Teufel zu bezeichnen.

Ebenso wäre es absurd, alle Menschen als Krüppel zu bezeichnen, die wegen Zeitmangel oder Ungeschicklichkeit nicht alles allein machen können. Darum ist die vorgeschlagene Augenleihbank auch nicht eine Angelegenheit der Wohltätigkeit, sondern eine Einrichtung, mit ausschließlich sozialem Charakter, in voller Übereinstimmung mit den modernsten sozialen Auffassungen der Welt, in der wir leben.

*

Es wurde über die Hornhautübertragung schon viel gesprochen und geschrieben und es wird sicher noch lange darüber berichtet werden. Es ist der aufrichtige Wunsch aller Blinden, daß möglichst viele derartige Operationen einen positiven Erfolg zeitigen und daß das Leben der Hornhautspender in jenen Menschen fortleben möge, denen sie mit ihrem hochherzigen Geschenk das Augenlicht wieder ermöglicht haben.

Es ist aber nötig, daß neben der „Bank für Augenspender" auch eine „Bank für Augenverleiher" errichtet wird. So werden die Augenheilkundigen und Blindenfürsorger gegen die Blindheit in edlen Wettstreit zur Gewinnung aller Kategorien der Bevölkerung treten, sei es im physischen oder im sozialen Sinne. Dadurch werden sie zu wahren Helfern der Blinden, welche durch ihre oft unglaublich scheinende Anpassung an das Leben im Dunkel ihrer Welt wunderbare Beispiele dessen liefern, was die Kraft des guten Willens und die Macht des Geistes vermögen.

JOSEPH JACOBS:

Ein Blindenhund holt Hilfe

(Eine wahre Begebenheit)

Halle ist eine mitteldeutsche Stadt mit mehr als 200 000 Einwohnern und in ihren Hauptstraßen ist ein stets zunehmender Verkehr von Autos, Straßenbahnen und anderen Fahrzeugen.

Franz Biedermann ist blind und als Handwerker in der Blindengenossenschaft „Ernst Thälmann" beschäftigt, deren Werkstätten sich im Blindeninstitut in Halle befinden. Pflichtgetreu geht er täglich an seinen Arbeitsplatz und erfüllt dort die ihm zugeteilten Aufgaben. Heute beabsichtigt er nach Arbeitsschluß eine bekannte Familie zu besuchen, die in einer verkehrsreichen Straße wohnt. Er macht sich mit seinem treuen Führerhund Tell auf den Weg. Ob einer von beiden, ob Franz Biedermann oder Tell nicht gut aufpaßten? Wer kann es sagen. Aber ich weiß, daß plötzlich, als Franz Biedermann die Straße zu seinem Ziele überschritt, ein Auto daherkam, ihn erfaßte und zu Boden schleuderte.

Da liegt der tote Franz Biedermann, denn die Räder des Autos sind mitten über seinen Körper hinweggegangen und daneben steht Tell. Er bellt, winselt und heult, denn er weiß, daß sein Herr bereits tot ist. Er überlegt nicht lange, was er tun soll und läuft, immer schneller. Er läuft über die Straße zu dem Haus, in welchem die Familie wohnt, die sie heute besuchen wollten. Er geht über die Stiege und bellt und bellt, aber die Wohnungstüre ist geschlossen.

In der Küche sitzt die Hausfrau, fleißig Strümpfe stopfend. Sie hört nicht sofort das Bellen, aber plötzlich wird sie aufmerksam, denn Tell wird immer lauter, ja, er bellt schon ganz wütend. Sie legt die Stopferei weg und geht hinaus, und der Wohnungstüre steht der brave Tell. Er faßt sie mit seinem Maul beim Kleid und zieht und zerrt. Sie begreift nicht gleich, was das bedeutet und fragt: „Nun, mein lieber Tell, wo hast du deinen Herrn gelassen?" Noch stärker zieht der Hund jetzt an ihrem Kleid, läßt los und rennt über die Stiegen hinunter und führt so die Frau zu seinem toten Herrn. Sie sieht sofort, was sich ereignet hat, ruft Hilfe herbei und bald erscheint der Leichenwagen und nimmt den toten Franz Biedermann mit.

Liebe blinde Freunde, behandelt euren Hund immer gut! Er hilft euch und führt euch widerspruchslos, wie es von den Menschen vielleicht nur eure Allerliebsten tun. Diese Geschichte ist ein Beispiel der Freundschaft eines Führerhundes zum Blinden.

(Aus der italienischen Blindenzeitschrift „Esperanto Ligilo")

ILSE OPPEL:

DAS LICHT DER LIEBE

In der Aprilnummer unserer Zeitschrift berichtete eine Blinde über Probleme der blinden Frau. Eine Mitarbeiterin von „Unser Schaffen" besuchte eine blinde Hausfrau, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, ob ein Haushalt auch wirklich ohne Augenlicht bewältigt werden kann.

„Ich habe Sie schon erwartet", sagt Frau W. herzlich, schüttelt mir rasch die Hand und tritt beiseite, um mir Gelegenheit zu geben, mich in ihrer kleinen, aber blitzsauberen Wohnung ein wenig umzusehen. Ich bin angenehm überrascht; solche blütenweiße Tischtücher und den vor Sauberkeit funkelnden Küchenherd habe ich in den Wohnungen so mancher sehenden Hausfrau nicht vorgefunden — ganz zu schweigen von dem gemütlichen Wohnzimmer, in dem eine geradezu mustergültige Ordnung herrscht.

„Sie müssen es entschuldigen, falls ich beim Zusammenräumen irgendwo einen Schmutzfleck übergangen haben sollte", sagt Frau W., „meine Schwester, die meinen Haushalt hin und wieder kontrolliert, war nämlich diese Woche noch nicht hier..." Erst da wird es mir wieder bewußt, daß ich bei keiner Sehenden zu Gast bin. Frau W. greift rasch nach einer Schachtel, die in der Mitte des Tisches liegt und bietet mir eine Zigarette an. „Wollen Sie mit mir Kaffee trinken?", fragt sie mich.

Tastende Finger

Ich begleite Frau in die Küche und sehe ihr zu, wie sie mit unnachahmbarer Gewandtheit Kaffee, Kaffeemühle und Kaffeemaschine aus der Kredenz holt, den Kaffee reibt, das Gas anzündet und die Kaffeemaschine auf die kleingedrehte Flamme stellt. Und während Frau W. die gewohnten Handgriffe verrichtet, erzählt sie mir von ihrer Kindheit, die trotz manch bitterer Erfahrung schön war, weil ihr eine verständnisvolle Familie das mangelnde Augenlicht durch viel Liebe und Herzenstakt ersetzte.

„Ich erinnere mich noch ganz genau an die Zeit, als ich, wie andere Menschen, sehen konnte", sagt Frau W., „ich erinnere mich beispielsweise an Nachmittage, an denen ich mit meinen Geschwistern in der Sandkiste hockte und Sandkuchen buk, an die Bilder im Zimmer meiner Mutter, an die Straßenbahn und an die Farben der vielen Blumen..." Vier Jahre alt war Frau W., als das Unglück mit der Fensterscheibe ihr das Augenlicht bis auf einen winzigen Sehrest raubte. Einige Monate später schwenkte eine Nachbarin ein glühendes Kohlenbügeleisen, traf das Gesicht des Kindes, und auch mit dem kärglichen Sehrest war es vorbei. „Es war auf einmal ganz finster um mich geworden", erzählt Frau W. „Aber meine Geschwister brachten mir duftende Blüten, nahmen mich auf weite Spaziergänge mit und behandelten mich in jeder Weise so liebevoll, daß ich mich von ihnen nicht ausgeschlossen fühlte..."

Dann wurde Frau W. Zögling des Blindeninstitutes. „Der erste Tag war schrecklich, sagt sie. „Alle meine Mitschülerinnen umringten mich, ihre tastenden Finger fuhren gleichzeitig über mein Gesicht, mein Haar, meine Hände und mein Kleid. Erst im Blindeninstitut lernte ich, was es bedeutet, blind zu sein."

Stimmen aus der Dunkelheit

Arme verstoßene Kinder, deren Eltern sich ob ihres Blindseins schämten, erzählten Frau W. täglich von ihrem traurigen Los. Zu diesen Stimmen gesellten sich die der Lehrer, und später — gleichsam eine Stimme, die sich greifen ließ — die Blindenschrift aus den Lehrbüchern, die Frau W. einen Großteil ihres Wissens vermittelten.

1918 mußte das Blindeninstitut den Kriegsblinden überlassen werden und Frau W., die neben verschiedenen Handarbeiten auch das Maschinschreiben erlernt hatte, arbeitete drei Jahre lang in einer Blindendruckerei. Durch einen Zufall lernte sie dann ihren späteren Mann

kennen — ebenfalls einen Blinden, der im „Bund der später Erblindeten Österreichs“ in leitender Stellung tätig war. Es wurde eine mustergültige Ehe. „Als mein Mann vor vier Jahren starb, hielt mich nur der Gedanke an meine Tochter aufrecht“, sagt Frau W., die noch heute mit ihrer Tochter im gemeinsamen Haushalt lebt. „Meine Inge arbeitet als Beamtin. Können Sie sich vorstellen, daß es mein Mädel einmal gar nicht glauben wollte, als man ihr in der Schule sagte, ihre Eltern seien blind?“ Ein Lächeln huscht über Frau Ws. Gesicht mit den stets gesenkten Augen und sie erzählt: „Du hast doch immer alles gefunden, Mutti, du hast für uns gekocht und mich angezogen, hat mein Mäderl vor vielen Jahren einmal zu mir gesagt... Nein, Mutti, du kannst nicht blind sein!“

Mutterfreuden

Frau W. hat am Geräusch erkannt, daß der Kaffee kocht. Einige Zeit läßt sie ihn ziehen, dann gießt sie ihn vorsichtig über dem Wasserleitungsbecken in die Schalen ein, trägt die beiden vollen Schalen auf den Tisch im Wohnzimmer. „Ach, ich habe ganz auf die Bäckerei vergessen“, meint sie und holt eine große Schüssel voll Vanillekipferl aus der Kredenz. „Selbstgebacken?“ frage ich, und Frau W. nickt bescheiden. „Ja, ich backe gern. Ein Bekannter hat mir meinen Küchenwecker zu einer tastbaren Stoppuhr umgebastelt, seitdem brauche ich beim Kochen nicht mehr die Zeit zu zählen. Außerdem riecht man es meist, wann man eine Speise aus dem Backrohr nehmen muß...“

Immer wieder erzählt mir Frau W. von ihrer Tochter und ich erkenne, daß einer Blinden Ehe und Mutterfreuden wahrscheinlich viel mehr bedeuten als einer anderen Frau, die sich dank ihres Sehvermögens wohl Anspruch auf ein normales Leben zumißt. Frau W. belauschte jeden Atemzug ihres Kindes, sie deutete jeden Schrei, jedes Schweigen ihrer Tochter. „Riech, Mutti, wie schön ich mich gewaschen hab'“, sagte die kleine Inge einmal. Das blinde Ehepaar W. sah darauf, daß ihr sehendes Kind auch außerhalb der Schule Umgang mit sehenden Menschen pflegte. „Ich stehe heute völlig allein, aber ich freue mich, wenn meine Tochter an ihren freien Tagen mit anderen jungen Menschen beisammen ist“, sagt Frau W. und beweist dadurch eine viel vernünftigere Mutterliebe als manche sehende Frau, die ihr Kind oft aus Egoismus an sich zu ketten sucht.

Die Erfüllung ihres Lebens

„Während meiner ganzen Ehe war ich so etwas wie die Sekretärin meines Mannes“, erklärt mir Frau W. stolz, „und ich glaube, daß ich auch meine Mutterpflichten nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt habe...“ Noch heute macht es Frau W. Spaß, ihrer Tochter mitunter das Frühstück ans Bett zu bringen oder ihre Schuhe zu putzen. Natürlich ärgert sie sich auch, wenn Inge gedankenlos ist und eine Kastentür offenläßt, so daß sich die blinde Mutter dann daran stößt — oder wenn Inge etwa den Zucker nicht an den gewohnten Platz stellt und Frau W. in der ganzen Wohnung danach tasten muß.

„Entschuldige, Mutti, ich vergeß' immer wieder, daß du blind bist“, sagt dann manchesmal die Tochter, und dieses

Frau W. bei der Näharbeit

Wort freut Frau W. im tiefsten Grunde ihres Herzens. Kann man sich als blinder Mensch denn überhaupt etwas Schöneres wünschen? Daß sogar die engsten Familienangehörigen auf das Blindsein vergessen, weil man sich solche Mühe gab, auch ohne Augenlicht ein vollwertiger, selbständiger Mensch zu sein?

„Der Haushalt bereitet mir keine Schwierigkeiten mehr", sagt Frau W. und zeigt, wie gut sie einen Socken stopfen kann. Sogar selber einfädeln kann sie. „Das Gemüse lasse ich nach dem Putzen vorsichtshalber nochmals von der Nachbarin ansehen, beim Kartoffelschälen greife ich die ‚Augen' ohnedies, die Knödel lassen sich mit dem Kochlöffel berühren, wenn sie ‚oben' sind, die große Wäsche trage ich in die Wäscherei, die kleine Wäsche besorge ich allein, den Braten kann ich riechen und schmecken, das kochende Wasser kann ich hören — was also sollte mir Schwierigkeiten bereiten?" Dann gesteht mir Frau W., daß ihr mitunter das Wegputzen von Kohlenstaub recht schwer fällt... Und noch etwas: Frau Ws. Geruchsinn ist so fein entwickelt, daß sie bekannte Menschen meistens riecht, bevor sie noch den Mund auftun... Auch das schauderhafte Durcheinander in mancher fremden Wohnung kann sie hören und riechen!

„Nur manchesmal, wenn sich meine Tochter ein neues Kleid anschafft, bin ich traurig, daß ich es nicht sehen kann...", sagt Frau W. Im großen und ganzen hat sie sich mit ihrer Blindheit ausgesöhnt, ja, in vielen Fällen aus der Not sogar eine Tugend gemacht. Auch wenn sie beschämt schweigen muß, wenn ihr Freunde die Schönheiten Italiens in aller Farbenpracht begeistert schildern, und wenn sie auch niemals ein Museum besuchen konnte, weil die Schaugegenstände hinter glatten Vitrinengläsern liegen, bejaht sie den Sinn und Zweck ihres Lebens.

„Aber ich glaube nicht, daß ich mich ohne die Liebe und Güte jener Menschen, die mir nahestehen, mit allem so leicht abgefunden hätte", bekennt sie zuletzt.

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

DER HEILIGE

Von Rocca di Papa schrien die Fanfaren, flammten die Fahnen, jauchzte die Freude. Nach langem Streit besuchte der Kaiser den Papst, um alle Zwistigkeit zu enden: der Träger der weltlichen Macht und der dreifachen Krone schlossen Frieden. Darum ritten unten im Tal die Ritter und Reisigen, schritten die Prozessionen, jubelte das Volk.

Der Hirtenbub, der oben auf den das Tal überschirmenden Felsen die tägliche Schafherde austrieb, sah mit brennenden Augen hinab. Mit da unten zu sein unter den Großen der Erde, mitreiten dürfen, mitbejubelt werden im strahlenden Zug und nicht die ärmlichen Tiere hüten müssen, wozu seine Armut ihn zwang: oh, er fühlte Kraft und Blut genug in seinen Adern, um dort unten dabei sein, vielleicht auch einmal Harnisch und Krone tragen zu können, wie mancher vor ihm, der aus kleinen Anfängen emporgestiegen und nun mit den Mächtigen gebot!

Ungeduldig trieb er ein aus der Herde gelaufenes Tier zurück, sah wieder angestrengt hinunter... Nun wurde die große Kaiserfahne auf dem Hauptturm von Rocca di Papa gehißt, im Tal ritt ein stahlschimmernder Zug immer näher, einer voraus auf dem edel ausgreifenden Araber: der Herr der Welt, der Kaiser! Doch unter dem großen Burgtor quoll es nun hervor im endlosen Zug von Ornaten und Prunk, und über allem schwebte zu Häupten der Tragstuhl mit der einen weißen Gestalt, die segnend die Hand hob, dem Heranreitenden entgegen. Hirt und Herr der Schlüssel Petri, Mittler und Bewahrer im Streit der Erde: der Papst.

Ein leises Geräusch im Rücken ließ den Buben sich wenden; unweit im Grase kniete eine gebückte Gestalt und sah angestrengt in das Wogen der Halme und Gräser. Mit einem Sprung war der Hirt bei ihm. Er kannte ihn gut seit Jahren, da er auf seinen Wanderwegen das erste Mal in die Gegend gekommen war: der kleine Bruder in der einfachen Kutte, den sie den Heiligen nannten. „Bruder Francesco, warum bist du nicht unten im Tal, wo alle sind? Ich glaubte dich auch dabei."

Der andere schüttelte den Kopf. „Was soll ich dabei, ein kleiner Bruder der Bäume und Tiere unter den goldenen Herren der Welt?" Der Bub warf die Arme weit. „Oh, ich möchte dabei sein, für mein Leben gern!"

Francesco lächelte leise: „Du bist noch jung, da darf man noch alles wünschen, auch das Tolle und Widersinnige!" Wieder starrte der Hirtenbub hinab. „Warum nennt Ihr das toll und widersinnig — das herrliche Bild, die Waffen und Fahnen! Schaut, jetzt ist der Papst vom Sessel gestiegen und der Kaiser vom Pferd! Sie gehen einander entgegen."

Da keine Antwort kam, drehte er sich um, der Bruder kauerte noch immer am Boden und sah ins Gras. „Was machst du, Bruder Francesco, komm und schau!" Der andere streifte sorglich die Halme auseinander. „Was soll ich mehr sehen als hier in Gras und Erde?" Der Bub fragte neugierig. „Was gibt es denn da, das schöner ist als das Herrliche, Große, da unten?

Francesco deutete vor sich hin. „Schau, wie hier der Bruder Regenwurm an der Schwester Schnecke vorüber will. Sie kann nicht weiter, da er sich vor ihr ringelt, und er kommt nicht über ihr glattes Haus hinweg. Ringsumher ist Gras und Stein und Raum genug, und doch liegen sie seit einer Viertelstunde voreinander und kommen nicht weiter."

Der Junge stieß einen erregten Schrei aus. „Bruder Francesco! Nun umarmt der Papst den Kaiser, alle Glocken läuten, die Ritter rufen und schwingen die Waffen!" Geläut und Lärm stieg aus der nahen Tiefe.

Bruder Francesco nickte zufrieden: „Schau, jetzt sind Schnecke und Wurm

miteinander eins geworden und haben den Fleck Erde, der ihnen hier gehört, geteilt. Er kriecht vorbei und sie gibt Raum. Liebe Schwester Schnecke, guter Bruder Wurm!" Langsam richtete er sich auf; der Knabe sah noch immer mit verzückten Augen hinab. „Ist das schön, die Farben, der Glanz, die Helle!" Der Bruder nickte: „Das hab' ich auf meinem Flecklein Erde auch gesehen!"

Francesco blickte neben dem Knaben ins Tal. Der feierliche Zug der vereinigten Streiter verschwand nun langsam im Torbogen. Papst und Kaiser gingen nebeneinander. Toll schwoll der Jubel des Volkes und die Glocken von Rocca di Papa läuteten in den hellen Mittag.

Der Knabe klammerte sich an einen Strauch, um nicht zu stürzen, so weit hing er auf dem steilen Abhang vor, um alles in sich aufzunehmen. Bruder Francesco zog ihn freundlich, aber bestimmt zurück. „Laß das jetzt, Giovanni, sonst fällst du hinunter und tust dir weh oder wirst noch übel ausgelacht. Was glaubst du, würden der Herr Papst und der Herr Kaiser sagen, wenn der Giovanni plötzlich vom Himmel fiele?" Der Bub lachte fröhlich auf, das Bild gefiel ihm und brachte ihn irgendwie näher dem ersehnten Ziel. Er zerrte an dem Ärmel des Mönchs, bog ihn zu sich nieder. „Was glaubst du, Bruder Francesco? Werd' ich auch einmal in der Welt mitschreiten und mitreiten dürfen?"

Francesco lächelte leise; es war ein holdes Lächeln, das die Gräser heller machte, die Bäume jubelnder und vor dem das Brausen und Tosen unten verschwand. — „Oh, der kleine Giovanni hat große Träume! Vielleicht erfüllt sie dir Bruder Gott einmal zum Segen der Erde, vielleicht erfüllt er sie dir besser nicht, zu deinem eigenen Heil!"

Der Bub sah ihn verständnislos an. Francesco deutete mit der Hand auf die im Sonnenglast des Sommers versprengten Schafe. „Bis dahin ist es aber besser, Giovanni sorgt für seine Herde, die ihm jetzt anvertraut ist. Mehr kann der gewaltige Kaiser und kann auch der große Papst nicht, als für das ihnen Anvertraute zu sorgen. Wenn jeder dieses tut, dann sind wir alle einig in Gott. Jeder muß betreuen, was ihm Gott besonders verliehen hat: andres vermag auch der kleine Giovanni nicht zu tun, selbst wenn er einmal der große Giovanni geworden ist. Glück auf!"

Beschämt und doch mit einem Jauchzen lief der Bub zu seinen Schafen. Vor Rocca die Papa verebbte der Prunk des Straßenfestes. In der Burg wurde nun das große Mahl von Papst und Kaiser gehalten.

Lächelnd verschwand Francesco, den sie den Heiligen nannten, zwischen den Ölbäumen des Grabens, ohne noch einen Blick auf Schloß und Fest und Volk hinabzuwerfen. Die Augen des Knaben folgten ihm voll Liebe. — Die Schafe lagerten geruhig im Mittag und der helle Sonnenschein glänzte über der friedvoll geeinigten Welt.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

FRIEDRICH SACHER:

Das Ständchen

In einem Marktflecken, in dem ich vor Jahren ein paar Sommertage verbrachte, befindet sich ein kleines, sehr altes Schloß, das mich schon wegen seiner ungewöhnlichen Bauform anzog. Der Hauptteil war nämlich ein einstöckiger Rundbau. Er war im Kreis um einen winzigen Brunnenhof errichtet. Zwei einander gegenüberliegende breitgewölbte Torwege machten ihn zum Durchhaus. Das Gebäude wendete dem Hof eine Art Säulenlaube zu und im Obergeschoß einen halb offenen Rundgang, über dessen Brüstung hängende Kapuzinerkressen wucherten, bunt und fleischig. Aus der Ferne glich der Bau einem niedrigen, dicken Turm.

In diesem aufgelassenen Jagdschlößchen wohnte längst kein Fürst und kein Herzog mehr. Im Gegenteil, nur ganz arme Leute hausten darin. Es gehörte der Gemeinde. Diese hatte seine Räume umbauen, unterteilen lassen. Und so wurde es jetzt als Armen- und Altersheim verwendet.

Der einstige Schloßteich hinten, etwas höher gelegen, war in eine öffentliche Badeanstalt umgewandelt worden. Wollte man sie aufsuchen, mußte man durch den Schloßbau hindurch. Auch ich geriet eines Nachmittags dorthin. Abends dann, bei der Rückkehr, sah ich auf dem Rundgang hinter den Blumen in der letzten Sonne ein junges und so unirdisch schönes Mädchen sitzen, daß ich fast darob erschrak.

Daß sie jung und schön war, sahen andere auch. Aber da stand ein Bursche unten im Hof beim Brunnen, gewiß kein zufälliger, sondern ein „vorsätzlicher" Besucher, und schäkerte hinauf. Er stand wohl schon länger hier und war vielleicht nahe daran, sich zu verabschieden; denn er fragte jetzt das Mädchen dreist, aber im Scherz, ob es heute nicht doch mit ihm ins Grüne komme, Gras schneiden usw. „Nein", sagte errötend das Mädchen, „es habe die Sichel verloren."

Diese anmutige Antwort verwirrte mich ganz, als sei ich auf einen anderen Stern geraten. Ich hielt im Gehen inne und brauchte eine Weile, um zu mir zu kommen. Dann aber legte ich dem jungen Mann, der unterdessen mit dem Mädchen weiterplänkelte, die Hand auf die Schulter; ich wisse den Weg ins Grüne auch, und dort einen Haselstock für ihn.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr!" sagte das Mädchen. „Er könne ja wieder gehen", greinte der Bursche zum Spaß. Gerade das hätte ich nie bezweifelt, meinte ich. Da ging er wirklich. Er grüßte. Ich grüßte die verwunschene Prinzessin auch, aber folgte dem Burschen auf dem Fuße nach. „Klette!" sagte er wie erbost zu mir. „Ja", sagte ich, „eine Klette hängt sich an und sticht." So ging das zwischen uns eine Weile hin und her.

Dann aber bot ich ihm eine Zigarette an, und wir kamen ernsthaft ins Gespräch. Ich ersah daraus bald, daß der scheinbar lockere Bursch in Wahrheit ein gesetzter junger Mann war, der das Leben kannte, seine Mücken und Tücken und seine Grausamkeit. Auf meine Frage, ob er denn das Mädchen liebe, und wie weit sie miteinander stünden, erfuhr ich nun, daß er für seine Person bereits gebunden, verheiratet sei und auch schon ein Kind habe, daß aber das Mädchen und er noch von ihrer frühesten Kindheit an, von ihrer gemeinsamen Schulzeit her, einander auf eine burschikose Art gut seien und daß er daher, seit sie das Unglück betroffen habe, manchmal zu ihr hinausgehe am Abend auf einen kleinen Plausch, solange sie noch hier sei, um sie ein wenig aufzuheitern, so erbarme sie ihn.

„Was denn für ein Unglück?" fragte ich bestürzt.

„Ach, Sie haben es also auch nicht bemerkt!" antwortete der junge Mann. „Ja", meinte er, „man merkt es nicht sogleich, wegen der fast unversehrten Augensterne, sie ist nämlich blind."

JOSEF MARIA TOMANEK:

Das Burgtheater am Michaelerplatz

Es ist ein Vergnügen, den Ereignissen nachzuspüren, die der Geburt dieses Hauses vorangingen, und die Geschichte der menschlichen Entwicklung zu betrachten, die dann die Französische Revolution zeitigte. Zu sehen, wie Lessing in Hamburg erstmalig eine Dramaturgie des Theaters schrieb, wie Sonnenfels dem Hanswurst und der Stegreifkomödie erfolgreich zu Leibe rückte, wie die Thespistempel von den üblen Possenreißern gesäubert und so der Boden für den Aufbau einer gediegenen Literatur und vornehmer Schauspielkunst geschaffen ward. Der Glaube an die Menschenrechte und der Humanismus brauchten ein Sprachrohr, Geist und Seele bedurften einer Pflegestätte, und Joseph II. gab sie ihnen in der Form eines nationalen Theaters.

Das alte Burgtheater am Michaelerplatz war ursprünglich ein Haus, in dem das Ballspiel gepflegt wurde. Solche Häuser gab es in der Himmelpfortgasse, am Franziskanerplatz und in der Teinfaltstraße. Als die Belustigung des Ballspiels aus der Mode kam, zogen mit Beginn des 18. Jahrhunderts wandernde Komödianten in solche Ballhäuser ein.

Das scheunenartige Hofballhaus
1741 bis 1888 in Verwendung als Theater, davon 1. April 1776 bis 12. Oktober 1888 als „Burgtheater am Michaelerplatz“

Auch das Hofballhaus am Michaelerplatz, ein scheunenartiges Gebäude, an die Nordwestecke der alten Hofburg direkt angebaut, wurde nicht mehr als Ballhaus vom kaiserlichen Hof benützt und stand leer.

Kaiserin Maria Theresia überließ es nun am 11. März 1741 dem Theaterunternehmer und Direktor des Kärntnerthortheaters Selliers zur Gründung des „Königlichen Theaters nächst der Burg“. Selliers mußte sich jedoch verpflichten,

Einlaßtür
zum „Burgtheater am Michaelerplatz“
Einlaß zur letzten Vorstellung am 12. Oktober 1888. (Aquarellierte Federzeichnung von Andreas Weith.)

dieses Hofballhaus zu einem Opern- und Komödienhaus auf eigene Kosten herzurichten und dort täglich zu spielen.

So könnte man den 11. März 1741 als den eigentlichen „ursprünglichen“ Geburtstag des Burgtheaters ansehen, wenn man nur das Gebäude als solches und als Theaterstätte in Betracht zieht, denn als spezielle Schauspielbühne wurde es erst vom Jahre 1811 ab geführt. Vorher wechselten Opern, Ballette und Singspiele mit französischen, italienischen und deutschen Komödien ab. Auch der Innenraum wurde mehrmals geändert und umgebaut.

So wurde nach Selliers später das schmucklose Haus von einem andern Direktor durch den Architekten Weißkern erweitert, innen und außen verschönert, die Bühne gegen den Michaelerplatz zu erweitert, innen und außen verschönert, (Schmalseite) erhielt durch diese zugebaute Erweiterung eine neue Fassade, hohe Bogenfenster und einen kleinen Balkon.

Auf seine Rechnung kam keiner der vielen Pächter und Direktoren, so daß sich Kaiser Joseph II. schließlich veranlaßt sah, das Theater nächst der Burg ab 8. April 1776 als Hofburgtheater zur Gänze in seine eigene Obhut zu nehmen. Seit diesem Tag waren nun alle Schauspieler „Hofschauspieler".

So wurde dieses unansehnliche Gebäude am 8. April 1776 die Geburtsstätte eines Kunstinstitutes, das mit den Jahren unter dem Namen „Burgtheater" einen Weltruf erlangen sollte. Freilich, mit der bloßen Verordnung des Kaisers, daß das Theater nächst der Burg von nun an „teutsches Nationaltheater" heißen solle, und mit der Übernahme des Ensembles des bisherigen Pächters in den kaiserlichen Dienst war noch keine grundlegende Änderung des bisherigen Usus geschaffen; mußte doch durch den Mangel an geeigneten Stücken auch dem Singspiel noch durch Jahre hindurch ein weites Feld eingeräumt werden, ein Umstand, der nur dadurch erfreulich zu nennen ist, als er neben französischer und italienischer Musik auch Mozarts Werken die Möglichkeit gab, in dem Theater nächst der Burg uraufgeführt zu werden. Am 16. Juli 1782 wurde „Die Entführung aus dem Serail", am 1. Mai 1786 „Die Hochzeit des Figaro", zwei Jahre später „Don Giovanni" und am 26. Jänner 1790, vier Wochen nach dem Tode Kaiser Josephs, „Cosi fan tutte" aufgeführt.

Gerade im heurigen großen Mozart-Gedenkjahr, das Österreich und die ganze Welt feiert, ist diese theatergeschichtlich interessante Tatsache als Erinnerung bemerkenswert: **Mozart in der Hofburg am Michaelerplatz.**

Die Zeiten gingen weiter und viele Jahrzehnte später kam für das Hofburgtheater am Michaelerplatz das Ende. Am 12. Oktober 1888 fand dort die letzte Vorstellung statt. Kaiser Franz Josef hatte bereits 1870 die Zusage gegeben, dem Burgtheater eine ähnliche Stätte zu schaffen, wie sie 1868 dem Hofoperntheater am Ring entstanden war. Nach einer langen Bauzeit von 1874 bis 1888 fand am 14. Oktober 1888 die Eröffnungsvorstellung des Hofburgtheaters im neuen Haus am Ring statt.

(Fortsetzung folgt)

Burgtheatergebäude am Ring

Erbaut 1874 bis 1888 von Gottfried Semper und Karl Hasenauer, eröffnet 14. Oktober 1888, zerstört durch Brand 12. April 1945, wiedereröffnet 15. Oktober 1955

Feierstunde vor dem Dom

Dunkel und steil ragen die Mauern des Doms auf. Menschen hasten vorüber. Unaufhörlich rollen die Rädern vorbei. Dazwischen Hupensignale und abgerissene Worte. Ein Blinder steht im Gedränge vor der Pforte. Seltsam wartend und horchend ist sein tief gefurchtes Antlitz gehoben — so, als suchte es nach einem Lichtschimmer, nach irgendeiner Helligkeit. Ahnt er in dem lauen Luftstrom, der da über die Dächer herabfegt, den Frühling?

Wie schön malt sich vielleicht jetzt in der Vorstellung des Blinden der Himmel mit seinen Wolkenbildern ... Und er kann doch nicht einmal das Spiegelbild in den Fenstern der anderen Straßenseite sehen.

Unaufhörlich rollen die Räder vorbei. Keine Pause für das Ohr, keine Pause für die Seele, die ja so müde ist, ach so müde! Und die so gerne fern sein möchte, draußen irgendwo an den Grenzen dieser hastenden Welt, wo noch Bäume stehen und vielleicht jetzt im Winde schwanken ...

Mag sein, daß der Blinde nur die Straße überqueren will; aber niemand achtet seiner. Ich trete heran und frage. Doch der Mann schüttelt den Kopf: „Danke, ich muß warten." In diesem Augenblick schwebt hoch herab vom Dom der erste Glockenton der Mittagsstunde. In schweren Wogen hallt er über die Dächer. Da wendet sich das Antlitz des Blinden empor und aus seinen gefurchten Zügen leuchtet ein Lächeln. Die Offenbarung einer Feierstunde geht über seine Gestalt.

Darauf also hat er gewartet! Die Glocke ruft ihn aus dem Getriebe heraus, aus unserer Welt, die wir uns selbst erbaut haben und die ihn beengt. Aus den Ketten unseres Geistes ruft sie ihn empor in die freie Mittagsstunde, in die Feier des Selbstbesinnens.

Die Wagen aber flitzen vorbei. Nur blitzt es plötzlich von ihnen auf; tausend Funken, zurückgeworfen von Glas und gebogenem Stahl, tausendfach zerlegt der Widerschein der hervortretenden Sonne! Halten sie nicht an, all die eilenden Schritte? Wer beachtet die glitzernde Weihe, die in einem einzigen Augenblick dem toten Grau der Straßen und seinem rastlosen Treiben eine Seele gibt? Wohin zielt all das Rennen? Fühlt niemand, daß tausend Fünkchen göttlicher Liebe über ihm walten? Auf Millionen Rädern hastet die Unrast über die Erde — wohin? Spürt sie, was sie verloren hat und spornt sie ihre Räder zu immer rasenderem Tempo, um das Verlorene wiederzufinden? Wiederzufinden die Ruhe, den Frieden — sich selbst?

Blinder Mann an der Pforte des Doms, was haben wir dir voraus? Vielleicht nur dies, daß wir leichten Sinnes vorübergehen, du aber ... Nein, wird dir denn der Verzicht schwer? Kannst du nicht lächeln, während wir in unserer Hast kein Lächeln kennen? Um dich ist es licht; wir aber gehen in unserer Hast. Bist du uns nicht voraus? Wir eilen noch, doch du wartest ... Wartest auf das Läuten der Glocken! Du kannst warten. Wir haben das in unserem Herzen verlernt. Vielleicht bist du nicht mehr Mensch der Gegenwart, nicht mehr Sinnbild von unserem gemeinsamen Schicksal. Vielleicht bist du das Menschenlos von morgen? Und es muß erst unser Herz beklommen schlagen, wie das deine, daß wir lernen: Warten zu können. Vielleicht (es wäre schrecklich, zu denken) müssen wir erst dahin gelangen, wo du stehst?

Du hast gewiß die Feierstunde in ihrer ganzen Größe und Schönheit erlebt und hast in den lichten Himmel gesehen. Wir aber, mit offenen Augen, haben nur den Widerschein gesehen auf Glas und gebogenem Stahl und auf dem Spiegelglas der Fenster da drüben, und vielleicht nicht einmal den ...

Gertrud Anger
Wien-Währing

MARIA FRANK:

UNSERE NÄHSTUBE

Die Ausbesserung von Wäsche, Kleidern oder Anzügen gehört nicht zur Lieblingsbeschäftigung vieler Hausfrauen. Denn kaum hat man unter Anstrengung und Zeitaufwand alles in Ordnung gebracht, muß man wieder von vorne beginnen.

Fällt den sehenden Frauen die erwähnte Arbeit nicht immer leicht, so sind sie doch imstande, sie selbst auszuführen und mit dem Problem der Instandhaltung der von der Familie benützten Sachen fertig zu werden. Ganz anders aber liegen die Dinge bei der blinden Frau, denn nicht nur, daß ihr diese Arbeiten ebensowenig Freude bereiten, wie ihrer sehenden Kollegin, so ist sie häufig außerstande, etwas allein zu machen, wozu das sehende Auge unbedingt erforderlich ist.

Jeder Haushalt benötigt Obsorge

Gewiß, es gibt auch sehr geschickte blinde Frauen. Sie besorgen mit peinlichster Sauberkeit und Genauigkeit ihren Haushalt und sie selbst, der Gatte und — wenn welche da sind — auch die Kinder sind immer sauber gekleidet. Es soll hier nur am Rande erwähnt werden, daß, um das gleiche Resultat zu erreichen, bei der blinden Frau ein viel größerer Aufwand an Konzentration und Körperkraft nötig ist.

Die Kinder der nichtsehenden Mütter zerreißen genau so ihre Hosen, wie die aller anderen. Man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie nicht ebenso wie andere Buben spielen und herumtollen. Die Mäderln blinder Mütter sind nicht bescheidener als andere und manches Kleidchen muß auf Glanz hergerichtet werden. Der Gatte geht zur Arbeit und manchmal passiert auch mit seiner Garderobe ein Unglück. Der Overall ist wieder durch, dort und da fehlen ein paar Knöpfe und die Manschetten sind zerfranst. Dazu kommen noch Bettwäsche, Handtücher, Vorhänge und was es noch alles im Haus gibt, das der sorgenden Hand einer Frau bedarf.

Hat die blinde Frau das Glück, noch eine Mutter oder Schwester zu besitzen, so kann sie bei diesen auf Hilfe rechnen. Jedoch die meisten unserer Schicksalskolleginnen haben dieses Glück nicht mehr. Sie plagen sich allein ab und es will doch nichts ordentlich gelingen. Man hat seinen Kummer mit den verschiedenen Farben, die zueinander passen sollen, die man aber nicht mehr ausnehmen kann. Es ist peinlich, sich immer wieder an fremde Personen wenden zu müssen, vor allem, weil man sich in eine gewisse Abhängigkeit von ihnen begeben und ständig Bittender und Dankender sein muß.

Die Hilfsgemeinschaft greift ein

Vor acht Jahren hat die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs eine Einrichtung geschaffen, durch welche mit einem Schlag das Problem der Wäscheausbesserung und Kleiderinstandsetzung ihrer Mitglieder gelöst ist. Es wurden einige Nähmaschinen angeschafft und mehrere Näherinnen eingestellt, das heißt, unsere Nähstube geschaffen.

Alle Mitglieder unserer Organisation können ihre reparaturbedürftigen Sachen in die Nähstube bringen. Dort werden sie von der Leiterin übernommen, Datum der Übernahme und Stückanzahl werden in ein Buch eingetragen und dem Überbringer wird das Datum der Fertigstellung bekanntgegeben. Ist das Mitglied selbst eine blinde Frau, so darf sie alle Kleider und Wäsche auch von ihrer Familie bringen, ist das Mitglied aber ein Mann, der eine sehende Frau hat, so werden nur die dem Blinden gehörigen Gegenstände übernommen. Es gibt aber viele alleinstehende Mitglieder, denen selbstverständlich alles ausgebessert wird.

Manches, das in die Nähstube gebracht wird, ist wirklich nicht mehr zu reparieren. Es handelt sich dabei oft um unbrauchbare Bettwäsche, um zerschlissene Herrenhemden u. dgl. Nicht selten schafft die Nähstube dann Ersatz und dadurch freudige Überraschung bei den Betroffenen.

Nach der Reihe, so wie die Pakete eingelangt sind, werden sie behandelt. Haben die fleißigen Näherinnen der Nähstube ihr Werk vollbracht, alles schön ausgebessert oder aus Altem Neues gemacht, dann wird alles gebügelt und wieder fein säuberlich verpackt. Das Paket ist abholbereit und wartet nicht lange auf seinen Besitzer.

Der Wäschekasten daheim ist ja nicht so voll, in den Kriegsjahren konnte man nicht viel nachschaffen und später war alles zu teuer und das Einkommen der Blinden sehr klein. „Danke schön" oder „Vergelt's Gott", das ist alles, was beim Abholen benötigt wird. Da gibt es keine Rechnung, keinen Kassenzettel — unsere Nähstube arbeitet vollkommen gratis für die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft.

Segensreiche Tätigkeit

Viele Tausende Stücke an Bettwäsche, Hemden, Kleidern, Männeranzügen und vieles andere wurden in den Jahren des Bestandes der Nähstube ausgebessert oder durch neue ersetzt. Praktische und somit wertvolle Hilfe konnte geleistet werden. Wie aber kann die Nähstube arbeiten, wenn die Betreuten dafür nichts bezahlen müssen? Diese Frage tritt wiederholt an uns heran.

Die Hilfsgemeinschaft richtet alljährlich einen Aufruf an die gutherzigen und hilfsbereiten Blindenfreunde, ihr gutes Werk zu unterstützen. Sie tut dies nie vergeblich. Viele Firmen und Privathaushalte stellen der Nähstube Flick- und Nähmaterial kostenlos zur Verfügung. Manchem sehenden Blindenfreund sind in den letzten Jahren die Kleider etwas zu eng geworden oder gefallen ihm nicht mehr und da wandern sie zu uns in die Nähstube, werden hergerichtet und bald findet sich ein Mitglied, welches dringend ein Kleidungsstück benötigt und erhält.

Dank der Hilfe, die von der Allgemeinheit gegeben wird, kann die Nähstube die so notwendige und segensreiche Tätigkeit in vollem Umfange auch weiterhin ausüben.

Unrast

Kann nicht ruhen, kann nicht rasten,
immer tasten
meine Finger,
Finger einer Blinden,
die von allen Dingen
lernen will.
Still —
denn jetzt finden
sie im leeren Raume
einen Halt.
Bebend suchen sie Konturen,
lebend in den Spuren
unbekannter Welten.
Wie im Traume
suchen sie zu lesen
von dem weichen Saume,
wem er zugehörig,
und gelehrig
fühlen sie den Stoff;
Und ich wähne Farben,
die ich nie gesehen —
Ob sie brennen
wie die Narben,
die das Leben schlug?
Oder weich sind,
wie das Wasser,
das den Nachen trug?
Oder linde, wie die Winde
über Wangen spielen
in den Juninächten?
Welchen Mächten
ist dies alles untertan?
Wollen sie uns blind,
bleiben ewig wir das Kind,
das in seinem Wahn
es unternimmt,
Meere
mit der Muschel auszuschöpfen?
Leere —
wieder suchen, tasten
meine Finger in dem Nichts —
tasten — tasten —

Maria Zwinz-Breyer

PREISRÄTSEL:

„Der Bücherwurm"

„In unserem Redaktionsraum befinden sich in einer Bücheretagere wohlgeordnet von links nach rechts 16 Bände eines Konversationslexikons. Leider sind zwei Bände vom Wurm durchfressen, und zwar von der ersten Seite des 1. Bandes bis zur letzten Seite des 2. Bandes. Jeder Band ist 8 cm dick und jeder Umschlagdeckel 0,25 cm. Insgesamt ist daher jeder Band 8,5 cm dick."

Frage: Wieviele Zentimeter des Lexikons wurden vom Wurm durchlöchert?

Lösungen und Verlosung

Schreiben Sie die Rätsellösung sowie Ihren vollen Vor- und Zunamen und Ihre Adresse deutlich leserlich auf eine Postkarte und senden Sie die Postkarte bis längstens 15. September 1956 an die Redaktion „Unser Schaffen", Adresse Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Wien XII, Singrinergasse 19.

Durch unparteiische Auslosung aus den eingesandten richtigen Rätsellösungen erhalten 18 Einsender je einen der folgenden Anerkennungspreise. Die Preiszuerkennung erfolgt unter Ausschluß jedes Rechtsweges.

Die Preise

1. bis 3. Preis: Je eine Besengarnitur, poliert, rot oder schwarz.
4. bis 6. Preis: Je ein Warenbons für Blindenwaren im Werte von je S 20.—.
7. bis 8. Preis: Je eine Bücherkassette mit 7 Bänden.
9. Preis: Buch von Oskar Maurus Fontana „Katastrophe am Nil".
10. Preis: Buch von Walter Ollrogge „Karl und Michael".
11. Preis: Buch von Max Ehnl „Messenhauser Wien 1848".
12. Preis: Buch von Leo Weißmansel „Der Liebesadvokat von Athen".
13. bis 15. Preis: Je ein Buch von Theodor Sapper „Kornfeld".
16. Preis: Buch von Ernst Machek „Erfolg im Leben".
17. und 18. Preis: Je ein Buch von Lernert-Holenia „Spangenberg".

Die Verlautbarung der Auflösung des Rätsels und die Namen der ausgelosten Gewinner erfolgt in der Nummer 10 (Oktober 1956). Die in der Provinz wohnenden Preisträger erhalten die Preise per Post (portofrei) zugesandt.

Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden

Viele Blinde haben sich als Telefonisten, Stenotypisten und in anderen Berufen emporgearbeitet und sich einen Wirkungskreis geschaffen. Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die

BLINDENWAREN

unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte, schriftliche oder telefonische Bestellung.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32-0-81

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Louis Braille und sein Werk

Louis Braille gilt heute mit Recht als einer der berühmtesten Männer der Weltgeschichte. — Eine solche Behauptung ist sicher kühn und für jeden, der sie zum ersten Mal hört, schier anstößig. Glücklicherweise sind wir in der Lage, ihre Stichhältigkeit zu beweisen. Es muß doch um alles in der Welt mit einem Menschen schon eine besondere Bewandtnis haben, dessen Leichnam 100 Jahre nach seinem Tod auf einem kleinen Dorffriedhof exhumiert und in den Invalidendom nach Paris überführt wird.

Die erhabene Schrift

Louis Braille war zwar weder ein Heerkönig wie Alexander der Große noch ein Dichterfürst wie Homer; er hat weder ein Weltreich geschaffen noch ein Kunstwerk von unvergänglicher Schönheit gestaltet; trotzdem werden ihn noch die spätesten Enkel preisen. Was er ersann, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Verfahren, durch das es tiefunglücklichen Menschen — den Blinden — immer wieder möglich sein wird, sich aus Not und Elend herauszuarbeiten, und durch die Ebenbürtigkeit ihrer Leistung gleichberechtigt als Brüder unter Brüdern in der Gemeinschaft aller Menschen zu leben. Ersann er doch nicht mehr und nicht weniger als das Verfahren, Buchstaben durch erhabene Punkte darzustellen und so für den Tastsinn faßbar zu machen. Damit hat er etwas Ungeheures geleistet. Dadurch ist jeder blinde Mensch imstande, Wörter und Sätze, Gedanken und Entschlüsse so niederzuschreiben, daß er sie selbst leicht wieder lesen und mit anderen durchsprechen kann. Was das besagt, begreifen wir erst, wenn wir bedenken: Hiedurch sind auch für einen Menschen ohne Licht die Tore der Geisteswelt aufgeschlossen und er kann sich so wie jeder andere am Aufbau und Ausbau der Kultur beteiligen. Dadurch ist er befähigt, das gleiche wie alle anderen zu sein: Mensch unter Menschen.

Was für das höchste Hochziel der Menschheit gilt, trifft selbstverständlich auch für alle niedrigeren Stufen der Geistigkeit zu. Darum gibt es unter den Blinden nicht nur Philosophen und Dichter, Rechtsanwälte, Lehrer und Zeitungsleute, sondern auch Prokuristen, fremdsprachliche Korrespondenten, Stenotypisten und Telephonisten, die nicht mehr gezwungen sind, sich allein als Korbflechter oder Bürstenbinder durchs Leben zu fretten. Erst standen bei den lichtlosen Leuten die Musiker und Klavierstimmer in hohem Ansehen. Seit der Erfindung des Rundfunks, der Schallplatte und des Tonbands sind diese Berufe aufs schwerste gefährdet oder so gut wie abgedrosselt. Zum Glück sind die Blinden anpassungsfähig und entdecken immer wieder neue Wege, um sich durchzusetzen.

Die Vorläufer

Um die Erfindung der Blindenschrift ist es ganz ähnlich bestellt wie um die Entwicklung der Dampfmaschine. So wie James Watt Vorläufer hatte, hatte auch **Louis Braille** Vorgänger. Wollte man sie alle aufzählen, müßte man mit den Hirten beginnen, die ähnlich wie die südamerikanischen Indianer verschieden gestaltete Knoten in Schnüre knüpften oder geschnitzte Hölzchen als Marken gebrauchten, die sie einander zusandten. Wir erinnern uns zunächst nur des ausgezeichneten Jesuitenpaters **de Lana**, der rechtwinkelig gestellte Linien in Papier preßte und in die nun spürbare Winkelöffnungen ebenfalls tastbare Punktgruppen druckte. Dieses überaus geistreiche System gedieh niemals über die Stufe eines ersten Entwurfes hinaus. Damals (1670) gab es noch keine Blindenschulen, an denen es hätte durchgeprobt werden können. Zu jener Zeit gab es wohl schon Blindenorganisationen. Diese

waren geistliche Bruderschaften, die sich darauf beschränkten, den Hunger ihrer Mitglieder zu stillen und ihre Nacktheit zu verhüllen.

Zum Glück war Padre **de Lana** von der Richtigkeit seines Gedankens so überzeugt, daß er einen Aufsatz schrieb und den Herausgeber einer Zeitschrift überredete, ihn abzudrucken. Das tat dieser auch schon im Hinblick auf die Rührung der geschätzten Leser. Sobald die Sache ihre Wirkung getan hatte, mochte sie ruhig — wie so vieles andere Wertvolle — verstauben.

Zum Glück für die blinden Leute blieb jedoch ein solches Heft in irgendeinem Bücherregal erhalten und fiel 1807 einem gewissen **Charles Barbier de la Serre** in die Hände. Der war ein Heimkehrer aus den damaligen französischen Kolonien, in denen er sich als Feldmesser durchgebracht hatte. Nun, nach seiner Rückkehr wollte er sein altes Offizierspatent wieder ausnützen, das er seinerzeit in Rennes erworben hatte. Rennes war zur Zeit der bourbonischen Könige eine berühmte Offiziersschule. Deswegen wurde Charles, der jüngere Sohn eines nicht eben begüterten Adelsgeschlechtes, dorthin gebracht. Hier war er der Jahrgangsgenosse eines indessen sehr berühmt gewordenen Mannes: Napoleon Bonaparte, der so wie er 1768 das Licht der Welt erblickte.

Während sich dieser von den Wogen der Revolution in die Höhe tragen ließ, verzog sich Barbier in die Stille der Kolonien. Jetzt, nach seiner Rückkehr wollte Barbier etwas Besonderes leisten, um in der Armee besser vorwärtszukommen. Das war nicht mehr und weniger als ein besonderes Schriftsystem, das er „êcriture nocturno“ oder „Nachtschrift“ nannte. Mittels dessen sollte es jedem Soldaten möglich sein, auch längere Nachrichten bei Nacht in Feindnähe ohne Licht zu lesen, waren die Zeichen der neuen Schrift doch tastbar. Sie bestanden aus 5 waagrechten Reihen zu je 5 Punkten untereinander. Weil es sich um eine technische Erfindung handelte, mußte sich Barbier umsehen, ob nicht Prioritätsansprüche vorlägen. Auf der Suche nach solchen stieß er auf den Aufsatz **de Lanas**, welcher ihn sehr förderte.

Barbier hatte bei den Militärs während der Kriegszeit kein Glück. Als der Friede dauerhaft erschien, wandte er sich mit seinem Vorschlag an die Pariser Akademie. Die beschäftigte sich eingehend mit der Sache, kam aber nach einem Jahr (1820) zu dem Ergebnis, daß sie militärisch nicht verwertbar sei. Um den Offizier nicht zu sehr zu kränken, empfahl ihm der Referent, sein Verfahren doch für die Blinden zu verwerten.

Im Institut „des jeunes aveugles“

Barbier hatte es satt, sich mit Behörden herumzubalgen. Er sammelte auf eigene Faust etliche blinde Leute um sich und lehrte sie das Lesen nach seiner Schrift. Erst als sie das konnten, und als unwiderlegbare Tatsachen vorlagen, ging Barbier in das „Institut des jeunes aveugles“. Dieses war damals nächst der Porte Saint Victor in einem uralten Gebäude untergebracht, das zum Teil noch aus dem 13. Jahrhundert stammte. Dort traf er — wider alles Erwarten — eine sehr freundliche Stimmung. So stolz man dort auch war, daß die blinden Zöglinge das Lesen und Schreiben erlernten, war man sich doch vollkommen klar darüber, daß das bisher angewandte Verfahren nur zu etwas führte, das man bestenfalls als Zirkuskunststück bezeichnen konnte. Im Vergleich dazu war das Angebot Barbiers ein unermeßlicher Fortschritt. Aber wirklich zufrieden waren die Blinden mit dem Dargebotenen noch nicht, wenn sie auch zugaben, Buchstaben aus Punkten wären besser tastbar als Buchstaben aus Linien. Der Einfall war wertvoll und mußte weiter verfolgt werden!

Braille experimentiert

Es bildete sich unter den Zöglingen sogleich eine Arbeitsgemeinschaft, die sann und sann, aber nicht nur träumte, sondern auch probierte und experimentierte. Einer von den Verbissensten war damals schon einer von den Kleinen, ein

Tastende Finger — der Weg zu den Errungenschaften der Welt

elfjähriger Bub, ein gewisser **Louis Braille.** Da das Kind auch sonst anstellig und manierlich war, ließ **Dr. Pigners** es gewähren. Der tief gläubige Arzt, der aus dem Krankenhaus St. Sulpice zu den blinden Leuten herübergewechselt hatte, war auch als Schuldirektor im Innersten von der altchristlichen Weisheit überzeugt, daß man alles Lebendige wachsen lassen müsse, und daß es am besten gedeihe, wenn man die Entfaltungsfreude, die Gestaltungskraft anrege. In ihm hatte der Mechanismus der Zeit diese Einsicht noch nicht verschüttet. Für ihn brauchte sie nicht erst wieder ausgegraben zu werden. Er war stets für eine allseits harmonische Entfaltung. Deswegen wußte er auch, wie wichtig es ist, die Menschen zur Dankbarkeit zu erziehen. Darum veranstaltete er im Sommer 1821 ein großes Fest zu Ehren des Geburtstags von **Valentin Haüy,** des Anstaltsgründers — des Gründers der ersten Blindenschule der Welt (Pfingstmonat 1784).

Damals stand der kleine, hochmusikalische **Louis Braille** ganz vorn im Chor und war von der Rede des Direktors so begeistert, daß er den Entschluß faßte, aus Dankbarkeit etwas Großes zu leisten: Er wollte das Problem der Blindenschrift lösen. Es wird berichtet, daß er während der großen Ferien (August bis September) im Elternhaus unentwegt mit Lederabfällen und kleinen Nägeln hantierte, die er — bald so, bald anders gruppiert — in die Lederflecke hineintrieb und abtastete. In diesem Sommer kam er damit zu keinem Ergebnis. Vier Jahre später (1825) hatte er jedoch sein System entwickelt und auch das Schreibgerät — den Raster über der Rillentafel und den Griffel — in richtiger Weise (Barbier abändernd) zu einer handlichen Form entwickelt.

Brailles Lebensgeschichte

Wer war Louis Braille? Anfangs begnügte man sich damit zu sagen: Der Sohn eines Riemers. Seit er unumstritten berühmt ist, hat sich die Ahnenforschung auch seiner bemächtigt. Väterlicherseits lassen sich seine Vorfahren nur bis zum Großvater zurückverfolgen. Erst der wanderte als ehrsamer Handwerker nach Coupvrai ein. Mütterlicherseits haben wir mehr Glück. Da lassen sich die Ahnen bis etwa 1600 nachweisen. Sie waren immer wieder dasselbe: Kleine Weinhauer, die nebenbei allenfalls ein Handwerk betrieben. Bei Louis' Eltern war es ähnlich. Sie besaßen ein Häuschen mit so viel Grund, daß die Hälfte des Bodens ausreichte, um die Familie und eine Kuh im Stall zu ernähren. Die andere Hälfte war Weinland. Es gab also einen bescheidenen Wohlstand.

Der Vater Louis' wurde 1764, seine Mutter 1769 geboren. Ihre Ehe wurde am 5. November 1793 geschlossen. Dieser entstammten zunächst 3 Kinder, ein Sohn und 2 Töchter, die sich alle verehelichten, und zwar zu einer Zeit, da

der blinde Louis noch im Hause war. Alle drei Geschwister setzten Kinder in die Welt. Aber alle diese Familien sind heute ausgestorben. Es gibt also keine Nachkommen der Geschwister Louis Brailles. Dieser selbst kam als Spätling zur Welt, nämlich als sein Vater 45 und seine Mutter 40 Jahre alt war. Er war bei der Geburt so schwächlich, daß man sich beeilte, ihn zur Taufe zu tragen. Späterhin entwickelte er sich normal wie jedes vollsinnige Kind, bis ihm — mit etwa drei Jahren — das bekannte Unheil zustieß. Er verletzte sich in einem unbewachten Augenblick mit einem Werkzeug seines Vaters so schwer, daß er das Augenlicht verlor. Wenn wir die Krankheitsgeschichte verfolgen, müssen wir allerdings sagen, daß es durchaus nicht notwendig gewesen wäre, daß es zur Erblindung kam. Natürlich war Lilienwasser, das eine Nachbarin empfahl, nicht das geeignete Heilmittel, und als der rasch herbeigeeilte Arzt, Dr. Türck, anderes, Richtiges vorschrieb, war es zu spät, um die Infektion unwirksam zu machen. Das andere Auge erblindete dann infolge von sympathischer Sehnerventzündung. Damit war ein unwiderruflicher Tatbestand geschaffen.

Brailles Eltern benahmen sich genau so wie alle anderen Eltern. Als sie aber eingesehen hatten, daß man an eine Heilung nicht denken könne, taten sie ein Übriges, und zwar glücklicherweise das, woran es sehr viele Eltern blinder Kinder leider noch immer fehlen lassen. Sie fanden sich mit der Unabänderlichkeit der Erblindung ab und sorgten für die Bildung des Kindes. Weil sie sich mit dem Pfarrer von Coupvrai gut standen, erwirkten sie durch dessen Fürsprache, daß Louis, sobald er alt genug war, am Unterricht der vollsinnigen Kinder teilnehmen durfte. Dabei überflügelte das blinde Kind rasch seine Altersgenossen, so daß es dem Lehrer, dem Pfarrer und dem Grundherrn auffiel. Da der Lehrer mit seinen damals kaum 21 Jahren verpflichtet wurde, an einem Fortbildungslehrgang teilzunehmen, hörte er bei dieser Gelegenheit von der Existenz der Blindenschule in Paris. Heimgekehrt, berichtete er davon dem Pfarrer sowie den Eltern, und der Grundherr erfuhr auch noch davon. Das war wichtig. Wenn nicht alles trügt, übernahm dieser mindestens eine Zeit lang einen Teil der Kostenbeiträge für den Aufenthalt Louis' im „Institut des jeunes aveugles". Die Vorstellung des Kindes dort selbst erfolgte am 15. Jänner, seine wirkliche Aufnahme am 15. Februar 1819.

Braille als Vorkämpfer

Louis Braille war auch dort ein ausgezeichneter Schüler, der seine Kameraden rasch überragte. Sinnfällig wurde das für alle durch die Preise, die er immer wieder gewann, und zwar in allen Sparten, auch in den handwerklichen Disziplinen. Er war auch handwerklich ausgebildet und spezialisierte sich erst nach und nach auf Klavier und Orgel. Nachmals war er Organist in mehreren Kirchen. Dabei war er seit 1827 hauptamtlich literarischer Lehrer. Dafür bezog er 1833 sogar ein festes Gehalt von 300 Fr. jährlich. Trotzdem war und blieb er der Schuldisziplin unterworfen, mußte die Schüleruniform tragen und war verhalten, genau so wie die kleinsten Kinder die Hausordnung genauestens zu beachten. Das war besonders in späteren Jahren hart. Unter **Pigners** war die Sache erträglich. Nach dessen Sturz wurde es schlimm.

Dufaud, der neue Leiter, hatte ein eigenes Blindenschriftsystem ersonnen und die Braille-Schrift war von da an durch etliche Jahre nur mehr als Notenschrift zugelassen. Es war so arg, daß jeder ertappte Braille-Leser schwere Strafe gewärtigen mußte. Erst als **Guadet,** der sehr gute journalistische Verbindungen hatte, in den Lehrkörper eintrat, wurde es besser, wurde Braille nicht mehr nur als Ausschußmitglied des französischen Blindenfürsorgevereines geduldet. Als die Anstalt in das neue Heim am Boulevard des Invalides übersiedelte, gab es eine große Feier, der Louis Braille dank dem energischen Eingreifen Guadets seine Schrift doch auch wieder vorführen durfte.

Man verfuhr dabei pedantisch. Erst mußte ein Zögling einen Text niederschreiben, den irgend jemand aus dem Publikum diktierte. Dann mußte ein Kind, das man aus einem anderen Raum herbeiholte, das Geschriebene lesen. Weil das alles zur größten Zufriedenheit gelungen war, war die Braillesche Punktschrift von da an in Paris offiziell gestattet. Für diese großen Erfolge bekam dann 1849 **Dufaud** und nicht etwa Louis Braille den Orden der Ehrenlegion. Was hätte der „arme Blinde" mit einer solchen Auszeichnung auch schon anfangen können!

Überdies war Braille damals schon schwer krank. Seine Schwindsucht wurde immer schlimmer, so daß er den Unterricht einschränken mußte. Im November 1851 erkältete er sich so stark, daß er Mitte Dezember einen Anwalt zu sich bat und sein Testament aufsetzte. In diesem vermachte er seine geringe Barschaft seiner Mutter und bat, man möge die Summen, die er an Schicksalsgenossen ausgeborgt hatte, nicht eintreiben. Nach Weihnachten wurde sein Zustand bedenklich. Er bat um die Krankenölung und Empfing den Leib des Herrn, zuletzt am 6. Jänner 1852. An diesem Tage ging er — um sieben Uhr abends — in die Ewigkeit ein.

Die Braillesche Schrift

Das System war schon 1825 fertig. Veröffentlicht wurde es allerdings erst 1829 in der Broschüre „Procedé pour reprêter les lettres par des point saillants" (Verfahren, Buchstaben durch erhabene Punkte darzustellen). Die erste Auflage unterscheidet sich jedoch wesentlich von der zweiten vom Jahre 1837. 1829 fehlte noch der Buchstabe „W", der erst 1830 über Anraten eines englischen Zöglings eingeführt wurde. 1833 taucht das Ziffernzeichen und damit der Gedanke des Schreibens nach Schlüsseln auf.

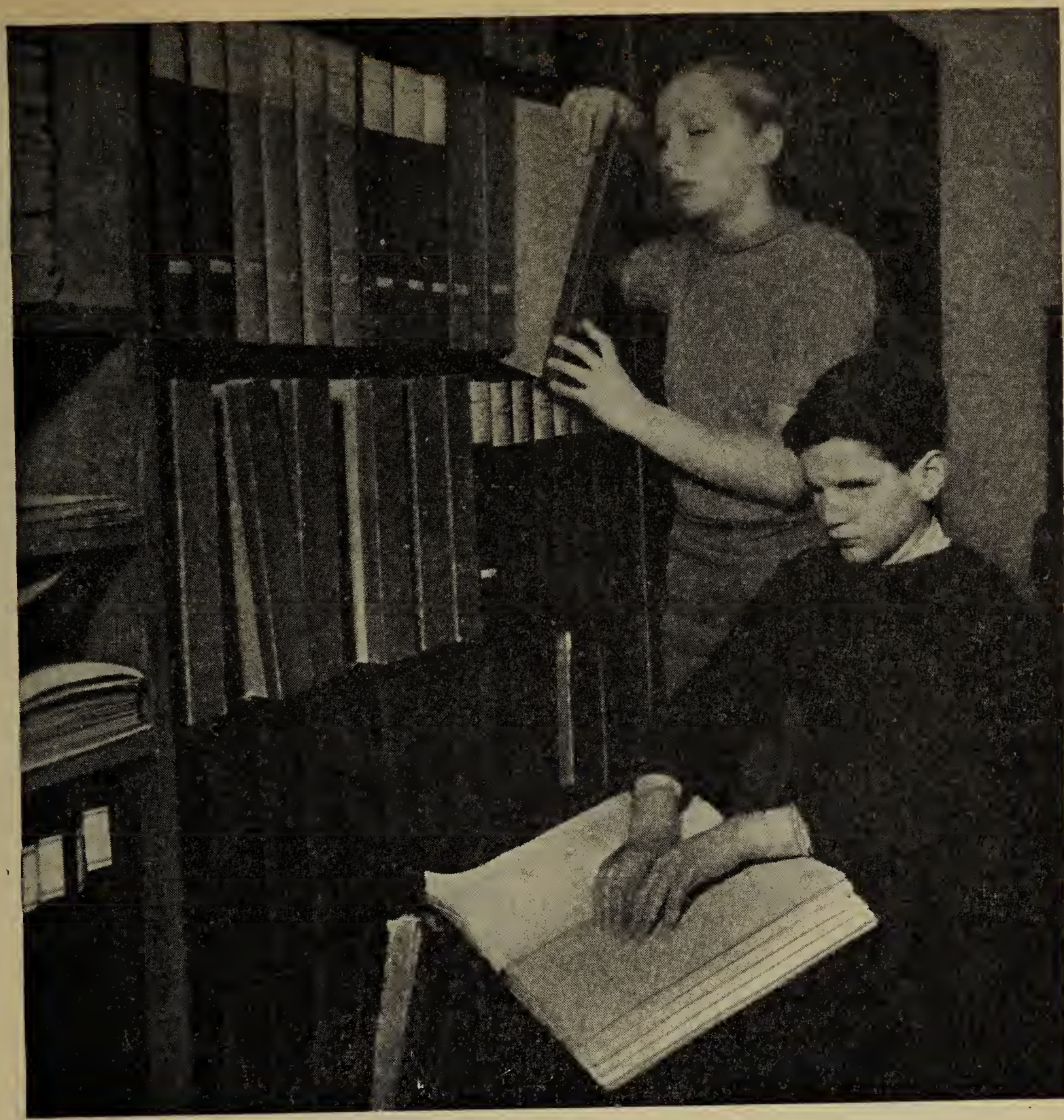
Diese Zeichen bewährten sich in der Folge so glänzend, daß heute jedes beliebige Alphabet der Erde in Braille wiedergegeben werden kann. 1837 kommt es zu einem Neudruck der ersten Broschüre, aber mit einer wesentlichen Neuerung. Es fehlen die gegebenenfalls anzuwendenden Striche in Liniendruck zwischen den Reihen des Sechspunktefeldes, das nun erst wirklich lesbar ist. Die Formulierung von 1837 ist die, die uns heute vorliegt. Nur das zweite Anführungszeichen ist noch später eingeführt worden. Das Ziffernschreiben wurde bekannt, und auch eine Notenschrift ausgebildet. Die ersten Drucke in Punktschrift erschienen. Die Blätter wurden damals noch nicht zwischen punzierte Platten gelegt, sondern von einem Letternsatz abgezogen, dessen Typen alle aus einer Form gegossen waren und Buchstabe für Buchstabe zurechtgefeilt werden mußten. Man konnte deswegen nur einseitig drucken.

1852 übernimmt in Belgien die erste ausländische Anstalt die Braillesche Punktschrift. Von da an verbreitet sie sich immer weiter. 1867 wird sie in Wien eingeführt. 1868 beschließt der internationale Blindenlehrerkongreß im Palais des Touilleries, daß das Braillesche Punktschriftsystem allgemein eingeführt werden soll. Den erforderlichen Antrag stellte die Anstalt in Danzig. Das war damals zwar nur ein frommer Wunsch, aber 1876 schließen sich die deutschsprachigen Anstalten wirklich an. Erst 1917 folgen die Vereinigten Staaten. 1953 beschließt der Blindenweltrat eine Angleichung an alle Alphabete der Erde.

Blindenstenographie

Wo es möglich ist, gibt es Kurzschrift mit Laut-, Silben- und Wortkürzungen. Ja, sogar eigene Debattenschriften werden — wie etwa in der deutschen Sprache ausgebildet. Blinde Stenotypisten stenographieren Reden mit und übertragen sie in Maschinschrift. — Das gelingt ihnen natürlich nicht mit der ehrwürdigen Punktschriftschreibtafel, die in zwei Formen vorliegt, nämlich in Rillen- oder Grübchen. D. h. über eine metallene Grundplatte wird ein in Scharnieren beweglicher Raster mit rechteckigen Schreibzellen so gelegt, daß jede Zelle ein Sechspunktefeld freigibt.

Rekorde erringt man aber nur mit der Schreibmaschine, und zwar nicht ein-



Das Wissen der Menschheit in Braille-Schrift

mal mit der sogenannten Bogenmaschine, die Blätter mit mehreren Zeilen untereinander beschreibt, sondern nur mit der sogenannten Streifenmaschine, die ein einzeiliges, schmales Papierband von beträchtlicher Länge beschreibt. Dieses vermeidet den Zeilenwechsel während des Schreibens und ermöglicht auch ein rasches Wiederfinden der verlassenen Stelle beim Abschreiben bis zu 220 Silben.

Das Lesen

Der Leseunterricht beginnt mit dem Steckbrettchen oder der „Puppe". In dieses sind drei Paare von Punkten so übereinander gebohrt, daß man pilzförmige Zapfen in sie stecken kann. Ihre Köpfe vertreten die Punkte auf dem Papier. Erst spielen die Kinder beim Hineinstecken der Zapfen mit den Ohren, Händen und Füßen der Puppe. Bald aber lernen sie die Löcher bzw. die Punkte numerieren: Links 1, 2, 3 und rechts 4, 5, 6 untereinander. Erst werden die einfachsten Formen am Steckbrett gegeben und mit den etwa zehnmal so kleinen in der Lesefibel verglichen. Dann schreitet man zu den schwierigeren Formen fort. So lernen die Kinder allmählich lesen.

Ein guter Schüler beherrscht das Alphabet etwa nach 7 Monaten. Nach dieser Zeit kann er auch schon zusammen-

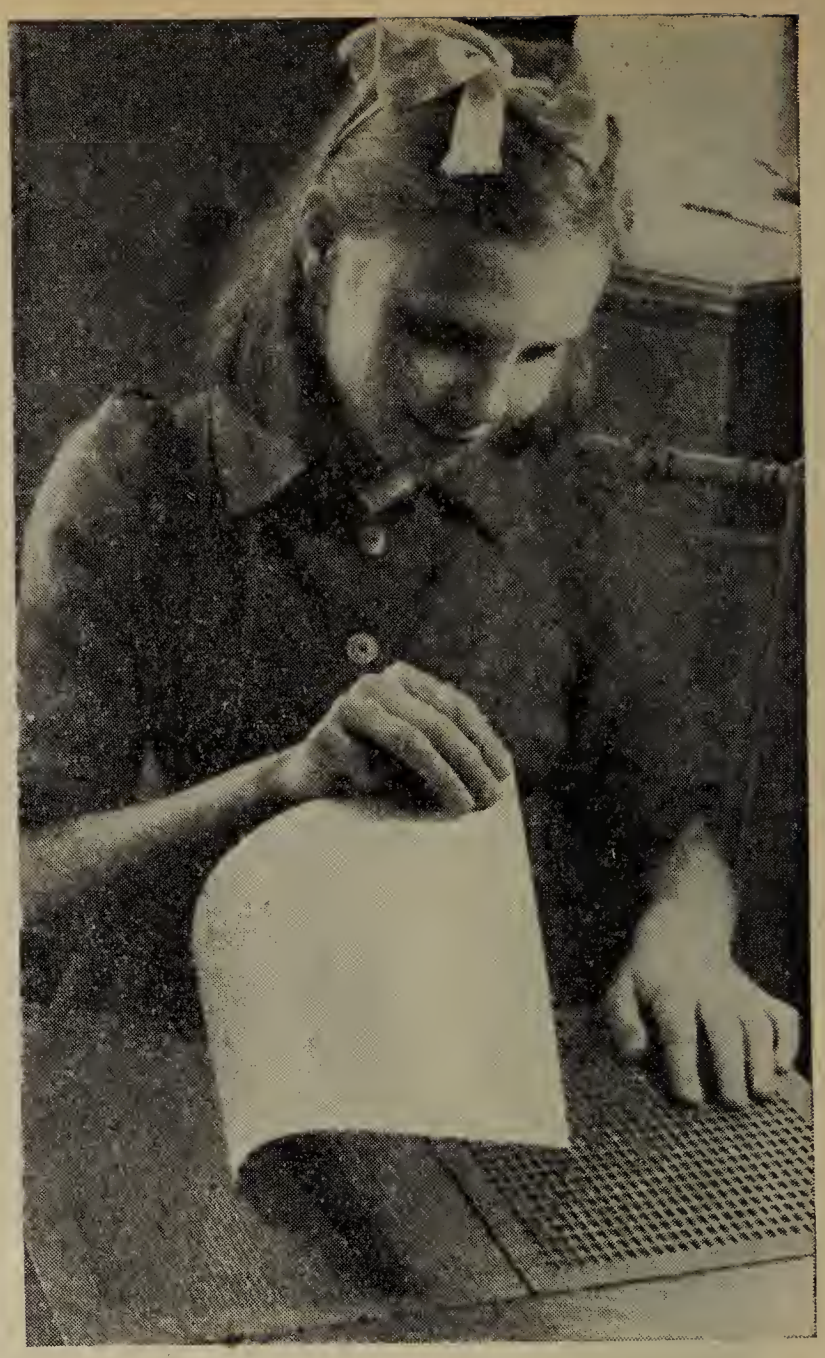
hängend lesen. Parallel mit der Arbeit in der Fibel geht die im Setzkasten. Die Setzkastenbuchstaben sind — selbstverständlich ebenfalls tastbar — auf Holztäfelchen dargestellt. Ihre Handhabung durch die blinden Kinder gleicht der der Sehenden, nur liegen die Setztafeln der blinden Kinder waagrecht. Jedes Kind hat eine eigene Setztafel und einen eigenen Buchstabenkasten mit Fächern.

Die Lese- und Schreibfertigkeit ist nach der 4. Schulstufe gesichert, so daß zur Kurzschrift übergegangen werden kann. Wegen des großen Rauminhaltes der Punktschrift sind alle Blindenbücher in Kurzschrift geschrieben. Deswegen muß jeder Blinde die Kurzschrift erlernen. Das gilt nicht nur von den handschriftlichen, sondern erst recht von den gedruckten Büchern in Punktschrift.

Zahlreiche Werke und Zeitschriften werden auf diese Weise gedruckt. Dabei werden zwei übereinander liegende Platten erst von unten nach oben und dann umgekehrt im Zwischenpunktdruckverfahren durchgestanzt, so daß möglichst mit dem Platz gespart wird. Trotz größter Rationalisierung erfordert der gleiche Text in Punktdruck noch immer etwa 30mal so viel Raum, als in Schwarzdruck. Das ist ein ungeheurer Nachteil. Deswegen sehnt sich jeder blinde Mensch nach der Lesemaschine, die den Schwarzdruckbuchstaben in einem beharrenden Sechspunktefeld immer wieder ohne die Plage der Abschrift unmittelbar umgestaltet. Das ist längst kein Wunschtraum mehr. Die Pläne liegen durchkonstruiert vor. Es fehlt aber an Geld, nach den Schraubstockmodellen zur Serienerzeugung überzugehen.

Das Punktschriftsystem

Es ist einfach. Es besteht aus 10 Grundzeichen, die aus 4 quadratisch angeordneten Punkten bzw. ihren Kombinationen — auch zu zweit und zu dritt — gebildet werden. Eine nächste Zehnergruppe von Buchstaben wird dadurch gebildet, daß zu den 10 Grundzeichen der Punkt 3 — in der untersten Reihe — hinzutritt. Gesellt sich der Punkt 6 hinzu, entstehen die Zeichen 21 bis 30.



Die Fingerbeere ist ein unentbehrliches Instrument

31 bis 40 ergeben sich aus den Grundzeichen bloß um den Punkt 6 vermehrt. 41 bis 50 sind die Grundzeichen aus der Grundstellung in die untere Reihe geschoben. Außerdem gibt es noch 13 freie Zeichen, so daß die Punktschrift über 63 Kombinationen verfügt.

Gelesen wird entweder mit einem oder mit zwei Fingern. Die Lehrer drängen darauf, daß mit zwei Fingern, den Zeigefingern der beiden Hände gelesen werde, um bei Verletzungen wenigstens einen Finger wirklich verfügbar zu haben. Zweifingriges Lesen erhöht die Leseflüchtigkeit beträchtlich. Gelesen aber wird nicht mit den Fingerspitzen, sondern mit der darunter befindlichen, ovalen Fingerbeere, die eine der empfindlichsten Regionen der Oberhaut ist und etwa 600 Tastkörperchen auf den Quadratzentimeter enthält.

YVONNE BLAUENSTEINER:

Eine Blinde erlebt Lourdes

Bei jedem Kilometer dieser langen Fahrt durch Österreich, die Schweiz und Frankreich, die uns dem Reiseziel Lourdes immer näher bringt, wächst in mir die erwartungsvolle Freude. Mancherlei hatte ich schon über diesen in aller Welt bekannten Wallfahrtsort gehört, und nun sollte ich selbst dorthin gelangen! Heiß brennt die Sonne auf die südfranzösische Landschaft nieder. In unserem Abteil wird es drückend schwül, doch vermag dies unserer frohen Stimmung keinerlei Abbruch zu tun.

Da an unserer Lokomotive unterwegs ein größerer Schaden aufgetreten war, treffen wir mit dreistündiger Verspätung erst gegen Abend in Lourdes ein. Schon am Bahnhof erweist sich die vielgerühmte Hilfsbereitschaft der Einwohner dem fremden Besucher dieser Stadt gegenüber. Auf Schritt und Tritt begegnet man freiwilligen Helfern, welche die Kranken und nicht Gehfähigen tragen, führen und stützen. Wir werden in unseren Quartieren untergebracht und da wir alle schon rechtschaffen müde sind, gehen wir gleich nach dem Abendessen zu Bett.

Am nächsten Morgen, der uns mit herrlichem Wetter begrüßt, begeben wir uns zu dem Herzstück von Lourdes, zu der Grotte! Diese Felsenhöhle, in welcher die Muttergottes dem Hirtenmädchen Bernadette 18mal erschienen ist, schenkt jedem gläubigen Menschen ein beglückendes Erlebnis. Aber auch der Andersdenkende wird hier ergriffen von dem Anblick der unzähligen Kranken, die in ihren Rollwagen oder auf Tragbahren, vor der Grotte versammelt, voll Andacht und Vertrauen ihre Gebete verrichten.

Laut zwitschernd schießen die in den Felsspalten hausenden Vöglein durch die milde, würzige Luft. Ab und zu dringt aus der Ferne das Rattern eines vorüberfahrenden Eisenbahnzuges herüber. Auf dem Felsrücken über der Grotte ragen

die drei prächtigen, kunstreich übereinandergebauten Kirchen und winken gleich einer Hochburg des Friedens in die Pyrenäenlandschaft hinaus.

Im Laufe des Vormittages werde ich dann gleich anderen Leidenden zu den Bädern (Piszinen) gebracht, welche von jener Quelle gespeist werden, die Bernadette auf Geheiß der Erscheinung erschlossen hat. Infolge des großen Andranges müssen wir hier ziemlich lange warten. Endlich werde auch ich durch das Bassin mit dem sehr kalten Wasser geführt, um mich nachher — und dies ohne Einbildung meinerseits — überraschend wohl und munter zu fühlen.

In diesen Piszinien haben schon zahlreiche Kranke Besserung oder völlige Heilung gefunden — Tatsachen, die im nahegelegenen Konstatierungsbüro von einer großen internationalen Ärztekommission strengstens überprüft und, wenn binnen eines Jahres kein Rückfall erfolgte, bestätigt worden sind.

Als eine der eindrucksvollsten Veranstaltungen von Lourdes, erscheint mir die jeden Nachmittag abgehaltene Sakramentsprozession. Den weiten Platz vor dem Heiligtum, den sogenannten „Heiligen Bezirk", füllt eine riesige Menschenmenge. Dazu sind ringsum ungezählte Krankenwagen und Tragbahren aufgestellt. Orgelakkorde und Hymnen rauschen auf. Machtvoll und eindringlich, wie ein Hilfeschrei der leidgeprüften Kreatur zu ihrem Schöpfer, muten hier die Gebete der Priester und des Volkes an.

In Lourdes, einer Stadt mit ansehnlichen Hotelbauten und Geschäften, erinnere ich mich unwillkürlich an Franz Werfel, den großen österreichischen Dichter, der hier als Flüchtling geweilt hat. Als die deutschen Truppen während des Krieges auch Südfrankreich besetzten, schien für Werfel ein Entkommen unmöglich. In seiner Bedrängnis tat der Dichter das Gelübde, daß er, wenn die Flucht dennoch gelingen sollte, dem Geschehen in der Grotte und der kleinen Heiligen von Lourdes ein würdiges Denkmal setzen werde. Es gelang Werfel wie durch ein Wunder, sich nach Amerika hinüberzuretten, wo er zum Dank sein tiefempfundenes „Lied von Bernadette" geschrieben hat.

Am zweiten oder dritten Tag meines Aufenthaltes vernehme ich plötzlich eine Nachricht, die mich aufhorchen läßt. „Wissen Sie schon", fragt mich eine Frau, „daß ein durch eine multiple Sklerose gelähmter und erblindeter Österreicher in der Piszine sein Augenlicht wiedererlangte?" Nun geht diese Freudenbotschaft von Mund zu Mund — man umdrängt diesen etwa 35jährigen Tiroler, welcher berichtet, daß seine Augen durch die Lähmung seit zwei Jahren fest geschlossen waren und daß er nicht das geringste zu sehen vermochte. Nach dem Bad ins Konstatierungsbüro gebracht, war er imstande, den kleinsten Druck zu lesen. Sein Glück ist unbeschreiblich und wird jedem, der es miterleben durfte, unvergeßlich bleiben! Hoffen wir, daß dieser Mitpilger zu jenen zählt, dessen Krankheitsprotokoll nach genauester Nachforschung und Überprüfung, den von den Mitgliedern der Ärztekommission beglaubigten Vermerk trägt: „Diese Heilung ist medizinisch nicht erklärbar!"

Unnötige Sorge

Ein fröhliches Ereignis stand mir bevor. Ich sollte mit einigen Kolleginnen und Kollegen der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten in die Steiermark fahren. Das hätte ich mir im Leben nicht gedacht, daß ich noch in die Steiermark käme. Meine Freude war groß, aber ebenso groß waren meine Sorgen, denn wenn man so hilflos und einsam ist wie ich, ist jeder Schritt, den man zu machen hat, eine Sorge.

Je näher der Tag der Abreise kam, desto größer wurde meine Angst. Wie werde ich auf den Bahnhof kommen? In der allerhöchsten Not fand sich eine hilfsbereite Kollegin. Sie sieht vielleicht um ein Haar besser als ich und hatte sich bereit erklärt, mit mir auf den Bahnhof zu fahren. Ein Stein fiel mir vom Herzen, meine Angst war um die Hälfte vermindert. Nun war ich auf dem Bahnhof. Meine gute Kollegin ruhte nicht eher, bis sie mich auf einem guten Platz im Coupé gesichert wußte. Nun fuhren wir nach Tauchen.

Am Ziele angekommen, war dort so gut vorgesorgt, daß wir unsere Koffer nicht selber schleppen mußten. Das war wohl allen recht, nicht aus Bequemlichkeit, aber der Blinde fühlt sich auf fremden Wegen recht verloren. Meine blinden Kolleginnen, die mit mir dort ankamen, kannten mich fast alle, und sie wußten, daß mir die Blindenschrift das ersetzt, was mir das Gehör versagt. Ein Glück, daß ich die Blindenschrift erlernt habe, sonst wäre ich von allem ganz ausgeschlossen.

Ich saß dann in dem mir zugewiesenen Zimmer und dachte über die letzten Stunden nach. Warum und weshalb habe ich mich die vielen Tage hindurch so geängstigt und gesorgt? Es ist doch alles so gut verlaufen! Wäre ich nicht Mitglied dieser Hilfsgemeinschaft, so wäre ich nie aufs Land gekommen. In der Hilfsgemeinschaft habe ich schon oft Trost gefunden und bin auch diesmal wieder mutiger geworden. Hier findet man für mich ein Verständnis, was nur sehr wenige andere Menschen für uns haben.

Franziska Grünwald
(blind und taub)

Der Garten der Wohlgerüche

Der erste Eindruck, wenn man den Blindengarten von New York betritt, ist: Es duftet je nach der Jahreszeit nach Veilchen, Hyazinthen, Maiglöckchen, Flieder, Rosen oder Nelken. Und es duften nicht nur die Blumen, sondern auch würzig riechende Sträucher und aromatische Blüten und selbst die Blätter der Bäume. Dieser Wohlgeruch ist ein Geschenk an die Blinden New Yorks.

„Berühren der Pflanzen erlaubt"

Außerdem dürfen die Gäste Blumen und Blätter ruhig betasten. „Berühren der Pflanzen erlaubt", liest man überall auf Tafeln. Es steht auch in Brailleschrift da und Besucher ohne Augenlicht machen gerne Gebrauch von der Erlaubnis. Junge und alte Menschen mit der Armbinde der Blinden spazieren auf den Wegen auf und ab, tasten sich von Blume zu Blume und riechen genießerisch an den Rosen.

Manche Blumen und Zweige dürfen sogar gepflückt werden. Und auf besonderen Wunsch der blinden Besucher gibt es nicht nur Pflanzen mit seltsam geformten Blütenblättern und eigenartigen Samenkapseln, sondern auch solche mit Dornen und Stacheln.

Das Vorbild für den „Garten der Wohlgerüche" — er befindet sich im Stadtteil Brooklyn und ist eine Sonderabteilung des dortigen Botanischen Gartens — waren Gartenanlagen im englischen Seebad Brighton. Ihrem Beispiel folgend, sind auch die Wege und Beete angelegt sowie der große Rasenplatz, der zum Teil von efeuumrankten Mäuerchen umgeben ist. Die Blumenbeete liegen alle etwas erhöht, damit man sich im Vorbeigehen nicht zu tief zu ihnen bücken muß. Ein „Geländer" leitet die tastenden Hände der blinden Besucher zu kleinen Tafeln, auf denen in Brailleschrift alles Wissenswerte über die einzelnen Pflanzen zu lesen ist.

Wege als Führer

Die Orientierung ist im Blindengarten besonders originell gelöst. Mit Steinplatten belegte Wege führen zum Restaurant, asphaltierte zur Ecke für die Schachspieler, grasbewachsene zu schattigen Bäumen und Kiespfade zu Ruhebänken, die übrigens aus duftenden Hölzern gezimmert sind.

In nächster Zeit wird der „Garten der Wohlgerüche" übrigens noch eine Attraktion erhalten. Auf einer großen Terrasse beginnen demnächst botanische Lehr-

stunden für Kinder und Erwachsene, bei denen man alles Wissenswerte über einzelne Pflanzen zu hören bekommt und auch erfährt, wie man sie zu Hause hält und pflegt.

Obwohl der Blindengarten erst seit vorigem Sommer existiert, haben ihn bereits Hunderte von Blumenfreunden besucht, darunter blinde Besucher aus allen Teilen der USA und aus dem Ausland. Er hat auch bei Stadtvätern und Gartenarchitekten so viel Anklang gefunden, daß andere amerikanische Städte schon in nächster Zeit ähnliche Gärten anlegen wollen.

Obwohl diese Kinder blind sind, klettern sie auf diesem Turngerät herum. Dies entwickelt ihren Lebensmut und ihr Selbstvertrauen, hilft Muskeln und Bewegungen unter ihre Kontrolle zu bekommen. Sie überwinden damit viele Grenzen, die sie von den sehenden Kindern trennen

DR. FRANZ JURCZEK:

Jubiläum der Berliner Blindenbildungsanstalt

Humanitäre Gründe waren es, die den damaligen Monarchen von Preußen, Friedrich Wilhelm, bewogen, den Erlaß zur Gründung der Blindenanstalt in Preußen zu unterzeichnen. Am 13. Oktober 1806 wurde die Eröffnung der Blindenanstalt Berlin vollzogen.

Der Mann, der die Geschichte dieses Instituts in seine festen und bewährten Hände nahm, war **Johann August Zeune,** der 28jährige Gymnasiallehrer vom „Grauen Kloster". Intuitiv fühlte er, wie eine solche Anstalt organisatorisch und pädagogisch aufgebaut werden mußte. Er erkannte den Wert der Leibesübungen, die Wichtigkeit der dreidimensionalen Lehrmittel für die Begriffsbildung bei Blinden und den Wert der musikalischen Erziehung. Durch seine Beziehungen zum Domdechanten Freiherrn von Rothenburg, wurde den Blinden ein ungewöhnliches Glück zuteil. Im Cholerajahr 1832 vermachte dieser Mäzen den Blinden eine Summe von 264.000 Mark, von der Zeune einen Teil zum Ankauf einer größeren Blindenanstalt verwandte. Der Rest dieser großen Geldsumme wurde dann im Jahre 1877 bei dem Bau der Berlin-Steglitzer-Anstalt durch Direktor **Rosner** mitverwendet. Nach der Fertigstellung der für die damalige Zeit sehr modernen Anstalt strahlte der schon immer vorhandene Einfluß auf die übrigen Blindenanstalten Deutschlands noch mehr als bisher aus.

Ein Blindenmuseum

In Steglitz wurde noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Blindenmuseum gegründet. Steglitz war es, wo der Nachwuchs an Blindenbildungslehrern systematisch begonnen wurde und schließlich hat Steglitz die Blindenfürsorge auf eine moderne Grundlage gestellt.

Die Berufsausbildung, die sich nach dem Ersten Weltkrieg hauptsächlich auf die typischen Blindenberufe — Stuhl- und Mattenflechterei, Korb- und Bürstenmacherei — beschränkte, fand auch in Steglitz eine erfreuliche Auswertung. Zu Industriearbeitern, Masseuren, Stenotypisten und Telefonisten wurden mehr und mehr Blinde ausgebildet.

Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde die Blindenmethodik und -psychologie systematisch wissenschaftlich untermauert und kam der nunmehr erweiterten Blindenberufsausbildung in Steglitz zugute.

Im Zweiten Weltkrieg leitete der Bombenangriff vom 25. August 1943 eine dramatische Periode der Anstaltsgeschichte ein. An diesem Tage fielen fast alle Gebäude mit ihren wertvollen Inneneinrichtungen dem Bombardement zum Opfer. Eine Evakuierung der Schulkinder und Lehrlinge war unvermeidlich.

Unmittelbar nach der Rückkehr der Blinden im Jahre 1945 begann der Wiederaufbau, der sich bis 1948 allerdings nur sehr zögernd vollzog. Die Bedingungen, unter denen die Schule, die Werkstätten und anderen kulturellen Einrichtungen arbeiten mußten, waren bis dahin menschenunwürdig.

Später kam der Wiederaufbau in Schwung und die Verhältnisse besserten sich zusehends. Die Teilung der Stadt

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet von 1. Juli 1956 an jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Hilfsgemeinschaft

Berlin hatte zur Folge, daß der Einschulungsbezirk, der sich früher auch auf die Provinz Brandenburg bezog, sich nun auf Westberlin beschränken mußte. Es war daher notwendig, das gesamte Blindenbildungswesen in Westberlin zu konzentrieren. Das erfolgte 1949 in der Blindenbildungsanstalt Berlin-Steglitz. Die Insassen der Sylei-Handelsschule und der Städtischen Blindenanstalt in der Nouynerstraße siedelten nach Steglitz über.

Die neue Blindenanstalt

Heute, nach dem Aufbau sämtlicher Gebäude, beherbergt die Anstalt folgende Einrichtungen: Eine Schule für Kinder vom 6. bis 15. Lebensjahr, wo Unterricht in Blindenschrift, Maschinschreiben, Deutsch und Rechnen erteilt werden; die Syleihandelsschule, die Klavierstimmerausbildung, Ausbildung in Matten- und Stuhlflechten, in Bürsten- und Korbmachen und dazu ein Internat für Schüler vom 6. bis 18. Lebensjahr. Außerdem besitzt die Blindenbildungsanstalt Steglitz einen ausgezeichneten gemischten Chor, der über Berlin hinaus sich bereits erfolgreich bewährte.

Steglitz ist das kulturelle Zentrum des Blindenwesens Westdeutschlands. Eine Leihbücherei mit 10 000 Bänden und 500 besonders wertvollen Büchern sowie ein Blindenmuseum mit einer umfangreichen Museumsbücherei in Schwarzschrift und eine Blindendruckerei sind hier vorhanden. Sämtliche Einrichtungen sind nach dem Wiederaufbau in Räumen untergebracht, die den neuesten Anforderungen entsprechen. Es gibt einen mit Lehrmitteln gut ausgestatteten Physikraum, Klassenräume, eine neuzeitliche Lehrküche, einen kleinen, aber modern eingerichteten Turnsaal, einen Sportplatz mit Laufbahn und Sprunggrube, eine Rodelbahn, einen Schulgarten und eine Kegelbahn.

150 Jahre Blindenbildung in Deutschland haben die Entwicklung der Blinden auf eine Stufe gehoben, die es ihnen ermöglicht, sich als vollwertige Glieder der Gesellschaft neben den Sehenden zu bewähren.

Mein Erholungsaufenthalt in Tauchen

Es ist noch kein Jahr her, seit ich Mitglied bei der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten bin. Im März dieses Jahres bekam ich ein Schreiben, worin stand, daß ich nach Tauchen bei Mönichkirchen auf Erholung fahren könnte. Ich habe mich für den ersten Turnus gemeldet und bin wunschgemäß für diesen eingeteilt worden.

Am 14. Mai fuhren wir vom Wiener Südbahnhof weg. Ich mußte schon am Vortag nach Wien fahren, weil ich so weit weg wohne. Der Obmann der Hilfsgemeinschaft und die Fürsorgerin fuhren mit und brachten uns an Ort und Stelle. Beim Grenzwirt Schuh hatten wir unseren Aufenthalt.

Ich bekam ein schönes Zweibettzimmer und eine nette lustige Schicksalskollegin, mit der ich mich sehr gut verstand. Wir machten viele Spaziergänge und Kollege Polony brachte mir die Blindenschrift bei, die ich schnell erlernte.

Pfingstmontag gab es einen Bunten Abend, an dem alle teilnahmen. Obmann Vogel brachte einiges zum Vortrag, ebenso der unermüdliche humorvolle Herr Frank, der immer viel Spaß machte. Klein-Robert sang das Lied „Kommt ein Vogerl geflogen" sehr herzig und Kollege Löffler spielte auf seiner Ziehharmonika „O mein Papa". Sämtliche Lieder und Gedichte wurden auf Tonband aufgenommen. Der zweite Teil des Bunten Abends brachte mehrere Überraschungen. Zuerst musizierte Herr Gabauer eine Zeit auf seiner Ziehharmonika. Dann durften alle aus einem Hut einen Zettel herausnehmen. Die einen waren angeschrieben, „Kuppel" stand darauf, die anderen waren leer. Wer „Kuppel" zog, bekam eine Kokoskuppel, der leere Zettel galt für 1/8 l Wein. Natürlich war ich auch dabei. So ging der Bunte Abend angenehm zu Ende.

Die drei Wochen vergingen viel zu rasch. Ich habe mich sehr gut erholt und nahm auch 1½ kg zu. Zwei Tage vor der Abfahrt gab es noch eine Abschiedsfeier, bei der es lustig zuging. Ein Gesellschaftsspiel wurde gespielt, bei dem fast alle ein Pfand geben mußten. Es wurde sehr viel gelacht.

Am Montag, den 4. Juni war es so weit, daß wir wieder heimfuhren. Bis Wien fuhr ich mit meinen Kollegen, dann mußte ich alleine in meinen Heimatort zurück.

Hilde Reiter

Der weiße Stock

Eines Tages im Jahre 1930 sagte Fräulein Guilly d'Herbemont, als sie nach Hause kam, zu ihrer Mutter: „Ich habe sieben Blinden geholfen, den Boulevard courmelles zu überqueren, und es hat nicht viel gefehlt und wir wären überfahren worden. Eigentlich sollten Blinde ein Erkennungszeichen haben, z. B. einen Stock aus hellfarbigem Holz oder noch besser, einen weißen Stock."

Einige Zeit später schrieb sie an die Redaktion der Zeitung „L'Echo de Paris": „Von allen Behinderten sind mir die Blinden am sympatischesten, weil sie ihr Schicksal so würdig zu tragen verstehen. Es ist mir aufgefallen, wie schwer es ihnen fällt, sich durch die Menschenmenge hindurchzuarbeiten und eine Straße zu überqueren oder in einen Autobus zu kommen. Man würde ihnen gerne helfen, bemerkt sie aber nicht. Vielleicht habe ich eine gute Idee, nämlich ihnen einen weißen Stock zu verschaffen." Bereits am folgenden Tage teilte ihr der Chefredakteur telefonisch mit, daß er von ihrem Vorschlag begeistert sei und sofort mit den Polizeibehörden Kontakt aufnehmen wolle.

Die Polizei interessiert sich

Wieder einen Tag später verschickten die Herren Chiappe, damals Polizeipräfekt und Guichard, Chef der Städtischen Polizei, an die Vorsitzenden und Sekretäre aller Pariser Blindenorganisationen und an Fräulein d'Herbemont Einladungen, zur Polizeipräfektur zu kommen. Dort kam eine ziemlich große Gesellschaft zusammen, welche nur Vermutungen über den Grund dieser Einladung anstellen konnte. Fräulein d'Herbemont war der Gesellschaft nicht bekannt und saß etwas verlegen dabei. In der Hand hielt sie einen in Papier gewickelten Spazierstock, den sie am Vortag weiß gestrichen hatte. Nachdem Herr Guichard ihre Idee erläutert hatte und der erste weiße Stock gezeigt wurde, entspann sich eine lebhafte Diskussion darüber. Der eine fragte, ob die Blinden ihre Zustimmung dazu geben würden, sich auf diese Weise bemerkbar zu machen. Ein anderer gab einem roten Stock den Vorzug, weil Rot im Verkehr die Farbe des Haltens ist. Manche wollten wissen, wie die Ausgabe der weißen Stöcke vor sich gehen sollte, während eine letzte Gruppe bezweifelte, ob die Blindeninstitutionen und Privatpersonen die damit verbundenen Kosten tragen könnten.

Fräulein Tyler von der Zeitschrift „Phare de France" bot edelmütig an, daß ihr Blatt einen Teil der Kosten auf sich nehmen werde. Herr Guichard sprach hiefür seinen Dank aus und teilte mit, daß Fräulein d'Herbemont, die Schöpferin des Planes, Wert darauf lege, die weißen Stöcke selbst zu bestellen und an die Blinden von Paris in den Departements Seine und Etois zu überreichen.

Abstimmung bei „Quinze vingt"

Bevor man auseinanderging, wurde übereinstimmend festgelegt:

1. Die weißen Stöcke sollten für Männer oben gebogen sein, die für Frauen oben gerade und mit einer ledernen Schlinge versehen und außerdem etwas leichter. (Im Jahre 1933 bekam auch der Stock für Frauen einen gebogenen Handgriff). Alle Stöcke sollten mit einem versilberten Plättchen, welches das Wappen von Paris trug, verziert werden.

2. Nach einer Diskussion über den Gebrauch und die Vorteile des weißen Stockes unter den jugendlichen Blinden der „Brüder von St. Jean de Dieu" und den Blinden des Heimes „Quinze vingt"*)

*) Bedeutung von „Quinze vingt": Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurden 300 Kreuzfahrer vom türkischen Sultan gefangengenommen und alle wurden ihres Gesichtsvermögens beraubt. Nach jahrelanger Gefangenschaft wurden sie freigelassen und kehrten nach Frankreich zurück. Für diese Unglücklichen ließ Ludwig der Heilige ein Heim bauen, welches 1254 fertiggestellt wurde. Die Bewohner konnten heiraten und ihre Kinder bis zu einem bestimmten Alter bei sich behalten. Der König schenkte dem Heim „Quinze vingt" hohe Privilegien, u. a. die Befreiung von jeder Steuer.

sollte eine Abstimmung durchgeführt werden.

3. Auf öffentlichen Verkehrswegen sollte kein weißer Stock gestattet werden, bevor die offizielle Überreichung stattgefunden habe, die für Beginn des Jahres 1931 vorgesehen war.

Einige Zeit später ergab eine Abstimmung, daß sich bis auf eine Person alle Blinden von „Quinçe vingt" für die Annahme des weißen Stockes ausgesprochen hatten und daß die jugendlichen Blinden vom Institut „St. Jean de Dieu" den Vorschlag mit Freudenrufen begrüßt hatten.

Fräulein d'Herbemont verteilt weiße Stöcke

Hierauf holte Fräulein d'Herbemont Informationen über die Anzahl der in Paris und einigen angrenzenden Bezirken lebenden Blinden ein. Es erwies sich als schwierig, in Paris einen Spazierstockfabrikanten zu finden, der imstande gewesen wäre, innerhalb eines Monats einige Tausende weiße Stöcke, versehen mit einem Silberplättchen mit dem Wappen von Paris, zu liefern. Die Überreichung der Stöcke an die Blinden war nämlich bereits für den 7. Februar 1931 festgesetzt. Um den Auftrag etwas schmackhafter zu machen, sagte Fräulein d'Herbemont zu einem Fabrikanten: „Wahrscheinlich werden auch andere Städte für ihre Blinden weiße Stöcke haben wollen und werden sich zweifellos dann auch an Sie wenden."

Von verschiedenen Personen wurde sie befragt, ob sie die Absicht habe, ein Komitee zu bilden, aber dazu fehlte die Zeit. Der Direktor vom „L'Echo de Paris", unterstützt von seinem anhänglichen Mitarbeiter Jean Delage, übernahm die Organisation der Überreichung der ersten weißen Stöcke an die Pariser Blinden und den Versand der erforderlichen Einladungen. Bei der Überreichung, welche am 7. Februar 1931 stattfand, ließ Herr Drukermerque, Präsident der französischen Republik, sich vertreten. Viele Minister, der Vorsitzende des Pariser Gemeinderates, der Militär-Gouverneur von Paris und andere Autoritäten, alle Vorsitzenden der Blindeneinrichtungen und Blindenorganisationen sowie eine große Abordnung von Blinden, welche den weißen Stock in Empfang nehmen sollten, waren erschienen.

Die Übergabe aller Stöcke an einem Tag war praktisch unmöglich. Eine alte blinde Pariser Frau, Verkäuferin von Ansichtskarten und Schuhbändern, erhielt als erste den weißen Stock. Später stand sie dem Bildhauer Mile Guillaume Modell für seine Gruppe „Güte", wovon sich gegenwärtig noch ein Abguß in der Bibliothek von „Quinze vingt" befindet.

(Übersetzt aus dem „Journal d'Ophtalmologie sociale")

Ein mustergültiger Ausflug

Das österreichische Blindenapostolat wurde im Jahre 1955 über Anregung von Prälat Dr. Rudolf, Dir. Anton Kaiser und Erich Indrasee ins Leben gerufen. Diese Institution hat es sich zur Aufgabe gesetzt, den Blinden ohne Unterschied der Weltanschauung Trost und Lebensmut zu spenden und darüber hinaus, sie mit religiösen Problemen vertraut zu machen. Das Blindenapostolat, welches vom Wiener Seelsorgeamt ausgeht, veranstaltet Einkehrtage, Gottesdienste, Bunte Abende, Ausflüge und alljährlich eine Weihnachtsfeier.

Der am letzten Maisonntag vom Blindenapostolat durchgeführte Ausflug nach Maria Schutz und auf den Semmering erwies sich als eine schöne und gelungene Veranstaltung dieser Art von Blindenbetreuung.

Bei herrlichem Wetter führten uns zwei Autobusse über die Südbahnstrecke dem Ziel entgegen. Sobald wir uns einer Ortschaft näherten, wurde uns von der unermüdlichen Apostolatsleiterin Maria Erdpresser oder von Ing. Kutscher mitgeteilt, wo wir uns befänden. Außerdem wurde uns die Landschaft geschil-

dert — oder Bemerkenswertes über die Gegend erzählt.

In dem trauten Kirchlein von Maria Schutz wohnten wir dann dem Gottesdienst bei, wobei uns Pater Dr. Pollech durch den tiefempfundenen Vortrag eines „Ave Maria“ sowie des „Ave verum“ erbaute. Nach der in einem Gasthausgarten verbrachten Mittagsrast fuhren wir auf die Paßhöhe, wo Direktor Anton Kaiser in ebenso launiger wie interessanter Weise über den Semmering und seine Entwicklungsgeschichte plauderte. Nach einem kleinen Spaziergang traten wir, erfrischt von der köstlichen Gebirgsluft, die Rückfahrt an.

In Wiener Neustadt wurde Rast gemacht, um die Pfarrkirche zu besuchen. Dort berichteten zuerst Direktor Kaiser, dann der hochwürdige Prälat Uhl ungemein fesselnd über die Entstehung dieser Kirche sowie auch über ihre wertvollen Kunstwerke. Anschließend gab es dann im Piusheim eine Jause und ein gemütliches Zusammensein bei Musik und Gesang. Die Jugend des Blindenheimes „Josefstadt“ zeigte sich besonders musizierbegeistert und heimste für ihre Darbietungen herzlichen Beifall ein. Allen, die zum Gelingen dieses freudebringenden Tages beitrugen, gebührt wärmster Dank! B.

Humor von Adele Zaunegger

Der Arzt und die Tante

Eines Tages meine Tante
Ihren Arzt, den alten, rief,
Weil sie nicht ganz wohl sich fühlte,
Manchesmal auch nicht gut schlief.

„Nun, wie geht's denn“ rief beim Eintritt
Er und fühlt den Puls ihr bald;
„Nicht besonders“, sprach die Tante,
„Alt, Herr Doktor, wird man, alt!“

„Ah, da schau mal“, rief der Doktor
Und zog ein verschmitzt Gesicht:
„Lange leben wollt ihr Frauen,
Aber alt sein — wollt ihr nicht!“

Im Zeichen der Verkehrssignale

Klein-Gretchen geht mit Mutter gern zur Kirche
Und da sie vor dem Hochaltare steht,
Gar fromm die Händchen vor der Brust gefaltet,
Spricht leis' im Flüsterton sie ihr Gebet.

Die Mutter kniet in Andacht still versunken
— Der Kleinen dünkt es heut' besonders lang,
Denn draußen lockt der Sonne goldnes Strahlen
Und heller Kinderstimmen froher Sang.

Die Augen Gretchens wandern in die Runde
Und über all der Heil'gen Bilder hin,
Als sinnend sie empor zur Silberampel
Zu ew'gen Lichtes rotem Leuchten zieh'n.

Und schon berührt ihr Händchen Mutters Schulter,
Indes sie leise flüsternd fragend spricht:
„Jetzt werden wir dann aber schon bald gehen,
Nicht wahr, wir warten nur aufs grüne Licht?“

In der Schule

Mit paar Schülern muß der Lehrer
Sich oft ärgern — 's ist zum Schrei'n —
's will trotz aller seiner Mühe
In die Köpfe nichts hinein.

Guter Mien' zu bösem Spiele
Legt er Geld in eines Hand:
„Geh' schnell in die Apotheke
Und verlang dafür Verstand!“

Lustig blinzelnd rief der Junge,
Daß die Klasse es ja hört:
„Soll ich dorten nachher sagen,
Daß er für'n Herrn Lehrer g'hört?!

JOSEF GÜRTLER:

Vom Wandern und Reisen

Alle Jahre, wenn der Frühling ins Land gezogen ist und der Großstädter wieder aus der Wohnung, der Werkstatt oder dem Büro in die freie Natur flüchtet, wenn neue Hoffnung ihn mit der Sonne erwärmt und belebt, faßt ihn die Sehnsucht in die Weite. Er sehnt sich nach Wäldern und Auen und, wenn es ihm möglich ist, nach dem Meer. Begreiflich, denn mit dem Wachsen der Großstädte, mit dem Entstehen von Hochhäusern, die Luft und Sonne absperren, mit der Entwicklung des Kraftfahrwesens und der Verschlechterung der Luft, wird der Hunger des Großstädters nach reiner Luft immer dringlicher. Mit seinen Nerven, vom Geräusch und Getöse der Großstadt gemartert, sehnt sich der moderne Städter immer mehr nach Stille und ozonreicher Umgebung.

Der Wanderbursche

Im Mittelalter hatte der Bürger sein Hausgärtlein vor den Mauern der Stadt. Dieses bot ihm und seiner Familie nach des Tages Arbeit Gelegenheit zum Ausspannen und Gelegenheit, seine Kinder beim Spielen auf dem Anger vor der Stadt zu beobachten. Die Kinder wuchsen also damals noch mehr oder weniger im Freien auf.

Diese beschauliche Lebensweise unterbrach dann der älteste Sohn, wenn er sich nach Beendigung seiner Lehrzeit auf die Wanderschaft begab. In entfernten Städten lernte er als Geselle sein Handwerk gründlicher kennen. Er schnürte dann sein Bündel, auch Felleisen oder Ränzel genannt, um sich auf die „Walz" zu begeben. Meist gesellten sich einige Jungen verschiedener Gewerbe zueinander, um gemeinsam auf der Straße sich die Zeit zu verkürzen und mit Gesang und Kurzweil die Natur, neue Landschaften und neue Eindrücke zu erleben, bis sich bei einem Meister eine passende Gehilfenstelle fand. Aus dieser Zeit stammt ja auch der Spruch: „Der Vorteil treibt das Handwerk vorwärts."

Die Romantik der damaligen Landstraße lebte noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, also bis zum Auftauchen der ersten Automobile. Diese Romantik fand in Deutschland und Frankreich tausendfachen Ausdruck, teils in Werken großer Dichter. Komponisten der heiteren und klassischen Musik bemächtigten sich des Zaubers der Wanderschaft ebenso wie große Klassiker der Dichtkunst. Wer kennt nicht die Arie „Durch die Wälder, durch die Auen", und das Lied „Das Wandern ist des Müllers Lust"? Die Jugend singt noch immer das Lied „Wozu ist die Straße da?" oder „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt".

Die Postkutsche

Zur Romantik der Landstraße trug es auch bei, wenn der „Schwager", wie man den Postillon einst nannte, in schmucker Uniform vom hohen Sitz seiner Kutsche aus die Rösser antrieb und vor Erreichung des Stadttores muntere Weisen aus seinem Horn erschallen ließ. Der Maler Spitzweg hat dieser Kutsche in seinem Bilde „Die Hochzeitsreise" ein Denkmal gesetzt. Auf diesem Bilde sieht man den Maler Schwind, wie er mit seiner Reisetasche in die Kutsche zu seiner Frau einsteigt, während im Vordergrund von der Treppe aus der Posthalter — kein geringerer als Meister Spitzweg selbst — nach freundlichem Abschied nachwinkt.

Wer hört nicht gerne das Trompetensolo mit dem Echo aus „Die Post im Walde". Der französische Komponist Adam stellte einen solch munteren Postillon in die Mitte seiner Komischen Oper „Der Postillon von Lonjumeau" und machte ihn zum Helden derselben. Die Arie darin, stets das Entzücken der Zuhörer, ist ein Glanzstück für jeden „Ritter des hohen C".

Zu den Handwerksburschen gesellten sich gerne Studenten, die manchmal mit dem Semester auch die Universität wechselten. So fanden sich zu den lustigen Handwerksburschenliedern auch manch übermütige Studentenweise, wobei neben Donau, Main, Neckar und Rhein auch die Erlebnisse mit den schönen Mägdelein gepriesen wurden. „Bald gras' ich am Neckar, bald gras' ich am Rhein" oder „Geh nicht an den Rhein, mein Sohn, da geht dir das Leben zu fröhlich ein", oder „Alt-Heidelberg, du Feine, du Stadt an Ehren reich". So und ähnlich schallte es oft aus einer Schenke, wenn die Jugend sich traf.

Und so wanderte auch der junge Goldschmiedgeselle und Zeichner Albrecht Dürer zuerst von Nürnberg den Main und dann den Rhein entlang und später über den Brenner nach Italien. In Italien erweckte der junge Künstler schon mit seinen neuartigen Bildern — es waren Holzschnitte — Bewunderung zeitgenössischer italienischer Meister. Die Reisen mußte er größtenteils zu Fuß zurücklegen, ab und zu an einem Orte länger verweilend, wenn er, wie die Holbeins, Schildertafeln für die Gewerbetreibenden oder Apotheker malen konnte, um Geld für Weiterreise und Zehrung zu verdienen.

Finanziell besser ging es Heinrich Heine oder Geheimrat von Goethe, als sie 300 Jahre später ihre italienischen Reisen antraten. Der berühmte Münchner Maler Franz von Lembach, ein armer Maurerssohn aus Nordbayern — damals noch ohne „Adelsprädikat" — wurde einmal von einem Gast aus Übersee gefragt, auf welche Art er zur Berühmtheit gelangt sei. Er antwortete: „Ganz einfach, barfuß von Schrobenhausen bis München."

Fahrrad und Auto

Aber die Zeiten der Landstraßenromantik haben sich gründlich gewandelt. Zuerst tauchte das Fahrrad auf und mit seiner Entwicklung gab es der Jugend zunächst den Antrieb, in weitere Länder zu fahren. Dies geschah gewöhnlich, um im Urlaub die Nachbarländer, wie Schweiz, Deutschland oder Frankreich kennenzulernen. Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Auto schon so weit vervollkommnet, daß man größere Reisen damit „riskieren" konnte. Hatte es vorher den Anschein, als ob mit der Entwicklung der Eisenbahn die Landstraße veröden sollte, so stellte es sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges heraus, daß der Städter neue Möglichkeiten zur Flucht aus der Stadt erhielt. Die einen, das sind die älteren Jahrgänge, suchen Ruhe und Erholung in der Abgeschiedenheit und Stille der Natur, die anderen mit dem Motorrad haben das Camping gefunden, das sie gerne an einem See am Waldesrand mit billigen Mitteln genießen, wobei Zelt und Proviant wenn möglich im Beiwagen mitgeführt werden. Es gibt heute in Österreich wie in allen Nachbarländern an den schönsten Punkten der Landschaft Campingplätze, die von den Gemeinden oft auch mit sanitären Anlagen und Wasserleitungen versehen werden. Der Österreichische Touringklub bietet allen Kraftfahrern mit der Herausgabe seiner Straßenkarte Gelegenheit, die Campingplätze

---

Eine lange Geschichte

Eine amerikanische Wochenzeitung erschien verspätet. Der Chefredakteur brachte auf der ersten Seite folgende Erklärung: „Unsere Zeitung erscheint in dieser Woche zu spät. Der Grund für diese Verspätung ist auf einem Kornfeld zu suchen und liegt vielleicht schon Jahre zurück. Von dort erreichte er schließlich unsere Setzmaschine. Aber der Maschine selbst ist nichts geschehen. Sehen Sie, das Korn wurde eines Tages reif, wurde geerntet, gebrannt, alterte in einem Faß aus Eichenholz und kam schließlich in flüssiger Form, in eine Flasche gefüllt, in die Hände unseres Setzers.

DAS BESTE aus READER'S DIGEST

des In- und Auslandes zu erfahren. Die Bundeshauptstadt Wien legt zur Zeit im 14. Bezirk einen Campingplatz für zirka 100 Zelte und ebensoviele Automobile nach neuesten Erfahrungen an.

Verkehrsbüros sorgen in Österreich reichlich für Aufklärung über alle diese Dinge. Der Bund unterhält ein modern eingerichtetes Verkehrsbüro. Dieses hat sich seit Jahrzehnten im In- und Ausland mit steigendem Erfolg einen guten Namen gemacht. Es wirbt im Ausland und in Übersee mit zahlreichen Nebenstellen für Reisen nach Österreich. Unsere Bundesländer wetteifern untereinander in edlem Wettstreit um Fremde.

In der Sezession in Wien fand vor einiger Zeit sozusagen als Auftakt zur Urlaubs- und Reisesaison eine Ausstellung der österreichischen Bundesländer statt, die den Österreichern eindringlich ihren Reichtum an schöner Landschaft vor Augen führte. Gilt hier doch ebenso der Ausspruch „Warum in die Ferne (Ausland) schweifen, sieh, das Gute liegt so nah".

Blinde in aller Welt

Amerika

Der größte Fortschritt auf dem Gebiet der Einpflanzung von Augenlinsen ist zweifellos das Verfahren, welches von dem Augenchirurgen des Wills-Augen-Hospitals in Philadelphia an 67 Patienten mit größtem Erfolg erprobt worden ist. Es gelang dort, aus Kunststoff Augenlinsen herzustellen, die in den erwähnten Fällen bei Staroperationen Verwendung fanden und den fast Erblindeten das Augenlicht wiedergaben.

Die Augenoperation, mit dem Ziel der Einpflanzung einer Augenlinse aus Kunststoff, ist erheblich einfacher als die Überpflanzung der Augenlinse eines verstorbenen Menschen. Nur an einer Stelle muß die harte Augenhaut aufgeschlitzt werden. Operativ ist es dann ein leichtes, die getrübte Augenlinse des Patienten zu entfernen, um dann die sorgfältig desinfizierte Kunststofflinse einzubauen. Auch die Verheilungsschwierigkeiten sind bedeutend geringer als bei der Überpflanzung der Augenlinsen von Verstorbenen.

Sowjetunion

Ein Lesegerät für völlig Erblindete wurde konstruiert. Es handelt sich um eine Neuheit, die mit einem Signalisator ausgerüstet ist. Stifte des Signalisators stehen mit Fotoelementen in Verbindung. Die Beschattung der Fotoelemente hat ein Fibrieren der Stifte zur Folge. Die charakteristischen Vibrationssignale sind dem Blinden, der sie über den Zeigefinger wahrnimmt, schnell vertraut. Gleichzeitig ertönen für jeden Buchstaben Schallsignale. Ein langsames aber richtiges Lesen ist möglich.

Westdeutschland

Blinden soll möglichst bald die Möglichkeit gegeben werden, sich durch „sprechende Bücher" mit wertvollem Schrifttum bekanntzumachen. Die deutsche Hörbücherei für Blinde wird dazu das Magnetophonband wählen. Der noch immer hohe Preis für das Bandmaterial und für die zur Zeit von der Industrie angebotenen Geräte erschwert einstweilen die Entwicklung. Man erwartet jedoch, daß ein einfacheres und billigeres Abhörgerät entwickelt werden kann. Inzwischen wurde eine Arbeitsgemeinschaft der Blindenverbände in der Bonner Bundesrepublik geschaffen, die als Träger der Hörbücherei fungieren soll. Auch eine enge Zusammenarbeit mit den Rundfunkanstalten ist vorgesehen.

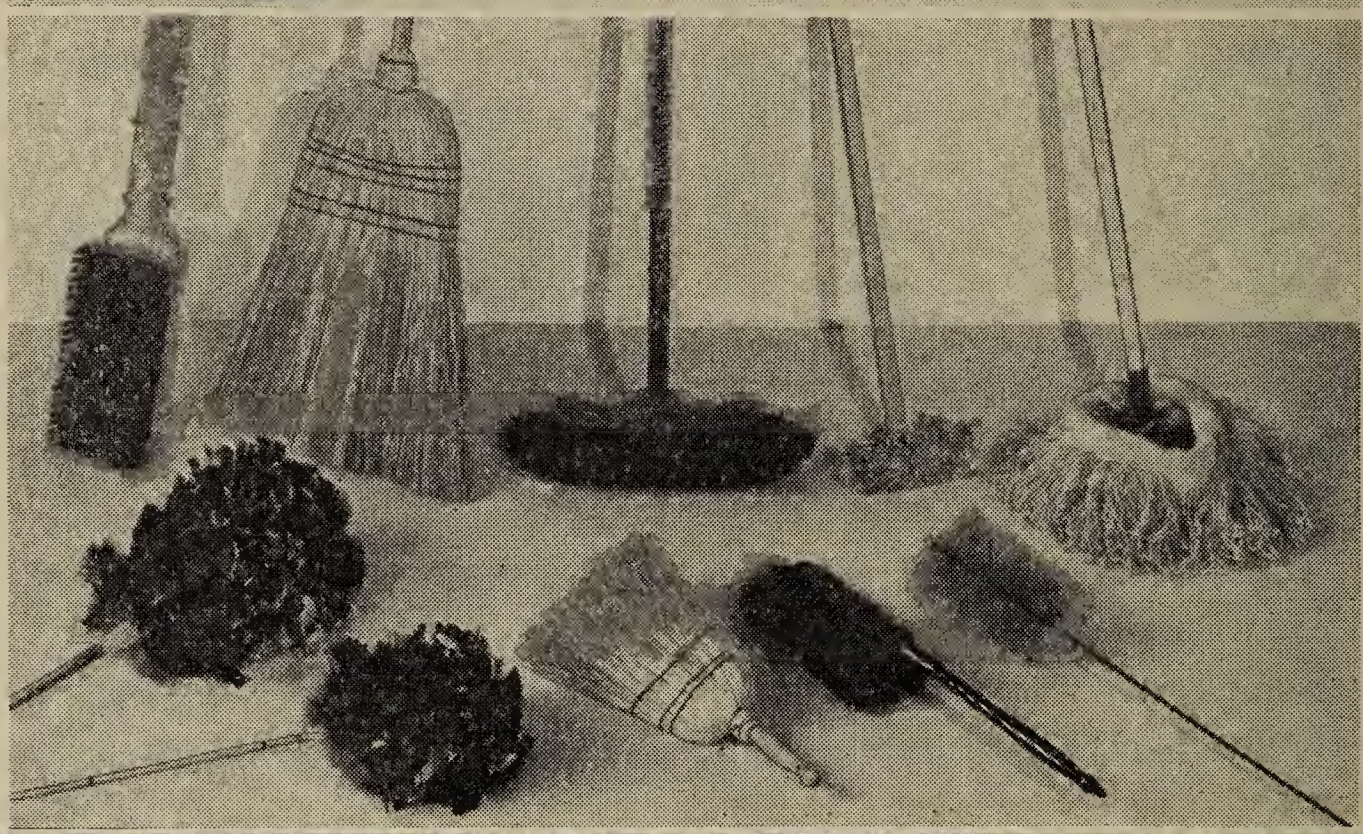
FRÜHGEBURTEN UND ERBLINDUNG

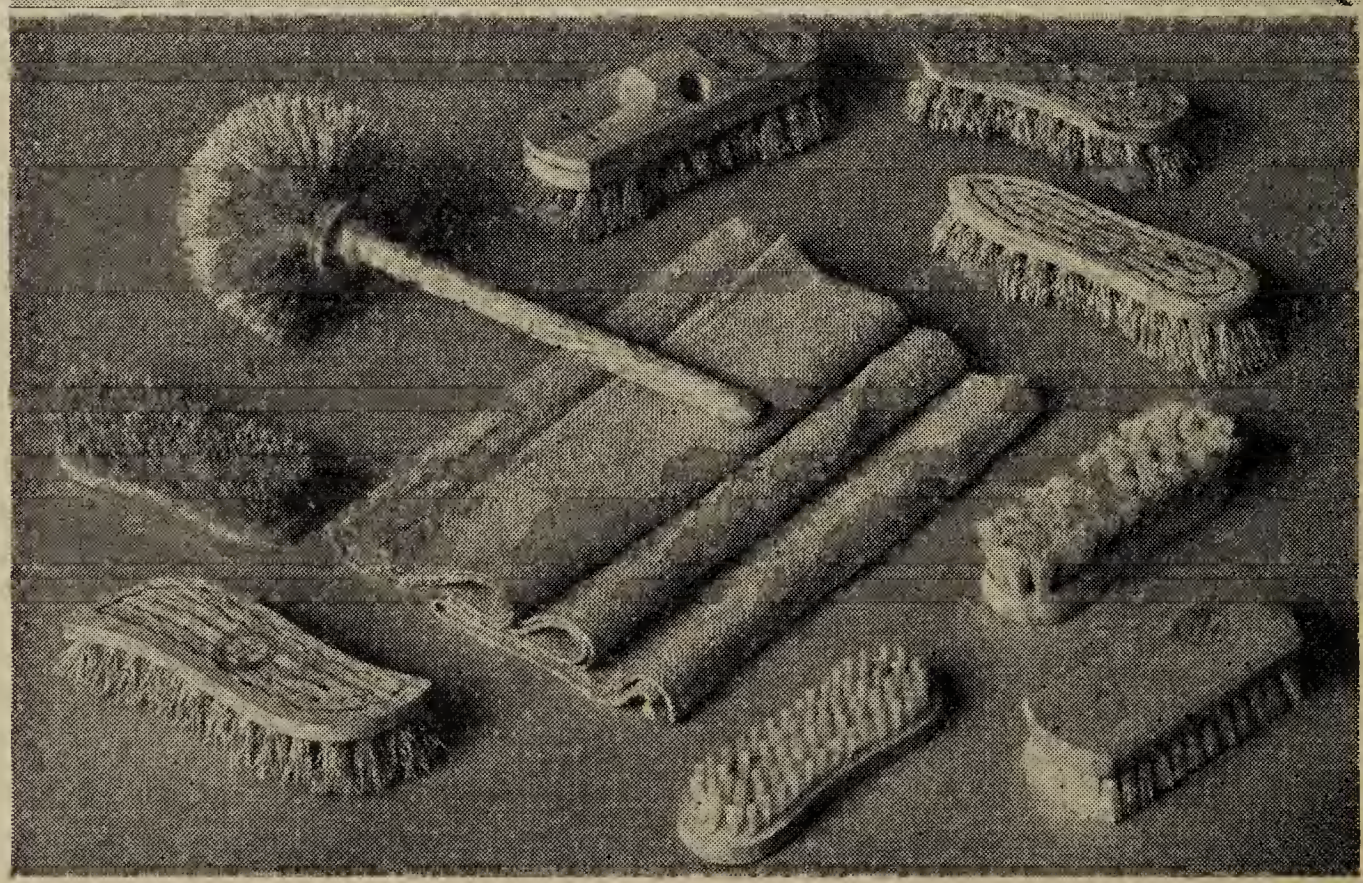
Die ärztliche Kunst hat in ihrem Kampf gegen das Sterben der Frühgeburten in den letzten Jahren außerordentliche Erfolge erzielt. Aber mit diesen Fortschritten stellte man zugleich eine besorgniserregende Tatsache fest: jedes achte Kind, das bei der Geburt weniger als eineinhalb Kilogramm wog, war auf einem Auge oder auf beiden blind. Einige Ärzte nahmen an, daß die Blindheit schon bei der Geburt vorhanden gewesen war, andere waren der Ansicht, die Krankheit trete erst später auf. In der Regel war es den Eltern nicht vom ersten Tage an aufgefallen, daß die Augen des Kindes den Bewegungen, etwa eines farbigen Spielzeugs, nicht folgten.

Zwei amerikanische Augenärzte aus Boston, Dr. William und Dr. Ella Owens, beobachteten auf der Säuglingsstation des John-Hopkins-Spitals zwei Jahre lang die Neugeborenen und stellten bei den insgesamt 214 Fällen fest, daß keines der Kinder bei seiner Geburt blind war. Fünf der Kinder erkrankten jedoch später. In diese Zeit fiel auch die Entdeckung, daß die Ursache der Erblindung eine Geschwulst der Netzhaut war, die zwischen dem zweiten und vierten Lebensmonat von Frühgeburten auftrat.

Das Ehepaar Owens und die beiden Bostoner Forscher Dr. V. Everett Kiney und Dr. Leona Zacharias glauben, auch bereits die Ursache der Erkrankung gefunden zu haben: Mangel an Vitamin E. Ihre Vermutung stützt sich auf die Tatsache, daß Frühgeburten nicht imstande sind, Fettstoffe zu verdauen und daher auch nicht ausreichend mit den Vitaminen A, D, K und E versorgt werden können, die zum Beispiel in der Butter enthalten sind. In einigen amerikanischen Krankenhäusern hat man den Neugeborenen darum diese Vitamine — vor allem Vitamin A in wässeriger Lösung verabreicht. Gerade in diesen Krankenhäusern aber trat die Frühgeburten-Blindheit besonders häufig auf. Das erklären die vier Gelehrten damit, daß die künstliche Zufuhr von Vitamin A anscheinend den Vitamin-E-Bedarf des Kindes erhöht und daß außerdem die Eisenpräparate, die alle Frühgeburten zum Schutz gegen Anämie erhalten, das Vitamin E zerstört.

Man fing daher bei zwölf Kindern, mit einem Geburtsgewicht von weniger als 1½ kg, nach einer Woche mit der Verabreichung von Vitamin E an. An keinem von ihnen wurde die Krankheit später festgestellt. Unter 17 gleichen Fällen, die kein Vitamin E erhalten hatten, begannen sich bei dreien Frühsymptome der Krankheit zu zeigen, ebenso bei vier anderen mit einem Geburtsgewicht von 1,50 bis 2 kg. Als man den erkrankten Kindern kein Vitamin A und Eisen, sondern Vitamin E gab, konnte in vier Fällen die Krankheit zum Stillstand gebracht werden. Am John-Hopkins-Krankenhaus erhält jetzt jeder Säugling mit einem Geburtsgewicht von weniger als 1½ kg, sobald er eine Woche alt ist, so lange ein vitamin-E-reiches Präparat, bis er über 2½ kg wiegt.





Sie fragen — wir antworten

Frau M. K., Wien XX, schreibt:

„Vor einiger Zeit sah ich, wie eine Frau einen Blinden führte. Sie stieg mit ihm in die Straßenbahn ein. Da fiel mir auf, daß sie zuerst einstieg und dann kam erst der Blinde. Ich fand das nicht richtig. Was sagen Sie dazu?"

Antwort:

Wenn der Blinde zuerst einsteigt, so ist das für ihn viel unangenehmer, denn die Begleitperson hat ihm ja, wenn sie vor ihm in die Straßenbahn eingestiegen ist, schon den Weg „geebnet" und kann ihm eventuell einen Sitzplatz verschaffen.

*

Herr Alois L. aus Wiener Neustadt fragt:

„Können sich Blinde und Taube verständigen?"

Antwort:

Es gibt mehrere Methoden zur Verständigung, die beste ist die Blindenschrift, da sie von beiden gelesen und geschrieben werden kann.

*

Frau G. K. in St. Pölten fragt an:

„Bekommt die Hilfsgemeinschaft auch staatliche Zuschüsse?"

Antwort:

Nein, Frau K. Alle Mittel, die wir zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens der Blinden aufwenden, sind uns ausschließlich von privater Seite zur Verfügung gestellt.

*

Herr Josef H., Wien XV, schreibt:

„In der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift hat mir der Beitrag von Professor Dr. Nüchtern ‚Die Geschichte von den Pinschen und vom Dichter' besonders gut gefallen. Ich bin ehemaliger Lehrer und werde nun ‚Unser Schaffen' immer lesen."

Wir freuen uns über dieses Lob und werden Erzählungen ähnlicher Art auch weiterhin veröffentlichen.

Bild nebenan:

Einige Waren aus der Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, die in guter Qualität und preiswert erhältlich sind.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Professor Dr. Hans Thirring, Direktor Otto Benesch

UNSER SCHALTER

AUS DEM INHALT:

Es geht ein Licht auf

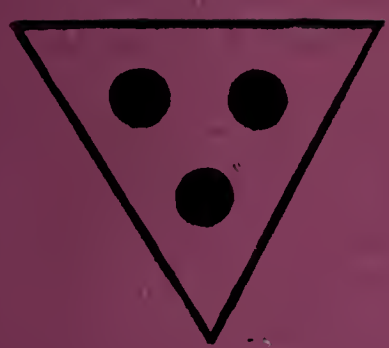
Das Burgtheater am Ring (II)

Rückblick und Ausblick

Die Wiener Sehgestörtenschule

Der Mann mit den goldenen Händen

Wie sie über Blinde denken



1. JAHRGANG HEFT 9 PREIS S 3.50 SEPTEMBER 1956

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

ROBERT VOGEL:

Es geht ein Licht auf

Als die österreichischen Zivilblinden vor einem Jahr in einer auf der Wiener Ringstraße und vor dem Parlament durchgeführten Demonstration für ihre Rechte eintraten und ihre Vertreter vom Bundeskanzler die Zusicherung erhielten, daß er sich persönlich für die Erfüllung der berechtigten Wünsche einsetzen werde, hätten sie nicht gedacht, daß es ein Jahr dauern würde, ehe wenigstens ein bescheidener Anfang gemacht würde.

Gleichstellung aller Blinden

Was waren und sind die Forderungen der Zivilblinden? Sie verlangen die Gleichstellung mit den Kriegsblinden, da sie der Meinung sind, daß für die Beurteilung der Notwendigkeit, helfend einzugreifen, nur die Tatsache der Blindheit und nicht die Ursache, durch welche die Blindheit herbeigeführt wurde, entscheidend sein darf. Nach dem Kriegsopferversorgungsgesetz haben alle Kriegsblinden zusätzlich zu der ihnen vom Staat gewährten Kriegsopferrente einen Anspruch auf eine Blindenzulage. Die letztere wird als Ausgleich für die blindheitsbedingten Mehrauslagen angesehen und man will dem Blinden dafür, daß er ein so großes Opfer bringen mußte, nicht ein schlechteres Leben zumuten, als seinem sehenden Kameraden. Warum soll das aber bei dem Zivilblinden anders sein? — Er hat wohl sein Sehvermögen nicht auf dem Schlachtfeld verloren, aber deshalb ist er durch seine Blindheit nicht minder in wirtschaftliche Abhängigkeit geraten und war bisher stets nur auf private Gutherzigkeit angewiesen.

Es ist begreiflich, daß die Zivilblinden, die einst das Opfer einer tückischen Krankheit, eines Unfalles oder blind geboren oder infolge Vererbung erblindeten, nicht verstehen konnten, daß man Bürger desselben Staates verschieden behandeln wolle.

Viel Geduld brachten die österreichischen Blinden auf, als sie nach dem letzten Weltkrieg sahen, daß die wirtschaftliche und finanzielle Lage ihres Heimatlandes ungünstig war. Sie waren aber fest entschlossen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für die Verbesserung des Schicksals der Zivilblinden einzutreten, sobald sich die Voraussetzungen hiefür ergeben würden.

Forderungen der Zivilblinden

Sie verlangen die Auszahlung einer Blindenzulage und alle anderen, den Kriegsblinden gewährten Begünstigungen. Im Herbst des vergangenen Jahres fand im Bundeskanzleramt eine Konferenz mit den Landeshauptleuten statt, wobei man feststellte, daß der Bund für die Gewährung einer Beihilfe an Zivilblinde nicht zuständig sei und daß eine Länderregelung getroffen werden müsse. Die Länder übernahmen die Verpflichtung, ehestens Gesetze zu beschließen, wonach allen Zivilblinden eine Blindenbeihilfe als Ausgleich für den höheren Lebensaufwand auszuzahlen ist. — Die Zivilblinden waren mit dieser Entscheidung nicht einverstanden, da sie eine Regelung auf Bundesebene wünschten. Nicht alle Bundesländer waren jedoch bereit, den Wünschen der Blinden entgegenzukommen. Immer stärker aber drängten sie auf die Entscheidung.

Das Land **Vorarlberg** machte den Anfang und schuf ein Körperbehindertengesetz, in das auch die Zivilblinden einbezogen wurden. Nach diesem Gesetz wird jeder anspruchsberechtigten Person, nach Maßgabe der im Gesetz vorgesehenen Bestimmung eine monatliche Beihilfe von S 450.— gewahrt, soferne das eigene Einkommen S 450.— nicht überschreitet. Dies ist ein bescheidener Anfang.

Es folgte **Tirol** mit einem Blindenbeihilfegesetz, das ohne jede Einkommensgrenze für alle Vollblinden eine monatliche Beihilfe von S 300.— und für alle praktisch Blinden von S 200.— pro Monat vorsieht. Das ist schon wesentlich besser, weil dieses Gesetz den Charakter einer wirklichen Ausgleichshilfe annimmt. Vor allem verhindert es, daß jene Blinden, die oft unter sehr schwierigen Bedingungen selbst ihr Brot durch eigene Arbeit verdienen und keiner öffentlichen Fürsorge zur Last fallen, dafür bestraft werden, indem man ihnen die Blindenbeihilfe nicht gewährt.

Oberösterreich schuf ein Gesetz, wonach alle Blinden bis zu einer Einkommensgrenze von S 1500.— eine monatliche Beihilfe von S 300.— erhalten. Dieser Betrag ist im Dezember doppelt auszubezahlen. Das Gesetz der **Steiermark** war dem von Oberösterreich sehr ähnlich.

Kampf in der Steiermark

Die Blinden in der Steiermark, unter Führung ihres Obmannes Josef Ganser, vom Steiermärkischen Blindenverein entschlossen sich zum Kampf um ein besseres Gesetz, das den Wünschen der Zivilblinden entgegenkommt. Sie forderten die völlig Gleichstellung mit den Kriegsblinden und verlangten ein monatliches Blindenentgelt von S 660.—. Es kam zu Verhandlungen und schließlich schien ein Kompromißvorschlag der Zivilblinden einige Aussicht auf Erfolg zu haben. Nach diesem Vorschlag sollten alle Vollblinden S 450.— und alle praktisch Blinden S 300.— dreizehnmal im Jahr erhalten. Diese Blindenbeihilfe sollten alle Blinden ohne Einkommensgrenze empfangen. Allen Versprechungen zum Trotz wurde aber der ursprüngliche Gesetzentwurf am 12. Juli im steirischen Landtag eingebracht. Die steirischen Blinden hatten sich vorbereitet. Sie teilten dem Landeshauptmann mit, daß sie in den Hungerstreik treten würden, wenn ihre Forderungen unerfüllt blieben. Alle Maßnahmen wurden getroffen und am 12. Juli erschien eine Vertretung der steirischen Zivilblinden im Sitzungssaal des steirischen Landtages. Sie hatten sich Tafeln mit der Aufschrift: „Wir hungern für unser Recht“ umgehängt.

Plötzlich entdeckten die Sprecher der verschiedenen Parteien ihr Herz für die Blinden und es regnete gegenseitige Vorwürfe. Schließlich wurde die Sitzung auf einige Zeit unterbrochen, damit sich die kompetenten Ausschüsse zur neuerlichen Beratung begeben könnten. — Als der Vorsitzende nach 1½ Stunden die Sitzung wieder eröffnete, konnte unter großem Jubel der anwesenden Blinden mitteilt werden, daß sich alle Parteien darauf geeinigt hätten, die Wünsche der Zivilblinden vollinhaltlich zu erfüllen. Ein schöner, aber auch verdienter Erfolg, denn unsere steirischen Freunde haben damit gezeigt, daß uns im Leben nichts geschenkt wird und daß wir um jede Verbesserung kämpfen müssen.

Und in Wien

Das Land Wien hatte auch einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der sich im wesentlichen an das oberösterreichische Gesetz anlehnt. In einer Aussprache mit den Vertretern der Zivilblinden erklärte Herr Vizebürgermeister Honay, daß Wien wegen der zwischen den Bundesländern bestehenden bindenden Vereinbarungen über die im Gesetzentwurf vorgesehenen Bestimmungen nicht hinausgehen könne und auch nicht in der Lage sei, die von den Zivilblinden geforderte Weglassung einer Einkommensgrenze in Erwägung zu ziehen. Was blieb den Vertretern der Wiener Zivilblinden übrig, als sich vorläufig zufriedenzugeben und für die Zukunft die Verbesserung des Blindenbeihilfegesetzes zu erhoffen. Das war Mittwoch, den

11. Juli 1956. Am 13. Juli sollte der Wiener Landtag das Blindenbeihilfegesetz beschließen. Am frühen Morgen traf in Wien die Nachricht von dem großen Erfolg der steirischen Blinden ein. Es erfolgte eine kurze Beratung der Vertreter der Wiener Blindenschaft und man kam zu der Auffassung, daß der vorliegende Gesetzentwurf an diesem Tage vom Landtag nicht beschlossen werden dürfe. „Entweder", so erklärten die Funktionäre der Wiener Blinden, „gelingt es uns noch im letzten Augenblick ein Gesetz zu erreichen, wie es die Steiermark für ihre Blinden geschaffen hat oder wir müssen es zu Fall bringen". In aller Eile wurde den Fraktionen des Wiener Landtages ein Memorandum überreicht. Immer mehr nahm die Spannung bei den Blinden zu.

Um 11 Uhr betraten die Vertreter der Blinden die Galerie und um ungefähr 1/2 12 Uhr eröffnete der Wiener Präsident Marek die Sitzung. Er gab bekannt, daß Punkt 4, Blindenbeihilfegesetz, auf Wunsch der Zivilblinden von der Tagesordnung abgesetzt wird. Spontan verließen die blinden Galeriebesucher den Landtag und freuten sich darüber, vorläufig wenigstens verhindert zu haben, daß ein Gesetz beschlossen wird, das den Wünschen und Bedürfnissen der Blinden nicht entspricht. Nun müssen sich die Wiener Blinden, so wie ihre steirischen Kollegen organisieren und den Kampf mit Entschlossenheit führen, so daß auch ihre Bemühungen letzten Endes mit einem vollen Erfolg enden.

*

Ein Licht ist mancherorts aufgegangen, es muß aber zu einer Flamme werden, an der sich die Herzen der gänzlich schuldlos zu so einem schweren Schicksal verurteilten Menschen wärmen können. Wir leben in einer Zeit großer sozialer Entwicklungen und da darf man die Blinden nicht vergessen. Sie brauchen das Licht der Liebe und der Hilfsbereitschaft, um bestehen zu können.

Der Staat, die Länder, die Gemeinden, sie alle haben die Pflicht, den weniger begüterten und von der Natur stiefmütterlich bedachten Menschen zu helfen. Das kann keine Frage der Mildtätigkeit oder Gutherzigkeit sein, nein, das ist menschliche Verpflichtung.

Schafft Arbeitsplätze für Blinde!

Wenn schon des öfteren die Forderung nach Gewährung des Blindenpflegegeldes gestellt wurde, so deshalb, weil die Zivilblinden der Meinung sind, daß die Menschen, die das Kostbarste, ihr Augenlicht, verloren haben und die auf so vieles im Leben verzichten müssen, das Recht auf ein gesichertes Dasein haben. Damit ist aber noch nicht alles getan, um das Leben des Blinden lebenswert erscheinen zu lassen. Besonders sind es die später Erblindeten, die einer gesonderten Behandlung bedürfen. Gestern noch gesund und lebensfroh bei der Werkbank oder im Büro, heute sind sie in ewige Finsternis gestürzt. Herausgerissen aus der gewohnten Umgebung, bemächtigt sich ihrer oft größte Verzweiflung. Viel Energie und Willenskraft ist nötig, um diesen Schicksalsschlag zu überwinden. Vielen gelingt das nur sehr schwer und schon mancher hat Selbstmord verübt.

Hier gilt es zu helfen! Bis heute besteht leider noch keine Werkstätte für Späterblindete. Trotzdem gäbe es auch hier die Möglichkeit zu helfen und geeignete Arbeitsplätze zu schaffen. Daß auch Blinde imstande sind, zweckmäßige Arbeit im Betrieb zu verrichten und ihren sehenden Kollegen in nichts nachstehen, haben die Jahre während des Zweiten Weltkrieges bewiesen, wo ein Großteil der Blinden in Betrieben eingestellt wurde und zur vollsten Zufriedenheit ihren Arbeitsplatz ausfüllte. Sollte dies heute, wo von Hochkonjunktur gesprochen wird, nicht möglich sein?

Wir richten an dieser Stelle einen Appell an die Arbeitsämter und Betriebe: schafft Arbeitsplätze für Blinde! Sie brauchen Beschäftigung. Bei einigem guten Willen wird es auch gelingen, hier eine soziale Tat zu setzen, die geeignet ist, dem Leben der Blinden wieder Sinn und Inhalt zu geben.

Ein Wort sei an die Behörden und Ämter gerichtet: Berücksichtigt bei Vergebung von Arbeiten die sehenden Frauen von blinden Männern! Wohl ist es bitter, wenn Blinde ihre Frauen arbeiten schicken müssen, aber auch da ist die soziale Lage der meisten Blinden so, daß ihre Frauen gezwungen sind, mitzuverdienen, solange nicht ausreichend für die blinden Männer gesorgt ist.

Karl Vojir

JOSEF MARIA TOMANEK:

Das Burgtheater am Ring

(Fortsetzung von Nummer 7/8)

Der Neubau des Burgtheaters am Franzensring durfte als ein Wunderwerk aller Künste angesprochen werden. Verdankte er doch den Ursprung seiner Gestaltung den Forderungen Richard Wagners an eine würdige Stätte des „Gesamtkunstwerkes".

Als König Ludwig II von Bayern dem Meister Richard Wagner eine solche in München zu errichten gedachte, übertrug er Gottfried Semper die Entwurfplanung zu einem Festspielhaus am Isarufer. Hier ist der große Plan indessen nicht zur Ausführung gelangt. Durch engherzige politische Anfeindungen gezwungen, München zu verlassen, fand Wagner eine Zufluchtsstätte seiner Kunst in dem schmucklosen Notbau auf dem „grünen Hügel" von Bayreuth. Semper aber konnte seinen Münchener Entwurf mit gewissen Abänderungen zunächst bei dem Neubau des 1869 niedergebrannten Dresdener Hoftheaters verwerten, der 1871 begonnen, 1878 von seinem Sohne Manfred vollendet wurde. Das Dresdener Hoftheater war architektonisch der einzige direkte Verwandte des Wiener Burgtheaters geblieben.

In Wien hatte Dingelstedt sofort bei seinem Übergang von der Opern- zur Burgtheaterdirektion (1870) die Entschließung Kaiser Franz Josefs erwirkt, auch dem Burgtheater als Gegenstück zu der 1868 eröffneten Hofoper ein neues Heim zu geben. Es war eine historisch denkwürdige Stätte, an der 1875 der Grundstein zum Neubau gelegt wurde: Der Teil der Ringstraße gegenüber dem neuen Rathause, wo sich einst die Löwelbastei erhob, auf der die Wiener Bürger während der zweiten Türkenbelagerung 1683 die Anstürme der Türken abgewiesen hatten.

Die anfängliche Zusammenarbeit Sempers mit dem Hofarchitekten Karl Freiherrn v. Hasenauer, dem erfolggekrönten Erbauer der Rotunde im Prater, zerschlug sich bald nach der Grundsteinlegung und Hasenauer übernahm die Bauleitung allein. Trotzdem wurden die konstruktiven Grundgedanken von Sempers Münchener Festspielhausplan mit nur geringen Abweichungen durchgeführt. Semper wollte in der Gliederung des Baues schon äußerlich die Zweckbestimmung der Hauptteile: Bühne, Zuschauerraum und Treppenaufgänge organisch hervortreten lassen und sie daher individuell gestalten. Das Bühnenhaus in der Urform der einräumigen griechischen Tempelzelle mit flachem Giebeldach, den Zuschauerraum als schon in der Straßenfront erkennbaren Rundbau nach Art der römischen Kolosseen, die Stiegenhäuser in der festlichen Heiterkeit der Kolonnadenbauten der Hochrenaissance, etwa Sanvinos Marcus-Bibliothek in Venedig.

Abgewichen ist die Wiener Ausführung von Sempers Münchener Projekt in folgenden Punkten: Die ursprünglich den Gesamtbau beherrschende Überhöhung des Bühnenhauses wurde etwas vermindert und die Flachkuppel des Zuschauerraumes durch Anlehnung an den Vordergiebel des Bühnendaches in engere Verbindung mit diesem gebracht. Der trommelförmig konvexen Front wurde ein durch Balustradenabschluß mit Vollfiguren betonter, die Anbringung einer

Zuschauerraum, 1888 bis 1897, mit der ursprünglichen Raumgestaltung in Lyraform, wodurch die Sicht zur Bühne bei einer Anzahl von Logen und von der Galerie teilweise schlecht, teilweise unmöglich war. Ebenso ließ die Akustik viel zu wünschen übrig. Daher erfolgte 1897 ein Umbau.

dreifachen Loggia ermöglichender Mittelrisalit vorgestellt. Die Treppenflügel wurden durch Anbringung je einer Durchfahrt für die seitlichen Hoflogen an den inneren und allgemeiner Zufahrten an den Außenenden reicher gegliedert.

Im Inneren hatte Sempers Münchener Projekt, den Intentionen Wagners entsprechend, ein demokratisches Amphitheater ohne alle Rangunterschiede zwischen den in konzentrischen Halbkreisen aufsteigenden Sitzreihen vorgesehen. Beim Wiener Burgtheater dagegen mußte auf Anordnung der Hofbehörden an dem überlieferten höfischen Logenhaus mit strengem Abschluß der Galerien vom Zugang zu den Prunkräumen festgehalten werden. Nach außen wurde das oberhalb der kunsterfüllten Räume des I. Ranges gelegene, schmucklose Galeriefoyer überdies durch Anbringung von Kolossalbüsten dramatischer Dichter vor den Fensteröffnungen maskiert.

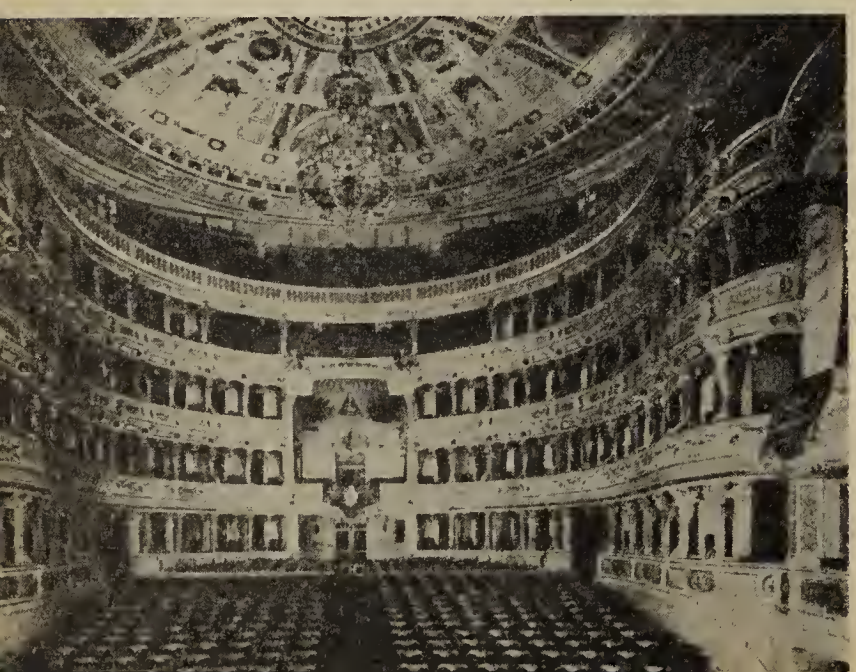
Die angeführten Änderungen des Grundprojektes waren noch das Ergebnis gemeinsamer Arbeit Sempers und Hasenauers; dem letzteren allein gebührt das Verdienst der Gesamtanordnung der ornamentalen, plastischen und malerischen Ausschmückung, an der im einzelnen verschiedene Kräfte mitgeschaffen haben. Nach dem von Adolf Wildbrandt aufgestellten Leitgedanken sollten in Wand- und Deckenschmuck des Hauses erscheinen: die menschlichen Eigen- und Leidenschaften und ihre Verkörperung in berühmten Dramengestalten; die Entwicklungsstufen des Dramas bei den europäischen Kulturvölkern; die Meister der dramatischen Weltliteratur und Szenen aus ihren bedeutendsten Werken; die Schauspieler des Burgtheaters in ihren charakteristischen Rollen; endlich die Leiter des Burgtheaters.

Es war unvermeidlich, daß die ideelle Einheit dieses reichen Dekorationsprogrammes bei seiner Verteilung auf so viele Innen- und Außenflächen nicht immer voll gewahrt bleiben konnte, daß thematische Zerreißungen, anderseits Häufungen und Wiederholungen vorkamen. Die Überfülle des Schmuckes konnte sich dem flüchtigen Beschauer in den kurzen Minuten vor dem Beginn und zwischen den Akten einer Vorstellung nicht voll verschließen, um so reicher offenbarte sie sich bei wiederholten Einzelbetrachtungen.

Eine eingehende Betrachtung der künstlerischen Ausstattung des Burgtheaters hinterließ den Eindruck von wahrhaft orgiastischer Verschwendung von Malerei und Plastik, die den Blick blendete. Etwas von solchem Gefühl der Bedrückung durch ein Übermaß von Kunstaufwand sprach denn auch aus den geteilten Stimmen, die nach der Eröffnung des neuen Burgtheaters in der öffentlichen Meinung Wiens laut wurden. Man bewunderte all die Pracht, aber man empfand sie zuerst beinahe als lastend und befürchtete von ihr eine Störung des innigen Kontaktes zwischen Bühne und Publikum, den man in den bescheidenen Räumen des alten Hauses am Michaelerplatz so vollkommen zu erleben gewöhnt gewesen war.

Die ärgsten Befürchtungen in technischer Hinsicht, die sich insbesondere an die übergroße Höhe des Zuschauerraumes und die daraus folgende optische und akustische Benachteiligung der Galerien, der Stammplätze gerade des kunstbegeisterten Publikums, knüpften, haben sich aber als übertrieben erwiesen. So war das erste Sorgenkind der Zuschauerraum. Die „Lyraform“ des Logenrunds wurde von den Wienern spöttisch das Burgtheater-„Haftl“ genannt. Durch das italienische

Zuschauerraum, 1897 nach dem Umbau, mit der räumlich und akustisch ungünstigen italienischen Lyraform des Logenaufbaues und der Galerie zur offenen französischen Raumform

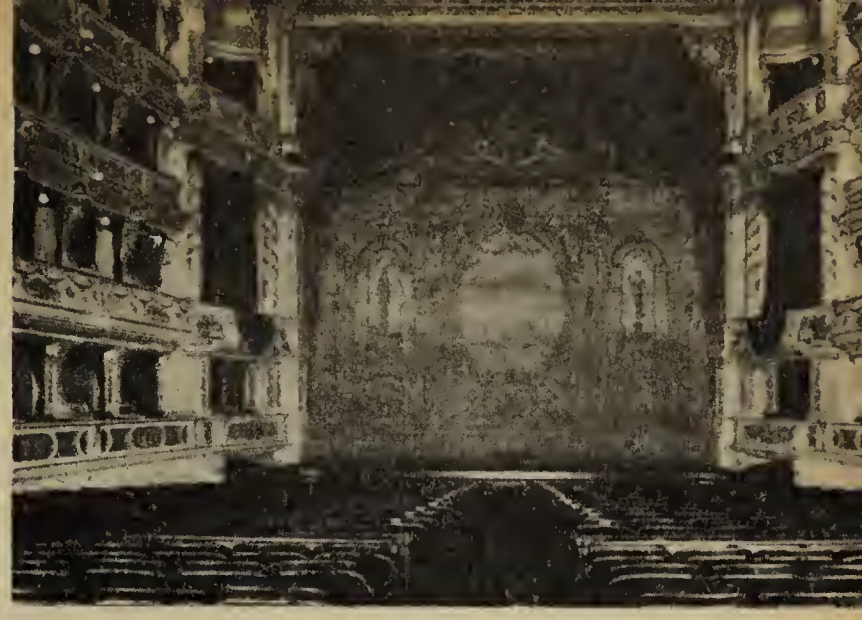


System der geschlossenen Logen, Ausdruck Gesellschaft abgestufter Absonderung, hatten die Logen 3 bis 6 aller Ränge, zusammen also 32 Logen, fast keine Sicht auf die Bühne.

Ein zweites Sorgenkind war die schwindelerregende Höhe und Anordnung der vierten Galerie, dessen Stammpublikum sich hier optisch und akustisch stark benachteiligt fühlte. Übrigens wurde über mehr oder weniger starke akustische Mängel fast im ganzen Zuschauerraum geklagt.

Im Sommer 1897, in der überraschend kurzen Zeit zwischen April und September — also in bloß sechs Monaten, erfolgte ein großer Umbau zur Behebung der Mängel.

Der Ausblick aus den Logen wurde durch diesen Umbau, der die ursprünglich lyraförmige Schweifung der Ränge durch eine hufeneisenförmige ersetzte, außerordentlich verbessert. Die vierte Galerie wurde völlig umgestaltet. Der Orchesterraum wurde näher an die Bühne herangebracht und dadurch außerdem eine neue Parkettreihe zusätzlich gewonnen. Durch den Wegfall der Lyraform verbreiterte sich der Zuschauerraum um zwei Meter und bewirkte eine Milderung der Überhöhung des gesamten Innenraumes.



Zuschauerraum 1897 nach dem Umbau mit dem Blick zur Bühne.

Endlich hat die Entfernung des großen Beleuchtungskörpers im Zuschauerraum und sein Ersatz durch eine kranzförmig angeordnete Deckenbeleuchtung, welche feinste Lichtabstufungen zwischen Saal und Bühne ermöglichte, das anfängliche Bedenken beseitigt, daß der goldene Glanz des Saales zu sehr die Aufmerksamkeit von den Bühnenvorgängen ablenke. Die gesamte Beleuchtung war zum ersten Mal in einem solchen Großbau eine elektrische.

So ergaben sich nach dem Umbau und nach dem Wiederbeginn der Vorstellungen im Herbst 1897 allseits angenehmste Überraschungen.

Eine gute Stimme!

Große Freude rief bei der Blindenschaft der Leitartikel der „Arbeiter-Zeitung“ vom 8. August d. J. hervor. Unter der Überschrift „Die Sache der Blinden“ befaßte sich Chefredakteur O. P. ausführlich mit der sozialen Position der Zivilblinden Österreichs und ihren Bemühungen um die Verbesserung ihres Schicksals.

Es muß als ein bedeutender Fortschritt bezeichnet werden, wenn eine so große Tageszeitung ihre besten Spalten den Blinden widmet. Ganz richtig stellt der Schreiber fest, daß die Blinden nicht nur im „Schatten stehen“, sondern in „völligem Dunkel“ durchs Leben gehen müssen. Mit Recht schreibt die Zeitung u. a., daß die Blinden nicht „Mitleidempfänger“ sein wollen, sondern Hilfe verlangen, „die es ihnen ermöglicht, sich selbst zu helfen“.

Blindheit ist ein Unglück und es ist Sache des ganzen Volkes, bei Unglücksfällen zu Hilfe zu eilen. Nun wollen die Blinden aber nicht ewig auf jene Hilfe allein angewiesen sein, die ihnen in Form von Spenden oder Almosen gewährt wird. Nein, sie streben ein gesetzlich verankertes Recht auf ein menschenwürdiges Dasein an. Darum zogen sie vor einem Jahr auf die Ringstraße und demonstrierten vor dem Parlament und darum kämpfen sie jetzt schon jahrelang um die Erlangung eines Blindengeldes als Ausgleich für die blindheitsbedingten Mehrauslagen.

Wenn der Kreis jener Menschen immer größer wird, die bereit sind, die Blinden in ihrem Kampf zu unterstützen, dann wird der Tag kommen, an dem in all dem Dunkel auch den Blinden ein Licht, und zwar das Licht der menschlichen Hilfsbereitschaft, leuchten wird.

PROFESSOR Dr. HANS THIRRING:

RÜCKBLICK UND AUSBLICK

(Auszug aus der Broschüre „Die Kunst des menschlichen Zusammenlebens"; Seite 97—104, erschienen im Verlag der UNESCO-Kommission)

Es lohnt sich, rückblickend die Absurdität des Weltgeschehens von 1939 zu betrachten: Man sah schon seit Jahrzehnten ein bedeutendes Wachstum der farbigen Nationen, das steigende Selbstbewußtsein der ehemaligen Kolonialvölker, die früher oder später ihre Fesseln sprengen werden und bei weiterer Geburtenzunahme und bei der früher oder später unvermeidlichen Industrialisierung und Technisierung ihrer Länder starke Mächte darstellen werden; man sah auf der anderen Seite den Aufstieg der Sowjetunion, man fürchtete die bolschewistische Gefahr und kannte die marxistisch-leninistische These, die besagt, daß der ins Wanken geratene Kapitalismus mit dem aggressiven Imperialismus in seine letzte Phase tritt. Und in dieser für die bürgerliche Welt der weißen Nationen kritischen Geschichtsperiode verbündet sich der Rassenfanatiker und Bolschewistenfresser Hitler über Nacht mit seinem ehemaligen Todfeind und setzt einen Krieg in Gang, in dem sich die weißen Nationen gegenseitig zerfleischen, in dem Könige vertrieben und bürgerliche Regierungen gestürzt werden, während die Vertreter des historischen Materialismus lächelnd zusehen und das Geschehnis als einen weiteren schlagenden Beweis für die Richtigkeit ihrer Lehre in die Geschichtsbücher eintragen!

Ist eine Betrachtung dieser Art die billige Weisheit, die jedem im nachhinein aufdämmern kann, sobald er einmal gesehen hat, was herauskam? Dazu ist zu sagen, daß es 1939 in Deutschland Hunderttausende gab, die damals schon klar die Folgen voraussahen, die aber nicht zu Worte kamen, weil die Bevölkerungsmehrheit wie die braven Soldaten des Hauptmanns von Köpenik durch ihr vaterländisches Pflichtgefühl so verblendet waren, daß man alle Kriegsgegner sofort mundtot machte. Überlegt man sich nun, wieso eine derartige Wahnsinnstat geschehen konnte, so findet man, daß eine ganze Kette verhängnisvoller Umstände zusammenwirkte. Ein besonderer Grund dafür, daß Hitler in den entscheidenden Tagen des Sommers 1939 trotz eher nachgiebiger Haltung der polnischen Regierung und trotz der verzweifelten Vermittlungsversuche von England, Frankreich und sogar Italien starr blieb und von seinen Feldzugsplänen nicht abzubringen war, lag in seiner romantischen Schwärmerei für den Krieg. In dem Abriß seiner Selbstbiographien in „Mein Kampf" sagt er ausdrücklich, daß der Geschichtsunterricht in der Realschule in Linz für sein späteres Leben bestimmend wurde, und über die Wirkung der Lektüre eines Buches über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 erklärt er wörtlich:

„Nicht lange dauert es, und der große Heldenkampf war mir zum größten inneren Erlebnis geworden. Von nun an schwärmte ich mehr und mehr für alles, was irgendwie mit Krieg oder doch mit Soldatentum zusammenhing."

Daß Hitler während seiner politischen Laufbahn mit seinen Reden über die Schmach von Versailles, über Waffenehre, Wehrhaftigkeit und Wiederaufrüstung der Nation so viel Resonanz in der Bevölkerung fand, liegt darin, daß ein großer Teil der Deutschen — und namentlich vor allem die Gebildeten unter ihnen — eine ganz ähnliche Indoktrination wie er genossen hatte. Als charakteristisches Beispiel dafür sei der bekannte „Auszug aus der Geschichte" von Karl Plötz erwähnt, der an sich wegen seines handlichen Formates und seiner übersichtlichen Darstellung ein ausgezeichneter Unterrichtsbehelf sein könnte. Aber die dreizehnte Auflage dieses Buches, die zu Beginn des Jahrhunderts, als Hitler die Realschule in Linz besuchte, das Vademekum der Mittelschüler bildete, verwendete gut neunzig Prozent des Textes auf die Geschichte der Kriege, Schlachten

und Dynastien, während die Wirtschafts-, Geistes- und Kulturgeschichte ganz und gar vernachlässigt wurde. Der Schüler, dem die Geschichte in diesem Gewand vorgesetzt wird, findet auf jeder Seite seines Buches Schlachten angeführt; die Namen der Eroberer und Kriegshelden springen ihm flott gedruckt in die Augen, während die Namen der Geistesheroen, der großen Künstler und solcher Leute wie die großen Pioniere der modernen Naturwissenschaft, deren Leistungen unsere Zivilisation von Grund auf umgestaltet haben, in Klammer nebenher erwähnt werden, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wird, die Gedanken und die Bedeutung ihrer Schöpfungen zu erläutern.

Es ist gar kein Wunder, wenn in tatenlustigen Jünglingen, die die Weltgeschichte aus solcher Perspektive zu sehen bekommen, der Wunsch rege wird, große Feldherrn zu werden, und wenn sodann Feldherrnaspiranten wie Hitler zahllose Anhänger unter den jugendlichen Intellektuellen finden, denen mit der Phrase von dem „gewaltigen geschichtlichen Ringen" der Kopf so voll gemacht wurde, daß sie sich als kritiklose Mithelfer und Kanonenfutter mißbrauchen lassen. Versuchen Sie bitte einmal, das Fazit aus der traurigen Bilanz der großen Tragödien der Menschheit zu ziehen. Überlegen Sie sich, bitte, wie eitel, hohl und nichtig aus einer weiteren Perspektive betrachtet die Streitobjekte der meisten Kriege im Vergleich zu den von ihnen verursachten Opfern, Schäden und Rückständigkeiten gewesen sind, und wie falsch es ist, die Kriege als die unvermeidlichen Kulminationspunkte eines großen historischen Ringens der Völker im Kampf ums Dasein hinzustellen. Gerade aus der Geschichte können Sie eine heilsame Lehre für künftiges Verhalten in der Politik und auch im Alltagsleben für ihre Beziehungen zu den Nebenmenschen gewinnen, wenn es Ihnen gelingt, im historischen Geschehen die großen Linien des immer wiederkehrenden Spieles der Irrungen und Wirrungen menschlichen Strebens zu erkennen. Wer den nötigen Überblick gewinnt, wird bald das Wirken jener Erbkrankheit der Menschheit herausfinden, die darin besteht, daß in der Überzeugung einer Generation gewisse Belange zu überragender Wichtigkeit aufgeblasen werden, die späteren Generationen völlig gleichgültig sind, daß Hunderttausende oder Millionen jeweils als Streiter Gottes, als Soldaten des Kaisers, als Kämpfer der Nation, als Kämpfer einer Klasse sich abschlachten lassen in einem Krieg, der weder gottgewollt ist noch dem Kaiser noch der Nation oder Klasse zum Segen gereicht.

Was immer man aus dem Komplex von Faktoren, die zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges führten, als entscheidend bewerten mag: den deutschen oder russischen Imperialismus, den serbischen nationalen Fanatismus, die gekränkte Ehre der um ihren Thronfolger gebrachten Habsburger oder die Habgier der ungarischen Großagrarier, die mit der von ihnen durchgesetzten Zollpolitik gegenüber Serbien das Verhältnis der Monarchie zum südlichen Nachbarn vergifteten, oder den Ehrgeiz der russischen Großfürsten oder was sonst immer — sicher ist das eine, daß die Kriegserklärung Österreichs an Serbien Ende Juli 1914, nachdem das österreichische Ultimatum fast zur Gänze durch die Belgrader Regierung angenommen worden war, ein Schritt war, der ausnahmslos allen jenen, die für eine unnachgiebige Haltung eintraten, zum Verhängnis wurde; daß auf lange Sicht nur die am Kriegsausbruch völlig unbeteiligten Amerikaner und die Bolschewiken als Sieger hervorgingen, daß alle jene, die damals zum Kriege drängten, wenn sie nur genug Weitblick gehabt hätten, um die Folgen ihres Tuns vorauszusehen, sich gehütet hätten, so zu handeln, wie sie es wirklich taten. Und diese groteske Dummheit, dieser Beginn des großen Amoklaufes der bürgerlichen Gesellschaft von Mittel- und Osteuropa, vollzog ohne den Versuch eines Protestes, ja unter dem Beifallsklatschen eines Großteils jener Millionen, die früher oder später Opfer dieses Wahnes wurden, ob-

wohl Dutzende von Präzedenzfällen in der Geschichte vorlagen, die als warnende Beispiele hätten dienen können. Wieviel wäre uns erspart geblieben, wenn die Menschen, und besonders die Staatsmänner, von Jugend an darauf trainiert gewesen wären, aus der Geschichte zu lernen — wenn man also rechtzeitig begonnen hätte, die Geschichtswissenschaft systematisch zur Bekämpfung von Übeln und zur Vermeidung von Fehlhandlungen zu verwenden, so wie man das in der Medizin und in den Naturwissenschaften zum Segen und zum Fortschritt der Menschheit tut!

Gerade ein Vierteljahrhundert nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat sich mit der zweiten Etappe des Amoklaufes der gleiche Fehler wiederholt und auch Hitler und seine Genossen taten im Sommer 1939 etwas, das sie ein zweites Mal bestimmt unterlassen hätten, wenn sie nach Kenntnis der Folgen das Rad der Geschichte hätten zurückdrehen können. Inzwischen machen wir Überlebenden ein crescendo der Kriegstechnik und ein acoelerando der weltpolitischen Entwicklung mit, und wenn wir nicht bald beginnen, aus der Geschichte zu lernen, wird es sich im Schutt einer untergegangenen Zivilisation kaum mehr lohnen, die Schicksale der armseligen Menschheitsreste überhaupt noch weiter zu registrieren.

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet von 1. Juli 1956 an jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Hilfsgemeinschaft

Was müssen wir tun, um jene Fehler zu vermeiden, die zu fanatischer Einstellung und zu Anbetung falscher Götzen führen? Lassen Sie sich nicht blenden von dem eitlen Glanz des vergänglichen Ruhmes der sogenannten „großen Männer der Geschichte", sondern versuchen Sie die Weltgeschichte sub specie aeternitatis zu betrachten. In einem nur ganz klein wenig reiferen Stadium der Menschheit — vielleicht schon in tausend oder zehntausend Jahren, also nur in einem Millionstel oder Hunderttausendstel der gesamten Lebenszeit der Menschheit — werden die Historiker für unsere bisherigen Geschichtshelden wegen deren Bedeutungslosigkeit nicht das geringste Interesse haben. Sie werden jene kriegerischen Ereignisse, die heute Seite für Seite der Geschichtsbücher füllen, mit einem mitleidigen Lächeln als Gott sei Dank überwundene Kinderkrankheiten eines infantilen Stadiums der Menschheit abtun, aber sie werden mit größter Ehrfurcht das Andenken jener wirklich großen Männer pflegen, die schöpferische Leistungen zum Segen der Menschheit vollbracht haben. Millionen und Milliarden von Menschen werden durch unzählige Generationen hindurch aus den Meisterwerken der Musik des 18. und 19. Jahrhunderts Kraft und Erbauung schöpfen; die Erkenntnisse über den Mechanismus des Naturgeschehens — fundiert durch die großen Pioniere naturwissenschaftlichen Denkens, wie Gallilei und Newton, dann immer weiter bereichert, ausgebaut und verfeinert durch geniale Nachfolger dieser Männer, wie Faraday, Einstein und Planck — werden zum unvergänglichen Wissensschatz der ganzen Menschheit gehören, der als wirksamste Waffe im Kampf um das Dasein sorgfältig gehütet und gepflegt wird, und jenen Männern, die bis dahin zur Erlangung der geistigen Reife und zur Veredelung der Menschheit beigetragen haben, wird man Denkmäler setzen und ihr Andenken in Ehren halten, all das zu einer Zeit, da die Namen der Imperatoren und Kriegshelden unserer heutigen

urgeschichtlichen Epoche längst vergessen sein werden.

Wer gewohnt ist, die Geschichte aus dieser Perspektive zu betrachten, wird weniger geneigt sein, den Lockungen der falschen Propheten zu folgen, die im Interesse vorgespiegelter heiliger Belange des Volkes oder der Klasse zum Krieg und zur Ausrottung Andersdenkender hetzen. Wenn es irgendwo gerechtfertigt ist, der Jugend revolutionären Mut einzuflößen, um den Weg in eine bessere Welt zu bereiten, ohne bei diesem Streben durch Ungestüm neues Unheil zu verursachen, dann ist es in der Anleitung zu kritischer Betrachtung der Geschichte.

Laßt euch nicht ins Bockshorn jagen durch die alten Schlagworte vom „ehernen Schicksal" und von „historischen Notwendigkeiten". Denn wenn wir von den Naturkatastrophen absehen, dann ist der weit größere Rest das Übel, unter denen die Menschheit zu leiden hat, nicht Schicksalsschlag, sondern durch Dummheit und Verblendung selbst verschuldetes Unglück. Macht eure Augen und Ohren auf für die Mißverständnisse und Fehlurteile der Menschen, schaut euch die Bombenruinen und die Krüppel in den ehemals kriegführenden Ländern an, lernt aus der Geschichte, wie vergänglich und nichtig die angeblich höheren Ziele waren, für die man die Völker zur Schlachtbank getrieben hat, und überlegt euch, was die Welt von heute an Freiheit und Wohlstand dem Moloch des Rüstungswettlaufes opfern muß. Wenn es euch gelingt, den Leuten rechtzeitig das Handwerk zu legen, die zu Fanatismus, Intoleranz und Krieg hetzen, dann kann die Welt einen Aufschwung erleben, von dem sich unsere durch Haß- und Angstkomplexe und durch die Vorurteile des präatomischen Zeitalters geblendeten Vorfahren nichts träumen ließen!

Nähstube für Blinde

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat vor mehr als acht Jahren eine Nähstube eingerichtet. Alle Mitglieder unserer Organisation, ob Männer oder Frauen, ob ledig oder verheiratet, bringen ihre reparaturbedürftigen Wäsche- und Kleiderstücke in die Nähstube, wo sie von der Leiterin, Frau Maria Frank, die selbst fast blind ist, übernommen und zur Arbeit eingeteilt werden. Sehende Näherinnen sind jahrein, jahraus damit beschäftigt, die Wäsche und Kleider der Blinden auszubessern. Ist alles fertig, dann werden die Sachen gebügelt und verpackt, und das Paket kann abgeholt werden.

Es kommt vor, daß Kleidungsstücke in einem solch schlechten Zustand übergeben werden, daß sich eine Reparatur nicht mehr lohnt. Dann sorgt die Nähstube für Ersatz. Die Einkommen der Blinden sind gering und es bleibt nicht viel für Neuanschaffungen übrig.

Die Nähstube hilft alljährlich bei der Vorbereitung für Weihnachten. Da wird besonders fleißig genäht, denn alle Blinden sollen ein Geschenk bekommen. Zum Geburtstag erhält jedes Mitglied ein neues Bettzeug, bestehend aus einer Tuchent und zwei Pölstern. Alles wird in der Nähstube angefertigt. Die Nähstube arbeitet für die Blinden kostenlos. Keiner, der von ihr Gebrauch macht, hat auch nur einen Groschen zu bezahlen.

OTTO BENESCH:
Direktor der Sehgestörtenschule der Stadt Wien

Die Wiener Sehgestörtenschule

Mit den Blinden verbindet die Sehgestörten in Wien eine historische Gemeinsamkeit. Am 28. Februar 1884 wurde in Wien-Ottakring eine Spezialschulabteilung für blinde schulpflichtige Kinder eröffnet. Die tägliche Unterrichtszeit währte von 9 bis 12 und von 13 bis 15 Uhr. In der Mittagszeit wurden die Zöglinge von dem um die Anstalt hochverdienten „Klub zur Unterstützung blinder Kinder" unentgeltlich verköstigt. Der Unterricht selbst zerfiel in einen literarischen, einen musikalischen und einen gewerblichen Teil. Die Anstalt wurde bis zum Jahre 1898 von 63 Zöglingen, 34 Mädchen und 29 Knaben, besucht, wovon 26 später in Internaten Aufnahme fanden. 13 erhielten ein Entlassungszeugnis. Von den Knaben fanden 2 als Bürstenmacher und einer als Klavierstimmer, von den Mädchen eine als Schnurflechterin, eine als Zitherlehrerin, 4 als Häklerinnen und 3 als Sesselflechterinnen ihr Fortkommen. Im Jahre 1898 besuchten die Schule nur noch 15 Zöglinge, von denen 3 im Bürstenmachen, 6 im Zitherspiel, 3 im Klavierspiel und 3 im Sesselflechten unterwiesen wurden. Am Unterricht in den weiblichen Handarbeiten nahmen alle Mädchen teil. Jeder Zögling erhielt für die geleistete Arbeit den entsprechenden Lohn, wodurch er die Arbeit auch als Erwerbsquelle kennen lernte. Der Lehrkörper bestand damals aus 5 Lehrkräften.

Die Schule in Fünfhaus

Am 10. Februar 1923 ordnete der Stadtschulrat für Wien die Errichtung einer Sehgestörtenabteilung an der gleichen Anstalt an und am 12. Februar 1923 wurde dort der Sehgestörtenunterricht aufgenommen. Man hatte aus historischen Gründen das Gebäude in der Kirchstetterngasse gewählt. Leider hat dieses Gebäude während des letzten Krieges arge Bombenschäden erlitten und gegenwärtig befindet sich die Volks- und Hauptschule für sehgestörte Knaben und Mädchen in Wien XV, Zinckgasse 12—14. In dieser öffentlichen Schule werden geistig normale Volks- und Hauptschüler mit Sehstörungen aufgenommen.

Für die Sehgestörtenschule gelten die gleichen Schulungs- und Bildungsziele wie für die übrigen allgemeinen Volks- und Hauptschulen unter Bedachtnahme auf das geschwächte Sehvermögen. Allen Kindern, und wenn nötig, deren Begleitpersonen, wird die freie Fahrt vom Wohnhaus zum Schulgebäude und umgekehrt auf den Straßenbahnen, Stadtbahnlinien und peripheren Autobuslinien gewährt. Es können im Bedarfsfalle Tagesfahrscheine kostenlos an die Begleitperson ausgegeben werden, damit sie während der Unterrichtszeit des Kindes nach Hause und wieder in die Schule fahren kann. Überdies steht den Begleitpersonen ein schöner Warteraum zur Verfügung.

Der Unterricht

Die sehgestörten Schüler und Schülerinnen erhalten dieselben Schulnachrichten und Zeugnisse wie alle übrigen Volks- und Hauptschüler, so daß keine Kennzeichnung des Kindes im Leben erfolgt. Die sehgestörten Kinder stehen ständig kostenlos unter fachärzlicher Kontrolle. Die Lern- und Lehrmittel sind den Bedürfnissen der Kinder angepaßt. Die geringe Schülerzahl in den einzelnen Klassen ermöglicht ein eingehenderes Befassen mit dem Kinde, ein spezielles Eingehen auf die Erfordernisse seines Sehgebrechens.

Von der ersten Hauptschulklasse an erhält jedes sehgestörte Kind kostenlos Maschinschreibunterricht und überdies hat jeder Schüler die Möglichkeit, gratis Klavierunterricht zu erhalten. Die Berufsberatung erfolgt in der Schule selbst unter Teilnahme sämtlicher maßgebenden Faktoren. Der Unterricht ist selbstverständlich wie an jeder öffentlichen Schule vollkommen kostenlos und es werden auch sämtliche Hefte, Bücher, Lesehilfen

usw. gratis beigestellt. Ein sehgestörtes Kind soll unbedingt die Sehgestörtenschule besuchen. Niemand kann die Verantwortung tragen, wenn sich das Sehvermögen durch das Verbleiben an der allgemeinen Volks- oder Hauptschule verschlechtert. Aber nur frühzeitige Umschulung sichert den Erfolg.

Eine große Erleichterung

Derzeit wird die Sehgestörtenschule von rund 270 Schülern und Schülerinnen besucht. Die Schule gliedert sich in sieben Volks- und neun Hauptschulklassen.

Die Spezialschule ist aus dem Bedürfnis entstanden, den sehgestörten Volks- und Hauptschülern eine Bildungsstätte zu bieten, in der die Kinder nach Methoden, die ihren Sehgebrechen angepaßt sind, unter Leitung erfahrener Pädagogen zu lebensbejahenden tüchtigen und nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden. Das sehgestörte Kind muß wie ein sehendes gewertet werden. Das Motto der Wiener Sehgestörtenschule lautet daher: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt!"

Kurzsichtige, weitsichtige Kinder, Buben und Mädel mit grauem oder grünem Star, mit Glaskörpertrübungen, Kinder mit Hornhautnarben, Schielende, Augenverletzte usw. besuchen die Sehgestörtenschule. Sie alle fühlen sich glücklich und geborgen. Schon nach ganz kurzer Zeit leben die Kinder förmlich auf, alle — Eltern und Lehrer — versichern, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine deutlich feststellbare Umstellung der Kinder in ihrem Wesen erfolgt ist. Begreiflich, denn die Kinder sind überaus dankbar, an einer Stätte zu sein, an der man ihnen soviel Verständnis für ihr Leiden entgegenbringt.

An den allgemeinen Schulen konnten die Kinder ihres Augengebrechens wegen oft nicht Schritt halten mit den Normalsehenden, fühlten sich zurückgesetzt, litten vielfach an Minderwertigkeitskomplexen und haderten mit dem Schicksal und waren auch manchmal dem Spott ausgesetzt.

Ganz anders verhält es sich an der Sehgestörtenschule. Hier ist das Kind gleiches unter gleichen, jeder Spott fällt weg und jede Zurücksetzung wird vermieden. Tatsächlich gelingt es oft schon nach kurzer Zeit, den Lebensmut der Kinder zu steigern, ihr Selbstvertrauen zu stärken und ihnen das Gefühl zu geben, ein wertvoller Mensch zu sein. Hiezu tragen die in jahrelanger Erfahrung — die Schule besteht bereits über 33 Jahre — entwickelten Methoden wesentlich bei.

Der Leseapparat

Wenn ein Kind seiner Sehschwäche wegen den normalen Druck nicht lesen kann, ist das lange noch kein Grund zur Resignation. In jahrelanger Vorbereitung wurde der Leseapparat „Lektor" entwickelt, der es dem schlechtsehenden Kind ermöglicht, auch kleinen Druck zu lesen. (Ing. Walter Steinriegl, Wien IV, Favoritenstraße 1/25, der das Patent für diesen Leseapparat besitzt, gibt gewiß gerne darüber Auskunft.)

Im Turnunterricht stehen Tischtennistische zur Verfügung, weil Tischtennis die Sehgeschicklichkeit der Sehgestörten steigert, und die Augen im raschen Erfassen von bewegten Gegenständen übt. Reigen und Volkstanz nehmen den Kindern die Unsicherheit in der Bewegung. Eigene Schreibhefte erleichtern die Zeilenführung. Großdruckleseblätter und Leselupen in ausreichendem Maße dienen der Übung und Schonung der Augen. Im Handarbeitsunterrichte erhalten die Kinder — sowohl Knaben wie Mädchen — vor allem eine geschmackbildende, sehsparende und kunstgewerblich wertvolle Unterweisung. Die Keramikarbeiten, Bast-, Web-, Holz-, Metall- und anderen Arbeiten erregen nicht nur die Bewunderung der häufigen Besucher aus dem In- und Ausland, sondern auch den Beifall der Fachleute. Der Mal- und Zeichenunterricht wurde auf eine neue Grundlage gestellt. Er verbürgt jedem sehgestörten Kind Erfolg. Erdkundeunterricht wird u. a. am Leuchtglobus betrieben.

Alle modernen technischen Mittel finden Eingang in den Unterricht. Erstaun-

lich groß in die Zahl jener Kinder, die ein Musikinstrument beherrschen. „Musica — lux in tenebris“ verschönt und veredelt das Leben.

Der Maschinschreibeunterricht, der von der 1. Hauptschulklasse an obligat geführt wird, trägt sehr zur Schonung der Augen bei. Es wird nach dem Zehnfinger-Tastschreib-System unterrichtet, so daß die Kinder auch bei längerem Schreiben nicht die Augen gebrauchen müssen. Der Maschinschreibeunterricht hat vielen Kindern schon zu einem guten Posten verholfen.

Erlernen praktischer Berufsarbeit

Da die große Mehrzahl der sehgestörten Schüler und Schülerinnen nach erfüllter Schulpflicht unmittelbar in das Berufsleben übertritt, wird bei der Auswahl des Lehrgutes in erster Linie das praktische Bildungsbedürfnis im Auge behalten. Es wird eine Bildung vermittelt, die die allgemeine Voraussetzung für die Erlernung und Ausübung praktischer Berufsarbeit schafft. Aller Unterricht geht von der Gegenwart aus und knüpft an den Lebenskreis der Sehgestörten an. Er dient der Lebensvorbereitung, damit die sehgestörten Knaben und Mädchen die Bedürfnisse des täglichen Lebens kennenlernen und den Willen und die Fähigkeit mit ins Leben nehmen, diese Bedürfnisse, soweit es an ihnen liegt, in zweckentsprechender Weise befriedigen zu können. Darum beachtet der Unterricht in allen Lehrfächern solche Stoffe, die für das praktische Leben von Bedeutung sind. Die geschwächten Augen erfordern unbedingt eine weise Ökonomie der Sehkraft. Der erzielte Bildungsgewinn hat immer die aufgewendete Zeit zu rechtfertigen.

Seherziehung

Die gesamte Arbeit in der Sehgestörtenschule muß auf dem Prinzip der Seherziehung aufgebaut sein. Seherziehung betrifft den ganzen Menschen, nicht nur das geschwächte Sehorgan. Wir müssen die Sehträgheit überwinden, die Sehscheu der Kinder lösen und ihre optische Aufmerksamkeit steigern, indem wir die gesamte Unterrichtsarbeit auf die Seherziehung einstellung. Damit geht Hand in Hand die Stärkung des Charakters und des Willens, kurz die Beziehung zu einer zuversichtlichen Lebensart. Seherziehung ist für unsere Kinder von grundlegender

---

An den Mann, der meinen Hund überfahren hat

Ich hoffe, Sie hatten etwas Wichtiges vor, als Sie am Dienstag abend durch unser Dorf rasten. Könnten wir uns einreden, Sie seien ein Arzt und auf dem Weg zu einer Geburt oder einem Leidenden gewesen, vielleicht wäre uns dann wohler. Das Leben unseres Hundes gegen die Schmerzen eines Menschen — das könnte angehen.

Aber obwohl wir nur den dunklen Umriß Ihres Wagens und Ihr Schlußlicht gesehen haben, wissen wir doch zu viel von Ihnen, um das zu glauben.

Sie sahen den Hund, traten auf die Bremse, fühlten den Stoß, hörten ein Aufheulen und gleich darauf den Schrei meiner Frau. Ihre Reflexe sind ausgezeichnet, denn im selben Augenblick gaben Sie schon wieder Gas und jagten davon.

Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, Sie sind ein Mörder. Und ein Wagen ist in ihrer Hand eine Mordwaffe.

Der Stoß und das Aufheulen kamen von Vicky, einem sechs Monate alten Basset mit altem Stammbaum, einem jungen Hund, der die Menschen und die Kinder liebte.

Sie haben leider nicht gesehen, was Sie angerichtet haben, obgleich — ein am Straßenrand verendender Hund ist kein schöner Anblick. In zwei Sekunden haben Sie ein prächtiges, warmes, anschmiegsames Wesen in einen schmutzigen, häßlichen, blutigen Kadaver verwandelt.

Hoffentlich hatten Sie, als Sie den Hund überfuhren, wenigstens einen Augenblick lang jenes üble Würgen im Hals und im Magen, das wir seitdem spüren. Und hoffentlich kommt dieses Würgen jedesmal wieder, wenn Sie eine Dorfstraße entlangrasen.

Denn das nächstemal könnte es ein achtjähriger Junge sein, der selig und unsicher auf seinem ersten Fahrrad sitzt. Oder ein ganz Kleines tappt, wie es bei meinem Hund gewesen ist, in dem Augenblick unbemerkt auf die Straße hinaus, während man sich im Garten nach einem Unkraut bückt.

Oder aber Sie haben ein zweitesmal Glück und töten wieder nur einen Hund und brechen wieder einer Familie das Herz.

T. W. M.

Bedeutung. Neben Seherziehung als verbindlichem Bildungsprinzip haben sich als besonders wertvoll spezielle Sehübungen erwiesen. Sie bezwecken ein rascheres, leichteres und sichereres optisches Auffassen. Es handelt sich vor allem um Beobachtungsaufgaben, Bildbetrachtungen, Farbsehübungen, Sehgeschicklichkeitsübungen, Schnellsehübungen, Entspannungsübungen, Verwendung von seherzieherischem Spiel u. v. a.

Erfassung sehgestörter Kinder

Wie werden Kinder für die Sehgestörtenschule erfaßt? Der Antrag zur Umschulung in die Sehgestörtenschule kann vor allem von den Eltern oder Erziehungsberechtigten, von der allgemeinen Volks- und Hauptschule, von einer schulpsychologischen Beratungsstelle, von der heilpädagogischen Abteilung einer Klinik, von den Fürsorgestellen und Jugendämtern, vom Schularzt, vom praktischen Arzt, vom Augenfacharzt und von einer Augenklinik gestellt werden. Eng arbeitet die Sehgestörtenschule mit der Augenärztlichen Zentrale für Schulkinder (Wien I, Gonzagagasse 23) zusammen.

Auch ein Kindergarten kann den Antrag auf Aufnahme in die Sehgestörtenschule stellen. Vor allem dürfen schon beim Schuleintritt und vorher feststellbare, eindeutig merkbare Sehgebrechen nicht zum Anlaß genommen werden, ein Kind vom Schulbesuch zurückzustellen. Leider sind viele Erziehungsberechtigte wenig einsichtig und lassen ein sehgestörtes Kind viel zu lange in der allgemeinen Pflichtschule. Alle möglichen Zweifel und Besorgnisse steigen den Eltern auf. Um diese Bedenken zu zerstreuen, hat die Direktion der Sehgestörtenschule anläßlich des 30jährigen Bestandes der Schule ein Merkblatt herausgegeben, das jederzeit von der Direktion (Y 13-5-98) angefordert werden kann.

Liebe zu ihrer Schule

Es ist merkwürdig: anfangs sträuben sich die Eltern, ihr sehgestörtes Kind umschulen zu lassen. Nach kurzer Zeit aber stellen sie fest: „Ach hätte ich doch mein Kind schon früher in die Sehgestörtenschule geschickt. Es ist jetzt viel lebensfroher und möchte nicht mehr aus dieser Schule fort.“ Und tatsächlich: die Sehgestörten hängen an „ihrer“ Schule auch nach dem Austritt. Als Beweis mag gelten, daß die ehemaligen Schüler und Schülerinnen allmonatlich eine Zusammenkunft haben, bei der Erinnerungen aufgefrischt und Erfahrungen ausgetauscht werden.

Mit großer Freude kann festgestellt werden, daß es fast immer gelingt, die Sehgestörten in Berufe einzugliedern, in denen sie wertvolle Arbeit leisten. Sehschwäche ist kein Grund zur Resignation. Dies hat ein ehemaliger Schüler bewiesen, der zweifacher österreichischer Meister im — Boxsport wurde, was nur der Kuriosität halber erwähnt sei. Das Leitmotiv „durch Leistung zum Erfolg“ hat sich bei den Sehgestörten als wertvoll erwiesen. Dankbar holen sie sich bei ihren ehemaligen Lehrern Rat und Auskunft, und wenn gegenwärtig Kinder die Schule besuchen, deren Eltern auch schon Schüler der Sehgestörtenschule waren, so gibt dies ein erfreuliches Bild. Man würde bestimmt sein Kind nicht in eine Schule schicken, die man nicht selbst gern besucht hat!

Der für die Sehgestörten entwickelte Leseapparat kann auch vielen alten Leuten mit schlechten Augen den Lebensabend verschönern, wenn sie trotz schwacher Augen imstande sind, ein Buch oder eine Zeitung zu lesen. So soll die Schule ihre Erkenntnisse unter die gesamte Bevölkerung ausstrahlen, soweit sie der Beratung auf dem Gebiete geschwächter Augen bedarf. Selbstverständlich nimmt auch die Schule gerne Anregungen entgegen und dringt auf ein enges Zusammenarbeiten mit den Augenfachärzten. Jede Mutter und jeder Vater wird das möglichste für sein Kind tun. Um wieviel mehr wird man für sein Kind tun müssen, das schlecht sieht. Wir sprechen immer nur von den gebrechlichen Augen, bedenken aber manchmal nicht, daß dahinter ein ganzer Mensch steht, der sehen will und dem wir helfen müssen, sein Leid zu tragen und zu lindern.

Unsere Hauptversammlung

Am Sonntag, den 7. Oktober 1956, hält die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten im Schwechater Hof, Wien III, Landstraßer Hauptstraße 97, um 15 Uhr, ihre diesjährige Hauptversammlung ab.

Vor 21 Jahren wurde die Hilfsgemeinschaft gegründet, doch fand ihre segensreiche Tätigkeit im Jahre 1938 eine jähe Unterbrechung. Es erfolgte die Eingliederung des Österreichischen Blindenwesens in den Reichsdeutschen Blindenverband.

Doch Jakob Wald, der Gründer unserer Organisation, und seine treuen Freunde waren fest davon überzeugt, daß Österreich und damit auch die österreichischen Blindenorganisationen eine Wiederauferstehung erleben würden. Kaum war das, worauf wir unsere ganze Hoffnung gesetzt hatten, Wirklichkeit geworden, ging Jakob Wald, der unermüdliche Kämpfer für die Sache seiner Leidensgefährten, an die Arbeit und in kürzester Zeit gelang es ihm, die Interessenvertretung der österreichischen Zivilblinden wieder aufzurichten. Im Jahre 1948 nahm die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs mit 100 Schilling Vermögen ihre Tätigkeit in vollem Umfange auf und Jahr für Jahr konnte der Vorstand in der Hauptversammlung einen Bericht erstatten und imposante Zahlen über die Leistungen auf dem Gebiete der Fürsorge nennen.

Wir erlebten einen schönen Aufstieg und erwarben uns immer mehr die Sympathie aller Zivilblinden und stets größer wurde die Zahl der Blindenfreunde, die in Anerkennung unserer Tätigkeit gerne bereit waren, unsere Organisation zu unterstützen.

Mitten in seiner schöpferischen und fürsorgerischen Tätigkeit wurde uns Jakob Wald im Jahre 1952 durch den Tod entrissen. Nun hieß es, ohne den Leiter und väterlichen Freund weiterzuarbeiten. Sein Erbe, so hatten wir an seinem Grabe gelobt, wollten wir nicht nur erhalten. Wir wollten es in seinem Sinne noch weiter ausbauen.

Von weit und breit werden daher die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft zur Hauptversammlung am 7. Oktober d. J. herbeiströmen, denn dieser Tag wird einen Höhepunkt im Leben der Organisation bilden.

Was kann gegen Blindheit getan werden?

Wieviele Blinde gibt es in aller Welt? Diese einfache Frage kann nicht einmal annähernd genau beantwortet werden, denn die Schätzungen schwanken zwischen 5,5 und 16 Millionen.

Unter dem Protektorat des Generalsekretariats der Vereinten Nationen ist es vor allem der Sozialausschuß, in dem an der Lösung der Blindenprobleme gearbeitet wird. Wenn auch im Nahen und Fernen Osten und in Afrika die dringlichste Aufgabe die Bekämpfung der akuten Augenerkrankungen und die Betreuung der Blinden ist, so setzt sich doch immer mehr der Gedanke durch, daß — auf weite Sicht gesehen — vorbeugende internationale Arbeitsprogramme erfolgversprechender sind, als nachträgliche Behandlung.

Die Delegierten, die seit Jahren fast ausschließlich im Dienste der Blindenhilfe in aller Welt stehen, stellten im Sozialausschuß übereinstimmend fest, daß vor allem in den unterentwickelten Gebieten der Welt der Mangel rechtzeitiger Aufklärung über den Charakter der

Krankheiten, unzulänglicher Vorbeugungsmaßnahmen bei der Geburt, schlechte sanitäre Verhältnisse, falsche Ernährung und mangelnde persönliche Hygiene die wesentlichsten Ursachen der weitverbreiteten Blindheit sind.

Ein anderer Grund für viele Erblindungen ist in der Tatsache zu suchen, daß die Behandlung der Augenerkrankungen zu spät einsetzt. Bei einer Untersuchung von 20.000 Erblindeten konnte man z. B. feststellen, daß über 25 Prozent von ihnen an grauem Star litten, eine außerordentlich hohe Zahl von Blinden, deren Augenlicht bei rechtzeitiger Behandlung hätte gerettet werden können. Inzwischen hat nun die Weltgesundheitsorganisation mit einem Aufklärungsfeldzug begonnen, dessen Ziel es ist, die Menschen vor allem in unterentwickelten Ländern über das Problem der Augenerkrankungen und die Vorbeugungsmöglichkeiten aufzuklären.

Eine weitere Aufgabe der Delegierten aus zahlreichen Ländern ist die Ausweitung des Erziehungs- und Schulungsprogramms für Blinde, das sich nicht nur auf eine allgemeine Fortbildung beschränken kann, sondern besonderen Wert auf die Schulung des Gehörs, des Tastsinns und des Erinnerungsvermögens der Blinden legt. Innerhalb dieses Rahmens zielt die Arbeit der UN-Sonderorganisationen vor allem auf einen sorgsamen Unterricht blinder Kinder ab, die ihre Umwelt unter völlig anderen Umständen „erforschen" müssen als ihre sehenden Altersgenossen. Hier ist es vor allem die UNESCO, die besondere Schulungskurse für blinde Kinder im vorschulpflichtigen Alter vorbereitet.

Von einem sehr interessanten Versuch berichtete die indische Delegierte: in ihrem Land hat man größere Gruppen von Blinden in ländlichen Gemeinden gemeinsam angesiedelt und sie vor allem im Hinblick auf eine zukünftige praktische Tätigkeit ausgebildet, während man bisher in nahezu allen Ländern die Unterbringung und Schulung der Blinden fast ausschließlich auf Großstädte konzentrierte. Einen ähnlichen Versuch wie Indien unternahm auch Israel, das nach den ersten beiden Jahren des Bestehens eines solchen Blindendorfes sehr optimistisch ist.

Dem vielbesprochenen besonderen „Orientierungssinn" der Blinden, der sie befähigt, Hindernisse zu ahnen und sich auch in einer unbekannten Umgebung zurechtzufinden, wird jetzt von den Wissenschaftern der Weltgesundheits-Organisation besondere Beachtung geschenkt, seit man erkannt hat, daß dieses Phänomen nicht nur unbewußt entsteht, sondern auch bewußt weiterentwickelt werden kann. In der Vergangenheit lebten die Blinden nur von der Wohltätigkeit ihrer Mitmenschen, und auch heute noch ist ihre Beschäftigung in zahlreichen Ländern auf einige wenige traditionelle Blindenberufe beschränkt. Die Arbeit der Vereinten Nationen und ihrer Sonderorganisationen läuft nunmehr darauf hinaus, auch die Blinden nach ihren individuellen Fähigkeiten für bestimmte Berufe vorzubereiten, neue Ausbildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten für sie zu finden und ihnen die entsprechenden Arbeitsplätze zu verschaffen. In den Vereinigten Staaten und in Großbritannien hat man auf diesem Gebiet beachtliche Fortschritte erzielt und ist nun auch dabei, bestimmte Arbeitsgänge der Massenfabrikation den Blinden zugänglich zu machen.

Bekanntlich findet man heute in vielen Ländern schon zahlreiche blinde Stenographen und Stenotypisten. Manche Blinde haben sich im Laufe der Jahre an die Spitze von Wohlfahrtsorganisationen vorgearbeitet oder sind erfolgreiche Lehrer, Geistliche und Rechtsanwälte geworden. Auch bei den Verhandlungen der UN-Sonderorganisationen mit dem Sozialausschuß ist in der Person von Mr. Jorgenson vom UN-Generalsekretariat immer ein Blinder zugegen, der die Probleme der erblindeten Menschen beurteilen kann. Aus einem Arbeitsbericht von ihm geht hervor, daß in naher Zukunft mit Hilfe der Vereinten Nationen mehrere Blinden-Schulungszentren eingerichtet werden, die als Vorbild für die weitere Arbeit dienen können.

Der Mann mit den goldenen Händen

Besuch unseres Mitarbeiters bei einem blinden Masseur

„Der Mann mit dem goldenen Arm" hieß ein Film, der vor nicht allzu langer Zeit in Wien gezeigt wurde und in dem der Amerikaner Frank Sinatra einen talentierten Jazztrommler darstellte. Wir mußten an diesen Filmtitel denken, als wir vor kurzem den blinden Masseur Fritz Schober in seiner Wohnung im 2. Bezirk besuchten; Hier schienen wir wirklich dem klassischen Beispiel für einen Mann mit Gold in den Armen — oder besser, in den Händen — zu begegnen. Denn Fritz Schobers Hände brachten bereits zahllosen Menschen Heilung von langjährigen, schmerzhaften Leiden.

Zur Heilmassage gehört Berufung

„Nicht jeder eignet sich für den Beruf des Masseurs", erklärt uns Fritz Schober, ein großer, kräftiger Mann mit einem markanten Gesicht, der sich eben über seinen Kunden auf dem Massierbett beugt und einen Oberschenkel mit der flachen Hand beklopft. „Diese Bewegungen fördern die Muskelbelebung", fügt er hinzu. „Ein tüchtiger Masseur darf keineswegs bloß kräftig sein, er muß vor allem jenes Einfühlungsvermögen besitzen, das sich nicht erlernen läßt. Außerdem muß ein guter Masseur korrekt und verschwiegen sein . . ."

„Ich hab meine linke Schulter gar nicht rühren können, bevor mich der Herr Schober unter seine Fittiche genommen hat", erzählt der Kunde, während die Hände des Masseurs gleichmäßig über seinen Brustkasten streichen. „Aber nach der sechsten Massage waren die Schmerzen plötzlich fort. Na, und seitdem laß ich mich einmal in der Woche massieren . . . Wissen Sie, wie federleicht man sich nach so einer Massage fühlt?"

Wir glauben es gerne. Voll Bewunderung verfolgen wir, wie die Hände des Masseurs gleichsam mit dem Körper des Liegenden spielen, ihn streichen, reiben, kneten, drücken, beklopfen und auflockern. Man sieht förmlich, wie durch die rasche Folge dieser Bewegungen der gesamte Kreislauf belebt und angeregt wird.

„Ich werd' es tragen . . ."

Nur das Vibrieren der Armmuskulatur des blinden Masseurs läßt erkennen, daß diese Belebung des Kreislaufs beachtliche Körperkraft erfordert. „Geboren wurde ich in Mühldorf in Kärnten, und zwar als Sohn eine Schustermeisters", erzählt Herr Schober. „Auch ich erlernte das Schuhmacherhandwerk. Aber, wissen Sie — ein sitzender Beruf behagte mir nie so recht . . ." So kam es, daß Fritz Schober bereits in jungen Jahren keine grobe Arbeit scheute. Er arbeitete, wo sich gerade eine Gelegenheit ergab. Mit 26 Jahren ereilte ihn sein Schicksal. Die Nachzündung bei einer Sprengung begrub ihn unter Felsentrümmern, und als er wieder aufwachte, lag er in Innsbruck in der Klinik. Ganz genau kann sich Fritz Schober noch an diese Zeit erinnern, doch wenn er von ihr spricht, geschieht es trocken, sachlich, ja, beinahe mit Humor.

„Mein lieber Freund, ich wollte dir schon längere Zeit was sagen", sprach damals der Chirurg. „Mit dem Sehen ist's halt nichts mehr."

„Dann werd ich's zu tragen wissen, Herr Professor", entgegnete daraufhin der Sechsundzwanzigjährige, setzte sich nieder und löffelte seine Suppe weiter, als ob nichts geschehen wäre. Drei Tage war es dann schlimm. Drei Tage lang wälzte der junge Mensch allerlei trübe Gedanken, doch dann hatte er sein Mißgeschick endgültig überwunden.

Im Wald muß man nicht sehen

Ein paar Monate verlebte der Erblindete sodann auf einem Bauernhof in den Bergen und die Gleichmäßigkeit des Landlebens brachte den jungen Schober, das Naturkind, sehr rasch wieder ins Gleichgewicht. Um die Bäume und Kräuter zu erkennen, brauchte er nicht zu sehen. So unternahm er jeden Tag Spaziergänge — vorsichtshalber ging er nie

zu weit, denn die Bauersleute hatten ja auf den Feldern alle Hände voll zu tun und konnten sich nicht um ihn, den Blinden, kümmern.

Dann fuhr er nach Wien. Überraschenderweise lernte er nie das Heimweh nach den Bergen kennen, sondern fühlte sich nach einer kurzen Erklärung der wichtigsten Straßen und Plätze sofort in der Großstadt heimisch. Außerdem gab es ja für ihn so viel zu lernen. Er wohnte im Blindenheim in der Baumgartenstraße, lernte die Blindenschrift, absolvierte einen Stenographiekurs und legte später an der Poliklinik in der Mariannengasse mit sehr gutem Erfolg die Prüfung für den Beruf des Heilmasseurs ab.

„Und seit dieser Zeit bin ich ein Wiener", sagt Fritz Schober. Plötzlich lächelt er. „Komisch ist es schon — ich bin Wiener geworden, aber habe Wien eigentlich noch nie gesehen!"

Er läuft wie ein Wiesel

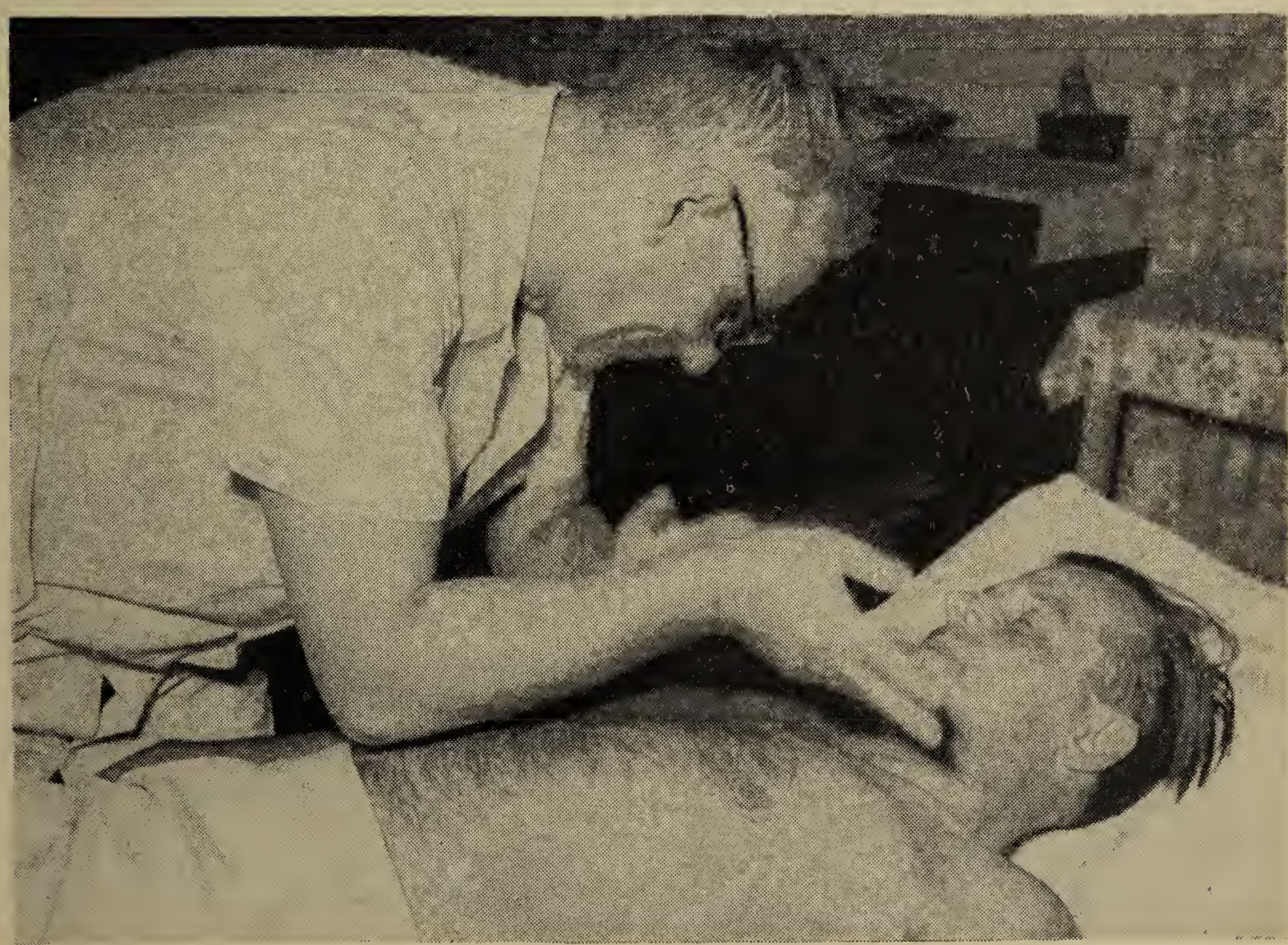
„Er läuft wie ein Wiesel, anders kann man es gar nicht bezeichnen", verrät uns der Kunde, der sich guter Dinge und frisch gestärkt vom Massierlager erhebt. „Unlängst hab ich unsern Herrn Schober auf der Sophienalm getroffen. Ganz allein ist er gewandert, nur mit dem weißen Stock. Ich hab mich vergeblich bemüht, mit ihm Schritt zu halten . . ."

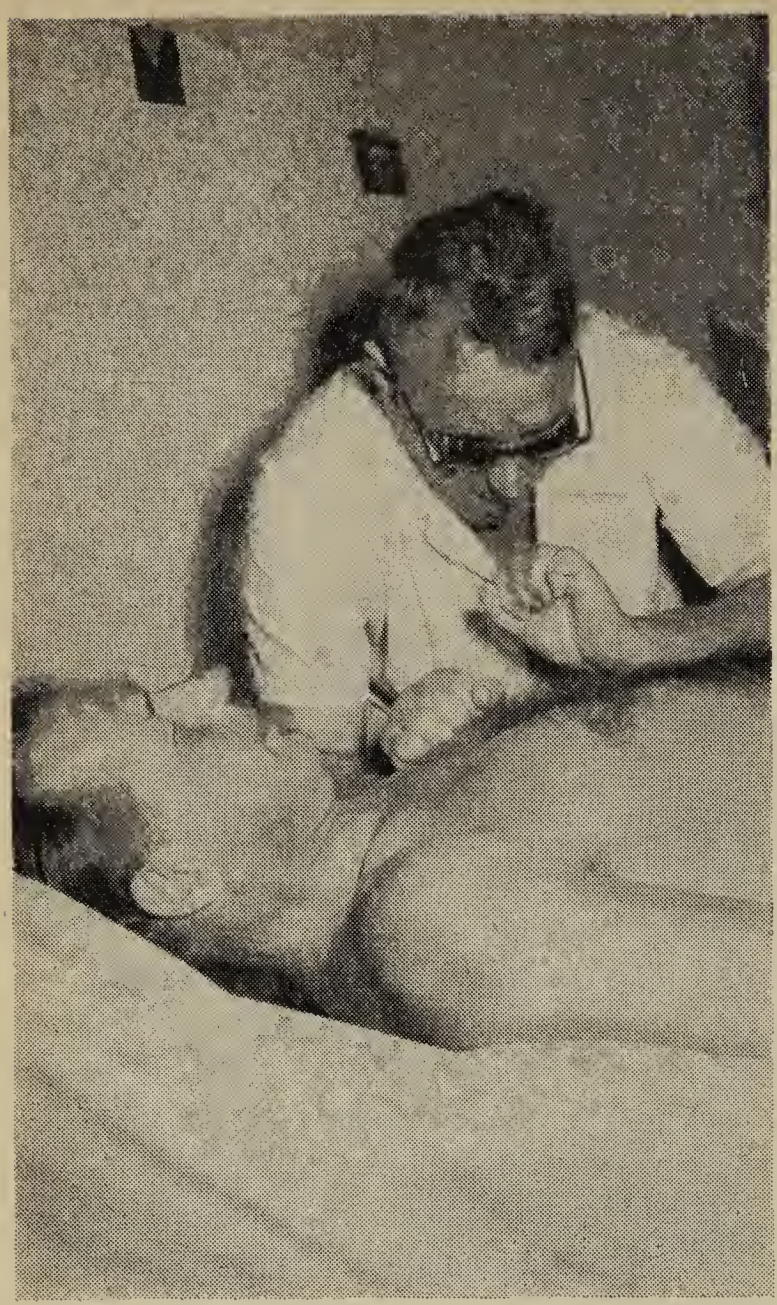
„Ja, manchmal packt es mich halt und ich reiße aus der Stadt aus", entschuldigt sich der Masseur. „Meine Frau ist nicht so gut zu Fuß, da komme ich rascher vorwärts, wenn ich allein gehe!"

Dabei ist die zierliche Frau Schober, eine gebürtige Steiermärkerin, nicht eben schlecht zu Fuß. Außerdem sieht sie.

„Unlängst hat mein Mann einen Kunden in Ottakring besuchen müssen, und weil ich Angst gehabt hab, daß er nicht hinfindet, bin ich mitgefahren . . ." Ja, diese Fahrt nach Ottakring wurde eine richtige Blamage für Frau Schober. Nicht nur, daß ihr Mann sie aufs Umsteigen in der Straßenbahn aufmerksam machen mußte — sogar das richtige Haus zeigte er ihr, bevor sie noch Zeit hatte, sich die Hausnummer näher anzusehen!

Der blinde Masseur findet sich in Wien prächtig zurecht. In der Straßenbahn macht er seine Atemübungen (das





sei gut gegen Asthma, sagt er), auf der Straße zündet er sich seine Zigarette an und erkennt an ihrer Länge, wie lang er noch zu gehen hat. Sogar parkende Autos neben dem Gehsteig „hört" er. Unangenehm ist ihm nur das Gedränge auf belebten Straßen, wie etwa auf der Mariahilfer Straße.

„Aber auch da gibt's einen guten Trick, wie ein Blinder vorwärtskommt", schmunzelt er. Ein Trick? Nun, der Blinde klopft kräftig mit seinem Stock aufs Trottoir und schreitet mit seinem festen Schuhwerk so rasch aus, daß die anderen Fußgänger aus Angst vor einem Zusammenstoß entsetzt zur Seite weichen...

Ein Leben fürs Massieren

„Was täten Sie, wenn Sie plötzlich einen Haupttreffer machen und sagen wir, 300.000 Schilling gewinnen würden?" fragen wir den Masseur und kommen uns dabei sehr schlau vor. Natürlich, nun werden wir etwas von einem kleinen Häusel auf dem Land und einem geruhsamen Faulenzerdasein zu hören kriegen! Falsch geraten. Selbst mit einem hohen Bankkonto würde Herr Schober am liebsten — weitermassieren. „Eine hübsche Wohnung tät ich mir halt einrichten", meint er zögernd. „Wissen Sie, es ist halt speziell bei meinem Beruf ein großes Kreuz, wenn man keinen eigenen Arbeitsraum hat. Und keine Duschanlage. Und kein Telephon. Bequemer wär's natürlich schon, wenn zumindest manche Kunden, die in der Nähe wohnen, bei mir den Komfort finden würden, den sie zu Hause haben. Ich würde mir manchen Weg ersparen."

Ja, das sehen wir natürlich ein, daß eine enge Zimmer-Küche-Wohnung nicht das richtige für einen Heilmasseur ist. „Aber Weitermassieren würde ich auf alle Fälle — auch, wenn ich sehr viel Geld hätte", gesteht Herr Schober und verrät uns — ein wenig beschämt und zu bescheiden, wie es scheint, daß ihm seine zahlreichen Heilerfolge einen ungeheuren Auftrieb geben. „Da hatte ich vor vier Monaten eine Patientin", sagt er. „Fast gänzlich bewegungsunfähig wurde sie aus einer großen Anstalt entlassen. Dann bekam ich sie unter meine Hände, ich gab mir jede Mühe und — heute geht sie schon zu Fuß auf den Kahlenberg. Können Sie sich vorstellen, welche Freude das für einen Masseur bedeutet?"

Wir können es uns vorstellen und entziehen dem Masseur entsetzt unseren Arm, den er mit fachkundigen Griffen angefaßt hat. „Hart, sehr hart", murmelt er. „Verkrampfte Muskeln. Tut das weh?" „Ja, ziemlich", flüstern wir mit bleichen Lippen und nehmen uns vor, Herrn Schober nächstens einmal nicht als Berichterstatter, sondern als Kunde aufzusuchen. Unser Kreislauf braucht, weiß Gott, eine neue Belebung. Und wenn wir an das Massierbett denken, macht es uns — ein schändlicher Gedanke! — eigentlich gar nichts aus, daß der Masseur blind ist. Vielleicht entspringt es einem falschen, weiblichen Schamgefühl, aber wir wissen: nie, nie gingen wir zu einem sehenden Masseur — nur zu einem blinden!

YVONNE BLAUENSTEINER:

Wie sie über uns Blinde denken

Obgleich es genug Menschen gibt, welche die Bemühungen und Arbeitsleistungen der Blinden entsprechend würdigen, scheinen anderseits doch immer wieder „Mißtrauische" auf, welche die Vollwertigkeit Nichtsehender anzweifeln. Dieser ebenso irrigen wie ungerechtfertigten Ansicht sei hier die Meinung bedeutender Persönlichkeiten entgegengehalten.

Da ich selbst in verhältnismäßig jungen Jahren mein Sehvermögen einbüßte, erschien es mir interessant, jene Künstler, Wissenschafter und andere bedeutende Menschen, welchen ich begegnete, zu fragen, ob sie sich jemals mit den Problemen der Blinden näher beschäftigt hätten. Die meisten dieser Persönlichkeiten waren bereits mit einem oder auch mehreren Nichtsehenden in Berührung gekommen und ihr Urteil über diese Schicksalskollegen war, zu meiner Freude ein ausgesprochen positives.

So erzählte mir ein führender Funktionär des österreichischen Rundfunks: „Ich lernte während meiner Universitätszeit einen blinden Studenten kennen, dessen außerordentliche geistige Fähigkeiten uns alle in Erstaunen versetzten. Es überraschte uns daher keineswegs, daß er sein Doktorat mit Auszeichnung erwarb. Ich blieb mit diesem Kameraden auch weiterhin in Verbindung und freute mich über seine Berufserfolge, wie über sein glückliches Familienleben!"

Eine unserer beliebtesten Ravagsprecherinnen äußerte sich mir gegenüber folgendermaßen: „Ich kenne einige Blinde, die ich aufrichtig bewundere. Trotz ihres schweren Schicksals sind sie fröhliche, lebensbejahende Menschen, die sich rechtschaffen ihr Brot verdienen. Wenn ich übrigens in der Kinderstunde Märchen und Geschichten erzählte, erhielt ich des öfteren auch von kleinen blinden Zuhörern ganz entzückende Briefe, die mich besonders rührten."

Ein bekannter Schauspieler und Filmdarsteller meinte: „Im Hause meiner Eltern verkehrte auch eine blinde Dame, eine überaus feinsinnige, gütige Frau. Ich war dieser ‚Tante' sehr zugetan und hege seither für alle Nichtsehenden eine besondere Sympathie. In meinem Beruf habe ich gerade diese Menschen als sehr dankbares Publikum kennengelernt."

Ein namhafter Dirigent und Komponist stellte fest: „Ich zähle viele Blinde zu meinem Bekanntenkreis, und ich schätze ihr großes musikalisches Verständnis sowie ihr Urteil von erstaunlicher Treffsicherheit."

Ein Arzt von europäischem Ruf sagte: „Ich kenne eine spätererblindete Dame, deren Tapferkeit mich immer wieder erhebt und aufrichtig gestanden auch beschämt, nämlich dann, wenn mich, den Vollsehenden, die Unzufriedenheit überkommt. Diese Frau trägt nicht nur als Kulturschaffende einen geachteten Namen, sie ist auch eine vorbildliche Gattin und Hausfrau."

Von einem Pädagogen hörte ich folgenden Ausspruch: „Als Schulfachmann begrüße ich die moderne Blindenerziehung auf das wärmste! Diese vermittelt den Nichtsehenden kein einseitiges, sondern ein universelles Wissen, das sie befähigt, eine große Anzahl von Berufen ausüben zu können."

Und nun zum Schluß noch die Meinung des Direktors eines großen Industriebetriebes: „Weg mit dem dummen Schlagwort vom armen Blinden! Wenn diesen gleichwertigen Mitbürgern auch der Gesichtssinn fehlt, so besitzen sie dafür eine erhöhte Konzentrationsfähigkeit, ein verfeinertes Gehör und dergleichen mehr. Sie vermögen ohne Zweifel Hervorragendes zu leisten, und die meisten von ihnen sind überaus pflichtbewußt. Daher sollten alle maßgebenden Stellen unermüdlich bestrebt sein, den arbeitsfähigen Blinden entsprechende Erwerbsmöglichkeiten zu sichern."

RUDOLF FRANK:

Die Erholungsaktion 1956 in Tauchen

Am 14. Mai ist der erste Turnus nach Tauchen bei Mönichkirchen zum Grenzwirt Alois Schuh gefahren. Es fanden im ganzen 5 Turnusse zu 28 bis 30 Pensionären statt. Jeder Turnus dauerte 21 Tage. An dem bestimmten Tag um halb acht früh sind die Teilnehmer auf dem Südbahnhof versammelt worden. Ja, das gab fröhliche Gesichter und ein munteres Plaudern. Alle haben sich auf den Urlaub gefreut.

Wenn auch die Blinden die schöne Natur nicht sehen konnten, um so mehr atmeten sie die herrliche Luft ein und ließen sich die Gegend von ihren Begleitpersonen beschreiben. Die Fahrt nach Tauchen ist allen mit Plaudern und Lachen schnell verlaufen.

Unser Tagesprogramm

Um halb acht Uhr erklingt der Gong, damit beginnt die Tagwache. Um acht Uhr ist Frühstück, da gibt es Kaffee, ein Kipferl und eine Buttersemmel. Nach dem Frühstück gehen die meisten Pensionäre spazieren, die anderen legen sich auf die schöne, große Wiese, die zur Pension gehört und abgeschlossen ist, auf die Liegestühle oder Bänke. Obwohl fast blind und 69 Jahre alt, besitze ich selbst guten Humor. Ich gehe von einer Gruppe zur anderen, sage ewas Humorvolles und auf ja und nein gibt es eine angeregte Unterhaltung. Es soll auch so sein! Unsere Pensionäre sollen sich wohlfühlen und lachen, denn Lachen ist gesund.

Zu Mittag gibt es Suppe, Braten oder Rindfleisch mit Beilage, Salat und Mehlspeise, manchmal auch Schlagobers oder Weinchaudeau. Von 13 bis 15 Uhr herrscht vollkommene Ruhe, da fast alle ihr Mittagsschläfchen halten. Um 16 Uhr ist Jause: Kaffee und eine Buttersemmel. Nach der Jause spielen wir Karten (die sind eigens für Blinde gekennzeichnet), Domino oder Schach. Um 19 Uhr ist Nachtmahl, da gibt es wieder eine Fleischspeise mit Beilage und manchmal auch Suppe dazu. Ich möchte feststellen, daß die Mahlzeiten reichlich und gut zubereitet sind. Nach dem Nachtmahl geht jeder seiner Wege und schlafen gegangen wird nach Belieben.

Unterhaltungsabende

Dazu werden Geburtstage oder Namenstage der Kolleginnen und Kollegen zum Anlaß genommen. Bei diesen Abenden geht es immer sehr lustig zu. Jeder gibt sein Können zum besten: Gedichte, Scherze, Gesang (auch hatten wir in manchen Turnussen Musiker mit ihren Instrumenten). Wenn auch viele bei einem Achterl Wein oder bei einem Glas Bier den ganzen Abend sitzen, weil es auf mehr nicht reicht, so sind doch alle guten Mutes und die Stunden vergehen im Nu.

Ich möchte erwähnen, daß jeder Turnus wie eine Familie lebte. Einer half dem anderen. Ein rührendes Beispiel sei hier erwähnt. Wir hatten eine Kollegin mit, die 81 Jahre alt war. Sie sieht noch ein wenig. Die Kollegin teilte ihr Zimmer mit zwei anderen Kolleginnen, beide auch über 70 Jahre, trotzdem sagten sie zu der älteren Kollegin „Mutter". Sie betreute die beiden einzigartig. Sie gingen alle drei ständig zusammen und die eine Kollegin half beiden, wo sie nur konnte. Wir nannten sie scherzhaft „Drei Lilien".

300 m über Tauchen, also in 900 m Seehöhe liegt das Berghotel „Ocherbauer", ein modernes, schönes Gebäude. Jene Mitglieder, die Begleitung hatten und jünger waren, waren zu Fuß oben. Der Großteil unserer Pensionäre kommt jedoch nicht hinauf, da haben wir den Eigentümer des Hotels ersucht, ob er uns mit seinem Autobus hinaufführen möchte. Sofort hat er sich bereit erklärt, bei jedem Turnus 20 unserer Pensionäre gratis abzuholen und wieder zurückzuführen. Viele Teilnehmer haben dort schöne Stunden verbracht.

Die Landschaft von Tauchen

Einen Tag vor der Heimreise gab es eine Abschiedsunterhaltung. Der Turnus fuhr dann am nächsten Morgen wieder nach Wien. Unsere Pensionäre haben sich wunderbar erholt und jeder sagte: „Es wäre schön, hier nocheinmal drei Wochen bleiben zu können."

Eine Begegnung

Am nächsten Tag kam dann der zweite Turnus nach Tauchen. Bei der Abfahrt hatten wir ein schönes Erlebnis. Wir hatten bereits die Plätze des halben Waggons eingenommen, da stiegen in den anderen halben Waggon zirka 30 junge Mädchen mit erwachsenen Begleiterinnen ein. Es ist unseren sehenden Begleitpersonen sogleich aufgefallen, daß alle Kinder Brillen trugen. Es stellte sich heraus, daß es Mädchen mit ihrem Lehrpersonal aus der Sehbehindertenschule der Stadt Wien im 15. Bezirk waren. Also Schicksalsgenossen, die einen Ausflug nach Tauchen-Schaueregg, in unseren Erholungsort, machten. Die Mädchen sangen lustige Schullieder und wir erwiderten ebenfalls mit Gesang. Auf ja und nein waren wir an Ort und Stelle, wo voneinander Abschied genommen werden mußte.

Auch aus dem 2. Turnus sei ein schönes Erlebnis herausgegriffen. Am 8. Juni sagten Kollegen, daß am 10. Vatertag sei. Also wurde ein Vaterabend arrangiert. Natürlich sind alle Väter auf ihre Rechnung gekommen, um so mehr, als es der erste Vatertag war, den wir gefeiert haben. Die Frauen waren an diesem Abend mit ihren Männern besonders lieb.

Im 3. Turnus gab es eine besondere Überraschung! Es gastierte 2 Tage eine Bauernbühne unter der Leitung von Otto Hauser in der Pension Schwarz. Wir ersuchten den Herrn Theaterleiter um eine Ermäßigung für unsere Blinden. Er erklärte sich sofort bereit, anstatt S 6.— S 2.50 pro Person zu verlangen. Als wir abends mit 16 Pensionären in den Saal kamen, war dieser überfüllt. Wir waren überrascht, als uns die Theaterleitung zur Bühne führte und uns vier bisher versteckte Bänke ganz vor die Bühne hinstellte. Obwohl unsere Blinden das lustige Bauernstück nur hören konnten, haben sie sich köstlich unterhalten.

So verging ein Turnus nach dem anderen sehr rasch. Einen Mann muß ich hier noch dankbar erwähnen. Das ist unser Arzt Dr. Hermann Koller aus Pinggau. Er kommt an jedem Freitag, bei jedem Wetter zu uns, untersucht jeden gründlich, wo es not tut und verordnet immer das richtige. Auch der Herr Magister der Apotheke in Friedberg ist entgegenkommend. Und zum Schlusse, wem verdanken wir diese herrliche Aktion? Unseren sehenden edlen Spendern, denen wir hiemit herzlich danken.

Zum Lachen

Der liebevolle Gatte

Im Stadtpark saß ein ält'res Ehepaar,
Schon angegraut war ihrer beider Haar.
Sie pries den Teich, die Schwäne, die Musik —
Er hatt' für all dies, scheint's, nicht Ohr noch Blick.

Griesgrämig meint er: „Ja, 's ist alles recht,
Doch ist die Luft der Großstadt mir zu schlecht;
Und eins ist sicher: Ich bleib' nicht in Wien,
Stirbt eins von uns, werd' ich nach Graz mich zieh'n.

Mißverständnis

Schrecklich ängstlich ist fürwahr
Im Hause meiner Tante
Hildegards, des Töchterleins,
Neue Gouvernante.

„Fräulein, warum guckst du denn
Täglich hinters Bette?"
Fragt daher Klein-Hildegard
Fräulein Henriette.

„Wegen eines Räubers, Kind!"
Dieses schüttelt's Köpfchen:
„Räuber nennst du dieses Ding?
Mutti nennt es Töpfchen!"

Adele Zaunegger

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

KNORR
Goldaugen
SUPPEN

Im Rucksack nur gering-
gewichtig,
ist KNORR auf Touren
lebenswichtig.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben, bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Professor Dr. Friedrich Mansfeld, von Roy, Hans Jüllig

unser Schach

AUS DEM INHALT:

Unsere Hilfsgemeinschaft

Professor Anton Kaiser – 60 Jahre

Blindenhilfe in Großbritannien

Ein angenehmer Klient

Warum gibt es keine blinden Tiere?

Blindenwesen in Bulgarien

1. JAHRGANG HEFT 10 PREIS S 3.50 OKTOBER 1956

UNSER SCHAFFEN
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Unsere Hilfsgemeinschaft

Es ist ein arbeitsreiches und vor allem erfolgreiches Jahr unserer Vereinstätigkeit, auf das wir zurückblicken können. Besonders gekennzeichnet ist es durch die unzähligen Bemühungen unserer Hilfsgemeinschaft, in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Blindenverband, eine gesetzliche Regelung zu erwirken, durch die allen Zivilblinden aus dem Titel der Blindheit, d. h. ohne Anrechnung irgendwelcher Einkommen oder Einkommenshöhen ein **Blindengeld** zu gewähren ist. Als Ausgleich der durch die Blindheit bedingten finanziellen Mehrbelastung soll dieses Blindengeld den Blinden auf ein seinem Stande entsprechendes gesellschaftliches Niveau bringen und sein Selbstbewußtsein heben. Noch sind wir nicht so weit, noch sind die wichtigsten Forderungen an die Gemeinschaft nicht erfüllt. Darum ist es um so notwendiger, daß unsere Organisation bereit steht, dort helfend einzugreifen, wo es gilt, ärgste Not zu lindern und die Blinden aufzurichten.

Nicht alle Menschen, die plötzlich erblinden, sind imstande, diesen schweren Schicksalsschlag selbst zu überwinden und sie bedürfen verständnisvoller Hilfe, die ihnen nur die eigenen Schicksalsgefährten bringen können. Deshalb führten wir wieder einen **Kurs in Blindenschrift** durch, denn die Erlernung dieser Schrift gibt dem Erblindeten Zerstreuung, kulturelle Betätigung und auch den Kontakt mit anderen Nichtsehenden.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkten wir auch im letzten Jahr wieder unserer **Erholungsfürsorge.** Es ist dies eine Einrichtung, die aus dem Leben der Hilfsgemeinschaft nicht mehr wegzudenken ist. Rund 3000 Verpflegstage im Rahmen der diesjährigen Erholungsaktion für die Blinden und ihre Begleitpersonen sind ein deutlicher Beweis für die Wichtigkeit dieser Einrichtung. Das Interesse bei den Mitgliedern für einen schönen Urlaub im Erholungsparadies Unter-Dambach bei St. Christophen wächst von Jahr zu Jahr und so entschloß sich die Leitung zu einer Aufstockung des Gebäudes, um noch mehr Zimmer zu gewinnen und dadurch mehr Blinden den Aufenthalt in der herrlichen Natur, bei guter Verpflegung und geselligem Beisammensein zu ermöglichen.

Unsere **Nähstube** war auch im abgelaufenen Vereinsjahr bemüht, unseren blinden Männern und Frauen wirksam zu helfen und ihre Kleider und Wäsche auszubessern. Es wurden aber auch viele Stücke neu angefertigt. Anläßlich ihres Geburtstages wurden alle Mitglieder der Hilfsgemeinschaft mit einem schönen Geschenk bedacht.

Weihnachten, Ostern und der Muttertag rufen unvergeßliche Erinnerungen in uns allen wach. Dank der liebevollen Hilfsbereitschaft der Freunde unserer Organisation konnten wir auch zu diesen Festen unsere Mitglieder reich beschenken und viel Freude bringen.

Unsere **Verkaufsabteilung** sorgte auch im abgelaufenen Jahr für den Absatz der von Blinden hergestellten Waren, und die zusätzlich vertriebenen Handelswaren fanden gute Abnahme. Wenn auch unsere Preise immer etwas höher sind als die ansonsten üblichen, weil die Handarbeit der Blinden mit den industriell hergestellten Waren nicht kon-

kurrieren kann, so weiß doch das Publikum, daß es sich um erstklassige Erzeugnisse handelt und daß vor allem die Arbeitsbeschaffung für Blinde im Auge behalten werden soll. Es ist ein angenehmes Gefühl, wenn man sich sein Brot selbst verdienen kann. Den Klavierstimmern wurden durch unsere Werbetätigkeit viele Aufträge vermittelt.

Viele Mitglieder wurden zu Hause oder im Spital besucht und mit ihnen notwendige Hilfsmaßnahmen besprochen. Unzählige Vorsprachen und Eingaben in Rentenangelegenheiten brachten recht schöne Erfolge.

Unsere Mitglieder wissen, daß sie sich in jeder Lebenslage, in frohen und ernsten Situationen, auf ihre Organisation verlassen können. Ausschließlich von Blinden geleitet, dient die Hilfsgemeinschaft derzeit rund 350 Zivilblinden und darüber hinaus durch ihre Pionierarbeit auf dem Gebiete des Blindenwesens der gesamten Blindenschaft Österreichs.

Die im letzten Vereinsjahr erzielten Erfolge, über die wir in unserer nächsten Nummer im Anschluß an die am 7. Oktober stattfindende Jahresversammlung ausführlich berichten, werden uns zu noch größerer Aktivität anspornen. Wir werden glücklich sein, bei der nicht immer leichten Arbeit wieder auf die Unterstützung unserer so zahlreichen gutherzigen Blindenfreunde rechnen zu dürfen.

Mein Beitritt zur Hilfsgemeinschaft

Ich stand im 24. Lebensjahr, als ich das Licht eines Auges verlor. Es war ein schwerer Schlag für mich, aber es blieb mir der Trost, daß ich mit dem noch vorhandenen Sehvermögen des zweiten Auges meine Arbeit in der Hauswirtschaft weiterhin unbehindert leisten konnte. Nach sieben Jahren begann aber auch die Sehkraft des zweiten Auges allmählich nachzulassen. Ich unterzog mich einer Operation, welche jedoch erfolglos blieb. Zwei Jahre litt ich nun an furchtbaren Kopf- und Augenschmerzen, wobei die Sehkraft immer schwächer wurde, bis ich eines Tages zu meinem Schrecken bemerkte, daß ich nicht mehr allein auf die Straße gehen konnte. In mir war alles wie zerschlagen, der Gedanke, schon mit einem Alter von 31 Jahren ohne Hoffnung und Ziel dahinzuleben und mich gleich einem fünften Rad am Wagen neben den Sehenden herumschleifen zu müssen, legte sich schwer wie Blei auf mein Gemüt. Lange Zeit setzte ich keinen Fuß mehr außerhalb meines Elternhauses. Da ich in meinem Heimatort, welcher nur dreieinhalbtausend Einwohner zählt, die einzige blinde Frau war, konnte ich mich meiner Hemmungen nicht erwehren.

Da kam einmal ein Vertreter mit Blindenerzeugnissen in unser Haus. Wir kamen ins Gespräch, wobei er mir eindringlich zuredete, ich möge doch einer Blindenorganisation beitreten. Nach reiflicher Überlegung folgte ich dem Rat dieses Mannes, sandte ein Schreiben an die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten und sieben Tage darnach erhielt ich schon eine sehr freundliche Antwort. Mit Vertrauen unterzeichnete ich die dem Schreiben beigelegte Beitrittserklärung.

Seit meinem Beitritt zur Hilfsgemeinschaft sind nun sechs Jahre vergangen und ich kann zu meiner eigenen Beruhigung feststellen, daß ich während dieser Zeit wieder ein innerlich ausgeglichener Mensch geworden bin. Es wurde mir eine finanzielle Hilfe in Form einer monatlichen Unterstützung zuteil, welche viel zur Erleichterung meiner Sorgen beiträgt. Erfreulich ist auch das jährliche schöne Oster-, Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk. Diese Gaben bringen immer Licht in das Dunkel der Blindheit.

Was mich aber hauptsächlich wieder in mein tägliches Gleichgewicht brachte, ist der dreiwöchige Sommeraufenthalt, den ich jährlich zusammen mit anderen Schicksalskollegen und -kolleginnen im Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft verbringen kann. Diese schönen drei Wochen geben mir für das ganze Jahr Kraft und Freude zur Arbeit, die ich dank meines fein ausgebildeten Gehör- und Tastsinnes im Haushalt meiner Schwester verrichten kann.

Ich möchte daher allen sehenden Mitmenschen herzlichst danken, daß sie durch ihre Gebefreudigkeit es der Vereinsleitung ermöglichen, in solch liebenswürdiger Weise für das körperliche und seelische Wohl ihrer Mitglieder sorgen zu können.

Rosa Kern
Frauenkirchen, Burgenland

Laßt keinen zurück am Wege zum Licht . . .

Wir nahmen den 60. Geburtstag Professor Anton Kaisers zum Anlaß, ihm in der Blindenversorgungs-Anstalt einen Besuch abzustatten und unsere Glückwünsche zu überbringen.

Die Redaktion

Durch die offenen Kanzleifenster der Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt Josefstadt dringt Geplauder und Lachen der Insassen, welche im Garten einzeln oder in kleinen Gruppen den warmen Herbsttag genießen. Wir sitzen dem Direktor dieser Anstalt, der auch den Blindenheimen Baumgarten und Hütteldorf vorsteht, gegenüber. Herr **Professor Anton Kaiser** erzählt uns in ebenso liebenswürdiger wie fesselnder Weise über die Entwicklungsgeschichte des Blindenwesens. „Bis etwa in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts", so berichtet Direktor Kaiser, „war die Lage der Nichtsehenden, soferne diese nicht einer begüterten Familie entstammten, wenig erfreulich. Wohl nahmen sich Klöster und mildtätige Menschen dieser vom Schicksal so hart Betroffenen an, doch eine regelrechte Fürsorge oder Blindenbildung gab es damals noch nicht."

Die erste Blindenbetreuung

„Und wer hat eigentlich als erster dieses Problem zu lösen versucht?", erkundigen wir uns.

Aus Professor Kaisers Stimme ist deutlich der Stolz herauszuhören, da er antwortet: „Es war eine Österreicherin, nämlich die hochbegabte Musikerin und Komponistin Maria Theresia v. Paradies, deren hervorragendes Können eine gelenkte Blindenbetreuung angeregt hat. Das Fräulein v. Paradies wurde von ihrer Taufpatin, Kaiserin Maria Theresia, an Maria Antoinette empfohlen. Die Gemahlin Ludwigs XVI. lud diese blinde Künstlerin ein, am Hofe zu Versailles ein Konzert zu geben. Ein Mitglied des Außenministeriums, Valentin Haüy, war von den ausgezeichneten Leistungen so beeindruckt, daß er beschloß, alles daran zu setzen, die Fähigkeiten der Blinden ausbilden zu helfen. Seinen rastlosen Bemühungen gelang es, 1784 in Paris die erste Blindenbetreuungsanstalt der Welt ins Leben zu rufen."

In Österreich

„Und hat dieses bedeutende Sozialwerk auch in anderen Ländern Nachahmung gefunden?"

„Es war der Justizbeamte Johann Wilhelm Klein, welcher durch die Wirren der Napoleonischen Kriege nach Wien verschlagen worden war und sich hier in hochherzigster Weise der Nichtsehenden annahm. Unterstützt von seiner Gattin, begann er mit sichtlichem Erfolg mit der Heranbildung jugendlicher Blinder. Sein segensreiches Tun entwickelte sich so, daß er schließlich an die Gründung einer entsprechenden Anstalt denken konnte. 1829 nahm das Haus Ecke Josefstädter Straße und der heutigen Blindengasse jugendliche Zöglinge, aber auch allein im Leben stehende später Erblindete auf. Dieser große Blindenfreund war auch unermüdlich bestrebt, seine Schützlinge in das Erwerbsleben einzugliedern, um ihnen dadurch seelisches Gleichgewicht, Verdienst und die hohe Achtung ihrer Mitmenschen zu verschaffen."

Blindenerziehungsanstalt Wittelsbachstraße

Auf unser Befragen, erzählt uns Professor Kaiser nun auch einiges über seine Tätigkeit im Blindenwesen. Er war ursprünglich Taubstummenlehrer gewesen, fühlte sich aber immer stark zu den Nichtsehenden hingezogen. „Der tiefe Sinn von Roseggers Ausspruch ‚Lasset keinen zurück am Wege zum Licht!' war mir stets ein Leitstern", bemerkt unser Gegenüber nachdenklich. „Und so wurde ich schließlich doch Blindenlehrer, zuerst in Purkersdorf und dann

an der zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschaffenen Blindenerziehungsanstalt in der Wittelsbachstraße.

Es war eine schöne Zeit und ich erlebte mit meinen Kindern viel Freude. 1935 wurde ich dort mit der Direktion betraut.

Als unsere Stadt von den Schrecken des Krieges heimgesucht wurde, verlebten wir sorgenschwere Stunden. Das Haus in der Wittelsbachstraße erlitt arge Beschädigungen, doch wird es voraussichtlich im nächsten Jahr wieder instandgesetzt sein."

„Und seit wann, Herr Professor, bekleiden Sie die Stelle des Leiters der Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt sowie der beiden anderen Heime?"

Direktor Kaiser entnimmt seiner Schreibtischlade den Brief eines ehemaligen Zöglings, dann entgegnet er: „Als sich die Verhältnisse bei uns allmählich wieder zu normalisieren begannen, wurde ich dazu bestellt. Ich sah mich einer sehr schwierigen Aufgabe gegenüber, denn dieses Haus hatte gleichfalls erhebliche Bombenschäden davongetragen. Dank der verständnisvollen Hilfe aller maßgebenden Stellen ging es bald an den Wiederaufbau. Wir beabsichtigen, unsere Heime immer schöner auszugestalten, damit sich unsere Pfleglinge bei uns recht behaglich fühlen!"

Die Zivilblinden

„Wieviel Schützlinge beherbergen Ihre Heime und wieviel Zivilblinde gibt es überhaupt in Österreich?"

Direktor Kaiser erwidert: „In unseren drei Heimen befinden sich etwa 150 Pfleglinge. Zivilblinde gibt es ungefähr 3000. Übrigens möchte ich noch etwas hervorheben, das mir sehr am Herzen liegt. Ich habe die Blinden mit wenigen Ausnahmen als wertvolle Menschen kennengelernt! Nicht billiges Mitleid brauchen sie, sondern Verständnis und tatkräftige Förderung ihrer Bestrebungen. Sie wollen und können tüchtige Arbeitsleistungen vollbringen und daher soll man sie auch in den Möglichkeiten hiefür nach Kräften unterstützen. Die von mir 1940 angeregten Kurse für Telefonie und Stenotypie haben sich glänzend bewährt. Daß Nichtsehende scharf zu denken vermögen, beweisen die Erfolge der von uns gegründeten Schachrunde, in der schon einige Turniere ausgetragen und dabei von unseren Leuten Preise gewonnen worden sind. Ich möchte auch bemerken, daß ich die Gewährung eines Pflegegeldes für Zivilblinde sehr begrüße, damit diese es in ihrem verzichtreichen Leben ein wenig leichter haben!"

Auf unseren Wunsch liest uns Direktor Kaiser noch den Brief eines ehemaligen Schülers vor, der, glücklich verheiratet, erfolgreich im Berufsleben steht. Wir vernehmen Worte voll rührender Anhänglichkeit und Treue dem Lehrer und väterlichen Freund gegenüber. Und solche Beweise herzlicher Verbundenheit sind wohl für jeden wahren Blindenbetreuer der schönste und wertvollste Dank!

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

RODERICH VON ROY:

Händel wird blind, aber verzagt trotzdem nicht

Man hat ihn den großen Bären genannt. Er war riesenhaft — breit, dick, mit großen Händen, großen Füßen, ungeheuren Armen und Schenkeln. Mit seinen krummen Beinen kam er schweren und wiegenden Ganges daher, sehr aufrecht, den Kopf zurückgebogen, unter einer großen weißen Perücke, deren Locken über die Schultern fielen.

Sein langes Gesicht ähnelte einem Pferdekopf, später im Alter dem eines Stieres, und verschwamm in Fettpolstern, mit doppelten Wangen, dreifachem Kinn, einer großen, breiten, geraden Nase und roten, aufrechtstehenden Ohren.

Er sah den Leuten gerad' ins Gesicht, ein schelmisches Blitzen im festen Blick, einen spöttischen Zug um den großen feingezeichneten Mund. Seine Miene war imponierend, mutig und jovial zugleich, aber manchmal auch etwas finster und sauersehend.

War es zu verwundern? Gewiß nicht, wenn man bedenkt, welche Widerstände der große Komponist des Spätbarock — der Deutsche in England — zu überwinden hatte!

Von 1720 bis zu seinem Tode befand er sich in ständigem Kampf mit dem Publikum seiner englischen Wahlheimat. Er stand, wie zu seiner Zeit Lully in Paris — an der Spitze eines Theaters, er leitete eine Akademie und bemühte sich, den musikalischen Geschmack einer Nation zu reformieren — richtiger gesagt, zu formen. Aber er besaß nie die Machtmöglichkeiten wie Lully — dieses absoluten Monarchen der französischen Musik.

Darum blieben ihm furchtbare Krisen nicht erspart. Um ihn herum kläffte eine bissige Presse, bissig wie englische Bulldoggen eben sind. Er war das Opfer von Geldverlegenheiten, von eifersüchtigen Kollegen, eitlen Virtuosen und Komödianten.

Aber — er kapitulierte nicht vor einem Pudel, den man auf die Bühne brachte — wie 100 Jahre später in Weimar der größte der deutschen Dichter, der Geheime Rat Goethe.

Händel meisterte sein Schicksal immer, immer wieder. Als er sich aus dem Bankrott seiner Finanzen wieder aufraffte, als er, schon ein alter Mann — vom Schlage getroffen wurde und an der Grenze des Wahnsinns zu stehen schien. Er kam immer wieder hoch. Er schrieb — gerade in der Spätzeit, nach diesen Schicksalsschlägen — seine reifsten, seine kostbarsten Werke, durch die er gleicherweise der musikalische Heros der Deutschen und der Engländer wurde.

Aber dann, ganz zuletzt — als wenn ihm ein grausames Geschick völlig zerbrechen sollte, mitten im Schaffen — erbarmungslos, endgültig — noch bevor ihm der Schöpfer von dieser Welt gehen hieß.

Händel schrieb am zweiten Akt des „Jephta". Nichts kommt an seelischer Größe dem Chor gleich, der diesen 2. Akt beschließt. Nichts läßt den heroischen Glauben Händels so tief erkennen, wie die Geschichte der Entstehung dieses Werkes. Vollkommen gesund — scheinbar — begann er damit am 21. Jänner 1751, sechsundsechzig Jahre alt. In einem Zuge von 12 Tagen entstand der erste Akt. Dann — im Verlauf des zweiten Aktes wird sein Blick mit einem Male trüb, die Handschrift, sonst so klar, undeutlich und zitterig. Und die Musik wird schmerzvoll; schließlich muß Händel aufhören, eben hat er den Schlußchor begonnen:

„Wie hart, wie dunkel, Herr,
ist Dein Beschluß . . ."

Am Ende der Seite steht seine Notiz:

„Bis hierher, den 13. Februar 1751, verhindert worden wegen des Gesichtes meines linken Auges."

Am 23. wird es „etwas besser“ und Händel setzt die Worte in Musik:

„Unser Glück kehrt sich in Klage,
Licht und Schmerz versinkt in Nacht...“

Es klingt wie tragische Anspielung auf das eigene Schicksal. Am Ende dieses düsteren Chors murmeln einige Tenor- und Baßstimmen unisono leise:

„Wie's Gott auch fügt — ist's gut“

Das ganze Heldentum des großen Komponisten und Lebenskämpfers lodert durch dieses Spätwerk des Meisters Händel. Ein Badeaufenthalt, wiederholte Operationen brachten vorübergehende Besserung, aber keinen nachhaltigen Erfolg. Händel erblindete völlig.

Aber nicht lange darnach raffte er sich wieder auf. Den Sohn seines alten hilfreichen Freundes, Johann Christoph Schmidt den Jüngeren, berief er zur Fortsetzung der Oratorienaufführungen, er selbst dabei wie eh und je an der Orgel, spielte seine Konzerte, improvisierte. Auch an seinen Oratorien arbeitete er weiter, vollendete 1757 eine dritte Fassung des Jugendwerkes seiner italienischen Zeit: „Der Triumph der Zeit und der Wahrheit.“

Im „Messias“, am 6. April 1759, saß Händel zum letzten Mal an der Orgel, zog die Register, mächtig brausten seine gewaltigen Akkorde durch den Raum. Unmittelbar darnach zwang ihn Schwäche auf das Lager. Am Morgen des Ostersamstags, am 14. April, hörte sein tapferes Herz zu schlagen auf.

Mehr als 3000 Trauernde folgten dem Sarge. England gab ihm eine Ehrenstätte in der Westminsterabtei. Vor der Orgel, mit seinen Noten und Instrumenten, erhebt sich sein Denkmal.

Auflösung unseres Preisrätsels (Juli/Augustnummer)

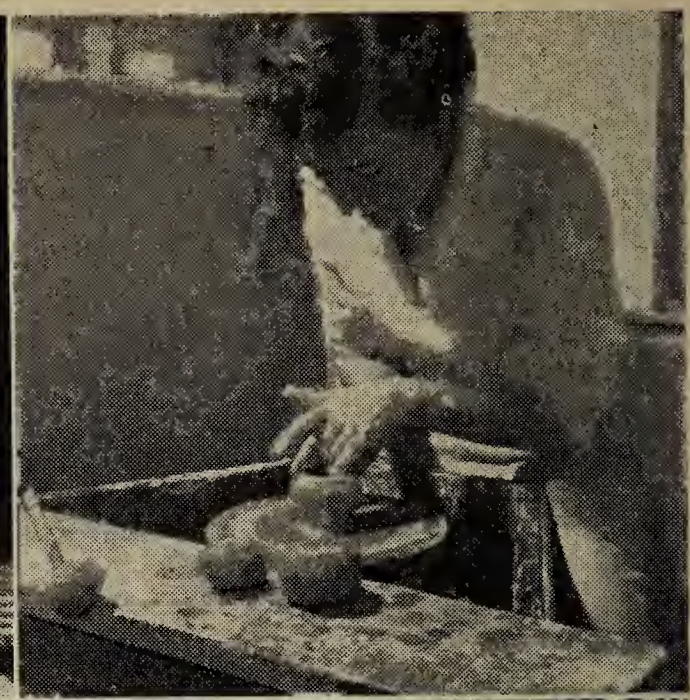
Des Rätsels Lösung beruhte auf einem Trugschluß und lautet: „Der Bücherwurm fraß 0,5 cm.“ Zu dem Beschauer gewandt stehen ja die Bücher mit dem Rücken, so daß die erste Seite des 1. Bandes neben der letzten Seite des zweiten Bandes — lediglich durch die beiden Einbanddecken getrennt — zu stehen kommt. Der Wurm hat sich daher lediglich durch die beiden Einbanddecken à 0,25 cm = 0,5 cm durchgefressen und an ihnen gütlich getan.

Wider Erwarten hat die Lösung dieses Rätsels scheinbar doch einiges Kopfzerbrechen verursacht. Dennoch gab es viele richtige Lösungen, aus denen folgende Gewinner ausgelost wurden:

1. Preis: Eine Besengarnitur, poliert, rot oder schwarz: Anna Weiß, Linz a. d. Donau.
2. Preis: Eine Besengarnitur, poliert, rot oder schwarz: Dr. J. Kretschmer, Salzburg.
3. Preis: Eine Besengarnitur, poliert, rot oder schwarz: Franz Mayer, Wien IX.
4. bis 6. Preis: Je ein Warenbon für Blindenwaren im Werte von S 20.—: Irmgard Nowak, Mödling bei Wien, Ottilie Wallner, Bezirk Horn, Ing. F. Urbanitsch, Graz.
7. und 8. Preis: Je eine Bücherkassette mit 7 Bänden: Ursula Winkler, Graz-Liebenau, Pfarrer Gerhard Fischer, Holzschlag.
9. Preis: Buch von Oskar Maurus Fontana: „Katastrophe am Nil.“ Hans Jakl, Wien VII.
10. Preis: Buch von Walter Ollrogge: „Karl und Michael.“ Direktor O. Libelski, Wien IV.
11. Preis: Buch von Max Ehnl: „Messenhauser Wien 1848.“ Aloisia Schindler, Wien XII.
12. Preis: Buch von Leo Weißmansel: „Der Liebesadvokat von Athen.“ Theresia Löffler, Wien XIII.
13. bis 15. Preis: Je ein Buch von Theodor Sapper: „Kornfeld.“ M. Ostermayer, Wien-Simmering, Eduard Sommerfeld, Wiener Neustadt, Leo Kronowetter, Wien I.
16. Preis: Buch von Ernst Machek: „Erfolg im Leben.“ Markus Brunner, Eisenstadt.
17. und 18. Preis: Je ein Buch von Lerneth-Holenia: „Spangenberg.“ Poldi Hinterhuber, Selzthal, Manfred Opolzer, St. Pölten.

Wir beglückwünschen die 18 ausgelosten Gewinner zu ihrem Preis und hoffen, daß bei unserem nächsten Preisrätsel die diesmal leer ausgegangenen Einsender mehr Glück haben werden. Die in Wien wohnenden Gewinner werden gebeten, ihren Preis während unserer Dienststunden (täglich von 8.00 bis 17.30 Uhr, Samstag geschlossen) abzuholen. Gewinner aus der Provinz erhalten ihre Preise per Post zugesandt.

Blindenhilfe in Großbritannien



In England hat die Hilfe und Entwicklung der Blinden zu selbständiger Tätigkeit großes Ausmaß angenommen. Öffentliche und private Einrichtungen wetteifern miteinander bei der beruflichen Ausbildung Erblindeter, um sie von jeglicher Fürsorge unabhängig zu machen. Obenstehende Bilder veranschaulichen dies an Hand einiger Beispiele.

Das **Bild links oben** stellt eine Blinde dar, die sich im Gebrauch von Braille-Mikrometern übt. Durch diese Übung erhält die Blinde das Gefühl für die Braillezeichen.

Rechts oben: Frau Suggit erblindete mit 26 Jahren infolge von Zuckerkrankheit. Während ihres Aufenthaltes in einem Heim des Royal National Institute for the Blind begann sie, sich mit kunstgewerblicher Töpferei zu befassen. Ihre Arbeiten hatten so großen Erfolg, daß sie sich nunmehr auf dieser Grundlage eine neue Existenz schaffen konnte. Frau Suggit erzählt: „Heute bin ich 28 Jahre alt und vollkommen von meinem neuen Beruf gefangen. Zuerst habe ich meine Töpferarbeiten nur meinen Freunden gezeigt, aber nun kaufen auch Leute meine Arbeiten, die von ihrer Entstehung nichts wissen. Das war für mich ein großer Erfolg, denn ich wollte ja nicht, daß man aus Mitleid mit einem Blinden die Arbeit beurteilt, sondern das Werk um seiner selbst willen."

Links unten: Auch Küchenherde können mit Braille-Reglern ausgestattet werden. Auf dem Bild liest eine Blinde die Einstellung des Elektroherdes am Braille-Schalter ab.

Rechts unten: Der kriegserblindete Soldat erhält am Kriegsblindeninstitut Unterricht im Maschineschreiben. Der Lehrer des jungen Blinden ist ein Blinder aus dem ersten Weltkrieg.

DR. LOTHAR RING:

Ein angenehmer Klient

Der berühmte Verteidiger in Strafsachen, Dr. Orater, schiebt mit einer etwas müden Gebärde die auf seinem Schreibtisch liegenden Akten zurück und konstatiert mit einem gleichzeitigen Blick auf seine Armbanduhr, daß es fünf Minuten vor sechs ist, und er daher seine Arbeit für den heutigen Tag beendet hat Gerade als er nach seinem Hut greifen will, erscheint sein Diener und meldet ihm den Besuch eines Klienten.

Es scheint ein sehr distinguierter Herr zu sein, beeilt sich der Diener zu versichern, als er die etwas zögernde Haltung seines Chefs bemerkt, der nun seinerseits zu der Erkenntnis gelangt, daß dieses Lob nicht ohne tiefere Trinkgeldhintergründe verdient sein dürfte. Es könnte sich also immerhin lohnen, den edlen Spender noch knapp vor Büroschluß anzuhören. „Führen Sie den Herrn herein!"

Der Ankömmling präsentiert sich als gut gekleideter älterer Herr, dessen Aussehen durch eine ostentativ gezeigte Leidensmiene einen etwas düsteren Anstrich erhält. „Nehmen Sie Platz!", spricht Dr. Orator in ermutigendem Tone, den er für derartige Anlässe parat hält. Er notiert Name und Adresse seines Klienten.

„Herr Doktor!" beginnt dieser nicht ohne sichtliche Aufregung, „Ich komme in einer überaus schwerwiegenden Angelegenheit zu Ihnen und weiß gar nicht, ob ich Ihren Beistand in Anspruch nehmen kann."

„Ich verweigere niemand meinen Rechtsbeistand", erklärte Dr. Orator mit großer Gebärde. „Ich habe Mörder verteidigt und freibekommen. Wen haben Sie..." — „Es handelt sich bloß um einen Einbruch", schaltet der andere schüchtern ein. — „Und wegen einer solchen Lappalie regen Sie sich auf?" — „Ich bin von äußerst empfindsamer Gemütsart, Herr Doktor und überdies war der Einbruch keine Lappalie — Antiquitäten, Schmucksachen von Wert."

Dr. Orator nickt zustimmend. Er liebt es nicht, sich mit kleinen Fakten abzugeben. Immerhin findet er es für zweckmäßig, seinen Klienten ein wenig aufzupulvern. „Was liegt schon an einem Einbruch", bemerkt er mit wegwerfender Geste, „es kommt bei solchen Dingen sehr auf das Motiv an. Es gibt Fälle, bei denen der Bestohlene unsympathischer erscheinen mag als der Dieb. Wahrscheinlich ein reich gewordener Schieber. Da scheint es kein Wunder, wenn beim Anblick solcher zu Unrecht erworbener Schätze ein bisher unbescholtener Mann seine klare Vernunft einbüßt..."

„Nein, so war es nicht ganz, verehrter Herr Doktor", unterbricht ihn der Klient und wischt sich mit einem großgeblümten Sacktuch eine Reueträne aus dem linken Auge. „Ich schäme mich so sehr vor Ihnen, Herr Doktor..." Der Anwalt betrachtet seinen Klienten mit ausgesprochenem Wohlwollen. „Vor mir brauchen Sie sich keineswegs zu schämen, aber bitte behalten Sie diese Haltung vor Gericht bei, denn sie wird Ihnen sicherlich nützlich sein." — „Meinen Sie wirklich, Herr Doktor?" — „Ich bin davon überzeugt! Und ich werde Sie wirklich mit meiner ganzen Überzeugung verteidigen. Aber wie kommt es, daß man Sie noch nicht verhaftet hat?" — „Weil mein Einbruch erst heute früh entdeckt wurde, als man nämlich meinen Kompagnon verhaftete. Wie ich ihn kenne, verrät er mich binnen 24 Stunden." — „Warum versuchen Sie nicht zu fliehen?" — „Ich habe schon einmal bei einem Fluchtversuch Pech gehabt, und halte es daher für besser, mich freiwillig zu stellen und auf meinen berühmten Verteidiger Dr. Orator zu zählen."

Der Anwalt klopft seinem Klienten auf die Schulter. „Sie sind ein braver Mensch", sagt er gerührt, „jetzt verraten Sie aber nur noch, bei wem Sie eigentlich eingebrochen haben?" — „Bei Ihnen, Herr Doktor, in Ihrer leerstehenden Sommervilla!"

ANNA LAUBE:

Mein Kind „lügt"

Als junge Lehrerin erzählte mir einmal die sechsjährige Gusti über den vergangenen Sonntag: „Wir waren in Schönbrunn bei den Affen, die kletterten so spaßig und schnitten Gesichter. Ich hab' ein Lasso genommen und einen gefangen. Dann haben wir ihn an einem Strick nach Hause geführt." — „Aber Gusti!" rief ich etwas böse ob dieser Lüge; die Klasse lachte. Noch lange dachte ich an Gustis Bericht und es wurde mir klar, daß es sich hier um eine Phantasielüge gehandelt hat. Es gibt eben Kinder, auf die Märchen oder Geschichten einen so tiefen Eindruck machen, daß sie meinen, sie hätten alles selbst erlebt.

Es gibt auch Kinder mit Wachträumen. Der Psychologe bezeichnet sie als Eidetiker. Diese träumen in Farbbildern und können, wenn sie die Augen schließen, jedes Bild, das sie sich wünschen, färbig hervorzaubern. Ein vierzehnjähriges Mädchen schrieb in ihr Tagebuch: „Ich saß auf einer Wolkenschaukel, welche die Englein hielten. Ich sah unter mir die Stadt, das Meer ... und all den Wolkengaukel." Zweifellos sind die Eidetiker oftmals begabte Menschen, aus welchen Maler und Dichter hervorgehen können.

Manche Kinder berichten Wunschträume so als wären es eigene Erlebnisse. Ein vierjähriger Bub erzählte mir: „Ich hab' zu Weihnachten ein Königsschloß bekommen, darin schläft Dornröschen. Ich gehe alle Tage über die goldenen Stufen und geb' dem Dornröschen ein Bussi. Dann wacht es auf und spielt mit mir." Eine Mutter, eine vernünftige Frau, sagt dazu: „Du hast mir da eine schöne Geschichte erzählt." Damit führt sie das Kind in die reale Wirklichkeit zurück, ohne seine Phantasie zu erschüttern.

Eine andere Art der „Lüge" ist die Ausrede. „Warum hast du die Suppe nicht gegessen?" — „Sie war zu heiß, zu kalt, die Zähne haben weh getan ... usw." — „Warum hast du die Semmeln nicht mitgebracht?" — „Der Kaufmann hat keine gehabt." — In Wirklichkeit hat aber das Kind es vergessen. In diesem Fall handelt es sich um eine Ausrede. Die Mutter sagt: „Da bin ich aber sehr traurig, daß du ‚gelogen' hast. Wie soll ich dir ein andermal glauben?" Darauf erfolgt prompt: „Mutti, ich werd's nimmermehr tun."

In das Bereich der Lüge fällt die Notlüge. Das Kind soll dem Klavierlehrer das Honorar bringen. Die Mutter hat aber kein Geld und sagt: „Sage dem Herrn Lehrer, du bringst das Geld das nächste Mal." Das Kind sagt aber aus Schamgefühl: „Ich habe das Geld vergessen." Dies sind sehr fein empfindende Kinder, wir sollten sie daher nicht in so schwierige Situationen bringen.

Im Backfischalter erleben wir die Renomierlüge: „Wir essen auf Silber ... Gestern hatten wir zwanzig Gäste ... Mein Vater hat einen eigenen Wagen ..." So will ein Mädchen das andere übertrumpfen. Kein Wort davon ist wahr. Es ist die allbekannte Pubertätslüge, die wir dem Jugendlichen abgewöhnen, wenn wir darüber lachen und sagen: „Mach' keine so dummen Scherze!"

Und nun will ich schließlich noch die Gewohnheitslüge erwähnen, die ein wenig von Goethes „Lust, zu fabulieren" an sich hat. „Mein Freund und ich haben in der Donau Karpfen gefischt ... Ein Haus ist eingestürzt, bald wäre ein Balken auf meinen Kopf gefallen ..." Sehr gut wirkt da, zu sagen: „Das kannst du der Frau Sopherl erzählen, aber nicht mir!" Solch kleine Duschen und der Gewohnheitslügner wird allmählich kuriert.

Wir wollen unsere Kinder zu aufrechten und wahrheitsliebenden Menschen erziehen. Ein Mittel dazu ist auch ein Hinweis auf Vorbilder. „Lügt der Vater? Nein. Na also! So mußt auch du werden, wahrhaftig, sonst wird niemals ein Mann aus dir!"

Zusammenfassend möchte ich sagen: Unter allen Lügenarten ist die Phantasielüge die verzeihlichste, für die wir Verständnis aufbringen müssen. Der Phantasiemensch ist eben schöpferisch, nur muß er aus dem Himmel seiner Traumgebilde auch zeitgerecht auf die Erdenwirklichkeit herabfinden. Sorgen wir für reichliche Beschäftigung des Kindes! Kränken wir uns also nicht, wenn das Kind erzählt: „Die Zwergerln spielen in der Nacht mit meinen Bausteinen, ich hab' es ganz deutlich knaxen gehört...", sondern sagen wir: „Zeichne oder forme die Zwergerln!" Glauben wir Victor Hugo, welcher sagt: „Über der Waage steht das Saitenspiel."

ROSE PERZ-SCHÖNEGGER:

Der Blinde — seine Welt — das Licht

Sehen: Gründet sich das wirklich nur auf optische Eindrücke — auf Lichterscheinungen? Oder liegt das Licht auf dem Grunde der Seele? Nur das wirklich geistige Leben vermittelt uns das Sehen; das innere Schauen in die Schöpfung. Im jetzigen Zeitalter der Technik haben wir Menschen verlernt, das wahre Licht, die innere Flamme zu erkennen.

Im 19. und im steigenden Maße im 20. Jahrhundert ergab sich die folgenschwere Umgestaltung und Wendung vom „Irrationalen" zum „Rationalismus". Letzterer ist der schärfste Gegner der Romantik und Lebensphilosophie, welche aber der Blinde mehr braucht als alle anderen Menschen im Leben. „Technik und Kultur", dieses Problem, das damit geschaffen wurde, lastet mit seiner ganzen Wucht und Schwere auf allen Ländern der Erde. Der begriffliche Gegensatz zur Materie ist ja letzten Endes die Gefühlsseite des geistigen Lebens, das wirkliche Sehen für den Blinden.

Lebensphilosoph muß der Blinde sein — das Leben aus sich selber verstehen und im logischen Denken sein Sein erfassen. Sein Leben steht auf der Seite des Gefühls — das Schöpferische gegen das Mechanische; seine relative Selbständigkeit ist die Beziehung zu seiner Außenwelt. Sein Selbstbewußtsein ist gefühlsbetont und größtenteils natürlich von seinem Willen abhängig.

Der Blinde erkennt das Licht aus den tatsächlichen Ursachen. Dabei ist die Seelenruhe, Unerschütterlichkeit des Gemüts, die Vorbedingung für das Leben des Blinden. Er muß gleichsam „In-sich-hinein" leben können. So paradox es auch klingen mag, nicht nur die äußerliche Wahrnehmung ist Licht, nein, die innere Flamme, das Licht der Seele ist die Stimme, der Inbegriff der durch die Sinne vermittelte Inhalt des Bewußtseins. Die wahrnehmbare Welt — das ist Sehen.

Wieviele Lebewesen haben eine Stimme, aber kein Gesicht? Wenn wir glücklich sind... schließen wir die Augen und horchen in uns hinein... wenn wir Musik hören... die Stimme des Waldes... das Rauschen in den Wipfeln der Bäume... das Branden des Meeres... die Stimmen der Vögel... das Lispeln in den wogenden Ährenfeldern... das Zirpen und Summen der Käfer... Das ist die Sprache des Schöpfers — sie spricht zu uns aus jeder Kreatur und vermittelt uns das ewige Licht der Welt — die Seele der Schöpfung. Das ist das Licht, welches dem Blinden das Wissen um sein Dasein gibt. Sein Ich als denkendes, fühlendes und wollendes Wesen. Es ist die ewige Flamme, die Zeugnis gibt von der Macht und Liebe des Schöpfers, die alles einschließt.

Der Sinn des Daseins liegt in ihm selbst; und seine Zielsetzung sei wie Nietzsche sagte: „Amor fati", die Liebe zum Schicksal.

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Warum gibt es keine blinden Tiere

Bevor wir uns darauf einlassen, diese Frage zu erörtern, müssen wir feststellen, was wir mit dem Worte „blind" meinen. Nun, wir verstehen darunter denselben Tatbestand, den auch der allgemeine Sprachgebrauch damit bezeichnet. Das heißt: Wir reden dann von Blindheit, wenn bei einem Individuum der Ausfall von Sehfähigkeit vorliegt.

Demnach können wir weder beim Badeschwamm noch bei gewissen festgewachsenen Muscheln und auch nicht beim Grottenolm von „Blindheit" sprechen. All diesen Tieren ist es ja der Art nach eigentümlich, daß sie sich bei ihrer Einpassung in ihre Umwelt von vornherein der Sehfähigkeit nicht bedienen. Daß es sich dabei sowohl beim Badeschwamm als auch bei den festgewachsenen Muscheln um eine ursprüngliche, beim Grottenolm aber um eine erworbene Beschaffenheit handelt, tut nichts zur Sache. Von „Blindheit" im definierten Sinne kann weder in diesen noch in ähnlich gelagerten Fällen die Rede sein.

Blinde Haustiere

Ganz anders liegen die Dinge, wenn man immer wieder von blinden Jagdhunden und von blinden Bergwerkspferden hört. Sind solche Tiere doch Vertreter von Arten, die normalerweise sehen und trotzdem erhalten sie sich doch oft sogar noch durch längere Zeit im Dasein. Darauf ist jedoch zu erwidern: Selbstverständlich kann es nicht bestritten werden, daß solche Elendsgestalten manchmal sogar durch Jahre fortvegetieren. Aber man achte darauf, daß die Lebensbedingungen, unter denen ihnen das oelingt, alles eher als natürliche sind! Wären sie nicht dem menschlichen Kulturverband eingegliedert, müßten sie auf freier Wildbahn kläglich zugrunde gehen. Sie wären dazu binnen kürzester Frist verurteilt, weil es ihnen unmöglich wäre, hinlänglich Futter zu finden. Überdies wären sie außerstande, sich den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen.

Die Sanitätspolizeit der Wildnis duldet keine schwachen Exemplare. Ja, ihre eigenen Artgenossen würden sich — vielleicht aus Schrecken über ihre Absonderlichkeit — gegen sie stellen und sie ohne Erbarmen vernichten. Dem Vernehmen nach verhält es sich so bei Rehwild, und das ist durchaus begreiflich. Die Sicherheit des gesamten Rudels darf unter keinen Umständen durch die Hinfälligkeit eines einzelnen Stückes gefährdet werden.

Der blinde Mensch

Also gibt es in der Tat keine blinden Tiere, sondern nur blinde Menschen! Nur wir Menschen müssen den „Fluch" der Lichtlosigkeit auf uns nehmen. Nur wir Menschen müssen den Jammer der ewigen Nacht durchhalten, bis uns endlich ein gütiges Schicksal aus der Verzweiflung erlöst. Wie ist das möglich? Warum muß das so sein?

Ganz abgesehen davon, daß nur Feiglinge und erzfaule Kerle so läppisch sentimental werden können, gibt es darauf eine einfache, klare Antwort: Das muß so sein, weil der Mensch kein Tier ist, weil er der Natur nicht wie ein Tier eingepaßt ist, sondern weil er sich die Natur anpaßt, weil er der Kulturschöpfer, der Umgestalter der Natur an allen Orten und so lange ist, bis er überall und jederzeit in der Lage ist, sich in ihr zu behaupten, und leidvoll und freudvoll sein Dasein zu entfalten. Warum, wieso er das vermag, ist klar. All seine Organe sind unspezialisiert, stehen immer noch für alle Möglichkeiten offen. Nur sein Nervensystem hat zu wuchern begonnen, ist hypertroph geworden, selbst vom Standpunkt seiner nächsten Verwandten, der Primaten.

Das Gehirn — ein komplizierter Apparat.

Wie schwer ist doch ein solches, riesiges Menschenhirn! Und dabei bedenke

man obendrein: Es kommt keineswegs auf das absolute Gewicht des Gehirnes an. Viel wichtiger ist vielmehr sein Verhältnis zum Gewicht des Körpers. Darum allein schon ist ein Wolf einem Wal überlegen. Und eine andere Proportion ist noch weit belangreicher: Das Gewichtsverhältnis zwischen der grauen Gehirnrinde und dem Gesamtgehirn. Dieses stellt sich bei Katzen als ein Bruch wie 3 : 100, bei Hunden wie 6 : 100, bei Menschenaffen wie 16 : 100 und beim Menschen selber wie 29 : 100 dar. Aber nicht nur auf solche Gewichtsunterschiede, sondern auch auf Unterschiede des Wachstums kommt es an.

Beim ausgewachsenen Primaten sind die Arme zweimal so lang wie beim neugeborenen Tier. Beim Menschen muß man die Armlänge des Neugeborenen mit zweieinhalb multiplizieren, um die Armlänge des Erwachsenen zu erhalten. Solche Differenzen gibt es noch mehrere, sowohl im intra-uterinen Zustand als auch extra-uterin.

Die Sinnesorgane

Die Biologen teilen die Vögel und Säugetiere in zwei Gruppen: In Nesthocker und Nestflüchter ein. Zu den ersteren gehören Rotkehlchen und Katze, zu den letzteren Pferd und Huhn. Bei jenen sind die Augen noch etliche Tage nach der Geburt verschlossen; und die Jungtiere können ihre Glieder auch nicht gebrauchen. Bei diesen sind die Augen sofort nach der Geburt geöffnet, und die Tierchen können auch ihre Glieder unmittelbar nach der Geburt gebrauchen, um der Mutter zu folgen, ja, sich wenigstens teilweise selbständig ihre Nahrung zu suchen.

Hinsichtlich seines Zustandes nach der Geburt stellt der Mensch gewissermaßen einen Mischtypus dar. Seine Sinnesorgane, vor allem seine Augen, sind sofort nach der Geburt aktionsfähig. Ein gesundes Baby sieht, sobald es den ersten Schrei tut; und es hört auch schon nach vier Stunden, sobald das Geburtswasser aus den Paukenhöhlen der Ohren ausgeflossen ist. Seine Gliedmaßen aber sind noch weitgehend unentwickelt, und zwar aus zwei Gründen: Wegen der Schwäche der Muskeln, und weil die motorischen Nerven noch lange nicht ausgereift sind.

Da die Systematiker nichts mehr außer Fassung bringt als ein Systembruch, fanden die Biologen den Ausweg, den Menschen als eine physiologische Frühgeburt zu bezeichnen. Streng genommen, sollte eine menschliche Mutter ihr Kind erst dann zur Welt bringen, bis es fähig wäre, ihr zu folgen, wie ein Füllen der Stute, ein Kücken der Glucke. Das heißt aber: Eine menschliche Mutter sollte nicht nur 9, sondern 21 Monate schwanger gehen. Erst mit 12 Monaten ist ja ein Kleinkind — im Durchschnitt — so weit, daß es seiner Mutter nach Menschenart folgen kann. Infolgedessen kann man beim Menschen — überspitzt — auch von einer extra-uterinen Foetalzeit sprechen, welch letztere für den Menschen aber kein Unheil, sondern im Gegenteil für ihn ein Segen ist.

Ob der zunächst fast gänzlichen Leistungsunfähigkeit des Bewegungsapparates haben die Sinneswerkzeuge Zeit, vorerst unkoordiniert, Sinneseindrücke aufzunehmen, zu sammeln und — in sich geordnet — zu verwahren.

Das Lernen

So betrachtet, gewinnt das Schauen des Kleinstkindes ab der 8. und sein

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Hilfsgemeinschaft

Lallen ab der 9. Lebenswoche einen völlig neuen Sinn. Dasselbe gilt von dem — mit der 12. Lebenswoche einsetzenden — bewußten Greifen. Dieses letztere wird dadurch besonders belangreich, daß das Baby im Doppel-Druck-Erlebnis einer und derselben Körperstelle, durch ihr wechselweises Tasten und Betastetwerden — das Wesen der Selbigkeit anschaulich erfassen kann, die dann ebenfalls auf sich wiederholende Glieder von Geschehnisreihen angewendet werden kann. Damit wird das Kind sich seiner selbst, sich seines nur ihm selbst eigenen Ichs bewußt. Das ist ein unermeßlich großer Fortschritt. Die Tierheit ist verlassen, die Menschheit ist erreicht, die Kluft zwischen dem Ich und dem Nichtich, zwischen dem Selbst und dem Gegenstand, dem Subjekt und dem Objekt hat sich aufgetan.

Das gilt zunächst — je einzeln — für alles Gehörte, Geschaute, Gespürte, Gerochene und Geschmeckte. Sobald das Kind es vermag, sich aufzusetzen oder gar sich aufzustellen, kommt zweierlei Neues hinzu: Zum ersten lernt es, die dingliche Einheit zusammengehöriger Sinneseindrücke erfassen. Zum anderen erlebt das Kind den Sinn seines eigenen — haptischen, akustischen und optischen —Koordinatensystems sowie dessen Beziehung auf räumlich-zeitliche Lagerung der Dinge, Vorgänge und Zustände sowie die Möglichkeit, einzelne Stücke und Glieder der Gesamtgegebenheit hervorzuheben und herauszuheben, also zu wählen und auszuwählen.

Unsere Sprache

Da das Kind schon längst gelernt hat, feste, wiederholbare Lautgestalten zu bilden, setzt es diese nun — bei seinen Auseinandersetzungen mit der Welt — als Merkzeichen, als Gedächtnisstützen ein. Es lernt benennen. Damit kann es in Unlustsituationen — sich erinnernd — befriedigende Lustsituationen, wenn auch nur als Scheinbefriedigungen, wieder hervorrufen und von dort aus den Signalwert solcher Lautgebilde im Umgang mit andern Menschen verwerten. Ist es so weit, hat der Mensch mit der Darstellungsfunktion — über der Kundgabe — und Auslösungsleistung — das Wesen der Vollsprache erfaßt und kann sprechen.

Sprechen aber heißt, nicht nur einen hier und jetzt gegebenen Tatbestand, sondern auch das allgemeine Wesen meinen, das sich ihm offenbart, also die Bedeutung die er hat. Sprechend wird auch der ideale Gegenstand von dem Sprechenden angepeilt. Also schon das Kleinkind erfaßt im Augenblick des Spracherwerbes den Unterschied zwischen der realen und der idealen Welt. Wäre dem anders, könnte es niemals die Bündigkeit irgend einer Verpflichtung verstehen. Es wäre schlechterdings unerziehbar. So aber steht ihm der Zugang zu allen Wertbereichen offen, und diese sind wirksam, gleichviel, ob es sich jetzt um die biologische, ökonomische, ästhetische, politische, ethische oder religiöse Lebensform handelt, gleichgültig, ob in sprachlicher, brauchtummäßiger, rechtlicher, sittlicher oder künstlerischer Ausprägung.

Du sollst nicht töten!

Dabei müssen wir bedenken: All das gilt niemals bloß in monadologisch isolierender Spannung, wie das Barock es meinte, die Aufklärung ihm nachredete, und der Liberalismus es individualistisch verwirklichte. Es ist vielmehr so, daß das Einzelwesen, der Einzelmensch in sich nur Bestand hat, wenn und weil er als lebendiges Glied einer umfassenden Gemeinschaft getragen wird und sich selbst erhält, indem er seine ganze Kraft zu deren Fortbestand aufbietet. Das aber ist nichts anderes als das Liebesgebot des Evangeliums auf dem Untergrund des fünften Gebotes im Dekalog. „Du sollst nicht töten!“ Weil das gilt, sofern es gilt, sind alle Gebrechlichen — und damit auch alle Blinden — vor der Vernichtung — allerdings nur im Hinblick auf ihre eigene Einsatzbereitschaft bewahrt. Darum wäre im Bereich des Menschlichen unbedingtes Unrecht, was auf der Stufe der Tierheit notwendig gilt: Es gibt kein blindes Tier.

Jakob Wald zum Gedenken

Am 9. September jährte sich zum vierten Male der Tag, an dem der Gründer der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs aus einem arbeitsreichen Leben durch den unerbittlichen Tod abberufen wurde. Bereits in jungen Jahren erblindet, brachte er dem Leid und der Bedrängnis seiner Schicksalsgefährten wärmstens Verständnis entgegen. Mit Rat und Tat, stets schöpferisch wirkend, stand **Jakob Wald** durch Jahrzehnte an der Spitze des österreichischen Blindenwesens.

Viele segensreiche Einrichtungen, die heute noch bestehen und das Los der Blinden wesentlich erleichtern helfen, sind auf seine persönliche Anregung zurückzuführen. Es ist daher verständlich, wenn die Blindenschaft alljänrlich seinen Todestag zum Anlaß nimmt, ihm über den Tod hinaus ihre Verehrung und Dankbarkeit zu beweisen.

Ein langer Zug von Blinden mit ihren Begleitpersonen bewegte sich am Sonntag, den 9. September 1956, zu dem im Urnenhain des Wiener Krematoriums befindlichen Grabe. In besonderer Würdigung seiner Verdienste um die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs hat diese ihm ein Ehrengrab gewidmet und auch die Pflege und Ausschmückung desselben übernommen. Es waren tief empfundene Worte, die der Nachfolger und langjährige Mitarbeiter des Dahingeschiedenen, der jetzige Obmann der Organisation, Robert Vogel, für seine Gedenkrede fand. Er erneuerte das Gelöbnis, das Werk **Jakob Walds** in dessen Geist weiterzuführen und auszugestalten. Mit großer Zuversicht sprach er von dem nicht allzu fernen Tag, an dem in das Dunkel der Blindheit das Licht der Menschlichkeit strahlen wird.

Blinde in aller Welt

Schweiz

Vor kurzem wurde ein Vergrößerungsapparat erfunden, das sogenannte Megaskop, mit dem schwer sehbehinderte Personen lesen können. Bild oder Schrift werden 25mal vergrößert. Das zu lesende Buch wird aufgeschlagen, auf das Vergrößerungsgerät gelegt und die Schriftzeilen erscheinen beleuchtet auf einem Schirm.

Amerika

An der Columbia-Universität wurden Augengläser konstruiert, die an Stelle von Linsen Spiegel verwenden. Es wird behauptet, daß Personen, auch wenn sie nur über zwei Prozent ihrer normalen Sehkraft verfügen, damit sehen können. Der Apparat benützt die Rückstrahlung des Bildes, um eine Vergrößerung um mehr als 300 % und ein Sehfeld von 60 Grad zu erzeugen.

An der Haverford-Universität wurden Versuche mit einem Elektronengerät gemacht, das vielleicht in Zukunft den Blindenstock ersetzen wird. Von dem Gerät ausgesendete Lichtstrahlen werden vom Boden oder von Hindernissen auf dem Wege zurückgeworfen und in mechanische Schwingungen umgewandelt, die der Blinde im Handgriff des Apparates fühlt. Der Apparat warnt den Blinden vor Stufen. Die Nachteile des Gerätes liegen noch darin, daß seine Verwendung mit einer erheblichen physischen und psychischen Anstrengung verbunden ist.

Sowjetunion

Sowjetische Chirurgen haben einem völlig Erblindeten das Augenlicht wiedergegeben. Er kam in eine der besten Augenkliniken des Landes und wurde dort 14 Monate lang von den Ärzten nach den modernsten Methoden der Augenheilkunde behandelt. Er hatte eine Pigmentschrumpfung der Hornhaut, ein Augenleiden, von dem es in anderen Ländern hieß, daß es unheilbar sei.

Österreich

Dem Wiener Augenarzt Dr. Nemetz gelang eine sensationelle Doppeloperation, durch die zwei nahezu blinde Frauen wieder sehend wurden. Beide litten an einer pathologischen Verwölbung der Hornhaut. Ihr Sehvermögen nahm von Jahr zu Jahr ab. Dr. Nemetz übertrug ein gesundes Hornhautgewebe auf das jeweils stärker erkrankte Auge. Die zu diesen Transplantationen verwendeten Gewebe stammten von den Augen eines Toten, der sie testamentarisch für diesen Zweck vermacht hatte. Nach vier Tagen wurden die Verbände entfernt und die beiden Frauen konnten, wenn auch nur auf einem Auge, wieder sehen.

D. KOLEV

Blindenwesen in Bulgarien

Nach der amtlichen Volkszählung vom Jahre 1946 sind in Bulgarien 3017 Blinde beiderlei Geschlechts registriert. Die Einwohnerzahl des Landes beträgt mehr als 7 Millionen. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl ist die Zahl der Blinden etwas mehr als 1 : 2000. Das bedeutet, daß betreffs Blindheit Bulgarien eines der gesündesten Länder ist.

Nach dem Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und des Rates der Vaterländischen Front sind die kleinen Blindengesellschaften und der Blindenverein aufgelöst worden (ausgenommen der Blindenverein) und die Mitglieder und Besitztümer wurden vom Blindenverein übernommen. So entstand im Einigungskongreß, der im Jahre 1951 stattgefunden hat, der Landesblindenverein in Bulgarien.

Vor der Revolution tat der bürgerliche Staat in Bulgarien fast nichts für die Blinden und ließ sie von privater Wohltätigkeit Unterstützung und Entwicklung suchen. Jetzt erhält unser Verein vom Staate jährlich eine Subvention von fast 2 Millionen Lewa, die 300.000 Dollar gleichkommen. Diese Subvention ist auf folgende Weise aufgeteilt: 422.000 Lewa für die Zentral-Punktschrift-Bibliothek; mehr als 1 Million Lewa, die als Lohngelder für 200 Blinde verwendet werden, die in den Warenhäusern der Blinden-Handels-Corporative als Verkäufer angestellt sind.

Der Blindenchor

Im Jahre 1948 wurde eine staatliche Kommission gebildet, die mehr als hundert Blinde einer Gesangsprüfung unterzog, von denen 50 die Prüfung bestanden. Einige Kandidaten machten die Dirigentenprüfung und absolvierten das Konservatorium mit gutem Erfolg, und zwei von ihnen wurden approbiert. Der Chor wurde zum Berufschor.

Im Jahre 1948 erhielt unser Blindenverein für den Chor eine Subvention. Er begann von nun an durch tägliche regelmäßige Arbeiten seine berufliche Tätigkeit, indem er neue Lieder einstudierte und viele in Punktschrift übertrug. Jetzt verfügt der Chor über ein reiches Repertoire von mehr als 300 volkstümlichen und klassischen Liedern von bulgarischen und fremdländischen Komponisten. Jährlich gibt er in verschiedenen Unternehmungen (Fabriken, Betrieben usw.) bei Festversammlungen für Arbeiter und in öffentlichen Sälen Konzerte und genießt ein hohes Ansehen. Jetzt ist unser Chor einer der besten des Landes. An ihm beteiligen sich 60 Sänger und Sängerinnen, und sie erhalten einen monatlichen Durchschnittslohn von 500 Lewa.

Die zentrale Punktschrift-Bibliothek

In Bulgarien gibt es in Städten und Dörfern Blindenbibliothekgesellschaften. Die erste Gesellschaft wurde vor 100 Jahren (1856) gegründet.

Im Jahre 1928 gründeten wir im Blindenverein eine Bibliotheksgesellschaft unter dem Namen „Narodne quitalixe slepice W. Bulgarien“, d. h. Volkslesehalle der Blinden in Bulgarien. Vor der Revolution des Jahres 1944 konnten für die Entfaltung der Bibliotheksgesellschaft sehr schwer Geldmittel aufgetrieben werden. Das geschah zumeist auf dem Wege privater Wohltätigkeit und Geldsammlungen auf verschiedene Art. Nach der Revolution gibt das Kulturministerium für unsere Lesehalle eine Subvention von 120.000 Lewa jährlich.

Jetzt besitzt die Bibliotheksgesellschaft zwei Appartements, in denen die Büchereien untergebracht sind, eine Kanzlei, ein besonderes Lesezimmer, einen Versammlungssaal usw. Die Bibliothek verfügt über mehr als 4000 Bände politischer, wissenschaftlicher und belle-

tristischer Literatur. Um das Kulturniveau unserer Mitglieder zu heben, organisiert die Gesellschaft jährlich Kurse für Fremdsprachen und Lehrgänge für verschiedene politische Fragen und Preisausschreiben für Deklamationen, gutes Lesen, Schriftstellerei, Schachspielen usw. Allwöchentlich werden Versammlungen abgehalten, in denen Referate über verschiedene Themen vorgelesen werden, die das Interesse bei den Blinden wecken. Für ihre Provinzmitglieder sorgt die Gesellschaft auch, indem sie ihnen die gewünschten Bücher zum Lesen schickt.

Eine Handels-Kooperative der Blinden

Nach einer Anregung unseres Blindenvereins wurde eine Kooperative der Blinden im Jahre 1945 gegründet. Ihre damalige Aufgabe war, die blinden Kaufleute, Kolporteure, dauernd mit Waren zu versehen, denn in jener Zeit waren viele Blinde gezwungen, aus Mangel an Werkstätten ihren Lebensunterhalt auf den Straßen durch Hausieren mit Galanterie-, Leder-, Gummi- und anderen Waren zu verdienen. Nach zwei Jahren wurde unsere Kooperative reorganisiert und begann Warenhäuser zu eröffnen.

Jetzt hat die Kooperative vier Lager und 33 Geschäfte (davon 13 in Sofia und 20 in der Provinz).

Außer dem Kapital, das die Kooperative von ihren Mitgliedern gesammelt hat, bekommt sie vom Staate ein Darlehen.

Nach dem Gesetz über die Kooperativen müssen diese dem Staate 50 Prozent von ihrem Nettogewinn als Steuer abliefern. Aber von unserer Kooperative erhält der Staat nur 25 Prozent vom Reingewinn. Der andere Teil verbleibt der Kooperative und wird als Löhnung für die Blinden verwendet, die die Kooperative als Verkäufer in ihren Geschäften anstellt. Jetzt sind in den Geschäften der Kooperative 200 Blinde (beiderlei Geschlechts) beschäftigt.

Werkstätten des Blindenvereins

Vor 1944 unternahm unser Blindenverein Versuche, um Blindenwerkstätten zu eröffnen. Aber aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich wegen der Konkurrenz anderer Unternehmungen, auch mangels irgend welcher Hilfe von Seiten des Staates, endeten diese Versuche mit einem Fiasko. Die Blinden mieden es, in ihren Werkstätten zu arbeiten und trieben lieber Handel als Hausierer.

Im Jahre 1951 eröffnete unser Verein in Sofia Bürsten-, Korb- und Besenmachereien. In diesen Werkstätten arbeiten ungefähr 800 Blinde (Männer und Frauen). 1952 eröffnete man in Plovdiv eine Korbflechterei, 1954 eine Werkstätte für Korb-, Bürsten- und Metallwaren in Gabrovo und in Stalin eine Korbflechterei. In diesen Betrieben sind weitere 150 blinde Arbeiter und Arbeiterinnen eingestellt. Sie verdienen durchschnittlich ungefähr 600 Lewa monatlich. In den Korbflechtereien werden hauptsächlich Pokale und Körbe für Weinflaschen erzeugt.

Der Verkauf der Erzeugnisse unserer Werkstätten wird von den staatlichen Handelsunternehmungen garantiert, die sie nach vorher unterschriebenen Verträgen kaufen. In vergangenen Jahren wurden viele Tausende von Weinflaschen-Körben, die in unseren Werkstätten geflochten wurden, ins Ausland exportiert.

Unser Verein wird vom Ministerium für Volksgesundheit und für Soziale Fürsorge kontrolliert und betreut. Schon ist ein Staatsplan für 1957 fertig, wonach die

UNSER SCHAFFEN

ist die einzige Zeitschrift der später Erblindeten Österreichs. Sie informiert über das Leben, die Tätigkeit und über die Sorgen der Blinden.

Erweiterung unserer Betriebe projektiert wird. Die Zahl der blinden Arbeiter und Arbeiterinnen wird verdoppelt werden. Neue Berufe sollen eingeführt werden, z. B. Erzeugung von Metall-, Karton- und anderen Gegenständen. Nach 1957 wird unser Verein für die Bedürfnisse der Betriebe eine Subvention von 600.000 Lewa erhalten und die Subvention kann, wenn nötig, erhöht werden.

Plantagen und Steuerleistung

Im vergangenen Jahre stellte der Staat unserem Verein zur kostenlosen Verwendung 40 ha guter Erdfläche zur Verfügung. Im Herbst wurde die Fläche mit einem Traktor gepflügt und die eine Hälfte wurde mit jungen Weiden, die andere mit Peddigrohr bepflanzt. Heuer werden auf dieselbe Weise und mit denselben Pflanzungen neue 60 ha Fläche gepflügt und bepflanzt. Auf diese Weise wird der Blindenverein eine 100 ha große eigene Plantage besitzen und kann dann seine Werkstätten mit dem nötigen Material zu niedrigeren Preisen versehen. Zweifellos werden dann die Blindenbetriebe gewinnbringender sein.

Alle Blinden, die ein Jahreseinkommen von bzw. bis zu 6000 Lewa haben, sind von der Jahreseinkommensteuer befreit und zahlen diese Steuer nur für den etwaigen Unterschied über 6000 Lewa. Z. B. eine Person, die ein Jahreseinkommen von 7000 Lewa hat, wird nur für die Summe von 1000 Lewa Steuer zahlen. Die blinden Staatsbürger benützen die Verkehrsmittel (Straßenbahn, Autobus) kostenlos. Sie sind von der Rundfunkgebühr befreit und genießen, wie die übrigen Staatsbürger, kostenlose ärztliche Hilfe.

Erholungsstätte und Kulturtätigkeit

Im Jahre 1953 stellte die Regierung unserem Verein eine Villa mit 30 Zimmern kostenlos zur Verfügung. Diese Villa befindet sich in einer Gebirgsgegend, dank diesem Umstand haben mehr als 100 Blinde die Möglichkeit, im Sommer eine angenehme Erholung in frischer und gesunder Bergluft und wohltuendem Sonnenschein zu genießen.

In allen Betrieben des Vereines sind Bibliotheksgesellschaften eingerichtet. Der Verein und die Bibliotheksgesellschaften geben eine monatliche 100 Seiten starke Punktschriftzeitung „Jivota" = (Das Leben der Blinden) heraus. Die Bibliotheksgesellschaft verteilt und versendet täglich in die Provinz viele Blindenbücher. Die Punktschriftbücher werden für den Versand nicht frankiert.

Jetzt sind in den Unternehmungen des Vereins und in den Geschäften der Kooperative 420 blinde Arbeiter und Arbeiterinnen eingestellt. Es gibt auch eine andere Arbeits-Kooperative, in der 30 Blinde verschiedene Metallwaren erzeugen. Wir hoffen, daß bald alle jungen und arbeitsfähigen Blinden eingestellt sein werden. 15 blinde Musiker spielen in zwei Restaurants-Orchestern. Sie werden vom Staate bezahlt. Für alte und arbeitsunfähige Blinde bestehen zwei Heime, eines für Männer in Haskovo und eines für Frauen in Pirdop. Diese werden vom Ministerium für Volksgesundheit und für Soziale Fürsorge betreut.

Blinde Intellektuelle

Nach Beendigung der achtklassigen Schulzeit studieren begabte Blinde in Mittelschulen, in der Musik-Hochschule und auf der Universität weiter. Das Konservatorium haben zehn Blinde absolviert. Von ihnen sind drei Musiklehrer an sehenden Mittelschulen, einer ist Flötensolist bei Radio Sofia, drei sind Choristen, von denen einer Chordirigent und der andere sein Stellvertreter ist, vier sind Berufsmusiker. Vier haben bereits die Universität absolviert, zwei die juristische, einer die pädagogische und einer die psychologische Fakultät. Einer von den Juristen amtiert jetzt in der Akademie der Wissenschaften als Rechtsberater. In den Mittelschulen, am Konservatorium und an der Universität sind weitere acht Blinde tätig.

(Aus der Zeitschrift „Esperanto Ligillo", Juni 1956)

YVONNE BLAUENSTEINER:

Kleine Begebenheit — große Freude

Obgleich die nachfolgende Begebenheit bereits Jahre zurückliegt, ist sie mir wegen der von ihr ausstrahlenden warmen Menschlichkeit und der Freude einer blinden Frau lebendig in Erinnerung geblieben. Ich lernte während eines Aufenthaltes in Bad Hall eine erblindete Erzieherin kennen, mit der ich oft und gern plauderte. Im Laufe eines Gespräches klagte mir Frau Carola Sch. aus Wien, wie sehr sie die Lektüre guter Bücher vermisse. Sie erzählte mir, daß sie sich wohl bemüht habe, die Blindenschrift zu erlernen, daß dieses Unternehmen aber wegen ihres schweren Nervenleidens gescheitert sei. Ihre Freundin, mit der sie die Wohnung teile, sei wohl ein guter, fürsorglicher Mensch, doch sei ihr ein Vorlesen wegen der chronischen Bronchitis unmöglich. Auch die Aufnahme einer bezahlten Vorleserin kam infolge des bescheidenen Einkommens meiner Schicksalskollegin nicht in Frage. Ich konnte Frau Sch. das Verlangen nach geistiger Nahrung nachfühlen und ließ mir die Angelegenheit durch den Kopf gehen.

Als mich wenige Wochen später ein Bekannter, welcher in seiner Freizeit viel zu lesen pflegt, aufsuchte, besprach ich mit ihm diese Sache. Er überlegte eine Weile, dann meinte er: „Ich glaube, einen Weg gefunden zu haben — ich kenne eine Mittelschulprofessorin, die im gleichen Bezirk tätig ist, wo Frau Sch. wohnt. Sie und ich werden an Frau Dr. J. schreiben, ob es ihr möglich wäre, eine Schülerin der Oberklasse als Vorleserin für die blinde Dame ausfindig zu machen!“

Die Briefe wurden abgeschickt; kurze Zeit danach antwortete uns Frau Dr. J. in der liebenswürdigsten Weise, daß es ihr gelungen sei, sogar zwei Schülerinnen der Septima für diesen Liebesdienst zu gewinnen. Als Mensch und Pädagogin begrüße sie stets jede Gelegenheit, um ihre Schülerinnen zur Hilfsbereitschaft, und da besonders Blinden und Körperbehinderten gegenüber, anzuspornen. „Wenn Lilli und Herta einmal dauernd verhindert sein sollten, werde ich für einen geeigneten Ersatz sorgen“, so scnrieb die Frau Professor. Nach einiger Zeit erschien meine Schicksalskollegin, um glückstrahlend mitzuteilen, was für liebe Mädeln die zwei wären, und wie sehr sie sich von einer Vorlesung auf die andere freue. Die beiden kämen zweimal die Woche und jede von ihnen lese ungefähr eine Stunde vor. Die Bücher brächten sie mit und wetteiferten dabei in der Auswahl recht schöner und interessanter Werke.

Da es viele Nichtsehende gibt, die sich in ähnlichen Lagen befinden, wie dies bei meiner Bekannten früher der Fall gewesen ist, wäre es eine wahrhaft soziale Tat, wenn auch andere Schulen dem Beispiel dieser hochherzigen Professorin folgen wollten! Es gibt vereinsamt tausende Blinde, die mit jedem Brief zur Nachbarin oder zur Milchfrau gehen müssen, oder sogar Fußgänger auf der Straße aufhalten. Wie glücklich und dankbar wären diese Armen, brächte man ihnen wenigstens für ein paar Stunden in der Woche Ablenkung und Freude. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ist gern bereit, Namen und Anschrift solcher Schicksalskollegen bekanntzugeben.

HANS JÜLLIG:

Der Kreuz-Erfinder

(419 vor Chr.)

Ächzen, Stöhnen und Schreie wilder Qual hatten am hellen Mittag die Luft erschüttert — und nun ist es Nacht geworden auf dem Marsfelde. Der Mond beleuchtet grell die Mauern Roms und dreihundert Kreuze mit sterbenden Sklaven, die sich unter Führung des Kleinbauern Marcus Tullius gegen Pacht und Fron erhoben hatten. Ihre Hände sind tief eingerissen, und das schwarze Blut rieselt langsam und unaufhörlich. Mählich wird es stiller. Nur noch von einem der Marterhölzer weht ein schwaches Flehen herüber: „Wasser! Mich dürstet!"

Unweit der Kreuzigungsstelle sitzen zwei etruskische Legionäre auf der nackten Erde. Sie würfeln miteinander. Larkan hat Geld im Beutel — viel Geld, das er vom Kriegstribunen Menenius Lenatus erhalten haben will. Wofür wohl? Daris, sein Spielgegner hat nicht soviel; um so mehr hofft er, zu gewinnen. Er wirft seine Knöchelchen: „Zwölf!" Er streicht den Gewinn auf seine Seite.

„Wasser!" brüllt nun der Sterbende vom Kreuz mit einer Stimme, die weithin über das öde Marsfeld schallt. Er macht kreisende Bewegungen mit dem Kopf und zwischen den blauen, halbgeöffneten Lippen taumelt die Zunge, als suchte sie etwas. „Halts Maul!" schreit Larkan und würfelt weiter. „Sein Jammer nimmt mir die ganze Lust am Spiel!" „Ich will ihm den Essigschwamm reichen", sagt Daris. „Warum nicht gleich süßen Rebensaft?" lacht Larkan. Da platzt Daris plötzlich los:

„Du Sohn einer Hündin! Warum hängst du nicht da droben? Du — ja du!" Damit eilt er an den Essigtopf, taucht den Schwamm hinein und reicht ihn dem Staatsverbrecher Marcus Tullius an einem Stabe hinauf: „Da — trink!"

„Dank, Bruder — Dank" — tönt es geisterhaft von droben.

Larkan reißt seinen Gefährten vom Kreuze fort: „Auf Zwiegespräche mit Gekreuzigten steht der Tod! Wir sind hier zur Wache! Mein Lieber, wir müssen uns gar wohl in acht nehmen, wir Etrusker, du und ich! Wir gehören dem Volk an, das hier noch vor kurzem herrschte! Man hat uns scharf im Auge! Da, setz dich und nimm wieder die Würfel!"

Daris läßt sich nieder, doch die Würfel nimmt er nicht — er kraut sich den lockigen Bart, dann tut er einen tiefen Zug aus dem Kürbis mit Branntwein und, auf seine Ellenbogen gestützt, faßt er Larkan lauernd ins Auge: „Sage doch, welches weltumstürzende Geheimnis hast du eigentlich dem Tribun zugeflüstert, daß er dich so überreich belohnt hat?"

„Ha!" lacht Larkan, der sich gleichfalls aus seinem Kürbis gründlich gestärkt hat, „ich habe ihm erklärt, daß man die ganze Welt mit Hilfe von ein paar Holzbalken beherrschen kann — man müsse sie nur quer übereinander nageln und alle Aufständischen daran heften. So lange müsse man sie daran hängen lassen, bis sie verenden." — Daris schüttelt erstaunt den Kopf: „War ihm das neu?" — „Freilich war es ihm neu! ‚Ein vortrefflicher, ein königlicher Gedanke ist das!' hat er aus-

---

Kleine Meinungen

Es sagte ...

... ein kleiner Junge zu seinem Freund: *„Also so ist das! Ich habe mir schon immer gedacht, der Storch hat doch für sieben bis acht Pfund Ladung eine viel zu kurze Flügelspannweite."*

... eine Modekünstlerin zu einer Kundin: *„Ihre Kleider sollten so eng anliegen, daß man sieht, Sie sind eine Frau, und so lose, daß man sieht, Sie sind eine Dame."*

... ein Boxer, um seine Niederlage zu erklären: *„Er reichte mir knapp bis ans Kinn ... aber er reichte zu oft."*

... eine Frau vor ihrer Abreise zu ihrem Mann: *„Der menschliche Körper besteht zu 76 Prozent aus Wasser. Bitte sorge dafür, daß das so bleibt, während ich weg bin."*

... ein Mann auf einer Autofahrt zu seiner Frau: *„Könntest du nicht ein bißchen meckern? Ich bin so schläfrig."*

gerufen, der Tribun, ‚aber der Gedanke ist zu neuartig, als daß er bei dir gewachsen sein könnte!‘ ‚Doch, Herr, doch Herr!‘ habe ich gesagt, und bei unserer schlangenhaarigen Göttin Tarsu hab' ich geschworen, daß sie selbst mir im Traume erschienen sei und mir den Gedanken eingegeben habe.“ — „Und das hat er geglaubt?“ — „Er hat's geglaubt! ‚Etrusker, Etrusker‘, hat er gesagt, ‚der Gedanke wird weiterleben! Auf ihn wird sich allzeit die Macht aufbauen! Du bist die Klugheit selbst! Ich will sie würdig belohnen!‘ Und während er aus 600 schönen Balken 300 Kreuze zimmern ließ, gewährte er mir die Freilassung und sandte mich zum Quästor mit einer Anweisung auf 10.000 schwere Asse.“

„Dieb! Lügner! Betrüger!“ zischt Daris und greift nach Larkans Beutel; „Das willst du erfunden haben?“ Larkan springt auf und reißt seinen Beutel fest an sich. Grell lacht er: „Glaubst du, ich weiß nicht, daß Phönizien, Karthago und Etrurien bereits seit grauen Zeiten mit ‚meiner Erfindung‘ groß geworden sind? Aber was weiß denn so ein Böttchers-Sohn von Tribun! Er hat's geglaubt, und ich hab' mein Geld!“

„Gut, gut!“ lächelt Daris, „10.000 Asse für eine Lüge! Wieviel wird der Tribun wohl für eine Wahrheit bezahlen?“ — Larkan streicht sich den spitzen Bart. Hat er recht verstanden? Daris droht mit Anzeige! Larkan blickt sich um — kein römischer Legionär im Umkreis — der Sterbende am Kreuz wird ihn wohl auch nicht mehr verraten! Was verschlägt ein Dolchstich hier auf dem einsamen nächtlichen Marsfelde? — Aber Daris liest Gedanken. Er kennt seinen Larkan. Jetzt gilt es das Leben und zehntausend schwere Asse. Fast gleichzeitig zucken ihre Hände nach den Dolchen — doch Daris ist gewandter — ein Stich nach der Rechten des Gegners — sein Arm ist gelähmt!

„Verflucht!“ — Der Dolch entfällt dem Larkan und schon liegt er, von Daris zu Boden gerissen unter dessen würgendem Zugriff.

„Tötet doch lieber mich!“ stöhnt der Sklavenführer vom Marterholze herab. „Gleich!“ pfaucht Daris — „warte nur einen Augenblick!“ Wie eine Schlange zischt er ins Gesicht des Überwältigten:

„Kreuz-Erfinder, deine schweren Asse sollst du nicht bei Wein und Dirnen verjubeln! Sie sind mein! Stirb, Kreuz-Erfinder!“ Die Spitze des Dolches trifft Larkans Herz.

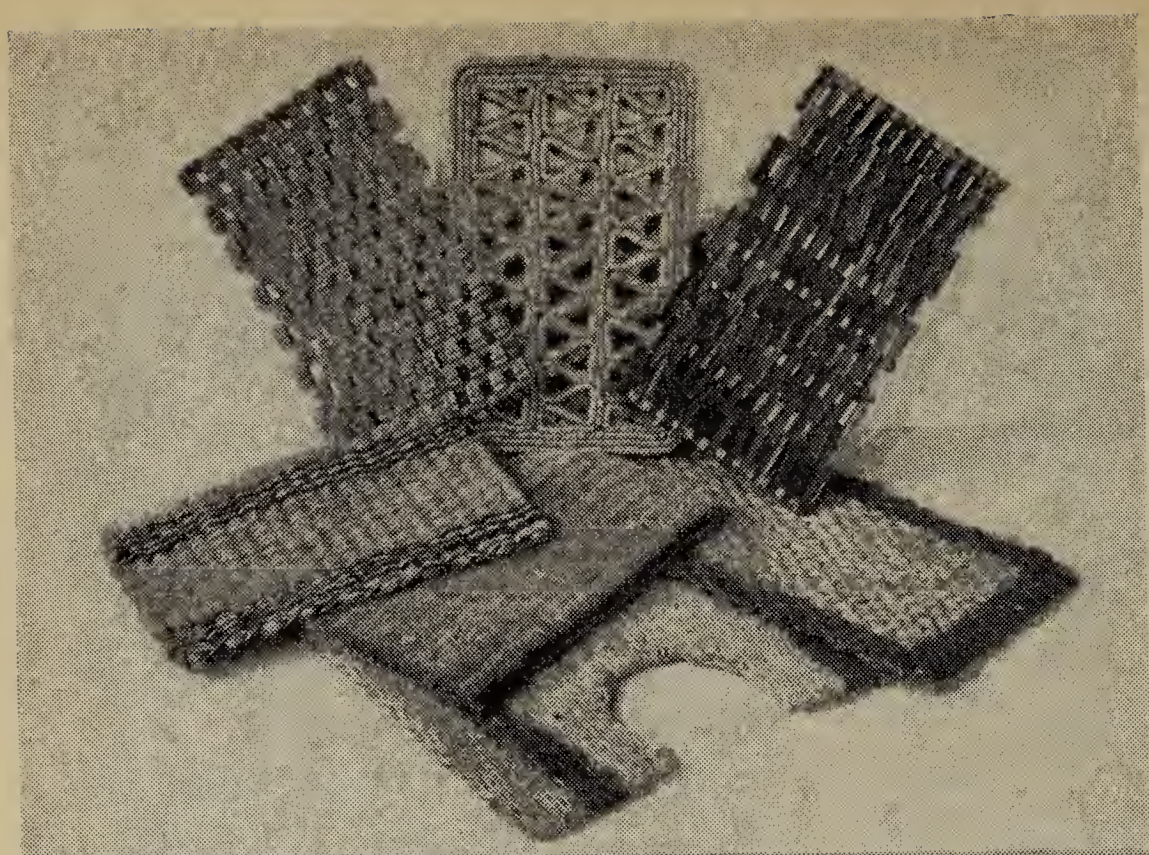
„Jetzt mich!“ stöhnt es vom Kreuz herab. Daris richtet sich auf und horcht — er zuckt zusammen — ein dumpfes, gleichmäßiges Dröhnen des Bodens — die Wachablösung? — „Töte mich!“ — „Ich kann nicht — ich muß fort — die Wache — wenn sie mich sehen — verboten“ — hastig greift Daris nach Larkans Beutel. Die kalte Hand umkrallt ihn so fest, daß Daris das Leder aufsäbeln muß — die Asse rollen aus dem Beutel. Nur wenige kann Daris noch zusammenraffen, dann muß er auf allen vieren hinter einen Busch ins Dunkel kriechen.

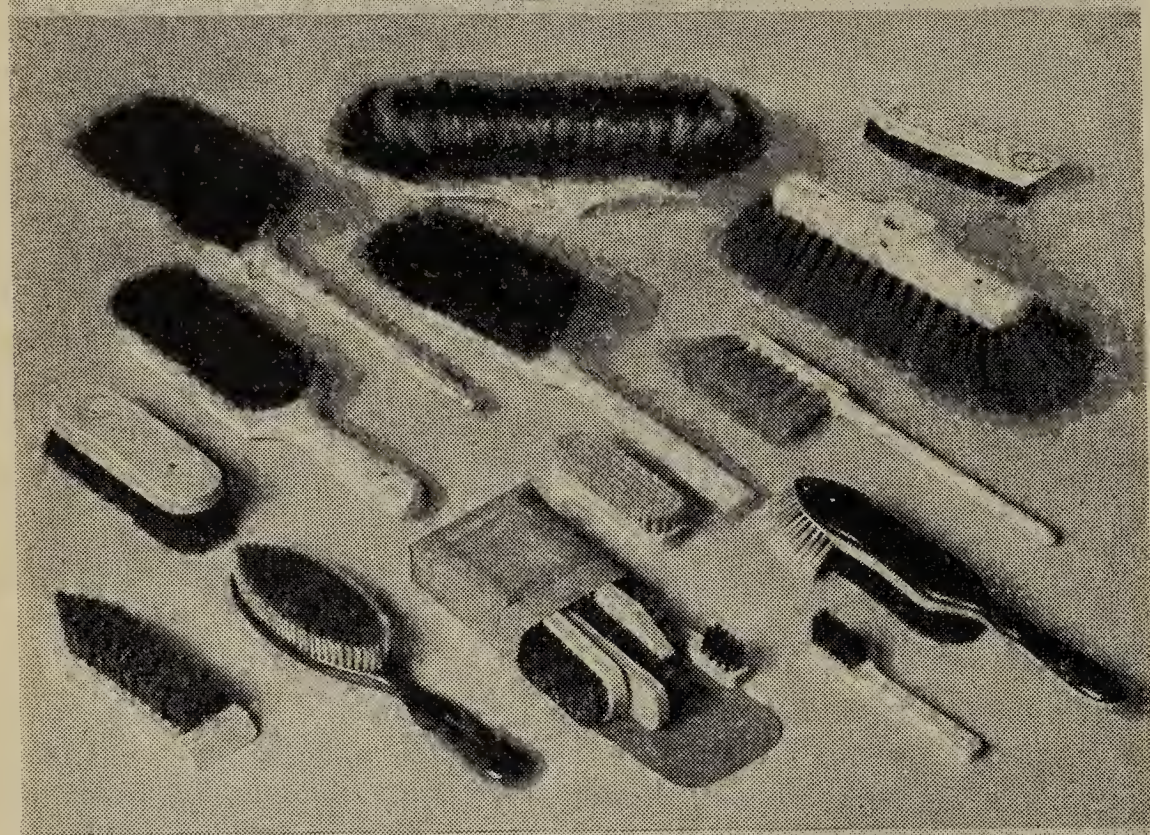
Die Kohorte ist da. Der Zenturio gebietet ihr Halt. „Wo sind die Posten?“ — „Gnade! Tötet mich!“ ächzt es vom Kreuz. „Da lebt noch einer!“ stößt der Zenturio hervor und Grauen schüttelt ihn. „Gebt ihm den Gnadenstoß!“ Keiner wagt es.

„Ich nehm's auf mich!“ Er tritt selbst mit der Lanze ans Kreuz. Marcus Tullius macht gierige Augen: „Stich gut, Bruder! Jupiter Latiaris soll dir's lohnen!“ — Marcus Tullius ist erlöst.

Der Zenturio tritt zur Kohorte: „Könnt ihr den Militär-Tribun verstehen? Töten — ja! Aber diese neuartige Erfindung ist eines Römers unwürdig!“

Jetzt wäre der Zenturio beinahe gestolpert! Was liegt denn da? Ein Bündel? — Ein Mensch? — Ein Toter! — Und da — das viele Gold! — Der Zenturio wendet das Antlitz des Ermordeten dem Mondlichte zu: „Ist das nicht — hört! Kennt ihr ihn nicht?“ — Fackeln leuchten der Leiche ins Gesicht. Einer der Legionäre erkennt Larkan. Er speit ihm ins Gesicht: „Das ist der, der dem Tribun den Gedanken der Kreuzigung eingab! — Neben ihm sein Schandlohn!“





Die Verkaufs-abteilung

der Hilfsgemeinschaft liefert seit Jahren an ihre Kunden Blindenerzeugnisse bester Qualität. Jeder, der die Waren einmal bezogen hat, kauft sie immer wieder, da ihre Güte unbestritten ist. Der Käufer tut zugleich ein Werk menschlicher Nächstenhilfe, dient doch der Reingewinn zur Gänze der Fürsorge für die in Armut befindlichen Blinden.

Sie fragen — wir antworten

Frau Dir. S., Wien XVII. fragt:

„Sie leisten, wie aus Ihrer Zeitschrift hervorgeht, sehr nützliche Arbeit. Haben Sie dabei auch die Hilfe öffentlicher Körperschaften?"

Antwort: „Wir können gerade jetzt eine erfreuliche Antwort geben. Über unser Ersuchen hat sich die Wiener Ärztekammer in den Dienst der guten Sache gestellt. Sie hat in ihren Mitteilungen vom Juli d. J. über die Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten berichtet. Es wurde auf die interessante Zeitschrift „Unser Schaffen" hingewiesen. Viele Wiener Ärzte haben seither unser Blatt abonniert und es liegt in ihren Wartezimmern auf. Wir danken der Wiener Ärztekammer und besonders Herrn Kammeramtsdirektor Doktor Urbartz für die Förderung unserer Organisation."

*

Wir haben an Frau H. W., Wien XV, als Dank für eine größere Spende unsere Zeitschrift zugesandt und erhielten ein Brieflein folgenden Inhalts: „Heute muß ich meinen lieben blinden Freunden einige Zeilen schreiben. Die Zeitung „Unser Schaffen" gefällt mir sehr gut und ich werde sie zum Lesen weitergeben. Aber auf keinen Fall will ich sie umsonst haben, denn um diesen Betrag kämen ja meine lieben Freunde zu kurz. Bitte auch kein Dankschreiben zu senden, da auch dies Zeit und Geld kostet. Ich schicke heute wieder eine Spende von 40 Schilling auf das Konto 25.700 und verbleibe mit vielen lieben und schönen Grüßen Ihre gerne an Sie denkende H. W.

Es begleite Sie alle als funkelnder Stern
der Glaube, die Liebe, der Segen des Herrn."

Herzlichen Dank für Ihre lieben Worte! Sie stärken uns in unserer Arbeit zum Wohle der österreichischen Blindenschaft.

*

Ein Kärntner Arzt ist nicht nur ständiger Leser unseres Blattes, sondern bestellte auf Grund unserer Warenbilder und Werbeaufrufe die benötigten Haushaltartikel und trägt auf diese Weise zur Arbeitsbeschaffung für Blinde bei.

Ein sehr nachahmenswertes Beispiel. Wir werden unsere Kunden immer zur vollsten Zufriedenheit bedienen.

*

Frau J. G., Steyr, schreibt:

„Kann ich bei Ihrer Organisation, über die ich schon so viel Gutes und Schönes gehört habe, Mitglied werden?"

Antwort: „Das können Sie, Frau G., wenn Sie das 65. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und aus einem augenärztlichen Befund hervorgeht, daß Sie blind oder praktisch blind sind."

*

Frau A. S. stellt die Frage:

„Vor einiger Zeit sah ich einen Blinden, geführt von einer sehenden Begleitperson, in ein Kino gehen. Was hat ein Blinder von einem Kinobesuch?"

Antwort: „Diese Beobachtung finden wir sehr interessant. Es hat sich wohl um einen Film gehandelt, bei dem viel gesprochen wurde oder viel Musik zu hören war. In diesem Fall kann auch ein Blinder einige genußreiche Stunden in einem Kino verbringen. Vielleicht hat ihm die Begleitperson auch einiges davon erzählt, was sich auf der Leinwand abspielte."

*

Herr A. T. (Burgenland):

„Ich bin blind, beziehe eine Invalidenrente von 480 Schilling und einen Hilflosenzuschuß von 300 Schilling monatlich. Wie steht es mit dem Blindenpflegegeld, welches doch, wie ich hörte, unabhängig von jedem sonstigen Einkommen ausbezahlt wird."

Antwort: „Wir verweisen Herrn A. T. auf den Leitartikel in unserer Septembernummer, betitelt ‚Es geht ein Licht auf'. Wir senden Ihnen diese Nummer per Post zu."

Fragen unserer Leser werden wir persönlich oder in dieser Rubrik jederzeit gerne beantworten.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

KNORR
Goldaugen
SUPPEN

Im Rucksack nur gering-
gewichtig,
ist KNORR auf Touren
lebenswichtig.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben. Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Professor Dr. Ottokar Wanecek, Professor Dr. Leopold Mayer

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Die 10. Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft

Kinder der Blinden

Klänge aus der Dunkelheit

Unser Burgtheater als „Aschen-Phönix"

Gang über die Felder

„Die Seele ist ein weites Land"

Der 23. deutsche Blindenlehrerkongreß

1. JAHRGANG HEFT 11 PREIS S 3.50 NOVEMBER 1956

Die 10. Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft

Am 7. Oktober 1956 hielt die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten im Schwechater Hof in Wien ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Bis auf den letzten Platz war der große Saal mit den erwartungsvollen Mitgliedern, die mit ihren Begleitpersonen gekommen waren, gefüllt. Der Obmann, Kollege **Robert Vogel,** begrüßte die Erschienenen auf das herzlichste. Aus nah und fern waren erfüllt. Der Obmann, Kollege den weiten Weg aus Salzburg, Oberösterreich und anderen Bundesländern nicht gescheut, um die Verbundenheit mit ihrer Organisation zum Ausdruck zu bringen.

Der Tisch des Vorsitzes stand im Zeichen der Zeitschrift „Unser Schaffen". An ihm nahmen die Vorstandsmitglieder Platz. Der Obmann der Hilfsgemeinschaft erstattete in lebhafter und packender Weise den Jahresbericht der Organisation, der allen Anwesenden so recht vor Augen führte, wie vielseitig die Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft ist.

Kampf um die Erlangung des Blindengeldes

Als am 14. Juni 1954 die Blinden in Wien vor dem Parlament demonstrierten und vom Bundeskanzler die Zusicherung erhielten, daß er sich für ihre berechtigten Forderungen einsetzen und für ihre baldigste Verwirklichung sorgen würde, hätte niemand gedacht, daß nach mehr als einem Jahr von der Erfüllung der bescheidenen Wünsche der Zivilblinden noch keine Rede sein würde. Es wurde ein Blindenbeihilfegesetz auf bundeseinheitlicher Ebene gefordert. Nach längeren Verhandlungen im Bundeskanzleramt beanspruchten die Landeshauptmänner für sich das Recht, ein solches Gesetz zu schaffen, da nach der Verfassung die Hilfe an Zivilblinde in die Kompetenz der Länder falle. Daher arbeiteten die einzelnen Bundesländer Blindenbeihilfegesetze aus, die jedoch nur zum Teil den Wünschen der Blinden entgegenkommen.

In einem zähen und zielbewußten Kampf gelang es den steirischen Blinden unter Führung ihres bewährten Obmannes **Josef Ganser** und unter Anwendung drastischer Kampfmittel, ein Gesetz zu erreichen, welches jedem Zivilblinden der Steiermark ein Blindengeld zusichert. Kollege Vogel beglückwünschte die steirischen Freunde zu diesem schönen Erfolg.

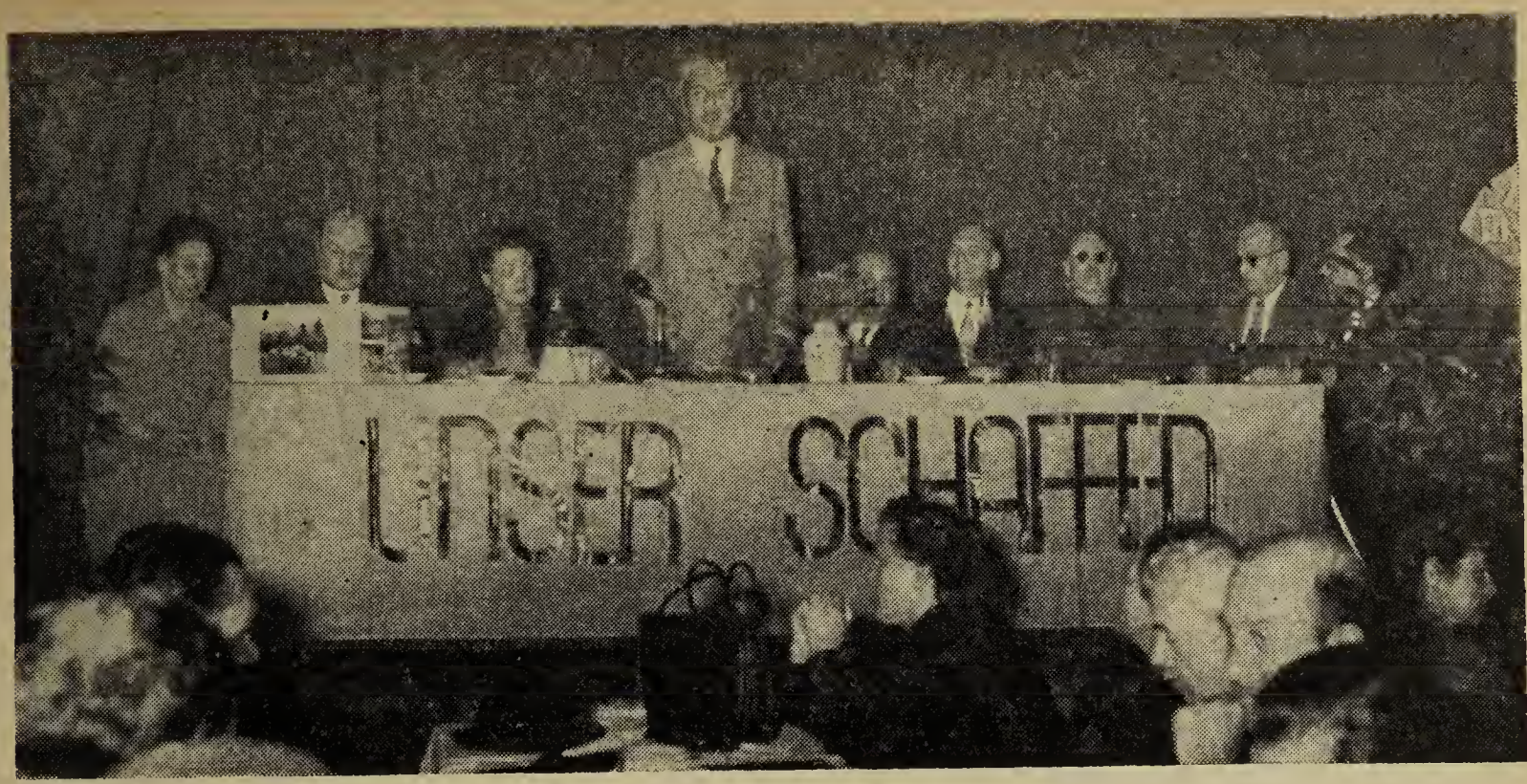
Die Wiener Landesregierung hatte ein Gesetz ausgearbeitet, welche sich im wesentlichen an Oberösterreich anlehnte. Als aber bekannt wurde, daß der steirische Landtag am 12. Juli 1956 ein Gesetz beschlossen hatte, welches besser als das in Wien vorgesehene war, da stand für die Wiener Blinden fest, sich nicht mit weniger zu begnügen. Es gelang den Funktionären der Wiener Blinden, mit Unterstützung aller politischen Parteien, zu erreichen, daß dieses Gesetz von der Tagesordnung abgesetzt und die Schaffung eines neuen Entwurfes sichergestellt wurde. Ähnlich verhielt es sich in Niederösterreich.

Kollege Vogel sagte nachdrücklich: **„Wir sind fest entschlossen, in Zusammenarbeit mit unseren Kollegen vom Österreichischen Blindenverband alles zu tun, damit der Kampf der österreichischen Zivilblinden erfolgreich beendet und uns allen ein Weg in eine schönere Zukunft geebnet werde."**

Feiern und Gedenktage

Der Bericht des Obmannes ging nunmehr auf die wichtigsten Aktionen des vergangenen Jahres ein: Die **Weihnachtsfeier,** die im großen Festsaal des Bayrischen Hofes (Wien II) vor sich ging, umfaßte viele Gäste. Es gab ein schönes Weihnachtsprogramm mit blinden und sehenden Mitwirkenden. Nach einer guten Jause begann die großzügige Bescherung, wobei jedes Mitglied ein inhaltsreiches Lebensmittelpaket, einen Barbetrag und Wäschestücke erhielt.

Die Mitglieder in den Bundesländern erhielten durch die Post das gleiche Ge-



schenk zugeschickt. Diese Bescherung brachte vielen Menschen Freude und Hoffnung. Im Rahmen der alljährlich durchgeführten **Weihnachtshilfe** fand auch im vergangenen Winter eine Brennstoffaktion statt, durch die Wärme in die Stuben vieler frierender Mitglieder gebracht werden konnte.

Am 27. März prangte das Vereinshaus der Hilfsgemeinschaft im Grünschmuck. Bei der abgehaltenen **Osterfeier** gab es Geschenke und Barbeträge an alle.

In der Hilfsgemeinschaft gibt es viele Mütter, die von niemand ein Geschenk zum Muttertag erhalten. Aber gerade das Los der blinden oder erblindeten Mutter ist besonders schwer, denn man stellt an sie Ansprüche, als ob sie sehend wäre. Muß sie doch den Haushalt und die Kinder versorgen, so wie die sehende Hausfrau. Am 5. Mai 1956 fand deshalb, so wie jedes Jahr, die **Muttertagsfeier** statt. Im Rahmen eines bunten Nachmittags, zu dem viele Mitglieder erschienen waren, gab es eine Mütterehrung. Ein schönes Programm mit bekannten Künstlern sorgte für gute Stimmung und die Mütter wurden bewirtet und beschenkt.

Seit einigen Jahren ist es bei uns Brauch, die Mitglieder der Hilfsgemeinschaft, anläßlich ihres **Geburtstages** mit Glückwünschen und einem schönen Geschenk zu erfreuen. Es gibt nicht wenige Kollegen, bei denen die Hilfsgemeinschaft die einzige Gratulantin ist. Bei diesem Anlaß wird vielen blinden Kollegen bewußt, wie sehr die Hilfsgemeinschaft eine Familie ist. Jedes Mitglied erhielt in diesem Jahr ein Geschenk, aus Bettzeug bestehend, welches in der eigenen Nähstube der Organisation angefertigt wurde.

Erholungsfürsorge

Das im Jahre 1951 in Unter-Dambach bei Neulengbach erworbene Haus wurde für Erholungszwecke eingerichtet. Bei liebevoller Betreuung und bester Verpflegung finden dort Blinde und deren Begleitpersonen für drei Wochen eine schöne Zeit der Entspannung und Sorglosigkeit. Es ist nur zu begreiflich, daß der Andrang in das Erholungsheim von Jahr zu Jahr größer wird. Sind doch 18.000 Verpflegstage, die bisher im Heim verbracht wurden, ein beredtes Zeugnis für die Erholungsbedürftigkeit der Blinden. Da das Haus zu klein geworden ist, um allen Anforderungen der Erholungssuchenden zu genügen, hat sich die Hilfsgemeinschaft entschlossen, durch Aufstockung und Umbau des Hauses neuen Belegraum zu schaffen.

Nähstube und Verkaufsabteilung

Die Nähstube feierte bereits ihren achtjährigen Bestand und kann mit Stolz auf diese Jahre zurückblicken. Tausende Wäsche- und Kleidungsstücke wurden

ausgebessert und nicht selten durch neue ersetzt, wenn sich die Reparatur nicht mehr lohnte. Von allen Blinden wird diese Einrichtung als eine besonders segensreiche bezeichnet. Es ist doch eine wertvolle Hilfe, ganz besonders für die blinde Frau, wenn Wäsche und Kleidung ausgebessert, gebügelt und verpackt abgeholt werden kann. Und was noch wertvoller ist, die Mitglieder erhalten diese Hilfe vollkommen kostenlos. Geleitet wird die Nähstube, die derzeit drei Näherinnen beschäftigt, von der Kollegin **Frank**, der für die geleistete Arbeit der herzlichste Dank gebührt.

Bei der Erhaltung dieser Einrichtung ist die Hilfsgemeinschaft, wie überhaupt bei ihrer ganzen Tätigkeit, ausschließlich auf Spenden angewiesen. Sie wendet sich daher alljährlich mit einem Werbeprospekt an die sehenden Mitmenschen und ihre Bitte findet immer ein gutes Echo.

Vor mehr als acht Jahren wurde die **Verkaufsabteilung** gegründet, die sich zwei besondere Aufgaben stellte. Es galt erstens die von Blinden erzeugten Waren zu vertreiben und zweitens durch die Erzielung eines Reingewinnes die Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft zu fördern. Heute kann gesagt werden, daß alljährlich einer Anzahl blinder Gewerbetreibender auf diese Weise dauernder Verdienst verschafft wird. Natürlich sind die in Handarbeit erzeugten Waren der Blinden etwas teurer als die durch Maschinen in Massenproduktion gelieferten. Aber die Waren sind vorzüglichster Qualität und das Publikum läßt die blinden Handwerker nicht im Stich. Der Reingewinn aus den verkauften Waren wurde im abgelaufenen Jahre zur Gänze der Fürsorge der Organisation zugeführt.

Kontakt mit gleichgearteten Organisationen

Mit Freude konnte der Obmann der Hilfsgemeinschaft berichten, daß sich die Zusammenarbeit mit dem **Österreichischen Blindenverband** bedeutend gebessert hat und daß die Kollegen in dieser Bruderorganisation erkannt haben, daß es vielmehr im Interesse aller Zivilblinden Österreichs gelegen ist, wenn man in Freudschaft zusammenarbeitet. Mit der **Interessengemeinschaft der Zivilinvaliden Österreichs** arbeitet die Hilfsgemeinschaft nach wie vor zusammen. Es ist zu hoffen, daß in den kommenden Kämpfen für die Besserstellung der Blinden diese Kampfgemeinschaft sich noch enger gestalten wird.

Die Zeitschrift „Unser Schaffen"

Am Beginn dieses Jahres erkannte die Hilfsgemeinschaft, daß es notwendig sei, ein Sprachrohr für die Blinden zu schaffen. Dies war der Anlaß zur Herausgabe der Monatsschrift „Unser Schaffen". In den abgelaufenen Monaten (10 Nummern sind bisher erschienen) wurde das Aussehen und der Inhalt der Zeitschrift gestaltet. Vielen zustimmenden Erklärungen ist zu entnehmen, daß durch das Erscheinen von „Unser Schaffen" eine Lücke ausgefüllt wurde. Viele Menschen wünschen zu erfahren, was mit ihren Spenden geschieht und zeigen daher ein steigendes Interesse für die Probleme und das Leben der Blinden. Prominente Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Blindenwesens haben Beiträge aus ihrer Feder der Zeitschrift zur Verfügung gestellt.

Kollege **Vogel** berichtete auch über den Vertrieb der Zeitschrift und konnte dabei feststellen, daß manche schöne Erfolge erzielt wurden. So hat z. B. das Mitglied **Franz Schmidt** bisher fast 1000 Exemplare der Zeitschrift selbst verbreitet. Ihm folgen das Ehepaar **Thiem** mit 800, Kollege **Kreuzwegerer** aus St. Pölten mit 350, Kollegin **Kollmann** mit 230, Kollege **Süssenbeck** mit 100 Exemplaren und viele andere. Die Tätigkeit dieser Kollegen beweist, daß sie die Wichtigkeit einer regelmäßigen Aufklärung über das Leben der Blinden erkannt und ihre Mitarbeit dabei richtig eingeschätzt haben.

Die neugewählte Leitung

Am 29. September 1956 hat der Blindenrat der Hilfsgemeinschaft statutengemäß die Leitung neu gewählt und fol-

gende Kollegen und Kolleginnen mit der Führung betraut:

Obmann Robert Vogel,
Obmannstellvertreter Franz Pechar und Kamilla Wald,
Schriftführer Rudolf Bernhauser,
Kassier Franz Sandner,
Beiräte: Rosina Freiberger, Franz Tima, Josef Hanausek, Karl Vojir und Rudolf Frank.

Die Wahl wurde einstimmig von der Generalversammlung gutgeheißen und Obmann **Vogel** dankte namens der Leitung für das gewährte Vertrauen. Nach dem Bericht des Kassiers, der verlesen wurde, sprachen Mitglieder des Überwachungsausschusses und bestätigten die ordnungsgemäße Führung der Finanzen der Hilfsgemeinschaft.

In der darauffolgenden Debatte meldeten sich mehrere Mitglieder zu Wort und sprachen der Leitung die Anerkennung für die Arbeit aus. So appellierte z. B. Kollegin **Blauensteiner** an alle, in dem sie die Worte der oberösterreichischen Dichterin Henriette Heil zitierte:

„Komm' reih' dich ein und bleib nicht abseits steh'n
Und sprich mir nicht von Aussichtslosigkeiten,
Es kann nur vorwärts, kann nur aufwärts gehen,
Wenn wir mit eigner Kraft zu Taten schreit'n".

Kollege **Gürtler** sagte: „Mein Leben ist zwar gesichert und ich befinde mich nicht in Not. Aber dennoch bin ich glücklich, der Hilfsgemeinschaft anzugehören und mich in ihr mit Leidensgefährten zu vereinigen. Hier fühlt man sich wohl und hat keine Hemmungen. Wir alle haben das gleiche Schicksal."

Ein gemütliches Beisammensein vereinigte schließlich alle in froher Stimmung. Da und dort gab es ein Wiedersehen, denn viele Kollegen kannten einander schon von den Urlaubsaktionen und erneuern nunmehr bei jedem Zusammentreffen die einmal geschlossene Freundschaft. Zugunsten des Ausbaues des Erholungsheimes wurde eine Sammlung durchgeführt und alle staunten, als das Ergebnis verlautbart wurde, denn es betrug S 2080.—! Da dieser Betrag zum größten Teil von nicht sehr begüterten Menschen kommt, kann man sich vorstellen, was dieses Erholungsheim den Blinden wert ist.

Es war ein schöner Tag und wir alle haben neue Kraft für die weitere Arbeit gewonnen.

MARIA ZWINZ-BREYER:

Kinder der Blinden

Es scheint mir, daß die Kinder Blinder, ganz besonders aber blinder Mütter, zu wertvollen Menschen und verantwortungsbewußten Mitbürgern herangezogen werden. Dadurch, daß ihnen von klein auf Verantwortung, fürsorgliches Denken und Handeln auferlegt ist, sie sich größter Ordnung, Selbstdisziplin und Rücksicht befleißigen müssen, sind ihnen alle diese Eigenschaften so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sie in ihrem späteren Leben auch weiter ausüben. Wir hätten eine bessere Welt, würden die Kinder Sehender im selben Sinne erzogen.

Diese Erkenntnis wurde mir wie eine Offenbarung unter besonders erschütternden Umständen und in einer Umgebung, welche die krasse Diskrepanz zwischen jener Welt, die eine blinde Mutter sich und ihrer Familie aufgebaut hatte, und der, wie sie Kriegs- und Nachkriegszeit formten, aufzeigte.

Opfer des Krieges

Es war im Jahre 1946 in dem von Flüchtlingen und Vertriebenen überfluteten Westdeutschland, das einem brodelnden Hexenkessel glich. Auch mich hatte das Schicksal dorthin verschlagen. Ich lag in einem Bunkerspital. Es war alles wie eine Nachtmahr. Die Krankenzimmer hatten wohl nur vier Betten und waren sauber, aber Tag und Nacht brannte das Licht und die Türe stand offen und man sah und hörte alles, was vor sich ging. Tag und Nacht spülte die zerbombte Stadt ihre Opfer an den Strand. Da war einem etwas auf den Kopf gefallen, dort war eine Frau über eine Traverse gestürzt, jene war wieder vom Eisenbahnwaggon heruntergestoßen worden.

Das Zimmer teilte ich mit drei Frauen, die jede ein furchtbares Schicksal hatte: die Witwe eines Dresdener Sanatoriumbesitzers, die in der Nacht des Angriffs, der Dresden in 20 Minuten zerstörte, mit ihrer Tochter und deren Baby aus der brennenden Stadt flüchtete, mit nassen Bademänteln über Kopf und Körper, und während sie einen solchen auch über den Kinderwagen breiteten, wurden ihnen rückwärts die Koffer mit dem letzten Hab und Gut gestohlen.

Wie ein wüster Traum

Ein ähnliches Schicksal hatte eine junge Frau, die so herzleidend war, daß sie nur mit Injektionen am Leben erhalten wurde, und wohl das schrecklichste Erleben hatte ein junges, dralles Mädchen, das beim Einzug der Franzosen von Marokkanern geschändet wurde, bis sie ein Legionär aus Mitleid in ein Spital brachte. Und dann war sie durch Scharlach fast blind geworden. Nun lag sie schon wieder an einer undefinierbaren Krankheit darnieder.

Alle diese traurigen Eindrücke wurden noch um eine Note verstärkt, als ein kleines koboldähnliches Wesen, das wir zuerst für ein Kind hielten, an der Hand des Chirurgen mit dick verbundenem Kopf und Nacken ins Zimmer gegenüber geführt und in ein Gitterbett gebracht wurde, dem es immer wieder entstieg und zum Entsetzen der anderen Kranken Besuche machte. „Fürchtet euch nicht", mit diesen Worten trat sie in unser Zimmer, und wahrlich, die kleine Idiotin wirkte abstoßend und wußte es wohl auch.

Eine blinde Mutter

In dieser Umgebung und in diesem Erleben, das einem wüsten Traum glich, wirkte es wie eine Erlösung, wie ein Erwachen zum lichten Morgen, als ich Kinder an Hand einer jungen Mutter an unserer offenen Türe vorbeigehen sah. Täglich kam sie ihren kranken Mann besuchen. An jeder Hand ein Kind, das kleinste und das größte, ein Bub, der wiederum sein mittleres Schwesterchen an der Hand führte. Sicheren und

schnellen Schrittes ging die kleine Frau immer an der Türe vorbei, viel zu rasch für mich, die ich mich an dem Bild erfreute. Dann hörte ich, daß es eine Blinde sei. Wie, eine Blinde? Gattin, Mutter, Hausfrau? Wie konnte sie ihren Pflichten nachkommen? Denn noch nie hatte ich bis dahin von einer verheirateten Blinden gehört, die sich ihren Haushalt selbst versorgte; und nun gar mit Kindern, gleich drei Kindern.

Und ich vernahm voll Staunen, daß diese Frau ganz allein mustergültig ihren Haushalt führte, allerdings gehe ihr ihr Ältester, der 11 Jahre alt sei, sehr an die Hand und auch die zwei kleinen Mäderln hülfen ihrer blinden Mutter, wo immer sie es könnten. Jedes Ding müsse natürlich genau an seinem Platze stehen und liegen, damit die blinde Mutter es beim ersten Griff finde und sich auch an nichts stoßen könne. Welche Ordnung, welche Fürsorge wird da nicht von den kleinen Menschenkindern verlangt! Und welche Liebe zeitigt dies — sowohl von seiten der Mutter als auch der Kinder.

Glückliche Kinder

Kein Zanken der Mutter mit den Kindern, daß sie doch ihre Sachen in Ordnung halten und alles an ihren Platz räumen möchten. Keine Lieblosigkeit der Kinder gegen die Mutter, die ihren Kindern Opfer um Opfer bringt, ohne daß sie auch nur beachtet werden. Hier, bei der blinden Mutter wußten die Kinder jeden Handgriff zu schätzen, waren sie auch gewohnt, sich so viel als möglich selbst zu helfen, um so schöner war es, wenn sie die Hand der Mutter da und dort fühlten. Und welches Erleben, wenn sie die Blinde stricken oder gar nähen — ja, auch nähen sahen, und erst gar, wenn sie das von ihr ohne Augenlicht Erzeugte am Leib fühlten, es tragen durften. Es waren glückliche Kinder, und es war eine glückliche Mutter und ein glücklicher Mann und Vater. Dieses Glück strahlte auch auf die andern aus, ich spürte es täglich, wenn die Blinde vorbeiging mit ihren Kindern und ich hörte, daß diese friedliche traute Atmosphäre sich auch den anderen mitteilte. Man lernte wieder an das Gute im Menschen zu glauben, an ein Heim, an Familie, an Wärme und Geborgenheit.

Wie auf eine Erlösung aus dem Grauen der Umwelt und der schrecklichen Welt da draußen wartete ich täglich durch drei Wochen auf diesen Besuch, der gar nicht mir galt. Und mit mir warteten auch die anderen Patienten auf den Besuch der blinden Mutter, die nicht nur ihrem Manne, sondern auch uns das Familienglück vor Augen führte. Sie, die Blinde, brachte in die Nacht des Grauens der Nachkriegszeit, in die Atmosphäre des Bunkers mit dem ewigen künstlichen Licht, der Saugluft und all dem herangespülten Jammer das Licht der Verheißung auf eine bessere Zukunft, auf eine bessere Welt. Es wäre zu wünschen, daß sehende Mütter, die oft blind dafür sind, ihre Kinder zu Egoisten zu erziehen, innerlich so sehend werden möchten, wie es die blinden Mütter sind, und daß die Kinder der Sehenden so verantwortungsbewußt, hilfsbereit und rücksichtsvoll wären, wie es die Kinder der Blinden sind.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt unser Sekretariat jederzeit entgegen.

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

HETZJAGD DER ZEIT

Es ist wahr, wir leben in einer tollen, wilden Zeit, die Welt scheint manchmal aus den Fugen und unsere Generation verdammt, sie einzurenken. Man hat oft das Gefühl, nie so rasch gelebt zu haben wie jetzt! Stunden werden zu Tagen, zu Wochen, Monaten und Jahren; ein Sommer ging, ein Winter kam und schon steht ein neues Frühjahr vor der Tür und der kommende Sommer reift. Ereignisse überstürzen einander, Menschen ertrinken, Katastrophen mehren sich, das Gespenst des Krieges wirft grausame Schatten, vor denen alle bangen. Aus der kreißenden Geburt der Zeit ringt sich nur in Wehen das Neue zum Licht. Oft haben wir das Gefühl, wie einmal einer unserer Dichter schön und treffend gesagt hat, daß wir unsere eigenen Großväter geworden sind. So Vieles, so Jähes hat unsere Generation schon erlebt.

In dieser Zeit mit ihren vielen Veränderungen und Gefahren lebt in uns allen die Sehnsucht nach etwas Ruhe, nach stillem Atemschöpfen, nach all dem, was unsere Väter noch als Rast und Erholung gekannt haben. Aber ohne Pause jagt es uns weiter! Da hat man oft das Gefühl, der Mensch müßte dem Menschen helfen, zu dieser inneren Rast zu kommen. Einer wäre dem anderen dankbar, wenn der ihm etwas Unnennbares weitergeben könnte, was zur Freude und dem inneren Lebensmut würde, den wir alle so dringend und im tiefsten notwendig haben. Man kann mit einem kleinen Wort oder einer Tat des guten Willens viel tun, was Menschen zum Notwendigsten hilft, das sie brauchen, zum Glauben an sich selbst und zum inneren Vertrauen!

Daran wird soviel gesündigt und gefrevelt; von Eltern an Kindern, von den Geschlechtern aneinander, von Vorgesetzten an Untergebenen, vom Kameraden am Kollegen, vom Menschen am Menschen und von uns allen am Menschentum. Mißtrauen und Furcht voreinander sind ein tiefer Schaden unserer Zeit, ein Fehler, der immer wieder neu begangen wird und frische Wunden schlägt; Wunden, die schwer heilen, denn sie sind innerlich vergiftet und lähmen die Lebenskraft. Und Kraft brauchen wir im jagenden Leben unserer Zeit doppelt. Der Glaube an den anderen ist wichtig, Vertrauen in den anderen und nicht dies stete lauernde Bereitsein zum Gegenteil. Ein Wohltun dem anderen Menschen, das sichere Zinsen bringt der eigenen, bedrückten Brust.

Statt dessen, wie oft erlebt man es: Auf einmal geht ein Wort über einen Menschen herum, daraus wird ein Gerücht, schon finden sich alle diejenigen rasch und bereit, die längst das Schlechteste wissen, aus den Nadelstichen wird die Wunde eines Rufes und eines Menschen. Lauter Dinge, die besser ungetan und vermieden blieben, Wunden der Seele, die gefährlich sind und nach innen bluten. Jeder hat das schon mitgemacht — an fremdem Los, am eigenen Leib und bitterer Erfahrung. Man geht gewiß nicht daran zugrunde, man lebt weiter, die Schwächeren lernen den Haß, die Starken werden vielleicht besser und gehen doch weiter ihren Weg! Aber weh tut das jedem und daran leiden alle.

In Venedig, als Doge, Rat der Zehn und geheimes Gericht noch in Macht und Furchtbarkeit geboten, gab es das Löwenmaul, in das jeder Angeber im geheimen und ungescheut seine Anzeige werfen konnte. Von irgendwoher zog sich dann das Wetter über dem Haupt des Ahnungslosen zusammen und schlug oft tödlich nieder. Manchmal traf es den Schuldigen, der im geheimen längst schon angefault und reif — sehr oft aber auch Unschuldige. Es gibt auch so ein seelisches Löwenmaul, das nach jedem schnappen kann, den die dunklen Mächte irgendwo verborgener Feindschaft umlauern. Das kann nach jedem greifen und hat noch keinen verschont, um so weniger, je mehr er war oder anderen gefährlich schien. Ob Tat, Geist, Wort, Schrift,

Werk, Genie, Gram, Liebe oder Leid, aus vielen Gründen reift oft geheime Feindschaft. Und der ist arm, der sich nicht vorsieht oder sich zu spät wehrt!

Muß wirklich immer der Mensch dem Menschen wehe tun? Es scheint fast so. Dabei ist es das Seltsame, daß fast jede solche geheime Tat dem Täter keinen Segen bringt, und verborgene Waffen auf gleiche Art auch den verwunden können, der sie geschliffen oder erhoben hat. Es bleibt doch eine alte Weisheit: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu! Aber so wenige lernen diesen Spruch, wenn sie ihn auch oft zu spät und am eigenen Leib verstehen. Das Löwenmaul der Zeit rächt sich an dem, der unrecht im Verborgenen tut. Es ist ein hohes und heiliges Wort vom: Besser Unrecht leiden als Unrecht tun; schwer zu begreifen und noch schwerer zu üben. Aber oft übernimmt eine höhere Gerechtigkeit, was scheinbarer Menschenwitz und Lust am gern geübten Spiel des leichten Bösen getan — besonders dort gern und leicht geübt, wo eine Linie geringsten Widerstandes vermutet —, und löst unvorstellbar hart ein, was der einzelne insgeheim dem anderen angetan, den er vielleicht laut auch noch so bedauert. Es gibt Bezirke, in die kein irdisches Recht greifen kann, weil die Grenzen der Seele viel zu verschlossen und seltsam sind. Aber es gibt ein ewiges Recht des einzelnen an Freude, Vertrauen und innerer Sicherheit, das man nicht ungestraft verkleinern, schmälern oder zerstören soll.

Drum brauchen wir Menschen dieser harten und hastenden Zeit die Besinnung auf uns selbst. Darum erfüllt uns alle so tief die Sehnsucht nach Sicherheit der Seelen und der Herzen, aus der statt Neid, Mißgunst, Intrigenspiel des Bösen erst Tiefstes und Vertrauensvolles zwischen den Menschen reifen kann. Schöpfung und Werk sind heilig, dem Genius des Gestern wird gern und willig die Flamme angezündet. Das Feuer, das im Mitmenschen brennt, wird gern ausgelöscht und zertreten, zu spät dann bedauert, was unwiderbringlich zerstört. Doch im ewigen Schuldbuch wird kein solcher Posten vergessen und eine der Sünden wider den Geist, die nicht verziehen werden, heißt: Vernichten des Guten im Mitmenschen, Angst und Schrecken verbreiten, wo Freude und Vertrauen das verlangen. Und kein späteres Denkmal hat noch eine in der Treibjagd auf das Talent erlegene Seele zur rechten Zeit bewahrt und errettet.

Am Grabe von Jakob Wald

Wie alljährlich versammelten sich auch heuer Mitglieder und Funktionäre der Hilfsgemeinschaft am Grabe ihres verstorbenen Obmannes. Sie gelobten sein Werk zu erhalten und auszubauen.

Blindenfürsorge in der Sowjetunion

Die Arbeitsvereinigungen der Blinden in der UdSSR konzentrieren ihre Tätigkeit in erster Linie darauf, die des Augenlichtes beraubten Menschen wieder in das Arbeitsleben einzuschalten. Zu den auch in anderen Ländern bekannten Betätigungen, wie Trikotagearbeiten, Kartonerzeugung, Korbflechten usw. sind in der Sowjetunion auch Berufe, wie verschiedene Formen der Metallverarbeitung und Montage elektrotechnischer Erzeugnisse dazugekommen. Auch hier bewähren sich die Blinden ausgezeichnet. Sie werden in Lehr- und Produktionsbetrieben unterwiesen. In den letzten Jahren wurden vollmechanisierte Betriebe geschaffen, in denen sich die Blinden mit Erfolg modernster Maschinen bedienen. Die neuesten Methoden der Unfallverhütung werden dabei angewandt.

Tausende Menschen ohne Augenlicht haben bisher Hochschulen absolviert und arbeiten als Pädagogen, Juristen, Lektoren und Wissenschafter. An der Moskauer Universität allein gibt es mehr als ein halbes Dutzend blinde Lehrkräfte.

Blindengesellschaften bestehen jetzt in jeder Unionsrepublik. Die älteste von ihnen, in der RSFSR, kann bereits auf ein mehr als dreißigjähriges Wirken zurückblicken. Ihr unterstehen ungefähr dreihundert Lehr- und Produktionsbetriebe, 64 Klubs, mehr als 1000 Bibliotheken, für die in den staatlichen Verlagen Literatur aller Art in Brailleschrift herausgebracht wird.

Der Sowjetstaat unterstützt die Blindengesellschaften aufs tatkräftigste. So wurde durch eine Reihe von Maßnahmen der letzten Zeit erneut auf die besondere Lage der Blinden Rücksicht genommen, wie 6-stündiger Arbeitstag, einmonatiger bezahlter Urlaub, kostenlose Radiobenutzung und Befreiung von jeder Steuer. Betriebsinternate und Musteranstalten legen ein beredtes Zeugnis von der liebvollen Sorge ab, mit der man in der UdSSR die Blinden betreut und sie wieder zu vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft macht.

ROBERT VOGEL:

Wie steht es um die Blindenbeihilfe?

Bereits seit Jahren sind die Zivilblinden Österreichs bestrebt, die Schaffung eines bundeseinheitlichen Beihilfegesetzes zu erreichen. Viele Vorsprachen und Eingaben seitens der Interessenvertretungen brachten jedoch bisher nicht den gewünschten Erfolg. Wohl wurde von einigen Bundesländern in dieser Hinsicht etwas unternommen und besonders das Land Steiermark hat ein vorbildliches Gesetz geschaffen.

Mit Recht und Besorgnis fragen sich die Blinden von Wien und Niederösterreich, wann denn endlich auch für sie etwas getan werden wird. Erst vor kurzem hat eine Blindendelegation bei der Niederösterreichischen Landesregierung vorgesprochen und energisch auf die rascheste Erledigung der für die Blinden so lebenswichtigen Angelegenheit gedrängt. Es wurde dabei nicht verabsäumt, darauf hinzuweisen, daß sich die Blinden von Wien und Niederösterreich keineswegs mit einem Gesetz zufriedengeben werden, das ihnen weniger zusichert, als die Blinden der Steiermark an gesetzlicher Hilfe erhalten.

Die Mindestforderung der Zivilblinden lautet: Allen Zivilblinden, soferne sie nicht nach dem Kriegsopferversorgungsgesetz Anspruch auf eine Blindenzulage erheben können, ist ein monatlicher Härteausgleich von S 450.— bei völliger Blindheit und S 300.— bei praktischer Blindheit, d. h. bei Vorhandensein eines entsprechenden Sehrestes, zu gewähren. Diese Beihilfe ist ohne Rücksicht auf sonstige Einkommen auszubezahlen.

Sowohl die zuständigen Landesräte, als auch der Landeshauptmann selbst, haben den Vertretern der Blindenschaft eine positive Erledigung in Aussicht gestellt. Es wurde auch erklärt, daß Wien und Niederösterreich über die Schaffung gleichlautender Gesetze verhandeln werden. Vizebürgermeister Honay hat in seiner Funktion als Stadtrat für das Wohlfahrtswesen den Blinden ebenfalls eine zufriedenstellende Regelung versprochen.

Was die Einkommengrenze betrifft, wäre man allenfalls zu Konzessionen bereit. Es ist unverständlich, daß das sozial fortschrittliche Land Wien gerade bei den um ihre Existenz schwer ringenden Blinden so lange zögert, die berechtigten Wünsche dieser verhältnismäßig kleinen Bevölkerungsgruppe zu erfüllen.

Es geht nicht an, daß man immer nur verspricht und keine Taten folgen läßt. Die Blinden sind fest entschlossen, ihren berechtigten Forderungen Nachdruck zu verleihen, denn sie wissen, daß sie in ihrem schweren Kampf mit der Hilfe und dem Verständnis der ganzen österreichischen Bevölkerung rechnen können.

Wir hoffen indes, daß es durch soziale Einsicht und das Gewissen der maßgebenden Stellen nicht so weit kommen wird.

Die Radiofamilie und die Blinden . . .

In der beliebten Sendung „Die Radiofamilie" hörten wir am 22. September, wie Frau Gamsbartl, der gute Hausgeist, dem Herrn Landesgerichtsrat über das Wirtschaftsgeld einen Vortrag hielt. Bei dieser Gelegenheit erwähnte sie auch, daß die Besen, die beim Blindenhilfswerk bestellt waren, auch geliefert und von ihr bezahlt wurden.

Wir danken der lieben Radiofamilie und vor allem Frau Gamsbartl, daß sie bei den vielen Sorgen, die sie immer wieder hat, auch an ihre blinden Mitmenschen und blinden Zuhörer denkt. Vielleicht gibt es noch Familien, die das gute Beispiel nachahmen könnten. Wenn s' so gut sind!

„Die Seele ist ein weites Land"

(Ein Interview unseres Mitarbeiters)

„Ja, Blindenlehrer sein, ist wirklich eine schöne und beglückende Aufgabe!" erklärte Regierungsrat **Professor Doktor Ottokar Wanecek,** der Direktor der vorläufig in der Hofzeile untergebrachten Blindenerziehungsanstalt. „Es ist schon eine große Freude, wenn wir unsere Bestrebungen von Erfolg begleitet sehen, die darauf abzielen, unsere Zöglinge mit dem notwendigen Rüstzeug für den schweren Daseinskampf auszustatten und ihnen darüber hinaus in allen Lebenslagen mit Rat und Hilfe beizustehen."

„Und war es ein besonderer Grund, der Sie, Herr Professor, den Beruf eines Blindenlehrers erwählen ließ?"

Unser Gegenüber, dessen Wesen Wohlwollen und Ruhe ausstrahlte, entgegnete: „Nein, das kann man eigentlich nicht sagen. Die Sache hat sich so zugetragen: Als im Jahre 1912 die Blindenerziehungsanstalt Purkersdorf unter der Leitung von Hofrat Bürklen einen Lehrer brauchte, fand ich dort in dieser Eigenschaft Verwendung. Die Heranbildung nichtsehender Kinder wurde für mich bald eine richtige Angelegenheit des Herzens; außerdem beschäftigten mich zahlreiche einschlägige Probleme, die noch der Lösung harrten. So gelangte ich zu der Überzeugung, daß man sehschwache Kinder nicht gleich als blinde betrachten sollte. Ich setzte mich dafür ein, daß die Muskeln und Nerven von den Augen Sehschwacher durch allerlei sinnreiche Übungen gekräftigt wurden. Die Erfolge waren überraschend gut, gelang es doch in vielen Fällen das noch vorhandene Sehvermögen auf dem selben Stand zu erhalten und darüber hinaus manchmal sogar zu bessern. Auch meine Doktordissertation ‚Die Sehschwachheit als pädagogisches Problem' behandelte diese so wichtige Angelegenheit."

„Und haben sich auch die maßgebenden Stellen mit dem Ergebnis Ihrer Bemühungen auseinandergesetzt?" erkundigen wir uns.

Der Gefragte bejahte. „Man hat dies getan und zu meiner Freude so gründlich, daß ich beauftragt worden bin, hier eine Schule für Sehschwache zu errichten. Später wurde ich nach Dortmund berufen, um eine ähnliche Anstalt zu gründen!"

„Und wo wirkten Sie, Herr Regierungsrat, als die Anstalt in Purkersdorf aufgelassen wurde?" Dr. Wanecek entgegnete lächelnd: „Im Jahre 1924 wurde ich sozusagen an den Bund ‚ausgeliehen' und kam an die sich ursprünglich in der Wittelsbachstraße befindliche Blindenerziehungsanstalt. Im Herbst 1934 wurde ich von der niederösterreichischen Landesregierung mit dem Referat für Sonderschulen und Kindergärten betraut. 1948 wurde ich an die Gemeinde Wien ‚verborgt' ‚und zwar als Leiter der Anstalt für Schwererziehbare auf der Hohen Warte. Drei Jahre später landete ich dann als Direktor unserer Blindenerziehungsanstalt."

Im Laufe des Gespräches erfahren wir dann noch allerlei Interessantes über die Durchführung der modernen Blindenerziehung. „Wir vertreten die Auffassung", bemerkte Dr. Wanecek, „daß der körperlichen und seelischen Ertüchtigung des blinden Kindes und auch des später Erblindeten ganz besonderes Augenmerk zugewendet werden muß. Unter sorgsamster Aufsicht ihrer Erzieher, lernen unsere Zöglinge Turnen, Schwimmen und sogar Eislaufen. Wir unternehmen mit ihnen ausgedehnte Wanderungen und besuchen auch Museen. Dort werden uns durch besonderes Entgegenkommen der Herren Kustoden, die verschiedenartigsten Kunstschätze anvertraut, welche die Kinder dann abtasten dürfen. Dadurch gelangen auch Nichtsehende, wenn auch sozusagen aus der zweiten Hand zu einem schönen und beglückenden Erlebnis. Früher einmal stand ein blindes Kind, wenn seine Geschwister beispielsweise von einem Besuch in Schönbrunn erzählten, betrübt daneben

— heute kann es fröhlich mitreden, denn es ist auch dort gewesen und hat durch entsprechende Schilderungen einen lebendigen Eindruck nach Hause genommen."

Unser Eindruck, daß sich Professor Wanecek eingehend mit dem Innenleben blinder Menschen beschäftigt, wird von ihm bestätigt. „Artur Schnitzler sagte mit Recht ‚Die Seele ist ein weites Land!' Nach den Erkenntnissen des großen Forschers Siegmund Freud, immer mehr gerade die Psyche des Blinden ergründen zu suchen, ist sowohl fesselnd als auch wertvoll. Dadurch gelingt es uns oft jenen Menschen zu helfen, sich freier und selbstsicherer zu fühlen. Auch die Traumdeutung besonders der Blindgeborenen ist überaus interessant. Diese haben mit den Sehenden die sogenannte ‚Traumgewißheit' gemeinsam. Träumt nun ein Geburtsblinder, daß er sich zum Beispiel auf der Ringstraße befinde, so hat er das Empfinden, die Bauten dort, welche er nur vom Hörensagen kennt, doch irgendwie gesehen zu haben. Über welche Feinfühligkeit Nichtsehende verfügen, beweist folgende kleine Begebenheit: Ich befand mich einmal in einer großen Stadt des Auslandes. Eines Tages gewahrte ich auf der Straße einen Nichtsehenden, der sich ziemlich unsicher fortbewegte. Ich trat auf ihn zu und führte ihn an das von ihm genannte Ziel. Mein Schützling dankte und bemerkte dann: ‚Mein Herr, Sie müssen schon viel mit Blinden zu tun gehabt haben, weil Sie so ausgezeichnet zu führen verstehen!'"

Im Zusammenhang mit seiner Teilnahme an zahlreichen ausländischen Tagungen, berichtete Dr. Wanecek, daß Österreich auf dem Gebiete der Blindenausbildung Vorbildliches leistete. Auch die bombenzerstörte Anstalt in der Wittelsbachstraße werde den modernsten Anforderungen entsprechend wiederaufgebaut. Zur Gewährung eines Blindenpflegegeldes äußert er sich zuversichtlich und begrüßt eine derart soziale Tat auf das wärmste.

Über seine Pläne für die Zukunft befragt, entgegnet Regierungsrat Wanecek, der auch als Schriftsteller einen sehr geachteten Namen trägt und wiederholt mit literarischen Preisen ausgezeichnet wurde, lächelnd: „Ich beabsichtige in Pension zu gehen!" Wir aber glauben, daß alle, welche das unermüdliche Wirken dieses Blindenfreundes kennen, mit einem derartigen „Vorhaben" keineswegs einverstanden sein werden!

Der elektronische Blindenführer

Es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, und führerlose Blinde werden sich mit der gleichen Sicherheit durch die Straßen bewegen, als ob sie ein Führerhund leiten würde.

Bei einer Konferenz der Amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft nämlich wurde kürzlich über verschiedene neue „elektronische Augen" für Blinde berichtet und Einrichtungen wurden gezeigt, die geeignet sind, Blinde vor Hindernissen und anderen lauernden Gefahren des Straßenverkehrs zu warnen.

So wurde eine Vorrichtung entwickelt, die über den Handgriff des handkofferartigen Gerätes eine Warnung übermittelt. Tritt der Blinde in den Bereich eines Hindernisses, pressen sich Spitzen im Griff gegen seine Finger, der Griff beginnt zu vibrieren und bei einiger Übung ist es sogar möglich, nach der Frequenz der Schwingungen auf die Art des Hindernisses oder Gefahrenmomentes zu schließen.

Nach einem ähnlichen Prinzip wurde auch ein „sehender Spazierstock" vom US-Heeres-Nachrichtenkorps konstruiert. Dabei wird ein Elektronenstrahl ausgesendet, der durch das jeweilige Hindernis reflektiert und schließlich in Warnungssignale umgewandelt wird.

Es ist ohne weiteres denkbar, daß diese elektronischen Reflexe schließlich als akustische Signale hörbar sind, d. h. die Warnung vor einem Gehsteigrand zum Beispiel sich als Ton bemerkbar macht, dessen Höhe je nach der Entfernung von der Gefahrenquelle schwankt.

JOSEF MARIA TOMANEK:

Unser Burgtheater als „Aschen-Phönix"

(Schluß, vergleiche die Nummern 7/8 und 9)

Infolge der allgemeinen Theatersperre im totalen Zweiten Weltkrieg blieb das Burgtheater am Ring vom 1. September 1944 an geschlossen. Am 30. Juni 1944 senkte sich zum letzten Mal der eiserne Vorhang nach der letzten Vorstellung mit Hebbels „Gyges und sein Ring". Noch ahnte es kein Zuschauer, kein Schauspieler: Vorbei..., verflossen!

Still und dunkel wurde es in dem so prächtigen alten Haus. Nur „Traummännlein" hatten noch zu tun. Neun Monate lang wiegten sie das Haus im Traum und ließen all die glanzvollen Zeiten vergangener Jahrzehnte in den lichtdurchfluteten und von Kunstbegeisterung erfüllten Räumen noch einmal vorbeiziehen. Glückliche Träume des Hauses, die aber doch nur mehr Agonie des ungeahnten baldigen Endes, des endgültigen Vergehens der von **Hasenauer** und **Semper** geschaffenen Pracht war. Der Dämon Krieg begann sich auch des Burgtheatergebäudes zu bemächtigen.

Am 12. März 1945 wurde zuerst durch einen Bombentreffer der Hinterbühnentrakt zum Einsturz gebracht und zerstört. Die Staatsoper ist an diesem Tage durch Bombenangriffe fast gänzlich zerstört worden.

In den folgenden Wochen hielt der Schutzengel des Burgtheaters, wie der auf der Entlüftungshaube sich im Winde drehende Windgott genannt wurde, schützend seine Hände über das Haus der Kunst und man konnte hoffen, nach dem Ende der Bombenangriffe das Haus durch Abmauern der zerstörten Hinterbühne wieder spielfähig zu machen. Ein Luftschutzdienst wurde organisiert und jede Nacht hielten abwechselnd die Schauspieler mit den Feuerwehrmännern Luftschutzwache, um bei einem Brande das Haus zu verteidigen. In den tiefen Kellern des Theaters suchten bei jedem Angriff zahlreiche Mitglieder des Hauses mit ihren Familien Zuflucht. Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, wurde ein unterirdischer Notausgang neben dem Luftschacht gebaut, der ebenfalls in den Volksgarten führen sollte und dessen Erdaushub den Platz vor dem Volksgarten mit hohen Hügeln erfüllte.

Nach Ostern 1945 rückte die Rote Armee an Wien heran. Auch die Wiener Philharmoniker, deren Mitglieder eine eigene Kompanie des Volkssturmes bilden mußten, die jedoch nur zu Bewachungszwecken herangezogen werden sollte, hatten den Auftrag, das Burgtheater als Standort zu verwenden. Am Samstag, dem 7. April 1945 erschienen SS-Offiziere im Theater und forderten die sofortige Räumung des Hauses, da dieses als strategisch wichtiger Punkt militärisch besetzt werden müsse. Diesem Befehl mußte Folge geleistet werden und schweren Herzens lieferten die im Hause befindlichen Mitglieder das Burgtheater den SS-Soldaten aus, die Panzerfäuste, Handgranaten und Lebensmittel einlagerten und das Haus besetzten.

Inzwischen hatte die Rote Armee Wien im Südwesten umgangen und drang durch das Liebhartstal über Ottakring gegen die innere Stadt herein. Es kam zu Panzerkämpfen beim Schottentor, wobei die russischen Truppen noch einmal zurückgeschlagen wurden. Doch sahen sich die deutschen Verbände von Umklammerung bedroht und zogen sich in der Nacht vom 8. auf den 9. April 1945 kampflos über den Donaukanal zurück, wobei sie sämtliche Brücken sprengten und sich noch einige Tage am nördlichen Ufer verteidigten, bevor sie über die Reichsbrücke nach Westen abzogen. Am Vormittag des 9. April marschierten russische Kampftruppen in die inneren Bezirke ein und besetzten alle wichtigen Gebäude, darunter auch das Burgtheater, so daß man hoffen konnte, daß das Haus fast wie durch ein Wunder wohl beschädigt, aber immer noch spielfähig, die Schrecken des Krieges überstanden haben würde.

Aber das Schicksal wollte es anders und es traf der prophetische Ausspruch Sempers ein: „Jedes Theater muß nach 60 Jahren entweder umgebaut werden oder — es brennt ab!“ Am 12. April brach aus noch ungeklärten Gründen wahrscheinlich im Bühnenhaus ein Brand aus, der auf das ganze Gebäude übergriff, so daß die Bühne, der Herrengarderobetrakt, der Zuschauerraum und das Foyer vollständig ausbrannten. Der eiserne Vorhang stand aufrecht, war aber oben verbogen. In dem nach dem Ringtheaterbrand neuen Theatergesetz war nur eine Durchbrechung auf jeder Seite der Trennungsmauer zwischen Bühne und Zuschauerraum für Theatergebäude zugelassen worden, während im Burgtheater fast in jedem Geschoß Verbindungstüren angeordnet waren, die trotz Einspruch der Theaterkommission nicht beseitigt wurden, worin wahrscheinlich der Grund für das Übergreifen des Brandes auf das ganze Gebäude lag. Die deutschen Machthaber hatten vor der Belagerung fast die gesamte Wiener Feuerwehr mit allen Löschgeräten von Wien nach Westen abgezogen, so daß nur einige wenige Feuerwehrleute in Wien zurückblieben, die aber nichts mehr retten konnten.

Einige Tage später fanden sich die in Wien verbliebenen Mitglieder des Burgtheaters in dem zerstörten Gebäude zusammen und es wurde beschlossen, unter Leitung **Raoul Aslans** und **Erhard Buschbecks** den Spielbetrieb im Ronacher-Gebäude in der Himmelpfortgasse aufzunehmen, so daß es unter Überwindung heute kaum mehr vorstellbarer Schwierigkeiten gelang, als erstes Wiener Theater am 30. April 1945, kaum 14 Tage nach Beendigung der Belagerung, mit Grillparzers „Sappho“ das Burgtheater wieder zu eröffnen. In diesem Exil-Gebäude verblieb das Burgtheater bis zum 30. Juni 1955.

Schon im Herbst 1945 wurden im Gebäude am Ring die ersten Abtragungs- und Sicherungsarbeiten durchgeführt. Über dem Zuschauer- und Bühnentrakt wurde ein Notdach errichtet. 1947 wurde das Gebäude vom Schutt geräumt und

die Dachkonstruktion über dem Bühnenhaus und dem Foyer hergestellt.

Erst Ende 1949 begann die eigentliche Wiederaufbauarbeit. Für den Wiederaufbau-Entwurf wurde ein Architekten-Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich zwölf namhafte Architekten beteiligten. Zur Ausführung kam der Entwurf von **Professor Engelhart.** Maßgebend für diese Entscheidung war die Wiederverwendung der erhalten gebliebenen Teile, wie es nur dieser eingereichte Entwurf vorsah. Professor Engelhart hatte nämlich erkannt, daß die durch den Brand in Glut geratenen Eisenkonstruktionen infolge mangelnder Löschung nach dem Brand nur erst wieder langsam ausgekühlt waren und dadurch voll verwendbar erschienen. Dies war für den Wiederaufbau ein entscheidendes Moment und eine Ersparnis von vielen Millionen Schilling.

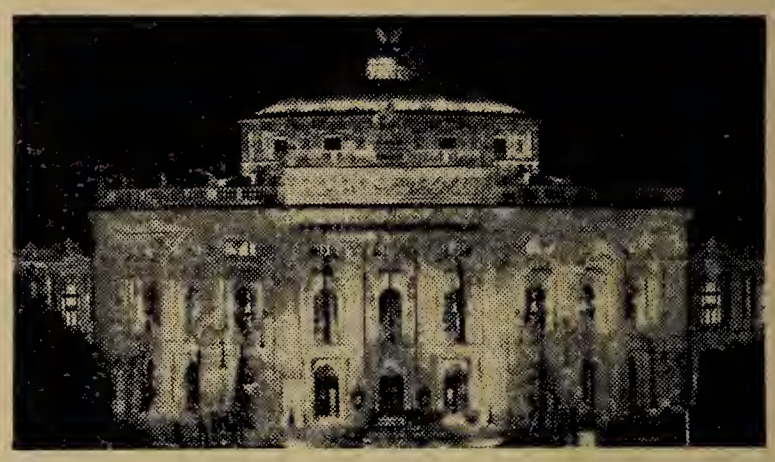
So blieb die bauliche Substanz des Hauses als konstruktives Gerüst voll erhalten. Der Wiederaufbau dauerte bis zum Herbst des Jahres 1955. Alle alten Fehler und architektonischen Mängel des

alten Hauses konnten zur Gänze vermieden und behoben werden. So wurde zum Beispiel auf die dritte Galerie, die durch Säulen und akustisch von jeher unzulänglich war, überhaupt verzichtet. Verschiedene andere bauliche Veränderungen im gesamten Zuschauerraum bewirken eine klare Sicht und beste Akustik auf allen Zuschauerplätzen. Das neue „alte" Burgtheater gilt jetzt als ein kombiniertes Logen- und Rangtheater.

Den Zuschauerraum, vornehm in den Farben Weiß-Rot-Gold gehalten, schmücken zahlreiche Kristallusterkörbe und Kristallapliken zieren die Brüstungen und Decken der Ränge und Logen. Der Fassungsraum ist mit 1520 Plätzen fast gleichgeblieben.

Am 14. Oktober 1955, auf den Tag genau 67 Jahre nach der ersten Eröffnung (14. Oktober 1888), wurde die Heimkehr des Burgtheaters aus dem zehnjährigen Exil im Ronacher-Gebäude durch einen Staatsakt feierlich begangen. Am 15. Oktober 1955 fand die erste Eröffnungsvorstellung mit „König Ottokars Glück und Ende" unter der Regie des Direktors **Dr. Adolf Rott** statt.

Abschließend soll daran erinnert werden, daß im Jahre 1976 das Burgtheater seinen 200jährigen Bestand feiern wird. Nur 20 Jahre noch..., wer von uns wird diese Feier noch erleben? Aber der Wunsch aller Österreicher ist, daß diese Feier überhaupt und im „tiefen" Frieden stattfindet.



PROFESSOR DR. LEOPOLD MAYER:

Der 23. deutsche Blindenlehrerkongreß

Es war ein glücklicher Gedanke, der vor mehr als 80 Jahren deutsche Blindenlehrer zum erstenmal in größerem Rahmen zusammenführte, und wir in Österreich empfinden es doppelt beglückend, daß dieser wahrhaft menschliche Gedanke gerade von Wien seinen Ausgang nahm. Hatte es sich doch während der allenthalben beginnenden Bildungsarbeit am blinden Menschen gezeigt, daß man überall vor den gleichen Problemen stand, daß überall die gleichen brennenden Fragen zur Debatte gestellt wurden und einer Lösung harrten. Der erste Kongreß sollte Wege suchen, die beschritten werden konnten und die zum Ziele einer Verbesserung der Blindenerziehung führen sollten. Dieser ursprünglichen und zutiefst humanitären Aufgabe sind die Kongresse zu allen Zeiten treugeblieben. Mag schon sein, daß sich gewissermaßen das Gesicht, die Form gewandelt hat, mag schon sein, daß einmal der nationale, einmal der internationale Charakter stärker betont wurde, die Grundidee war durch all die Zusammenkünfte hindurch zu spüren.

Zum Scheitern wäre jeder Versuch verurteilt, auch nur andeutungsweise die Leistungen der Kongresse in diesen wenigen Zeilen darstellen zu wollen. Legion ist ihre Zahl, und die jeweils erschienen Kongreßberichte lassen erkennen, daß es nahezu kein Problem des Blindenwesens gibt, das dort nicht behandelt worden wäre.

Wollte man den 23. dieser Kongresse kurz kennzeichnen, dann könnte man vielleicht sagen, er sei von Einzelproblemen des Unterrichts weniger belastet gewesen als mancher seiner Vorgänger. Wir Blindenlehrer müssen uns ja stets dessen bewußt sein, daß unsere Arbeit nicht isoliert im Raum stehen darf. Sie muß einerseits mitbestimmt werden von den Notwendigkeiten der sozialen und der wirtschaftlichen Entwicklung, denn wir haben unsere blinden Schüler diesen

Gegebenheiten anzupassen; anderseits aber sind wir gezwungen, uns laufend über den neuesten Stand der Forschung auf allen Gebieten der Psychologie und der Pädagogik zu informieren, die Ergebnisse gewissenhaft zu prüfen und sie im Eignungsfalle zum Wohle unserer spät Erblindeten einzusetzen.

Die Psychosomatik

Eines dieser neueren Forschungsgebiete der allgemeinen Psychologie und der allgemeinen Medizin ist die sogenannte Psychosomatik. Sie sucht die Zusammenhänge aufzudecken, die zwischen Seele und Körper bestehen. Jeder von uns weiß aus persönlicher Erfahrung, daß Hand in Hand mit gewissen seelischen Erregungszuständen gewisse Arten des körperlichen Unbehagens gehen. So ausgedrückt, klingt das primitiv und laienhaft; aber es ist verständlich, worum es geht.

Wenn nun der Kongreß diesmal das psychosomatische Bild des blinden Menschen in ganz einheitlicher Schau in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückte, war klar, daß vor allem auch Mediziner zu dem Thema sprachen. Universitätsprofessor **Dr. Hollwig** und **Dozent Dr. Schumann** entwarfen das Bild des Blinden so, wie sie es nach einer Reihe von testähnlichen Untersuchungen nachweisen zu können glauben. Die Resultate mögen hier und dort noch nachgehender Forschung und Klärung bedürfen.

Erziehung des Blinden

Wie besonders aus dem Referat des Direktors des Bundes-Blindenerziehungsinstitutes in Wien, Regierungsrates **Doktor Wanecek**, hervorging, ist das Verdienstvolle dieser Arbeiten vor allem darin zu erblicken, daß damit auf äußerst wichtige Fragen hingewiesen worden sei. Vom Standpunkt der beiden Ärzte sei es durchaus begreiflich, daß zur Behandlung aller Andersartigkeiten des Blinden medikamentöse Behandlungsmethoden nahegelegt würden; für den Pädagogen werde nur mit um so größerer Deutlichkeit sichtbar, daß die Erziehung des blinden Menschen im Vordergrund aller Betrachtungen stehen müsse. Bei aller Wichtigkeit methodologischer Überlegungen gebühre den Fragen unmittelbarer und mittelbarer Erziehungsarbeit der absolute Vorrang.

Die seelische Situation des später Erblindeten schilderte Blindenoberlehrer **Gerling** (Soest) aus ureigenstem Erleben treffend. Er leistete damit einen entscheidenden Beitrag zu dem, was wir heute gewöhnlich als Rehabilitation bezeichnen, also als Wiederertüchtigung und Wiedereingliederung der Menschen, die erst nach Absolvierung einer normalen Ausbildung eine Sinnes- oder Organschädigung erlitten haben. Im Zusammenhang damit war eine Darstellung der Umschulungsmaßnahmen für diesen Personenkreis durch Blindenoberlehrer **Fischer** von Interesse.

Ein äußerst feinsinniger, hervorragend gegliederter Vortrag von **Dr. Ilse Maria Gessener** befaßte sich mit dem speziellen Problem der sehbehinderten Frau.

Schließlich wurde auch noch das Aufgabengebiet der Sehschwachenbildung vom deutschen und vom österreichischen Standpunkt in zwei Vorträgen einer eingehenden Prüfung unterzogen.

Am Rande sei bemerkt, daß hier nicht alle Vorträge aufgezählt wurden. Es ist indes wohl mit Recht anzunehmen, daß auch diese kleinen Auszüge geeignet sind, darzutun, wie sehr die ersten Augusttage dieses Jahres dazu beigetragen haben, nicht nur den deutschsprachigen Blindenlehrern Anregungen zu bieten. Mit Rücksicht auf die große Zahl ausländischer Gäste ist zu erwarten, daß die Beratungen das Ansehen unserer Blindenbildung in der ganzen Kulturwelt steigern konnten. Dieses Ansehen aber liegt letzten Endes in der Bewährung unserer Schützlinge, es liegt nicht zuletzt auch in deren Arbeit, die unseren sehenden Freunden und jedem objektiven Beobachter ehrliche Bewunderung abnötigt. Denn das Ziel allen pädagogischen Tuns ist der in sich gefestigte, weltanschaulich gesicherte blinde Mensch, dem sein Schicksal nicht zur Bürde, sondern zur hohen Aufgabe wird.

ILSE OPPEL:

Klänge aus der Dunkelheit

(Zu Besuch bei einem blinden Musiker)

„Bitte, nicht stören!" sollte eigentlich auf einem Schild an der Tür des gemütlichen, aber kleinen Heims im zehnten Bezirk, das der blinde Musiker **Ernst Novacek** mit seiner Frau bewohnt, geschrieben stehen. Denn jedesmal, wenn er am Pianino sitzt und komponiert, versinkt die Welt des Alltags um ihn herum in einem Meer von Melodie und Rhythmus. Zwar gleiten nur seine Finger über die Tastatur, doch an seine Ohren branden die Klänge eines großen Orchesters. So war es immer schon. Keine acht Jahre mochte Ernst gezählt haben, als er sich mit seiner Mundharmonika ans Fenster setzte und den Orchesterklängen lauschte, die ihm seine Phantasie aus den armseligen Tönen der Mundharmonika vorzauberte.

Ein Komponist bei der Arbeit

Noch können wir als Laien nicht erkennen, welches Musikstück hier vor unseren Augen im Entstehen begriffen ist. Ernst Novaceks Finger gleiten über die Tasten, während sein hübsches, kräftiges Gesicht, das eine dunkle Brille halb verbirgt, aufwärts gewandt ist. „Schreib, Puppe", sagt er plötzlich und seine Frau, die zugleich auch seine Mitarbeiterin ist, malt langsam die Noten aufs Papier. Es ist eine anstrengende Beschäftigung, und Takt um Takt muß erst „geboren" werden. Frau Novacek tut, was sie kann. Eine Klavierpädagogin überprüft später ihre Arbeit, damit sich auch gewiß keine Fehler einschleichen können. Das Komponieren ist nicht einfach, wenn man blind ist. Schon für einen sehenden Komponisten ist es schwer: das Sichvertiefen in eine neue Melodie, das Hinkritzeln eines Taktes aufs Papier, die Korrektur des eben Entstandenen. „Als ich ganz jung war, habe ich das Lesen der Punktschriftnoten erlernt", erzählt Ernst Novacek. Das war, als er noch im Blindeninstitut in der Wittelsbachstraße zur Schule ging. Takt für Takt griff er mit seinen Fingern ab, bis er das ganze Musikstück auswendig spielen konnte.

Der bittere Weg zum Erfolg

„Als ich geboren wurde, kam Fruchtwasser in meine Augen und seither war ich blind", beginnt der Musiker seine lange Leidensgeschichte. „Zwar hatte ich noch die ersten sechzehn Jahre hindurch einen gewissen Sehrest, der mir besonders die Fortbewegung sehr erleichterte — dann aber war es auch damit aus..." Die Musik half Ernst Novacek, sein schweres Geschick zu meistern. Bereits mit zweieinhalb Jahren stand er am Klavier — er konnte kaum erst zu den Tasten reichen — und klimperte mit einem Finger, was er am Tag zuvor gehört hatte.

Im Kindergarten wurde man auf sein Talent aufmerksam und schenkte ihm eine Mundharmonika. Mit zehn Jahren erhielt er Klavier- und Orgelunterricht,

und bereits vier Jahre später legte er seine Prüfung mit gutem Erfolg ab.

„Und was geschah dann?“ fragen wir neugierig. „Ja, dann . . .“ Ernst Novacek sinkt gleichsam in sich zusammen, wenn er an diese Zeit zurückdenkt. Seine Familie, die mit finanzieller Not zu kämpfen hatte, schickte den Vierzehnjährigen nämlich als Musikanten in allerlei Gaststätten. Dort mußte der junge Ernst eine Menge Frotzeleien über sich ergehen lassen. Oft bis zum Morgengrauen saß er am Klavier, spielte langweilige Schlager, die ihn anwiderten — spielte, bis seine Finger schmerzten. „Das Lied kenn' ich leider nicht“, mußte er immer wieder sagen, wenn ein Gast einen besonderen Wunsch hatte, und — „Na ja, er ist ja blind“, meinte der Gast dann achselschupfend und warf ihm trotzdem einen Schilling hin. Und auf den Schilling wartete daheim die Mutter . . .

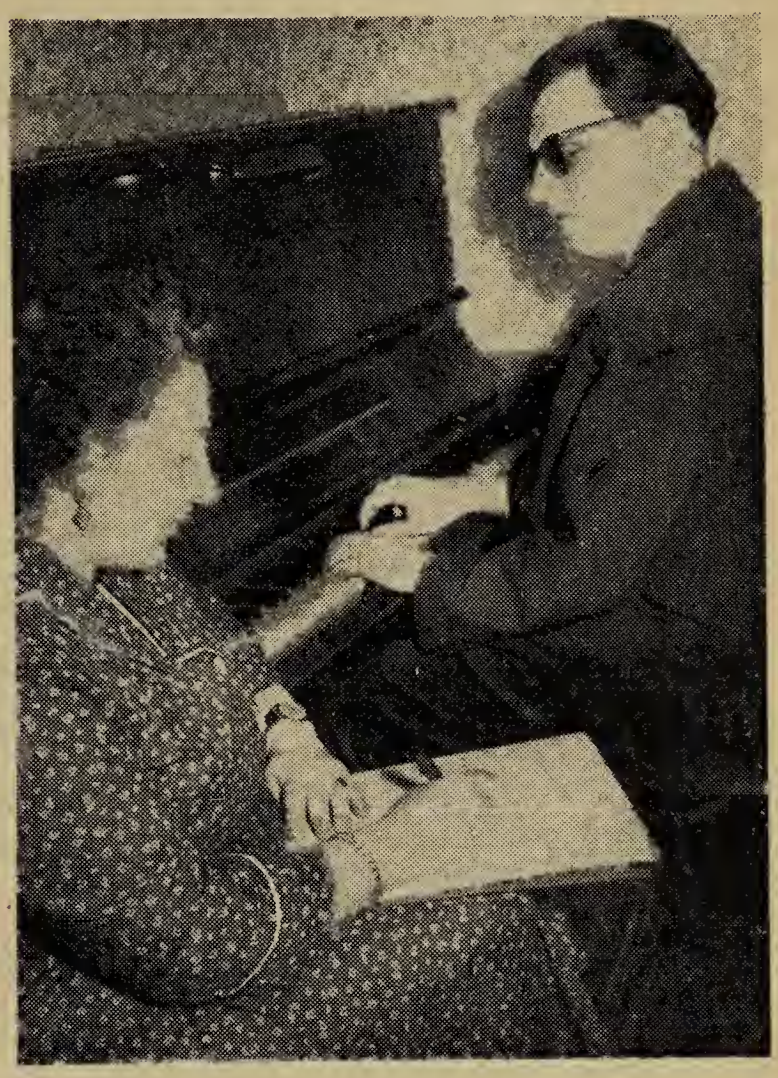
Wo bleibst du, Glück?

Langsam ging es aufwärts. Zuerst brachte sich der Sechzehnjährige innerhalb dreier Wochen aus eigener Kraft das Akkordeonspielen bei. Die Beherrschung eines zweiten Instruments trug ihm ein paar Schillinge mehr ein. Eine Zeitlang fand er eine Anstellung in einer Tanzschule. Seine nächste Anstellung führte ihn ins „Blumenstöckel“ in der Mühlgasse, wo namhafte Musiker ein- und ausgingen. Zu seiner größten Freude durfte er dort auch Opern- und Operettenmusik spielen — nicht nur die dummen Schlager von anno dazumal. Zwischendurch arbeitete Ernst Novacek in Gaststätten des zweiten und zwanzigsten Bezirkes. Aber allmählich begann man seine Kompositionen im Rundfunk zu spielen, und von dort war es kein weiter Weg bis zu seiner ersten Schallplatte.

Indirekt wirkte sich sein Blindsein leider doch auf seine Karriere aus. Nicht, daß Ernst Novacek etwa in seinem Beruf weniger leistete als ein Mann, der sehen kann, aber . . . sein Blindsein färbte die privateste Sphäre seines Lebens . . . Sehr früh hatte er geheiratet, und diese erste Ehe ging schief. Seiner ersten Frau fehlte die Gabe, sich in die reiche, verinnerlichte Welt des Musikers hineinzudenken. „Einige Jahre war ich ganz verzweifelt“, erzählt Ernst Novacek. „Ich war so deprimiert, daß ich selbst keine Lust zum Komponieren hatte . . .“

Man muß es fühlen

Auch in der Folge brachte ihm die Liebe nur Enttäuschung. Erst seiner zweiten Frau gelang, was vorher noch



keine gekonnt hatte: Dem blinden Musiker jene verständnisvolle Stütze zu sein, durch deren Hilfe sich seine künstlerische Schaffenskraft erst richtig entfaltete . . .

„Puppe“ Novacek trägt ihr Herz am rechten Fleck. Sie bemüht sich nicht nur, ihrem Mann die Krawatte fachmännisch zu knoten, sorgt nicht bloß dafür, daß ihr Mann daheim die notwendige Ruhe, Ordnung und Entspannung findet, sondern trägt durch ihren gesunden Optimismus und ihre Energie viel zum Erfolg ihres Mannes bei. „Daß es jemals zu Schallplattenaufnahmen meiner Kompositionen kam, verdanke ich nur ihr“,

betont Ernst Novacek stolz und seine Stimme schwankt ein wenig, als er uns schildert, wie „Puppe“ mit ihm von Pontius zu Pilatus lief und nicht eher ruhte, bis sie durchgesetzt hatte, was sie erreichen wollte.

„Aber das war ja nicht der Rede wert“, sagt Frau Novacek bescheiden, „wirklich, du übertreibst...“ — „Ich übertreibe gar nicht“, widerspricht Ernst Novacek und erzählt uns außerdem, daß sich der blinde Mensch wahrscheinlich noch mehr als der sehende nach einem harmonischen Familienleben sehnt. „Ich hör' es ganz genau aus ihrer Stimme, wenn mir die Puppe eine schlechte Neuigkeit verheimlicht“, sagt er. „Ich brauch' ihr Gesicht gar nicht zu sehen. Wenn sie zufrieden ist und gut gelaunt, fühl' ich es instinktiv!“

Wermutstropfen

Gegenwärtig arbeitet Ernst Novacek als Akkordeonspieler und Pianist in einem Kaffeehaus im zehnten Bezirk. Seine Arbeitszeit dauert von 9 Uhr abends bis vier Uhr früh. Da er blind ist, muß er sich mit der Bezahlung, die er erhält, zufriedengeben. Und sie liegt leider tief unter dem Mindestsatz des gewerkschaftlichen Kollektivvertrages. Da seine Arbeitsstunden schon einmal so ungünstig liegen, findet er auch kaum Gelegenheit zum Besuch jener Konzerte und Veranstaltungen, die für seine künstlerische Weiterbildung wichtig wären.

Ernst Novacek ist heute zweiunddreißig Jahre alt und, wie seine auf Schallplatten und Tonbändern aufgenommenen Kompositionen verraten, zweifelsohne talentiert. Obwohl er blind ist, ist er kein Unbekannter mehr. Seine Musik hat bis jetzt vielen Menschen Freude geschenkt und vor ihm liegt ein weiter, harter Weg — der Entwicklungsweg des Künstlers. Mit der tapferen Frau an seiner Seite wird er ihn beschreiten. Es liegt an uns allen, nun dafür zu sorgen, daß man ihm und seinesgleichen nicht unnötig Prügel vor die Füße wirft!

Der unbekannte Helfer des Chirurgen

Die Kunst der Betäubung beschränkte sich früher darauf, daß die Narkoseschwester dem Patienten eine Gazemaske auflegte und mit Äther betropfte. Jetzt geht die Entwicklung dahin, die Schwester durch den Anästhesisten zu ersetzen, einen Arzt, der darauf spezialisiert ist, den Patienten während der Operation zu beobachten und mit geeigneten Mitteln über kritische Augenblicke hinwegzubringen. Dadurch ermöglicht er schwierigste Eingriffe, die noch vor einem Jahrzehnt unausführbar gewesen wären.

Vor hundert Jahren, als man die Anwendung des Äthers noch nicht kannte, waren Eingriffe, wie man sie heute macht, natürlich ganz unmöglich. Noch vor wenigen Jahren war manche Operation ein Wettlauf mit der Zeit, weil nur wenige Patienten die schwächende Wirkung einer längeren Narkose aushielten. Heute macht man Operationen, die nicht weniger als zehn Stunden dauern. Der Kranke kann dabei notfalls durch intravenöse Einspritzungen künstlich ernährt werden. Dem Anästhesisten stehen zahlreiche Mittel zur Verfügung: Sedativa (zur Beruhigung der Nerven), Soporifika (Schlafmittel), Hypnotika (zur Bewußtseinslähmung), Analgetika (zur Schmerzbetäubung) und Mittel zur Entkrampfung der Muskeln. Sie werden in die Vene oder in den Wirbelsäulenkanal eingespritzt, in den Darm eingeführt oder durch eine Maske eingeatmet. Man kann den Patienten in flacherer oder tieferer Betäubung halten und diese Zustände während der Operation je nach Erfordernis abwechseln lassen. Als äußerst segensreich hat sich der „künstliche Winterschlaf“ erwiesen, bei dem die Körpertemperatur des Patienten erheblich gesenkt wird. Von zunehmender Bedeutung wird auch die Leitungsanästhesie oder „regionale Nervensperre“, bei der man dem schmerzempfindlichen Nervenstrang gleichsam eine chemische Aderpresse anlegt.

Auch unsere Welt ist schön

Es kommt des öfteren vor, daß Sehende fragen, ob auch später Erblindete eine Vorstellungswelt besitzen und wie dieselbe beschaffen ist. Hier sei nur der Versuch unternommen, die mir von Schicksalskollegen geschilderten Eindrücke sowie meine eigenen wiederzugeben.

Wenn erst das furchtbare, einem seelischen Weltuntergang vergleichbare Unglück der Erblindung einigermaßen überwunden ist, und der davon Betroffene wieder ruhiger zu denken vermag, erwacht in den meisten Fällen der Drang, das Leben den gegebenen Umständen entsprechend neu aufzubauen. Dazu bedarf es vor allem eines unerschütterlichen Willens. Auch liebevolles Verständnis der Umgebung und Geduld sind notwendig. Nach und nach wird dann der Nichtsehende die übrigen Sinnesorgane und da besonders das Gehör und den Tastsinn bis zu einem Höchstmaß des möglichen auszubilden suchen.

Es ist in erster Linie das Gehör, welches als getreuer Helfer bei der harmonischen Gestaltung unserer Innenwelt hervorragend mitzuwirken vermag. Als ich noch mein Sehvermögen besaß, schenkte ich dem Herabfallen reifer Früchte im Garten kaum Beachtung. Nach meiner Erblindung bedeutet mir dieser Vorgang ein reizvolles Erlebnis, das blühende und auch fruchtbeladene Bäume vor meinem geistigen Auge erstehen läßt. Sturm hingegen weckt in mir den Eindruck hochgehender, schaumgekrönter Meereswogen, eine Naturerscheinung, die mir früher viel bedeutete. Auch die Schönheit und den Trost der Musik habe ich noch nie so tief und beglückend empfunden, wie es jetzt der Fall ist. Und der Klang menschlicher Stimmen ruft in mir verschiedene positive, aber auch gegenteilige Vorstellungen wach. Viele von uns schließen nach Klang und Tonfall der Stimme auf den Charakter des Sprechenden und unsere Beurteilung wurde oft genug bestätigt.

Selbstverständlich leistet uns auch der verfeinerte Tastsinn große Dienste. Mit den Fingern erfühlen wir eine Vielfalt von Gegenständen, deren Formen wir dann meist deutlich vor uns zu sehen glauben. Von unschätzbarem Wert ist für uns die von Louis Braille erfundene Punktschrift, durch welche wir selbständig zu lesen vermögen und so mit den Erscheinungen der Literatur und Wissenschaft in lebendiger Verbindung bleiben. Auch dem Geruchssinn verdanken wir allerlei willkommene Eindrücke. Tannenduft beispielsweise schenkt uns oft die Erinnerung an den Wald mit seinen Blumen, Beeren und Pilzen. Wohlriechende Blüten oder der Duft eines unaufdringlichen Parfums können uns Freude und Anregung vermitteln.

Eine Tatsache soll hier noch erwähnt werden, die, so merkwürdig es klingen mag, dennoch ab und zu in Erscheinung tritt. Es gibt nämlich Momente in unserem Leben, wo uns durch das Blindsein manch Unerfreuliches erspart bleibt. Der Anblick eines haßerfüllten Gesichtes, der eines armen mißhandelten Tieres und anderes Häßliche und Traurige verschiedenster Art — all dies nehmen wir Blinden glücklicherweise nicht wahr.

Als tröstlicher Abschluß dieser kleinen Betrachtung sei festgestellt, daß uns, die wir infolge des verlorengegangenen Augenlichtes oft und schmerzlichen Verzicht leisten müssen, doch viele Dinge verblieben sind, welche das Dasein schön und wertvoll machen. Es liegt vor allem an uns, diese seelisch-geistige Welt immer beglückender für uns auszugestalten. Und je mehr wir in sie hineinwachsen, desto kraftvoller überwinden wir unser schweres Schicksal. Denken wir dabei auch manchmal an den Ausspruch des österreichischen Dichters Hugo von Hofmannsthal, welcher sagt: „Alle Wirklichkeit ist häßlich, aber der Traum ist ein goldener Garten!“

Y. B.

ELFRIEDE LASCHEK:

Gang über die Felder

Der Sonntag des Bauern ist dem Rasten gegeben und dem Gang über die Felder. Er ist ein langsames besinnliches Dahinwandern, und dem prüfenden Blick entgeht nichts, weder auf den eigenen noch auf den Äckern der Nachbarn. Es bedeutet nicht bloße Sonntagsfreude am gut gedeihenden Besitz, sondern zugleich scharfes Denken, Rechnen, Erwägen.

Als ich vor kurzem befreundete Bauersleute auf ihrem Sonntagsgang begleitete, kam ich so recht ins Sinnieren. „Der Woazacker vom Steffel tragat ganz schen, aber besser wär's doch, er hätt' Kukuruz baut", sagte der Bauer so beiläufig zu seiner Frau. Und danach blieb wieder sie kopfschüttelnd vor einem Erdäpfelacker stehen, der wirklich von dem angrenzenden durch seine schlechten Pflanzen abstach. „Siagst", sagte sie vorwurfsvoll, „i hab dir's glei gsagt, der tuats neama. War do a Troad besser gwen." Auf meine Fragen erklärten sie mir dann die Dreifelder- oder Vierfelderwirtschaft, das nötige Rasten der Äcker und der Erde. Zwischen Getreide, Futterklee, Kukuruz und Erdäpfeln muß immer wieder abgewechselt werden, damit die zum guten Gedeihen nötigen Aufbaustoffe wieder gesammelt und frei werden. Ich ging sehr nachdenklich heim und mir drängte sich der Vergleich zwischen der Ackerwirtschaft und den Menschengenerationen auf. Es kam so plötzlich über mich.

Immer wieder hört man von über den Durchschnitt hinausragenden Menschen, seien es Künstler, Wissenschaftler oder Wirtschaftsgrößen, die sich aus Armut oder ganz kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft emporarbeiteten, so als ob ein innerer Zwang sie einfach hinaufgetrieben hätte. Das Gegenteil, der Abstieg von der Höhe, das Zurückfluten in die breite Masse, bleibt fast immer unbeachtet. Wo verlor sich Goethes Sohn, wo versandeten die Kinder des genialen Musikerpaares Robert und Clara Schuhmann? Wenig hört man von den Nachfahren großer berühmter Männer, so als ob diese sich bei Lebzeiten ausgegeben hätten und ihrem nachfolgenden Geschlechte nichts mehr von ihrem großen inneren Feuer mitgeben konnten.

Ich denke an eine Jugendgespielin, eine ausgezeichnete Geigerin. Sie heiratete einen einfachen Salinenarbeiter aus dem Salzkammergut. Auf alle Vorhaltungen der Familie hatte sie nur die immer gleichbleibende Antwort: „Laßt's mich, mir graust so vor der Stadt." Ob sie damit das Leben in der Stadt an sich oder in den höheren Gesellschaftskreisen meinte, wurde nie klar. Tatsache bleibt, daß sie in den wechselvollen letzten Jahren für ihre Familie immer Geborgenheit und Zuflucht bedeutete.

Ich denke daran, wie mein Vater kurz vor seinem Tode zu mir Zehnjährigen, die sich nach langen Ferienwochen in der Steiermark nur immer unter schweren Tränen lösen konnte, in heiterem Vorwurf sagte: „Bei Gott, du hättest wirklich als Kuhdirndl auf die Welt kommen sollen." Diese Worte verließen mich nie mehr und ich bin sicher, daß ich glücklicher geworden wäre, wenn mein Schicksal mich mitten ins bäuerliche Dasein geführt hätte. So aber trage ich nur immer die Sehnsucht in mir... Ich denke an meinen Sohn, der als kleiner Junge schon die besten Anlagen zu jedweder Handfertigkeit zeigte. Was sollte er werden? Natürlich Ingenieur! Durchgezwängt haben wir ihn so lange, bis der Krieg einen dicken Strich unter das Studium machte. Nachher kam es anders, der junge Heimkehrer wollte so rasch als möglich verdienen, auf eigenen Füßen stehen. Mein Traum blieb unerfüllt, aber wir sind heute überzeugt, daß er als Handwerker Besseres leisten könnte als auf seinem Beamtenposten.

Alle diese Gedanken bedrängen mich seit dem Gang über die Felder. Viel zu-

wenig denken oft ehrgeizige Eltern an die ewigen Gesetze des Rastens und Reifens. Kinder armer, Generationen hindurch unterdrückter Familien, reißen sich von selber heraus, streben nach „oben" — eben aus dem großen Ausgerastetsein ihrer Vorfahren heraus. Denken wir an Rosegger, an Waggerl, an viele andere. Die aber, die angeblich „oben" sind, wollen es nicht wahrhaben, daß sich ihre geistige Kraft in ihnen erschöpft hat und dafür andere, handwerklichere Kräfte frei wurden. Es würde einen „Abstieg" bedeuten, wenn ihr Sohn nicht auch wieder studieren wollte, es wäre eine Mesallianz, wenn die Tochter mit Musikausbildung und Matura einen Geschäftsmann oder Handwerker heiratete. Und doch ist es so gleichgültig, ob man in dieser oder jener Gesellschaftsschichte Fuß faßt, ob man diese oder jene Arbeit erlernt und ausübt. Einzig und allein wertvoll ist nur jener Mensch, der in seinem Dasein das Beste gibt, was aus seinem Innern herausdrängt und Leistungen vollbringt, die mehr als durchschnittlich sind. Ob er nun des Ministers rechte Hand darstellt oder Schuhe doppelt, ob sie eine gesuchte Kinderärztin oder eine einfache Hausmutter ist.

Wie nötig wäre das Hineinhorchen und Hineinfühlen in die uns anvertrauten Kinderseelen und das Loslösen von den eigenen Anschauungen, die zum Großteil in Tradition und Herkömmlichen verankert sind. Eben dazu wären wir die Älteren, Lebenserfahreneren, um aus vielen kleinen Anzeichen zu erkennen, wohin der Weg unserer Kinder am aussichtsreichsten führt. Und zwar nicht in erster Linie am aussichtsreichsten in finanzieller und gesellschaftlicher Hinsicht, sondern in der Erfüllung der kindeseigenen Veranlagung. Nicht immer ist der Sohn in dem Beruf glücklich, den der Vater für ihn mit allen Mitteln anstrebt, weil er ihm das unerreichte Ziel seiner eigenen Wünsche war. Nicht immer bedeutet für die Tochter Studium das Lebensglück, nur weil sich die Mutter bei Kochtopf und Flickkorb unglücklich fühlt. In den meisten Fällen haben die Kinder noch nicht den Verstand, ihre tatsächliche Berufung zu erkennen und darum zu kämpfen. Anerzogener Gehorsam, Liebe zu den Eltern und eine gewisse Gleichgültigkeit der Jugend läßt sie auf dem so bequem vorgezeichneten Weg weitertrotten. Bis sie den Irrtum erkennen, ist es bereits ein — Lebensirrtum geworden.

Der Gang über die Felder hat mich nachdenklich gestimmt. Und es scheint mir, als ob auch unser Menschengeschlecht das „Rasten" bitter nötig hätte. Noch ist es im großen Weltgeschehen eine lächerlich kurze Zeit und doch haben sich seit 1945 Verschiebungen von erruptiver Gewalt ergeben. Es sind Schicksale mannigfachster Art und durch die Kürze der Zeit haftet ihnen noch die Bitterkeit und eine müde Resignation der älteren Jahrgänge an. Die Jugend aber hat zum Teil, durch die Not gezwungen, ein neues Leben begonnen, grundverschieden von dem, was sozusagen „an der Wiege gesungen wurde" — und die Ansätze lassen erkennen, daß diese Jugend weiß, was sie will und weiß, wie sie am besten ihre Kräfte nutzbar macht.

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Hilfsgemeinschaft

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

KNORR
Goldaugen
SUPPEN

Im Rucksack nur gering-
gewichtig,
ist KNORR auf Touren
lebenswichtig.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben. Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

Verstärkte Nummer! Preisrätsel! Aus dem Inhalt:

Präsident des Nationalrates Dr. Felix Hurdes, Dr. Karl Kainrath

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Der Steiermärkische Blindenverein

Der blinde Werkelmann

Mucki und Michael

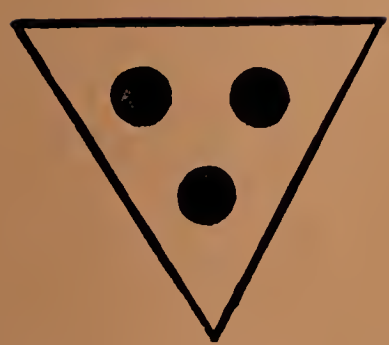
Entstehung der Blindenanstalten

In einem amerikanischen Blindenkindergarten

Geliebte Lehrerin

„In die Berg' bin i gern . . ."

Quellen des Trostes und der Kraft



1. JAHRGANG HEFT 12 PREIS S 3.50 DEZEMBER 1956

An unsere Mitglieder und Freunde!

Das Weihnachtsfest und der Beginn eines neuen Jahres rücken heran, eine Zeit, in der das Licht der Liebe und Freude in uns besonders hell erstrahlen soll. Wenn wir auf die Arbeit des abgelaufenen Jahres und die damit verbundenen Erfolge zurückblicken, so können wir zufrieden sein. Wir danken allen unseren Mitgliedern und Freunden für die uns bewiesene Hilfsbereitschaft und bitten sie, unsere Bestrebungen auch im kommenden Jahre tatkräftig unterstützen zu wollen. Vermochten wir in der Vielfalt unserer Ziele das eine oder andere noch nicht zu erreichen, so sind wir doch fest davon überzeugt, daß uns dies 1957 durch frischen Mut, durch Willenskraft und durch die Mitwirkung aller Gutgesinnten gelingen wird.

Nun entbieten wir Ihnen, liebe Mitglieder und Freunde, die herzlichsten Festtagswünsche, auf daß die Sterne der Gesundheit, des Friedens und des Wohlstandes Ihrem Leben auch im kommenden Jahre leuchten mögen! Diese unsre aufrichtigen Wünsche beschränken sich nicht allein auf die Bewohner unsrer Heimat — wir rufen vielmehr allen Menschen der Erde zu:

Recht frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr!

Die Hilfsgemeinschaft
der später Erblindeten Österreichs

Christnacht

Es geht die Nacht um Hof und Haus
Und löscht die Lichter alle aus — nur eines nicht.

Ein Licht noch brennet für uns all',
Dies Licht, es kommt aus einem Stall,
In dem ein Kind im Kripplein liegt,
Das alle Dunkelheit besiegt.
Es macht die Welt so strahlend hell,
Ist unser reinster Freudenquell.

Es geht die Nacht um Hof und Haus
Und löscht die Lichter alle aus — nur eines nicht . . .

Emmi Behr

Wir erhielten folgenden Brief:

DER PRÄSIDENT
DES NATIONALRATES

Wien, am 13. 11. 1956

Die Tätigkeit der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" ist bahnbrechend: denn sie zeigt, daß die Blinden keinesfalls nur auf Almosen angewiesen sein sollen, sondern vielfach imstande sind, sich ihren Anteil am Sozialprodukt selbst zu verdienen. Ich wünsche daher der Hilfsgemeinschaft für ihre nicht nur im Interesse der Blinden, sondern auch der Allgemeinheit geleistete Tätigkeit weiterhin viel Erfolg.

Ich bin überzeugt, daß die Zeitschrift „Unser Schaffen", die nun zum Jahreswechsel ihrem ersten Geburtstag entgegensieht, einen innigen und wertvollen Kontakt zwischen Blinden und Sehenden herstellt. Dieser Kontakt ermöglicht es, immer weiteren Kreisen die Anliegen und Nöte der erblindeten Menschen bekanntzumachen und trägt dadurch bei, die vielfach vorhandene Hilfsbereitschaft alter und neuer Blindenfreunde auch wirklich zweckentsprechend für die Blinden nutzbar zu machen. Der schönste Lohn für die Mitarbeiter und die Leser der Zeitung wird es sein, wenn auf diese Weise das Leben der Blinden etwas erhellt werden kann.

Gerade für Weihnachten, dem Fest des Lichtes, wünsche ich, daß in allen Blinden das innere Licht leuchtet. Dieses innere Licht soll durch die Überzeugung erhellt werden, daß sie mit zur Familie unseres österreichischen Volkes gehören und daß die Sehenden sich immer wieder bemühen werden, das schwere Los der Blinden zu erleichtern.

Möge auch im kommenden Jahr das Wirken der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" von Erfolg begleitet sein und möge es der Zeitschrift „Unser Schaffen" gelingen, immer mehr Menschen mit Verständnis und Hilfsbereitschaft für die Blinden zu erfüllen.

Mit dem Ausdruck

vorzüglicher Hochachtung

Um das Blindengeld

In den letzten Nummern unserer Zeitschrift konnten wir von den Bemühungen der Zivilblinden um die Erlangung einer gesetzlichen Blindenbeihilfe berichten. Seit einigen Jahren wird ein Gesetz angestrebt, welches allen Blinden eine Beihilfe als Härteausgleich für die blindheitsbedingten Mehrausgaben sichern soll.

Vor mehr als einem Jahre, es war am 14. Juni 1955, zogen die Blinden aus ganz Österreich auf die Ringstraße und demonstrierten vor dem Parlament für ihre bescheidenen, aber deswegen nicht weniger berechtigten Forderungen. Delegationen wurden von den politischen Parteien empfangen und anschließend auch vom Bundeskanzler. Dieser versprach, sich für die Forderungen der Blinden einzusetzen und für deren rascheste Erfüllung zu sorgen. Bei Verhandlungen, die im Bundeskanzleramt mit den zuständigen Referenten geführt wurden, ergab sich die Unmöglichkeit, ein Bundesgesetz zu schaffen, da nach der Verfassung die Sorge für Zivilblinde in die Kompetenz der Länder fällt. Man hätte auch die Verfassung ändern können, entschloß sich aber, die Länder mit der Ausarbeitung von Gesetzentwürfen für ein Blindenbeihilfegesetz zu beauftragen.

Vorarlberg darf für sich die Ehre in Anspruch nehmen, das erste Gesetz für eine Beihilfe an Blinde geschaffen zu haben. **Tirol** und **Oberösterreich** folgten. Am 12. Juli beschloß der **Steirische** Landtag ein Gesetz, wonach allen Zivilblinden ohne Berücksichtigung sonstiger Einkommen ein Blindengeld in der Höhe von S 300.— für praktisch Blinde und S 450.— für Vollblinde monatlich gewährt wird.

Die Länder **Wien** und **Niederösterreich** beschlossen, gleichlautende Gesetze zu schaffen. Man war bereit, allen Blinden zu helfen, jedoch wäre nach den Gesetzesbestimmungen für den größten Teil der Blinden die Hilfe unwirksam geblieben. Es wurde eine Einkommensgrenze von S 1200.— vorgesehen. Außerdem waren in diesen Gesetzentwürfen die Sozialrentner, die nach dem neuen ASVG seit Jänner 1956 einen Hilflosenzuschuß erhalten, nicht vorgesehen.

Nach langen Verhandlungen und vielen Vorsprachen ist es den Vertretern der Zivilblinden gelungen, vorläufig wenigstens für das Land **Wien** eine Verbesserung zu erreichen. Im Wiener Landtag wurde ein Blindenbeihilfegesetz beschlossen, das allen Zivilblinden bis zu einem Einkommen von S 1550.— ein Blindengeld gewährt. Praktisch Blinde, das sind Personen mit einem kleinen Sehrest, werden S 300.— und Vollblinde S 450.— monatlich erhalten. Ferner konnte im Verhandlungswege erreicht werden, daß der den blinden Sozialrentnern gewährte Hilflosenzuschuß von S 300.— auf S 450.— erhöht wird.

Das Land Niederösterreich ist zu diesen Zugeständnissen vorläufig noch nicht bereit. Wir hoffen aber, daß es gelingen wird, die maßgebenden Stellen auch dort zu besserer Einsicht zu bringen.

Wenn wir bedenken, daß man zum erstenmal in der Geschichte des Österreichischen Blindenwesens daran geht, das harte Los der Zivilblinden zu erleichtern, so dürfen wir uns wohl über diesen Erfolg freuen. Wir haben allen Grund, mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Es kann nicht bestritten werden, daß man den Wünschen der Blinden überall vollstes Verständnis entgegenbringt und so dürfen wir am Ende dieses Jahres 1956 allen Menschen danken, die uns in unserem Kampf um verbesserte Lebensbedingungen für die Zivilblinden unterstützt haben. Wir wollen aber auch die Bitte an sie richten, uns wie bisher auch weiter zu helfen.

DR. KARL KAINRATH:

Sebastians göttliche Prüfung

Es war im Winter des Jahres 1749. Der 64jährige Sebastian stand vor einem schweren Entschluß. Sein Augenlicht war durch jahrelanges intensives Notenschreiben so trübe geworden, daß er befürchten mußte, es völlig zu verlieren. Was half es, wenn er sich alle seine diesbezüglichen Vergehen vergegenwärtigte: Wie er als Gymnasiast in Ohrdruf sechs Monate hindurch heimlich bei Mondlicht Orgelkompositionen von Froberger, Kerll, Buxtehude und anderen kopierte, wie er in der Folge viele seiner eigenen Werke bei mangelhafter Beleuchtung in Kupfer stach, um sie vervielfältigen zu können, und wie er die wiederholt auftretenden Schwächeanfälle seiner Augen in seinem unbändigen Schaffensdrange zu überwinden suchte!

Nun gab es nur mehr einen Weg, sein noch ungesammeltes und teilweise unvollendetes Lebenswerk zu beenden: Eine Augenoperation. Aber auch bei deren Gelingen würde er sich dem ihm so am Herzen liegenden Kupferstich seiner „Kunst der Fuge" nicht mehr widmen dürfen! Damit mußte er sich wohl oder übel abfinden. Ein tröstlicher Schimmer bei dieser seelischen Verfassung begann ihm aber in dem Gedanken aufzuleuchten, daß ihm seine Gattin **Anna Magdalena** beim Notenkopieren so opferbereit und verständnisvoll zur Seite stand, obwohl die mit vielen Kindern gesegnete Familie eine Beschränkung auf die bloße Hauswirtschaft voll und ganz gerechtfertigt hätte erscheinen lassen. Außerdem erfüllte Sebastian insoferne eine gewisse Zuversicht, als sich der zufällig in Leipzig befindliche berühmte englische Augenarzt **John Taylor** bereit erklärt hatte, die Operation durchzuführen. Taylor würde gewiß die Verantwortung für eine wenig Aussicht auf Erfolg versprechende Operation an dem immerhin nicht mehr unbekannten Thomaskantor abgelehnt haben!

Solcherart waren die Erwägungen, die Sebastian mit Gefaßtheit den chirurgischen Eingriff überstehen ließen. Er verzweifelte auch nicht bei der Auskunft des Arztes, daß noch eine zweite Operation notwendig sei, und daß man auch dann noch geraume Zeit werde warten müssen, ehe ein endgültiges Urteil über das Gelingen des Eingriffes gesagt werden könne. Taylor aber wußte bereits so viel, daß auch der neuerliche Messerschnitt nur mehr die Hoffnung auf ein Wunder bedeutete. Und dieses schien, wenigstens in Gestalt einer sofortigen Wiedererlangung der Sehkraft, die zu einer kontinuierlichen Arbeit befähigte, auszubleiben! Die große Nacht, die sich vor des Meisters Augen aufgetan hatte, wollte nicht mehr weichen. Die Erkenntnis, wohl für den Rest des Lebens blind zu sein, war für Sebastian so niederschmetternd, daß er zunächst nicht imstande war, mit Hilfe seines bewährten Schwiegersohnes **Altnikol** oder seiner Gattin die abschließende Kompositionstätigkeit wiederaufzunehmen.

Der plötzliche Verlust des Gesichtssinnes verlangte eine völlige Neuorientierung nach innen und nach außen hin. Aber es sollte sich zeigen, daß Sebastians tiefe Gottergebenheit keineswegs erschüttert, sondern vielmehr zur Verklärtheit gesteigert wurde! Denn es konnte ja nicht anders sein, als daß der, dessen Leidensweg er in seinen Passionen musikalisch nachgelitten hatte und den er in Kantaten und Chorälen nicht genug verherrlichen konnte, ihm nur aus wohlerwogenen Gründen diese schwere Prüfung gesandt hatte! Indem er sein Mißgeschick auf diese Weise zu begründen suchte, stellte sich das innere Gleichgewicht allmählich wieder ein. Sebastian zeigte sich auch der Umwelt gegenüber wieder freundlicher, bemühte sich, den Tast- und Gehörsinn zu schärfen und setzte sich zuweilen sogar an die Orgel. Und da überkam es ihn, als ob seine Improvisationskunst mehr und mehr gesteigert würde.

In einem heiligen Fanatismus errichtete er gleichsam aus dem Nichts gigantische Fugengebäude, die freilich, wenn sie verklungen waren, von der Mit- und Nachwelt nicht mehr reproduziert werden konnten. Eine Notenstenographie war damals ebenso wie heute noch nicht erfunden und das spätere Notendiktat des blinden Meisters wäre kein Ersatz gewesen für die geniale Augenblicksinspiration seines seelischen Hochfluges. So mußten diese letzten großen Werke unaufgezeichnet in den Dom verhallen. Vielleicht waren sie auch nur für Gott bestimmt?! Wer wagt es, von einem bloßen Zufall zu sprechen, als etwa 100 Jahre später Sebastians Werk schlechthin als das Fundament musikalisch-schöpferischer Fortentwicklung erkannt wurde?!

Sebastian war es zumute, als ob ihn der Verlust des Augenlichtes erst so recht befähigte, große musikalische Aussagen zu machen. Eine Fülle von Tönen ordnete sich wie von selbst in seinem Kopfe zu den herrlichsten Kontrapunkten. Was aber nützte es, wenn die Sklavenarbeit des Notenschreibens nicht oder nur durch erbetene Hilfe möglich war?! Eine solche ist meist gerade dann nicht verfügbar, wenn sie benötigt wird. In dieser zwiespältigen Stimmung hatte Sebastian bei der Rückschau auf seine Werke wenigstens die eine Genugtuung, durch unermüdlichen Fleiß der Welt seine Fähigkeiten zur Komposition der verschiedensten musikalischen Formen bewiesen zu haben. Denn dies wußte er: Einem Genius ohne Fleiß ist unrettbar das Massengrab des Durchschnittsmenschen beschieden! Indem er seine schöpferischen Gedanken zum Ruhme des Allerhöchsten zu Papier und Kupfer gebracht, hatte er gleichzeitig die menschlichen Gemüter erhoben.

Als Sebastian eines Sommermorgens des Jahres 1750 nach einem inbrünstigen Gebet die Augenlider aufschlug, begann alles in ihm zu jauchzen! Er konnte wieder die Gegenstände seines Zimmers wahrnehmen! Dort lag sein letztes großes Werk mit der begonnenen Schlußfuge auf dem Tisch. Wollte es Gott ihn noch vollenden lassen? Gewiß hatte er das Wunder gewirkt, weil er ihm seine große Liebe offenbaren wollte! Und dieses Gottvertrauen verließ ihn auch nicht, als ihn bald nachher ein Schlaganfall mit heftigem Fieber an sein herannahendes Ende gemahnte. Mit letzter Anstrengung diktierte er noch Altnikol den Choral in die Feder: „Wenn wir in höchsten Nöten sein", dem er dann den Titel gab: „Vor Deinen Thron tret' ich hiemit."

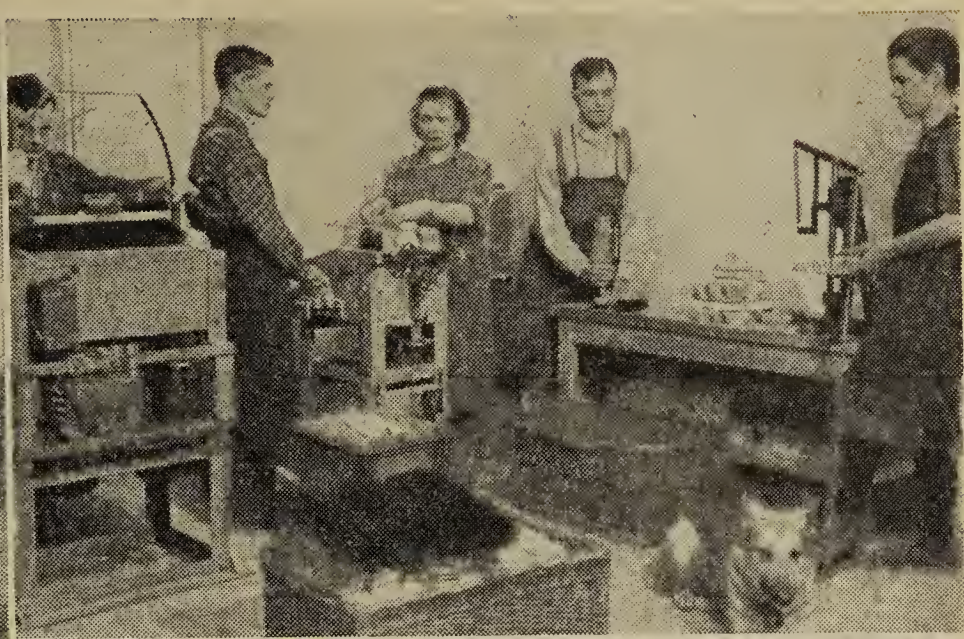
Gleichsam mit diesen Worten hat einer der größten Komponisten aller Zeiten seine ringende und treue Seele in die Hände Gottes zurückgegeben: **Johann Sebastian Bach,** dessen h-moll-Messe auch auf sein Leben bezogen werden könnte: **Incarnatus — crucifixus — resurrexit.**

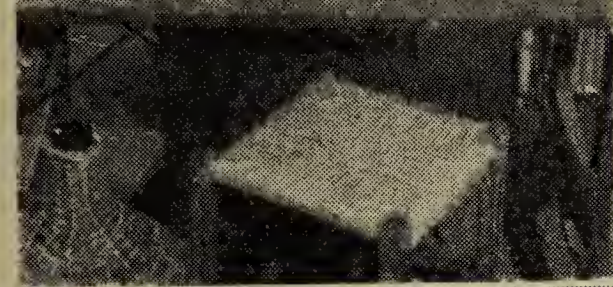
Ein „Bunter Nachmittag"

Der von der rührigen Leitung unserer Hilfsgemeinschaft kürzlich im Saal des Schwechater Hofes veranstaltete „Bunte Nachmittag" verlief sehr schön und gemütlich. Kollege **Vogel** begrüßte die in großer Zahl Erschienenen und sprach dann über die Aussichten bezüglich des Blindenpflegegeldes. Anschließend erfreute eine Reihe prominenter Künstler von Bühne und Rundfunk durch ihre ausgezeichneten und teilweise sehr humorvollen Darbietungen. Reges Interesse bestand für die zum Verkauf angebotenen Tombolalose, deren Gesamtausgabe von 1500 Stück restlos abgesetzt wurde. Jeder Losbesitzer wartete gespannt auf die Ziehung — dann gab es angesichts der vielen wertvollen und nützlichen Treffer, Freude und fröhliches Lachen. Wenn jemand eine Niete gezogen hatte, war er auch nicht traurig; hatte er doch durch den Loskauf ein Scherflein zu dem Umbau unseres Erholungsheimes beigetragen. Zwischendurch unterhielt eine Musikkapelle mit flotten Weisen.

Kollege Vogel dankte zum Schluß allen Mitwirkenden. Kollege Vojir brachte in schwungvollen Worten seine Freude über das Gelingen des Abends zum Ausdruck und nahm hierauf als Sozialrentner Stellung zur Fassung des Blindenbeihilfegesetzes. Froh gestimmt verließen wir den Schwechater Hof und freuen uns schon auf den nächsten „Bunten Nachmittag".

Der Steiermärkische Blindenverein





Der Steiermärkische Blindenverein führt in Graz gewerbliche Betriebe, in denen 35 blinde Männer und Frauen das ganze Jahr hindurch Beschäftigung finden. Es war eine gute Idee des Obmannes dieser Organisation, **Josef Ganser**, eine Delegation der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zur Besichtigung dieser Einrichtungen nach Graz einzuladen.

Nützliche Betriebe

Nach einer herzlichen Begrüßung übernahm Herr Ganser selbst die Führung und zeigte mit sichtlichem Stolz, was Fleiß und Willenskraft zu schaffen vermögen. Im ersten Raum, den wir betraten, befindet sich die **Korbflechterei.** Wäschepuffer, Nähtische und Waschkörbe werden hier angefertigt und finden guten Absatz. Die Waren sind schön

ausgeführt und wir müssen, da wir selbst auch blind sind, mit unseren Händen die einzelnen Arbeitsvorgänge verfolgen.

Wir kommen in die **Bürstenbinderei.** Im Vorraum herrscht ein ohrenbetäubender Lärm und man muß erst die Motoren abstellen, damit man sich verständigen kann. „Hier", erklärt unser Führer, „ist die Zurichterei mit ihren Schneidemaschinen. Die fertigen Bürsten kommen hieher, werden von einer raffiniert konstruierten Maschine zugeschnitten, damit alle Bündel die gleiche Länge haben und — sofern sie noch mit einem Deckel versehen werden — geschieht dies mit einer Nagelmaschine. Die Stiften werden in eine Vertiefung gesteckt, dann erfolgt ein kräftiger Druck und der Deckel sitzt fest. Diese Maschinen werden ausschließlich von Blinden bedient.

Wir treten in die **Bürstenbinderei** ein. Vor jedem Arbeitsplatz befindet sich eine sogenannte Bündelmaschine. Sie teilt vom Rohmaterial, welches an der Seite der Maschine zugeführt wird, die benötigten Bündel immer in gleicher Stärke ab. Ein Druck auf ein Fußpedal genügt, und schon ist das nächste Bündel abnahmebereit. Die dort beschäftigten blinden Arbeiter erklären, daß jetzt die Arbeit viel schneller vonstatten geht als früher, wo sie das Material in der einen Hand hielten und mit der anderen Hand die Bündel abteilen mußten. Es gibt dabei auch weniger Abfall, seitdem diese Maschinen in Verwendung sind, und die Leistungen konnten beträchtlich gesteigert werden. Wir erfuhren, daß alle Beschäftigten im Stundenlohn arbeiten und für Leistungen, die die Norm überschreiten, Prämien erhalten. Die Norm ist sicher nicht zu hoch, da fast alle Arbeiter die Prämie bekommen.

Es werden Roßhaar, Reiswurzel und Piassava Fibris verarbeitet. Aus Gesprächen mit den Kollegen erfahren wir, daß sie mit den Arbeitsbedingungen sehr zufrieden und überhaupt glücklich sind, daß sie eine Arbeitsmöglichkeit haben. Man hat im Betrieb Anschluß an Kameraden, hat Gelegenheit, nützliche Arbeit zu leisten und erhält schließlich seinen Lohn.

Die Bürsten gelangen über das Hauptlager, das sich neben dem Verkaufsgeschäft befindet, zu den Kunden. Vorwiegend sind es Vertreter, die die Kunden besuchen und mit ihren Aufträgen für ständigen Absatz der Qualitätserzeugnisse sorgen.

In der Blindenweberei

Wir statten der vor einem Jahr errichteten Weberei einen Besuch ab und sind von diesem Betrieb sehr beeindruckt. Wir werden dem Meister, einem Textilfachmann, vorgestellt und dieser ist gerne bereit, uns fachkundig die einzelnen Vorgänge zu erklären. Wir hören von „Schuß und Kette" und sind begierig, alles mit unseren Händen zu betasten. Acht vollblinde Menschen konnten hier bereits abgerichtet und zu tüchtigen Handwebern ausgebildet werden. Reibtücher, Boden- und Staubtücher werden in diesem Betrieb hergestellt und, was besonders auffällt, es werden Geschirrtücher mit verschiedenfarbigen Streifen gewebt. Mittels einer ganz einfachen Vorrichtung ist es der blinden Weberin möglich, festzustellen, wann sie die Farbe wechseln muß. Die Garne selbst sind nach ihrer Verschiedenfarbigkeit in verschieden großen Behältern untergebracht.

Wir hören von den Weberinnen, daß sie mit ihrer Arbeit, aber auch mit ihrem Lohn zufrieden sind und alle erklären übereinstimmend, daß das Weben für Blinde eine geeignete Arbeit sei. Dann führt uns Obmann Ganser in eine andere Abteilung, dort werden Kokosmatten und Teppichklopfer erzeugt.

Anschließend befindet sich die **Haustischlerei,** wo die für die Korbflechterei benötigten Holzbestandteile hergestellt werden. Aber auch Möbel und Geschäftseinrichtungen werden für den eigenen Bedarf erzeugt.

Bürotätigkeit

Wir werden durch die Büroräume geleitet und beobachten eine blinde Stenotypistin an der Arbeit. Auch sie fühlt

sich sehr glücklich, trotz Blindheit vollwertige Arbeit leisten zu können.

Ein Teil der beschäftigten Frauen und Männer, vorwiegend Ledige, kommt von außerhalb der Stadt, und da es hier fast unmöglich ist, für sie eine Wohnung zu beschaffen, sind, an die Werkstätte angeschlossen, einige Schlafräume eingerichtet, die den blinden Arbeitern und Arbeiterinnen vollkommen kostenlos zur Verfügung stehen. Diese Räume sind sehr sauber und gemütlich eingerichtet. Es gibt auch eine Hausordnung, „denn Ordnung", sagt Obmann Ganser, „ist die Voraussetzung für ein gedeihliches Arbeiten".

Der Steiermärkische Blindenverein hat auch eine **Nähstube**, und wir freuen uns, als wir erfahren, daß diese Nähstube eingerichtet wurde, nachdem Herr Ganser vor einigen Jahren dieselbe Einrichtung in unserer Hilfsgemeinschaft erstmalig gesehen und von ihrer Zweckmäßigkeit überzeugt war.

Die Werkstätten und einzelnen Einrichtungen sind über verschiedene Gebäude verstreut, weil es leider an einem großen Haus mangelt, in dem alles untergebracht werden könnte. Vor einem Jahr hat die steirische Organisation ungefähr sechs Kilometer außerhalb der Stadt ein Grundstück erworben und eine **Weidenschälerei** eingerichtet. Im Frühjahr werden die grünen Weiden angeliefert und in einem 30 m langen und 6 m breiten Beton-Bassin aufgestellt. Dort treiben sie im Wasser junge Triebe und wenn es so weit ist, kommen sie in die elektrisch betriebenen Schälmaschinen und werden anschließend auf langen, mehrstöckigen Regalen zum Trocknen gelegt. Diese Arbeiten sind nach zwei Monaten beendet und der Bedarf an Weiden für die Korbflechterei ist dadurch sichergestellt. In den Sommermonaten steht das Bassin den blinden „Wasserratten" zur Verfügung und ein praktisch eingerichtetes einfaches Haus ermöglicht den Mitgliedern samt ihren Familienangehörigen schöne Weekends in der herrlichen Natur zu verbringen.

„Auf wessen Hilfe können Sie bei Ihrer so segensreichen Arbeit rechnen?" fragen wir Obmann Ganser. — „Wir erhalten Subventionen und auch Darlehen von öffentlichen Stellen, aber vor allem ist es die Bevölkerung, die uns mit ihren Spenden, aber auch durch die Abnahme unserer Erzeugnisse hilft."

Wir nehmen tief beeindruckt von Graz und unseren blinden Freunden Abschied. Wir haben wieder einmal sehen können, was Energie und Zähigkeit zu leisten vermögen. Die steirischen Blinden dürfen mit Recht auf ihren bewährten Leiter stolz sein und ihm auch dafür danken, daß es ihm durch seine Entschlossenheit gelungen ist, seinen Schicksalsgefährten ein gesetzliches monatliches Blindengeld von S 450.— für Vollblinde und von S 300.— für praktisch Blinde zu erwirken.

Sind Sie wortgewandt?

Unser Planet ist von der Wissenschaft im Lauf der Zeit ziemlich genau erforscht und beschrieben worden; dieser Arbeit verdanken wir viele Wörter, die nicht nur in die Schriftsprache, sondern auch in unser Alltagsdeutsch eingegangen sind. Verstehen wir sie aber wirklich alle?

Bestimmen Sie bitte die Bedeutung der folgenden Wörter und vergleichen Sie sie mit den untenstehenden Antworten. Aber nicht vorher nachschauen.

Erosion — A: *Ausbruch.* B: *Verwitterung.* C: *Ausstrahlung.* D: *Aufsaugung.*

meridional — A: *zum Mittelmeergebiet gehörend.* B: *mittelmäßig.* C: *gebietsweise.* D: *südlich.*

kontinental — A: *inländisch.* B: *flach.* C: *fortdauernd.* D: *festländisch.*

Archipel — A: *Hauptstadt.* B: *Landenge.* C: *Inselgruppe.* D: *Luftgeist.*

Fauna — A: *vorherrschende Witterung.* B: *Pflanzenwelt.* C: *Volkskunde.* D: *Tierwelt.*

Antworten

die Erosion — B: Französisch *érosion*, aus Lateinisch *e* (x) „aus" und *rodere* „nagen". Zerschneidung und Abtragung der Erdoberfläche durch Wind, Wasser und Eis. „Erosionstäler".

meridional — D: Volkslateinisch *meridionalis*, von *meridianus* „mittäglich" (meridies, Mittag, Süden) daher „südlich, südländisch".

kontinental — D: Lateinisch *continentalis*, von (terra) *continens* „zusammenhängendes (Land), Festland, Kontinent". „Kontinentales Klima", im Gegensatz etwa zu Englands Inselklima.

der Archipel — C: Griechisch *archipélagos* „Hauptmeer", d. h. das inselreiche Ägäische Meer; danach übertragen auf große Inselgruppen allgemein.

die Fauna — D: Name der Schutzherrin der Tiere; Schwester oder Gattin des altitalischen Naturgottes Faunus. Seit Linné (1707 bis 1778) „Tierwelt" überhaupt.

DR. LOTHAR RING:

Der blinde Werkelmann

(Nach einer wahren Begebenheit)

Der Maurermeister Karl Preisinger war an diesem Wiener Frühlingsmorgen besonders guter Laune. Begreiflich, denn die Sonne hatte sich lange verborgen gehalten, und nun, da sie froh und festlich aus einer grauen Wolkendecke hervorgebrochen war, konnte dieses Ereignis genügen, die Herzen der Menschen höher schlagen zu lassen. Aber zudem hatte sich bei Preisinger noch etwas Wichtiges ereignet. Der Maurermeister hatte einen Bauauftrag erhalten, der ein gutes Stück Geld versprach, und solch ein Geschäft konnte man immer brauchen. Deshalb war es kein Wunder, daß er in bester Stimmung war, und beschloß, mit Frau und Sohn einen Ausflug ins anmutige Liebhartstal zu unternehmen. Dort hatte sein Freund das Gasthaus zum „Blauen Igel" als besonders vorteilhaft gerühmt und davon wollte sich Preisinger im Kreise seiner Familie persönlich überzeugen.

Aber mißtrauisch, wie er war, dachte er sich, die lieben Wiener Gastwirte haben in der letzten Zeit immer bescheidenere Portionen aufgetischt. Warum sollte da der „Blaue Igel" eine Ausnahme machen? Und so bestellte er denn statt drei, vier Portionen. Man kann ja nie wissen! Als dann vier knusprige Stelzen auf dem Tisch erschienen, da konnte sich der gute Preisinger vor Überraschung um so weniger fassen, als überdies noch eine vorzügliche Mehlspeise in Gestalt von etlichen mächtigen Wuchteln serviert wurde.

Nein, soviel konnte die Familie Preisinger bei bestem Willen nicht vertilgen, und deshalb sah sie sich hilfesuchend um und bemerkte von ihrem Tisch weiter entfernt ein gebücktes Männlein, das vor einem Viertel Wein saß, und dessen halberblindete Augen etwas trübselig unter einem grünen Schirm hervorleuchteten.

Der hat gewiß Hunger, dachte Preisinger, und flüsterte dies seiner Frau zu, die seine Ansicht bestätigte. Da Preisinger sich just in Geberlaune befand, winkte er den Speisenträger herbei und erteilte ihm den Auftrag, dem Alten die restlichen Speisen auf den Tisch zu stellen. Der Kellner tat, wie ihm geheißen und das alte Männlein in dem filzigen brauen Röcklein ließ sich das Essen anscheinend gut schmecken. Nachdem es zu Ende gegessen hatte, erhob es sich, wankte auf den freundlichen Spender zu, und sprach: „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie die Güte hatten, meiner zu gedenken." Der Alte grüßte höflich und humpelte davon.

Ein Gefühl der Freude durchwogte die Brust des wackeren Meisters, der zu seinem Sohn und zu seiner Gattin sagte: „Es ist doch eine Genugtuung, wenn man einem anderen Menschen eine Freude machen kann." Und damit hatte er zweifellos recht. Es dauerte noch eine Weile, bevor sich Preisinger mit seiner Familie zum Aufbruch entschloß. Vorher winkte er den Zahlkellner herbei, doch

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

zu Preisingers Überraschung erschien dieser statt mit einem Rechnungszettel mit zwei Flaschen Champagner. „Wer hat denn den Champagner bestellt?", fragte Preisinger etwas ängstlich. „Der Herr, der dort drüben gesessen ist!" — „Das blinde Manderl", ergänzte Frau Preisinger mit bebender Stimme, ihr ahnte nichts Gutes. Sollte sich der Fremde einen bösen Scherz erlaubt haben?

„Er hat die ganze Zeche schon bezahlt", beschwichtigte der Zahlkellner die besorgten Gemüter der Familie Preisinger. Es war nämlich der **Hofrat Ritter von Hyrtl**, der berühmte Anatom. „Wer war das?" fragte Frau Preisinger mit schwankender Stimme." — „Der Herr Hofrat Hyrtl?" — „Aber ich meine doch den alten Werkelmann, mit dem grünen Augenschirm, der dort gesessen ist", sagte Frau Preisinger und rang nach Atem. „Ich kann Ihnen nicht helfen", erwiderte der Kellner, „das ist nämlich derselbe." — „Jessasmarandjosef", ließ sich Frau Preisinger vernehmen und tastete nach dem Arm ihres Gatten. „Ein wirklicher Herr Hofrat, und kein blinder Werkelmann?" „Trösten Sie sich", sagte der Kellner gutmütig, „es gibt genug wirkliche Hofräte, die jahrelang umeinanderwerkeln und trotzdem nichts zusammenbringen." „Der aber nicht", mischte sich der Sohn ins Gespräch, „das ist der Mann, der das berühmte anatomische Museum errichtet hat. Das müssen wir uns aber einmal anschauen."

„Gut", sagte der Vater, „von mir aus, nächsten Sonntag. Aber jetzt trinken wir auf den Schrecken doch den Schampus, und Sie", wandte er sich an den Kellner, „dürfen mittrinken." „Unser Wohltäter, der blinde Werkelmann, pardon, der Herr Hofrat, soll leben." Und schon klangen die Gläser der kleinen Gesellschaft fröhlich aneinander.

Leben und Wirken unter den Sehenden

Bei Begegnung mit Leuten, die ich wohl kenne, mit denen ich aber weiter in keinem Kontakt stehe, wird oft an mich die Frage gerichtet, was ich den ganzen Tag mache, da ich doch durch den Verlust des Augenlichtes gewiß nichts arbeiten kann. Ich finde diese Frage von Sehenden zwar nicht verletzend, sie würde aber vielleicht doch Hemmungen in mir erwecken, wenn ich nicht mit Sicherheit antworten könnte, daß es in meinem Leben noch keine Stunde gab, in der ich nicht gewußt hätte, was ich beginnen sollte. Da ich schon in meiner frühen Jugend an die Gefahr einer baldigen Erblindung dachte, ließ es mein Verantwortungsgefühl nicht zu, mit einem vollsehenden Mann ein eigenes Familienglück zu gründen. Ich lebe daher im Haushalt meiner Schwester.

Um das Brot, welches mein Schwager in schwerer Arbeit verdienen muß, nicht umsonst zu essen, bin ich stets bemüht, mich nach Möglichkeit nützlich zu machen. Im Sommer, wenn meine Schwester auf das Feld geht, besorge ich manchmal wochenlang ganz allein die Hauswirtschaft. Es gibt wohl viel zu tun, aber das Bewußtsein, auch als blinde Frau etwas leisten zu können, macht mir Freude und Mut zur Arbeit. Obwohl ich im Winter gemeinsam mit meiner Schwester die Hausarbeit verrichte, kenne ich doch keine Langeweile, da ich sämtliche Wollsachen für meine Geschwister und deren Angehörige stricke. Freilich können alle diese Arbeiten meinen Wunsch nach einem eigenen Beruf nicht ganz verdrängen, aber ich habe wenigstens die Gewißheit, im Kreise der sehenden Menschen, die mich näher kennen, nicht als überflüssig zu gelten. Diese Gewißheit trägt viel dazu bei, auf jene Freuden, welche die Welt dem Vollsehenden bietet, leichter verzichten zu können.

Über Einsamkeit darf ich mich allerdings nie beklagen. Meine Neffen, die mir wie eigene Kinder zugetan sind, lassen mir während der ganzen Woche keine Zeit zum Nachdenken. Außerdem habe ich mehrere gute Freundinnen, die mich ständig besuchen und jeden Sonntag zu einem Kirch- und Spaziergang abholen. Als Ersatz für einen Kinobesuch oder eine andere Unterhaltung dient mir ein schönes Buch, in welchem ich manchmal stundenlang mit Begeisterung lese. Besonderes Vergnügen bedeutet für mich auch das Hören von schönen Radiosendungen.

So verbringe ich mein Leben auf jenem Platz, wohin ich von Gottes Hand gestellt wurde, ohne meinen Mitmenschen ein trauriges oder böses Gesicht zu zeigen.

Rosalia Kern
Frauenkirchen, Burgenland

RODERICH VON ROY:

„Mucki und Michael"

Wenn ich Ihnen sage, daß sie wirklich eine sehr fesche Katz' ist, werden Sie denken, das wäre die bei Liebesgeschichten übliche Redensart — und erst recht, wenn ich Ihnen berichte, daß die Sache zwischen Mucki und Michael von dem Erlebnis in der Pyjamahose herrührte.

Nein, Michael, den wir in der Schule immer den lustigen Michael genannt hatten, war ganz und gar nicht verliebt in Mucki, es war eine Art sachliche Freundschaft auf sehr realen Grundlagen, und um das richtig zu erklären, will ich Ihnen die Geschichte schön der Reihe nach erzählen, damit keine Mißverständnisse aufkommen. Der fröhliche Michael war sehr ernst und eigenbrötlerisch geworden, seit er — nicht im Kriege, sondern durch einen Unfall mit dem Motorrad — das Augenlicht verloren hatte. Nun war er eine unserer „lahmen Enten", wie die Engländer zu sagen pflegen, um die wir uns gelegentlich zu kümmern hatten, wenn wir nicht gerade von den eigenen Sorgen übergenug in Anspruch genommen werden.

Michael lebt einsiedlerisch in einem kleinen uralten Haus, das wohl einmal zu einem größeren Bauernhof gehört hatte. Ein verwilderter Garten reicht bis zum Waldesrand, und wenn Michael nicht an seinen Tonkolossen knetete — denn er ist gottlob kein Maler, sondern ein Bildhauer — unten in dem großem Atelier mit der gotischen Kreuzgewölbedecke, wo vordem einmal der Stall oder der Weinkeller gewesen war, dann sitzt er oben auf der Terrasse vor seiner Wohnstube und lauscht den Vogelstimmen, die aus den Zweigen einer riesigen Linde kommen, die dort seit 200 oder 300 Jahren steht.

Es war in den letzten schönen Sommertagen, und als der goldene Herbst kam, fand ich Michael einmal dort oben in der Abendsonne sitzen und er meinte: „So schön ist es hier, die herrliche Luft, das Rauschen der Bäume und das Vogelgezwitscher — man sollte etwas Leben- des bei sich haben. Manchmal komme ich mir doch sehr verlassen vor." — „Warum hast du nicht die Vroni geheiratet, Mischa?" fragte ich dagegen und mußte daran denken, wie beinahe grob er zu dem netten Mädel geworden war, nachdem ihn das Unglück getroffen hatte. Er hatte es geradezu darauf angelegt, sie zu verscheuchen, und schließlich hatte sie sich tatsächlich zurückgezogen und der Zufall des Berufs führte sie schon vor Jahr und Tag in eine andere Stadt. Sonst — so meine ich — hätte sie ihn sicher geheiratet, trotz seinem Blindsein, denn sie war ein guter Kerl. — „Nein, nein!" protestierte Michael, „ich will keine Frau in mein Unglück verstricken! Ich dachte ... ich dachte an einen Hund, oder an einen Papagei, oder — ... ach, ich weiß nicht recht ..."

Wochen vergingen, ehe ich wieder zu Michael hinauskam. Es regnete, der Sturm fegte die Blätter von der Linde und vom Nußbaum, der vorn im Hof seine krummen Zweige ausbreitete, und von den Apfelbäumen im Garten. Es war kalt und ungemütlich geworden draußen. Nicht nur für Michael und mich, seinen Besucher. — Denn als ich bei ihm in die biedermeierliche Gemütlichkeit seines Wohnzimmers eintrat, in dessen altväterlichem Kachelofen schon ein Holzfeuer prasselte, saß einer, dem es im Garten auch schon nicht mehr gefiel, auf dem niederen Mahagonikasten, mitten zwischen Michaels sorglich aufgebauten bescheidenen Mundvorräten, sah mich aus kugelrunden schwarzen Äuglein ziemlich scharf an, sozusagen mißbilligend wegen der unerwünschten Störung bei einer guten Jause: Butter, Semmelbrösel, Leberwurst und ein Rest Käse waren auf verschiedenen Schüsselchen verteilt.

Es war ein beinahe minutenlanger Blickwechsel, schwer zu sagen, wer verblüffter von uns beiden war, der Mäuserich oder ich! Aber dann beherrschte das winzige Tier die Situation, flitzte mit

Blitzgeschwindigkeit hinter den Kasten und war verschwunden.

„Michael, hast du schon gemerkt, daß hier Mäuse sind?“ — „Ach so“, sagte er, „darum nehmen meine Vorräte so rapid ab! Ich hab' mich schon gewundert...“

Nun erzählte ich ihm das Erlebnis, dann sorgte ich für Abhilfe, suchte Glasglocken und hohe Kochtöpfe aus Küche und Vorratskammer zusammen, hing die Salami, die auch schon Spuren der Mausbeteiligung zeigte, an einem Spagat auf, so daß sie Michael freischwebend zum Abschneiden bereit hatte, zeigte ihm alle Vorkehrungen und sagte beim Weggehen: „Du wolltest doch etwas Lebendes um dich haben, aber Mäuse sind doch nicht die richtigen Mitbewohner. Wie wär's, wenn ich dir eine Katze besorgte...?“

Wieder protestierte Michael heftig. Er könne Katzen nicht leiden, ob es nicht ein Hund sein sollte; Katzen seien falsch... Jedenfalls wollte er sich's noch überlegen bis zum nächsten Mal. Die eine Maus wäre ja nicht so schlimm und jetzt würde sie wohl fortbleiben, wenn sie nichts Freßbares mehr fände... Ich war skeptisch. Eine Maus? Was dachte sich Michael eigentlich? Mäuse sind keine Einzelgänger. Ich versprach, am nächsten Sonntag wiederzukommen, aber schon am Dienstag läutete das Telefon Sturm und am Apparat war Michael, der sich vom Postfräulein die Verbindung hatte herstellen lassen.

„Du mußt mir doch so rasch wie möglich eine Katz' besorgen, Lieber!“ kam es kleinlaut aus dem Hörer. „Heute Nacht bin ich aufgeschreckt, was glaubst du wovon?“ Ich ahnte es nicht und fragte: „Erzähl' schon, Mischa, wovon?“ „Eine Maus war im linken Hosenbein meines Pyjamas und wollte noch weiter steigen. Findest du nicht, daß das zu dreist ist!“

Nun, wir mußten beide lachen. Und ich freute mich sehr, den lieben Michael wieder einmal so recht herzlich lachen zu hören. Ich rief sofort im Tierschutzhaus an. „Ja, natürlich, wir haben immer so beiläufig 100 bis 150 Katzen hier. Sie können sich eine aussuchen, es sind nur die Futterkosten zu bezahlen.“

Dann stand ich also im Katzensaal des Tierschutzvereines, ging von Käfig zu Käfig und las die an jedem hängende Karte mit dem „Nationale“ des Bewohners. „Kater“ — „Kater“ — „Kater“, stand überall. Stumm saßen die Katerherren da und fixierten mich aus grünen und gelben Augen — und die meisten trugen ein blütenweißes Vorhemdchen. „Nehmen Sie nur eine Katze! Kater taugen nichts...“ hatte mir mein Trafikant eingeschärft. Ich hatte mich vorher mit ihm beraten, weil Trafikanten bekanntlich über alles Bescheid wissen. — Ja, ja, diese Männer!

„Wieviel Katzen haben Sie hier? Ich meine keine Kater...“ fragte ich den Wärter und hielt bei Käfig 62. „Ein

Drittel von den 120 hier“ erwiderte er mit einer gewissen Hochachtung vor meiner sachlichen Prüfungsfrage und fegte ein bißchen mit seinem Besen herum, obwohl gar nichts zum Fegen da war.

„Katze“ stand am Käfig 62, endlich! Aber es war keine Katze zu sehen. Vielleicht schlief sie hinten in dem kleinen Holzverschlag im Stroh. Nächster Käfig und übernächster wieder „Kater“ — „Kater“... Katzenfrauen haben offenbar Seltenheitswert.

Da ertönte ein zartes „Miau“ hinter mir und ich kehrte zurück zu Käfig 62.

Ein kleines schlankes Tigerkätzchen saß ganz vorne beim Gitter, streckte eine Pfote bittend hindurch und sah mich aus strahlend grünen Augen durchdringend an. „Miau“ wiederholte das Kätzchen. Ich las das „Nationale“ auf seiner Karte: „Eingeliefert Ende August von Betrieb X, Sowieso-Gasse, zehnmal untersucht (zehn Datumstempel), gesund, Wurf eingegangen.“ Kleine kätzische Tragödie, kam es mir in den Sinn. Nicht mehr lange darfst du hier am Gitter sitzen und miau bitten, daß dich jemand aus dem Gefängnis holt. Ältere Insassen, die niemand haben will, müssen „vertilgt“ werden — wegen der zu hohen Futterkosten.

„Die kostet zwei Monate Kostgeld, Herr!“ sagte der Wärter, als er mir die Katze in einem Karton mit Holzwollepolster und Luftlöchern verschnürte. Völlig wahnsinniger Mensch, der soviel Geld für eine Katze ausgibt, war der Begleitakkord, den ich aus seinen Worten heraushörte, alle Hochachtung war von ihm gewichen, selbst drei Zigaretten und zwei Schillinge in bar vermochten ihn nicht umzustimmen (im Gegenteil: er lächelte — aber sozusagen mitleidig — herablassend)...

Ich aber dachte ganz anders: Das ist eine ordentliche Hauskatze, die schon beruflich tätig war, kein streunender, irgendwo aufgelesener eitler Kater mit weißem Vorhemd. Weiße Vorhemden mag ich schon überhaupt nicht. — Die Russen haben sie korrekt behandelt — man weiß ja, daß sie mit Kindern und Tieren gut sind — und darum hier eingeliefert, als sie ihren USIA-Betrieb zumachten. Sie ist klein und zierlich, gerade richtig für meinen armen Mischa, der eine Vorliebe für alles Feine und Zarte hat. Selbst seine Tonkolosse wirken zierlich, wenn er lange genug an ihnen herumgebastelt und geknetet hat und mich dann fragt: „Wie findest du die Knieende? Ist sie wirklich ein junges Ding, sieht sie wie ein zartes Dirndl aus, so zwischen 18 und 20?“ Und dann dachte ich weiter über das Kätzchen nach. Nun sitzt das arme Tier schon mehr als zwei Monate schuldlos hinter

schwedischen Gardinen, um bald „vertilgt“ zu werden. Mischa und die Maus in seiner Pyjamahose haben das verhindert, gottlob!

Eine Stunde später war ich mit der Katze bei Mischa; und da geschah das große Wunder. Das Katzenwunder. Jetzt fand ich sie hübsch und sagte es Michael: „Sie ist hübsch, Mischa! Sie ist wirklich eine sehr, eine fesche Katz'!“

„Meinst du?“ fragte er mit leisem Zweifel und beugte sich herunter, wo er sie vermutete, um sie zu betasten. Wie sie aussähe, sollte ich ihm beschreiben.

„Schwarze Tigerstreifen umringeln das zartflaumige Fellchen“, sagte ich, „es hat einen Stich ins Rötliche. Manche Frau würde sie um diesen roten ‚Überguß‘ beneiden, der echt ist und nicht von eines teuren Friseurs Gnaden. Das ist jetzt ja Mode...“ Dann stellte ich fest, daß ihre Bewegungen von ungekünstelter, fast möchte ich sagen, königlicher Anmut waren. Erst schüttelte sie sich gründlich, nachdem sie dem Karton entstiegen war, streckte sich, machte vor Wohlbehagen einen gewaltigen Buckel und genehmigte sich ein Schlückchen frische Milch, die ich ihr in einem Schüsserl hingestellt hatte, nur ein Schlückchen. Dann inspizierte sie gründlich die ganze Küche, schritt gemessen von einer Ecke zur anderen, schnüffelte hier und schnüffelte da. Schließlich sah sie mich lange aus ihren schrägen, grünstrahlenden Augen an, dann schaute sie ebenso lange auf Michael, der vor ihr kauerte.

„Was seid Ihr für Kerle? Wer von euch ist nun eigentlich mein Herrl?“ Aber dann hatte sie wohl begriffen, daß es Michael war, weil er vor ihr kauerte und die Hände suchend ausstreckte, und ganz plötzlich näherte sie sich den ausgestreckten Händen und strich ganz

langsam mit leisem Schnurren unter Mischas Hosenbeinen hindurch und ließ sich von ihm streicheln. „Du bist ja eine sympathische Katz'!“ entfuhr es ihm und dann sagte er plötzlich: „Mucki sollst du heißen! Mucki und Michael, das paßt zusammen . . .“

Darauf luden wir Mucki zu einer Hausbesichtigung ein. Nun, immer war ihre Bewegung kein gemessenes Schreiten. Die urtümliche bäuerliche Stiege zu Mischas Wohngemach erklomm sie mit federnden graziösen Sprüngen. Allerhand Risse und richtige Mauslöcher sind in dem alten Gemäuer des Stiegenhauses. Ich wollte sie schon immer einmal vergipsen, aber dann blieb es doch. Mucki aber machte mitten im Springen vor jedem Mauerloch halt, fauchte und spuckte hinein und das getigerte Fellchen sträubte sich. Der silberweiße, tadellos geputzte Schnurrbart zitterte aufgeregt und das feine rosa Näschen schnüffelte.

Dann kam der große Augenblick, wo sie Mischas Biedermeierzimmer betrat, gemessen die Wände entlangstrich, den langen, schwarzgeringelten Schweif wie ein kühnes, barock geschwungenes Ornament in die Höhe gestellt. Es war direkt spannend anzusehen, wie sachlich sie vorging, gründliche, zielbewußte Detektivarbeit leistete. Dann setzte sie sich vor Mischa hin, der inzwischen in seinem alten Lederfauteuil Platz genommen hatte mir gegenüber. „Miau“ sagte sie, mezza voce, halblaut. Dann noch einmal kräftiger: „Miau!“ „So“, sollte das heißen, „hier werde ich für Ordnung sorgen, in Mäusefragen, verlaß dich darauf!“

Das Katzenwunder ist weitergegangen, über die sachlichen Grundlagen hinaus. Denn seit Mucki in Mischas Haus eingezogen ist, kam keine Maus mehr zum Vorschein. Die kleinen Räuber waren wie fortgeblasen. Beinahe hätte ich das als unwichtig gar nicht erwähnt, weil es — nur — in das Kapitel der sachlichen Beziehungen gehört. Denn ich muß etwas richtigstellen: Inzwischen ist doch eine kleine Liebesgeschichte daraus entstanden — zwischen Mucki und Michael.

Wenn Michael von einem seiner Wege nach Hause kommt und die Tür zur Küche aufmacht, wo Mucki stundenlang auf ihrem kleinen molligen Teppich auf seine Rückkehr gewartet hat, dann steht sie sofort miauend vor ihm, streicht an seinen Hosenbeinen entlang und gebärdet sich ganz katzennärrisch schmeichelnd. „Hast du mir auch etwas Feines mitgebracht, Mischa? War ich nicht brav zimmerrein? Schau dir mein sauber zusammengeräumtes Toilettekastel an! Also?“

Wenn ich zu Michael komme, macht Mucki auch mir eine kleine Liebeserklärung — aber doch viel zurückhaltender, nicht so katzennärrisch. Sie streicht auch gelegentlich um meine Hosenbeine nach Katzenart, aber nur eben so einmal flüchtig, wie um zu sagen: „Ja, ja, du warst so nett, mich aus dem Katzengefängnis hieher zu bringen, danke schön! Ich hab' das nicht vergessen. Aber gehören tue ich zu Michael.“ „Sie ist wirklich eine sehr, eine fesche Katz'“, sagt Mischa dann stets zu mir und dazu fügt er immer noch hinzu: „Eine liebe Katz' sogar — meine Mucki.“

JOSEF MARIA TOMANEK:

Entstehung der Blindenanstalten

Die Errichtung von Blindenanstalten gehört der Neuzeit an; aus dem Altertum und dem Mittelalter ist nur wenig über die Fürsorge für Blinde zu berichten. Man überließ sie ihrem Schicksal. Die alten Griechen meinten sogar, daß mit dem Ertöten des leiblichen Auges die Sehkraft des geistigen sich steigere. Teiresias wird mit seiner Erblindung ein Seher und Demokrit blendet sich selbst, um sich ungestört seinen philosophischen Betrachtungen hingeben zu können. Blinde Seher und Künstler spielen aber nicht nur im Altertum eine große Rolle, auch die Neuzeit weiß davon zu berichten. Es wären viele Blinde zu nennen, die sich durch besondere Verhältnisse oder infolge besonderer Begabung zu höherer geistiger Ausbildung aufschwangen.

Das älteste Blindenhospital wurde in Paris 1260 nach dem Kreuzzug Ludwigs des Heiligen unter dem Namen „Quinzevingts" gegründet und war namentlich für die in Ägypten erblindeten Krieger bestimmt. Nach den Befreiungskriegen 1813 wurden in Preußen aus milden Beiträgen Werkschulen für erblindete Soldaten errichtet, in denen dieselben in Handarbeiten unterwiesen wurden. Gewöhnlich aber versteht man unter Blindenanstalten oder Blindeninstituten diejenigen Anstalten, welche für Erziehung und Unterricht junger Blinder eingerichtet sind.

Lehrmittel für Blinde

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts dachten zwei Deutsche an besondere Lehrmittel für Blinde. Es waren der berühmte Erfinder der Schach- und Sprechmaschine von **Kempelen** in Wien, der Lehrer des blinden Fräuleins von Paradis (eine berühmte Wiener Pianistin, die seit dem 2. Lebensjahr erblindet war), und **Niesen** in Mannheim, der Lehrer eines dort lebenden Blinden. Blinde selbst fanden Mittel, sich zu bilden. So ließ sich das Fräulein von Paradis erhabene Landkarten sticken und setzte sich mittels einer von Kempelen verfertigten Taschendruckerei mit dem Blinden in Mannheim in Briefwechsel.

Da lernte **Valentin Hauy**, königlicher Dolmetscher bei der Admiralität und dem Pariser Stadtrat, der Bruder des berühmten Mineralogen Hauy, Fräulein von Paradis, welche 1784 in Paris geistliche Konzerte gab, kennen. Er hatte schon früher über das Geschick der Blinden und über die Verbesserung ihres traurigen Loses nachgedacht und sich gefragt, ob nicht das feine Tastgefühl der Blinden, das z. B. Geldstücke voneinander ganz richtig zu unterscheiden vermag, beim Unterricht zu benutzen sei. Jetzt, nachdem er bei Fräulein von Paradis verschiedene Unterrichtsmittel für Blinde gesehen hatte, entschloß er sich, den längst gehegten Gedanken, jugendliche Blinde zu bilden, ins Werk zu setzen.

Sein erster Schüler war ein 18jähriger Jüngling **Franz la Sueur**, der als Kind mit sechs Wochen erblindet war. Der Erfolg war so befriedigend, daß die Akademie sich seiner annahm und der Unterrichtsminister ihm Unterstützung zusagte. Später wurde die in Paris bestehende Philanthropische Gesellschaft auf Hauy aufmerksam und übergab ihm 12 arme Blinde, für die sie pro Mann einen Monatsbeitrag von 12 Livres (= Frcs.) gewährte.

Anfangs hielt man nur jene Blinden, welche von Natur aus mit besonders feinem Gefühl ausgerüstet waren, für bildungsfähig. Da aber von 14 in der Anstalt befindlichen Zöglingen nur 3 hinter den andern zurückblieben, so überzeugte man sich mehr und mehr von

---

Berichtigung

In der Oktobernummer ist in dem Artikel von Anna Laube auf Seite 10 ein bedauerlicher Druckfehler vorhanden, der hiemit richtiggestellt wird. Der dort zitierte Vers soll richtigerweise heißen:

„Ich saß auf einer Wolkenschaukel,
die Englein hielten,
sah auf die Stadt, das Meer — — —
und all den Weltengaukel . . .".

der allgemeinen Anwendbarkeit des Blindenunterrichts.

Valentin Hauy

Als nun zu Anfang des Jahres 1785 eine erfolgreiche Prüfung der Blinden stattfand, erregte dies die Teilnahme des Publikums in so hohem Grade, daß auf der Straße Notre Dame des Victoires ein besonderes Institutsgebäude mit der Inschrift „Zum Besten der leidenden Menschheit" eingerichtet wurde.

Bereits 1787 belief sich die Zahl der Zöglinge auf 170. Sie erhielten Unterricht in Musik, indem man ihnen erhaben gedruckte Noten vorlegte. Sie lernten aus Büchern lesen, die ebenfalls in erhabener Schrift gedruckt wurden. Noten und Bücher druckten sie selbst. Zum Schreiben verwendete man einen Rahmen mit Drähten zur Trennung der Zeilen, welcher über das zu beschreibende Papier gelegt ward.

Das Rechnen lehrt Hauy seine Schüler durch Tafeln, auf welchen die erhaben gedruckten Zahlen in gerade untereinander stehende Löcher gesteckt werden. Geographie wurde mit Hilfe von Relief-Landkarten gelehrt, auf denen Grenzen, Flüsse, Gebirge, Städte durch erhabene Linien und Punkte kenntlich waren. Dann erhielten die Blinden Anleitung in verschiedenen Handarbeiten, wie Stricken, Spinnen, Schnüredrehen. Sie verfertigten Bänder und flochten Stroh und Rohr.

Durch den Verkauf dieser Arbeiten gewann die Anstalt einen bedeutenden Zuschuß zu ihrem Unterhalt. Im Jahre 1791 wurde sie zur Staatsanstalt erhoben und anfangs mit dem Taubstummen-Institut vereinigt, 1795 aber wieder davon getrennt. Im Jahre 1801 verband man die Anstalt mit dem schon oben genannten Blindenhospital, wobei aber durch den Umgang mit alten, verwilderten Blinden eine solche Zuchtlosigkeit einriß, daß sich Hauy aus Ärger darüber zurückzog und eine Privatanstalt gründete.

Erst 1816 wurden beide Institute voneinander getrennt. Auf Einladung Kaiser Alexanders ging Hauy 1806 nach Petersburg, um dort ein Blindeninstitut einzurichten; seine Durchreise durch Berlin gab Veranlassung zur Gründung des Berliner Institutes. Vorher schon, im Jahre 1804, war in Wien durch den Armendirektor **Klein** die erste Blindenanstalt Deutschlands eröffnet worden. Valentin Hauy starb am 19. März 1822; im Jahre 1861 ward ihm in Paris auf dem Boulevard des Invalides ein Denkmal errichtet, zu dessen Enthüllung die Direktoren aller europäischen Blindenanstalten eingeladen waren. Rasch verbreiteten sich nunmehr die Blindenanstalten in allen zivilisierten Ländern.

An den blinden Dichter

Du bist ein Mensch, wie viele Menschen sind.
Erlebst wie sie, dein Leben, deine Zeit.
Nur eines drückt dich nieder: Du bist blind!
Dies kürzt die Freude dir, macht groß dein Leid.

Jedoch, wenn deine Augen auch entbehren
Das helle, goldne, lebensvolle Licht,
Kannst, Dichter, du uns dennoch manches lehren,
Denn in der Seele, da entbehrst du's nicht!

So schaffe fort an deinem schönen Werke!
Durchbrich nur mutig deine ew'ge Nacht!
Und du wirst sehn: Mit deines Herzens Stärke
Und mit des Geistes Licht hast du es bald vollbracht.

Johann Thiem

Stummes Drama

Ein Blinder stand am Straßenrand,
Das weiße Stöckchen in der Hand,
Und horchte hin in den Verkehr,
Der ihn umwogte wie ein Meer.

Erkennend die Gefahr herum,
Wandte zum Nächsten er sich um:
„Führ' mich, daß ich hinüberfind!" —
Der andre schwieg — er war auch „blind".

Camillo Paris

In einem amerikanischen Blindenkindergarten

Aufrecht vor ihrer Schreibmaschine sitzend, tippt die fünfjährige Jane auf merkwürdig breiten Tasten. Dann nimmt sie das dicke Papier, auf dem sie geschrieben hat, aus der Maschine und tastet die Buchstaben sorgfältig mit den Fingern ab. Und an einer Stelle sagt sie: „Da habe ich einen Fehler gemacht, nicht wahr?"

Die Maschine, auf der die Kleine schreibt, ist eine Braille-Blindenschrift-Maschine und Jane lernt darauf ihren Tastsinn entwickeln. Er muß sie durch ihr ganzes Leben führen, denn Jane ist blind. Zusammen mit sieben anderen Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren besucht sie die Vorschule für blinde Kinder unweit der Stadt Annandale in Nord-Virginia. Es gibt noch mehrere dieser besonderen Art von Kindergärten in den Vereinigten Staaten. Ihr Ziel ist es, sehbehinderte Jungen und Mädchen auf die Volksschule vorzubereiten, die sie zusammen mit sehenden Kindern besuchen sollen.

Die Vorschule von Annandale ist eine Stiftung von Geschäftsleuten. 1954 mieteten sie ein hübsches Haus, richteten es ein und stellten drei Lehrkräfte an. Schulgeld zahlen nur Eltern, die es sich leisten können.

Alle Buben und Mädel, die den Blindenkindergarten besuchen, besitzen weniger als drei Prozent Sehvermögen, aber sie sind deswegen doch lebensfrohe Kinder. Wie in jedem Kindergarten herrscht daher auch hier jeden Morgen fröhlicher Lärm. Um den verschiedenen Altersstufen und Entwicklungsstadien der Kinder gerecht zu werden, werden die Kleinen übrigens individuell geschult. Für alle ist lediglich das Studium der Blindenschrift obligat.

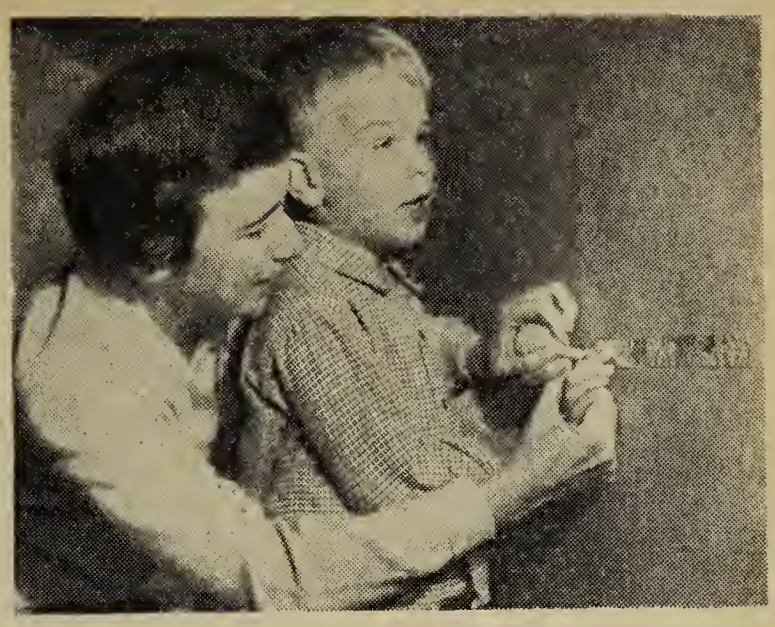
„Was uns besonders am Herzen liegt", erklärt Mrs. Mosso, die Leiterin des Kindergartens, „ist die Entwicklung des Selbstbewußtseins und der Selbständigkeit der Kinder. Natürlich helfen wir ihnen, wo es nötig ist, aber wir versuchen, sie dazu zu bringen, möglichst viel selbst zu tun."

Auch mit den Eltern der Kinder hat die Vorschule Kontakt. Bei den Aussprachen zwischen Mrs. Mosso und den Müttern kommt vor allem zur Sprache, wie die Familie den Kleinen ihr Los erleichtern kann. Dabei ist es sehr oft nötig, auf die ungünstigen Auswirkungen übergroßer elterlicher Fürsorge aufmerk-

sam zu machen. Oft müssen die Kinder im Kindergarten erst selbständig essen lernen, da ihnen die ängstlichen Mütter bisher jeden Handgriff abgenommen haben.

An Hand von vielerlei Spielsachen lernen die Jungen und Mädchen ihren Tastsinn entwickeln. Da gibt es Baukasten, Plastilin, Schaukelpferde und ein Grammophon, das die Kleinen selbst bedienen dürfen. Sehr bewährt haben sich auch Holztafeln und Karten, auf die verschiedene Arten von Stoffen, Holz und Papier aufgeklebt werden. Dann ist da eine kleine Stiege mit Geländer, Plattform und drei Stufen auf jeder Seite. Die Kinder steigen die Treppe so oft hinauf und hinunter, daß sie allmählich aufhören, sich ängstlich an das Geländer zu klammern.

Bei schönem Wetter sind sie auch im Freien und turnen auf der Schaukel oder am Rundlauf. Häufig kommen Kinder aus der Nachbarschaft zum Spielen und die Freundschaften, die zwischen blinden und sehenden Kindern geschlossen werden, helfen später den blinden, ihre Hemmungen in der Volksschule zu überwinden.



Mrs. Mosso wacht ständig über ihren Schutzbefohlenen. Sie ist erfahren in der Blindenschulung und bringt auch die Geduld und Liebe mit, die eine derartige Aufgabe erfordert. Ihr Blindenkindergarten aber ist erst ein Anfang. Zur Zeit werden in Virginia Pläne erwogen, die auch an den Volksschulen Lehrmittel für Blinde und Braille-Schreibmaschinen vorsehen.

Mit der Hilfsgemeinschaft fest verbunden!

Es war anläßlich der kürzlich im Schwechater Hof abgehaltenen Jahreshauptversammlung unserer Organisation, als auch die Namen von Mitgliedern aus Salzburg, aus der Steiermark und anderen entfernt gelegenen Bundesländern zur Verlesung gelangten. Man wurde dabei unwillkürlich nachdenklich und überlegte, was diese Schicksalsgefährten wohl dazu bewogen hätte, die Beschwernisse einer immerhin weiten Reise auf sich zu nehmen. War es nur das Sichverpflichtetfühlen als Mitglied oder lag noch ein tiefergehender Grund vor?

Kollege **Hermann Fischer** aus Salzburg, ein sehr netter und lustiger Mensch, in dieser Hinsicht befragt, entgegnete: „Ich kann ohne Übertreibung behaupten, daß mir für unsere Hilfsgemeinschaft nichts zuviel ist? Ich erfuhr in all den Jahren meiner Zugehörigkeit in finanziellen und was auch sehr wichtig ist, seelischen Belangen so viel Hilfe und Unterstützung durch sie, daß ich mich ihr in aufrichtiger Dankbarkeit verbunden fühle. Ich verabsäume keine Gelegenheit, um wenigstens für ein paar Stunden mit der Leitung und den übrigen Kollegen der Hilfsgemeinschaft beisammen sein zu können!“ In einer kleinen Plauderei erfuhr man, daß Kollege Fischer früher das „süße“ Gewerbe eines Zuckerbäckers ausübte. „Dann ereilte mich 1942 ein furchtbarer Schicksalsschlag, als ich in einer Munitionsfabrik durch Explosion einer Säureflasche mein Augenlicht einbüßte. Ich war damals lebensüberdrüssig und nur der Liebe und Fürsorglichkeit meiner Frau gelang es, mich allmählich wieder hochzureißen. Leider hatte ich auch das Pech, durch Kriegseinwirkung meine Wohnung zu verlieren, so daß ich jetzt in Salzburg wohnen muß.“ Unser Mitarbeiter gibt im Gespräch der Hoffnung Ausdruck, daß sich Kollege Fischers Wunsch, nach Wien übersiedeln zu können, recht bald erfüllen möge.

Die Aufmerksamkeit wendet sich nunmehr dem aus St. Pölten gekommenen Kollegen **Franz Kreuzwegerer** zu. Auch er ist ein Mensch von vorbildlicher Tapferkeit, ein Mensch, der es als blinder und stets kränklicher Invalidenrentner wahrhaftig nicht leicht hat und trotzdem seinen acht Kindern ein liebevoll sorgender Vater ist. Auch er findet für die Leistungen der Hilfsgemeinschaft herzliche Worte der Anerkennung.

Über das Wirken einer Organisation, der seitens ihrer Mitglieder soviel Anhänglichkeit und Treue entgegengebracht wird, noch ein weiteres Lob zu verlieren, erscheint überflüssig!

HELEN KELLER:

Geliebte Lehrerin!

Die Geschichte von Helen Kellers Sieg über ihr Mißgeschick — sie wurde im zweiten Lebensjahr blind und taub — ist oft erzählt worden. Die 75jährige, überall in der Welt bewundert und ein Vorbild für unzählige, berichtet hier von ihren Erinnerungen an **Annie Sullivan,** ihre geliebte Erzieherin und Freundin, die sie aus trostloser Dunkelheit hinausgeführt hat.

Bevor Annie Sullivan in unser Haus kam — wir lebten auf einer Farm in Tuscumbia in Alabama —, war meiner Mutter von Bekannten angedeutet worden, daß ich schwachsinnig sei. Ich kann verstehen, wie sie zu dieser Annahme kamen. Sie sahen ein kleines Menschenwesen, das mit neunzehn Monaten jäh und unvermittelt nicht nur aus dem Licht in die Finsternis, sondern auch in eine Welt undurchdringlichen Schweigens gestoßen worden war. Die wenigen Wörter, die ich kannte, verloren sich, mein Geist sank in Umnachtung, und der wachsende Körper wurde fast ausschließlich von animalischen Trieben beherrscht.

Es war nicht der Zufall, der meinen Geist aus seinen Ketten befreite, sondern das Genie einer geborenen Erzieherin. **Annie Sullivan** gehörte keineswegs zu jenem Typ, den ich in der Literatur als „Gouvernante" bezeichnet fand. Sie war eine lebhafte junge Person, die einzig von dem Wunsche beseelt war, ein taubes, blindes Geschöpf zu einem nützlichen, normalen Menschen heranzubilden.

Das Wort „Wasser"

Wohl nie hat ein junges Mädchen mit einem edlen Vorsatz vor einer so aussichtslosen Aufgabe gestanden, wie damals Annie Sullivan. Ich weiß noch, wie sie mir wieder und wieder Wörter, die mir nicht das geringste sagten, in die kleine Hand buchstabierte. Endlich aber, am 5. April 1887, etwa einen Monat nach ihrer Ankunft, gelang es ihr, mit dem Wort „Wasser" zu meinem Bewußtsein vorzudringen.

Es war im Brunnenhaus, und ich hielt einen Krug unter die Pumpe. Annie pumpte, und als der Krug überlief und das Wasser mir über die Hand strömte, buchstabierte sie mit ihren Fingern das Wort W-a-s-s-e-r in meine andere Hand, immer und immer wieder. Und mit einem Male verstand ich. In meiner stürmischen Freude, der ersten überhaupt seit meiner Krankheit, griff ich nach Annies immer bereiter Hand und bat sie um mehr Wörter, damit ich für alle Dinge, die ich berühre, einen Namen hätte. Funke um Funke sprang von Hand zu Hand — ich begriff und verstand, und wie durch ein Wunder erwachte ein Gefühl liebender Zuneigung in mir. Es waren zwei Verzauberte, die das Brunnenhaus verließen — sie nannten sich „Helen" und „Annie".

Die ersten Worte, die ich verstand, waren wie die ersten warmen Sonnenstrahlen, unter denen der Winterschnee zu schmelzen beginnt: ein Fleckchen hier, ein Fleckchen dort. Als nächstes folgten die Eigenschaftswörter, dann die Tätigkeitswörter, und immer schneller schmolz die harte Schneedecke. Alles, was ich berührte, war verwandelt. Erde, Luft und Wasser belebten sich durch die Zauberhand der Lehrerin, und das Leben, überreich an Sinn und Bedeutung, stürzte auf mich herein.

Annies Fingerprobe

Als erstes lehrte sie mich spielen. Seitdem ich taub war, hatte ich nicht mehr gelacht. Eines Tages kam sie lustig lachend ins Zimmer. Sie legte meine Hand auf ihr fröhliches, lebhaft bewegtes Gesicht und buchstabierte „lachen". Dann kitzelte sie mich, bis ich vor Heiterkeit fast zersprang und allen meinen Lieben das Herz aufging. Als nächstes bekam ich Unterricht im Herumtollen. Ich lernte schaukeln, Purzelbaum schlagen, hüpfen und Seil springen; dem buchstabierenden Wort folgte jeweils die Tat. In wenigen Tagen war ich wie aus-

gewechselt; war ein Kind, das immer neue Entdeckungen machte — durch die Zauberei von Annies „Fingersprache".

In ihrem Zimmer hielt sie Tauben im Käfig, damit ich, wenn sie herausgelassen wurden, die von ihren Schwingen bewegte Luft spürte — und mir den Vogelflug vorstellen konnte und das Wunder der Flügel. Die Tauben setzten sich mir zutraulich auf Kopf und Schultern. Ich lernte sie füttern, lernte ihr Schnäbeln und Gurren, ihr Picken und Flattern verstehen. Seither gehören Vögel, wenn ich sie auch nicht sehe, ebenso zu meiner Welt, wie Blumen und Steine.

Mit den Fingerspitzen hören

Meine Lehrerin wollte nicht, daß die Welt um mich herum stumm blieb. Mit meinen Fingerspitzen „hörte" ich das Wiehern von Prinz, unserem Reitpferd, das Muhen der Kühe, das Quieken junger Ferkel. Sie brachte mich in Kontakt mit allem, was man betasten oder fühlen kann, dem Sonnenschein, dem feinen Beben der Seifenblasen, dem Rascheln der Seide. Ich spürte die Wut des Sturms, das Summen der Insekten, das Knarren einer Türe, die Stimme eines geliebten Menschen. Und bis zum heutigen Tag kann ich nicht „den Kräften meiner Seele gebieten" oder meinen Geist zu einer Handlung sammeln, ohne mich der elektrisierenden Berührung meiner Innenhand durch ihre Finger zu erinnern.

Sie erzog mich ganz wie ein Kind, das sehen und hören kann. Sobald mein Wortschatz ausreichte, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, mußte ich jedesmal ins Bett, wenn ich etwas Böses getan hatte. Faulheit, Nachlässigkeit, Unordentlichkeit und Selbstgerechtigkeit waren Fehler, die sie mit Klugheit, Humor und heiterem Spott bekämpfte.

Ohne mir die Freude an Bewegung und Betätigung zu verderben, lehrte sie mich, alles behutsam anzufassen: den Kanarienvogel, das Kätzchen, eine Rose mit Tautropfen auf den Blättern, meine kleine Schwester Mildred. Ich war tolpatschig und unbeholfen und es ist nicht abzusehen, wieviel zartes Leben ich durch mein Ungestüm verängstigt oder verletzt haben würde, wäre Annie Sullivan nicht gewesen.

Wenn ich an jene frühe Kindheit zurückdenke, bin ich fast betroffen, mit welcher Sicherheit sie die Gefahren der schöpferischen Formung eines jungen Menschenkindes vermied. Sie muß ungeheure Hindernisse überwunden haben, um ein solches Werk zu vollbringen.

Annie Sullivan

Annie Sullivan wurde am 4. April 1866 als Tochter irischer Einwanderer in Feedings Hills in Massachusetts geboren. Sie lebte in mehr als ärmlichen Verhältnissen, und solange Annie zurückdenken konnte, hat sie schwere Sehstörungen gehabt. Ihre Mutter starb, als Annie acht Jahre alt war. Drei kleine Kinder blieben zurück. Zwei Jahre später ging der Vater davon, und Annie hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist. Ihre jüngere Schwester Mary wurde bei Verwandten untergebracht. Annie und der siebenjährige Bruder Jimmie kamen in ein Waisenhaus. Nach wenigen Monaten starb Jimmie an Schwindsucht. Kein Mensch in der Welt draußen kümmerte sich um Annie; sie hatte keine Freunde, kannte niemand außerhalb des Waisenhauses. Endlich, nach vier Jahren, gelang es ihr, herauszukommen. Als eine Wohlfahrtsabordnung das Waisenhaus besuchte, stürzte sie den Leuten entgegen und rief weinend: „Ich will hier heraus, ich will eine Schule besuchen!"

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag für 1957 auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Redaktion

Im Perkins-Institut für Blinde lernte Annie die Brailleschrift und das Fingeralphabet. Obgleich eine Operation ihr späterhin das Augenlicht teilweise zurückgab, blieb Annie noch sechs weitere Jahre im Perkins-Institut und beendete das Abschluß-Examen mit Auszeichnung.

Annie erkannte sehr bald die gefährlichen, uralten Klippen, an denen so viele Blinde scheitern: Mitleid und Isolierung. Ein Mensch mit einem schweren Körperschaden ahnt nie, welche Kräfte in ihm schlummern, ehe er nicht wie ein gesunder Mensch behandelt und ermutigt wird, sich sein Leben selbst zu zimmern. Für Annie waren die Blinden Menschen, die wie alle anderen ein Recht auf Erziehung und Ausbildung, auf Arbeit und Erholung hatten; und nach diesem Grundsatz wollte sie mein Leben gestalten.

Das Recht auf Erziehung und Bildung

Sie lobte mich nie, wenn meine Leistungen nicht dem Besten entsprachen, zu dem normale Kinder oder Erwachsene imstande sind. Mit sechzehn Jahren entschloß ich mich, zu studieren. Ich wollte mich mit Mädchen messen, die sehen und hören können. Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, bewundere ich noch heute die Selbstlosigkeit, mit der Annie die Last auf sich nahm, die mein Entschluß für sie bedeutete. Im Vorbereitungskurs für Studentinnen in Cambridge und später auf dem Radcliffe College saß sie stets neben mir, buchstabierte mir jede Vorlesung und überanstrengte ihre Augen dabei, als sie mir alles Studienmaterial, das in Braille nicht zu haben war, in die Hand buchstabierte. Besonders in der Vorlesung über Literatur brauchten wir unzählige Bücher, die es in Prägedruck nicht gab, und das hieß, daß Annie mir eine Unmenge von Auszügen „vorlesen" mußte.

Und dabei hatte sie ständig Kummer mit ihren eigenen Augen. „Ich kann keinen Zentimeter weit sehen" gestand sie mir einmal. Jede Schularbeit war daher eine Folter für sie. Dennoch übertrug sie meine sämtlichen Algebra- und Physikaufgaben in Braille, stach geometrische Figuren in steifes Papier. Manchmal gab ich vor, mich an diese oder jene Stelle noch gut zu erinnern, obwohl sie mir entfallen war, damit Annie sie mir nicht noch einmal vorlesen mußte.

Ich lernte sprechen

Es war Annies sehnlichster Wunsch, mich sprechen zu lehren, und nach elf Unterrichtsstunden in Boston bei Miß Fuller nahm sie diese schwere Aufgabe mit dem ihr eigenen zielbewußten Eifer in Angriff. Mit einer Geduld, die mich auch heute noch übermenschlich dünkt, legte sie beim Sprechen meine beiden Hände auf ihr Gesicht, so daß ich die Schwingungen von Lippen, Hals und Kehlkopf gleichzeitig spüren konnte. Und gemeinsam wiederholten wir Wörter und Sätze, einmal um das andere Mal, bis sich endlich meine Steifheit lockerte und die Befangenheit sich milderte.

Tragisch ist, daß sowohl Annie wie Miß Fuller den Fehler begingen, nicht als erstes meine Sprechwerkzeuge zu entwickeln und erst dann zur Lautbildung überzugehen. Aber wenn nun mein Sprechen auch schwerfällig war und sich nicht gerade angenehm anhörte, war ich doch außer mir vor Freude, richtige Wörter sagen zu können, die meine Angehörigen und Freunde verstanden. Daß

„Die Hilfsgemeinschaft
wird auch im kommenden Jahr die Interessen der Zivilblinden gewissenhaft verteidigen", sagte Kollege **Vogel** auf der Jahresversammlung im Oktober dieses Jahres.

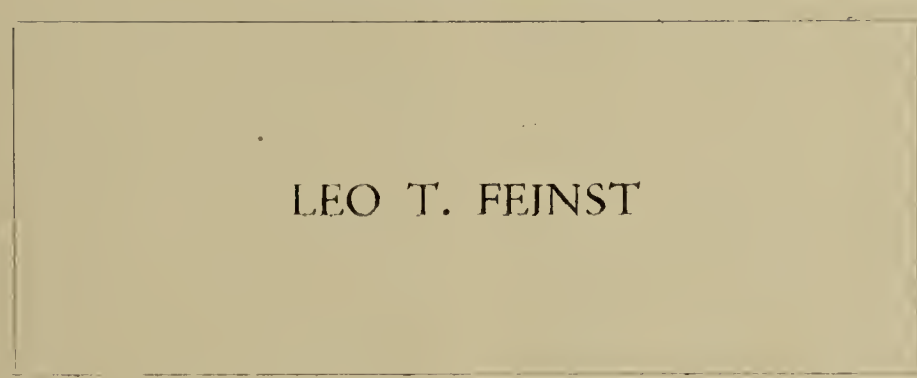
ich sprechen lernte, wenn auch nur unvollkommen, hat meine Fähigkeit, der Menschheit zu dienen, vervielfacht. Und dieses unschätzbare Geschenk verdanke ich ihr.

Aber Annie Sullivan konnte ihr rastloses Streben nach Vollkommenheit nicht zügeln. Ihre armen Augen mußten ihren anstrengenden Dienst Tag für Tag versehen, sie mußten beobachten, daß ich die Lippen richtig wölbte, die Kiefer so zwanglos wie möglich bewegte und daß mein Gesichtsausdruck natürlich war. So ging es weiter bis zu ihrer letzten Krankheit. Und nichts schmerzt mich mehr, als hinter Annies Wünschen und Absichten als Erzieherin, ja Künstlerin, so weit zurückgeblieben zu sein.

So groß war die Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit und die Fähigkeit, anderen davon mitzuteilen, daß ich mich nach ihrem Hinscheiden stark genug fühlte, unablässig nach neuen Wegen zu suchen, wie ich anderen Männern und Frauen in Dunkelheit und Schweigen Lebensmut und Lebenskraft bringen könnte. „Was auch geschehen mag", hatte sie oft gesagt, „fange stets von neuem an. Jedesmal, wenn dir etwas mißlingt, beginne wieder ganz von vorne — du wirst daran wachsen, bis du spürst, daß du ein Ziel erreicht hast." Und wer kann zählen, wie unendlich oft sie sich bemüht hat —, um schließlich zu siegen?

(Aus „Das Beste" aus Readers Digest, Juni 1956)

Visitkartenrätsel



Welchen Beruf übt Herr Leo T. Feinst aus?

Herr Feinst ist blind und hat in seinem Beruf, den er zur vollsten Zufriedenheit seines Arbeitgebers ausübt, volle Befriedigung gefunden.

Alle richtigen Auflösungen, die bis zum **15. Jänner 1957** bei uns einlangen, nehmen an einer Verlosung teil. Zu gewinnen sind folgende Preise, von 4. bis 20. Buchpreise:

1. bis 3. Preis: Ein Halbjahrs-Abonnement der Zeitschrift „Frau und Mutter"
4. Preis: Die Schwabenmargret — Ines Widmann
5. Preis: Ankläger Mitman — Franz Karl Franchy
6. Preis: Herr auf Schloß Porzia — Maria Steurer
7. Preis: Das Schloß in Ungarn — Eberhard Wolfgang Müller
8. Preis: Kennwort „Opernball" — Karl Haensel
9. Preis: Franz Schuberts Lebensbild — Josef August Lux
10. Preis: Mädchen ohne Mann — Julius Carl Haidvogel
11. Preis: Nannerl — Walter Hummel
12. Preis: Die goldene Orgel — Hans Nüchtern
13. Preis: Karl und Michael — Walter Ollrogge
14. Preis: Wiener Höfe einst und jetzt — Margarete Girardi
15. Preis: Wien 1945 — Lotte Benz-Casson
16. Preis: Musik der Gegenwart — Andreas Ließ
17. Preis: Schaut her, wir sind's — Franz Worff
18. Preis: Wien für Dich — E. Straßer-Irving
19. Preis: Erfolg im Leben — Ernst Machek
20. Preis: Spangenberg — W. Lernet-Holenia

Die Auflösung des Rätsels und die Namen der Gewinner werden in der Märznummer unserer Zeitschrift bekanntgegeben. Auflösungen sind mittels einer Postkarte an die Schriftleitung der Zeitschrift „Unser Schaffen", Wien XII, Singrienergasse 19, zu richten.

ROBERT VOGEL:

„In die Berg' bin i gern . . ."

Wir verbrachten als Teilnehmer des fünften Turnusses unserer Erholungsaktion einige Wochen in Tauchen bei Mönichkirchen. Da ging es täglich bergauf und bergab und wir genossen die herrliche Luft und den feinen Duft der Wälder. Schöne Ausflüge konnten wir in Begleitung unserer sehenden Angehörigen unternehmen und erfreut darüber, daß wir an allem teilnehmen durften, vergaßen wir fast unser Blindsein.

Es gibt Menschen, die der Meinung sind, daß es keinen Sinn hat, ob ein Blinder da oder dort ist, ob er sich im Tal oder auf einem Berg befindet, er sähe ja doch nichts und für ihn sei alles gleich. Vielleicht haben wir aber auf unseren Spaziergängen und Wanderungen viel mehr empfunden und genossen, als manche Menschen, die sich ihrer vollen Sehkraft erfreuen.

Ein Morgenaufstieg

Wir beschlossen eines Tages eine Partie auf den Hochwechsel. Zum Wetterkoglerhaus wollten wir! Man lächelte ein wenig über unsere Absicht und einige Einheimische schüttelten die Köpfe ob unseres Vorhabens. Wir ließen uns aber nicht abbringen und eine kleine Gesellschaft, bestehend aus zwei Blinden, der sehenden Frau und dem Töchterchen des einen, dem Sohn des anderen und einem Mann von 70 Jahren machte sich auf den Weg.

Eine Wanderkarte wurde besorgt. Unsere Wirtin hatte uns reichlich mit Proviant versorgt. Nach einem kräftigen Frühstück marschierten wir um halb 6 Uhr früh ab. Alles lag noch in tiefer Stille, da und dort krähte ein Hahn und mahnte die Menschen, daß wieder ein neuer Tag angebrochen war.

Knapp hinter unserem Gasthof führt ein Steig ziemlich steil hinauf zur Bundesstraße und in kürzester Zeit sind wir von 600 m auf fast 900 m hoch gekommen. Aber der Hochwechsel ist 1744 m!

Das Gras ist vom Tau feucht und schon wirft die Sonne ihre ersten Strahlen auf uns herab. Keuchend haben wir die Straße erreicht und sind froh, daß wir nach dem steinigen Pfad eine kurze Strecke auf einer geraden Straße fortgehen können. Einige Motorräder und Autos flitzen vorbei, aber zum Glück ist diese sonst so verkehrsreiche Straße zu diesem Zeitpunkt noch nicht belebt. Schon biegen wir links ab, verlassen die Straße und über eine Wiese geht es flott hinauf nach Schaueregg. Ein Hund bellt uns kräftig an, und wir hören deutlich, daß er näher kommt. Sein Besitzer, ein Bauer, der auf dem Feld arbeitet, ruft ihn zurück und mit einem „Guten Morgen!" setzen wir in zügigem Tempo unseren Weg fort. Die Sonne brennt schon ganz heiß auf uns herab, aber plötzlich umgibt uns erfrischende Kühle. Wir gehen durch einen dichten Wald.

Es ist ein Genuß, durch diesen Wald zu schreiten. Es duftet hier so fein, und mit vollen Zügen vermitteln wir unseren Lungen diese köstliche Luft. Und unser Sprechen klingt so, als befänden wir uns in einer großen Halle. Wieder kommen wir zu einer Lichtung. Hier riecht es nach Himbeeren und rasch pflückt unsere sehende Begleiterin im Vorbeigehen für uns einige Beeren zur Erfrischung. Da und dort gibt es Heidelbeeren, die wir auch nicht verschmähen. Wald und Wiese wechseln, aber wir haben noch ein großes Stück Weg vor uns. Manchmal ist der Boden weich, dann wird er steinig und viele Wurzeln überqueren den Weg. Bald haben wir uns an die wechselnde Beschaffenheit des Bodens gewöhnt und beachten die Hindernisse nicht mehr. Über Stock und Stein geht es in froher Stimmung dahin. Wir greifen auf unsere Blindenuhr. Es ist sieben Uhr. Bei uns im Heim schlafen sie jetzt noch, denn es wird erst um halb acht Uhr zum Aufstehen gegongt. Sie liegen noch in den Betten und wir sind schon so weit und in so schöner Umgebung. Nur vorwärts, nur weiter!

Zum Hallerhaus

Der Weg steigt wieder stärker an, und das muß auch so sein, denn wir haben einen großen Höhenunterschied zu überwinden. Wir beschließen, nicht vor Erreichen des Hallerhauses (1420 m) zu rasten.

Vor uns liegt ein Haus, aber wir haben noch ein gutes Stück hin. Das wird doch nicht schon das Hallerhaus sein? O ja, das ist es wohl, denn es ist jetzt halb acht Uhr und die Wanderkarte gibt von Tauchen bis zum Hallerhaus zwei Gehstunden an. Und da sind wir nun wirklich am Ziel unserer ersten Rast angelangt. Über einige Stufen erreichen wir die Terrasse vor dem Haus und einige Fruchtsäfte löschen rasch unseren Durst. Wir lachen und scherzen und sind in bester Laune. Jetzt werden sie in Tauchen aufstehen und wir sind schon so hoch!

„Und da freut si mei Gmüat!"

„Bitte, jetzt alle in meine Richtung sehen, denn wir wollen eine bleibende Erinnerung an diesen schönen Tag haben", meint unser Fotograf, der uns knipst. Das Thermometer am Hallerhaus zeigt bereits 38 Grad. Kein Wunder, die Sonne scheint auch ständig darauf. Nachdem einige Aufnahmen gemacht sind und sich alle ausgeruht haben, ziehen wir weiter.

Links vom Hallerhaus führt der Weg, jetzt wieder ziemlich ansteigend, über die „Steinerne Stiege" und den Kamm am Niederwechsel zum Wetterkogel. Über große und kleine Steine geht es dahin, immer höher hinauf, und man ist hier versucht zu glauben, daß die Welt überhaupt nur aus Steinen besteht. Da muß man schon etwas vorsichtig sein, denn wir wollen alle wieder heil nach Hause kommen. „Nur langsam", heißt es immer wieder, denn rechts geht es steil hinunter und da darf niemand ausrutschen. Einige Touristen kommen uns entgegen. Etwas erstaunt, auf diesem schlechten Weg Blinden zu begegnen, sagen sie tröstend: „Das dauert nicht mehr lange, es wird dann weiter oben besser."

Zum Glück sind wir in einem Wald, und da schwitzt man nicht so arg. „Hallo, seid Ihr noch da?" — „Ja, wir sind hier vorne."

Wir kommen wieder auf eine Lichtung, und die Steine werden spärlicher. Wir drehen uns um in der Richtung, aus der wir gekommen sind. Der Schilderung unserer sehenden Partner können wir entnehmen, daß ringsum alles frei ist, in der Ferne sind einzelne Häuser und auch Ortschaften zu sehen und dort, ja dort ganz weit weg, liegt Tauchen. Der Himmel, so erzählt man uns, ist hier tiefer blau als unten im Tal, und die Wolken hängen viel niedriger.

Es ist zehn Uhr und sehr heiß. Wir rasten ein wenig auf einer Wiese mit ausgedörrtem Gras, und das gute Fleisch, das uns unsere Wirtin mitgegeben hat, mundet nach dieser ersten Anstrengung ausgezeichnet. „Alles ausgeruht? Sind wir wieder so weit? Dann bitte meine Herrschaften, keine Müdigkeit vorschützen! Wir gehen wieder weiter."

Über den Niederwechsel ziehen wir dahin, links die Steiermark und rechts Niederösterreich. Wir erinnern uns hier des schönen Erfolges unserer steirischen Schicksalskollegen. Sie erreichten durch ihren hartnäckigen Kampf um das Blindengeld ein Gesetz, das am 12. Juli im steirischen Landtag beschlossen wurde und allen Zivilblinden ein Blindengeld von monatlich 450 Schillingen zusichert.

Hier oben fühlen wir noch viel stärker als unten, daß wir Blinde, Menschen sind, wie alle anderen, und daß wir auch Recht auf ein menschenwürdiges Leben haben. Vielleicht gerade weil wir blind sind und darum auf vieles verzichten müssen.

Wir steigen auf einen großen Stein. Er ist rotblau bemalt. Das ist hier die Markierung, wo es nur noch ganz spärlichen Baumwuchs gibt. Die Schuhsohlen sind glatt geworden und man rutscht auf dem trockenen Gras sehr leicht zurück.

„Wo das Almröserl wächst"

Ein leichter Wind bringt uns angenehme Kühlung, und wir spüren gar keine Müdigkeit. Wir sind so glücklich und fühlen uns wohl, wie schon lange nicht. Immer wieder denken wir an die

Daheimgebliebenen, denen es wirklich leid tun kann, nicht dabei zu sein.

Rechts von uns hören wir Kuhglocken läuten, wir befinden uns auf einer Alm. Etwas scheu ziehen sich die Kühe zurück, aber unser Bergfotograf hat sie festgehalten. Ein riesiger Haufen Felsgeröll liegt vor uns und wir klettern hinauf, denn hier soll wieder eine Aufnahme gemacht werden. „Bitte, den linken Fuß ein Stückchen vor, dann den rechten etwas höher, nur langsam und vorsichtig", heißt es. Bald sind wir alle oben. Nach der Aufnahme wieder hinunter und los zum Wetterkogel.

Eine Dame und ein Herr kommen uns entgegen. „Leicht ist es nicht, da hinaufzukommen", sagen sie, „überhaupt, wenn man nicht sieht, denn es sind so furchtbar viele Steine." Nur Latschen treiben spärlich aus dem harten Boden. Einmal nach links und wieder nach rechts, so versuchen wir einen besseren Weg zu finden.

„. . . und der Enzian blüaht"

Vor uns, aber noch sehr weit entfernt, bemerken unsere sehenden Wanderer etwas, das sie für das Wetterkogelhaus halten. Es ist inzwischen fast 11 Uhr geworden. „Ja, sehen Sie, dort", erklärt ein Herr, „dort ist Ihr Ziel."

Es geht über Höhen hinauf und dann wieder hinunter und immer deutlicher erkennbar wird unseren Begleitern der höchste Punkt am Hochwechsel. Wir beschleunigen unsere Schritte und beachten kein Hindernis mehr. Um halb 12 Uhr ist es dann geschafft. Wir stehen beglückt mit freudigem Herzen am Ziel unserer Bergpartie. Der freundliche Hüttenwirt sorgt rasch für gute Suppe und Getränke, hernach tragen wir uns in das Hüttenbuch ein. Dann statten wir dem kleinen Heldenfriedhof einen Besuch ab und es erfüllt uns mit Wehmut, daß so viele junge Leben sinnlos geopfert wurden. Sie dürfen sich nicht mehr an der Herrlichkeit unserer Welt erfreuen.

Wir sind wohl etwas müde, aber die große Freude über unser schönes Erlebnis läßt uns die Mühe vergessen. Die Welt hat sich uns Blinden weit geöffnet und uns aufgenommen. Mit vollen Händen schenkt uns Mutter Natur ihre Gaben und will uns dafür entschädigen, daß sie uns einmal, vielleicht in einer schlechten Laune, so stiefmütterlich bedacht hat. „Kommt zu mir", ruft sie uns zu, „ich bin Euer, auch wenn Ihr meine schönen Farben, mein Leuchten und Schimmern, meine Vielfalt, meine Insekten, Schmetterlinge und andere Lebewesen nicht sehen könnt. Hört Ihr das Summen? Hört Ihr das Zirpen, das Rauschen, das Plätschern? Hört Ihr das Säuseln des Windes?"

„Ja, wir hören alles, wir spüren alles und wir können auch alles in unserer Art wahrnehmen. Wir danken dir und sind dir nicht mehr böse, denn du verläßt uns doch nicht und machst uns immer wieder froh und glücklich."

Abstieg

Jetzt kommt uns zum Bewußtsein, daß wir nicht zum Träumen da sind, denn wir dürfen nicht zu lange verweilen. Hinunter müssen wir, hinunter ins Tal. Weg von Almröserl und Enzian. Die blaue Markierung führt uns hinab zur Marienseer Schwaig. Ein schlechter, steiler und steiniger Weg liegt vor uns, aber wie uns die Almbäuerin versichert, wird er bald besser.

Um halb 2 Uhr nehmen wir von der Alm Abschied und über unwirtliches Gelände eilen wir auf Mariensee zu. Bergab geht es viel schwerer als vor einigen Stunden bergauf. Aber auch das letzte Stück unseres Weges schaffen wir. Stellenweise müssen wir Blinde überhaupt ohne Führung, nur nach dem Gehör, weitergehen, denn der Pfad wird schmal. Wir springen und stolpern, aber alles geht gut und nach zwei Stunden angestrengten Wanderns kommen wir in Mariensee an.

Hier rauschen wieder die Bäche und wir hören wieder viele Menschenstimmen. Kurze Rast nur ist uns gewährt, denn um vier Uhr fährt der Autobus nach Aspang. Es tut uns schon ganz gut, daß wir einen Sitzplatz bekommen, aber nur langsam kommt unser Autobus vorwärts, denn viele Fahrgäste steigen bei den nächsten Haltestellen zu. Als wir endlich in Aspang ankommen, fährt der Zug, der uns nach Tauchen bringen soll, gerade weg. Man erwartet uns aber oben und wird vielleicht besorgt sein, wenn wir nicht rechtzeitig eintreffen! Der Bahnhofsvorstand ist jedoch verständnisvoll und telefoniert für uns zum Bahnhof Tauchen: „Es sind hier zwei Blinde mit ihren Begleitern", sagt er. „Sie haben den Zug versäumt, der jetzt weggefahren ist. Bitte den Angehörigen auszurichten, daß sie erst mit dem nächsten Zug kommen." — „Danke sehr, Herr Vorstand." Jetzt können wir uns noch ein wenig in Aspang aufhalten.

Um 19.00 Uhr treffen wir, froh begrüßt von den anderen Schicksalskollegen und ihren Begleitern, in Tauchen ein. Da müssen wir erzählen, wie es uns ergangen ist und ob wir wirklich oben gewesen sind. Sie wollen es nicht recht glauben. „Da, hier sind die gestempelten Ansichtskarten vom Wetterkogelhaus, die haben wir als Beweis mitgebracht."

Ein schöner Tag geht zu Ende. Ein Tag, der uns Blinden und unseren lieben treuen Begleitern ein unvergeßliches Erlebnis bleiben wird. Müde, sehr müde gehen wir zu Bett, aber am nächsten Tag erwachen wir wie neugeboren und mit einer großen Sehnsucht im Herzen. Wir stimmen das schöne Volkslied an, das wir am Vortag öfters gesungen haben: „In die Berg' bin i gern . . ."

Erfühltes

„Ach, Ihr armen Mitmenschen, Ihr braucht immer Eure Augen, um die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind" sage ich manchmal und füge dann mit Galgenhumor hinzu: „Da haben wir Blinden es leichter; wir fühlen dies alles." Und von den Dingen, die man nicht sehen, dafür aber fühlen kann, möchte ich hier berichten.

Da ich jetzt die Blindenschrift erlerne, fahre ich jede Woche nach Wien. Bei meiner letzten Fahrt hatte ich ein kleines Erlebnis. Vielleicht werden Sie sagen, es sei unbedeutend; aber mir erscheint es doch charakteristisch dafür, wie man sich Blinden gegenüber nicht verhalten sollte.

Wir hatten an diesem Tage Glück, denn wir erreichten noch den D-Zug, das bedeutete, daß wir um eineinhalb Stunden früher zu Hause sein würden. Die letzten Wagen allerdings waren schon so überfüllt, daß wir auf der Suche nach einem Platz bald zu einem der eleganten vorderen Waggons kamen. Als ich einsteigen wollte, kam eilig ein Schaffner herbei. Ich dachte, er habe meine Armbinde gesehen und wollte mir nun beim Einsteigen behilflich sein. Ich dankte ihm daher bereits im voraus mit einem freundlichen Lächeln. Aber der gute Mann erkundigte sich nur, wohin ich fahren wolle und verwies uns dann — höflich aber bestimmt — auf die überfüllten letzten Waggons. Dort fanden wir dann auch — welch ein Glück für einen Blinden — einen Fenster-Stehplatz!

Nun konnte ich in Ruhe über diesen kleinen Vorfall nachdenken. War es „Über-Pflichtbewußtsein" eines Beamten gewesen? Oder glaubte er, die ausländischen Fahrgäste vor einem „Kranken" schützen zu müssen? Oder wollte er gar verhindern, daß die fremden Reisenden bei einem Gespräch mit mir die Höhe meiner Rente erfahren, und so einen praktischen Einblick in den „sozialsten Staat Europas" erhalten könnte? Wie dem auch sei, dieser Schaffner gab mir ein Beispiel dafür, wie man es nicht machen sollte.

Als sich der D-Zug elegant weich in Bewegung setzte, erklang eine Stimme aus dem Lautsprecher des Westbahnhofes: „Wir wünschen Ihnen eine angenehme Reise." Tja, wir wünschen eine angenehme Reise, aber für a l l e Fahrgäste!

Herbert Liegl (St. Pölten)

YVONNE BLAUENSTEINER:

Quellen des Trostes und der Kraft

Immer wieder wurde und wird das menschliche Dasein von Denkern und Dichtern mit einer Wanderschaft voller Beschwernisse verglichen. Um nun den Erdenwanderer unter der Last seiner Mühsal nicht zusammenbrechen zu lassen, sondern ihn stets aufs neue zu ermutigen und zu stärken, wurden für ihn im Schöpfungsplan mancherlei lösende und erlösende Faktoren vorgesehen. Daher erscheint es ganz natürlich, daß die leidwunde Seele dieser Hilfe nachspürt und dieselbe in den meisten Fällen auch findet.

Obgleich liebevoller Zuspruch eines Menschen, schöne Musik, ein ethisch hochstehendes Buch oder Bühnenwerk, Trost und Kraft zu schenken vermögen, so bleibt dies doch im besonderen Maße dem im Religiösen wurzelnden Erlebnis vorbehalten. In den Konzentrationslagern gab es Verfolgte, welche durch das von unbeirrbarem Gottvertrauen erfüllte Wort, oder die echter Frömmigkeit entspringende Tat eines Mithäftlings aufgerichtet und manchmal sogar vor dem Freitod bewahrt worden sind.

Die Werke der berühmten taubblinden Schriftstellerin Helen Keller (siehe in dieser Nummer) spiegeln deutlich ihr starkes religiöses Empfinden wieder, durch welches sie ihr schweres Schicksal überwand und jene edle Menschlichkeit und Lebensauffassung errang, welche die Welt an ihr so sehr bewundert.

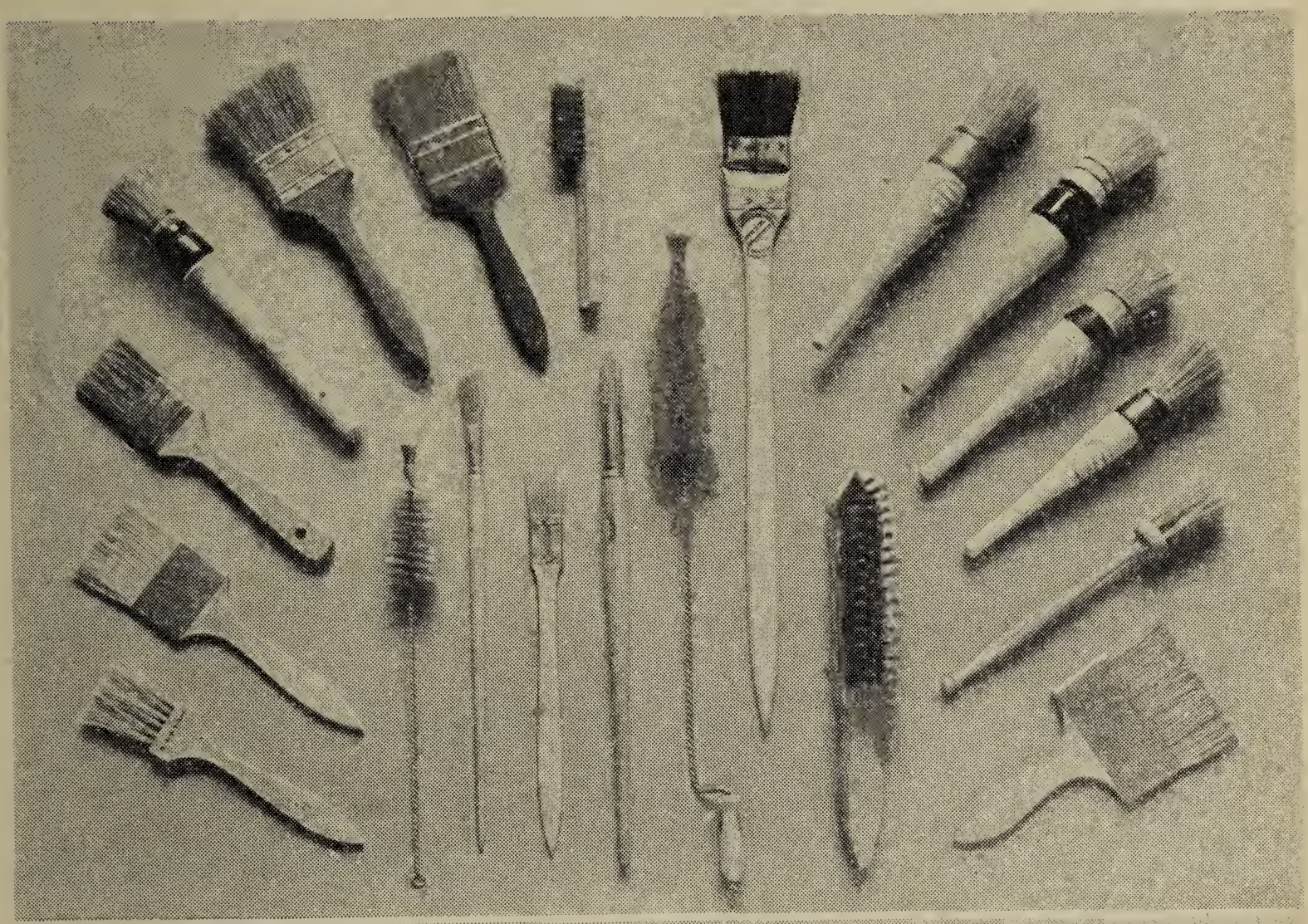
Es sei mir hier gestattet, diesem Problem gegenüber auch meine persönlichen Erfahrungen bekanntzugeben. In Stunden tiefster Bedrängnis hat mich ein aus innerstem Herzen empordrängendes Gebet allmählich aus meiner seelischen Verschüttung befreit und neuer Zuversicht entgegengeführt. Ich erinnere mich dann immer an die blinde Schweizer Bildhauerin Klara Bingheli, die mir einmal schrieb: „Ein Leben ohne den Rettungsanker einer religiösen Weltanschauung vermag ich mir ganz und gar nicht vorzustellen!“

Welches sind nun die Urgründe, aus denen diese Quellen des Trostes und der Kraft entspringen? Der psychischen Individualität entsprechend, wird jeder Mensch von einem wunderbaren Eindruck besonders beeinflußt. Der eine erringt sein seelisches Gleichgewicht im stillen Gebet, der andere im Beiwohnen eines Gottesdienstes. Ich weiß von Menschen, die sich durch Lesen der Lebensbeschreibung von Heiligen, wunderbar gestärkt fühlten, die schwersten Qualen heldenhaft ertrugen, Auch gute Predigten wirken erhebend. Ich sprach mit Kranken — und eine Reihe von ihnen scheut keine Entbehrungen, um die Reisekosten aufbringen zu können — die alljährlich nach Lourdes pilgern wollen, wo sie wieder Mut, Zufriedenheit und Geduld empfangen.

In abschließender Betrachtung der positiven Kraft und Auswirkung des religiösen Erlebens sei bemerkt, daß jeder, der wirklich guten Willens ist, dieses kostbare Geschenk der wiedergewonnenen Daseinsfreude nicht als Selbstverständlichkeit, sondern als hohe Verpflichtung betrachten wird. Wie könnte und dürfte da einer am Leid des Nächsten gefühlskalt und tatenlos vorübergehen? Müssen und sollen wir uns daher nicht redlich bemühen, den von hartem Schicksal Betroffenen gleichfalls mit neuer Zuversicht zu erfüllen? Wer aber solcherart handelt, wird selbst in dunkelsten Stunden einer neuerlichen Prüfung der Verzweiflung nicht anheimfallen, denn er weiß um den heiligen Sinn des Lebens und dessen strahlendste und beglückendste Kronen, welche heißen: „Güte und Hilfsbereitschaft!“

Die Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft

bietet Waren von vorzüglicher Qualität und preiswert an. Machen Sie einen Versuch, und Sie bleiben bei uns Kunde!



Blinde in aller Welt

England

An den Londoner Gerichten wurde eine Rechtsanwältin zugelassen, die ihre Prüfungsarbeit in Blindenschrift verfaßt hat. Die blinde Juristin bereitete sich auf ihre Prüfungen mit Hilfe eines Vorlesers vor, der ihr alle nicht in Blindenschrift erreichbaren Fachbücher vorlas.

Der Stadtrat von Edinburg bewilligte die notwendigen Gelder, um eine schöne und nicht alltägliche Idee zu verwirklichen. Ein Platz der Stadt soll zu einem Park für Blinde gestaltet werden. Stark duftende Blumen und Sträucher sollen gepflanzt werden und besondere Geländer an den Wegrändern werden den Sehbehinderten das Spazierengehen erleichtern. In der Nähe der Blumen, Bäume und Sträucher werden Namenschilder in Blindenschrift aufgestellt.

Die britische Polizei verhaftete einen 26jährigen Mann unter dem Verdacht, eine 53jährige Frau ermordet zu haben. Die Festnahme des Täters war einer 22jährigen blinden Frau zu danken, die zwar Zeugin des Mordes war, den Täter aber nicht sehen konnte. Als Untermieterin bei der Ermordeten hörte sie Schreie aus dem Zimmer ihrer Wirtin und stürzte hinüber. Ein Mann drängte sich an ihr vorbei und flüsterte: „Es ist nichts geschehen, mein Kind." Als einige des Mordes Verdächtige in Anwesenheit der Zeugin diese Worte wiederholen mußten, erkannte die Blinde den Mörder an seiner Stimme.

Italien

Es war an einem Spätherbsttag an der Küste von Ligurien. Am Ufer stand ein 34jähriger Kriegsblinder. Ein Junge sprang in die Fluten und schwamm übermütig herum, doch plötzlich ertönten Hilferufe. Während die Leute am Ufer hin und her liefen, sprang der Blinde in ein Motorboot, warf seinen Motor an und fuhr los. Es gelang ihm, den Knaben in das Boot zu ziehen. Alle waren erstaunt, als sie erfuhren, daß der Retter blind war. Auf die Frage, wieso er wußte, wo der Knabe war, sagte er: „Ich habe wohl keinen Sehsinn, aber mein Herz sagte mir, wo ich den Knaben finden würde."

Ägypten

Gegen die Folgen der ägyptischen Augenkrankheit wurde in Kairo eine Blindenschule des Internationalen Arbeitsamtes eingerichtet. Die Erblindeten lernen hier Teppichknüpfen, Stenographie und Maschineschreiben.

Österreich

Zwei junge blinde Mädchen, 17- und 19jährig, wurden von der Gemeinde Wien als Stenotypistinnen angestellt. In der Blindenschule ausgebildet, leisten sie vollwertige Arbeit. Sie schreiben 220 Silben in der Minute im Stenogramm und 410 Anschläge auf der Maschine! Im Bereich der Wiener Stadtverwaltung finden Blinde schon seit Jahren Beschäftigung. 10 blinde Telefonisten und Telefonistinnen stehen im städtischen Dienst. Die Wiener städtische Bestattung beschäftigt mehrere blinde Organisten.

Es wird der Vorschlag gemacht, für die große Zahl von Sehbehinderten, noch nicht Blinde, ebenfalls ein Schutzzeichen zu schaffen. Der Zuwachs an Kraftfahrzeugen bedeutet eine große Gefahr für die sehbehinderten Menschen. Wie wäre es, wenn für diese Gruppe von Menschen ebenfalls ein Armzeichen, z. B. ein schmaler gelber Streifen am Arm, eingeführt würde?

200 katholische Blinde aus Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen sich zu einem Dreiländertreffen in Friedrichshafen. Sprecher der deutschen, schweizerischen und österreichischen Blindenschaft sprachen über die Blindenarbeit und appellierten, daß auch die kirchlichen Stellen und Organisationen Blinde beschäftigen mögen. Es genügt nicht nur Trost zu geben, noch wichtiger sei die tätige Hilfe, wurde dort von einigen Rednern festgestellt.

Weisheiten des Alltags

Man sollte ein Kind niemals mit erhobenem Finger erziehen — vor allem dann nicht, wenn es schon Zähne hat.

Sie müssen dreizehn Muskeln bewegen, um die Stirn zu runzeln, und nur zwei, um zu lächeln. Weshalb sich anstrengen?

Wenn ein Kuß Bände spricht, ist es selten eine Erstausgabe.

Es gibt Leute, die können stundenlang von Dingen reden, denen sie sprachlos gegenüberstehen.

Mit jeder Hochzeit gewinnt der Gemüsehändler, was der Blumenhändler einbüßt.

Jeder Mann hat die Möglichkeit, sich seine Regierungsform selbst zu wählen — schwarz, blond, braun oder rothaarig.

Humor von Adele Zaunegger

Beim Fotografen

Zum Fotografen kommt die Luis',
„Ich möchte gar zu gern
Vergrößert haben gut und schnell
Das Bild von diesem Herrn.

Das Bild ist sonst mir so ganz recht,
So wie Sie es hier sehn —
Doch möcht ich's lieber ohne Hut —
Was meinen S', wird das gehn?"

Der Fotograf: „O ja, gewiß,
Doch sagen Sie mir nur,
Wie trägt denn dieser Herr das Haar?
Gescheitelt? Stehfrisur?"

Da meint die Luis': „Was frag'n S' da mich
Das kann ich nicht verstehn!
Wenn eh der Hut herunterkommt,
Da wer'n Sie's dann schon sehn!"

In der Rage

Der Professor ringt die Hände,
Weil die Klasse so versagt,
Und mit Seufzen und Gestöhne
Spricht er: „Ach, Gott sei's geklagt —
Jeder Trottel muß studieren!
Anders war's zu meiner Zeit:
Da war ich in der Umgebung
Nur der einz'ge weit und breit..."

Reingefallen

„Warum fehltest du heut' morgens?"
Fragt der Lehrer Müllers Paul;
Stets bereit, sich auszureden,
Stottert dieser gar nicht faul:
„Einen kleinen Bruder, bitte,
Habe ich heut' früh gekriegt!"

Darauf hat der Lehrer aber
Ihn ganz strenge angeblickt:
„Traf heut' morgens deine Mutter",
Paul fällt ihm ins Wort und spricht:
„Mutti, bitte sehr, Herr Lehrer,
Mutti weiß es ja noch nicht!"

Sie fragen — wir antworten

Herr M. B., Wien X, schreibt: „Habe ich auch Anspruch auf eine Blindenbeihilfe?"

Unsere Antwort: „Wir empfehlen Ihnen, sich an Ihr zuständiges Fürsorgeamt zu wenden, wo Sie alle näheren Auskünfte erhalten werden. Sobald der Wiener Landtag das Blindenbeihilfegesetz beschlossen haben wird, werden Sie es über den Rundfunk oder aus der Tagespresse erfahren."

*

Frau M. L., Oberösterreich, möchte wissen, ob sie als Blinde von der Rundfunkgebühr befreit werden kann.

Unsere Antwort: „Wenn Sie bei Ihrem zuständigen Postamt den Nachweis der Blindheit erbringen und wenn das Empfangsgerät auf Ihren Namen gemeldet ist, werden Sie von der Rundfunkgebühr befreit."

*

Herr Georg K. aus Graz erkundigt sich danach, wieviele Blinde es in Österreich eigentlich gibt.

Unsere Antwort: „Österreich zählt derzeit ungefähr 700 Kriegsblinde und etwa 3000 organisierte Zivilblinde. Die tatsächliche Anzahl der Zivilblinden Österreichs dürfte 4000 betragen."

*

Frau E. B., Steiermark, schreibt u. a.: „Sind Sie auch an Beiträgen aus dem Leserkreis für Ihre Zeitschrift ‚Unser Schaffen' interessiert?"

Unsere Antwort: „O gewiß, wir sind sogar sehr stark daran interessiert. Gerade die Beiträge unserer sehenden Freunde sind dazu geeignet, ein richtiges Bild über die Meinung der Sehenden uns gegenüber zu vermitteln. Wir möchten immer gerne wissen, wie unsere Mitmenschen über uns denken, um daraus nutzbringende Schlüsse für unsere weitere Arbeit ziehen zu können."

*

Wir bitten auch weiterhin Anfragen an die Redaktion von „Unser Schaffen" zu richten, die in der darauffolgenden Nummer beantwortet werden. Die Redaktion.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Im Kochen keinen Schrecken findet
der Junggesell mit KNORR verbündet.

Haben Sie ein Klavier?

Ja, Sie haben ein Klavier? Sie spielen selbst nie, da macht es nichts, wenn es verstimmt ist? Nun, vielleicht haben Sie einmal Gäste, vielleicht schlägt jemand ein paar Tasten an — zu dumm, wenn dann Mißtöne aus Ihrem Flügel oder Pianino dringen!
Wir empfehlen Ihnen einen unserer tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Wir danken Ihnen schon heute dafür, daß Sie einem unserer Blinden Arbeit gegeben haben. Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII, Singrienergasse 19, Telephon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Prim. Dr. Joh. Kretz, Prof. Dr. Leopold Mayer, Prof. J. Matejka-Felden

unser Schaffen

AUS DEM INHALT:

Die Krebsvorbeugung

Gemeinschaftserziehung beim Blinden

Mut und Wille sind kostbare Güter!

Der Schmied

Blinde an der Werkbank

Letzte Begegnung mit Stefan Zweig

2. JAHRGANG HEFT 1 JÄNNER 1957 PREIS S 3.50

ROBERT VOGEL:

Zu lichten Höhen

Wenn dereinst die Geschichte des österreichischen Blindenwesens geschrieben werden wird, dann wird das Jahr, welches soeben zu Ende gegangen ist, besonders erwähnt werden müssen. Den jahrelangen Bemühungen der Zivilblinden, um gesetzliche Anerkennung ihrer Forderungen nach verbesserten Lebensbedingungen, war nun endlich ein Erfolg beschieden. Am 1. Jänner 1956 trat das neue Allgemeine Sozialversicherungsgesetz in Kraft, es enthält bedeutende Bestimmungen zugunsten der Blinden. Alle blinden Sozialrentner haben Anspruch auf einen Hilflosenzuschuß. Dieser beträgt eine halbe Vollrente, jedoch mindestens 300 und höchstens 600 Schilling monatlich. Der größte Teil der Zivilblinden fällt nicht unter diese Bestimmungen, weil keine Ansprüche an die Sozialversicherung bestehen.

Seit vielen Jahren führen die österreichischen Blindenorganisationen einen unermüdlichen Kampf um die Erlangung eines Blindenbeihilfegesetzes. Jedem Blinden soll, ohne Anrechnung sonstiger Einkommen auf Grund der Blindheit und zum Ausgleich der dadurch bedingten Mehrausgaben monatlich ein bestimmter Betrag ausbezahlt werden. Die Forderungen der Zivilblinden stützen sich dabei auf das im Kriegsopferversorgungsgesetz für Kriegsblinde vorgesehene Pflegegeld. Man kann Blindheit und ihre wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen nicht mit verschiedenen Maßen messen. Nicht die Ursache, sondern die Tatsache der Blindheit dürfen bei allen Hilfsmaßnahmen für Blinde entscheidend sein.

Wenn die von einigen Bundesländern bereits geschaffenen Gesetze auch nicht die volle Erfüllung unserer berechtigten Forderungen bringen, so erblicken wir in ihnen doch einen schönen Beginn. Es wird leichter sein, bereits bestehende Gesetze auszubauen und zu verbessern, als neue Gesetze zu erwirken. Wir werden unsere Bemühungen also nicht nur fortsetzen, sondern auch noch verstärken müssen, bis wir allen Blinden ein gesetzlich verankertes Recht auf ein menschenwürdiges Dasein erkämpft haben werden.

Berufsausbildung

Neue große Aufgaben stehen vor uns und es lohnt sich, darüber einige Worte zu verlieren. Vielen Blinden ist es durch Fleiß und Tüchtigkeit gelungen, einen Platz im normalen Berufsleben zu erobern, und sie haben ihre Arbeitgeber nicht nur nicht enttäuscht, sondern deren Erwartungen weit übertroffen. Sie haben als Telefonisten, Stenotypisten, Masseure, Musiker, Lehrer und in industriellen Betrieben Leistungen vollbracht, die man als die beste Propaganda für weitere Einstellungen von Blinden bezeichnen kann.

Es kommt doch wiederholt vor, daß verhältnismäßig junge Männer oder Frauen erblinden, aus ihrem normalen Leben herausgerissen und damit zum Nichtstun verurteilt werden. Man wird sich wohl vorstellen können, daß das seelische Leid eines erblindeten Menschen oft noch stärker ist als das materielle. Untätigkeit bedeutet für blinde Menschen ein schreckliches Elend, auch dann, wenn durch eine Rente und einen Hilflosenzuschuß das tägliche Brot gesichert ist. Warum sollten unserer Volkswirtschaft auch so viele, noch brauchbare Arbeitskräfte verlorengehen? Wir werden uns mit der Errichtung eines Umschulungszentrums für später Erblindete befassen müssen und es wird in den meisten Fällen möglich sein, eine Rückführung der Betroffenen in den Arbeitsprozeß vorzunehmen. In diesem Umschulungszentrum wird auch die allgemeine Anpassung der Erblindeten an ihre neuen Lebensbedingungen erfolgen. Sie werden die Blindenschrift erlernen, sich orientieren lernen. Der

blinde Mann wird lernen, sich zu rasieren, ohne dabei in den Spiegel zu sehen und die blinde Frau wird erkennen, daß man die Milch nicht überkochen lassen muß, auch wenn man sie nicht steigen sieht, daß man aber mittels des Geruches und des Gehörs hausfrauliche Wunder verrichten kann.

Kulturelle Betätigung

Erblinden die Menschen aber in einem Alter, wo Umschulung oder Anpassung nicht mehr die besten Erfolgsaussichten haben, so muß ihnen durch Hausbesuch, durch Vorlesen, Spaziergänge geholfen werden, über die vielen einsamen Stunden hinwegzukommen. Sie werden auch nicht mehr die Blindenschrift erlernen. Die moderne Technik hat uns Blinden ein geradezu ideales Mittel geschenkt: Das Magnetophon oder Tonbandgerät. In einigen Ländern gibt es bereits sogenannte Hörbüchereien. Hervorragende Schauspieler und Künstler sprechen auf Tonbändern Werke der Weltliteratur. In den Hörbüchereien werden Kopien angefertigt, Kataloge angelegt und den blinden Interessenten Abhörgeräte zu billigsten Preisen vermittelt. In den Katalogen ist jeweils die Anzahl der Hörstunden angegeben. Es ist nur selbstverständlich, daß für diese Einrichtung bei den Blinden größtes Interesse vorhanden ist.

Körperliche Erholung

Schon öfter haben wir auf die Wichtigkeit der Erholungsfürsorge für Blinde hingewiesen. Im gegenwärtigen stets zunehmenden Straßenverkehr sind die Nerven der Blinden besonderen Anstrengungen ausgesetzt und sie bedürfen der Erholung vielleicht noch dringender als sehende Menschen. Durch eine wirtschaftliche Besserstellung wird es in Zukunft auch mehr Blinden möglich sein, sich einen Urlaub zu leisten. Wir haben aber die Erfahrung gemacht, daß sogar Blinde, die ein etwas besseres Einkommen haben, ihren Urlaub am liebsten im Kreise ihrer Schicksalskollegen im Blindenerholungsheim verbringen. Sehr begreiflich, denn dort hat man keine Hemmungen, es ist alles speziell für Blinde eingerichtet und nicht zuletzt erfährt man oft aus Gesprächen, daß das eigene Schicksal, verglichen an dem anderer Leidensgefährten, noch nicht das ärgste ist. Es wird wieder Mut und Hoffnung geschöpft. Große Aufmerksamkeit werden wir deshalb der Erholungsfürsorge und unserem Erholungsheim „Harmonie" in Unter-Dambach bei Neulengbach zuwenden. Wir sind eben dabei, es auszubauen, um schon im kommenden Sommer noch mehr blinde Gäste und deren Begleitpersonen aufnehmen zu können. Große Geldmittel werden für diese Aufgabe erforderlich sein, aber die neugeschaffenen Gesetze werden uns die Möglichkeit geben, eine Erweiterung unserer fürsorgerischen Tätigkeit vorzunehmen. Waren wir früher vorwiegend darauf bedacht, ärgste Not zu lindern, so wird sich unsere Tätigkeit mehr den neuen Aufgabengebieten zuwenden.

Interessenvertretung

Vielleicht gibt es Blinde, die der Meinung sind, daß eine materielle Verbesserung ihres Lebens, die Blindenorganisationen überflüssig macht. Wir glauben vielmehr, daß wir jetzt, wo die größte Not beseitigt ist, an die Hebung des kulturellen und geistigen Niveaus, der Sicherung ihres Platzes in der menschlichen Gesellschaft herantreten und den Blinden vom traditionellen Bettler zum gleichberechtigten Bürger unserer Volksgemeinschaft führen werden. Die Zusammenarbeit aller Blindenorganisationen wird die beste Gewähr für eine rasche Entwicklung in die gewünschte Richtung sein. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs bietet allen Bruderorganisationen die Hand zum Bau an dem gemeinsamen schönen Werk zum Wohle aller österreichischen Blinden.

Wir werden uns noch mehr als bisher auf die Verbreitung unseres Blattes konzentrieren, weil wir erkannt haben, daß wir das Recht haben, unsere sehenden

Mitmenschen für unsere Arbeit zu gewinnen, weil wir aber auch die Pflicht haben, ihnen zu zeigen, daß wir uns ihrer Hilfe auch wirklich würdig erweisen. Wie sagt doch Herr Nationalratspräsident Dr. Hurdes in seinem Beitrag in der Dezembernummer von „Unser Schaffen": „Ich bin überzeugt, daß die Zeitschrift ‚Unser Schaffen' einen innigen und wertvollen Kontakt zwischen Blinden und Sehenden herstellt. Dieser Kontakt ermöglicht es, immer weiteren Kreisen die Anliegen und Nöte der erblindeten Menschen bekanntzumachen und trägt dadurch bei, die vielfach vorhandene Hilfsbereitschaft alter und neuer Blindenfreunde auch wirklich zweckentsprechend für die Blinden nutzbar zu machen."

Möge das Jahr 1957 mit seinen schönen Perspektiven für das Blindenwesen ein recht glückliches werden und möge es uns allen, die wir für die Blinden tätig sind, gelingen, sie aus dem trüben Dunkel ihres Alltags zu lichten Höhen zu führen.

HERBERT LIEGL:

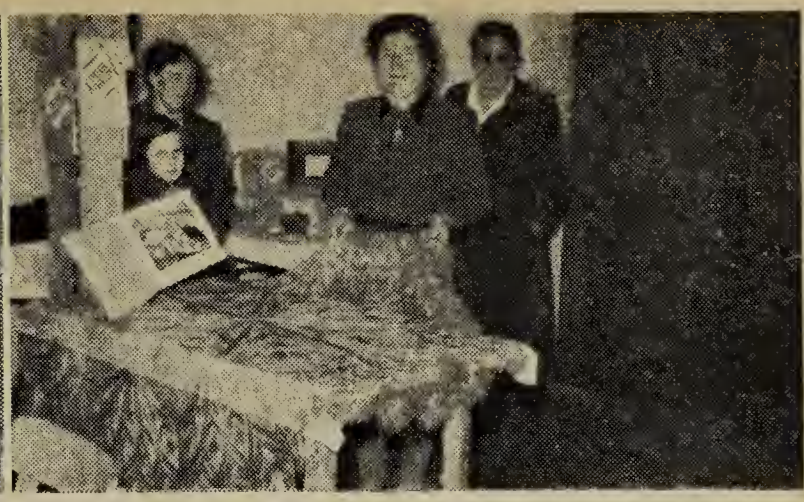
Die Blinden hatten das Wort

Der 17. November 1956 wird uns Blinden in St. Pölten noch lange im Gedächtnis bleiben. An diesem Tag veranstaltete nämlich die Hilfsgemeinschaft ihren ersten Bunten Nachmittag in St. Pölten unter dem Titel „Die Blinden haben das Wort". Unsere Wiener Kollegen bereiteten uns damit eine große Freude.

Gleich zu Beginn zeigte **Ernst Novacek** sein großes Können am Klavier und Akkordeon. Den ganzen Saal erfüllte er mit der mächtigen Musik der alten Meister, von ihm ebenso meisterhaft wiedergegeben. Die Musik verband uns, obwohl wir einander nicht sehen konnten. Als darauf anschließend noch Frau **Blauensteiner** ihre eigenen Gedichte ausdrucksvoll und eindringlich vortrug, eroberte sie die Herzen aller Anwesenden mit der Kraft ihrer Worte. Auch Kollege **Thiem** bewies sein vielseitiges Können und erntete stürmischen Applaus. Sie alle zeigten, daß sie stärker sind als ihr Schicksal. Selbst in der Dunkelheit stehend, brachten sie anderen Licht und Freude. Ihr Schaffen möge für alle Blinden — aber auch für viele Sehende — ein Beispiel und ständiger Ansporn sein.

Nicht unerwähnt sollen hier die aufklärenden und ermutigenden Worte unseres Obmannes **Robert Vogel** bleiben. Er zeigte auf, welche Arbeiten von Blinden heute schon gemeistert werden. Wir erfuhren von neuen Erfolgen unserer Hilfsgemeinschaft im Kampf um das Blindenpflegegeld. Den sehenden Anwesenden zeigte er, wie sie im Leben den Blinden durch kleine Hilfsdienste oft viel helfen können. Diese anregenden Worte werden den blinden St. Pöltnern sicherlich noch oftmals helfen.

Kollege Thiem



Selbstverfertigte Blindenarbeiten werden ausgestellt

Die kleine Ausstellung von Blinden-Hilfsmitteln und Blindenarbeiten erntete große Anerkennung. Hier sahen viele zum erstenmal eine Blindenschreibmaschine, machten sich mit dem Wesen der Braille-Schrift vertraut und tasteten die Seiten eines Buches ab. Uhren für Blinde wurden betrachtet und manches Erzeugnis aus unseren Werkstätten bestellt. Man sah auch Fotos von unserem Erholungsheim, das in der Nähe von St. Pölten liegt. Große Bewunderung erregte die kunstgestrickte Tischdecke von **Frau Pecha.** Die Frauen erklärten, daß sie selbst mit ihren guten Augen nicht in der Lage wären, ein solch herrliches und fehlerfreies Kunstwerk herzustellen. Einen Publikumserfolg besonderer Art erntete **Kollege Pecha** mit seiner klingenden Uhr. Mit feinem Glockenschlag ist diese Uhr jederzeit bereit, dem Blinden die Zeit auf die Minute genau anzusagen.

Im abschließenden heiteren Teil lernten wir Kollegen Novacek auch als Komponisten kennen. Verstärkt wurde das Programm durch zwei sehende St. Pöltner Künstler.

An der Blindenschreibmaschine

Die Wiener Blinden haben ja öfter Gelegenheit, einen Bunten Nachmittag zu erleben. Für uns St. Pöltner war es der erste Abend dieser Art. Für unsere Wiener Kollegen mag so ein Abend daher vielleicht auch nichts besonders Außergewöhnliches sein. Wir St. Pöltner aber — und ganz besonders die blinden — haben uns sehr gefreut, und darum wollen wir allen Mitwirkenden und der Hilfsgemeinschaft nochmals herzlichst danken und hoffen auf ein baldiges Wiedersehen!

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gern in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

PRIMARIUS DR. JOHANNES KRETZ:

Die Krebsvorbeugung

Neue Erkenntnisse der Krebsforschung haben hinsichtlich einer Krebsvorbeugung wichtige Gesichtspunkte aufgezeigt. Schon längere Zeit hat man erkannt, daß der Anfang der Krebsentstehung oft jahrelang, ja auch jahrzehntelang zurückliegt. Bis der Arzt ein Krebsleiden festzustellen vermag, sind die krebsverursachenden Schädigungen oft nicht mehr nachweisbar. Von einem vorbeugenden Standpunkt aus ist es notwendig, schon in die ersten Anfänge der Krebsbildung einzudringen.

Die Krebsentstehung

Es wird heute angenommen, daß die Krebsentstehung beim Menschen auf das Zusammenwirken einer Vielheit krebserzeugender Faktoren zurückzuführen ist. Die Erforschung, der durch chemische Substanzen bewirkten Krebsbildung, erbrachte zunächst das auffallende Ergebnis, daß die mehr als 1500 bisher bekannten krebserzeugenden chemischen Substanzen trotz ihrer gemeinsamen Fähigkeit, eine Krebsgeschwulst zu erzeugen, in ihrer chemischen Beschaffenheit außerordentlich verschiedenartig sind. Der Grund hiefür mag darin liegen, daß es bei der Krebsbildung weniger auf die chemische Zusammensetzung oder auf die physikalische Struktur einzelner Stoffe, als vielmehr auf den Umstand ankommt, daß es sich durchwegs um **Zellgifte** handelt, die in allerkleinsten Mengen durch eine lange Zeit auf die Zelle einwirken: **Das Wesentliche der Krebsentstehung beruht auf einer Einwirkung von Krebsgiften in minimalen Dosen, jedoch durch sehr lange Zeit.** Diese minimalen Dosen schädigen die Zelle an ihrem empfindlichsten Teil, an ihrem Stoffwechsel. Durch eine Schädigung der Atmungsfermente vollzieht sich in der Zelle allmählich ein Übergang vom Atmungsstoffwechsel, wie ihn die normale Zelle besitzt, zum gärenden Spaltungsstoffwechsel.

Dieser Übergang vom Atmungsstoffwechsel zum Gärungsstoffwechsel, kann als die **erste Phase** der Krebsentstehung bezeichnet werden. Sie ist für die weitere Krebsbildung in vielfacher Hinsicht bedeutungsvoll. Zunächst entstehen bei der Gärung verschiedene Stoffe, welche wie die Milchsäure, einen starken, wachstumsfördernden Reiz ausüben. Auch den embryonalen Zellen, die gleichfalls einen Gärungsstoffwechsel aufweisen, kommt dieses gesteigerte Wachstumsvermögen zu.

Schema der Krebsentstehung

Phase	I	II	III	
	Normale, atmende Zelle	Krankhafte, gärende Zelle	Krebszelle (schlummernd)	Krebszelle (wachsend)

Weiters ist die durch die Schädigung der Atmungsfermente zur Gärung übergegangene Zelle von einer ausreichenden Sauerstoffzufuhr durch das Blut, wie sie eine normale Zelle benötigt, um lebensfähig zu bleiben, unabhängig geworden. Treffen einen Organismus mit gesunden, atmenden und mit kranken, gärenden Zellen noch anderweitige Schädigungen, die mit einer unzureichenden Blutversorgung der Gewebe einhergehen (z. B. Gefäßverengungen im höheren Alter, Durchblutungsstörungen verschiedener Ursachen, oder Störungen der Blutzusammensetzung), so werden die gärenden Zellen, die von einer ausreichenden Sauerstoffversorgung unabhängig geworden sind, den normalen, gesunden Zellen biologisch überlegen: sie wachsen rasch, sie vermögen sich auszubreiten und in das geschädigte umgebende Gewebe einzudringen. Dies sind nun schon die Kennzeichen einer **Krebszelle.**

Die Krebszelle

Das gesteigerte Wachstumsvermögen der gärenden Zelle kommt frühzeitig, häufig in Form von zunächst gutartigen Gewebswucherungen, zum Ausdruck. Trotzdem sind sie schon der Ausdruck eines gestörten Wachstumsvorganges und

deuten auf die Anwesenheit wachstumssteigernder Stoffe im Gewebe hin. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß bei Wegfall der zur Gärung führenden Schädigungen, wieder ein normaler Sauerstoffwechsel sich einstellen kann. Die Phase I der Krebsbildung ist rückbildungsfähig.

Halten jedoch die krebsgefährlichen Schädigungen weiter an, so bedeutet die wuchernde gärende Zelle bereits eine vorkrebsige Erkrankung (Präkanzerose). Es kann sich aus der gärenden Zelle in der **II. Phase** eine Krebszelle entwickeln.

Mit der Entstehung der ersten Krebszelle ist die Voraussetzung für die **III. Phase** der Krebsbildung, zum Wachstum der Krebsgeschwulst gegeben. Wir wissen jedoch, daß es trotz der Bildung der ersten Krebszelle nicht zur Geschwulst kommen **muß**, zumindest nicht gleich. Wir kennen das Schlummern, die „Latenz", der Krebszelle. Damit eine Ausbreitung der Krebszelle in die umgebenden Organe zustande kommt, muß erst ein gesteigertes örtliches Wachstum einsetzen. Es muß außerdem das Abwehrvermögen, des die Krebszelle umgebenden Gewebes, erst unwirksam gemacht werden, damit die Krebsgeschwulst in die Umgebung eindringen und später Tochtergeschwülste bilden kann.

In der Behandlung der Krebskranken gewinnen neben operativen und strahlentherapeutischen Maßnahmen heute die konservativen Behandlungsmethoden mit chemischen Substanzen, Hormonen, Vitaminen usw. am zweckmäßigsten in kombinierter, die Krebszelle tötender und die Abwehrkräfte steigernder Weise, immer mehr an Bedeutung. Ihr Ziel liegt in der Überführung wachsender in schlummernde Krebszellen (**Kanzerostase**).

Krebsvorbeugung

Für die praktische Durchführung einer **Krebsvorbeugung** ergeben sich mehrfache Gesichtspunkte. Die Krebsvorbeugung der Phase I und II bedeutet die Fernhaltung krebsgefährlicher Schädigungen aus unserer Umwelt und in unserer Lebensweise. Die Propagierung einer gesunden Lebensweise muß die Aufgabe jedes einzelnen sein.

Die Krebsgefährdung durch äußere, teils auf die Haut, teils auf die Atmungs- oder auf die Verdauungsorgane einwirkende Stoffe, überwiegt weitaus jede etwaige innerlich verursachte Krebsbereitschaft, wie etwa durch erbliche Faktoren. In Anbetracht der Bedeutung der Umweltfaktoren für die Krebsentstehung, stellen die Besonderheiten der Krebshäufigkeit und der Krebserkrankungen der einzelnen Organe einen wichtigen Hinweis dar, in welcher Weise eine erfolgversprechende Krebsvorbeugung durchzuführen ist.

Krebsformen

Die häufigsten Krebsformen in Österreich bilden die Krebserkrankungen des Verdauungstraktes. Es besteht kein Zweifel, daß die meisten krebsgefährlichen Schädigungen auf dem Wege über die Nahrung den Verdauungstrakt angreifen. Bedeutungsvolle krebsgefährliche Schädigungen der Verdauungsorgane erfolgen vor allem durch die Teerabkömmlinge. Alle Räucherwaren, wie das in Oberösterreich so beliebte „Landgeselchte", geräucherte Wurstwaren oder Fische, Räucherkäse, enthalten beträchtliche Mengen krebsgefährlicher Stoffe. Bedenkt man die lange Verweildauer z. B. des Selchfleisches, vielfach bei mangelhaftem Gebiß ungenügend gekaut, im Magen, so wird verständlich, wie ein lange anhaltender und wiederholter Kontakt krebsgefährlicher Teersubstanzen mit der Magenwand eine Krebsgeschwulst herbeizuführen vermag. Krebsgefährliche Teersubstanzen enthalten weiters die verkohlten Krusten des Brotes und des Fleisches, alle schwarz oder braun gerösteten Speisen, alle mit gebranntem Zucker und mit Teerfarbstoffen gefärbte Nahrungsmittel. Auch durch übermäßiges Erhitzen der Fette über 270 Grad können krebsgefährliche Stoffe entstehen. Derartige hohe Temperaturen sind z. B. beim Kochen auf der Gasflamme und bei gleichzeitiger

Verwendung eines unzweckmäßigen, dünnwandigen Kochgeschirrs möglich. Eine künftige Verwendung von Atomenergie zur Konservierung der Lebensmittel, oder schon die Anwesenheit radioaktiver Stoffe im Trinkwasser bedingt durch radioaktive Regengüsse würde eine weitere, nicht abschätzbare Krebsgefahr bedeuten.

Über die derzeit bestehende Denaturierung unserer Lebensmittel besitzen wir nur wenig Einblick. Man macht sich kaum eine Vorstellung darüber, welchen eingreifenden Prozeduren unsere Nahrungsmittel ausgesetzt sind und welche Mengen Fremdstoffe Tag für Tag von der Bevölkerung mit der Nahrung konsumiert werden. Es ist festzuhalten, daß **kein natürliches Lebensmittel krebsgefährliche Substanzen enthält,** sondern daß diese erst durch unser eigenes Hinzutun in die Lebensmittel hineingelangen bzw. in diesen entstehen.

Gelangen Speisen, welche krebsgefährliche Stoffe enthalten, in den Darm, so werden im Dickdarm jene Stellen, an welchen der Darminhalt längere Zeit in Berührung mit der Darmwand verbleibt, besonders krebsgefährdet sein. Es sind dies die Umbiegungsstellen des Dickdarms und der Mastdarm. Die Krebsgefahr an diesen Stellen erhöht sich bei gleichzeitig bestehender Stuhlträgheit. Es bedeutet die Regelung der Verdauung und die Sorge für eine tägliche Darmentleerung, eine der wichtigsten Maßnahmen der Krebsvorbeugung. Ein gesunder Verdauungsapparat ist die Voraussetzung für ein gesundes Alter. „Der Tod sitzt im Darm" lautet ein alter Volksspruch.

Die häufigste Krebsform der männlichen Bevölkerung in Wien ist der **Lungenkrebs.** Jeder dritte Todesfall an Krebs beim Mann betrifft ein Krebsleiden der Atmungsorgane. Es besteht heute kein Zweifel, daß die Verunreinigung der Atmungsluft hiefür schuldtragend ist. Es sind in gleicher Weise der in die Lunge inhalierte Zigarettenrauch, wie die krebsgefährlichen Rauchwolken der Lastkraftwagen, der Diesel- und Benzinmotoren, endlich aller Rauch und Ruß verantwortlich zu machen.

Wie bei anderen biologischen Vorgängen, könnte auch bei der Krebsbildung die Entfernung eines einzelnen Gliedes dieser Kette die Endwirkung (hier die Krebsbildung) verhüten. Möglicherweise könnte ein absolutes Enthalten vom Rauchen für die Gefährdung durch den Lungenkrebs für viele Personen einen völligen prophylaktischen Erfolg zeitigen. Daß die Krebsgefahr parallel der verrauchten Menge Zigarettentabak geht und daß unter den Krebskranken der „Rauchstraße" (dem Krebs der Mundhöhle, des Rachens, des Kehlkopfes und der Lunge) die starken Raucher einen sehr hohen Prozentsatz stellen, ist in aller Welt nachgewiesen worden. Tabakrauch bedeutet eine Krebsgefahr auch für den Verdauungstrakt, wenn tabakhältiger Speichel geschluckt wird, wie dies besonders beim Rauchen vor und zwischen den Mahlzeiten der Fall ist.

Der häufigste Krebs der Frau ist in Wien der **Gebärmutterkrebs.** Diese Krebsform steht mit dem Geschlechtsleben der Frau im engen Zusammenhang. Kleinste, keinerlei Beschwerden hervorrufende Geschwürchen am Gebärmuttermund, Entzündungen und Katarrhe der Gebärmutterschleimhaut bedeuten, wenn sie nicht erkannt, behandelt und ausgeheilt werden, eine Krebsgefahr. Der Krebsgefahr durch die Sekrete des männlichen Gliedes (Smegma) wurde in den letzten Jahren erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Stärkere Smegmaanhäufungen unter der Vorhaut des männlichen Gliedes bedeuten beim Geschlechtsverkehr für die Frau, besonders bei Vorhandensein von Erkrankungen der Gebärmutter, eine derzeit nicht abzuschätzende Krebsgefährdung. Neben der Hygiene der Frau kommt auch der Hygiene des Mannes im Eheleben eine prophylaktische Bedeutung bezüglich des Gebärmutterkrebses zu.

Der dritthäufigste Krebs der Frau ist in Österreich der **Brustkrebs.** Das Wachstum des Brustkrebses wird durch das weibliche Eierstockhormon gefördert. Es

besteht Grund zur Annahme, daß eine häufige und vielfach unkontrollierte Zufuhr von weiblichen Eierstockpräparaten, auch bei Verwendung von hormonhältigen Büsten- oder Hand-Cremen, die Entstehung des Brustkrebses begünstigen kann.

Krebsgefährliche Gesundheitsstörungen

Der zweite wichtige Weg der Krebsvorbeugung besteht in der Feststellung krebsgefährlicher Gesundheitsstörungen und etwaiger vorkrebsiger Erkrankungen. Letztere müssen mit der gleichen Verantwortung wie ein bereits vorhandenes Krebsleiden einer Behandlung zugeführt werden, bis sie völlig beseitigt sind und müssen bis dahin einer dauernden ärztlichen Kontrolle unterworfen bleiben. Das beginnende Krebsleiden verursacht keine Beschwerden, es verläuft „stumm". Es ist daher eine Fühlungnahme zwischen Arzt und Bevölkerung zu einem Zeitpunkt erforderlich, in welchem noch keinerlei Krankheitszeichen bestehen. Am besten erfolgt eine solche Vorsichtsuntersuchung jährlich bei Personen jenseits des 40. Lebensjahres.

Die **Vorsichtsuntersuchungen**, wie sie z. B. in den Gesundenuntersuchungsstellen der Gemeinde Wien nun schon seit über 5 Jahren durchgeführt werden, beruhen auf der routinemäßigen, genauen Durchführung bestimmter Untersuchungen, die imstande sind, den Verdacht auf eine vorkrebsige Erkrankung oder auf ein bestehendes Krebsleiden mit Wahrscheinlichkeit zu stellen oder auszuschließen. Die Vorsichtsuntersuchungen der Gemeinde Wien sind kostenlos und auf freiwilliger Basis. Durch die umfassende gründliche Untersuchung, die ohne zeitliches Gedränge es dem Arzt ermöglicht, auch allgemeine gesundheitliche Fragen, die sich auf eine individuelle Krebsvorbeugung beziehen, zu erörtern, kann in wirksamer Weise auch die **Krebsfurcht** gebannt werden.

Aus den Erkenntnissen der Krebsvorbeugung können wir heute eine praktische Nutzanwendung ziehen. Es ist nicht mehr angängig, in dem Krebsgeschehen ein rätselhaftes Mythos zu erblicken. Der Umstand, daß es mitunter ein Jahrzehnt, vielleicht auch länger dauern kann, bis krebsverursachende Faktoren zu einer Geschwulstbildung führen, läßt erwarten, daß bei einem möglichst frühzeitigen Einsetzen vorbeugender Maßnahmen mit einem Erfolg der Prophylaxe wird gerechnet werden können. Jüngere Individuen sind um so stärker gefährdet, je jünger sie im Zeitpunkt der krebsgefährlichen Exposition sind. Es muß daher schon die Jugend zur Krebsprophylaxe verhalten werden.

Daß die Krebsvorbeugung tatsächlich imstande ist, das Krebsleiden zu verhüten, konnte beim **Berufskrebs** erwiesen werden, der in manchen Ländern dank prophylaktischer Maßnahmen nicht mehr vorkommt. Der Berufskrebs bildet aber nur einen sehr kleinen Teil der Krebserkrankungen. Es ist daher notwendig, die Krebsvorbeugung auf eine möglichst breite Basis zu stellen, dann werden wir hoffen können, daß sich die Zahl der Krebserkrankungen allmählich verringern wird.

Illustration: Klumbies

Durchstrahlte Weihnachtsfreude

Als ich kurz vor Weihnachten ins Krankenhaus ging, um mich untersuchen zu lassen, herrschte dort eine allgemeine frohe Erregung. Ärzte und Schwestern trugen mit Bändern geschmückte Päckchen an mir vorüber und verschwanden damit in einem bestimmten Zimmer. Schließlich konnte ich meine Neugierde nicht länger bezwingen und fragte die Schwester, ob es da etwas Besonderes gebe.

„Nein, nein", erwiderte sie lachend. „Aber jeder, der ein Päckchen mit der Aufschrift: ‚Nicht vor Weihnachten öffnen' bekommt, geht damit in den Röntgenraum und sieht nach, was drin ist."

ELFRIEDE LASCHEK:

Der Weg ins neue Jahr

Verweht ist der holde Märchenzauber des Lichterbaumes, die Besinnlichkeit des Neujahranfanges. Mitten drinnen stehen wir wieder im Alltag, der uns nach einer Reihe von Festtagen doppelt fest in seiner Gewalt hat. Mit vielem neuen Hoffen und heimlichen Wünschen beginnt das neue Jahr. Mit vielen guten Vorsätzen und Plänen. Auch jene, die sich allen Festtagsstimmungen überlegen fühlen, können sich nicht der Gedanken erwehren, manches anders, besser und richtiger beginnen zu wollen.

Der Großteil aller guten Vorsätze geht ja gewöhnlich unter. Aber wenn auch nur ein winziger Teil davon Wirklichkeit wird, so ist damit ein Schritt vorwärts getan. Solange wir streben und ein Ziel vor Augen haben, ist unser Leben gut und schön. Denn wirklich arm ist nur jener, der keine Sehnsucht kennt. Er gleicht einem ausgebrannten Krater, in den kein Sonnenstrahl dringt, auf dessen rissigem Boden nicht das kleinste Pflänzlein Wurzel schlagen kann.

Es gibt solche Menschen mit ausgebranntem Herzen. Sie gehen wie Schatten unter den Lebenden einher und belasten als Mahnung und Vorwurf zugleich. Darum mag es die vornehmste Aufgabe sein, solchen Menschen zu helfen, daß sie wieder zum pulsenden Leben zurückfinden, daß sie sich an einem schönen Vorfrühlingstag, am ersten Amselflöten, an einem kleinen Kinde, das ihnen auf der Straße zulacht, freuen können.

Wieviele Aufgaben warten doch auf uns alle im neuen Jahr! Vorerst die engere Familie, besonders die Kinder. Dann aber die alten Leute! Bedenkt, daß sie wieder ein Jahr näher dem Abschied sind. Es sind letzte kostbare Jahre, die sie erleben. Man sollte seine ganze Kraft darauf verwenden, ihnen das Leben so friedlich als möglich zu gestalten. Ein Bruchteil guter Vorsätze genügt, um das Gefühl der Geborgenheit zu vermitteln.

Und der Beruf! Gleichviel, ob man nun an verantwortungsvollem Posten steht oder nur ein kleines, unscheinbares Rädchen in einem großen Getriebe ist. Je kleiner manchmal das Rädchen, um so schwerer ist das Fehlen im großen Ganzen zu finden. Es kommt also auf jeden einzelnen an. Nicht immer schmeckt der Alltag — aber es müssen alle Pflichten erfüllt werden, damit aus vielen kleinen Mühsalen und Beschwernissen kraftspendende Feierstunden herauswachsen können.

Noch gibt es in unserer raschlebigen Zeit soviel an innerem Elend der Vergangenheit — und wieder wächst neue Not an allen Ecken und Enden empor. Es ist kein Wunder, daß ein Großteil der Menschen den seligen Kinderglauben verloren hat. Aber wenn man einen Menschen hat, an den man bedingungslos glauben kann — nicht nur in schönen frohen Stunden, sondern in ernsten Zeiten, wenn es knapp zusammengeht, wenn man gemeinsam seine Sorgen bespricht und gemeinsam einen Ausweg sucht — dann ist alles leichter zu ertragen. Es ist unverständlich, wie sich manchmal innerhalb einer Familiengemeinschaft aus lächerlichen Kleinigkeiten, aus dem Festhalten an einem Justamentstandpunkt, eine Kluft auftut, die immer größer wird und am Ende kaum mehr zu überbrücken ist.

Und darum gehört auch zu den guten Vorsätzen am Jahresbeginn der Wille zum Friedenhalten! Wie sich der Unfriede der Welt im großen auswirkt, haben wir alle zur Genüge erlebt und müssen es täglich von neuem miterleben. Und dies verpflichtet jeden einzelnen von uns, in unserer eigenen eng gesteckten Welt Frieden zu halten.

Ein neues Jahr hat begonnen. Gewiß, wir sind ein wenig mißtrauisch, ob es besser sein wird, als das vergangene. Aber eines bringt es gewiß: den neuen Frühling, den neuen Sommer und damit Sonne und Licht!

PROFESSOR DR. LEOPOLD MAYER:

Gemeinschaftserziehung beim Blinden

Wie verschieden im Laufe der Jahrhunderte und selbst der Jahrtausende das Erziehungsziel auch formuliert worden sein mag, immer kam es im letzten Grunde darauf an, den Menschen möglichst allseitig zu erfassen, seine Kräfte nach vielen Richtungen zu entfalten und ihn so auf die Anforderungen des Lebens vorzubereiten. Daß je nach der Zeitströmung einmal diese, einmal jene Komponente im Vordergrund stand, wird völlig klar, wenn wir die Geschichte der Menschheit und insbesondere die Geschichte der Pädagogik auch nur einigermaßen kennen. Gehört es doch mindestens vorläufig zu den unabänderlichen Tatsachen, daß auch die Zielsetzungen und Motivenbildungen in sehr hohen Wertbereichen unseres Daseins sich in Extremen vollziehen; ein an sich richtiger Grundgedanke gewinnt nicht nur Gestalt, sondern Gewalt über das Ganze der Erziehung, und so wertvoll er als Teil gewesen wäre, so unbrauchbar wird er in diesem Augenblick. Über allem Wechsel der Meinungen steht die Hauptaufgabe des Erziehers fest. Er wird stets bemüht sein, seinem Schützling ein Weltbild zu schaffen, ihm seine Weltanschauung zu geben und so die Bewältigung des Lebens in materieller wie besonders in geistig-ethischer Hinsicht zu erleichtern.

Wenn hier nur einiges über die Gemeinschaftserziehung beim Blinden gesagt werden soll, so wollen wir es nochmals ganz klar aussprechen: Alle Einzelheiten, die wir jetzt aus Gründen der Struktur unseres Denkvermögens herauslösen müssen, können nur als Teil des Erziehungsganzen wirksam werden; vieles wird übergangen werden, nämlich vor allem die gesamte methodische Einzelanwendung, weil sich mancherlei von selber ergeben dürfte.

Der Blinde soll durch die Erziehung dazu gebracht werden, daß er von sich aus den Wunsch empfindet, zunächst und in erster Linie in der Welt der Sehenden leben zu wollen. Daß daneben auch immer wieder der engste Kontakt mit jenen Menschen aufrecht bleiben wird, die durch gemeinsames Schicksal verbunden sind, ist gut und natürlich. Wird es doch wohl in mancher Situation, besonders beim empfindsameren Blinden so sein, daß nur jemand ihm echten Trost geben kann, der in völlig gleicher Seelenlage lebt oder wenigstens gelebt hat, der dieselben Schwierigkeiten am eigenen Leibe erfahren hat oder doch erfahren haben könnte, also einer, der unter den gleichen Voraussetzungen des Sinnesgefüges die Welt erobert und bewältigt hat. Dies gilt indes nur für ganz bestimmte Lebenslagen, von denen ich glaube, es seien hauptsächlich Berufsprobleme u. dgl.

In Einheit mit den Sehenden zu leben, erfordert neben all dem unbedingt nötigen Rüstzeug an Wissen und Können die tunlichst hoch kultivierte Fähigkeit, sich in diesen Kreis einzuordnen. Kein unterwürfiges Verstecken, kein Überheben der eigenen Persönlichkeit, richtige Begrenzung aller ichbetonten Strebungen auf den ihnen zukommenden Raum, kurz Selbstbewertung, Selbstkritik braucht jeder Mensch, der als wahrhaft bereicherndes Glied einer Gemeinschaft gelten will. Um wieviel heikler liegen die Probleme erst beim Lichtlosen!

Neben jener Gemeinschaft mit Sehenden, von der wir als Erzieher nur wünschen können, sie möchte während der ganzen Ausbildungszeit niemals auch nur geringfügig beeinträchtigt oder gar unterbrochen werden, steht also die — wenn der leider etwas abgegriffene Ausdruck gestattet ist — Schicksalsgemeinschaft. Jedem Fachmann ist hinlänglich bekannt, wie häufig das blinde Kleinkind

ohne das richtige Urerleben echter Altersgemeinschaft aufwächst, ja, wie sogar oft jede wirkliche Sozialformung durch die Familie mangelt. Was schon für das vollsinnige Kind unangenehmste Folgen zeitigen muß, wird für das sinnesgeschädigte nicht selten zum Verhängnis, an dem mancher Lebensplan zerbricht. Je früher daher geordnete Erziehungsarbeit einsetzt, desto günstiger für die Weiterentwicklung! Wer über die Grenzen und Möglichkeiten eines Kindergartens als Vorbereitung auf die Blindenschule spricht, wird neben den vielen anderen Erwägungen auch dies bedenken müssen. Gemeinschaft im Spiel, Gemeinschaft in der Arbeit, in Fest und Feier, im Wandern und Naturerleben, das ist es, was unsere blinden Kleinkinder so oft vermissen. Dabei ist die Lage viel ernster, denn wir haben es gar nicht mehr mit einem Vermissen zu tun, sondern mit dem Verkümmern der natürlichen Anlage, die geradezu triebhaft in jedem Menschen ruht. Wer aber könnte behaupten, er erfasse das Kind als Gesamtpersönlichkeit, wenn er nicht rechtzeitig solche echte ethische Bildung betriebe?

Die moderne Schule mit ihren mannigfachen Unterrichtsformen trägt alle Kräfte in sich, das in einem gut geleiteten Kindergarten begonnene Werk erfolgreich fortzusetzen. Gemeinsames Erarbeiten des Planes, gemeinsames Suchen, Entdecken und Zusammentragen des Stoffes und was sonst ein zeitgemäßer Erzieher an vorteilhaften Unterrichtsweisen benutzt, bringen größten Gewinn. Wir wissen schon: Kaum irgendwo anders ist die Gefahr des reinen Formalismus so groß wie auf diesem Gebiet. Leicht wird zu Spiel und Schein, was Arbeit und wahrer Bildungsertrag sein sollte. Dennoch, wer sich solcher pädagogischer und methodischer Fallgruben erst einmal bewußt geworden ist, wird erst recht den hohen Wert richtig verstandener Moderne für den blinden Schüler erkennen.

Etwas noch müssen wir unseren Schülern mitgeben, wenn sie nicht eines Tages an der Gemeinschaft verzweifeln sollen, an der Gemeinschaft, die ja immer wieder den Stempel menschlicher Unzulänglichkeit tragen wird: Sie müssen jenes Mindestmaß an Psychologie mitbekommen, das grundlegende Vorgänge im Mitmenschen und in sich selbst erfühlen und verstehen läßt. Nicht Menschenkenntnis und Psychologie als Unterrichtsgegenstand, sondern menschliches Einfühlen und Verstehen als Unterrichtsprinzip, täglich und stündlich! Und gerade diese seelenkundliche Grundlage wird es dem heranreifenden Blinden möglich machen, mit Problemen fertig zu werden, wie sie sich nun einmal zwangsläufig ergeben, wie sie etwa in den Problemen und der Problematik von Liebe und Ehe auftreten. Besonders das blinde Mädchen wird mit viel Behutsamkeit und Takt zu Erkenntnissen geführt werden müssen, die seelische Komplikationen ungeahnten Ausmaßes mit sich bringen können. So schwer und hart dies alles sein mag, der wirklich liebevolle Erzieher darf nicht daran vorbeigehen. In diesen Fällen wird es die Psychologie sein, die helfen kann; denn nicht das Gewußte und das Gekonnte, sondern das Erahnte, das in solch einer Stunde jäh Aufgedämmerte vermag zu trösten, wenn alles andere versagt. Kein Sozialerziehungsprogramm sollte aufgestellt werden. Um nichts sonst ginge es, als darum, eine Sparte aufzuweisen, in der das anderthalb Jahrhunderte währende Ringen um die Persönlichkeit des blinden Menschen vor sich geht. Auch soziales Verhalten will — so merkwürdig das klingen mag — gelehrt, geübt, entwickelt sein. Unsere Schüler und uns muß zu allen Zeiten ein tiefer Glaube an die sittliche Grundwahrheit beseelen, daß alles menschliche Leben zutiefst erst menschlich wird, wenn über aller wünschenswerten Ausprägung persönlicher Einzelzüge die Grundtendenz zu einer höheren natürlichen und übernatürlichen Ordnung gewahrt bleibt.

(Aus „Licht in die Dunkelheit" 150 Jahre Blindenerziehungsinstitut in Wien 1804—1954)

YVONNE BLAUENSTEINER:

Mut und Wille sind kostbare Güter!

Während ich in einem Hause in der Inneren Stadt die Stufen zum ersten Stock hinaufsteige, setze ich die mich eben beschäftigenden Gedanken in folgende Worte um: „Ist es nicht bewundernswert, daß ein Erblindeter den Beruf eines Rechtsanwaltes wählte und in diesem Stand Erfolg und Anerkennung errungen hat?“ Meine sehende Begleiterin bleibt unwillkürlich einen Augenblick lang stehen und entgegnet: „Ja, das ist wirklich eine hervorragende Leistung, die jeden einsichtigen Menschen mit Hochachtung erfüllen muß!“

Wir sind mittlerweile in die Wohnung des blinden Anwaltes **Dr. David Schapira** gelangt und werden von ihm und seiner Gattin liebenswürdig empfangen. Was wir dann im Laufe der Unterhaltung von Dr. Schapira über sein Leben, den Verlust des Augenlichtes und seinen mutigen Kampf gegen alle sich auftürmenden Schwierigkeiten zu hören bekommen, ist ergreifend und könnte manchem Sehenden, der mit seinem weitaus günstigeren Schicksal hadert, zum Vorbild dienen.

Auf unsere Frage, ob er gebürtiger Wiener sei, berichtet uns Dr. Schapira: „Ich wurde am 29. Dezember 1897 als Sohn eines Gutsverwalters in Ostgalizien, also einem damals noch zu Österreich gehörigen Lande geboren. Teils zu Hause, teils in der benachbarten Stadt, absolvierte ich die Volks- und anschließend die Realschule. 1914 kam ich mit meiner Familie nach Wien, und legte 1915 die Realschulmatura ab. Im Herbst des gleichen Jahres rückte ich zur Kriegsdienstleistung ein und ging nach Absolvierung der Offiziersschule an die Front. Im Oktober 1917 wurde ich schwer verwundet und verlor durch die Schußverletzung das Augenlicht.“

„Hat es lange gedauert, bis Sie dieses furchtbare Unglück zu überwinden vermochten?“ Dr. Schapira erwidert mit freundlicher Gelassenheit: „Ich war früher ein ausgesprochen visuell veranlagter Mensch, der unter anderem gern zeichnete und malte. Ich dachte ursprünglich daran, Ingenieur zu werden und so habe ich meine Erblindung im Anfang als sehr harten Schlag empfunden. Glücklicherweise war ich immer sehr lebensbejahend eingestellt, dazu kam meine Jugend und so habe ich den Sturz ins ewige Dunkel verhältnismäßig gut überstanden.“

„Und wie haben Sie, Herr Doktor, den Aufbau Ihrer Zukunft bewerkstelligt?“ „Das war selbstverständlich nicht so einfach“, erklärte der Gefragte. „Ich entschloß mich nach reiflicher Überlegung Jus zu studieren, um späterhin, wie ich hoffte, im Staatsdienst tätig sein zu können. Ich wurde in diesem Vorhaben durch eine einflußreiche Persönlichkeit bestärkt, die mir hinsichtlich einer Anstellung jegliche Unterstützung versprach. Dem Studium an der Universität ging eine Gymnasialergänzungsmatura (Latein) — eine harte Arbeit — voraus. Ich war übrigens der erste Kriegsblinde, der an der Universität Rechtswissenschaft studierte. Der Zusammenbruch im Jahre 1918 stellte mich, gleich vielen anderen Menschen vor schwere Aufgaben. Mein Gönner verlor seinen Einfluß, das Stipendium erlosch und mein Vater, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, konnte für mein Studium materiell nicht aufkommen. So nahm ich um meines Zieles willen, mancherlei Entbehrungen auf mich und promovierte 1920 zum Doktor juris. Zunächst absolvierte ich mit Erfolg die einjährige Gerichtspraxis. Um eine Anstellung im öffentlichen Dienst oder in der Privatwirtschaft zu erreichen, bewarb ich mich um einen sogenannten Einstellungsschein beim Landesinvalidenamt. Ich bekam ihn auch, konnte aber trotzdem eine Anstellung nicht durchsetzen, weil meinen Bemühungen das zu jener Zeit noch stärker vorhandene Vorurteil und Mißtrauen der Sehenden ge-

gen die Leistungsfähigkeit des Blinden entgegenwirkten. Als ich schließlich eine Anstellung als Konzipient in einer Anwaltskanzlei fand, entschied ich mich für den Rechtsanwaltsberuf. Nach mehrjähriger Praxis und erfolgreicher Ablegung der Advokatenprüfung, etablierte ich mich 1928 als selbständiger Rechtsanwalt."

„Ist es für einen Blinden besonders schwierig, diesen Beruf auszuüben?" werfe ich ein. — „Bei gründlicher theoretischer und praktischer Berufsausbildung, einer wirklichen Neigung und überdurchschnittlicher Begabung, kann ein im Umgang mit Menschen gewandter Blinder mit Hilfe einer versierten sehenden Hilfskraft und der technischen Blindenbehelfe, den Anwaltsberuf erfolgreich meistern. Ich kann daher auf eine erfolgreiche Anwaltspraxis zurückblicken. Außerberuflich war ich in der Blindenbewegung tätig, gründete und leitete seit 1931 den Verein blinder Intellektueller und beschäftigte mich in meiner Freizeit viel mit Musik, wobei ich mein mehrjähriges Gesangstudium am Konservatorium bei verschiedenen öffentlichen Anlässen verwerten konnte. So ging es recht erfreulich und erfolgreich bis zur Machtübernahme durch Hitler, dessen Regime meine Frau und mich für 32 Monate ins Konzentrationslager verbannte. Über die Erlebnisse in dieser furchtbaren Zeit, so unvergeßlich sie für mich bleiben wird, spreche ich nicht gerne."

„Und als Sie 1945 nach Wien zurückkehrten, mußten Sie wieder von neuem beginnen?" — „Ja, so ist es", bestätigt Dr. Schapira. „In den ersten Wochen war es schwer, doch hatten wir uns bald wieder aufgerappelt. Ich hatte bald viel zu tun und hatte schöne Erfolge. Meine öffentliche Wirksamkeit, insbesondere beim Wiederaufbau der Wiener Kultusgemeinde, führte dazu, daß ich 1948 für 2 Jahre zu deren Präsidenten gewählt wurde."

Auf meine Frage nach einem besonders eindrucksvollen Berufserlebnis als Strafverteidiger, erzählte Dr. Schapira: „Es war im Jahre 1932, einer Zeit der Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit. Ich verteidigte einen Banknotenfälscher vor dem Geschworenengericht. Er hatte die Tat aus Not begangen, wurde dabei ertappt und legte ein Geständnis ab. Der Fall schien hoffnungslos, weil Banknotenfälschung ein schweres Verbrechen ist, auf welches mehrere Jahre Kerker stehen. Trotzdem gelang es mir, durch eine sogenannte Zusatzfrage auf unwiderstehlichen Zwang zur Zeit der Tat und durch ein wirksames Plädoyer die Geschworenen für den Angeklagten zu gewinnen. Mein Klient wurde auf Grund des Verdiktes der Geschworenen, die die Zusatzfrage mit 11 gegen nur eine Stimme bejahten, freigesprochen. Nach Schluß der Verhandlung übergab mir der Obmann der Geschworenenbank einen Geldbetrag, den die Geschworenen untereinander gesammelt hatten, mit der Widmung, diese Spende meinem Klienten zur Linderung seiner Not auszufolgen. Über den Fall wurde in der Tagespresse ausführlich berichtet."

Sehr angeregt und innerlich befriedigt verlassen wir den blinden Anwalt, denn die Begegnung mit einem Menschen, der von soviel Mut, Willensstärke und Arbeitseifer erfüllt ist, spornt unwillkürlich zur Nachahmung an.

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag für 1957 auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Redaktion

KARL HANS JÜLLIG:

Der Schmied

Pegrin, der junge Schmied, war rastlos an der Arbeit. Aber wenn es Abend wurde und die Esse verglomm, dann schloß er seine Werkstatt und lief, was er laufen konnte, vor das Dorf. Oh, wie konnten da seine Augen versinken in die große rote Esse über den Tälern und Hügeln im Westen — wie breitete er die Arme aus, die Abendluft zu umfangen! Sie war sein. Aber nicht nur sie — auch die violetten Ackerschollen mit den schwarzen Krähen und der schlammige Tümpel mit den flüsternden Haselstauden, die glitzernden Bergspitzen in der Ferne und die klare, feine Mondessichel, alles, alles war sein. Er umarmte die ganze Schöpfung.

Aber er war nichts als ein Schmied, selbst draußen in der Natur. Da nahm er einen großen Block Zukunft, legte ihn in die Esse und entfachte das Feuer mit dem Blasbalg seiner Leidenschaft. Dann zerteilte er ihn in viele Teile und begann, an diesem zu schmieden. Mit der unsichtbaren Zange packte er erst die weißglühenden nächsten Tage, die zahllosen kleinen Geschäfte, die wenig Ruhm und viel Mühe mit sich bringen und dann langte er sich eines der düster rot glühenden Jahre ferner Zukunft herüber und schmiedete sie zu kunstvollstem Gitterwerk, das für alle Zeiten von seiner Fertigkeit Zeugnis ablegen sollte.

Pegrin wollte Goldschmied werden. Dieser Gedanke kam ihm auf einem nächtlichen Gange. Die Sterne blitzten droben, der Mond strahlte in grellem Weiß, aber in ihm, da glänzte es noch viel heller von Ringen mit funkelnden Steinen. Und er entwarf im Geiste eine zierliche Vitrine, angefüllt mit den abenteuerlichsten Agraffen, Pokalen und Tischgeräten aller Art: Drachen und Drachentöter, Götter und Göttinnen, Schiffe, die sich auf drohenden Wellen schaukeln, Goldfasane und Kolibris, Türme im chinesischen Stil aus lauterem Golde und innen mit süßen Früchten anzufüllen! Oh, wieviel an klugen und dummen Dingen gingen ihm in dieser Sternennacht durch den Kopf!

Da wollte es das Unglück, daß ihm ein riesiger Stahlblock auf den rechten Arm fiel und ihm die Knochen so gründlich zerschmetterte, daß er fortan unfähig war, sein Gewerbe zu betreiben. Und als er so im Fieber auf dem Krankenlager träumte, da kamen die stolzen Pokale mit den mächtigen Göttern ganz demütig heran und die Lindwürmer auf den getriebenen Bestecken machten gleich Hündchen Männchen, als wollten sie Pegrin zerstreuen, und die chinesischen Türme mit den süßen Früchten kamen gravitätisch herbeigewackelt, verbeugten sich dreimal und verschwanden.

Da erwachte Pegrin und fragte den Arzt, der an seinem Lager saß: „Wird der Arm bald wieder heil sein?“ Und er fühlte nach seiner rechten Hand — wo war sie denn? — Sie schmerzte ihn ja bis in die Fingerspitzen — doch sie war fort! Abgenommen von der Schulter weg!

Als einige Zeit verstrichen war, begegnete Pegrin einem geistlichen Wunderdoktor. „Wie ist Ihnen das geschehen?“ fragt dieser voll Mitleid. Pegrin erzählte in kurzen Worten sein Unglück. Der Abbé raunte ihm geheimnisvoll zu: „Suchen Sie mich doch einmal auf, junger Mann. Meine Adresse ist 30 Rue Sainte Geneviève!“ und er fügte hinzu: „Sind Sie gläubig? Oh, der Glaube vermag gar viel! Sie wissen ja, er versetzt Berge!“

Wenige Tage darauf erschien Pegrin in der Zelle des Abbé Raudet, der sich eben auf einer harten Bank von einer seiner vielbesuchten Predigten ausruhte. Der eifrige Wunderdoktor erhob sich schnell, legte den Rock an und führte Pegrin in angeregtem Gespräch rund um seine kleine Zelle. Alles, was hier vereinigt war, war zielbewußt auf den einen großen Gedanken der Welt — und Nächstenliebe eingestellt. Auf dem Fenstersims in einem Schachteldeckel

hatte er den hungrigen Vögeln Brotkrumen gestreut, in einer Ecke stand eine große Kiste, gefüllt mit Traktätchen über die wunderbare Heilkraft gewisser Wallfahrtsorte. Das Bücherregal an der Wand bog sich unter einer Flut von religiösen Zeitschriften, welche Liebe und Demut predigten, aber auch gegen Starrheit und rückständige Lehren kämpften.

Pegrin wies auf ein blankes, helmartiges Instrument, das auf dem Tische stand und fragte, welche Bewandtnis es damit habe. „Es ist der Rotationshelm" erwiderte Abbé Raudet und verband das sonderbare Instrument mit einem elektrischen Kontakt. „Wollen Sie es einmal damit versuchen? Es ist gar nicht gefährlich und stärkt die Nerven." — „Warum nicht?" Lachend setzte sich Pegrin auf einen wackeligen Stuhl. Der Abbé stülpte Pegrin den Helm auf den Kopf. Nun begann ein leichtes Brummen. Es rauschte gleichmäßig und wohlig im Helm, wie die Brandung eines fernen Meeres. Pegrin war abgeschnitten von der Welt und lauschte voll Neugier dem Summen. Es rauschte und rauschte — war das nicht das Rauschen des Wassers, wenn ein Kahn stromaufwärts fährt? Ja, wahrhaftig! Pegrin saß in einem Nachen auf einem breiten Strom. Hinter ihm stieß ein Fährmann das Ruder, der hatte die klugen, freundlichen Augen des Abbé Raudet. Gleichmäßig tauchte der Fährmann das Ruder ins Wasser und eintönig plätscherte es am Bug. Die Sonne war eben im Sinken und spiegelte sich auf dem Strom, der in mächtigem Bogen dahinzog. Er umfloß ein üppiges Eiland. Weiche grüne Hügel stiegen daraus empor und auf dem höchsten stand ein Münster.

Der Kahn legte an — Pegrin stieg ans Land und schritt auf das mächtige Münster zu. Die Sehnsucht trug ihn so schnell, daß er bald den Fuß des Berges erreichte. Eben schickte er sich an, die breite Freitreppe hinanzusteigen, als die Glocken auf dem Turme mit überirdischer Gewalt zu läuten begannen. Und mit einem Male sprangen die Doppelflügel des mächtigen Domes auf — weit auf, und im Glanze von tausend Kerzen trat eine Prozession heraus. Zwei Reihen von Mönchen schritten langsam hervor und stellten sich zu beiden Seiten der Freitreppe auf. — In ihrer Mitte stand einer — der war Pegrin gar wohl bekannt — er sah sich selbst da droben stehen — doch er hatte zwei Arme, nicht bloß einen, und sein Doppelgänger sank in die Knie und hob zwei gesunde Arme zum Himmel. Die Mönche aber riefen feierlich dreimal: „Miraculum!"

Abbé Raudet hatte sich vor Pegrin gestellt, seine Schultern leise mit den Fingerspitzen berührt, ihn unverwandt betrachtet und all das gedacht, was Pegrin träumte. Nun nahm er ihm, der sanft eingeschlafen war, den Helm vom Kopf, legte den Träumenden auf ein Ruhebett, saß still neben ihm und vertiefte sich in einer Andacht, die Wunder wirkt, in sein Leiden und sprach leise: „O Herr, mein Gott, der du dein Volk durch die Fluten des Roten Meeres geleitet hast, führe auch die Seele dieses Knaben ans sichere Land, schenke ihm Kraft, an dich zu glauben, wie ich an dich glaube und schenke ihm Heilung von seinem Leiden nach deinem weisen Ratschluß!"

Als Pegrin erwachte, erzählte er dem Abbé seinen Traum. Mit zufriedenem Lächeln ergriff Raudet seine Hand und sagte: „Gott hat Ihnen diesen Traum geschickt, junger Mann. Glauben Sie an das Wunder so fest, wie Sie eben auf meine Fürbitte bei Gott und durch seine Gnade geglaubt haben, und Sie werden ein Wunder erleben. Nun gehen Sie ins Freie. Sie brauchen jetzt frische Luft. Doch kommen Sie bald wieder, damit wir uns des näheren beraten können!"

Als Pegrin diesen Abend über die funkelnden Boulevards schritt, da sprangen mit jeder Glühlichtkette über den prunkenden Schaufenstern alte, längstvergessenen Hoffnungen auf. „Du mußt glauben, du mußt glauben", sagte er sich und ballte die linke Faust in der Tasche, „und Gott wird dir wiedergeben, was er dir genommen hat, ja, ja, es wird wirken, es muß wirken! Die Träume der Vergangenheit werden nun doch in Erfüllung gehen!" Glühlichtketten blitzten

auf und verschwanden, rote, grüne, gelbe, hoch oben am Himmel und tief unten an der Erde und alte, längst vergessene Geschmeide blinkten mitten durch seine Seele.

Und eines Morgens, da glaubte Pegrin an seiner rechten Schulter einen neuen Arm keimen zu fühlen. Die Narbe wurde dunkelrot und schmerzte. Mit einem unendlichen Glücksgefühl stürmte Pegrin an diesem Tage durch die Straßen von Paris. Und er kam an den Wunderbau, der mitten aus der Seine steigt, mit seinen zahllosen Türmchen und Wasserspeiern und den drei erhabenen Hallen im Innern, die Kirche unserer lieben Frau (Notre Dame).

In tiefer Versunkenheit stand er dort und dann bestieg er den Turm und als er oben stand auf seinen Zinnen und das Meer von Giebeln um sich sah und das grüne Band der Seine und die Inseln darinnen mit den lauschigen Gärten, da krampfte er die Linke zur Faust und begann im Geiste alles, alles, was er vor sich in der Sonne blinken sah, mit kunstvollen Fingern nachzubilden. Doch, als der Abend herabsank, kam der Zweifel, und graue Schleier schoben sich vor das Licht, das seine Seele erhellt hatte.

Mitten in der Nacht erwachte er von einem bösen Traum und tappte mit der Linken nach dem rechten Arm — er schmerzte ja so bitter — bis in die Fingerspitzen — doch der Arm war noch nicht nachgewachsen. Da schlug er vor der Wirklichkeit die Augen auf und sie waren voll Tränen. Der Mond fiel in breiten Strahlen auf sein Bett, und von dem weißen Zipfel seiner Deckenkappe ertönte eine feine Stimme, die sagte: „Höre, Pegrin, ich bin dein Schutzgeist. Laß das Hoffen! O laß das Hoffen! Hoffen ist süß, doch am Ende kommt immer die Enttäuschung. Doch glaube! Glaube immer nur fest an dich selbst und an Gott und du wirst auch ohne deinen rechten Arm selig werden!“

Ohne den rechten Arm? Auch ohne ihn? Ha! So mußte es wohl sein! Ein Schmied ohne Arm — und doch ein Schmied — ein Schmied in Gedanken und Worten — ein Schmied in Bildern und Geschichten, nicht aus Stahl, nicht aus Gold. Nein, aus dem Fenster, das es gibt — aus Gedanken!

Und wieder fand sich Pegrin in dem Kahn und fühlte den gütigen Fährmann hinter sich und wieder plätscherten die Wasser vorne am Bug — wieder tauchte die Kathedrale aus den Fluten, und er stieg ans Land und hinan zu ihr. Die Glocken tönten — die Pforten öffneten sich — die Heiligen traten hervor und er stand mitten unter ihnen. Sie aber riefen: „Miraculum — miraculum — miraculum! Pegrin ist heil! Pegrin ist ein Dichter!“

PROFESSOR J. MATEJKA-FELDEN:

Das Wintersemester 1956/57 der Künstlerischen Volkshochschule

Die Mechanisierung des Menschen schreitet immer weiter fort, und damit die Entpersönlichung des einzelnen. Er wird zur Nummer, zu einem Teil der Maschine. Durch die Mechanisierung wird aber immer mehr an „Freizeit“ gewonnen, die „totgeschlagen“ werden muß. Die Freizeit bedeutet Rückführung zum Persönlichen, also aus der Nummer, dem „Niemand“, wird die Person, der Mensch.

Nun steht es bei dem einzelnen, in welche Kulturstufe er sich einreiht. Einige schlagen die Zeit „tot“, andere gestalten ihre Freizeit. Besonders auf dem Sektor der musischen Volksbildung liegt die Hauptschwerkraft der Freizeitgestaltung, da die schöpferische Tätigkeit die Persönlichkeit des Menschen bedeutet. Es geht der musischen Volksbildung nicht so sehr darum, „Künstler“ auszubilden, sondern um die Erweiterung des einzelnen zur persönlichen Aussage. Wenn trotzdem einzelne sich zum „Künstler“ entwickeln, so soll es nur recht sein, denn je größer die Leistung, um so höher die Kulturstufe eines Volkes. Die Erwachsenenbildner sind verpflichtet, aus dem schöpferischen Menschen „etwas zu machen“.

Dies hat in großzügigster Weise die Künstlerische Volkshochschule in die Tat umgesetzt. Die großen Erfolge ihrer letzten Ausstellungen im Ausland, die Übertragung in 6 amerikanischen Fernsehsendern und der große Zustrom von In- und Ausländern, beweist ihr internationales Ansehen.

Wir müssen mit aufrichtigem Stolz bekennen: Das österreichische Volk hat durch seine Begabung und Tradition beigetragen, das internationale Ansehen der Künstlerischen Volkshochschule in der großen Welt zu schaffen. Besonders der Blinden hat sie sich angenommen und konnte mit Freude feststellen, daß viele von dem großzügigen Angebot, in der Künstlerischen Volkshochschule kostenlose Kurse zu besuchen, Gebrauch gemacht haben.

Vielseitige Kurstätigkeit

Für den einzelnen war ein Kursbesuch in der Künstlerischen Volkshochschule ein künstlerischer und menschlicher Erfolg. Viele konnten sich weiterentwickeln und genießen heute Anerkennung und Förderung von überall. Die Künstlerische Volkshochschule feierte im Herbst 1956 ihr zehnjähriges Bestehen mit einer großen Leistungsschau.

Sie hat dem Wunsch der Bevölkerung Rechnung getragen und viele neue Kurse angesetzt und andere ausgebaut. Es besteht so die Möglichkeit, in Spezialkursen größere künstlerische Arbeiten zu schaffen und zu vollenden. Weiters wurden Kurse für Holzschnitt, Radierung, moderne Publizistik usw. angesetzt.

Die Werkstätte wurde ausgebaut — und ein interessanter Kurs über „die Kunst des Glasblasens" eingeschaltet. Auch Mosaik und Keramikkurse erfreuen sich größter Beliebtheit. In gemeinsamer Arbeit kann auf dem Gebiet der Fotografie vieles Neue entwickelt werden.

Spezialkurse für begabte Kinder sind im Verzeichnis der Künstlerischen Volkshochschule zu finden. Wir finden auf jedem Gebiet die schönsten und interessantesten Kurse für die heranwachsende, schöpferische Jugend, die von besonders geschulten, erfahrenen Dozenten geleitet werden.

Schnittzeichnen, Modezeichnen, Modisterei, Kunstgewerbe (mit allen interessanten Einzelfächern) haben in der Künstlerischen Volkshochschule immer wieder eine besondere Anziehungskraft gehabt. Modernes abstraktes Malen und Zeichnen nach neuen Methoden und Gesichtspunkten zum Selbstarbeiten, oder für solche, die den Zugang zur modernen zeitgenössischen Kunst finden wollen, sind besonders gut ausgebaut. Es ist für das „Hobby" jedes einzelnen gesorgt.

Blinde Hörer

Wieviele Hörer die Künstlerische Volkshochschule besuchten, zeigt die Statistik. Seit der Gründung der Künstlerischen Volkshochschule im Jahre 1946/47 besuchten zirka 70 000 Hörer die Kurse. Zirka 1900 Ausländer studierten hier, und zwar aus: Amerika, Deutschland, Frankreich, Brasilien, Schweden, Finnland, England, Holland, Griechenland, Ungarn, Jugoslawien, Südafrika, Südamerika, Island, Argentinien, Norwegen, Schweiz, Luxemburg, Ägypten usw.

Sollte das nicht genügen, um zu garantieren, daß die Künstlerische Volkshochschule alles daransetzt, die schöpferische Persönlichkeit des einzelnen zu finden, pflegen und zur Entfaltung zu bringen?

Wir suchen auf jedem Gebiet den Menschen, dem wir alles angedeihen lassen, damit er sich in seiner Freizeit zum schöpferischen Menschen entfalten kann. Besonders blinde Menschen sind unsere besten Freunde, denen wir unseren Schutz und unsere Freundschaft angedeihen lassen wollen. Es ist für Blinde nur eine Karte zu S 4.— und eine Kursmarke zu S 1.— zu lösen. Damit ist dem Wunsch der Akademie Rechnung getragen, denn nur Besitzer einer gültigen Kurskarte können den akademischen Boden betreten. Alle begabten und interessierten Blinden sind daher eingeladen, an der Künstlerischen Volkshochschule teilzunehmen.

ILSE OPPEL:

Blinde an der Werkbank — Eine Wiener Firma gab ein schönes Beispiel

„Wir haben leider keine Arbeit, die ein Blinder leisten könnte..." „Nein, wir bedauern. Die Einstellung einer blinden Arbeitskraft bedeutet ein zu großes finanzielles Opfer!" „Einen blinden Monteur einstellen? Der arbeitet doch nur halb so viel wie ein sehender Monteur..." Das sind nur einige der Einwände, die hierzulande in den Personalabteilungen der meisten Betriebe erhoben werden, wenn sich ein Blinder um einen Arbeitsplatz bewirbt, der weder mit Korb- noch mit Mattenflechten in Zusammenhang steht. Wie ungerechtfertigt jedes dieser Vorurteile ist, beweisen die Erfahrungen, die ein Wiener Betrieb mit der Einstellung von dreizehn vollblinden Arbeitskräften machte. Nach einjähriger erfolgreicher Zusammenarbeit mit eben diesen dreizehn Blinden wissen Betriebsleitung und Belegschaft der **„Eumig" Elektrizitäts- und Metallwarenindustrie** in der Buchengasse im 10. Bezirk ganz genau: Es gibt in jedem Betrieb genug Arbeit, die ein Blinder leisten kann. Die Einstellung einer blinden Arbeitskraft bedeutet für einen Betrieb kein Opfer, sondern einen Gewinn. Auch ein Blinder, der in keinem typischen Blindenberuf arbeitet, leistet nicht weniger als ein Sehender, wenn man ihn an den richtigen Platz stellt und richtig einschult; wobei zu bedenken ist, daß auch jede sehende Arbeitskraft zuerst auf besondere Eignung hin zu prüfen und fachgemäß einzuschulen ist.

Sie sind intelligent und fleißig

In langer Reihe sitzen die zehn blinden Monteure an ihrer Werkbank in der Montagehalle. Nur die gelben Armbinden kennzeichnen sie als Blinde. Zwischen ihren flinken Fingern und denen ihrer sehenden Kollegen besteht praktisch kein Unterschied. Hier fügt ein Arbeiter winzige Lötfahnen in schmale Anschlußleisten, dort arbeitet einer an Stanzhülsen. Ein dritter nimmt Lampensockel um Lampensockel in die Hand. Jedem Laien im Vollbesitz seiner Sehkraft flimmert es bedenklich vor den Augen, wenn er den Blinden beim raschen Hantieren mit den vielen kleinen Bestandteilen eine Weile zusieht. Die blinden Arbeiter zucken natürlich nicht mit der Wimper. Sie haben ihre Augen gleichsam an den Fingerspitzen sitzen, und ihr verfeinerter Tastsinn hilft ihnen, daß jeder Bestandteil, jedes Werkzeug sofort dort landet, wo es hingehört.

Eine junge Arbeiterin legt den zehn Blinden ihre Arbeit vor. Zuerst, erfahren wir, vertrat ein Werkmeister ihre Stelle. Nach der Einschulung aller zehn Monteure wurde er nicht mehr voll ausgelastet und so nahm ihm das Mädchen, das auch zugleich Betreuerin der Blinden ist, die Arbeit ab.

Irrfahrten bis zum sicheren Hafen

„Ich war lange Zeit arbeitslos", erzählt ein blinder Monteur, und bei der Frage, wie ihm die Arbeit bei der Firma Eumig zusagt, erhellt ein Lächeln sein Gesicht. „Sehr gut, ganz prima!" sagt er. Ein Mann, der erst vor vier Jahren den letzten schwachen Sehrest endgültig verlor, hatte sich als Hilfsarbeiter in der Land- und Forstwirtschaft mit großer Mühe fortgebracht. Als der Sehrest rasch abnahm, erlernte er die Bürstenbinderei. „Und dann war ich wieder arbeitslos", erzählt er. „Erst seit ich hier arbeite, hab' ich keine Sorgen mehr!" Ein dritter schildert dankbar, wie blitzschnell ihn die Firma aufnahm. „Zuerst die Vermittlung, dann die Vorstellung — und schon war ich angestellt! Es war ganz anders als bei den Firmen, die ich vorher um eine Anstellung gebeten habe . . ."

Im Magazin machen wir die Bekanntschaft des elften blinden Arbeiters, der sich mit Zähl- und Verpackungsarbeiten beschäftigt. „Verzählen Sie sich oft?" fragen wir ihn, und er meint bescheiden: „Na ja, ein jeder verzählt sich manchmal." „In Wirklichkeit verzählt er sich fast nie", berichtigt der Werkmeister nachher und erzählt vom zwölften blinden Arbeiter, der in der Radioreparaturwerkstätte untergebracht wurde. Dieser Mann wird wohl als Vollblinder geführt, doch ein schwacher Sehrest erleichtert ihm seine Arbeitsleistung.

Ein blinder Telefonist

Ganz allein in einem Zimmer arbeitet der Telefonist, der seine Anstellung unmittelbar nach der Absolvierung eines sechsmonatigen Kurses der Blindenerziehungsanstalt erhielt. Seit sieben Monaten versieht er bei der Firma Eumig getreulich seinen Dienst und hat sich bereits ein ganzes Nachschlagheft voll oft gebrauchter Nummern angelegt. Die Nummern der neunzig Nebenstellen des Betriebes weiß er natürlich auswendig. „Welche Nummer hat die Firma B.?" fragen wir ihn. Flink fährt sein Finger über die Punktschrift in seinem Heft und gleich darauf erhalten wir die gewünschte Nummer. Etwaige Botschaften hält der Telefonist stenografisch fest. Flammen am Schaltapparat nicht im allgemeinen bunte Lämpchen auf? Natürlich, wir vermissen hier die bunten Lampen! „Ein Lichtsignal kann ich nicht tasten", erklärt uns der Telefonist. „Statt der Lampen wurden in diesen Apparat kleine Stäbe eingebaut, die einen Zentimeter weit vorschnellen, damit ich sie greifen kann."

In seiner Freizeit beschäftigt sich der Telefonist am liebsten mit Musik. Er beherrscht zwei Musikinstrumente. Zuletzt bittet er uns, die Leser nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß der Blinde durchaus kein Mensch „zweiter Klasse" ist. „Wir sind den Sehenden beruflich nicht unterlegen", sagt er.

Das Experiment gelang

In der Direktion erfahren wir, daß auch die Firma Eumig die Einstellung blinder Arbeiter zuerst nur als Experiment betrachtete. Mit anderen Körperbehinderten, denen man gemäß des Invalideneinstellungsgesetzes Arbeit gab, hatte man gute Erfahrungen gemacht.

Den ersten blinden Arbeiter schickte eine Vermittlungsstelle, und mit Staunen ließ sich die Eumig-Belegschaft davon überzeugen, daß es sich hier um keinen Menschen, der um „Gnadenbrot" bat, handelte. Nein, ganz gewiß nicht! Der erste blinde Eumig-Arbeiter bestieg so, als sei dies ganz natürlich, eine Leiter und ordnete Schachteln auf den Wandregalen! Dank seiner ganz vortrefflichen Leistungen ebnete er den Weg für weitere blinde Kollegen. Die blinden Eumig-Arbeiter erzählten blinden Freunden von ihren neuen Arbeitsplätzen, und so fanden allmählich noch einige Männer außerhalb der regulären Berufsvermittlung bei der Firma Arbeit und Verdienst.

„Wir versuchen, die Blinden richtig zu behandeln", erklärt man uns in der Direktion. „Das heißt nun keineswegs, daß wir großzügig mit falschem Mitleid sind... Wir versuchen bloß, den Blinden mit Verständnis zu begegnen. Sie dürfen beispielsweise die Waschräume vor Arbeitsschluß noch vor den anderen Arbeitern benützen.. Zu Mittag können sie, wenn sie wollen, mit dem Lift bis zur Werkküche fahren, und — ebenfalls, wenn sie davon Gebrauch machen — bringen wir sie nach Arbeitsschluß bis zur Straßenbahn."

Sie lebten förmlich auf

Die blinden Eumig-Arbeiter verdienen monatlich zwischen 900 und 1000 Schilling netto. Der Monatslohn, den manche der Männer von früheren Arbeitsplätzen heimgebracht hatten, betrug bloß 600 Schilling brutto.

„Die Einstellung unserer blinden Arbeiter hat uns noch nie gereut", sagt man uns in der Direktion. „Natürlich hatten wir nicht von Beginn an dreizehn Arbeitsplätze für sie frei... Aber von Zeit zu Zeit gingen wir eben durch die Werkhallen und sahen nach, ob sich dieser oder jener Arbeitsplatz unter Umständen für einen Blinden eignen könnte. Wenn solch ein Arbeitsplatz dann frei wurde, besetzten wir ihn sofort mit einem Blinden. Mitunter nahmen wir auch eine kleine Umgruppierung vor." Auch jetzt sucht man innerhalb der Firma Eumig nach weiteren Arbeitsplätzen für blinde Arbeiter, und gegebenenfalls wendet man sich an die Arbeitsvermittlung.

„Mehr als alles andere freut uns, daß unsere blinden Arbeiter zusehends zu frohen, glücklicheren Menschen wurden", teilt man uns in der Direktion mit und erzählt uns rasch noch von einem schönen Beweis der Solidarität, den die sehenden Arbeiter einem blinden Kollegen voriges Jahr zum Weihnachtsfest erbrachten. Die 250 Arbeiterinnen und Arbeiter einer Abteilung sammelten spontan, um dem Blinden, der wenige Tage vor Weihnachten in den Betrieb eingetreten war, eine kleine Freude zu bereiten. Das Ergebnis dieser Aufmerksamkeit waren 1000 Schilling — und die Dankbarkeit eines Menschen, der plötzlich erkannte, daß zwischen den Sehenden und den Blinden keine Kluft besteht.

Illustration: Klumbies

Kleine Gefälligkeit

Ich saß in einem Schnellrestaurant an der Theke und aß, als ein junges Mädchen hereinkam, gefolgt von einem gutaussehenden jungen Mann. Die beiden setzten sich auf die Stühle rechts und links von mir, die als einzige noch frei waren. Selbstverständlich bot ich dem jungen Mann sofort an, mit ihm den Platz zu tauschen, damit sie nebeneinander sitzen konnten. „Ach, das ist nicht nötig", meinte er, aber ich hatte meinen Teller schon auf seinen Platz hinübergeschoben. Nachdem wir die Stühle gewechselt hatten, wandte er sich an die junge Dame und sagte mit lauter Stimme: „Da ich nun auf besonderen Wunsch dieses Herrn neben Ihnen sitze, sollten wir ihm auch den Gefallen tun und uns wirklich miteinander bekannt machen."

MARTHA HOFMANN:

Meine letzte Begegnung mit Stefan Zweig

Wenige Tage, nachdem der schon todkranke alte **Siegmund Freud** mich zu sich gebeten hatte, um mir die kleine aber auserlesen schöne Antikensammlung zu zeigen, die seine Schülerin Maria Bonoparte ihm aus Athen in sein Londoner Exil geschickt hatte, um ihm zu helfen (obwohl er materielle Hilfe nicht nötig hatte, da England ihn zu ehren verstand) und er mir voll rein künstlerischer, rein humanistischer Freude die edlen Köpfe und Torsi vorgeführt hatte, deren Alter unschwer zu bestimmen war, erhielt ich auch eine Einladung **Stefan Zweigs,** des anderen berühmten Österreichers in der englischen Emigration.

Stefan Zweig, der damals noch nicht sein Häuschen an der Südostküste bei Bath, sondern ein Londoner städtisches Appartement im Westen der Riesenmetropole bewohnte, empfing mich in seiner Bibliothek, die ihm auch als Arbeitszimmer diente, und stellte mir Lotte, seine damalige Sekretärin und nachmalige zweite Gattin vor, die uns den Tee bereitete. Der Dichter, den ich wenige Jahre vorher in seinem schönen Heim am Mönchsberg in Salzburg besucht hatte (wo damals, 1938, seine geschiedene Gattin Friederike mit beiden Töchtern aus ihrer ersten Ehe noch weilte, was dem Stiefvater Zweig große Sorge bereitete), war in diesen kaum vier Jahren um Jahrzehnte gealtert. Er hatte noch als Fünfzigjähriger etwas von einem Jüngling an sich gehabt, war schlank und rank, sehr elegant, ohne ein graues Haar, von lebhaftem und suggestivem Wesen, hatte er jünger gewirkt, als der damals auch in Salzburg weilende, korpulente und herzleidende **Franz Werfel,** der doch fast zehn Jahre weniger auf dem Rücken hatte.

Aber nun, als Siebenundfünfzigjähriger, sah Zweig so alt aus, wie er war — wenn nicht noch älter. Um Augen und Schläfen hatten sich unzählige feine Falten gebildet, die schönen braunen Augen hatten allen Glanz verloren. Sie trugen einen tragischen Ausdruck des Gehetztseins, der Nervosität, ja des Leidens an sich. Nicht für sich selbst litt Stefan Zweig, nicht um seiner selbst willen.

Es heißt das furchtbare Ende dieses wahrhaft menschlich leidenden Mannes verkennen, wenn man sich nicht voll vergegenwärtigt, was es für ihn, den Freund Romain Rollands, Gandhis, Tolstojs, den Dichter des „Jeremias" bedeutete, in vorgerückten Jahren nun all das zusammenbrechen zu sehen wie leeren Zunder, wofür die Besten seiner Generation, wofür er selbst „gestanden" war, wie die Engländer es nennen.

Nein, er war von Haus aus keine Kämpfernatur, dieser Sohn einer allzu behüteten Bürgerfamilie, aber er wurde in diesen letzten Jahren seines Lebens zu einem Helden des passiven Widerstandes, zu einer Art Martyrium entschlossen, um der Menschheit auf passive, leidende Weise ins Gewissen zu reden. Mehr noch als in seinem gesucht kühlen schlichten Abschiedsbrief, der ein „Understatement" nach englischer Sitte ist (man beachte nur, wie — selbst im Faksimile leicht erkennbar — das Wort „furchtbar" ausgestrichen wurde!) — mehr also als in seinen Worten war in seinen Zügen zu lesen, wie verzweifelt an der ganzen Menschheit, und besonders an der des geliebten Europa, dieser große Europäer mit der furchtbaren visionären Gabe eines Teiresias war, der in seinem vorausblickenden Geist schon all das Kommende in all seiner Furchtbarkeit vorwegnahm und erkannte (denn er deutete es schon damals mit Entsetzen an, was dann grauenhafte Realität wurde und dennoch selbst heute noch nicht von allen begriffen zu sein scheint).

Er litt, äußerlich betrachtet, weniger als andere Emigranten, da seine Bücher ungeheuren Absatz fanden. Er verbrachte damals Tag und Nacht mit Briefen und mit der Hilfe für andere, oft ihm ganz Fremde, die man zu ihm geschickt oder von deren Not er gehört

hatte. Arbeiten konnte er damals fast gar nichts, so aufgewühlt war er in jenen Monaten nach der Besetzung Österreichs durch Hitler. Lotte wirkte beruhigend mit ihrer leisen Sicherheit, ihrer Fürsorge für den um ein Menschenalter ihr Vorausgeeilten. Sie mag, trotz ihrer großen Jugend gefühlt haben, daß der Weg mit Teiresias in das Dunkel führen mußte, das ihn damals schon zeichnete und dem er — der auch bei Kleist den Freitod verteidigt hatte — nicht mehr entrinnen wollte noch konnte. Ein Sehender, der doch blind war für den Weg des Heiles: den anderen Menschen wunschlos zu dienen.

Weihnachtsfeier 1956

So wie alljährlich, bildete auch heuer wieder die Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs Abschluß und Höhepunkt ihrer sozialen Tätigkeit.

Im Schwechater Hof in Wien fand am 19. Dezember unter großer Teilnahme der Mitglieder und Blindenfreunde eine stimmungsvolle Weihnachtsfeier statt. Nach einer musikalischen Einleitung durch Kollegen **Ernst Novacek** hielt Obmann **Robert Vogel** die Festansprache. Mit freudigem Stolz wies er auf die sozialen Errungenschaften hin, welche den Zivilblinden dank ihrer rastlosen Bemühungen in diesem Jahre zuteil geworden sind. Er führte u. a. aus: „Vor allem muß das vor einem Jahr geschaffene neue Allgemeine Sozialversicherungsgesetz, kurz ASVG genannt, erwähnt werden, welches den blinden Sozialrentnern einen Hilflosenzuschuß brachte. Doch für jenen Teil der Blinden, welcher keinen Anspruch an die Sozialversicherung stellen kann, wurden die Hoffnungen auf verbesserte Lebensbedingungen erst durch die Schaffung des Blindenbeihilfegesetzes erfüllt.

Es ist selbstverständlich, daß wir alle unsere Kräfte auch weiterhin einsetzen werden, um den Blinden ein menschenwürdiges Dasein und einen gebührenden Platz in der Gesellschaft zu sichern.

Daß wir heute diese schöne Weihnachtsfeier veranstalten können, danken wir vielen hochherzigen Menschen, die mit ihren großen und kleinen Spenden unsere gute Sache gefördert haben. Jedes Mitglied erhält ein wertvolles Geschenk in Form von drei Flanell-Leintüchern und einem großen Karton Süßigkeiten. Den bedürftigeren Mitgliedern wurde auch ein Betrag von S 100.— als Weihnachtshilfe und S 100.— als Brennstoffzuschuß angewiesen. Diese Weihnachtsbescherung erforderte einen Aufwand von rund S 60.000.“

„Ich kann Ihnen, meine lieben Freunde“, fuhr Obmann Vogel fort, „berichten, daß die Aufbauarbeiten in unserem Erholungsheim Unter-Dambach gute Fortschritte machen und ich werde mich freuen, Sie im kommenden Jahre als Gäste in der ‚Harmonie‘ in Unter-Dambach zu begrüßen. Viel Geld ist für die Erweiterung unseres Heimes notwendig, doch die finanziellen Opfer, die wir dafür bringen, werden nicht umsonst gewesen sein.“

Abschließend wünschte der Sprecher allen Blinden, ihren Angehörigen und allen Blindenfreunden frohe Weihnachten und ein erfolgreiches neues Jahr. Er bat alle sehenden Menschen, auch künftighin den Blinden gute Freunde und Helfer zu bleiben.

Der bekannte Organist und Pianist, Kollege **Franz Nowak**, spielte anschließend Improvisationen über bekannte Weihnachtslieder. **Dr. Karl Kainrath**, begleitet von **Dr. Adolf Kanzler**, erfreute mit der herrlich vorgetragenen Romanze in F von Beethoven die Herzen aller Zuhörer. Mit großer Wärme und ausgezeichneter Sprechtechnik brachte **Elisabeth Rawic** von Radio Wien Weihnachtsgedichte zum Vortrag. Auf dem Akkordeon trug **Ernst Novacek** dann das Largo von Händel meisterhaft vor. Der Männerchor der Wiener Verkehrsbetriebe unter Leitung seines Chormeisters **Burgschwieger** trug mit ganz ausgezeichnet vorgetragenen klassischen Chören sehr zur Verschönerung der Veranstaltung bei. **Ernst Arnold** sprach zu Herzen gehende programmverbindende Worte.

Nach einem guten Kaffee mit Guglhupf für alle Gäste begann die Bescherung. Reich beschenkt und in gehobener Stimmung verließen die Anwesenden den Schwechater Hof. Die Blinden, geführt von ihren Begleitpersonen, gingen mit der beglückenden Zuversicht nach Hause, daß sie sich auf ihre Hilfsgemeinschaft in jeder Lebenslage verlassen können.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Im Kochen keinen Schrecken findet
der Junggesell mit KNORR verbündet.

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.
Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32-0-81

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,
wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telefonische Bestellung.

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32-0-81

In dieser Nummer:

Friedrich Schreyvogl (Burgtheater), Dr. Reinhold Enge (R. d. OLG.)

unser Schaffen

AUS DEM INHALT:

Braillebibliotheken in England

Blinde im bürgerlichen Recht

Wer bekommt Blindenbeihilfe?

Der Schiedsspruch

Berufsbildung der Blinden in Schweden

Der Musikant Gottes

Anerkennung unserer Zeitschrift

2. JAHRGANG HEFT 2 FEBRUAR 1957 PREIS S 3.50

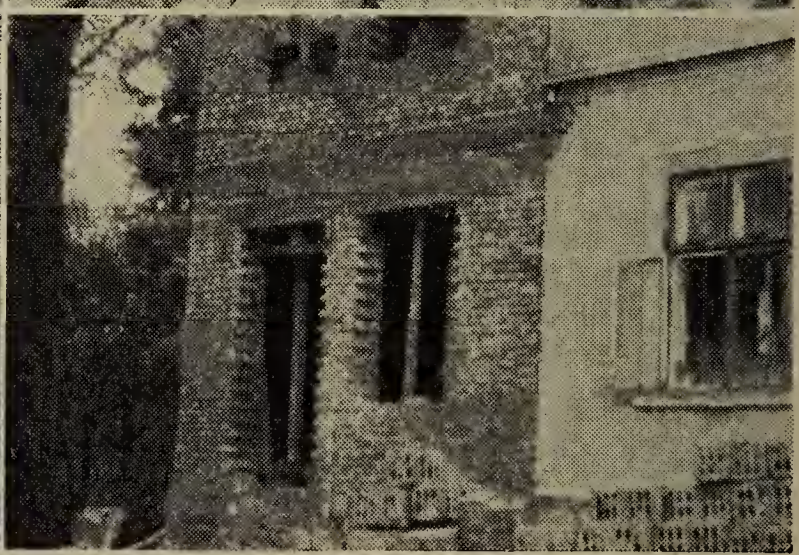
Die Freude schenkt uns Trost und Kraft

Wir alle, die wir der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs als Mitglieder angehören, dürfen uns auf den Sommer besonders freuen. „Warum gerade auf den Sommer?“ höre ich die Außenstehenden fragen. Ja, weil uns eben zu dieser Jahreszeit etwas überaus Angenehmes erwartet — nämlich einige schöne, sorgenfreie Wochen in unserem Erholungsheim in Unter-Dambach.

Jeder von uns, der einmal dort geweilt hat, wird sich an diesen Aufenthalt oft und gern erinnern. Das schmucke, in der malerischen Umgebung von Neulengbach gelegene Haus ist allen gar bald ans Herz gewachsen. Wie schön sind doch diese Wochen in einem Heim, das vorsorglich für die Belange blinder Menschen eingerichtet, und wo man sozusagen unter seinesgleichen ist? Liebevolle Betreuung, freundliche Zimmer, ein schmackhaftes, sehr reichliches Essen, das die „schlanke Linie“ ernstlich gefährdet, eine große wunderschöne Wiese mit vielen Bänken — all das kann wohl unter der Bezeichnung „Blindenparadies“ zusammengefaßt werden.

Aber nicht nur wir, sondern auch sehende Begleitpersonen, die sich uns gegenüber stets als freundliche Helfer erweisen, indem sie abgerissene Knöpfe annähen, Briefe schreiben, oder uns am Sonntag in die Kirche nach Christofen führen, sind von diesem Erholungsheim begeistert. Es ist daher kein Wunder, daß die Zahl der Erholungsuchenden von Jahr zu Jahr steigt und sich das Haus dem Andrang gegenüber schließlich als zu klein erwies. Aus diesem Grunde entschloß sich die Leitung der Hilfsgemeinschaft, das Heim umzubauen und zu vergrößern. Fundamente und Mauern wurden abgetragen und unter den Händen der Handwerksleute erwächst ein stattlicher mit einem zweiten Stockwerk versehener Neubau (siehe Abbildung).

Auf diese Weise wird von nun an



Die Blinden verloren einen guten Freund

in memoriam Bundespräsident Körner

„Den kulturellen Stand eines Volkes erkennt man daran, wie es für seine Invaliden und Alten sorgt." Dieser Ausspruch stammt aus einer Rede, die der verewigte Bundespräsident anläßlich der Eröffnung eines Invalidenheimes in Graz hielt. Immer Helfer der Armen, immer ein Freund der Bedrängten, so wird dieser unvergeßliche Freund aller für uns fortleben und er wird allen ein Mahner bleiben. Er wird daran erinnern, daß es oberste Pflicht bleiben muß, seinen Mitmenschen nach besten Kräften zu helfen.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs verliert in Bundespräsident Dr. h. c. Körner einen hochherzigen Gönner, der die Organisation mit seinen Spenden durch viele Jahre unterstützte. Die österreichische Blindenschaft wird Dr. h. c. Körner stets in ehrender Erinnerung behalten.

eine größere Anzahl von Zimmern zur Verfügung stehen, eine Tatsache, die im Interesse unserer erholungsuchenden Mitglieder freudig zu begrüßen ist.

Auch die Stiegenaufgänge sind umgebaut worden, sie führen gerade aufwärts und sind mit bequemen Stufen aus Kunststein versehen, so daß die Blinden keinerlei Schaden ausgesetzt sind. Der Garten wurde gleichfalls völlig umgestaltet und mit wohlriechenden Sträuchern und Blütenstauden bepflanzt. Außerdem werden zweckmäßige Führungsgeländer angebracht, so daß wir selbständig spazieren gehen können.

Wie doppelt schön wird unser Heim jetzt sein, und wie sehr dürfen wir uns schon auf die Ferienwochen in Unter-Dambach freuen! Selbstverständlich erfordert dieser dringend notwendig gewordene Umbau sehr große Summen, die aufzubringen wir nun bemüht sind. Da wir seitens der öffentlichen Wohlfahrt noch immer keine Zuschüsse erhalten haben, wenden wir uns an alle Blindenfreunde mit der herzlichen Bitte, dieses soziale Werk nach Kräften unterstützen zu wollen. Wir sind fest davon überzeugt, daß jeder Einsichtige gerade der Erholungsfürsorge für den im doppelt schwerem Alltagskampfe stehenden nichtsehenden Mitmenschen, Verständnis aufbringen wird. Du, lieber Sehender, laß uns, bitte, auch diesmal nicht im Stich und trage in unser Dunkel das Licht der Freude! Sei auch versichert, daß wir es dir aus ganzem Herzen danken werden! Wir bitten alle Gönner, ihre Spenden entweder dem Postsparkassenkonto 86.900 oder der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten, Wien XII, Singrienergasse 19, überweisen zu wollen.

DR. REINHOLD ENGE, Rat des Oberlandesgerichtes:

Ausnahmevorschriften für Blinde im bürgerlichen Recht

Unser bürgerliches Recht kennt keine generelle Beschränkung von Blinden in ihrer Rechtsfähigkeit. Sie sind unbeschränkt handlungs- und geschäftsfähig, wie jeder Nichtblinde. Lediglich zum Schutz vor Übervorteilung sind gewisse Vorschriften einzuhalten bei Geschäften, die voraussetzen, daß Geschriebenes kontrolliert werden kann oder die schriftlich abgeschlossen werden müssen.

Während die meisten Rechtsgeschäfte, wie z. B. Tausch, Kauf, Miete, Pacht, Dienstverträge ohne Kautionsstellung, Bevollmächtigungserteilung usw. rechtsverbindlich zustande kommen, wenn die vertragschließenden Parteien sich über den Inhalt und den Abschluß des Vertrages geeinigt haben oder bei anderen Rechtsgeschäften und rechtsgültige Abschluß in der Übergabe des Vertragsobjektes mit einer bestimmten Vereinbarung liegt, wie z. B. beim Darlehensvertrag oder beim Verwahrungsvertrag, gibt es einige wenige Rechtsgeschäfte, deren Abschluß nur schriftlich erfolgen kann. Es sind dies z. B. die Übernahme einer Bürgschaft, Einräumung von Wohnungseigentum u. a. Solche schriftlich zu schließende Verträge müssen nach der ausdrücklichen Vorschrift des Notariatszwangsgesetzes aus dem Jahre 1871 von Blinden, die selbst den Vertrag schließen und nicht durch einen Bevollmächtigten schließen lassen, vor einem Notar abgeschlossen werden. Dieser hat die Pflicht und die Aufgabe sich darüber zu vergewissern, daß der Vertrag auch dem tatsächlichen Willen der vertragschließenden Parteien entspricht. Es ist damit die Möglichkeit ausgeschaltet, daß dem Blinden ein anderer als der verabredete Vertragstext zur Unterschrift vorgelegt wird.

Der Vertrag

Die Abschließung des schriftlichen Vertrages vor einem Notar ist aber für Blinde nicht nur dann Vorschrift, wenn das Geschäft nicht anders als schriftlich geschlossen werden kann, sondern auch dann, wenn das Geschäft zwar auch anders als schriftlich rechtsgültig geschlossen werden kann, jedoch über die Abschließung eine schriftliche Urkunde errichtet werden soll. Dies ist zum Beispiel der Fall bei der Ausstellung einer schriftlichen Vollmacht. Auch in diesem Fall muß die Urkunde vor dem Notar errichtet werden. Wenn in einem solchen Fall eine Urkunde in Blindenschrift aufgenommen werden würde, könnte sie nicht als private Urkunde, die den Vertragsabschluß bewirkt hat, angesehen werden, sondern nur als Beweismittel, daß ein solcher Vertrag auf andere Art zustande gekommen ist. Als Beweismittel unterliegt eine solche Urkunde der gleichen richterlichen Beweiswürdigung wie z. B. die Aussage eines Zeugen.

Das Testament

Strenge Formvorschriften gelten auch wegen der Wichtigkeit des Vorganges für die Testamentserrichtung. Die Möglichkeit, ein Testament durch eigenhändige Niederschrift und eigenhändige Unterschrift zu errichten, wird den meisten Blinden versagt sein. Unter eigenhändiger Schrift kann nämlich nur eine Schrift verstanden werden, die später an ihren charakteristischen individuellen Merkmalen als eindeutig von einer bestimmten Person stammend identifiziert werden kann. Es scheiden demnach alle mit Maschinen (zum Beispiel Schreibmaschinen) oder Schablonen erzeugten Schriftbilder aus, demnach auch die Blindenschrift.

Testamente können jedoch jederzeit vor dem Bezirksgericht oder vor einem Notar errichtet werden. In diesem Falle haben die Amtspersonen für die Einhaltung der Formvorschriften zu sorgen.

Wer diese Möglichkeit nicht nützen will oder kann, kann mündlich vor drei gleichzeitig anwesenden fähigen Zeugen, die bestätigen können, daß in der Person des Testierenden kein Betrug oder

Irrtum unterlaufen ist, seinen Letzten Willen gültig erklären. Ob die Zeugen sich eine Niederschrift über das Gehörte machen, steht in ihrem Belieben.

Schließlich kann ein Testament auch noch dadurch errichtet werden, daß der Testierende seinen Letzten Willen einem anderen diktiert, der ihn niederschreibt. Dieser Aufsatz muß, wenn der Testierende nicht selbst das Geschriebene kontrollieren kann, z. B. weil er blind ist, von drei Zeugen eingesehen und dann von einem der Zeugen in Gegenwart und unter der Kontrolle der beiden anderen Zeugen dem Testierenden vorgelesen werden. Dieser hat sonach in Gegenwart aller drei Zeugen zu erklären und zu bekräftigen, daß dieser Aufsatz seinen Letzten Willen enthalte. Der Schreiber des Aufsatzes kann zugleich Zeuge sein, ist aber, wenn der Erblasser nicht selbst das Geschriebene lesen kann, von der Vorlesung des Aufsatzes ausgeschlossen. Schließlich ist der Aufsatz in Gegenwart der drei Zeugen vom Erblasser zu unterfertigen oder mit seinem Handzeichen zu versehen. Es ist zwar nicht Vorschrift, aber anzuraten, daß dem Handzeichen von einem der Zeugen der Name des Erblassers beigefügt werde. Die Zeugen haben ihre Unterschrift auf die Urkunde selbst mit einem Beisatz zu setzen, der auf ihre Eigenschaft als Zeuge hindeutet. Wo dieses Testament verwahrt wird, ist auf seine Gültigkeit ohne Einfluß.

Damit sind nur jene Ausnahmebestimmungen kurz skizziert, in denen wegen der Teilnahme eines Blinden an einem Vertrag eine besondere Form vorgeschrieben ist. Selbstverständlich gelten alle Vorschriften, die die gerichtliche oder notarielle Errichtung eines Vertrages oder die Beglaubigung einer Unterschrift vorsehen — wie z. B. bei Verträgen, die im Grundbuch eingetragen werden sollen — auch dann, wenn einer oder beide Vertragspartner blind sind.

WENDY HALL:

Braillebibliotheken in England

Die „National Library for the Blind" in London verschickt Braillebücher in 45 Länder, wovon 15 zur britischen Völkerfamilie gehören. Mit ihren 370.000 Braillebänden ist sie wahrscheinlich die größte Braillebibliothek der Welt. Dem „Royal Institut for the Blind" in London gehört eine Bibliothek an, die speziell auf den Bedarf blinder Studenten eingestellt ist — die „Student Library". Diese verschickt Studienbücher nach verschiedenen Ländern. Beide Bibliotheken sind private Einrichtungen und auf freiwillige Beiträge in Form von Zeit, Energie und Geld angewiesen. Jede von ihnen verfügt über eine Liste, welche die Namen von 300 bis 400 Damen und Herren enthält, die regelmäßig Bücher in Brailleschrift übertragen. Es sind größtenteils Pensionisten oder Rentner, die über viel freie Zeit verfügen, aber es sind auch Menschen darunter, die einen Beruf ausüben und nur wenige Texte in ihrer freien Zeit braillieren können.

Das Besondere an der „Student Library" ist, daß diese ihr Entstehen und ihren Umfang den im Laufe der Jahre eingelangten Ersuchen der Studenten selbst zu danken hat. Jeder Erblindete, der eine mittlere oder höhere Lehranstalt besucht, kann um die Übertragung eines oder mehrerer Bücher, welche er für sein Studium benötigt, ansuchen und tunlichst wird allen Wünschen entsprochen. Diese Bibliothek wurde nach dem Ersten Weltkrieg errichtet. Man kam damals zu der Erkenntnis, daß im Kriege Erblindete, die ihr Studium fortsetzen oder ihren ursprünglichen akademischen Beruf wieder ausüben wollten, dabei eine besondere Hilfe nötig hatten.

Zu Beginn konnte die Bibliothek auf Grund der nur spärlich einlaufenden Anfragen bloß wenige Bücher anschaffen.

Der Südafrikaner Bowen, der in Cambridge Jus studierte, war einer der ersten Interessenten. Er ließ sich später als Advokat in Kapstadt nieder und seine Laufbahn allein rechtfertigte vollauf den Bestand der Bibliothek.

Ungefähr 1000 Leser machen regelmäßig von der Bibliothek Gebrauch, rund die Hälfte von ihnen läßt Bücher oder Buchauszüge braillieren. Werke, nach welchen ständige Nachfrage zu bestehen scheint, können auf Empfehlung einer besonders dazu geschaffenen Buchkommission in Blindenschrift übertragen werden. Auf diese Weise wurden bisher rund 60.000 Werke in 25.000 Braillebänden angelegt, wobei alle wichtigsten Zweige der Wissenschaft vertreten sind.

Eine andere bedeutende Gruppe von Benützern der Bibliothek sind jene Personen, welche die Hilfe der Bibliothek aus Berufsgründen benötigen. So werden z. B. auf Wunsch einer Anzahl englischer Advokaten neue Regierungsbeschlüsse und Gesetze in Brailleschrift übertragen, ebenso die diesbezügliche Fachliteratur.

Die „National Library for the Blind" zeigt auch viel Übereinstimmung mit einer öffentlichen Leihbibliothek, obwohl sie weniger spezialisiert ist und weniger vielfältig in Anspruch genommen wird. Von den 106.000 Blinden Englands machen ungefähr 12¼ % Gebrauch von der Nationalbibliothek. Demgegenüber leihen zirka 10 % der gutsehenden Bevölkerung Bücher aus öffentlichen Bibliotheken.

Die englische Braillebibliothek mit ihren 28.000 Werken, und es werden immer mehr, verschickt ihre Bücher in alle Weltteile, Musikliteratur nach Amerika, Esperantobücher nach Jugoslawien, Literatur nach China, Romane nach Rußland usw. Alle Bücher, die man in öffentlichen Bibliotheken antrifft, werden nach Möglichkeit brailliert und man ist bestrebt, bedeutende Werke schon zur Verfügung zu haben, sobald diese in Schwarzdruck in den Buchhandlungen zum Verkauf angeboten werden. Schriftsteller und Verleger stellen die betreffenden Bücher zur Verfügung und verzichten auf ihre Autorenrechte.

Die Bibliothek verfügt auch über eine Geschenkabteilung und organisiert Lesewettbewerbe. In der Geschenkabteilung finden wir Bücher, welche von Personen zur Verfügung gestellt werden, die diese Bücher selbst nicht mehr benötigen. Bücher aus dieser Geschenkabteilung werden grundsätzlich nur an Blinde abgegeben, die an einer ansteckenden Krankheit leiden und dadurch keine Bücher ausleihen können. Oftmals wird eine ganze Büchersammlung verschickt, um beim Aufbau einer Blindenbibliothek in einem anderen Land als Grundstock zu dienen. Nach den furchtbaren Orkanen in Westindien machte eine große Büchersendung die Verluste wieder gut, die eine von der Heilsarmee errichtete Bibliothek dort erlitten hatte. Einer kürzlich in Südkorea aufgebauten Bibliothek wurde auf ähnliche Weise geholfen. Die Wettbewerbe bilden für die Leser einen Ansporn, um zu immer größerer Geschicklichkeit in der Blindenschrift zu gelangen. Die mehr als 100 Teilnehmer im Alter von 7 bis 87 Jahren, die alljährlich zu diesem Zweck zusammenkommen, werden in verschiedene Gruppen eingeteilt und das Ergebnis wird von einer Jury bewertet.

Das Wechselgebirge

Einst Wechselstraße, steinig und steil,
Wanderer schreitest ohne Eil,
hügelauf, hügelab durch finsteren Tann.
Kurze Rast nur, Geselle, dann und wann —
und nach Tagesmarsch fern im Tal
lädt das Hospiz im Mühlgrund Spittal.

Jetzt Wechselbahn über Täler und Höhn,
Arbeitsgeselle, mußt nicht mehr gehn!
Schluchten umspannen Viadukte aus Stein,
in die Berge rast der „Blaue Blitz" hinein.
Nach finsterer Nacht eine grüne Welt:
Steiermark Augen und Herz erhellt!

Anna Laube

Wer bekommt Blindenbeihilfe?

Mitten im Winter, da Schnee und Eis unser Land überzogen haben, dürfen sich die österreichischen Zivilblinden freuen und sie haben allen Grund, hoffnungsvoll der Zukunft entgegenzusehen. Nach jahrelangen Bemühungen brachte 1956 die ersten Erfolge auf dem Gebiete einer sozialen Entwicklung in der Blindenfürsorge, und wir wissen, daß es sich dabei nur um einen Anfang handeln kann.

In Eintracht und Zusammenarbeit gelang es den Blindenorganisationen, die verantwortlichen Stellen davon zu überzeugen, daß man es den vom Schicksal so hart mitgenommenen Menschen nicht zumuten kann, die ganze Last allein zu tragen und daß es die selbstverständliche Pflicht der verantwortlichen Stellen ist, helfend einzugreifen. Die Bemühungen unserer Organisationen gingen dahin, gesetzliche Bestimmungen zu erreichen, nach denen jedem Blinden als Ausgleich für die blindheitsbedingten Mehrausgaben ein monatlicher Betrag auszuzahlen ist. Da nach der Verfassung die Sorge für Zivilblinde nicht in die Kompetenz des Bundes, sondern in die der Länder fällt, haben die einzelnen Landesregierungen im Laufe des vorigen Jahres Blindenbeihilfegesetze beschlossen, die alles in allem in ihren wesentlichen Zügen einen gewaltigen Fortschritt für die Blinden bedeuten. Auch Wien, Niederösterreich und das Burgenland haben nun ihre Blindenbeihilfegesetze beschlossen, und es ist zu hoffen, daß in kürzester Zeit die Durchführung der Gesetze möglich sein wird.

Im Rahmen unseres raumbeschränkten Blattes kann nicht auf alle Einzelheiten des Gesetzes eingegangen werden. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten ist aber bereit, alle an sie gerichteten Anfragen schriftlich oder mündlich zu beantworten. Anfragen sind zu richten an das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft, Wien XII, Singrienergasse 19. Sprechstunden: Mittwoch und Freitag von 8 bis 12 und 13 bis 17 Uhr.

In uns klingt ein Lied . . .

Alljährlich, wenn die Weihnachtszeit heranrückt, erklingt in uns das wundersame Lied freudvoller Erwartung, denn wie schön ist es doch, an einer Weihnachtsfeier des Blindenapostolates teilzunehmen. Besonders diejenigen, welche vereinsamt im Leben stehen, empfinden diese Stunden doppelt festlich und beglückend. Dabei fühlen alle deutlich, daß es sich hier nicht um rein äußerliches Tun handelt, sondern daß wirkliche Liebe am Werk ist.

Auch die am 5. Jänner im Pfarrsaal von St. Rochus stattgefundene Weihnachtsfeier verlief wieder sehr stimmungsvoll. Nach Erhalt eines kleinen Geschenkes sowie dem gemeinsamen Absingen eines alten Weihnachtsliedes, begrüßte Krankenseelsorger Pater **Dr. Bolech** die Anwesenden, darunter die sehenden Freunde, Frau **Maria Erdpresser** und **Direktor Anton Kaiser.**

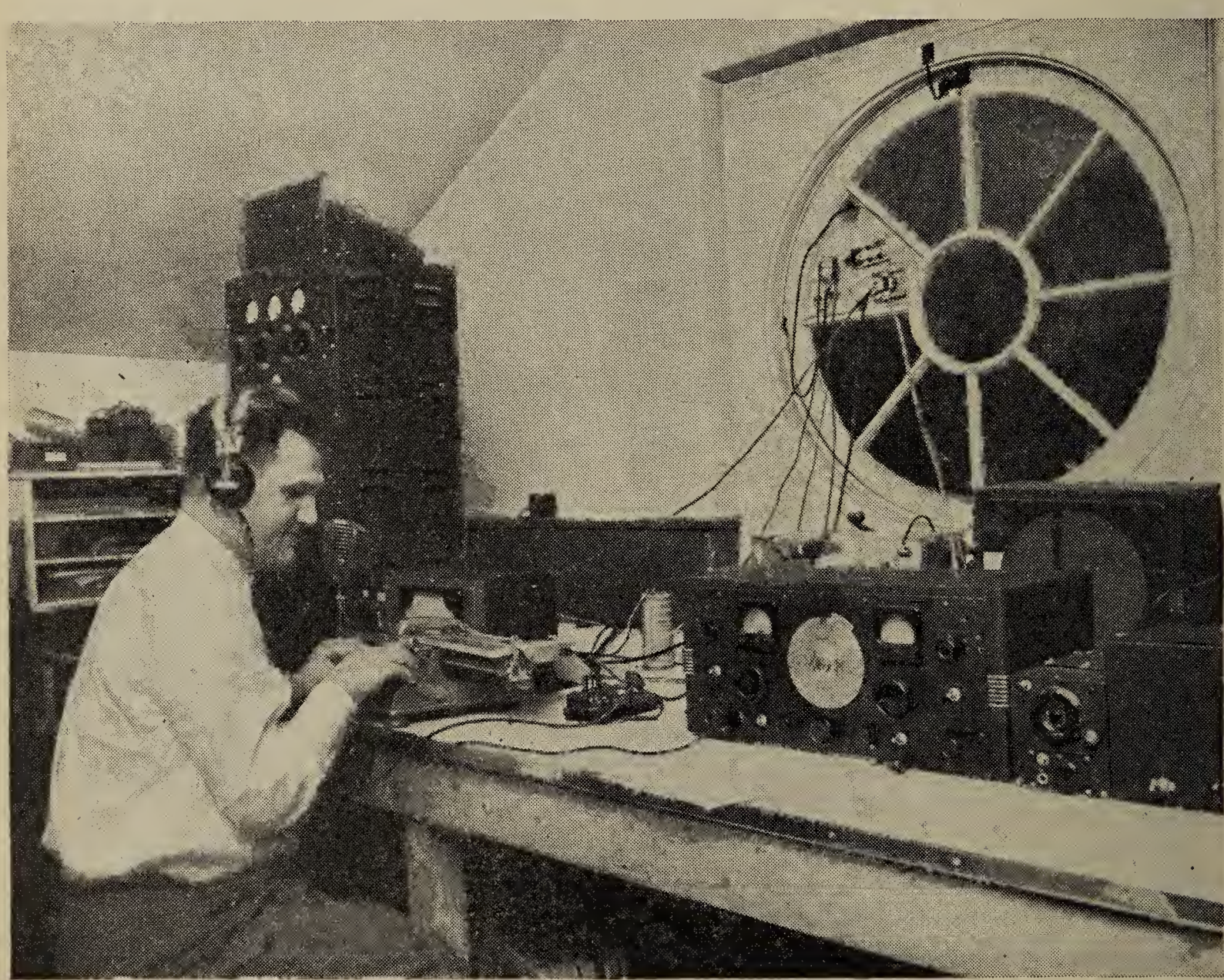
Pater **Dr. Bolech** gedachte des verewigten Herrn Bundespräsidenten, und erbaute dann durch eine zu Herzen gehende, trostschenkende Ansprache. Hierauf folgte eine Reihe vorzüglicher musikalisch-literarischer Darbietungen, die zumeist von Nichtsehenden ausgeführt wurden. Die zum Abschluß von **Dr. Bolech** ausgesprochenen Wünsche für ein gesegnetes Jahr sowie die Ankündigung, daß das Blindenapostolat auch heuer wieder die Blinden des öfteren einladen werde, nahmen alle Anwesenden als willkommene Gabe mit nach Hause.

Elektronikfachmann — ein aussichtsreicher Beruf für Blinde

In Washington wurde kürzlich der Edison-Amateur-Award für 1956, ein Preis für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Hochfrequenztechnik, verliehen. Er fiel an den 36jährigen **Robert W. Gunderson,** der über dreißig Prüfgeräte für die Elektronentechnik entwickelte. Das Bemerkenswerte an diesen Konstruktionen ist jedoch, daß sie das Funktionieren eines Elektronengerätes nicht wie bei den Standardverfahren durch optische Eindrücke feststellen lassen, sondern auf akustischem Wege — mit Hilfe einer Art von Morsesignalen. Diese Prüfgeräte sind nämlich dazu bestimmt, von blinden Fachleuten bedient zu werden.

Auch Mr. Gunderson, der Erfinder, ist blind — schon von Geburt an. Aber mit großer Zähigkeit hat er sich selbst eine Berufslaufbahn erschlossen, die seiner Begabung und seinen Interessen entsprach. Er ist heute ein gesuchter Fachmann mit einem weiten Wirkungskreis. Zahlreiche elektronische Geräte und Radiobestandteile, die von verschiedenen amerikanischen Radiofirmen erzeugt werden, sind aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Außerdem ist er als Käuferberater eines Radiogeschäftes tätig. Aber es genügt ihm nicht, daß er selbst trotz seines Gebrechens einen Lebensinhalt gefunden hat, er möchte auch allen anderen Menschen, die technisch begabt sind, aber das Augenlicht verloren haben oder nie besaßen, berufliche Möglichkeiten in der Hochfrequenzindustrie erschließen.

Die Prüfgeräte, die ihm jetzt den Edison-Preis — einen Pokal und 500 Dollar — einbrachten, sind nur ein Teil seines Beitrages, den er bisher zur Förderung blinder Fachkräfte geleistet hat. An der New Yorker Blindenschule führt er Studenten in die Geheimnisse des Funkwesens ein und überträgt für die Kon-



greßbibliothek in Washington Fachwerke in Blindenschrift. Eine seiner letzten Aufgaben war die Übertragung von mehreren hundert Seiten Tabellenmaterial, das in der Radiotechnik und für die Überprüfung von Elektronengeräten benötigt wird. Außerdem ist er der Herausgeber und Chefredakteur der Monatsschrift „The Braille Technical News", eines technischen Nachrichtenblattes in Brailleschrift, das von mindestens 5000 Menschen in allen Teilen der Welt gelesen wird. Blinden, die sich für Technik interessieren, aber nicht imstande sind, das Blatt zu kaufen oder von einer Bücherei zu entlehnen, stellt Gunderson die Zeitschrift gratis zur Verfügung.

Durch seine Arbeit als Lehrer und Publizist und nicht zuletzt durch seine Erfindungen hat Robert Gunderson wesentlich dazu beigetragen, daß heute in den Vereinigten Staaten Hunderte von Blinde als Telefonisten, Radioingenieure und Elektronikfachleute tätig sein können. Wer ihn selbst an der Arbeit sah, wird niemals mehr fürchten, daß Blindheit gleichbedeutend mit Hilflosigkeit und dem Verzicht auf alle Berufspläne sein muß. Daß der junge amerikanische Techniker durch seine Arbeit diesen Beweis liefern konnte, wird ihm von unzähligen Menschen gedankt, denen zwar das Augenlicht genommen wurde, nicht aber die Möglichkeit, sich als Fachkräfte neben ihren Kollegen mit normalem Sehvermögen zu bewähren.

Brief an die Hilfsgemeinschaft

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen einmal meine Anerkennung für das segensreiche Wirken Ihrer Organisation und Ihrer Zeitschrift „Unser Schaffen" auszusprechen. Auch danke ich Ihnen herzlichst dafür, daß Sie mir diese interessante Zeitschrift, die uns Ihre Betreuten nahebringt, widmeten. Ich bitte Sie nun, mir diese Zeitschrift künftig als Bezieherin zuzusenden.

Es ist gut, wenn die sehenden Menschen darüber Bescheid wissen. Viele weichen dem Gedanken an Krank- und Blindsein im großen Bogen aus, die einen, weil sie inmitten ihrer Gesundheit und Lebenslust ungerne davon erfahren. Die anderen wieder scheuen ein tieferes Eingehen in diesen Bezirk des menschlichen Daseins, weil sie ein zu weiches und mitleidvolles Herz besitzen, wohl gerne spenden, aber möglichst wenig von dem Leid des Nächsten erfahren wollen.

Wie sollten wir aber unserem Nächsten liebevoll begegnen und ihn ganz verstehen, wenn wir nichts von seinen Sorgen und seinem Lebensinhalt wissen? Wer weiß, ob uns nicht auch einmal, vielleicht erst im Alter, das gleiche Geschick beschieden ist. Wir würden es dann gefaßter tragen können, weil wir wissen, daß auch ein Blinder vollwertige Arbeit zu leisten imstande ist und viel Schönes inniger und konzentrierter zu erleben vermag, als ein Sehender, der abgelenkt durch viele Nebensächlichkeiten, und bedingt durch die Hast unserer Zeit an so vielem Wertvollen vorbeigeht. Auch würden wir in einem solchen Falle wissen, daß uns in Ihrer schätzenswerten Vereinigung eine liebevolle Helferin beisteht, die sich derjenigen in vorbildlicher Weise annimmt, die von dem Lose der Erblindung betroffen werden.

Ich las mit großem Interesse viele der Aufsätze, die die Zeitschrift „Unser Schaffen" brachte. Die von den Blinden selbst, aus denen der Mut, das Leben auch so zu meistern und auch die innige Freude an allem Erleben hervorzuheben sind.

Darum glaube ich mit Recht sagen zu können, daß wir Sehende die Blinden nicht als ganz verzagende Menschen beklagen sollen — dies sind sie wohl nur in den seltensten Fällen — sondern uns bemühen sollen, sie so gut als möglich zu verstehen und ihnen zu helfen und Freude zu machen.

Ich möchte Ihnen noch gerne erzählen, daß ich in der „Harmonie", Ihrem Erholungsheim in Unter-Dambach, viele wunderschöne Stunden verbracht habe. Ich habe diesen lieblichen Erdenfleck und auch die damalige Pensionsmutter vom Herzen lieb gewonnen und es freut mich daher besonders, daß nun Ihre Schützlinge Erholung und Freude dort finden können. Es ist dies ein Plätzchen, das man bestimmt nicht nur mit dem Sehvermögen erleben kann, seine Harmonie ist auch fühlbar. Sie hätten in dieser Gegend keinen passenderen und geruhsameren Erdenfleck finden können. Möge es recht vielen Blinden vergönnt sein, dort Erholung für Körper und Gemüt zu erlangen.

Emmi Behr

FRIEDRICH SCHREYVOGL:

Die echte Liebe

(Nach einem japanischen Märchenspiel)

Wir befinden uns in einer Berglandschaft, in der meterhoch Schnee gefallen ist. Ein Bauer ist auf seinem mühsamen Heimweg. Sein kleiner Hof liegt hoch am Berg, die müden Füße wollen kaum mehr ihren Dienst tun. Kommt er nur ein wenig von dem verwehten Pfad ab, sinkt er knietief ein. Auf einmal, er hat gar nicht gehört, wie sie hinter ihm herkam, geht ein altes Weib neben ihm. Sie hat ein Tuch um den Kopf gebunden, ihr Gesicht ist von Sorge und Mühen zerfurcht, nur die Augen leuchten. Sie hält sich immer näher an ihn. Unser Bauer hat keine Lust, mit ihr zu sprechen. Er müht sich keuchend, vorwärts zu kommen. Er wird immer müder. Schon fürchtet er, daß er heute auf dem Weg stecken bleiben und erfrieren werde.

Da reicht ihm das alte Weib die Hand — eine von harter Arbeit gezeichnete, rauhe Hand. Sonderbar: das Weiblein, das über den Schnee hinschreitet, als sei es ohne Gewicht, zieht ihn besser als der stärkste Mann auf den richtigen Weg. Er schämt sich, daß er von einem schwachen Weib diese Hilfe nehmen muß und murmelt etwas Unwirsches. Trotzdem läßt er die Hand nur ungern los. So warm strömt es aus ihr in ihn über! Ganz leicht wird ihm ums Herz. So muß es sein, wenn im Frühling der warme Wind das Eis über den Flüssen auftaut.

Das Weiblein bleibt an seiner Seite. Nun ist er doch neugierig, mit wem er es zu tun hat. „Wer bist du?“ fragt er.

„Rat einmal!“ sagt die Alte und der Blick liegt so stark auf ihm, daß ihm das Herz zu klopfen beginnt.

„Ich habe dich noch nie gesehen“, sagt er, „in welchem Dorf wohnst du denn?“

„Ich wohne überall“, sagt die Alte.

„Du bist also kein Mensch“, entsetzt sich unser Bauer.

„Nein“, sagt die Alte. „Ich lebe nur unter den Menschen. Es gibt kein Leben, das ohne mich entstehen und keines, das ohne mich vergehen möchte.“

„Ach“, sagt der Bauer und schüttelt grimmig den Kopf. „Du bist also die Sorge, die jeden von uns begleitet? Der Kummer bist du! Die Not!“

„Nein“, lächelt die Alte, „du mußt besser raten.“

„Dann bist du vielleicht die Weisheit?“ sagt er, „die uns den rechten Weg zeigt?“

„Das kann die Weisheit nicht, dazu ist sie zu kalt“, sagt das Weiblein. „Aber weil es heute so frostig ist, so sollst du nicht länger nutzlos raten. Ich will dir selbst verraten, wer ich bin. Aber du darfst es dann nur denen weitersagen, die es verstehen können. Versprichst du das?“

„Rede doch endlich“, drängt der Bauer.

„Ich bin die Liebe“, sagt das alte Weib. „Die echte Liebe.“ Da bleibt der Bauer stehen und schlägt vor Erstaunen auf die Schenkel, daß es weithin schallt. Er schüttelt den Kopf und zeigt auf die welken Wangen, die rauhen Hände, das weiße Haar, den gebückten Rücken der Alten.

„Du willst die Liebe sein?“ sagt er. „Die stell ich mir anders vor. Die prangt in Schönheit, daß den Männern vor Begier das Blut zum Herzen schießt; die hat blühende Farben, einen roten Mund, eine volle Brust . . .“

„Ach“, sagt das alte Weiblein, „du meinst die Lust, die sich manchmal für mich ausgibt. Die Liebe ist anders. Denk doch nach, wenn du ihr in Wahrheit begegnet bist!“

Der Bauer steht horchend, seine Augen werden weit.

„Wie du auf die Welt gekommen bist, wer hat dich zärtlich gehegt? Wer ist in schweren Nächten der Krankheit an deinem Bett gesessen? Die Liebe im Herzen

deiner Mutter. Wer hat deine Ungerechtigkeit erduldet und sie mit Güte vergolten? Wer hat dir deine Mühen abgenommen? Die Liebe im Herzen deiner Frau. Und wer hat beharrlich versucht, die Härte aufzutauen, die dein Herz umschließt? Wer hat dein Leben, als es dunkel zu werden begann, wieder hell gemacht? Die Liebe deiner Kinder."

Der Bauer stöhnt. „Du hast recht", sagt er. „Das war die Liebe. Ich habe sie nur so oft nicht sehen wollen oder kaum angehört. Bist du böse?"

„Ach nein", sagt das alte Weiblein. „Deshalb bin ich ja die echte Liebe, weil ich das alles willig ertrage. Man hört mich nicht und man sieht mich kaum. Das schadet nichts, die echte Liebe ist die, von der man nicht redet. Aber trotzdem habe ich — und darum bin ich so alt und so zerfurcht und grau — das Allerschwerste zu tun. Wenn junge Menschen prangend zueinander finden, dann muß ich, wenn sie glücklich werden sollen, neben der Lust stehen und im geheimen alles gutmachen, was sie sündigt und versäumt. Alles, was man in der Welt laut und gewaltig preist, wird in der Stille geboren und alles, was den Menschen das Herz leicht macht, muß aus der Kraft wachsen, das Schwere zu ertragen."

Dem Bauer wird das Herz weich. „Du bist ein schöner Traum, liebes altes Weib. Ach, daß dein Schein nie verginge!"

„Hab keine Sorge deshalb", lächelt die Alte und wendet sich schon von dem Bauer ab. Man sieht kaum ihre Spuren im Schnee. „Alle anderen glänzenden Bilder der Liebe, die verführen und bezaubern, sind Trug und Schein. Ich, das alte Weib, von unendlicher Arbeit gebeugt und doch voll Kraft und Ausdauer, zeige dir ihr Wesen: ich bin die echte Liebe und darum schwinde ich nie."

„Warum verläßt du mich dann schon?" klagt der Bauer.

„Ich bin jetzt in dir, Bauer", sagt die Alte. Und sie hat Recht, nur der Bauer merkt es selbst nicht, aber alle andern um ihn fühlten es fortan.

Achtung
vor Redewendungen

Wenn wir etwas **„wie unseren Augenapfel hüten"**, so sagen wir mit diesem Sprichwort, daß uns das Augenlicht das kostbarste ist, was wir besitzen. Verlieren wir dieses, dann sind wir **„mit Blindheit geschlagen"**. Auch dieses alte Sprichwort bedeutet uns, daß die Blindheit ein schwerer Schicksalsschlag ist. Aber Hand aufs Herz, verwenden wir dieses Sprichwort auch immer wirklich in diesem Sinne? Meist wollen wir damit doch sagen, daß derjenige, der mit Blindheit geschlagen sei, eben **„nicht ganz mitkommt"**, daß er nicht erkennen könne, wie die Dinge wirklich liegen. Es mag verständlich sein, daß einen Blinden, der dieses Sprichwort so angewendet hört, es unangenehm berührt.

Aber es kommt noch ärger. **„Da müßte man doch blind sein ..."** Haben Sie das nicht auch schon einmal gesagt, wenn Ihnen jemand etwas ganz Dummes zugemutet hat? **„Ich bin ja nicht blind"** haben Sie dann entrüstet geantwortet, oder: **„Das merkt ja sogar ein Blinder!"** Ehrlich gesagt, blind und blöd werden hier so ziemlich gleichgestellt. Sicherlich denken die wenigsten Menschen beim Gebrauch solcher Redewendungen und Aussprüche daran, daß sie dabei die Leistungen vieler Blinden herabsetzen. Bekanntlich haben die Blinden längst bewiesen, daß sie sich als geistig vollwertige Menschen zu behaupten wissen und nicht hinter ihren sehenden Arbeitskollegen zurück bleiben.

Wollen wir also in Zukunft nicht mehr so gedankenlos alteingewöhnte Redewendungen gebrauchen, sondern daran denken, daß wir damit vielleicht manchen unserer Mitmenschen unverdienterweise herabsetzen und vielleicht sogar verletzen.

YVONNE BLAUENSTEINER:

Der Schiedsspruch

Zu einer Zeit, da Nürnberg, die schöne und altberühmte Meistersingerstadt noch Hans Sachs zu ihren Bürgern zählte, zu jener Zeit also bildete der seltsame Streit zweier Brüder Wochen hindurch das allgemeine Gespräch; denn Veit und Gottlieb Tulipan, ihres Zeichens ehrsame Lebkuchenbäcker, plagte ein gar sonderlicher Ehrgeiz. Nach des alten Tulipans Ableben hatte Veit der Ältere das väterliche Geschäft übernommen, indes Gottlieb nahe der Katherinenkirche seinen Laden aufschlug.

Nun gingen die Brüder mit Eifer und Fleiß ans Kuchenbacken. Solch Tun wäre sicherlich nur lobenswert erschienen, hätten sich die beiden nicht ein recht merkwürdiges Steckenpferd zurechtgelegt. Jeder von ihnen war ängstlich bemüht, es möge sein Backwerk dasjenige des andern an Erlesenheit des Geschmacks sowie der künstlerischen Form und Verzierung noch überbieten, um solchermaßen als der weitaus trefflichere Lebkuchenbäcker zu gelten. Sobald es dem einen zu Ohren kam, es sei dem Bruder gelungen eine neue Würze, oder einen besonders prächtigen Zuckerguß zu ersinnen, kostete es die beiden abwechselnd schlaflose Nächte, in denen sie sich krampfhaft die Köpfe zerbrachen, wie solche Errungenschaft wohl am besten wieder in Schatten zu stellen wäre.

Dabei trieb sie ihre schon lächerliche Ehrsucht immer mehr und mehr in eine richtiggehende Fehde hinein. Zuerst stellten sie ihre gegenseitigen Besuche ein, dann geschah es, daß die Brüder, wenn sie auf der Straße oder anderswo einander begegneten, grußlos und finsteren Blickes aneinander vorüberrannten. Ja, sie gingen sogar so weit, sich bei jeder nur möglichen Gelegenheit boshafte Streiche zu spielen, die Ware des andern vor den Leuten gar übel zu verunglimpfen. Und um solch törichter Sache willen dauerte der Streit an, ganz Nürnberg und darüber hinaus zum Spott und Gerede. Mag sein, daß den Brüdern ab und zu insgeheim die Unsinnigkeit ihres Gehabens zum Bewußtsein kam, doch Trotz und falsche Scham ließen sie den Weg der Versöhnung nicht finden. Ihren Ehefrauen übrigens ging der unselige Hader sehr zu Herzen und Agathe, des älteren Tulipans bessere Hälfte beschloß eines Tages hinzugehen, um Hans Sachs, von dem bekannt war, daß er das warmfühlendste Herz eines Menschen, die milde Abgeklärtheit eines Weisen und vom Schalk das übermütige Lachen gar wundersam in sich vereinigte, ihr Leid zu klagen.

Der Schusterpoet empfing Agathen sehr freundlich, hörte sie an — und versicherte sie seiner Hilfe. Und noch am selben Abend tat er den Brüdern kund, er wäre, falls sie sich seinem Schiedsspruch fügen wollten, gerne bereit, ihren Zank aus der Welt zu schaffen. Schon am kommenden Sonntag wolle er draußen auf der Festwiese im Angesicht der ganzen Stadt dartun, welchen von den beiden er für den größeren Meister erachte. Dem also Ausgezeichneten winke als Preis und zum Gedenken an solch ehrenvolle Stunden ein prächtiger Lorbeerkranz. Im übrigen möchten sie ihm, auf daß er ihr Backwerk redlich prüfen könne, von ihren Süßigkeiten zum Verkosten schicken. Die beiden Streithänse prüften sich, ob der Botschaft des allverehrten Mannes geehrt, und schickten ihm eiligst zwei hochgetürmte Körbe voll der feinsten Honigkuchen. Jeder von ihnen war felsenfest davon überzeugt, daß selbstverständlich nur er den Preis davontragen könne und so warteten sie denn sehr vergnügt und voll geheimer Schadenfreude dem nahen Sonntag entgegen.

Ein wundervoller Sommermorgen überglänzte Nürnberg und seine Festwiese, nach der alt und jung hinausgeströmt war. Kichernd, schwatzend und lachend drängte sich das Volk, doch ward es sogleich mäuschenstill, da Hans Sachs sich also vernehmen ließ: „Deine Lebkuchen Veit Tulipan sind fürwahr Meisterwerke erlesenster Art, doch auch die deinigen, Gottlieb, sind es nicht minder und gereichten selbst des Kaisers Tafel zur Ehre. Und drum Ihr guten Freunde, nachdem jeder von euch seinen vollendeten Backkünstler stellt, mein' ich, daß demjenigen von euch der Preis gebührt, der sich für den größten Esel hält!" Da widerhallte die Festwiese vor fröhlichen Lachen, die zwei Brüder aber erkannten beschämt, was für alberne Tröpfe sie gewesen und welch prächtige Lehre ihnen Hans Sachs hiemit erteilt. Ihre Hände umspannten sich mit festem Druck und es lebten die beiden Honigkuchenbäcker fortan in Frieden und brüderlicher Eintracht. Der Lorbeerkranz aber ward von all den Hunderten einstimmig Hans Sachsen zuerkannt, dessen schelmenhafter Schiedsspruch soviel tiefe Lebensweisheit geoffenbart.

Adele Zauneggers Humor

Purzelbaum

Im Garten vergnügte sich Gretchen,
Schlug fröhlich einen Purzelbaum.
Da sprach die Mutter: „Für kleine Mädchen
Schicken solche Späße sich kaum!"

Verdutzt stand Gretchen nun stille —
Doch kam ihr was in den Sinn:
„Ach, Mutti, ich kann ja warten,
Bis ich groß geworden bin ..."

Ein Phänomen

Ein neues Mädchen haben Hellers,
Erst seit zwei Wochen war es da,
Da hört ich, wie verwundert sagte
Die kleine Gretl zur Mama:

„Ach denk nur, Mutti, unsre Lisi,
Ja horch, die kann im Dunkeln sehn!"
Die Mutter lächelte ungläubig
Und meint, nicht richtig zu verstehn.

„Im letzten Zimmer war's stockfinster",
Sprach Gretl weiter ungeniert,
„Da sagte sie zu unserm Vati,
Er sei so furchtbar schlecht rasiert ..."

Der Irrtum

Bei der Tante gab es heute
Große Jause! Viele Leute
Waren's, die da lächelnd kamen,
Ältere und jüngere Damen.

Auch Frau Schmieder fand sich ein,
An der Hand ihr Gretelein,
Denn es gab auch in der Nische
Reichgedeckte Kindertische.

's ward geplaudert in der Runde —
Wahrlich, eine frohe Stunde!
Und ein Fräulein am Klavier
Sang der Lieder zwei, drei, vier.

Als ein Lied just war verklungen,
Kam Klein Gretelein gesprungen
Mit dem Ruf: „Oh, Mutti, oh!
Mutti, du, mich beißt ein Floh!"

Drauf nervös die Mutter: „Nein,
Das wird wohl ein Irrtum sein!"
Schickt das Kind mit strengem Blick
An den Kindertisch zurück.

Doch bald darauf, ach, welch Verdruß,
Ruft zu allem Überfluß
Laut das Kind dann zu Frau Schmieder:
„Du, der Irrtum beißt schon wieder!"

T. SUNDQUIST (STOCKHOLM):

Berufsbildung der Blinden in Schweden

In Schweden beschäftigen sich der Staat und private Organisationen mit der Wohlfahrt der Blinden. Die wirtschaftliche Hilfe für sie sowie berufliche Ausbildung obliegen seit langem der Verantwortung des Staates. Die Haupttätigkeit der Blindenverbände besteht darin, Gelegenheit zur Berufsausübung der Blinden zu schaffen und den wirtschaftlichen und kulturellen Standard ihrer Mitglieder zu heben. Freiwillige Organisationen ermutigen die Blinden zu Studien, leiten Heime für Blinde und unterstützen blinde Handwerker in materieller Hinsicht. Das meiste Geld kommt von dem jährlichen „Tag der Blinden", einer Sammlung im ganzen Land.

Ziele der Blindenorganisation

Anläßlich eines Sammeltages beschrieb im November 1955 der **Ministerpräsident Tage Erlander** die Ziele der schwedischen Blindengesellschaften in folgender Weise:

„Unserer Meinung nach schließt das Ziel der Vollbeschäftigung alle ein, so daß jeder seine Arbeitsfähigkeit voll anwenden kann. Keine Gruppe ist von unseren Bemühungen ausgeschlossen, ihr die Vollbeschäftigung zu sichern und aufrechtzuerhalten. Besondere Maßnahmen haben sich als notwendig erwiesen, um Arbeit und durch die Arbeit die Selbsterhaltung für die Blinden und andere Gruppen, die Schwierigkeiten haben, im Arbeitsprozeß sicher Fuß zu fassen, zu beschaffen. Wir sind jetzt aber sicher, daß sie fähig sind, durch ihre und des Staates vereinte Kräfte, sich an unserer Arbeitsgemeinschaft zu beteiligen. In unserem Staate existiert keine Gruppe, die ausschließlich nimmt oder gibt. Wir tragen zur öffentlichen Wohlfahrt bei und wir freuen uns gemeinsam — auch die Blinden. Das schwedische Rentensystem schließt einen Anhang für die Blinden ein, um sie für die besonderen Schwierigkeiten zu entschädigen, die das Blindsein mit sich bringt. Dieser Zusatz bedeutet keine Sonderstellung für die Blinden, befähigt sie aber, eine wesentliche Gruppe im täglichen Leben und in der Arbeit der Nation zu bilden."

Während der letzten zwei Jahrzehnte wurden beträchtliche Fortschritte gemacht, damit sich die Blinden im arbeitsfähigen Alter selbst erhalten. Hier werden die Pensionen für Arbeitsunfähigkeit, die nicht im Militärdienst oder durch Arbeitsunfall zugezogen wurde, der Plan des Berufseinsatzes, die Bemühungen für die Schaffung von Arbeitsgelegenheiten und ein kurzer Bericht über die Tätigkeit der Blindenverbände erwähnt.

Das Blindengeld in Schweden

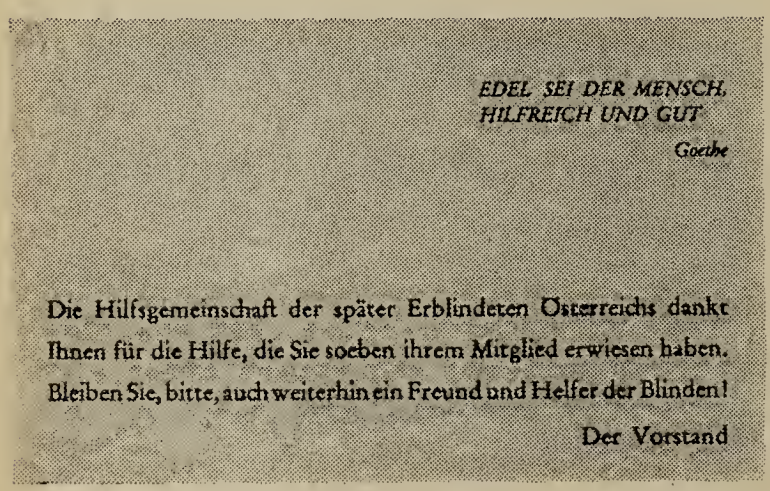
Jeder Blinde im Alter zwischen 16 und 60, welcher seine Sehkraft verloren hat oder dessen Sehschärfe so beeinträchtigt ist, daß es ihm an Bewegungssicht fehlt, erhält eine Blindenvergütung von 1000 Schwedenkronen pro Jahr ohne Vermögensnachweis. Außerdem bekommt er die allgemeine Invalidenpension von 1850 Schwedenkronen und eine Vergütung der Gemeinde, welche jedoch einer Kürzung unterworfen ist, falls ein eigenes Einkommen vorliegt, das 1000 Schwedenkronen pro Jahr übersteigt.

Im Verlauf des Zeitabschnittes 1943 bis 1948 wurde eine gründliche Untersuchung der Probleme hinsichtlich der Körperbehinderten seitens einer Regierungs-Kommission durchgeführt. Als Er-

---

Einem Blindenfreund

gewidmet, der einem Blinden auf der Straße oder bei anderer Gelegenheit geholfen hat



gebnis wurde die öffentliche Organisation der Arbeitsbeschaffung durch Einrichtung besonderer Zweige für Körperbehinderte verstärkt und ein Berufsausbildungsdienst eingerichtet, um alle Gruppen behinderter Personen für Beschäftigungen vorzubereiten, die ihnen eine Existenz sicherten. Eine Reihe von Erleichterungen, wie kurze Sonderkurse, Einarbeitung beim Arbeitgeber, Besuch von Handelsschulen usw. wurden für Blinde geschaffen und ein angemessener Unterhaltsbeitrag für den Auszubildenden und dessen Familie vorgesehen.

Öffentliche Blindeneinrichtungen

Die Erziehung und Berufsausbildung der Blinden basiert auf drei öffentlichen Einrichtungen. In der **Tomteboda Internatsschule** besuchen die Schüler eine dreijährige Elementarschule, sodann einen drei- bis vierjährigen Ausbildungskurs (Bürstenmachen, Korbflechten, Weben, Stricken, Musik und Klavierstimmen). Mehreren Schülern werden Beschäftigungen in der Industrie besorgt oder sie werden in Berufsausbildungsschulen geschickt, während andere wieder ihre höhere Ausbildung fortsetzen.

Sozial-Ausbildungsschulen für Jugendliche über 14 Jahre in Kristinehamn und Växjö haben fast dieselben Berufsprogramme wie Tomteboda und arrangieren Wiederholungskurse. Der eine betrifft eine Tagesschule, hauptsächlich für männliche Personen, der andere eine Internatsschule für Frauen. Das erste Jahr ist ein „Einstellungsjahr" für Maschineschreiben, theoretische Gegenstände und Ausbildung für das tägliche Leben. Ein Umschulungsbeamter betreut die Schule und jedem Auszubildenden wird ein Umschulungsplan gegeben, welcher in der Schule, an seine frühere Beschäftigung anknüpfend, oder in Ausbildungskursen durchgeführt wird.

In den letzten Jahren wurde eine starke Neigung bei den Blinden beobachtet, die üblichen Blindenberufe aufzugeben und in lohnendere Beschäftigungen überzugehen. Es gibt 500 bis 600 blinde Handwerker im Lande. Obwohl die Bemühungen zur Ausbildung der Blinden für neue Berufe gute Resultate gezeitigt haben, besteht die feste Überzeugung, daß die Handwerker in der Überzahl bei ihrem Beruf verbleiben, zumindest in den nächsten 10 bis 20 Jahren, einfach schon deshalb, weil ein großer Teil von ihnen zu alt ist, um neu ausgebildet zu werden. Außerdem geht eine gewisse Ergänzung der Handwerkerzahl aus dem Kreise der kürzlich Erblindeten vor sich, welche aus verschiedenen Gründen für einen Bewerb am offenen Handelsmarkt nicht in Betracht kommen.

Der interessanteste Teil des Ausbildungsplanes ist ein elfmonatiger Umschulungskurs in mechanischer Arbeit, eingeführt seit 1950 in Kristinehamn, unter Aufsicht des Arbeitsministeriums und der Berufsausbildung. Der Kurs umfaßt die Ausbildung im Drechseln sowie in der Fräsmaschinen- und Drillpressen-Handhabung und in der Arbeit auf der Hobelbank. Der Kurs ist auch für teilweise Sehende offen.

Es wird derzeit geplant, die Schülerzahl dieses Kurses zu verdoppeln, da die Ausgebildeten ohne größere Schwierigkeiten in Industrien untergebracht werden konnten und sich fähig erwiesen, mit ihren sehenden Arbeitskollegen zu konkurrieren. Die guten Resultate dürften zu einem gewissen Grade daraus zu erklären sein, daß jeder Ausgebildete seiner neuen Beschäftigung und der Arbeitsumgebung vom Ausbildner selbst zugeführt wurde. Der Blindenverband wirkt in der Weise mit, daß er die Kosten der Fahrt zum Arbeitsplatz zahlt und die notwendigen Werkzeuge aus England kauft, welche für diese Ausbildungsart unerläßlich sind.

Ermutigende Ergebnisse konnten auch bei der Ausbildung für Motor- und Fahrradreparaturen in einem ähnlichen Kurs in Göteborg erzielt werden. Nach demselben Muster wird die Ausbildung für elektrische Motoraufzüge erteilt, während erst kürzlich ein anderer Kurs für Anfänger für eine Gruppe von Frauen seitens eines großen elektro-

technischen Werkes unter Mitwirkung des Arbeitsministeriums und des Blindenverbandes eingerichtet wurde.

Technische Betätigung

Ein Zustrom von Blinden zur Arbeit in der allgemeinen Produktion des Landes ebenso wie die Vervollständigung ihrer Ausbildung ist unverkennbar, und in der Zukunft dürfte technische Arbeit für Blinde als dominierend zu erwarten sein. Unter anderen Beschäftigungen, die an Boden gewinnen dürften, sind Diktaphonschreiber, Telefon-Schaltbrett-Hantierungen und Handelsgeschäfte zu nennen. In diesen Fällen wird auch außerhalb der Schulen und sonstigen Einrichtungen ein Teil der Ausbildung für Blinde vorgenommen. Der Grundsatz der „Normalisierung", der dem Konzept der Berufsumschulung der Blinden in Schweden zugrunde liegt, wird zweifellos den engen Rahmen der für die Blinden offenen Beschäftigungen erweitern.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß kürzlich erblindete Jugendliche oft vor dem „Einstellungsjahr" aus Angst zögern und zurückschrecken, ihre Familie verlassen zu müssen. Es scheint daher wünschenswert, Wohngelegenheiten zu schaffen, wo die Blinden mit ihren Angehörigen leben können und gleichzeitig etwas Hilfe in ihren Umschulungsproblemen erhalten.

Die wegbahnende Arbeit der Blindenumschulung wird staatlich und örtlich durch den Blindenverband erleichtert. Der Verband befindet sich in guter finanzieller Lage, um seinen Mitgliedern wertvolle Dienste leisten zu können. Er versucht, das Handwerk durch Beschaffung von Rohmaterialien lohnender zu machen. Eine Kleinhandelsorganisation der Blinden vertreibt Werkzeuge und mechanisierte Ausstattungen für die Werkstätten.

Der Verband ist ein wichtiger Dienstgeber für die Blinden. Er leitet Werkstätten und eine chemische Fabrik in Stockholm mit zirka 60 Arbeitern. Kürzlich ging er an den Ankauf von Geschäftslokalen und Verkaufsständen, um sie an Blinde zu verpachten.

Die in Stockholm durch den Verband errichteten modernen Miethäuser mit Werkstätten und „sozialem Mittelpunkt" illustrieren anschaulich das Ziel der Umschulung der Sehbehinderten, nämlich die Wiederherstellung ihrer physischen, geistigen, gesellschaftlichen, beruflichen und wirtschaftlichen Nützlichkeit, deren sie fähig sind.

Ein neuer Abschnitt im österreichischen Blindenwesen

Wenn wir heute eine soziale Aufwärtsentwicklung erleben, dann deshalb, weil die Menschen in aller Welt erkannt haben, daß im Zeitalter der Technik und des Fortschritts auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik neue Wege eingeschlagen werden müssen. Selbstverständlich darf auch Österreich dabei nicht abseits stehen. So entstand das neue Sozialversicherungsgesetz. Im Rahmen dieses Gesetzes wurde jenen Blinden, die früher eine versicherungspflichtige Tätigkeit ausübten, der Hilflosenzuschuß gewährt.

Schon lange aber forderten die Zivilblinden eine staatliche Regelung, die allen Zivilblinden aus dem Titel der Blindheit einen Härteausgleich in Form eines Blindenpflegegeldes schaffen soll. Nach langem zähen Kampf ist es nun gelungen, ein solches Gesetz zu erhalten, das auch den Zivilblinden in Österreich ein menschenwürdiges Dasein sichert. Über den Kampf und über die Entstehung des Gesetzes wurde schon des öfteren in unserer Zeitschrift berichtet.

Für das österreichische Blindenwesen beginnt nun ein neuer Abschnitt. Bis heute mußte sich die Tätigkeit der Blindenorganisationen hauptsächlich auf die fürsorgerische Betreuung ihrer Mitglieder beschränken. Hier wird nun eine grundlegende Änderung eintreten, denn noch viele ungelöste Probleme und Aufgaben harren ihrer Verwirklichung. Wie bisher werden wir mit derselben Energie und Tatkraft an dem Werk weiterbauen, das wir uns aus eigener Kraft geschaffen haben, zum Wohle unserer Mitglieder, zum Wohle der ganzen österreichischen Blindenschaft.

Karl Vojir (Baden)

NICOLA SIDNEY:

Prost, Mahlzeit!

Otto war nach einer halben Stunde überzeugt, in eine nette Gesellschaft geraten zu sein. Dann wurde das Abendessen aufgetragen, bei welcher Gelegenheit sich zeigte, wie sehr die gräfliche Gastgeberin den bläßlichen jungen Priesterseminaristen ins Herz geschlossen hatte, der eben zögernd mit der Suppe beginnen wollte. Die Gräfin warf ihm einen mütterlich warmen Blick zu und sprach: „Bester, Sie vergessen wohl ganz und gar Ihren Aperitiv. Oder schmeckt er Ihnen nicht? Sie müssen natürlich nicht austrinken, aber ich meine nur eben. Im übrigen glaube ich, daß etwas Alkohol vor dem Essen die Verdauung fördert." Pflichteifrigst leerte Otto das Glas, obwohl er es lieber langsam getrunken hätte und hoffte nunmehr, die Dame des Hauses wäre damit zufrieden.

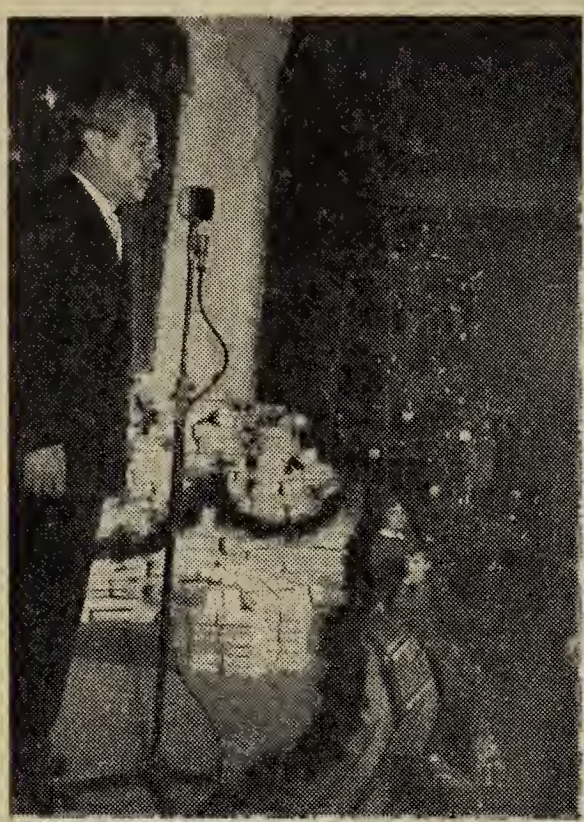
Jene entgegnete aber jetzt geradezu erschrocken: „Aber ich bitte Sie, jung Ehrwürden, so war das nun wieder nicht gemeint. Es gibt ja wirklich Menschen, die vertragen nicht die kleinsten Mengen Alkohol. Mein verstorbener Großonkel zum Beispiel — ach, was hat der zu leiden gehabt, aber reden wir nicht von so grauslichen Dingen, essen Sie lieber, Otto, wie und was Ihnen beliebt. Übrigens, die Suppe, merk ich gerade, ist zu wenig gesalzen, wollen Sie vielleicht etwas Würze? Nein? Da haben Sie vollkommen recht, das schadet den Nieren und erhöht den Blutdruck. Und Sie sind ohnehin so blaß. Aber Sie können etwas Schnittlauch haben, das ist ein reines Naturprodukt und viel gesünder!"

Inzwischen wurden Braten und Salat aufgetragen, was die Gastgeberin zu folgenden Ausführungen veranlaßte: „Ihr seid mir doch nicht böse, weil ich mich um Otto ein wenig kümmere. Er tut mir ja so leid, weil er so schlecht aussieht. Warum essen Sie eigentlich den Salat nicht? Sie können ihn natürlich auch ohne Essig und mit Zitrone haben." Otto wagte zu erwidern, daß er den Salat lieber nach dem Fleisch ißt. „Das ist", ließ sich die Gräfin hören, „aber ganz gegen die Regeln des Ernährungsreformers Hindhede. Aber bitte, machen Sie, wie Sie wollen, ich meine es nur gut mit Ihnen. Sagen Sie, Bester, schneidet Ihr Messer nicht ordentlich? Sagen Sie es doch, bitte, ganz ohne Genierer. Ich seh doch, wie Sie sich plagen! Ich werde dem Mädchen läuten, damit es Ihnen ein Sägezahnmesser bringt, die sind ja so furchtbar praktisch, besonders beim Brotschneiden! Aber wenn Sie zufällig ein zähes Stück Braten erhalten haben sollten, dann protestieren Sie ruhig. In meinem Hause sollen sich die Gäste wohl fühlen und jeder nach seiner Fasson selig werden! Die Preiselbeeren aber, die müssen Sie zum Braten dazu probieren. Sie werden sehen, das schmeckt ganz vorzüglich, wenn auch vielleicht etwas ungewohnt für Sie." Otto neigte sich gottergeben über seinen Teller und tat, wie ihm geheißen. „Darf ich Ihnen etwas sagen", setzte die Gräfin ihren Monolog fort, „Sie sollten nicht so einen Katzenbuckel machen, das verkrümmt vorzeitig die Wirbelsäule. Brust heraus, hat es geheißen, wie wir jung waren! Gott, mein Mann und ich — er war eine stattliche Erscheinung — wir waren wie Täubchen! Der war auch Vegetarianer und Abstinenzler! Aber Sie mit Ihrem schwachen Körper können sich ruhig etwas Fleisch leisten, meine ich. Warum sind Sie plötzlich so rot? Ziehen Sie doch den Rock aus, wenn Ihnen zu heiß ist, wir sind doch hier keine Spießer!"

Dazu kam es aber nicht mehr. Ottos Blick wurde glasig, streifte noch einmal wie aus großer Ferne die Gäste und die Gräfin, dann trübte sich sein Bewußtsein. Er glitt, während der Löffel voll Preiselbeeren, den er eben noch in der Hand hielt, auf das insignierte gräfliche Tischtuch fiel, zu Boden und blieb dort friedlich, wie es seine Art war, liegen, bis ihn die Männer von der Rettungsgesellschaft abschleppten.

HERBERT LIEGL:

Licht und Freude



Das Weihnachtsfest wird von den verschiedenen Völkern der Erde aus verschiedenen Motiven gefeiert. Aber, ob es die Geburt des Erlösers ist oder der Sieg der Sonne über die Nacht, eines ist ihnen allen gleich: Es sind Feste des Lichtes und der Freude. Wie feiern aber jene Weihnachten, denen die Freude am Licht durch ihre Blindheit genommen wurde?

Es ist schwer, die Eindrücke zu schildern, die auf einen Blinden eindringen, wenn er zu einer Weihnachtsfeier geht. Noch dazu, wenn es die erste ist, die er nach seiner Erblindung erlebt. Vor einem Jahr konnte ich noch die brennenden Kerzen erkennen, sah den dunklen Baum und bemerkte auch die ausgebreiteten Geschenke. Da glänzte die Porzellaneule für den Bücherschrank, da lag das erwünschte Album für die selbstgemachten Fotos des vergangenen Jahres und neben anderen Dingen auch noch ein Buch, dessen Druck ich damals noch lesen konnte. In diesem Jahr — das wußte ich schon — würden die Geschenke auf dem häuslichen Weihnachtstisch etwas anders aussehen. Da war bereits eine Blinden-Armbanduhr gekauft worden und das erste Buch in Braille-Schrift würde auch dabei sein. Die Geschenke mußten eben auch den geänderten Umständen angepaßt werden, doch sie würden die gleiche Freude erwecken.

Aber die Weihnachtsfeier der Hilfsgemeinschaft, im Kreise so vieler Schicksalsgefährten, war das größte Erlebnis des zu Ende gehenden Jahres. Geteiltes Leid ist halbes Leid, und gemeinsam erlebte Freude fühlt man doppelt so stark. Und so kamen wohl auch die anderen Kolleginnen und Kollegen mit dem Gefühl festlicher Erwartung in den „Schwechater Hof". Bei den Worten unseres Obmannes fühlte wohl jeder die große, edle Gemeinschaft, der wir nicht nur angehören, sondern die wir bilden und selbst mit Leben erfüllen. Nur unsere gemeinsame Arbeit wird uns auch in der Zukunft Erfolge und gemeinsame Freude sichern. Und dann spannte sich der Bogen der alles verbindenden Musik über

den Saal. Vielleicht fühlen gerade wir Blinden diesen tieferen Sinn der Musik besonders stark. Ich habe immer den Eindruck, neben dem blinden Musiker zu stehen, mit ihm zu fühlen, durch Tiefen und über Höhen zu eilen, und vor allem: nicht allein zu sein!

Ob es wohl dem Künstler dort droben genau so ergeht? In diesen Minuten verbindet uns das Band gemeinsamer schöner Gedanken. Und dann sangen wir alle vereint das Weihnachtslied „Stille Nacht, Heilige Nacht". So habe ich dieses Lied noch nie gehört und empfunden. Es war ein starker Chor, der laut und unmißverständlich zum Ausdruck brachte, daß wir Blinden genau so teilhaben am Fest des Lichtes und der Freude.

Soll ich hier noch erzählen von dem Augenblick, als man mir sagte, daß die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet wurden? Oder von dem Christkind mit der netten Stimme und dem herzigen, naseweisen Engerl? Oder vielleicht von dem dankbaren Gefühl beim Empfang des Geschenks? Oder ist es noch notwendig, der Bewunderung Ausdruck zu verleihen, mit welcher Ausdauer und Liebe unser Obmann allen Blinden herzlich die Hand drückte und sie mit Glückwünschen verabschiedete? Dieses Weihnachtsfest entzündete wohl in den Herzen aller jener ein Licht, die die Kerzen des Baumes nicht mehr zu sehen vermochten. Möge es weiterhin leuchten und in unserer Gemeinschaft nicht mehr erlöschen!

Blinde in aller Welt

Westdeutschland

Die Bundespost ist stolz darauf, die meisten blinden Telefonisten in Westdeutschland zu beschäftigen. Diese bedienen Verbindungsschränke mit mehreren Dutzend Nebenstellen und bis zu 20 Amtsleitungen. Kein Auftrag ist den Blinden zu schwierig und keine „Gesprächslawine" zu anstrengend. Auch der Berliner Senat, das Allgäuer Überlandwerk in Kempten, das Landesgericht in Flensburg, das Arbeitsamt München, das Finanzamt in Marburg und viele andere große Einrichtungen haben blinde Telefonisten eingestellt. Der deutsche Bundestag in Bonn mit 50 Amtsleitungen, 700 Teilnehmern und mindestens 800 Gesprächen am Tag, ist mit seinem „blinden Mann am Vermittlungsschrank" zufrieden. Vom 1. April 1955 bis 30. August 1956 konnten 136 blinde Vermittlungsbeamte gut bezahlte Stellungen bekommen. Ist der blinde Mann der Richtige für die Telefonzentrale? Jawohl, denn er hat ein besonders gutes Gedächtnis, kann viele fünfstellige Telefonnummern im Kopf behalten und besitzt noch ein Blindentelefonbuch in Brailleschrift. Wenn kurze Mitteilungen auszurichten sind, behält sie der blinde Beamte viele Stunden im Gedächtnis.

Amerika

Im November 1956 wurden 50 Exemplare eines neuen Gerätes für Blinde in Amerika abgegeben. Es wird von den Fachleuten als die bisher beste Orientierungshilfe für Blinde bezeichnet. Der Erfinder ist der blinde Techniker und Physiker C. B. Witcher. Seine Hörsonde ist ein Hohlstab in der Größe einer Füllfeder, in dem eine lichtempfindliche Zelle mit einem Verstärker untergebracht ist, und der an einem Ende ein Objektiv hat. Das seitlich auftreffende Licht wird durch das Objektiv und die Röhre ausgeschaltet und das direkt auftreffende in Schallwellen umgewandelt und mittels eines Drahtes in die Hörmuschel geleitet. Wenn ein Blinder sich mit Hilfe des Gerätes in einem fremden Raum zurechtfinden will, so „tastet" er mit seiner Sonde, ohne sich selbst von der Stelle zu bewegen, den Raum ab und empfängt so nach einiger Übung ein ziemlich genaues Bild seiner Umgebung.

Sowjetunion

Im Herbst 1956 starb im 81. Lebensjahr Professor Wladimir P. Filatow. Er war einer der Ersten, der eine Methode erfand, jenen blinden Menschen, die durch eine Hornhauttrübung infolge Verletzung oder Verbrennung ihr Augenlicht verloren hatten, es ihnen wieder zu geben. Die Operation der Hornhaut war bis dahin mit großen Schwierigkeiten verbunden und brachte unsicheren Erfolg. Im Jahre 1937 unternahm der Augenarzt Filatow zum ersten Mal eine Hornhaut-Transplantation nach neuen Methoden. Er hatte neue Instrumente erfunden, die eine Vereinfachung der Operationstechnik ermöglichen. Aber nicht nur die Operationstechnik wurde durch ihn erneuert. Er entdeckte auch, daß Augengewebe, welche bei Temperaturen unter Null aufbewahrt werden, nicht absterben, sondern heilungsfördernd wirken. Später wies Filatow nach, daß diese Gewebe unter der Einwirkung von Kälte für die Heilung sogar günstige Stoffe entwickeln. So konnte die Hornhaut von Verstorbenen, die auf dem Eis aufbewahrt wird, für solche Augenoperationen verwendet werden und tausenden Erblindeten Heilung gegeben werden.

England

Nach 17jähriger angeborener Blindheit konnte ein junger Engländer durch eine kühne Operation wieder sehend gemacht werden. Als er das erste Mal wieder sah, war er sehr enttäuscht über die sichtbare Welt. In der ersten Zeit schaute er langsam und vorsichtig um sich und prüfte alles, ehe er sprach. Wenn er jemand erkennen wollte, schloß er zuerst die Augen und ließ den anderen sprechen. Der Blinde sagte dann über seine ersten Erfahrungen: „Wir Blinden haben unsere eigenen Farben und Vorstellungen. Ich dachte immer, die Menschen seien einheitlich und schön rund wie wandelnde Zylinder vom Fußboden aufwärts in die Höhe. Ich hoffte, um mich herum nur friedliche Gesichter zu sehen und statt dessen sehe ich unruhevolle Mienen. Vieles ist daher unharmonisch."

DR. LOTHAR RING:

Der Musikant Gottes

Der Schulleiter von Ansfelden hatte sich diesmal grün und blau geärgert. Das, was ihm da geschah, war wirklich mehr als ein Verhängnis. Gerade jetzt hatte diese böse Krankheit, diese abscheuliche Influenza, ihn mit ihrem Würgegriff gepackt und so den Glanz des Hochzeitfestes seiner einzigen Tochter überschattet. Und dabei hatte der Schulleiter Adam Hollerwöger sich alles schon im Geiste so herrlich ausgemalt: Johanna, die ehr- und tugendsame Braut im weißen Batistkleid, den Myrtenkranz auf dem lichten Scheitel, dann seine Schwester, die würdige Tante Eulalia, in starr violetter Seide und schließlich er selbst, der allgemein geachtete Schulleiter Adam Hollerwöger, im feierlichen Bratenrock als stimmungsvoller Hintergrund.

Der Bräutigam, der bürgerliche Gastwirt Matthias Hinterhuber war allerdings weder besonders jung, noch besonders schön. Aber schließlich kann der Mensch nicht alle Vorzüge sein eigen nennen. Und wenn einer zu seiner Hochzeit einen halben Ochsen, sechs Enten und etliche Eimer Wein spendiert, dann kann man ihm schon einiges zugute halten.

Auf all diese schönen Dinge mußte nun der Schulleiter Adam verzichten, denn der hinterhältige Doktor Wisgrill hat ihm das Aufstehen verboten und überdies ein kräftiges Schwitzen verordnet, und das just an Johannas Hochzeitstag! Aber damit war das Maß von Adams Leiden noch nicht voll! Daß es ihm nicht vergönnt war, bei dem feierlichen Anlaß die Orgel zu spielen und jenen lieblichen Hymnus zu Gehör zu bringen, den er in Anlehnung an eine alte Kirchenweise sorgfältig und stilrein komponiert hatte, das traf ihn besonders hart.

Wer sollte denn jetzt an seiner Stelle spielen? Doch nicht etwa der Schulgehilfe, der Anton Bruckner, der junge Tolpatsch, der über die Ferien von Linz nach Hause gekommen war? Mit seiner gedrungenen Figur und seinem wuchtigen Schädel sah er wie ein richtiger Bauer aus und zu allem Überdruß fing er, sobald man ihn in ein Gespräch verwickelte, noch zu stammeln an. Dabei hatte der Bursche einen Appetit wie ein Ochsentreiber und war imstande, zehn Knödel auf einen Sitz zu verzehren! Wie mochte er sich erst an dem guten Hochzeitsschmaus laben! Dem Schulleiter lief bei dem bloßen Gedanken daran für

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag für 1957 auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Redaktion

den andern das Wasser im Munde zusammen und er sah bereits ein Stück Rindfleisch nach dem andern zwischen den gesunden Zähnen Anton Bruckners verschwinden. Eine höchst schmerzliche Vorstellung!

Adam begann bei diesem Gedanken noch mehr zu schwitzen. Der gestrenge Doktor Wisgrill hätte mit ihm seine Freude gehabt. Ja, wenn wenigstens der Regenschori um ein Jahrzehnt jünger gewesen wäre, dann hätte dem Schulleiter die Frage nach seinem musikalischen Vertreter keine Sorge bereitet, aber der fast 80jährige Greis besaß, wenn auch klaren und verständigen Geistes, doch nicht die nötige Kraft, die ansehnliche Orgel zu bedienen. In dieser Hinsicht war der junge Bruckner schon wesentlich geeigneter.

„Ob aber der Mensch, der kaum einen richtigen Satz herausbringt, dafür aber einen Riesenappetit entwickelt, imstande sein wird, einer feierlichen Hochzeitsmusik gerecht zu werden?“ fragte der schwitzende Schulleiter bangen Herzens den an seinem Krankenlager sitzenden Chorregenten. „Das eine schließt das andere nicht aus!“ bemerkte der silberhaarige Greis mit Bestimmtheit. „Ich kann mir ganz gut vorstellen, daß einer mit beiden Füßen fest am Boden steht und mit dem Kopf in die Wolken hineinragt!“ „Dazu ist der Bruckner wohl noch zu klein.“

„Es kommt nicht auf die körperliche Masse an. Weißt,“ fuhr der Regenschori fort, „ich hab' den Bruckner schon spiel'n g'hört, vorgestern abends. Es war bereits dämmrig, die Kirche war leer und auf einmal klingts und singt's und braust's wie Ungewitter.“ „Und so was soll schön sein?“ zweifelte der Schulleiter. „Ja, in seiner Art schon, so wie halt die Natur selber ist“, erwidert nachdenklich der Regenschori.

Aber vollends fühlt er die Kraft des jungen Musikers erst am Abend nach dem glücklich beendeten Hochzeitsfest, als Anton Bruckner Zwiesprache mit seinem Schöpfer hielt. Da klang die Melodie seines geliebten Landls hinein, das Wogen der goldenen Ähren, die Schönheit der jungen Braut, der selige Flug der Schwalben, das Summen der Bienen und das leuchtende Himmelsblau. Da funkelte das goldene Chorgestühl, gekrönt von pausbäckigen Englein, im letzten Abendsonnenschein noch einmal auf und die barocken Heiligen hoben mit breit ausladender Gebärde ihre segnenden Hände. Am Ende aber war die Stimme Gottvaters selbst zu hören: Machtvoll vom Brausen der Orgel getragen, schwang sie sich auf Silberflügeln himmelan und öffnete stark, gebieterisch und unwiderstehlich die Pforten der Ewigkeit.

Sind Sie wortgewandt?

Im Handwerk gibt es für Werkzeuge, Geräte und Tätigkeiten mehr Wörter deutschen Ursprungs oder Eindeutschungen fremder Wörter als sonstwo in unserer Sprache — ob wir sie aber alle kennen, ist eine Frage für sich. Vielleicht lohnt es sich, mit einer kleinen Auswahl die Probe zu machen. Aber bitte nicht vorher die Antworten nachschauen.

Kanthaken — A: *Eckhaken.* B: *mit Haken versehene Stange.* C: *U-förmiger Wandhaken.* D: *plötzliche Ausflucht.*

kuppelieren — A: *Edelmetall läutern.* B: *verkürzen.* C: *verkupfern.* D: *vereinigen.*

beuchen — A: *in Lauge kochen.* B: *biegen.* C: *übertreiben.* D: *weißen.*

zeideln — A: *Schiffe ziehen.* B: *Waben schneiden.* C: *beschuldigen.* D: *reifen lassen.*

Schwarzlot — A: *Gewichtseinheit.* B: *Material für Glasmalerei.* C: *Meßinstrument.* D: *Metall für Schrotkugeln.*

Antworten

der Kanthaken: B: Werkzeug zum Anheben („Kanten“) und Fortbewegen von Lasten. „Einen beim Kanthaken (ursprünglich: beim Kamm, d. h. Hals, Nacken) nehmen“: ihn gewaltsam packen.

kupellieren: A. Französisch *coupeller* „läutern“ (coupelle „Probiertiegel“), von lateinisch *cupa* „Faß“). Silber kupellieren: es chemisch von Blei reinigen.

beuchen: A. Auch bauchen. Mittelhochdeutsch *buchen,* von Buche, deren Asche ehemals zur Laugenherstellung diente. (Wäsche) einlaugen, Baumwollfasern auskochen.

zeideln: B. Oberdeutsch, zu Zeidler „Bienenzüchter“ (althochdeutsch *zidalari).* Volle Honigwaben werden gezeidelt, ausgeschnitten.

das Schwarzlot: B. Von mittelhochdeutsch *lot,* „Lötmetall“, ursprünglich „Blei“. Für feinere Einzelheiten der Glasmalerei trägt man Schwarzlot auf, leicht schmelzbares Bleiglas, aus dem die Zeichnung herausgekratzt wird.

Die Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft

Zahlreiche anerkennende Schreiben unserer Kunden sind ein Beweis dafür, daß sich die Verkaufsabteilung der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" in weiten Kreisen der Bevölkerung einer großen Beliebtheit erfreut. Der gute Ruf, den unsere Erzeugnisse genießen, ist wohl darauf begründet, daß die von Blinden hergestellten Bürsten, Besen, Korbwaren, Matten usw. von ausgezeichneter Qualität sind.

Bitte, teilen Sie uns mit, welche Artikel Sie benötigen und wir werden bestrebt sein, Ihre Wünsche gewissenhaft zu erfüllen. Wir sind überzeugt davon, daß Sie dann auch weiterhin ein treuer Kunde bleiben werden. Bestellungen und Anfragen bitten wir an die „Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten", Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32 0 81, Klappe 4, zu richten.

Anerkennung für unsere Zeitschrift

Seit mehr als einem Jahr erscheint nunmehr „Unser Schaffen". Das ist für eine Zeitschrift eine kurze Zeit, doch kann man feststellen, daß es bereits gelungen ist, einen ständigen Leserkreis zu gewinnen, mit Blindenorganisationen und Blindenzeitschriften anderer Länder in Verbindung zu treten und die Anerkennung einer Reihe von Persönlichkeiten des öffentlichen und kulturellen Lebens zu erhalten. Das ist um so erfreulicher, da „Unser Schaffen" eine Lücke ausfüllt und die einzige Zeitschrift für das Blindenwesen Österreichs darstellt.

Wir veröffentlichen im folgenden einige Auszüge aus Zuschriften, die wir einer Fülle ähnlicher entnehmen. So schreibt die **Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde**, Berlin (Moon'scher Blindenfürsorgeverein), die älteste und bedeutendste Blindenorganisation Deutschlands unter anderem: „Liebe Freunde. Wir lesen jedesmal mit großem Interesse Ihre interessante Zeitschrift ‚Unser Schaffen' und freuen uns über die Entwicklung und den Erfolg Ihrer Arbeit ... Wir wünschen Ihnen ein gesegnetes, friedvolles Jahr 1957 und reichen Erfolg bei Ihrer Arbeit." In ebenso anerkennenden Worten drückt sich die **Blindenvereinigung Schwedens** (De Blindas Förening) in Stockholm, die **Amerikanische Blindenorganisation** in New York (American Foundation for the Blind) aus. Der **Schweizerische Zentralverein für das Blindenwesen** in St. Gallen schreibt unter anderem: „Wir sind selbstverständlich gerne bereit, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen und werden Ihnen in Zukunft unsere Publikationen zukommen lassen. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit."

Anläßlich des Jahreswechsels sind der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und der Zeitschrift „Unser Schaffen" eine große Anzahl von Glückwunschschreiben zugegangen. Wir verweisen dabei auf die aufmunternden und herzlichen Worte des **Nationalratspräsidenten Dr. Felix Hurdes** (in der Dezember-Nummer 1956 veröffentlicht), der unter anderem schrieb: „Möge auch im kommenden Jahr das Wirken der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs von Erfolg begleitet sein und möge es der Zeitschrift „Unser Schaffen" gelingen, immer mehr Menschen mit Verständnis und Hilfsbereitschaft für die Blinden zu erfüllen." Weiters haben der **stellvertretende Landeshauptmann in Oberösterreich, Johann Blöchl**, der **Landeshauptmann der Steiermark, Krainer**, der **Bürgermeister in Linz, Dr. Ernst Koref**, der **Landeshauptmannstellvertreter in Niederösterreich, Ing. August Kargl**, der **Generalpostdirektor Dr. Benno Schaginger**, der **Sektionschef im Bundesministerium für soziale Verwaltung, Dr. Lorenz Linseder**, geschrieben.

Der Kreis der Mitarbeiter und Freunde unserer Zeitschrift wird immer größer. In den letzten Monaten haben prominente Vertreter des österreichischen Geisteslebens Beiträge in unserer Zeitschrift veröffentlicht. Hier seien der Physiker und Philosoph **Professor Dr. Hans Thirrig**, der Direktor der Sehgestörtenschule der Stadt Wien **Otto Benesch, Prof. Dr. Hans Nüchtern, Dr. Karl Kainrad, Primarius Dr. Johann Kretz**, der **Rat des Oberlandesgerichtes Dr. Reinhold Enge, Professor Rudolf Brunngraber**, Frau **Schuldirektor Anna Laube, Prof. Dr. Ottokar Wanecek**, Frau **Prof. Dr. Matejka-Felden** genannt. Die Zeitschrift enthält ferner Beiträge von Fachleuten des Blindenwesens, wie zum Beispiel **Prof. Dr. Leopold Mayer, Prof. Dr. Friedrich Mansfeld**, und von den Schriftstellern wie den Kunsthistoriker **Roderich von Roy, Dr. Lothar Ring, Yvonne Blauensteiner, Karl Hans Jüllig** und andere. Wir sind stolz darauf, diese Persönlichkeiten immer wieder in unserer Zeitschrift aufscheinen zu sehen.

Diese Auswahl von Namen, die wegen Platzmangels jedoch nicht vollständig sein kann, zeigt, daß unsere Zeitschrift den richtigen Weg eingeschlagen hat. Wir versprechen, den gleichen Weg fortzusetzen.

Die Redaktion

Im Kochen keinen Schrecken findet
der Junggesell mit KNORR verbündet.

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19, Telefon R 32-0-81

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telefonische Bestellung.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

In dieser Nummer:

Bundesminister für Finanzen Prof. Dr. Reinhard Kamitz

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Augenheilkunde einst und jetzt

Der Ring des Lebens

Das Blindenerziehungsinstitut in Wien

Die „Spur"

Die Blinden in Polen

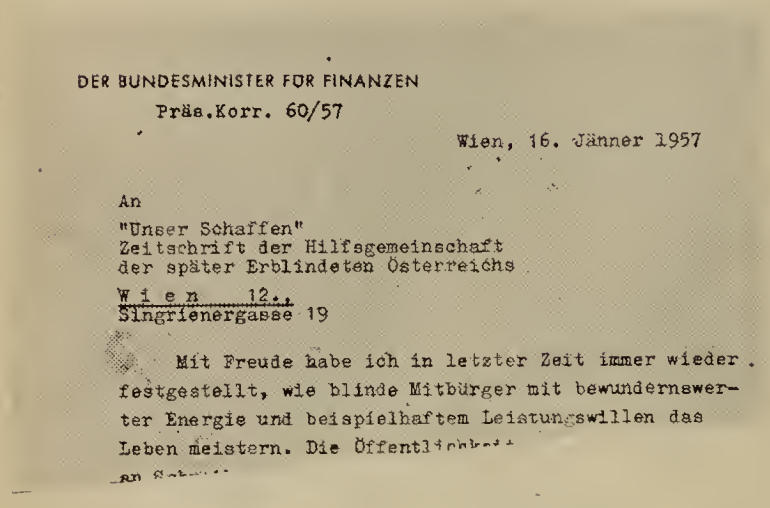
Begegnung in der Finsternis

Eine blinde Dichterin

2. JAHRGANG HEFT 3 MÄRZ 1957 PREIS S 3.50

Bundesminister für Finanzen Prof. Dr. REINHARD KAMITZ

An „Unser Schaffen"



DER BUNDESMINISTER FÜR FINANZEN
Präs.Korr. 60/57

Wien, 16. Jänner 1957

An
"Unser Schaffen"
Zeitschrift der Hilfsgemeinschaft
der später Erblindeten Österreichs
Wien 12.,
Singrienergasse 19

Mit Freude habe ich in letzter Zeit immer wieder festgestellt, wie blinde Mitbürger mit bewundernswerter Energie und beispielhaftem Leistungswillen das Leben meistern. Die Öffentlichkeit

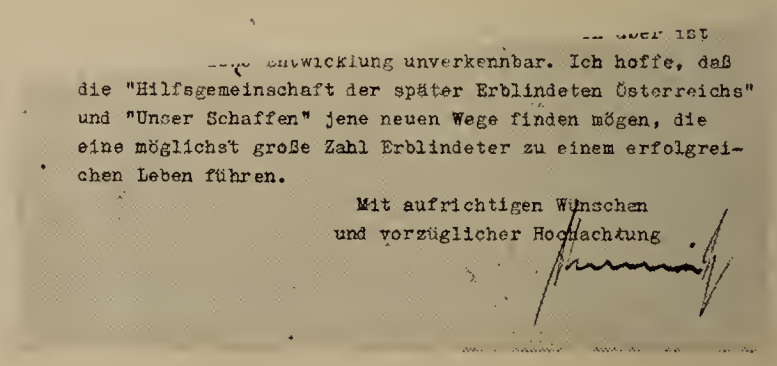
Mit Freude habe ich in letzter Zeit immer wieder festgestellt, wie blinde Mitbürger mit bewundernswerter Energie und beispielhaftem Leistungswillen das Leben meistern. Die Öffentlichkeit staunt — wie sie am Schreibmaschinenwettbewerb teilnehmen, den Ruf als beste Telefonvermittler haben und gewerbliche Waren erster Qualität anfertigen. Es ist mir daher eine willkommene Gelegenheit, in der Zeitschrift „Unser Schaffen" der Beobachtung über den allgemeinen Wandel des Lebensbildes der Blinden Ausdruck zu geben.

Niemand kann übersehen, daß die Hilfsmaßnahmen für unsere blinden Mitmenschen heute einen anderen Charakter haben als früher: Die Fürsorgetätigkeit tritt immer mehr in den Hintergrund und wird von wirtschaftspolitischen Förderungsmaßnahmen abgelöst. Die modernen Hilfsgemeinschaften haben richtigerweise erkannt, daß sie die ihnen zur Verfügung gestellten Mittel in erster Linie dazu verwenden sollen, die Startbedingungen der nicht sehenden Menschen zu verbessern, sie ins Berufsleben einzugliedern.

Dieser Bedeutungswandel der Blindenhilfe gilt auch für die Maßnahmen des Staates. Natürlich sind die Maßnahmen der Sozialgesetzgebung noch immer von erster Bedeutung, doch gewinnen steuerpolitische Erwägungen und die besondere Arbeitsvermittlung gleichzeitig immer mehr an Bedeutung. Mit den wirtschaftspolitischen Maßnahmen soll dem Blinden klargemacht werden, daß man ihn lieber als schaffenden Mitarbeiter schätzt, als ihn tatenlosen Grübeleien auszusetzen. Höchste Werbekostenpauschale sollen einen Anreiz bieten, auf dem bereits beschrittenen Weg fortzufahren, nämlich Positionen im Wirtschaftsleben zu erobern helfen, von denen früher kein Blinder geträumt hätte.

Mag sein, daß diese Gedanken vielfach zu wenig bekannt sind. Möglicherweise setzen die gegenwärtigen Begünstigungen auch noch nicht alle Blinden in die Lage, eine sie erfüllende Tätigkeit aufzunehmen. Dennoch aber ist die erfreuliche Entwicklung unverkennbar.

Ich hoffe, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und „Unser Schaffen" jene neuen Wege finden mögen, die eine möglichst große Zahl Erblindeter zu einem erfolgreichen Leben führen.



... ist
... Entwicklung unverkennbar. Ich hoffe, daß die "Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" und "Unser Schaffen" jene neuen Wege finden mögen, die eine möglichst große Zahl Erblindeter zu einem erfolgreichen Leben führen.

Mit aufrichtigen Wünschen
und vorzüglicher Hochachtung

DR. LORENZ LINSEDER, Sektionschef im Bundesministerium für soziale Verwaltung:

Das Allgemeine Sozialversicherungsgesetz und die Blinden

Das vom Nationalrat am 9. September 1955 beschlossene Bundesgesetz über die Allgemeine Sozialversicherung (Allgemeines Sozialversicherungsgesetz — ASVG, BGBl. Nr. 189), das mit 1. Jänner 1956 in Kraft getreten ist, umfaßt das gesamte allgemeine Sozialversicherungsrecht, und zwar die Kranken-, Unfall- und Pensionsversicherung für die Arbeiter und Angestellten in Industrie, Bergbau, Handel, Verkehr und in der Land- und Forstwirtschaft. Es hat auch weite Kreise der selbständig Erwerbstätigen in den Schutz der sozialen Sicherheit einbezogen. Dieses Gesetz hat nicht nur für Zivilblinde, die bereits eine Rente aus der Sozialversicherung beziehen, große Bedeutung, sondern auch für jene zahlreichen Zivilblinden, die in der Lage waren, trotz des Verlustes des Augenlichtes, sich in das Erwerbsleben einzugliedern. Sie genießen gleich den übrigen Erwerbstätigen den Schutz der Sozialversicherung und werden dadurch aller Vorteile des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes teilhaft, insbesondere auch der wesentlichen Verbesserungen der Leistungen der Unfall- und Pensionsversicherung.

Eine besondere Unterstützung

Von den Bestimmungen des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes, die für blinde Versicherte und Rentner von wesentlicher Bedeutung sind, wären in der Unfallversicherung zunächst die Bestimmungen über die besondere Unterstützung zu erwähnen, die für den Fall, daß ein Versicherter durch einen Arbeitsunfall oder eine Berufskrankheit sein Augenlicht verliert, herangezogen werden können. Diese Regelung sieht vor, daß der Träger der Unfallversicherung für die Dauer einer Unfallheilbehandlung oder einer Krankenbehandlung dem Versehrten oder seinen Angehörigen, in Berücksichtigung der Schwere der Verletzungsfolgen und der langen Dauer der Behandlung, eine besondere Unterstützung gewähren kann. Auf diese Personen finden auch die Bestimmungen über die Berufsfürsorge in der Unfallversicherung Anwendung.

Die Berufsfürsorge

Sie umfaßt die berufliche Ausbildung zur Wiedergewinnung oder Erhöhung der Erwerbsfähigkeit, ferner, wenn der Versehrte durch den Arbeitsunfall oder die Berufskrankheit in der Ausübung seines Berufes wesentlich beeinträchtigt ist, die Ausbildung für einen neuen Beruf und die Hilfe zur Erlangung einer Arbeitsstelle oder einer anderen Erwerbsmöglichkeit. Außerdem hat ein Versehrter, der infolge eines Arbeitsunfalles oder einer Berufskrankheit erblindet ist, unter anderem Anspruch auf Hilfsmittel, die erforderlich sind, um den Erfolg der Heilbehandlung zu sichern oder die Folgen des Arbeitsunfalles oder der Berufskrankheit zu erleichtern. Dazu gehört auch die Beistellung von Blindenführhunden. In der Pensionsversicherung ist für diesen Zweck die Inanspruchnahme von Mitteln des bei den Trägern der Pensionsversicherung errichteten Unterstützungsfonds möglich.

Zu erwähnen wäre auch, daß in der Unfallversicherung ein Versehrter, der so hilflos ist, daß er ständig der Hilfe und Wartung bedarf, weil er seine Sehkraft durch einen Arbeitsunfall oder eine Berufskrankheit eingebüßt hat, neben der Vollrente Anspruch auf einen Zuschuß in der Höhe der halben Vollrente hat. Auch in der Pensionsversicherung gebührt dem Empfänger einer Rente aus eigener Versicherung, im Falle seiner Hilflosigkeit, zur Rente ein Hilflosenzuschuß im halben Ausmaß der Rente, jedoch mindestens S 300.— und höchstens S 600.— monatlich. Da nach

der derzeitigen Praxis der Träger der Pensionsversicherung und nach der Rechtsprechung ein vollblinder oder praktischblinder Rentner im allgemeinen als hilflos anerkannt wird, hat die angeführte Regelung für diese Personen besondere Bedeutung.

Kinderzuschüsse

Anzuführen wäre ferner die Bestimmung des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes über die Gewährung von Kinderzuschüssen bzw. von Waisenrenten aus der Unfall- und Pensionsversicherung. Sowohl Kinderzuschüsse als auch Waisenrenten werden grundsätzlich nur bis zum vollendeten 18. Lebensjahr des Kindes eines Rentners oder eines verstorbenen Versicherten oder Rentners gewährt. Ist jedoch das Kind wegen geistiger oder körperlicher Gebrechen, z. B. wegen Blindheit, dauernd außerstande, sich selbst den Unterhalt zu verschaffen, so wird der Kinderzuschuß bzw. die Waisenrente auch noch nach Vollendung des 18. Lebensjahres gewährt, sofern das Gebrechen bereits vor dem 18. Lebensjahre des Kindes eingetreten ist und solange dieser Zustand dauert.

Die Aufzählung dieser Bestimmungen des Allgemeinen Sozialversicherungsgesetzes, die besonders blinden Versicherten und Rentnern zum Vorteil gereichen, erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Aber schon aus dieser kurzen Zusammenstellung kann der Geist der Neugestaltung des österreichischen Sozialversicherungsrechtes ersehen werden, der arbeitenden **Bevölkerung** Österreichs im Falle der Krankheit oder eines Unfalles einen ausreichenden Schutz, und bei Invalidität und Alter, ein menschenwürdiges Dasein zu sichern.

Auflösung unseres Preisrätsels von Dezember 1956

Die Auflösung des Visitenkartenrätsels lautet: „Telefonist".

Dieses Mal war es nicht schwierig, den Beruf aus der Visitenkarte zu erkennen. Dementsprechend wurde auch unsere Administration mit richtigen Lösungen überschwemmt. Wer heute bei den Preisen leer ausgeht, möge darüber nicht böse sein. Nächstes Mal ist ihm vielleicht das Glück holder gesinnt.

Die Namen der Gewinner lauten:

1. bis 3. Preis: Je ein Halbjahres-Abonnement der Zeitschrift „Frau und Mutter: **Poldi Steinegger**, Linz; **Theresia Löffler**, Wien XIII; **Maria Guttmann**, Wien X.
4. Preis: „Die Schwabenmargret", von Ines Widmann: **Stefanie Berger**, Hollabrunn.
5. Preis: „Ankläger Mitmann", von Franz Karl Franchy: **Dr. Ludwig Leopold**, Unter-Radlberg, Niederösterreich.
6. Preis: „Herr auf Schloß Porzia", von Maria Steurer: **Milli Kirchner**, Wien II.
7. Preis: „Das Schloß in Ungarn", von Eberhard Wolfgang Müller: **Franz Domiger**, Mürzzuschlag, Steiermark.
8. Preis: „Kennwort Opernball", von Karl Haensel: **Dr. Wolfgang Schneider**, Wien XVIII.
9. Preis: „Franz Schuberts Lebensbild", von Josef August Lux: **Johanna Wollrang**, Leibnitz, Steiermark.
10. Preis: „Mädchen ohne Mann", von Julius Carl Haidvogel: **Edith Prommer**, Knittelfeld, Steiermark.
11. Preis: „Nanerl", von Walter Hummel: **Ingeborg Schönauer**, Krems a. d. D.
12. Preis: „Die goldene Orgel", von Hans Nüchtern: **Ing. Herbert Saller**, Innsbruck, Tirol.
13. Preis: „Karl und Michael", von Walter Ollrogge: **Franziska Hutterer**, Wien XXI.
14. Preis: „Wiener Höfe einst und jetzt", von Margarete Girardi: **Barbara Svec**, Wien X.
15. Preis: „Wien 1945", von Lotte Benz-Casson: **Aloisia Pucher**, Bad Aussee, Steiermark.
16. Preis: „Musik der Gegenwart", von Andreas Ließ: **Anton Gegenbauer**, Wien I.
17. Preis: „Schaut her, wir sind's", von Franz Worfl: **Hilde Ebert**, Wien VII.
18. Preis: „Wien für Dich", von E. Straßer-Irving: **Lehrerin Hertha Tobner**, Schörfling, Oberösterreich.
19. Preis: „Erfolg im Leben", von Ernst Machek: **Dkfm. Josef Schnürer**, Knittelfeld, Steiermark.
20. Preis: „Spangenberg", von W. Lernet-Holenia: **Dr. Ilse Mayer-Sperr**, Wien XIII.

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

Der Ring des Lebens

Ein kurzes Wochenende führt durch den Frühling nach Salzburg. Blumen grüßen aus grünenden Wiesen in die Fenster des Schnellzuges, Blütenbäume strecken die sehnenden Arme, die Birken stehen im bräutlichen Schleier. Doch Untersberg und Göll tragen bis auf die Vorberge herunter noch winterliches Kleid, das allerdings auch schon dunkle Flecken zeigt. Der Lenz ist auch dort oben im Bergrevier nicht mehr zu leugnen. Föhn jagt die Wolken über einen südlich blauen Himmel, der mit Aprilregen wechselt, seltsam verlangend, und der müde macht.

Dann wandert man wieder über Straßen und Plätze dieser wunderbaren Stadt, die altbekannte und doch wieder so neue, die aus dem Winterschlaf zu erwachen scheint. Noch ist nichts vom kommenden Festspieltrubel zu spüren, über die Staatsbrücke fährt noch nicht die bewunderte Autokolonne, die das Ereignis festlicher Abende verkündet. Auf dem Makartplatz und im Mirabellgarten blüht das scheue Wunder der Magnolien und alt und jung sucht die Strahlen der Frühlingssonne. Es ist, wie wenn an solchen Tagen die Stadt ihr sonst gehütetes Geheimnis offenbarte; die Brunnen rinnen lauter im Frühling, denn die Stille der Stadt läßt das Lied des rieselnden Wassers und das Gurren der Tauben deutlicher vernehmen.

Ein paar Fremde sind schon da, als Vorboten künftiger Zeit, bleiben bewundernd stehen, suchen die Wege und Stätten, die alle Fremden gehen. Der Petersfriedhof fängt einen in seinem stillen Zauber und die sieben Kreuze, von denen der Volksmund einmal behauptet, daß sie Blaubarts Frauen deckten, ragen erneuert und ernst. Der Mönchsberg trägt sein Frühlingskleid, der Kapuzinerberg ist noch mehr zurück und scheint später aus diesem Winter, der kein rechter war, zu erwachen. Mit doppelter Kraft wirken Stadt und Erinnerung auf den frühen Wanderer.

Wie lange ist das her, daß man hier als Bub gegangen, daß diese Gassen und Plätze dem Kind auch schon uralt schienen und irgendwie inzwischen ein Teil des eigenen Lebens und persönlicher Erinnerung geworden. Einsamer Weg führt durch die Steingasse, die noch so liegt, als zöge ritterlicher Zug der Erzbischofszeit durch die schmale Straßenenge, die der wuchtige Bogen mit dem Lodronwappen sperrt, die Stadt zu hüten und zu bewahren. Die Aulandschaft des Parkes, den im Sommer der lustige Lärm des Franz-Josef-Bades füllt, liegt verwaist.

Als man noch ein Bub war, da hieß der Park auch schon Franz-Josef-Park, aber kein Mensch nannte ihn so, sondern der volkstümliche Name war „Brothäuselau"; denn mitten in dem Grün stand die Hütte, wo man Brot und Gebäck bekam und nach der man den 'Aupark nannte. Ein paarmal im Jahr füllte ein besonderes Treiben die Parklandschaft, die von geheimnisvollen Bretterbuden und Hütten besiedelt war, die immer ein herrlicher, geheimnisvoller Platz für Kinderphantasie und Bubenspiel waren. Da war hier ein Prater im kleinen, Ringelspiele drehten sich, in den Buden wurden Bälle nach Figuren und tollen Köpfen mit Zylindern, die, getroffen, herunterfielen, geworfen. Die Schüsse krachten nach kleinen Scheiben und mechanischen Zielen, die trommelten und tuteten, Kegelkugeln rollen ließen, wenn man ins Schwarze getroffen hatte. Es schadete nichts, daß der Trommler zu trommeln anfing, wenn man auf die Trompeterin geschossen hatte, das erhöhte nur den Reiz; denn nach kurzer Pause fing die verstimmte Zieltrompete doch zu blasen an. Man wollte ja die Kinder nicht enttäuschen! Das war herrlich und die kleine freundliche Lüge der Täuschung nahm man gern in Kauf.

Man fuhr auf quietschenden Ringelspielen, die noch von Menschenkraft gedreht wurden, bei den kleineren taten

die Buben das gern selber, durften dann zur Belohnung einmal umsonst fahren. Das waren so unsere „Festspiele“ der Kinderzeit. Aber ganz besonders herrlich war es, daß bei dem großen Ringelspiel ein kleiner Balken schräg an der Seite ragte, in dessen Schiene Ringe steckten, viele eiserne und ein goldener. Wenn man geschickt war und sich vom schnaubenden Ringelspielschimmelrücken herabbeugte, dann konnte man so einen Ring mit dem Zeigefinger herausreißen. Das war wohl so ein ins Kindliche übersetzter Überrest des Ringelstechens der Barockzeit aus fürstlichen Tagen, da Herren und Kavaliere um die Gunst der Schönen nach dem Ring gestochen. Davon wußten wir Kinder nichts, aber wunderbar blieb es, während das Ringelspiel sich schneller und schneller drehte, nach dem Ring zu angeln. Und wer den goldenen fing, der war der König oder die Königin, bekam ein blaues Band um den Hals und durfte einmal umsonst reiten oder fahren. Man konnte sich sogar das teuerste und schönste Pferd aussuchen. Es machte nichts, daß man die Fahrt mit Großmutters Zweikreuzerspende ohne Zirkuskünste, die man beim Ringelstechen anwenden mußte, nochmals hätte machen können. Viel schöner war es eben, die scheinbare Gefahr zu mißachten und nach dem Ringarm zu greifen, an dem die sausende Fahrt vorüberging, und, hatte man Glück, den goldenen Ring zu erreichen. Kein Kapitän eines Ozeandampfers, der das wirkliche Blaue Band errungen, konnte dann stolzer sein als der Sieger unter uns. Man hatte das Gefühl, zum erstenmal auf Grund eigener Leistung zu fahren und vielleicht den goldenen Ring zum zweitenmal zu fangen, das unerhörte Glück noch einmal zu genießen.

Es gab solche unter uns, die planlos nach dem Ring griffen, selig waren über jeden eisernen, den sie fingen, traurig, daß dann gerade der glücklichere Vordermann den goldenen vor der Nase wegschnappte. Andere wieder machten es wie gewiegte Spieler, ließen die eisernen Ringe, die zuerst kamen, den anderen, und legten erst mit ihren Fangkünsten los, wenn der goldene allein noch übrig blieb. Da gab es dann Tränen und manche Bubenrauferei, die zwischen Weiden und Gebüschen ausgetragen wurde.

Die Romantik der Kinderzeit ist vorbei, aber gehe ich wie in diesen Frühlingstagen durch den alten Park der Brothäuselau, der inzwischen dichter, höher und verwachsener geworden, dann fällt mir all dies wieder ein. Inzwischen sind wir alle groß geworden, die Mädel und die Buben von damals. Wir drehen uns längst im Tanz um den goldenen Ring des Lebens und des Erfolges, den alle haben wollen, und den bei jeder Fahrt doch immer wieder nur einer kriegen kann. Das Ringelspiel kreischt mit uns weiter, hält manchmal kurz. Neue steigen auf, setzen sich auf die alten Pferde, drehen sich mit im Zirkeltanz und suchen den goldenen Ring zu erhaschen, von dem wir träumen, und der uns das ersehnte Recht geben will, einmal umsonst zu fahren.

Nichts ist im Leben umsonst, nur Kinder glauben das, bevor sie schauderhaft klug und erwachsen werden wie die Alten. Wenn man geschickt ist, kriegt man den Ring, aber wenn man groß geworden ist, glaubt man nicht mehr, daß man dann umsonst fahren kann. Jedes Glück wird irgendwie erkauft, nur der Preis ist verschieden. Und in den frühlingsblauen Aprilhimmel ragen die Türme der Hohensalzburg, in deren Haft auch einmal einer gefangen saß, der glaubte, der goldene Ring des Lebens sei ein Preis, der in den Schoß falle und nicht mehr verlorengehen könne. Wolf Dietrich, der Raitenauer, lernte den Wert des Glücks und den Glanz des goldenen Ringes bitter bezahlen.

Doch wir sehnen uns alle immer wieder danach. Und das ist vielleicht gut so! Das ewige Lied der Jugend klingt irgendwie unverloren unter den wachsenden dunklen Bäumen und Gebüschen der Brothäuselau, die das selige Land vergessener Kindheit war...

„Ich weiß um Stunden so erfüllungsklar . . .“

(Gespräch mit einer blinden Dichterin)

„Der Weg zieht sich. Daß eine Blinde solche Strapazen auf sich nimmt und so weit außerhalb der Stadt wohnt!“ sagt der junge Fotograf, während wir die vereiste Straße entlangstapfen. Rechts von uns schimmern die verschneiten Weinberge rosig im milden Glanz der Nachmittagssonne, zur linken Hand plätschert das Schmelzwasser munter von den Dächern der kleinen Siedlungshäuser. Wir sind in Neuwaldegg, und der Frühling liegt in der Luft. Irgendwo gackert eine aufgeregte Henne. Auf einem sonnigen Dachgiebel spreizt eine Taube wohlig ihr Gefieder, nickt mit dem Kopf und gurrt. Noch eine Wegbiegung, noch ein steiles Stück Straße — dann stehen wir vor dem Haus, in dem die bekannte blinde Schriftstellerin **Yvonne Blauensteiner** wohnt.

Sie empfängt uns bereits an der Türschwelle und es ist, als ob sie uns, ihren „fremden“ Besuch, seit langem kennen würde. So herzlich schüttelt sie uns die Hand, so selbstverständlich umfängt uns ihr Lachen, das aus ungetrübter Lebensfreude geboren zu sein scheint. „Schön, daß Sie sich auf der Fahrt zu mir heraus nicht verirrt haben“, ruft sie uns zu und steigt mit ruhigem, sicheren Schritt vor uns die Holztreppe zu ihrem Wohnzimmer empor. Dort begrüßt uns, leise schnurrend, der graziöse, tintenschwarze Liebling des Hauses — eine Katzenschönheit! Ein Satz und Susi flüchtet in die vertrauten Arme ihrer Herrin. „Ruhig Blut, Susi“, tröstet Frau Blauensteiner ihre Katze, „dir geschieht nichts. Nicht du, sondern ich muß mich jetzt interviewen lassen!“ —

„Duft von Rosen füllt das Zimmer ..."

Frau Blauensteiner macht uns das Interview leicht. Spontan beginnt sie uns von ihrer Kindheit, die sie in Baden bei Wien verbrachte, zu erzählen, und es scheint, als ob diese frühen Jugendeindrücke einen entscheidenden Anteil an ihrem Werdegang als Dichterin gehabt hätten. „Ich hatte schon als Fünfjährige einen Hang zum Fabulieren", gesteht uns Frau Blauensteiner und schildert Spaziergänge durch die Waldeseinsamkeit, auf denen sie Schwämme und Tannenzapfen suchte. Denn die kleine Yvonne — Yvonne Stepan hieß sie mit ihrem Mädchennamen — war nicht blind geboren. Allerdings litt sie schon damals an einer hochgradigen Kreislaufschwäche, und nachtblind war sie außerdem.

„Meine unvergeßliche Mutter schenkte mir die schönsten Märchenbücher und war mir eine große Stütze, als mir meine Augen immer mehr Schwierigkeiten machten. Ursprünglich wollte ich ja Medizin studieren!" Mit dem Medizinstudium wurde es dann leider nichts. Bereits im Gymnasium mußte die junge Yvonne mit Hilfe einer Lupe die schwierigen griechischen und lateinischen Übungstexte übersetzen ... „Wenn ich nicht Medizin studieren kann, werde ich die Malerei erlernen ..." sagte Yvonne trotzig, setzte sich an die Staffelei und malte. Es waren vor allem Blumenbilder und Landschaften, die sie festzuhalten suchte.

„Und dann sah ich auch für die Malerei nicht gut genug", sagt Frau Blauensteiner. Doch in ihrer Stimme schwingt nicht einmal die leiseste Spur von Bitterkeit mit. „Es wurde langsam Nacht um mich. Sehr, sehr langsam ging das. Das Lesen mit der Lupe strengte mich übermäßig an und eines Tages nützte auch die Lupe nichts mehr, ja, ich konnte nur noch mit Mühe die Umrisse eines Buches erkennen."

„Fischers Abendlied"

„Bin reicher als ein König,
Mein ist das Meer, so weit —
Mein Schatz dünk' euch nicht wenig,
Er heißt — Zufriedenheit",

schrieb Yvonne Blauensteiner in einem Gedicht, das sie „Fischers Abendlied" nannte. Obwohl ihr Augenlicht nun beinahe gänzlich erloschen war, führte sie doch ein harmonisch abgerundetes, im großen und ganzen zufriedenstellendes Leben. Durch Zufall hatte sie in journalistische Kreise Eingang gefunden und ein bekannter Schriftsteller sah sich einmal ihre Gedichte etwas näher an. „Die Versfüße hinken noch ein wenig, doch Sie haben zweifellos ein starkes, eigenwilliges Talent", lautete sein Urteil. Yvonne Blauensteiner-Stepan schrieb, durch dieses Lob befeuert, mehr Gedichte als jemals zuvor. Daneben versuchte sie sich auch erstmalig in kleineren Prosaarbeiten und — sie hatte Erfolg. Das „Kleine Volksblatt" — die vormalige „Volkszeitung" begann ihre Beiträge regelmäßig abzudrucken. Und mehr noch — Yvonne Blauensteiner schrieb jetzt auch Interviews. Sie interviewte bekannte Persönlichkeiten, wie beispielsweise den Anglisten Professor Mac Callum und die Opernsängerin Maria Jeritza. Ihre Interviews fanden zahlreiche Leser, und begeisterte Leserbriefe flatterten ihr mit der Post ins Haus.

Ein Lebensabschnitt war gemeistert worden. Die blinde Dichterin erkannte voll Beglückung, daß sie tüchtig genug war, um in der Welt der Sehenden ihren eigenen Platz einzunehmen.

Die Löwinger-Bühne ladet Blinde ein

Es war ein schöner und hochherziger Gedanke von Direktor **Paul Löwinger**, eine Anzahl von Mitgliedern unserer Hilfsgemeinschaft zu einer Vorstellung von „Hofloge" einzuladen. Gerade wir Nichtsehenden, die wir es im Leben besonders schwer haben, sind für Stunden der Entspannung doppelt dankbar. Das unterhaltsame Stück von **Karl Farkas** und vor allem die unübertreffliche Komik von **Else Rambausek** und **Fritz Imhoff** bot viel Gelegenheit zum Lachen. Auch die beschwingte Musik von **Hans Lang** verfehlte nicht ihre Wirkung. Sehr vergnügt und hoffend, wieder einmal kommen zu dürfen, verließen wir das Theater. Herrn Direktor **Löwinger** und sämtlichen Mitwirkenden entbieten wir für die uns bereitete Freude den wärmsten Dank!

„Ich bin so still beglückt seit jenen Tagen ..."

Und dann heiratete Yvonne Stepan und hieß fortan Blauensteiner. „Mein Mann hat mich geheiratet, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt beinahe nichts mehr sah", erzählt sie. Die Ehe war sehr glücklich. Yvonne Blauensteiner schrieb mehr denn je. Bereits früher war sie viel gereist, hatte in beinahe jedem Staat Europas ihre Eindrücke gesammelt. Nun erbte sie ein Schloß in Jugoslawien und verbrachte gemeinsam mit ihrem Gatten unvergeßliche Monate inmitten einer Landschaft voll romantisch-bizarrem Zauber.

Aber die Kriegsereignisse nahmen ihr den jugoslawischen Besitz, und kurz nach Kriegsende starb auch ihr Mann. „Es war sehr schwer für mich — ich kann gar nicht sagen, wie schwer —", bekennt die Dichterin. Zwei Jahre vor dem Tode ihres Mannes erschien in der Reihe Blinder Schriftsteller Österreichs ihr letzter Gedichtband, „Das stille Jahr" benannt. Wie schwer die Schicksalsschläge gerade Frau Blauensteiner trafen, ermißt man erst, wenn man einige dieser Gedichte liest. Wie glücklich war sie doch! Wie reich an Gütern der Seele und des Herzens! Und nun schien alles verloren.

Etliche Liebesgedichte in dem Band „Das stille Jahr" erscheinen auf den ersten Blick wie Jubelgesänge eines Herzens, das liebt und seine Liebe erwidert findet. Der erste Blick täuscht sehr oft, und auch bei Yvonne Blauensteiner zeigt sich ein anderes starkes Element, das ihre Lyrik wie ein goldenes Band durchzieht: der vertrauensvolle Glaube an eine höhere Gewalt, das religiöse Bekenntnis. Ähnlich wie in den Gedichten von Rabindranath Tagore gibt es in Yvonne Blauensteiners Lyrik ein geliebtes zweites Wesen, von dem der Leser nie ganz genau weiß, ob es nun Gott ist oder ein menschlicher Gefährte.

„Ich bin so still beglückt seit jenen Tagen,
Da mich das Leben lud zu solchem Fest —
Und stark und lächelnd will ich alle Unbill tragen,
Wenn du nur treulich mir zur Seite stehst",

schreibt Yvonne Blauensteiner in einem ihrer Gedichte, das sie „Erkenntnis" nennt.

Und wer will wissen, an wessen Hilfe sie hier appelliert hat? Ihr Glaube an die positiven Kräfte des Lebens trug dazu bei, sie manche Härte des Schicksals ungebeugten Hauptes tragen zu lassen.

„Und werkesfrohe Kraft die blanke Sichel schwingt ..."

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges widmete sich Frau Blauensteiner ganz den Blindenfragen. Längere Zeit hindurch arbeitete sie an einer Blindenzeitung mit, dann begann sie ihr Schaffen für die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. „Dieser Kontakt hat mir viel neuen Mut gegeben", sagte sie. „Das Tempo, der Schwung, die individuelle Behandlung — ach, Sie ahnen ja gar nicht, wie gern ich für die Hilfsgemeinschaft arbeite!" ruft sie impulsiv aus. Und, wie es sich erwiesen hat, ist auch die Leitung der Hilfsgemeinschaft in der Singrienergasse sehr froh, die Mitwirkung einer blinden Schriftstellerin, einer Frau von Geist und Gemüt, wie dies Frau Blauensteiner ist, gewonnen zu haben.

Shakespeare über das Fernsehen

„Ich will nicht mehr hinsehen, daß nicht mein Hirn sich dreht." (König Lear, IV, 6)

„Laßt die Zuhörer nach ihren Augen sehn!" (Ein Sommernachtstraum, I, 2)

„Wär's nicht der Gesellschaft wegen, seit Stunden läg' ich schon im Bett." (Romeo und Julia, III, 4)

„Seid ihr hierher geschlichen, um das Ringen zu sehen?" (Wie es euch gefällt, I, 2)

„Jetzt weiß ich, weshalb die blinde Dichterin so weit draußen in Neuwaldegg wohnt", sagt der junge Fotograf, als wir uns längst von Frau Blauensteiner verabschiedeten und in der Dämmerung wieder dem Wiener Häusermeer zustrebten. „Wahrscheinlich schöpft sie einen guten Teil ihrer Lebenskraft aus dem ständigen Kontakt mit der Natur!"

In der Straßenbahn blättern wir in dem Gedichtband, den uns Frau Blauensteiner mitgab. Wir finden ein Gedicht, das besonders charakteristisch für die blinde Autorin scheint. Ja, jetzt verstehen auch wir, daß man blind und trotzdem voll innerer Spannkraft sein kann! Das Gedicht lautet:

Begnadete Stunden

Ich weiß um Stunden, die so kostbar sind
Wie eines selt'nen Kleinods Gabe;
Die so, wie heilungspendend' Labe,
Vor deren Kraft das Dunkel jäh zerrinnt —
Gleich hehren Priesterinnen schreiten sie
Und tragen gold'ne Harfen in den Händen;
Oft ist es nur ein Wort aus liebem Mund,
Das Armut wandelt in ein Glückverschwenden;
Dann wieder Rauschen einer Melodie,
Bild einer Landschaft, die geheimen Bund
Mit unserer Seele schließen —
Ich weiß um Stunden so erfüllungsklar,
Die von der Freude strahlendstem Altar
In unser Dasein fließen.

MARCELLA D'ARLE:

Begegnung in der Finsternis

Der Blinde lief rasch und sicher bis zum Rande des Gehsteigs, dann hielt er an und wartete. Vor ihm lag der größte und schönste Platz der Stadt, lärmend und in Licht gebadet.

Der Blinde liebte nicht diesen Platz, der das Herz der großen Stadt war; er liebte auch nicht die Menschen, die an ihm vorbeihasteten, ohne zu merken, vielleicht sogar ohne merken zu wollen, daß er blind war und auf einen Helfer wartete.

Er wartete schon einige Minuten, zu stolz, um selbst die Vorübergehenden anzusprechen, als eine Frau ihn streifte, deren zarter Lavendelduft ihn einhüllte. Einige Zeit blieb sie an seiner Seite reglos stehen, als wäre sie schüchtern oder unentschlossen; dann sagte sie mit einer kleinen und sehr jungen Stimme: „Entschuldigen Sie vielmals, möchten Sie den Platz mit mir überqueren?"

Eine plötzliche Sanftmut glättete die gequälten Gesichtszüge des Blinden. Er war an Leute gewohnt, die ihn mit anderem Tone ansprachen, voll Mitleid und gönnerhafter Hilfsbereitschaft. Einmal hatte ihn eine Frau sogar „Sie Armer" genannt!

Er war nicht dazu geboren, das Mitleid der anderen zu ertragen. Brücken, Straßen und Paläste hatte er gebaut, Hunderte von Männern hatten ihm gehorcht, bis einen Tages, vor zwei Jahren, eine Explosion, die eine halbe Minute zu früh erfolgte, ihm das Augenlicht nahm. Er war vierunddreißig Jahre alt, war groß, stark und aufrecht, und er wollte nicht bemitleidet werden!

Doch kein Mitleid klang in der kleinen, schüchternen Stimme der nach Lavendel duftenden Frau; ja, sie sprach sogar in einem bittenden Tone, als schämte sie sich der Gefälligkeit, die sie ihm erweisen wollte. Als sich ihre Hand leise auf seinen Arm legte, schien ihm, als ob ein geheimnisvolles, tiefes Band sie verbrüderte. Als wären wir aus demselben Dorfe und begegneten uns in der Fremde — dachte er voll Überraschung, denn seit langer Zeit war seine Seele verschlossen und einsam.

„Wollen wir nicht gehen?" fragte schüchtern die kleine Stimme, „sonst komme ich zu spät in meine Stunde."

„Gehen Sie noch in die Schule?“ fragte er neugierig — vielleicht war sie noch ein Backfisch, ein Kind fast.

„Aber nein, was glauben Sie denn!“ — die kleine Stimme ertönte in einem leisen kristallenen Lachen. „Ich bin schon einundzwanzig Jahre alt, ich gebe selbst Stunden, Klavierstunden!“

Flüchtig und schmerzlich erinnerte sich der Blinde der Zeit, in der ihm die kleinen altmodischen Frauen gefielen, die schüchtern und weiblich Musik, Blumen und zarte Parfüms liebten.

„Gehen wir“, wiederholte die kleine Stimme. Sie stiegen vom Gehsteig hinunter und begannen den Platz zu überqueren. Der Lärm um sie war erschreckend; die Straßenbahnen fuhren mit dem Knirschen der Räder und der Bremsen, die Motoren polterten und die Autohupen brüllten.

„Vor dem Lärm auf diesem Platze habe ich sonst immer Angst; heute aber nicht“, sagte sie. Ein stolzes Gefühl erfüllte seine Brust, er suchte ihre Hand — und sie verblieb in der seinen, klein, schmiegsam und warm.

In diesem Augenblick streifte ihn etwas, er hörte Schimpfworte.

„Warum bleiben Sie stehen?“ fragte die kleine Stimme, „mir scheint, wir sind in der Mitte des Platzes, wieviel fehlt noch bis zum Gehsteig?“

„Sehen Sie denn nicht, wieviel?“ fragte er überrascht.

Sofort antwortete ihre Stimme, ein wenig verwundert, aber ohne Spur von Bitterkeit und Schmerz: „Wie soll ich denn sehen, ich bin blind seit meiner Geburt.“

Es schien ihm, als ob sich noch tiefere Finsternis über seine Augen gesenkt hätte. Er taumelte.

„Gehen wir, bitte“, sagte ihre Stimme, „man muß rasch über die Straße gehen, bevor noch die Signale geändert werden.“

Er zog sie an sich und tappte vorwärts. Sie hatten den Weg verloren, sie waren abgewichen von der vorgezeichneten Richtung, sie irrten nun mitten im Gewühle des Verkehrs. Die Kraftwagenlenker schrien ihnen Flüche und Schimpfworte zu, keiner aber nahm sich Zeit, anzuhalten und zu fragen, warum die beiden die Verkehrsvorschriften nicht einhielten. Dieser große, grausame Platz war das Herz der riesigen, steinernen Stadt, und jede Minute trieb vorwärts Hunderte von hastenden Motoren!

„Aber seht ihr denn nicht, daß wir blind sind?“ Diese Worte zitterten auf seinen Lippen, aber er schrie sie nicht heraus. Und vielleicht hätte auch der Lärm, der um sie brauste, diesen Schrei verschlungen, vielleicht hätte ihn nur das kleine Geschöpf, das neben ihm lief, verstanden . . .

Wieder hat sie ein Auto gestreift, ein zweites hält knapp vor ihnen mit kreischenden Bremsen. Mein Gott, wie kann er sie retten, sie hat sich ihm anvertraut . . . sie ist erst einundzwanzig . . . sie lebte immer in der Finsternis . . . sie kennt nicht die Farbe des Himmels, der Bäume, der Rosen!

Es war nicht mehr der Blinde, der in der Finsternis tappte — er war ein junges Tier, das in einer Wildnis gegen tobende Ungeheuer kämpfte. Seine Nerven waren angespannt, seine Sinne geschärft, er lief vornübergebeugt, als

---

Vorfrühling

Und wie ein Weiten geht es durch den Raum,
Wie ein Zerfließen und ein Werden
Gebannter, durchgebrochner Quellen.
Ein Drang, der Ordnung sich entstellen,
Zu lösen fesselnde Beschwerden
Steigt himmelan und findet Grenzen kaum.

Und aus den Höhen quillt das milde Blau
Der ungeahnten Ewigkeiten,
Zerreißt den letzten Hauch vom Sterben.
Aus der Verwesung blassen Scherben
Erhebt sich drängend ein Bereiten
Und trägt der Zukunft helles Sein zur Schau.

Als wolltest du auf diesen Wellen gehn,
Auf jenen Säumen gnädig schreiten,
So liegt es da, zu tiefst erschlossen
Und hegt im Leib die zarten Sprossen,
Die früh dem warmen Schoß entgleiten
Und trägt der Zukunft helles Sein zur Schau.

Kurt Klebert

wollte er mit seiner Stirne die Mauer der Dunkelheit durchbrechen.

„In welcher Stadt sind Sie geboren", fragte sie plötzlich mit nachdenklicher Stimme.

Stockend murmelte er den Namen seines Heimatortes.

„Wie seltsam", sagte sie enttäuscht, „ich hätte schwören können, daß wir in demselben Orte geboren wären!"

Sie hatte also auch das gleiche Gefühl wie er! Ja, sie waren beide aus demselben Land, aus dem Reiche der Finsternis, in deren unendlicher Einsamkeit man wenig umherirren kann, ohne einander zu begegnen. Sie hatten sich aber gefunden.

Plötzlich hatte er nicht mehr Angst, es schien ihm, als ob das Schicksal sie nicht mehr trennen könnte, da sie jetzt zusammengefunden hatten in dem Lande ohne Straßen und Grenzen. Und von diesem Augenblick an schritt er sicher und aufrecht vorwärts, wie ein Nachtwandler am Rande des Abgrunds. Wenige Schritte vor ihnen bremste ein Auto jäh ab, dann ein zweites, dann ein drittes. Und niemand fluchte, niemand sagte ein Wort. Das hastige Herz der riesigen, steinernen Stadt hielt sein Schlagen an, schweigend und reglos ließ der große Platz den blinden Mann dahinziehen, der das blinde Mädchen führte.

Wiener Symphonie

Ein wenig neugierig war ich, als ich zum „Schwechater Hof" fuhr, wie denn so ein Unterhaltungsabend im Fasching sein würde. Das war ja gar nicht so einfach, für Blinde einen heiteren und beschwingten Abend zu gestalten. Die Hilfsgemeinschaft hatte diesen Versuch aber doch gewagt. Daß auch alle Kolleginnen und Kollegen mit großen Erwartungen gekommen waren, zeigte sich durch die Tatsache, daß der große Saal gefüllt war. Und ich möchte es gleich vorweg nehmen: Es wurde keiner enttäuscht.

Das künstlerische Programm eröffnete der blinde Pianist, Kollege **Konrad Kecler**, mit dem Kaiserwalzer. Ein prächtiger Auftakt! Ihm folgten die Herren **Dr. Karl Kainrath** und **Dr. Adolf Kanzler**, zwei bewährte Freunde der Blinden. Hervorragend verstanden sie es, Werke von Kreisler und Brahms allen nahezubringen. Unsere Heimat in großartig geformten Worten schilderte Frau **Adele Zaunegger** in ihren teils besinnlichen, teils heiteren Gedichten. Manche ihrer Arbeiten kannten wir ja schon aus der Zeitschrift „Unser Schaffen", aber nun lernten wir die Verfasserin persönlich kennen. Frau **Wilma Strobl**, begleitet von ihrem Gatten, war ein weiterer Höhepunkt in diesem künstlerisch so hochstehenden Programm. Mit ihrer ausdrucksvollen Stimme erntete sie mit Schumanns „Mondnacht" besonderen Beifall. Unser allseits beliebter Kollege **Ernst Novacek** bewies anschließend sein virtuoses Können auf dem Akkordeon. Er ist übrigens auch den Hörern von Radio Wien kein Unbekannter mehr, nur werden die wenigsten wissen, daß sie mit ihm einen blinden Musiker und Komponisten vernehmen. Den eindrucksvollen Abschluß des ersten Teiles des Programms bildete der Chor der Wiener Verkehrsbetriebe unter seinem bewährten Leiter **Burgschwieger.** Wohl selten noch habe ich einen so lebendigen Klangkörper gehört. Die Ouvertüre zu „Dichter und Bauer" wurde ein Erlebnis für sich.

Der zweite, heitere Teil des Programms bewies, daß man, um sich zu unterhalten, durchaus nicht ins Niveaulose abzugleiten braucht. Hier hörten wir die nun schon bekannten Künstler wieder. Dazu kam noch der Straßenbahner **Georg Prem** mit seinen vielbelachten Mundartvorträgen. Besonders gefiel auch Kollege **Johann Thiem**, der neben der Conférence sich nun auch als ausgezeichneter Musiker und Sänger produzierte. Der Schlußauftritt des Chors der Straßenbahner gestaltete sich zu einem mitreißenden Erlebnis für alle. Wir vergaßen unsere Blindheit und sangen und klatschten mit. Diese Stimmung im Saal sprach mich ganz besonders an. Vielleicht haben dies die Wiener Kollegen nicht so gefühlt, weil es ihnen vertrauter sein mag. Bei mir hinterließ es aber einen starken, unvergeßlichen Eindruck und ich bemerkte, daß auch viele andere tief bewegt waren.

Dieser Abend war die schönste Veranstaltung, die ich mit der Hilfsgemeinschaft bisher erlebte. Ein Fest voll Wiener Gemütlichkeit, Humor und Freude. Diese Veranstaltung möge beispielgebend werden für alle Blindenorganisationen, die sich — wie wir — die kulturelle Betreuung ihrer blinden Mitglieder zur Herzenssache gemacht haben.

Herbert Liegl

DR. KURT BINDER, Facharzt für Augenheilkunde:

Augenheilkunde einst und jetzt

Die Lehre von der Erkennung und Behandlung der Augenkrankheiten, die Augenheilkunde (Ophthalmologie) ist so alt, daß wir deren Anfänge schon bei den Ägyptern finden können. Ausgrabungen und Funde lassen darauf schließen, daß Augenoperationen bereits zweitausend Jahre vor Christi vorgenommen wurden. Allerdings wurde diese ägyptische Kultur vernichtet und nichts davon der Nachwelt überliefert. Manche heute noch gebräuchlichen Fachausdrücke stammen aus der Griechen- und Römerzeit.

Der Augenstar

Das Wort „Star" scheint im 8. Jahrhundert auf und kommt von „staraplint", was nichts anderes bedeutet, als starr und blind, denn die Augen sind starr und können den Gegenständen nicht folgen, weil sie blind sind. Der lateinische Name für den grauen Star ist „Cataracta", d. h. Wasserfall. Man hatte sich vorgestellt, daß vom Gehirn herab eine trübe Flüssigkeit auf die Augen fällt.

Schon im Altertum kannte man ein Operationsverfahren zur Beseitigung trüber Linsen: man stach den Star. Im Mittelalter und auch späterhin ließen sich die Leute auf Jahrmärkten unter den Späßen von Gauklern und Possenreißern den Star stechen. Man verwendete damals eine Nadel, die man mit Speichel oder Ohrenschmalz benetzte — man kannte damals keine Asepsis — und die von der Seite her in den Augapfel eingestochen wurde. Die Linse wurde angespießt und in den Glaskörperraum hineingestoßen, wo sie liegenblieb. Als Folgeerscheinung dieses Eingriffes kam es häufig zu Infektionen und Verlust des Auges oder zum Auftreten eines grünen Stars, der ebenfalls zur Erblindung führte. Nur in den seltensten Fällen hatten die Starstecher Erfolg.

Erst mit der Entfernung der Linse aus dem Auge begann die Zeit einer erfolgreichen operativen Behandlung des grauen Stars. Sie wurde das erste Mal von **Daniel** im Jahre 1750 ausgeführt.

Der Augenspiegel

Die Erfindung des Augenspiegels durch **Helmholtz** (1851) war die eigentliche Begründung der Augenheilkunde, denn erst von dieser Zeit an konnte man Einblick in das Augeninnere nehmen. Durch **Albrecht v. Graefes** Wirken kam es allmählich zu einer Abtrennung der Augenheilkunde von der Chirurgie und damit zu einem Spezialfach, das sich erst in diesem Jahrhundert voll entwickeln sollte. Heute wird fast ausschließlich die intrakapsuläre Starausziehung, d. h. Entfernung der ganzen Linse mitsamt der Kapsel durchgeführt.

Auch der grüne Star (Glaucom) führte früher zur Erblindung. Während es sich beim grauen Star um eine Trübung der Linse — meist eine Altersveränderung — handelt, beruht der grüne Star auf einer Drucksteigerung im Augapfel. Der Name „grüner Star" kommt davon, daß bei dieser Erkrankung die Hornhaut im vorgeschrittenen Stadium einen grünlichen Farbton zeigt. Die Pupillen sind groß und weit, wie bei Eulen (glaux = = griechisch: Eule). Wieder war es v. Graefe, der als erster es wagte, den grünen Star operativ anzugehen, und den Druck durch die Ausschneidung eines Irisstückes zu beseitigen. Später kam dann noch eine Reihe weiterer druckentlastender (fistelbildender) Operationsmethoden dazu. Heute kann jedem, der an grünem Star erkrankt ist und der sich rechtzeitig in augenärztliche Behandlung begibt, geholfen werden, sei es durch medikamentöse oder operative Behandlung.

Vor wenigen Dezennien stand man einer Netzhautabtrennung hilflos gegen-

über. Bis **Gonin** in Lausanne die Bedeutung des Netzhautloches erkannte und mit dem Verschluß desselben die Heilung herbeiführte. Er verschorfte die Lochstelle mit der Glühschlinge, was jetzt durch die feinere diathermische Stichelung der Lochstelle und ihrer Umgebung oder durch die Anwendung chemischer Reizstoffe ersetzt wurde, so daß eine Verklebung der durchlöcherten Netzhautstelle mit ihrer Unterlage zustande kommt.

Untersuchungen des Auges

Es gibt heute kaum ein Organ des menschlichen Körpers, das man besser erforscht hätte und dessen Funktionen, physiologische und krankhafte Vorgänge man besser kennen würde, als das des Auges. Kein lebendes Organ kann heute genauer studiert und beobachtet werden, weil wir mittels der Spaltlampenmikroskopie oder Biomikroskopie nicht nur die vorderen Augenteile, sondern durch das Sehloch (Pupille) hindurch auch das Augeninnere betrachten können.

Die Untersuchung des Augenhintergrundes bietet nicht nur die Möglichkeit der Erkennung von Erkrankungen der Netz-, Aderhaut und des Sehnervens, sondern auch die vorzeitige Diagnose von internen Leiden, wie Gefäß-, Herz-, Stoffwechselerkrankungen, Krebs und Gehirntumoren. Viele und ständig neuhinzukommende Apparate erleichtern heute dem Augenarzt die Arbeit und geben ihm anderseits die Möglichkeit, genauer zu untersuchen und Fehler des Auges, die früher unbekannt waren, zu erkennen.

Aber nicht nur die Untersuchungstechnik und die Diagnostik ist vollkommener geworden, auch die Behandlungsmöglichkeiten wurden durch die Erfindung der Sulfonamide und Antibiotica erweitert. Auch die Sehhilfen (Brillen) haben in den letzten Jahrzehnten so manche Verbesserung und Modernisierung erfahren. Die schon seit den zwanziger Jahren bekannten Haftgläser wurden von den anfänglich verwendeten Haptik-Schalen bis zu den Corneal- und Irisschalen, welche nunmehr aus Plexiglas erzeugt werden und viel kleiner und besser ertragbar sind, weiterentwickelt.

Verbesserte Therapie

Fast in demselben Maße wie die Entwicklung der Augenheilkunde, die mit einer beträchtlichen Ausweitung ihrer Grenzen vor sich gegangen ist, kam es in den letzten zwanzig Jahren zu einer deutlichen Umschichtung des Krankengutes. Die Gründe hiefür liegen einerseits in einer wesentlichen Verbesserung der Lebensbedingungen und hygienischen Verhältnisse, anderseits aber in einer steten Weiterentwicklung der Diagnostik und Therapie.

Das Trachom, die ägyptische Augenkrankheit, ist bei uns, zufolge der Behandlung mit Sulfonamiden, Aureomycin und Terramycin ausgestorben. Die infektiösen Erkrankungen des vorderen Augenabschnittes haben aus dem gleichen Grunde einen starken Rückgang erfahren. Die tuberkulösen Augenerkrankungen sind viel seltener geworden. Hier hat die lokale Contisan-Behandlung ebenso wie bei manchen allergischen Augenerkrankungen einen bedeutenden Fortschritt gebracht. Groß ist die Zahl der Augenkrankheiten, aber deren Erkennung bedeutet heute keine unlösbare Schwierigkeit mehr. Ihre Behandlung wird immer wirksamer.

Der blinde Künstler

Groß ist die innere Schau, so ihm gewährt
und seine Seele überströmt in breiter Fülle,
daß seine Sehnsucht, vordem nur von einem Traum genährt,
sich formt zu Wesenheit und Wille;
und alsbald hebt ein Stürmen an in seiner Brust,
gleich Meeresbrandung in der Schöpfung ersten Wehen.
Noch ist er sich des Wunders kaum bewußt,
mag es ihm Leid nun bringen, oder Lust:
Sein Werk wird jetzt in voller Kraft erstehn.

Dr. Lothar Ring

R. KRCHNAK:

Die Blinden in Polen

Die Schulpflicht für Blinde beginnt in Polen, so wie für die Sehenden, mit dem 7. Lebensjahr. Die Schulpflicht für Sehende dauert sieben Jahre, für Blinde jedoch acht Jahre, da die 1. und 2. Klasse der Sehenden auf 3 Klassen für die Blinden erstreckt wird. Die polnischen Blindenpädagogen halten diese Einrichtung für vorteilhaft, da sie der besonderen Situation der Blinden Rechnung trägt. Von der 6. Klasse an beginnt die eigentliche Berufsausbildung.

Die polnischen Blindenanstalten sind noch nicht differenziert, d. h. neben der Schule mit Allgemeinbildung gibt es jeweils auch eine Handwerkerschule angeschlossen. Blindenanstalten befinden sich in Bydgest, Vratislava und Ovinsky bei Poznan. Zwei Blindenklassen gibt es in der Schule für Taubstumme in Warschau und eine neue Blindenschule wurde in Lasky bei Warschau gebaut. Die Lehrer der Blindenschule erwerben ihre Lehrbefähigung durch das Studium an der Hochschule für Spezialpädagogik.

Eine Musikschule für Blinde

Einen eigenen Typ stellt die Musikschule für Blinde in **Krakau** dar. Sie ist eine Kombination der achtjährigen Blindenschule für Allgemeinbildung und einer siebenjährigen Musikschule. Die Stundenanzahl für die allgemeinen Lehrfächer ist niedriger, als an anderen Schulen, aber das Lehrziel der Allgemeinbildung wird auch hier erreicht.

In der 2. und 3. Klasse gibt es 17 Unterrichtsstunden und 12 Musikstunden wöchentlich. Neben den Ausbildungsgegenständen lernen die Schüler auch die Dalcrose-Rhythmik. Die Schule wurde im Jahre 1951 gegründet und wird daher erst 1957 die volle Klassenzahl erreichen. Die Absolventen dieser Musikschule werden an Musikschulen für Sehende oder aber an eigenen Musikmittelschulen weitergebildet. In die Krakauer Musikschule werden Schüler mit erprobtem Talent aus polnischen Blindenschulen aufgenommen. Es ist die einzige Musikschule dieser Art auf der Welt.

Ungefähr 25 blinde Schüler studieren an normalen Mittelschulen, um sich für das Universitätsstudium vorzubereiten. Dieselbe Anzahl studiert an polnischen Universitäten. Eine Reihe polnischer Blinder beendete bereits das Universitätsstudium, und alle fanden in ihrem erlernten Beruf Beschäftigung.

Die polnischen Blindenschulen verwenden Schulbücher in Braille-Schrift. Die Mittelschul-Lehrbücher werden von der Blindendruckerei des polnischen Blindenverbandes für blinde Studenten gedruckt.

Der polnische Blindenverband

In Polen besteht ein Blinden- und ein Taubstummenverband. Andere Körperbehinderte haben keine eigenen Organisationen. Der polnische Verband der Blinden hat zirka 7000 Mitglieder, das heißt, er umfaßt an die Hälfte aller polnischen Blinden. In der heutigen Form wurde er im Jahre 1951 gegründet und vereinigte die Kriegs- und Zivilblinden zu einem Dachverband. Er kümmert sich um die Befürsorgung der Blinden. Finanzielle Hilfe bietet er seinen Mitgliedern nur in außergewöhnlichen Fällen, da die finanzielle Blindenfürsorge dem Staat obliegt. Der Verband sorgt insbesondere für die kulturelle Betreuung der Blinden.

Das höchste Organ des Blindenverbandes ist der Kongreß, der alle vier Jahre stattfindet. Er wählt den Zentralausschuß und dieser einen geschäftsführenden Vorsitzenden.

„Lichter" für die Blinden

In den Wojwodschaften befinden sich Kulturstätten der Blinden, genannt „Lichter", welche sich zahlreichen Zuspruches erfreuen. Hier lesen die Blinden

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag für 1957 auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.–, halbjährlich S 20.– und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Redaktion

Bücher, spielen Schach oder musizieren. Wir besuchten ein solches „Licht" in Stettin ungefähr um 2 Uhr nachmittags. In dieser nicht geradezu passenden Tageszeit — sind doch die arbeitenden Blinden zu dieser Zeit noch auf den Arbeitsplätzen — waren einige ältere blinde Kameraden anwesend, welche sich mit sehenden Kollegen unterhielten.

Es überraschte uns, wie gut die „Lichter" des polnischen Blindenverbandes eingerichtet sind. Obmann ist jeweils ein Mitglied des Wojwodischen Ausschusses, ein Blinder, ferner ist hier der Buchhalter, ein Kulturreferent, ein Organisationsreferent und ein solcher, der den blinden Mitgliedern als Berater dient.

Der Verband besitzt in Warschau ein schönes, zweistöckiges Gebäude, das im Frühling 1956 eröffnet wurde und sich durch eine ansprechende Architektur auszeichnet. Es befinden sich hier die Büros des Verbandes, die Blindendruckerei und Blindenbücherei und ein großer Saal für Versammlungen und gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen. Der Verband gibt eine Zeitschrift in Braille-Schrift für Erwachsene und zwei ebensolche für die Jugend heraus. Alle Bücher sind braille-gedruckt und in mehreren Exemplaren in der Bücherei vorhanden.

Die Notenabteilung der Warschauer Blindenbibliothek befindet sich erst in ihren Anfängen. Die Zentralbücherei ist hingegen befähigt, die Büchereien der „Lichter" und die Betriebsbüchereien, welche auch die Blindenwerkstätten betreuen, mit Blindenliteratur zu versorgen.

Der polnische Blindenverband wird vom Arbeits- und Sozialministerium finanziert. Für seine Tätigkeit bekommt er zirka 4,500.000 Zloty jährlich. Er hat auch eigene Ausbildungsmittel für Blindenführungshunde. Der Blindenverband erhält auch sonstige Unterstützungen von Seiten anderer öffentlicher Einrichtungen. In allen einschlägigen Fragen wird er zu offiziellen Beratungen um seine Meinung befragt. Derzeit kämpft der Verband um ein neues Rentengesetz für Blinde. Angestrebt wird eine Rentenversorgung für sämtliche Blinde vom 5. Lebensjahr an, wobei für Kinder und Jugendliche eine ausreichende berufliche und kulturelle Ausbildung gewährleistet werden soll.

Berufliche Tätigkeit

Die Mehrheit der polnischen Blinden ist in Werkstätten der Invalidengenossenschaften beschäftigt. An erster Stelle stehen die Bürstenmacher, aber die Zahl der Metallarbeiter nimmt immer mehr zu. So gibt es zum Beispiel eine Blindenwerkstätte, in welcher Leitungsdrähte für Radioapparate und für Neonbeleuchtungskörper hergestellt werden. Die handwerklichen Arbeiten der Blinden werden in der polnischen Öffentlichkeit geschätzt. Hingegen gibt es wenig Interesse für den Beruf des Telefonisten, da die Löhne für Metallarbeiter und Werkstättenarbeiter höher sind. Beliebt ist die Tätigkeit des Masseurs. Schließlich sei noch erwähnt, daß zirka 15 blinde Lehrer im Unterricht tätig sind.

Große Anstrengungen werden in der letzten Zeit dahingehend gemacht, die Entwicklung blinder Intellektueller zu fördern. So wird das Hochschulstudium für Blinde ermöglicht und ihre künstlerische Tätigkeit gefördert. Es wird alles getan, um die Blinden als vollwärtige Mitglieder in die menschliche Gesellschaft einzugliedern und ihnen alle Voraussetzungen zu geben, sich behaupten zu können.

ILSE OPPEL:

Das Blindenerziehungsinstitut in Wien

Der stolze, repräsentative Bau des **Blindenerziehungsinstituts** in Wien stand Ende März 1945 noch unbeschädigt. Es war vorauszusehen, daß das unmittelbar am Eingang zum Prater gelegene Gebäude bei den bevorstehenden Kampfhandlungen mitten in das grauenhafte Zeitgeschehen rücken würde. Direktor **Anton Kaiser,** der damalige Leiter der Anstalt, beschloß die Evakuierung der noch in der Schule verbliebenen blinden Zöglinge, und kurz, nachdem ihm diese Tat gelang, rollte die Kriegslawine über Wien.

Die zum Blindenerziehungsinstitut Zurückkehrenden fanden ein erschütterndes Bild vor. Am 6. April hatte eine Granate den Mädchenschlafsaal getroffen, wenige Tage später sprengten die deutschen Truppen die Rotundenbrücke und verheerten dadurch das Gebäude. Die weitere Zerstörung besorgten Brandbomben, Artilleriegeschoße und Panzergranaten, so daß einzig allein das rohe Skelett der Hauptmauern übrigblieb.

Ein Notbehelf

Das Haus in der Wittelsbachstraße war nicht mehr zu benützen, und das Blindenerziehungsinstitut übersiedelte in die Ausweichstelle in der Hofzeile im 19. Bezirk. Eine unvorstellbare Raumnot herrscht in dem alten, von engen Gängen und Wendeltreppen durchzogenen Gebäude, dessen Garten noch dazu zum größten Teil für die Kinder wertlos ist, da er ein stark abfallendes Gelände aufweist.

Weshalb dieses Provisorium heute noch besteht? Daß dies so sein muß, liegt nicht am mangelnden Willen der Behörden, lag nicht einmal am Geldmangel. Das Hindernis war rein gesetzlicher Natur. Früher, vor 1938, war das Institut eine vom Staat verwaltete Fondsanstalt. Es kam nach 1938 in die Verwaltung der Gemeinde Wien, die den Gesamtbestand des Instituts jedoch nicht an den Bund weitergeben konnte, weil eine Gesetzesnovelle, die die Übergabe des Fondsvermögens regelt, bisher nicht Wirklichkeit geworden war. Es bestand folglich ein recht beunruhigender Zustand der Schwebe, der erst im November 1953 aufgehoben werden konnte, als der Nationalrat die langersehnte Gesetzesnovelle zur Übergabe der Fondsvermögen beschloß.

Bereits 1954 konnten die Wiederaufbauarbeiten an dem alten Stammhaus in der Wittelsbachstraße aufgenommen werden, und seither wurde Stein an Stein gefügt. In diesem Jahr schon werden die blinden Zöglinge in das modernst restaurierte und mit wichtigen Neuerungen versehene Gebäude zurückkehren. Es wird ein stolzer Tag in der Geschichte der Wiener Blindenerziehungsanstalt sein.

Wie es begann

Als **Johann Wilhelm Klein,** ein Kriegsflüchtling aus Schwaben, nach Österreich verschlagen und in Wien Armenbezirksdirektor wurde, zeigte er damals bereits ein reges Interesse für die Blinden. Im Jahre 1804 gründete er das Blindenerziehungsinstitut und nahm den blinden Knaben **Jakob Braun** als Zögling auf. Zu jener Zeit gab es lediglich in Frankreich und in England Bestrebungen,

durch einen geeigneten Unterricht alle „Lichtlosen“ zu erfassen. In Frankreich war es vor allem der Pädagoge **Valentin Hauys**, der, angeregt durch die Erfolge überdurchschnittlich begabter Blinder, im Jahre 1784 in Paris eine Blindenschule gründete.

Johann Wilhelm Klein unterwies seinen Zögling Jakob Braun vorerst in der Schrift der Sehenden, in Handfertigkeiten und in der Beherrschung der grundlegenden Wissensgebiete. Gemäß einer Legende soll Jakob Braun damals zufällig mit dem Finger über ein Blatt Zeitungspapier getastet haben. „Darauf sind Buchstaben verzeichnet!“ soll er dabei gerufen haben, was seinen Lehrmeister dazu bewog, Blocklettern auf Papier zu pressen.

Tatsächlich stammt die Erfindung der Sechs-Punkte-Schrift jedoch von dem Franzosen **Louis Braille**, der, 1809 geboren, mit sechzehn Jahren als Zögling des Pariser Blindenerziehungsinstituts eine großartige Entdeckung machte. Jeder Hörende kann bis zu sechs Töne zahlenmäßig festhalten, jeder Sehende kann bis zu sechs Gegenstände in der Erinnerung behalten. Weshalb sollte der Blinde nicht bis zu sechs tastbare Symbole gleichzeitig erfassen können? Die sechs Punkte bildeten die Grundlage für das Alphabet der Braille-Schrift, die ihren Siegeszug um die ganze Welt antrat.

Ein harter Weg

In Wien befaßte sich Johann Wilhelm Klein mit der Unterweisung seiner Zöglinge im Stricken, Mattenflechten, Drechseln und Tischlern. Seine Anstalt vergrößerte sich, aber er hatte es nicht leicht. Weil er seine Zöglinge in den Lehrwerkstätten nicht mehr unterbringen konnte, übersiedelte er in die Josefstädter Straße, wo er 1829 die „Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt“, die heute noch besteht, ins Leben rief. Als er im Jahre 1848 starb, übernahm **Matthias Pablasek** 1861 die Anstaltsleitung, und ein heute überholtes Werk, das sich „Die Fürsorge für die Blinden von der Wiege bis zum Grabe“ nannte, veröffentlichte. Pablasek berief im Jahre 1873 in Wien den ersten Kongreß für Blindenlehrer ein. Es folgten die Anstaltsdirektoren **Wenzel Binder** und **Johann Oppel**, dann übernahm 1886 **Alexander Mell** die Leitung der Schule. Seine besonderen Verdienste lagen in der Verwissenschaftlichung der Blindenpädagogik und in der Verfassung des „Enzyklopädischen Handbuches des Blindenwesens“, das heute zwar bereits überholt ist, doch noch immer als Fundgrube für historische Tatsachen gute Dienste leistet. Im Jahre 1898 übersiedelte das Blindenerziehungsinstitut in sein Heim in der Wittelsbachstraße im zweiten Bezirk.

Notenbretter im Museum

Direktor Alexander Mell setzte den Ausbau des bereits von Johann Wilhelm Klein begonnenen Blindenmuseums fort und ergänzte die wertvollen Sammlungen. Unter den Museumsobjekten befinden sich zahlreiche bildliche Darstellungen von Blinden, darunter je ein Original von Rembrandt und Adrian von Ostende sowie blinde Sagengestalten, blinde Krieger und Bettler. Zu den im Museum aufbewahrten Hilfsmitteln für Blinde zählt das Notenbrett der **Maria Theresia von Paradis**, die als namhafte Musikerin in Wien gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Musikschule unterhielt. Ferner umfaßt das Blindenmuseum Apparate von Johann Wilhelm Klein und Hinweise darauf, daß zu seiner Zeit bereits die Füllfeder bekannt war. Für die Blinden war eigens eine Feder konstruiert worden, aus der eine später erhärtende Masse floß, die eine dreidimensionale Schrift bewirkte. (Übrigens war auch der Erfinder des Kugelschreibers ein Blinder! Anmerkung der Redaktion.)

Die wertvolle, mehrere Drucke aus dem 16. Jahrhundert umfassende Fachbibliothek von Direktor Alexander Mell, exotische Blindenarbeiten aus fernen Ländern und zahlreiche andere Kostbarkeiten vervollständigen den Bestand dieses interessanten Museums.

Ein versöhnlicher Ausblick

Seit den Tagen von Valentin Hauy und Johann Wilhelm Klein wurde das schwere Los der Blinden weitgehend erleichtert. Nicht nur den blinden Kindern aus reichem Elternhaus, sondern auch den Notleidendsten, denen das Augenlicht verwehrt blieb, steht der Weg zur Bildung, zur Berufsausübung, offen! Sprach man vor einem knappen Jahrhundert noch von der „Befürsorgung" des Blinden von der Wiege bis zum Grabe, so erstrebt man heute die berufliche Selbständigkeit jedes Blinden. Blinde betreiben Sport, Blinde unternehmen lange Wanderungen. Blinde erheben Anspruch auf ein glückliches, geordnetes Familienleben! Und, was am schönsten ist: Blinde beweisen Tag für Tag, daß sie — erhalten sie erst die Gelegenheit dazu — den Sehenden in jeder Weise ebenbürtig sind.

An der Fertigstellung des Gebäudes der Blindenerziehungsanstalt in der Wittelsbachstraße wird gegenwärtig noch gearbeitet. Doch schon jetzt erkennt

man, wie zweckmäßig das neue Heim sein wird. Ein Stockwerk wurde aufgebaut, zwei anschließende Parzellen konnten dazuerworben werden. Das neue Heim wird ein Werkstättengebäude, eine Turn- und Schwimmhalle, einen Turnplatz, eine Laufbahn, eine Rodelbahn und für die blinden Kleinen ein Planschbecken aufweisen. In einem drei Stockwerke umfassenden Bücherspeicher aber werden die 13.000 Bände der Blindenbibliothek Platz finden.

(Ein Bericht über die Ziele des Blindenerziehungsinstituts folgt in der nächsten Nummer)

ILSE WICHEREK:

Die „Spur"

Es war schon sehr lange her, daß er seinen kleinen Wagen bekommen und man ihm den Führerschein überreicht hatte. Er war damals, wie jeder junge Fahrer, voll der guten Vorsätze und Ideale gewesen. Er hatte geglaubt, daß auch jene, welchen er auf den langen Fahrten begegnete, ebenso dachten wie er. Doch nur zu bald machte er die Erfahrung, daß dem nicht so war. Anfangs, in den ersten Jahren, hatte sich gar nichts Besonderes ereignet. Dann und wann einmal gab es eine Panne, oder er hatte bei einer Kurve zuviel „hineingelegt" und war etwas ins Schleudern gekommen. Oder es hatte ein anderer zu rasch an ihm vorbeigewollt und es hatte ein geringes Malheur gegeben. Aber alles war bisher gut abgelaufen.

Heute kannte er die Kameradschaft der Landstraße genau. Er wußte, daß, wenn man beschädigt oder mit einem Motordefekt am Straßenrande stand, gewiß nicht mit der Hilfe jener zu rechnen war, welche da so „vornehm" im neuen, grellackierten Wagen vorbeiflitzten. Sie taten, als sähen und hörten sie nichts als ihr eigenes chromfunkelndes Fahrzeug. Sie hielten sich meist auch nicht an die geschriebenen und, noch weniger, an die ungeschriebenen Gesetze des Verkehrs und wollten nur immer und überall die „ersten" sein, ohne Rücksicht auf die Mitfahrer oder Fußgänger.

Aber dennoch fand sich stets auch eine hilfsbereite Seele. Ein einfacher Wagen blieb stehen und sein Fahrer half mit einer Selbstverständlichkeit,

welche es ja eigentlich auch sein sollte. Oft war es ein älterer Typ, ein Lastkraftwagen, der, selbst schwer beladen, notfalls den Beschädigten zur nächsten Reparaturwerkstätte abschleppte. Ohne auf den Dank zu hören, fuhr er hernach davon. Solche waren es auch, die anhielten, um einen Fußgeher mitzunehmen. Sie warteten meist gar nicht erst darauf, bis dieser winkte, sondern blieben von selbst stehen und luden ihn ein, in ihrem Wagen mitzufahren.

Längst schon kannte er die Typen der anderen Fahrzeuge, aber nicht nur nach ihrer technischen Herkunft, sondern, und das war wesentlich, nach ihren Lenkern. Auch er bot Hilfe an, wo und wie sie gebraucht wurde. Er nahm sich gütig der Fußgänger an und ließ ihnen möglichst den Vorrang. So vergingen die Jahre und ihm war nichts Außergewöhnliches zugestoßen.

Da, es war an einem milden Frühlingstag, geschah etwas Seltsames. Es ging schon auf den Abend zu. Die einsame Landstraße zeigte viele Kurven und die nächste Ortschaft war noch weit. Schon ein wenig müde, mußte er sich sehr zusammennehmen, um nicht, in dieser so verführerisch schönen Abendstimmung, ins Träumen zu geraten. — Er legte die Hände ganz fest um sein Steuerrad. Langsam näherte sich die Sonne den fernen Bergen und der Himmel begann sich rötlichviolett zu färben. Still und friedlich war es ringsum.

Aus den nahen Wiesen stiegen leichte Dunstwolken, welche der Abendwind kaum bewegte. Staub und Hitze schienen sich zu verflüchtigen, während von den Feldern ein würziger Geruch kam. Leise, ganz leise fing es zu dämmern an. Da, mit einem Male, bemerkte er vor sich auf der Straße eine Wagenspur. Stark und auffällig, obgleich die Straße gut und trocken war. Diese Spur schien gerade die Räderweite seines kleinen Wagens zu haben, ja, noch mehr, sie zeigte genau die Abdrücke seiner Reifen. Unwillkürlich lenkte er sein Auto in die vorgezeichnete Spur — und siehe, sie paßte wunderbar. — Er hatte von diesem Augenblick an ein sonderbares Gefühl der Sicherheit, wie er es noch niemals im Leben gehabt hatte. Er war hell wach und hatte dennoch den Eindruck, als ob sein Wagen mehr schwebte denn fuhr. Er glaubte nun zu wissen, daß ihm nichts mehr passieren könne. So erreichte er seinen Bestimmungsort. Als er todmüde im Bette lag, schalt er sich einen Narren und war überzeugt, daß alles nur eine Einbildung der Sinne gewesen sei.

Doch am anderen Morgen — er dachte fast nicht mehr an das Erlebnis des verflossenen Abends —, da sah er sie wieder. Diese seltsame Spur lief genau wieder in der Mitte der Straßenhälfte in seiner Fahrtrichtung. Die anderen Autos fuhren oder rasten an ihm vorbei, oder sie kamen ihm entgegen. Er aber hatte, auf der jetzt stark befahrenen Straße, sofort wieder dieses wunderbare Gefühl einer fast unglaublichen Sicherheit. Er empfand den Zustand, wie wenn er irgendwie „gehoben“ dahinglitt und alles rings um ihn her von einer höheren Warte sähe. Er wußte nun, daß er diese Spur nie mehr verlieren durfte und war glücklich darüber.

Jahre gingen dahin. Seine Schläfen waren bereits ergraut. Er hatte sich an seine „Spur“ bereits gewöhnt und die unglaubliche Sicherheit war ihm zur Selbstverständlichkeit geworden. Nur selten versuchte er sie durch eine zu gewagte Geschwindigkeit und dann höchstens im Dienste der Menschlichkeit. So blieb sie ihm treu. Doch allmählich begann er weniger auf seine Fahrkameraden zu achten und es kam immer öfter vor, daß er es nicht bemerkte, wenn ein Fußgeher ihm zuwinkte. Immer seltener hielt er an, wenn er einen Wagen am Straßenrande stehend erblickte. Besonders jene buntlackierten chromleuchtenden übersah er geflissentlich. Wozu denn? Sie halfen ja auch nicht, wenn ein anderer eine Panne hatte und dann waren sie ja schließlich selber schuld an ihrem Schicksal! Verständnis für ihre Not? Mitgefühl? Pah, das waren höchst überflüssige Gedanken. Gefühlsduseleien

durfte man aber nicht nachgeben. Jeder mußte selber sehen, wie er sein Geschick meisterte. Jedem war das seine auferlegt worden und weshalb sollte man sich mit fremden Angelegenheiten belasten? Meist konnte man ja so nicht helfen. Wozu also? Er hatte seine „Spur" und war unbeirrbar auf dem rechten Weg. —

Wieder einmal war er bei solchen hochmütigen Gedanken angelangt, als das Unglaubliche geschah. Auf einer leidlich guten Straße, welche nur mäßig abwärts ging, und keine besonderen Kurven aufwies, kam er, ohne ersichtlichen Grund, ins Schleudern und flog an den rechten Straßenrand. Ein leichtes Geländer, welches die Landstraße gegen einen Bach abgrenzte, hielt ihn noch glücklicherweise vor einem furchtbaren Sturz auf. Der Motor stand. Als er sich gefaßt hatte, stieg er aus und öffnete den Kühler! Er war entsetzt darüber, was er sehen mußte! Es kam ihm unmöglich vor, daß diese Kleinigkeit ihn hatte so zu Schaden bringen können. Tief betrübt schaute er sich nach einem Helfer um. Aber Wagen um Wagen fuhr vorbei, doch niemand schien ihn zu bemerken.

Wie er so dastand und auf das nächste Auto wartete, fiel sein Blick auf die Straße und — es durchzuckte ihn heiß — die „Spur", seine Spur, war verschwunden! — Da gab er das Winken auf und setzte sich wie vernichtet auf das verbogene Geländer neben seinen demolierten Wagen. Traurig blickte er vor sich hin. Wie war dies geschehen? Wieso hatte dies überhaupt so plötzlich kommen können? — Wer war da schuld gewesen? Er dachte und grübelte und

---

Gemeinsamer Kampf bringt Erfolg

Obmann **Robert Vogel** von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs und der ehemalige Vizepräsident des Österreichischen Blindenverbandes, **Robert Rinesch,** haben sich um die Verwirklichung des Blindenbeihilfengesetzes große Verdienste erworben. Hier sind sie vor dem Wiener Landtag, anläßlich der Beschlußfassung des neuen Gesetzes

kam zu keinem Schluß. Ein anderer war gekommen, doch der hatte ihn kaum aus der Bahn gedrängt. Einer war ihm entgegengefahren, ob der nicht geblendet hatte? Da hielt auf einmal ein Wagen, den er gar nicht heranfahren gehört, dicht neben dem seinen. Ein schlichter Mann in blauer Monteurhose stieg aus und fragte ihn teilnehmend, was passiert wäre. Er berichtete dem Manne, daß er plötzlich ins Schleudern geraten und das Geländer gestreift habe.

Als der Fremde sich dann über den offenen Motor beugte, schüttelte er verwundert den Kopf. Nachdem er sich aus seinem Kraftwagen Werkzeug geholt, begann er zu arbeiten. Doch trotz aller Mühe, die sich der Mann sichtlich gab, gelang es ihm nicht, den Motor wieder in Gang zu bringen. Ja, er bezweifelte, ob es überhaupt möglich sein werde, den Wagen mit dem seinen abzuschleppen. Unterdessen saß der unglückliche Fahrer noch auf dem gleichen Fleck und hatte keine Hoffnung mehr, daß ihm geholfen werden könne. Da trat der mit der blauen Hose heran. Der Schweiß der Anstrengung stand ihm noch auf der Stirne, als er sich zu einer kurzen Ruhepause neben dem andern auf dem Geländer niederließ. Nun faßte sich dieser endlich ein Herz und erzählte dem freundlichen Helfer alles, was sich zugetragen, wie er die merkwürdige Spur gefunden und wieder verloren hatte.

Da er geendet, nickte der im blauen Anzug nur stumm und meinte endlich sich erhebend: „Ja, nun kann ich alles verstehen! Leider werden die meisten, wenn sie sich ihrer Geisteskräfte richtig bewußt werden, vom Hochmut befallen. Wir vergessen zu bald das Wichtigste, was wir immer noch selbst brauchen, das Verständnis und Mitgefühl. Die Hilfsbereitschaft dem Nächsten gegenüber, gleichviel wer er ist und wie er denkt! Wir meinen, wenn wir nur unsere ‚Spur' haben, dann seien wir auf dem richtigen Weg, alles andere wäre dann überflüssig. Und doch wurde uns nur der rechte Weg geoffenbart, damit wir alles dankbar empfangen und weitergeben in Liebe. Wir aber bilden uns ein, daß wir mit unserem Wissen auf die anderen herabblicken dürfen. Es kommt uns gar nicht der Gedanke, bei uns selbst nach der Ursache eines Fehlschlages zu suchen. Wir machen eben dafür das ‚Schicksal' verantwortlich, das ist ja so leicht und einfach! Es war halt Bestimmung! Und doch liegt nur bei uns — oder vielmehr — in uns ganz allein die Schuld an unserem Scheitern!"

Damit begab er sich neuerlich zu dem Wagen. Seine Worte aber hatten einen tiefen Eindruck auf den Fahrer gemacht. Und je länger er jetzt nachdachte, desto deutlicher sah er seine Fehler.

Nach einiger Zeit trat der Fremde zu ihm und sagte lachend: „Nun, Sie haben noch einmal Glück gehabt!" — „Kann man den Wagen abschleppen?" fragte der Fahrer erleichtert. — „Nicht doch, es ist alles in Ordnung, Sie können weiterfahren und brauchen keine Reparatur mehr. Ich fand, ganz unvermutet, den Fehler und konnte ihn beheben", antwortete der in der blauen Hose.

Überrascht trat der andere an seinen Wagen. Der Motor summte schon vertraut und alles war wie sonst. Unendlich dankbar schüttelte er dem Helfer wieder und wieder die Hand. Dann stieg er in seinen Wagen und setzte sich ans Lenkrad. Da trat der Mann noch einmal heran und sprach: „Denken Sie immer daran! Die Liebe war am Anfang und wird ewig sein. Sie ist unser Weg zum Ziel und allein der feste tragende Grund, auf welchen wir sicher bauen können! Wer sie aber verlernt, wird unfehlbar hinausgeschleudert ins Nichts und wäre er noch so weise gewesen! Einmal werden auch Sie wieder ihre ‚Spur' finden, aber vergessen Sie nie mehr Ihr Herz!"

Es hat lange gedauert, bis er wieder seine „Spur" gefunden hatte, doch die Liebe ist in ihm geblieben und er in ihr.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

ING. RUDOLF SCHOLZ:

Die Feuerprobe

Seit zwanzig Jahren bin ich blind. Ich hatte mich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, meine Wege durch die Straßen der Stadt ohne Hilfe anderer Menschen zu finden, um so mehr, da ich fast immer die gleichen Wege zu machen hatte. Jeder Blinde könnte dasselbe tun. Diese Selbständigkeit hat allerdings ihre Gefahren. Vor allem sind es die Kraftfahrzeuge, welche die Straßen kreuzen, aber auch offene Türen parkender Wagen, in die man hineinlaufen könnte u. dgl. m. Ein einziges Mal war ich in den Jahren meiner Blindheit zu Tode erschrocken. Dies geschah, obwohl ich mich in gewohnter Umgebung befand und keinerlei Fahrzeug in der Nähe war.

Es herrschte heftiges Schneetreiben. Wegen des schneebedeckten Bodens und des starken Windes war es mir nicht möglich, den Weg mit Hilfe des Stockes abzuklopfen. Ein blinder Mensch, der seine Ohren nicht zu Hilfe nehmen kann, ist so gut wie verloren. Man sagt, daß ein blinder Mensch, der seine Ohren nicht dazu benützen kann, um festzustellen, wohin er geht, als gänzlich blind anzusehen sei.

Ich wohnte in der Vorstadt, wo ich als Lehrer erblindeter Kriegsveteranen tätig war und abends betätigte ich mich an verschiedenen Kursen in der Stadt. Wenn ich in später Abendstunde von den Kursen heimkehrte, fand ich mich auf meinem gewohnten Weg immer zurecht. An jenem verhängnisvollem Tage aber sanken meine Beine tief in den Schnee ein, als ich den Heimweg antrat und ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß sich der Heimweg schwierig gestalten werde. Ich fand meinen Weg immer durch Zählen der Häuserblocks und verfehlte niemals mein Ziel. Meine Wohnung befand sich fünf Häuserblocks in gerader Richtung und drei Blocks zur rechten Hand. Der Schnee füllte indessen die Straßen so sehr, daß ich die Randsteine nicht mehr abklopfen konnte. Ich geriet in Verwirrung und konnte die Häuserblocks nicht mehr abzählen. Plötzlich wußte ich, daß ich verloren war. Das Heulen des Windes war beängstigend und schließlich wußte ich nicht mehr, wo ich mich befand. Sollte ich einen Häuserblock weiter gehen? Oder zwei? Vielleicht mehrere? Sollte ich nach rechts abdrehen?

Ich ging rechts den ganzen Block entlang. Nach meinen Feststellungen schien er mir unbekannt. Ich kehrte um und ging den Weg zurück, aber ich fand nicht mehr die Stelle, an der ich vorher gewesen war. Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich Angst empfand. Ich wollte um Hilfe rufen, aber mein Stolz ließ dies nicht zu. Ich ging weiter und hatte plötzlich das Gefühl, daß ein Auto auf mich zufuhr. Ich rannte davon und stürmte gegen ein Haus. Müde und zerschunden schritt ich dahin. Ich bildete mir ein, daß ich die ganze Nacht im Kreise gehen würde und wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Ich rannte gegen ein Hindernis, das meinen Kopf nahezu zertrümmerte. Ich betastete das Hindernis mit der Hand und stellte fest, daß es sich um einen Postkasten handelte. Mit der Hand fegte ich den Schnee an der Oberfläche des Postkastens weg und fand auf derselben vier Einkerbungen, die ich kannte. Dieser mir wohlbekannte Postkasten verriet mir, wo ich mich befand: Ich stand vor meinem Wohnhause.

Geduld braucht's,
eh' der Fisch am Teller, KNORR-Suppen kochen geht viel schneller.

Joka-Werke, Johann Kapsamer KG
Schwanenstadt (Oberösterreich), Wien, Innsbruck, Graz

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19
Telefon R 32-0-81

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telefonische Bestellung.

In dieser Nummer:

DDr. Franz König, Erzbischof von Wien

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Erholung und Kultur
Besuch bei Prof. Dr. Nüchtern
Landeshauptmann Dr. H. Gleißner
Landeshauptmann F. Wedenig
Landeshauptmann Dr. J. Klaus
Das schriftliche Privattestament
Licht in die Dunkelheit
273 Jahre Kahlenberg

2. JAHRGANG HEFT 4 APRIL 1957 PREIS S 3.50

Erholung und Kultur

Das renovierte Erholungsheim in Unter-Dambach

Mit großer Freude zeigen wir unseren sehenden Freunden unsere Errungenschaften auf dem Gebiete der Erholungsfürsorge für Blinde. Wurde doch schon mehrfach auf die Notwendigkeit hingewiesen, blinden Menschen, deren Nervensystem in dem stets zunehmenden Verkehr besonderen Strapazen ausgesetzt ist, einen Erholungsurlaub zu ermöglichen.

Die meisten Blinden leben im Kreise ihrer Familienangehörigen, wo sie gewöhnlich entweder zuviel oder zuwenig an Fürsorge empfangen. Das eine wie das andere wird als unangenehm empfunden. Wenn sich auch die materiellen Lebensbedingungen der Blinden, dank unserer ständigen Bemühungen um Erlangung gesetzlich verankerter Ansprüche, langsam bessern, so können Blinde doch nie ganz frei werden von einer gewissen Abhängigkeit.

Die Welt der Sehenden

In einer Welt, die für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen ist, werden die meisten Eindrücke der Umwelt mit den Augen wahrgenommen. Da alle Güte und alles Geld nicht imstande sind, den Blinden das Augenlicht wiederzugeben, brauchen sie Menschen um sich, die bereit sind, ihnen ihre Augen zu leihen. Sie haben es gerne, wenn man ihnen etwas vorliest, sei es aus Zeitungen oder Büchern, sie möchten vieles erklärt und beschrieben haben, und zwar genau so, wie es wirklich ist. Die meisten von ihnen sind später Erblindete, das heißt, sie haben früher gesehen und die Welt mit all ihren Schönheiten kennengelernt.

Die blinden Männer und Frauen möchten Spaziergänge machen und sich an der Natur erfreuen. Sie möchten hinaus aus ihrer oft engen Behausung. Viele sind berufstätig und ihre Tätigkeit, in der sie auf keinen Fall gegenüber den sehenden Kollegen zurückstehen wollen, erfordert äußerste Konzentration und viel Energie. Müde kommen sie dann abends nach Hause und nicht viel Zeit bleibt ihnen für kulturelle Betätigung, obwohl sie, im Berufsleben stehend, doch an ihrer Weiterbildung arbeiten müssen.

Und die blinde Hausfrau? Sie muß ihre Familie betreuen, muß sorgen, daß alles zu seiner Zeit fertig ist und daß die Familienmitglieder Wäsche, Kleider, Strümpfe und Socken immer griffbereit haben. Welche Konzentration dabei von ihr verlangt wird, kann sich ein Sehender überhaupt nicht vorstellen. Unsere blinde Hausfrau muß einkaufen gehen, kochen, aufräumen, Geschirr abwaschen und das alles, ohne ein bißchen Licht oder Farben sehen zu können. Alles mit Gefühl und mit dem Gedächtnis. Auch ihr bleibt keine Zeit für Entspannung und Kultur.

Im Blindenerholungsheim

Es ist also verständlich, wenn sich alle diese Menschen schon monatelang auf jenen Tag freuen, an dem sie für drei Wochen ihr Alltagsleben hinter sich lassen und sich das Tor zu ihrem Paradies, dem Blindenerholungsheim **„Harmonie“** in Unter-Dambach bei Neulengbach für sie öffnet. Drei Wochen brauchen sie sich um nichts zu kümmern und können richtig ausspannen. Darunter wird aber nicht nur das gute Essen in regelmäßigen Mahlzeiten, das saubere Bett und die köstlich ozonreiche Luft dieser schönen Umgebung verstanden. Hier findet auch die Seele Erquickung, denn im Kreise der Leidensgefährten werden alle Hemmungen abgestreift und es bemächtigt sich ihrer das Gafühl, freie Menschen zu sein.

Erfahrungen werden ausgetauscht und es wird so manches dazugelernt. Die Hausfrau erfährt von technischen Hilfsmitteln für die Küche, die auch blinden Frauen die Arbeit erleichtern helfen. Es werden Freundschaften geschlossen, die den Turnus überdauern und später ihre persönliche oder schriftliche Fortsetzung finden. Schriftlich? Ja, schriftlich, denn für die blinden Gäste des Erholungsheimes, welche die Blindenschrift noch nicht beherrschen, wird ein Kurs darin abgehalten. Rasch ist das Braille-Alphabet erlernt und dann wird fleißig geübt. Erst mit kleinen Übungsstücken, aber bald ist der Wissensdurst nicht mehr zu befriedigen und wertvolle Bücher der Weltliteratur vermitteln den Blinden ein Bild, das ihre Phantasie sehr anregt, ihnen Freude und Glück schenkt.

Geselliges Beisammensein

Im Erholungsheim wird viel gesungen und gelacht. Es gibt gemütliche Abende, zu denen unsere blinden Freunde mit eigenem Können beisteuern. Im großen Garten, der so eingerichtet ist, daß ihn Blinde ganz allein oder in kleinen Gruppen begehen können, werden nach den Mahlzeiten Liegestühle aufgestellt. Es ist ja ein angenehmes Gefühl, allein und ohne fremde Hilfe einige Runden zu machen und dabei vielleicht einem Schicksalsgefährten sein Herz ausschütten zu können. Sehende Begleitpersonen sind immer bereit, aus Büchern und Zeitungen vorzulesen und finden dankbare Zuhörer. Es gibt aber auch Blinde, welche aus Braille-Büchern vorlesen, und dies so schnell können, wie die Sehenden ihre Schwarzdruckbücher. Mit flinken Bewegungen gleiten die Finger über die Seiten und entlocken ihnen eine ganze Welt.

Dort spielt eine Gruppe Karten. Die gewöhnlichen Spielkarten werden mit Blindenschriftzeichen versehen und es wird sehr strenge auf die Einhaltung der Spielregeln geachtet. Schachspiel, Domino, „Mensch ärgere Dich nicht“ sind von den Blinden geschätzte Gesellschaftsspiele.

Schöne Spaziergänge in die nähere und weitere Umgebung werden unternommen und es wird besonderer Wert darauf gelegt, daß niemand, der auch nur halbwegs gut zu Fuß ist, zu Hause bleibt. Es geht bergauf und bergab. Abseits vom großen Verkehr lernen die Nichtsehenden auch eine Strecke ganz allein ohne Führung zu gehen. Wenn es sehr heiß wird, ziehen sie zum nahegelegenen Bach und suchen Erfrischung im kühlenden Naß.

Senkt sich nach der Mahlzeit der Abend hernieder, werden die Instrumente hervorgeholt, Ziehharmonikas, Gitarren, Mundharmonikas und Mandolinen. Dann wird gespielt und gesungen, getanzt und gelacht. Unsere schönen Volkslieder werden aufgefrischt, aber

auch moderne Schlager sind nicht vergessen. Da sitzt eine blinde Frau an einem Tisch und weint. Um Gottes Willen, was hat sie denn? Sie ist so glücklich, sagt sie, sie kann es gar nicht fassen, daß man trotz Blindheit so glücklich sein darf. Aber sie ist auch so unglücklich, wenn sie daran denkt, daß dieser Traum — denn das Leben in der „Harmonie" kommt ihr als solcher vor — bald aus sein soll. Sie hat viele liebe neue Freunde gewonnen und alle haben ihr versprochen, sich auch in ihrer Heimatstadt um sie zu kümmern.

„Guten Abend, gute Nacht", das alte und immer neue Wiegenlied von Brahms bildet gewöhnlich den Abschluß und dann „Auf Wiedersehen"! Ja, sie sagen auf Wiedersehen, denn alle träumen davon, doch noch einmal sehen zu können.

*

Mit Heroismus und Duldsamkeit tragen sie ihr Schicksal. Erholungsfürsorge für Blinde ist deshalb auch eine kulturelle Aufgabe. Wollen wir uns mit Recht ein Kulturvolk nennen, dann haben wir die Pflicht, dieses schöne Werk, das sich die Blinden ohne öffentliche Hilfe nur dank der Hochherzigkeit vieler Blindenfreunde selbst geschaffen haben, nach besten Kräften zu unterstützen. Wir wollen die Aufmerksamkeit aller Menschen auf uns lenken, die heute oft noch achtlos und gedankenlos an uns vorüberziehen. Mit Begeisterung arbeiten wir an der Erweiterung unseres Heimes und werden in diesem Sommer in der Lage sein, durch die Schaffung von neuen Zimmern noch mehr Blinden einen nicht nur seelisch und körperlich, sondern auch kulturell wertvollen Aufenthalt in der „Harmonie" zu ermöglichen.

Sie kamen nicht als Bittende

Zu dieser Auffassung mußte auch der Präsident des Nationalrates, **Dr. Felix Hurdes** gelangt sein, als vor kurzem eine Vertretung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs bei ihm vorsprach. Mit großem Interesse hörte sich der Gastherr die Ausführungen seiner blinden Besucher an und freute sich über die Zuversicht und das Vertrauen, mit dem die Nichtsehenden an die Arbeit gehen.

Er ließ sich von den Bestrebungen erzählen, möglichst vielen Blinden einen Arbeitsplatz zu verschaffen. Die Dankbarkeit der Blinden über die Verwirklichung der Blindenbeihilfengesetze bewies dem Präsidenten der Volksvertretung, daß hier wirklich Nützliches geleistet wurde und er gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß nun auf dem einmal geschaffenen Fundament ein schönes Gebäude, das Gebäude der Blindenwohlfahrt, errichtet werden könne. „Besonders sympathisch an eurer Arbeit finde ich, daß Ihr euch vom Schicksal nicht unterkriegen läßt", sagte Doktor Hurdes.

Dr. Hurdes und Obmann Vogel im Gespräch

In der Dezembernummer 1956 der Zeitschrift „Unser Schaffen" hat Doktor Hurdes gezeigt, daß Blinde durchaus imstande sind, vollwertige und nützliche Mitglieder unserer Volksgemeinschaft zu sein, daß sie aber ein Recht darauf haben, in ihrem schweren Lebenskampf die Hilfe ihrer sehenden Mitmenschen in Anspruch zu nehmen.

DR. KARL SCHREIBER, öffentlicher Notar i. R.:

Das schriftliche Privattestament

Während meiner langjährigen Amtszeit auf dem Lande und in Wien ist es mir wiederholt vorgekommen, daß ältere Frauen und auch Männer mit der Bitte um Rat zu mir gekommen sind, wem sie ihr meist geringfügiges Vermögen vermachen sollen, da sie Angehörige überhaupt nicht, oder doch nur ganz entferntere Verwandte hätten, deren Aufenthalt ihnen nicht bekannt ist, oder die sich um sie nicht kümmern.

Es ist selbstverständlich, daß ich diesen ratsuchenden Parteien in erster Linie, vollkommen objektiv, schon kraft meiner Stellung als Notar, Vereine bzw. Vereinigungen namhaft gemacht habe, die sich nur karitative, somit mildtätige gemeinnützige Zwecke zum Ziele gesetzt haben, wie z. B. Blindenvereine, Krankenanstalten, die Caritas und nicht zuletzt auch den Tierschutzverein.

Inwieweit alle diese Personen und wieviele meinen Rat befolgt haben, entzieht sich meiner Kenntnis, da die meisten mit einem „Danke schön!" weggegangen sind, und niemals mehr etwas von sich hören ließen. Es waren aber doch einige darunter, die, von meinem Rate Gebrauch machend, in einer selbsterrichteten letztwilligen Anordnung den einen oder anderen ihnen genannten Verein zu ihrem Erben einsetzten oder mit einem Legat bedachten.

Leider waren auch die Fälle sehr häufig, daß solche ohne Zuziehung eines Notars oder Rechtsanwaltes verfaßten letztwilligen Anordnungen wegen Nichteinhaltung der gesetzlichen Formvorschriften ungültig waren und daher die betreffenden Vereine leer ausgehen mußten.

Einhaltung gesetzlicher Formvorschriften

Schon als Notar muß ich jedem, der sich zur Errichtung seines Testamentes entschließt, den dringenden Rat erteilen, sich vorher von einem Notar oder Rechtsanwalt beraten zu lassen, auch bei den vermeintlich einfachsten Fällen, um nicht durch einen Formmangel die Verwirklichung seines bestimmten Letzten Willens nach seinem Tode unmöglich zu machen. Ungeachtet dieses meines Rates will ich hier auf die gesetzlichen Vorschriften für die einfachen schriftlichen Testamente (Privattestamente) näher eingehen.

Diese Privattestamente können eigenhändig oder von fremder Hand (also nicht von demjenigen, der das Testament errichten will, dem Testator) geschriebene Testamente sein. Das eigenhändig geschriebene Testament muß vom Testator durchwegs handschriftlich, also nicht mit Maschinenschrift geschrieben und von ihm unterschrieben sein.

Die Anführung des Tages der Errichtung des Testamentes ist im Gesetze nicht vorgeschrieben, jedoch anzuempfehlen. Jedes frühere Testament wird nämlich durch ein späteres kraft Gesetzes unter bestimmten Voraussetzungen aufgehoben.

Fehlt daher auf einem Testament das Ausstellungsdatum, so muß zunächst die Frage, welches von den beiden Testamenten das frühere und welches das spätere ist, durch umfangreiche, oft sehr langwierige Erhebungen durch das Gericht entschieden werden. Oft ist hiezu die Führung eines kostspieligen Prozesses notwendig. Daher ist die Beisetzung des Datums auf dem Testament von großer Bedeutung und soll nicht unterlassen werden.

Eigenhändig geschriebenes Testament

Bei dem eigenhändig geschriebenen Testament bedarf es der Zuziehung von Zeugen überhaupt nicht. Es genügt, daß auf einem eigenhändig geschriebenen Testamente der Testator seine Unterschrift mit seinem Vor- und Zunamen beisetzt. Um spätere Zweifel tunlichst auszuschließen, ob wirklich der Testator selbst sein Testament von Anfang bis zum Schlusse selbst geschrieben und

unterschrieben hat, ist es ratsam, daß er vor seiner Unterschrift am Schlusse noch einen Satz, etwa des Inhaltes beifügt: „Dieses Testament habe ich zur Gänze selbst geschrieben, datiert und unterschrieben." Natürlich ist der Gegenbeweis im Falle eines Prozesses auch gegen diese Behauptung in einem Testamente zulässig.

Wer sein Testament nicht selbst schreiben will oder kann, muß es von einer anderen Person niederschreiben lassen. Diese Niederschrift durch eine andere Person kann auch mittels Schreibmaschine geschehen. Der Testator muß es jedenfalls eigenhändig unterschreiben. Er muß ferner vor drei Zeugen, wovon wenigstens zwei zugleich gegenwärtig sein müssen, ausdrücklich erklären, daß diese Niederschrift seinen Letzten Willen enthalte.

Die drei Zeugen müssen auf der Urkunde selbst mit einem auf ihre Eigenschaft als Zeugen hinweisenden Zusatz, zum Beispiel **„als Testamentszeuge"** oder „als Zeuge des Letzten Willens" unterschreiben. Der Schreiber des Testamentes kann Zeuge sein.

Den Inhalt des Testamentes müssen die Zeugen nicht unbedingt wissen.

Die Zeugen müssen, wie das Gesetz sagt, fähige Zeugen sein. Die unfähigen Zeugen sind im Gesetze aufgezählt. Dazu gehören: Personen unter 18 Jahren, Blinde, Taube, Stumme, dann diejenigen, welche die Sprache des Testators nicht verstehen, die eingesetzten Erben oder Legatare selbst, dann Blutsverwandte und Verschwägerte bis einschließlich der Geschwister und die besoldeten Hausgenossen.

Auch ein von fremder Hand geschriebenes Testament soll aus den von mir bereits oben angeführten Gründen mit dem Ausstellungsdatum versehen werden.

Ein Testator, der aus irgendwelchem Grunde seinen Namen nicht schreiben kann, aber sonst fähig ist, ein gültiges Testament zu errichten, muß anstatt seiner Unterschrift sein Handzeichen, und zwar in Gegenwart aller drei Zeugen beisetzen. In einem solchen Falle müssen daher alle drei Testamentszeugen gleichzeitig zugegen sein. Zur Erleichterung eines bleibenden Beweises ist anzuraten, daß einer der Zeugen den Namen des Testators dessen Handzeichen, und zwar als Namensunterfertiger beisetzt und seinem eigenen Namen dann die Worte beisetzt „als Zeuge des Letzten Willens und als Namensfertiger".

Eine Siegelung des Testamentes oder Versiegelung des Umschlages, in dem das Privattestament aufbewahrt wird, ist im Gesetze nirgends vorgeschrieben.

Testament und Kodizill

Ich will noch kurz den Unterschied zwischen Testament und Kodizill streifen. Das ausschließliche Recht, das ganze Nachlaßvermögen (Verlassenschaft) oder einen in Beziehung auf das Ganze bestimmten Teil desselben (z. B. die Hälfte,

---

Sind Sie wortgewandt?

„Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen", hat Goethe einmal gesagt. Aber es gilt auch umgekehrt: Wer seine eigene Sprache nicht kennt, weiß von fremden nichts. Denn jede Sprache mischt ihre Elemente mit denen anderer und hat nur wenige für sich allein. Bitte prüfen Sie bei den folgenden Wörtern, ob Sie die Bedeutung zuverlässig bestimmen können. Aber bitte nicht vorher schauen.

Belfried — A: *altdeutscher Vorname.* B: *schöne Aussicht.* C: *Schöngeist.* D: *Glockenturm.*

Muräne — A: *Bewohner eines Balkanstaates.* B: *Gletschergeröll.* C: *Apfelart.* D: *Mittelmeerfisch.*

Prätendent — A: *Vorsitzender.* B: *bedeutende Persönlichkeit.* C: *Thronbewerber.* D: *Kritiker.*

Koma — A: *Satzzeichen.* B: *lustiger Einfall.* C: *tiefe Ohnmacht.* D: *Tropenbaum.*

Antworten

der Belfried: D: Aus Bergfried, Berchfrit (Burgschutzturm, Ausguck), d. h. bergende Einfriedung, von mittelhochdeutsch berc „Berg" und vride „Schutz". (Freistehender) Glockenturm alter Städte.

die Muräne: D: Griechisch myraina „Meeraal", lateinisch muraena. Aalartiger Speisefisch, einen bis eineinhalb Meter lang.

der Prätendent: C: Französisch prétendent (von lateinisch praetendere „vorstrecken, verlangen") „Bewerber, Freier"; besonders wer auf einen Thron Anspruch erhebt: Thronprätendent.

das Koma: C: Griechisch koma „Tiefschlaf". Medizinischer Fachausdruck für eine anhaltende, lebensgefährliche Bewußtlosigkeit infolge gewisser Krankheiten.

DDR. FRANZ KÖNIG, Erzbischof von Wien:

An „Unser Schaffen“

Recht herzlichen Dank für die übersandten Nummern der Zeitschrift „Unser Schaffen“. Ich habe gern darin Einblick genommen und freue mich, daraus sehen zu können, daß Sie es vorzüglich verstehen, die Lebensschwierigkeiten der Blinden den meist ahnungslosen und gedankenlosen Sehenden nahezubringen, um so für Verständnis und Hilfsbereitschaft zu werben. Ich freue mich, feststellen zu können, daß Ihre Zeitschrift es in ausgezeichneter Weise versteht, die Anpassungsfähigkeit und Arbeitsleistung der Blinden dem Leser vor Augen zu führen. Ich wünsche dieser Zeitschrift weitere Verbreitung: Damit die Sehenden bescheiden und dankbar werden, wenn sie erfahren, mit wieviel Gottvertrauen und Tapferkeit so schwer heimgesuchte Menschen ihren Weg gehen und ihr Schicksal meistern; und damit die Blinden immer mehr Verständnis finden bei den Sehenden für ihren schweren Lebensweg.

ein Drittel usw.) in Besitz zu nehmen, heißt Erbrecht. Derjenige, dem das Erbrecht zufällt, wird Erbe und die Verlassenschaft (Nachlaßvermögen), in Beziehung auf die Erben, Erbschaft genannt.

Wird jemandem kein solches Erbrecht und damit auch kein solcher Erbteil, der sich auf den ganzen Nachlaß bezieht, sondern nur eine einzelne bestimmte Sache oder bestimmte mehrere Sachen, eine Summe Geldes oder ein Recht zugedacht, so heißt das Zugedachte, wenn auch dessen Wert größer ist als die verbleibende sonstige Verlassenschaft, ein Vermächtnis oder Legat, und derjenige, dem ein solches Vermächtnis oder Legat hinterlassen ist, ist nicht Erbe, sondern nur als Vermächtnisnehmer (Legatar) zu betrachten.

Wird nun in einer letztwilligen Anordnung vom Testator über das ganze Nachlaßvermögen oder über einen in Beziehung auf das Ganze bestimmten Teil desselben durch Einsetzung eines oder mehrerer Erben verfügt, so heißt eine solche letztwillige Anordnung ein Testament.

Enthält eine letztwillige Anordnung keine solche Erbeseinsetzung, sondern nur Bestimmungen über bestimmte Bestandteile des Nachlaßvermögens (Fahrnisse, Geldsumme, einzelne Liegenschaften, Rechte) zugunsten von Vermächtnisnehmern (Legataren) oder andere Verfügungen, z. B. bezüglich Bestattung, Graberhaltung, so spricht man von einem Kodizill.

In Wien, mit dem Sitze XII, Singrienergasse 19, befindet sich das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Diese Hilfsgemeinschaft hat sich die Betreuung ihrer Mitglieder, also die nach der Geburt in späteren Jahren aus welchem Grunde immer ihres Augenlichtes Beraubten, zur Aufgabe gestellt. Der Verein ist im Besitze eines Erholungsheimes in Unter-Dambach, Katastralgemeinde Tausendblum, bei Neulengbach an der Westbahn, das durch einen Zubau im kommenden Frühjahr bedeutend erweitert wird. Er wird dann in der Lage sein, seinen bedürftigen Mitgliedern Erholung in gesunder, waldreicher Lage bei bester Unterkunft und Verpflegung zu gewähren. Auf die Dauer kann die Hilfsgemeinschaft nur dann dieser ihrer Aufgabe gerecht werden, wenn sie Zuschüsse und Unterstützung von den Sehenden, die hiezu in der Lage sind, erhält.

Daher, lieber Leser, gedenken Sie, wenn Sie in die eingangs dieses Konzeptes geschilderte Lage kommen sollten, auch der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs in Wien!

Besuch bei Professor Dr. Hans Nüchtern

Eine Plauderstunde mit **Prof. Dr. Hans Nüchtern**, dem bekannten österreichischen Dichter und früheren literarischen Direktor der „Ravag" sowie seiner Gattin, Frau Dora Miklosich, ist jedesmal umstrahlt von seelischer Wärme, von Geist und Humor. Als ich vor einigen Jahren Professor Nüchtern knapp nach seiner schweren Erkrankung in Bad Hall begegnete, schien er mir sehr angegriffen und schonungsbedürftig. Nun aber ist er wiederhergestellt und sitzt uns liebenswürdig plaudernd gegenüber.

Da ich viele der schönen Werke des Dichters kenne, interessiert es mich begreiflicherweise, mit ihm ausführlich über sein literarisches Schaffen zu sprechen. „Ja, ja, schon während meiner Bubenzeit waren gute Bücher und Theatervorstellungen meine große Leidenschaft", bemerkt Dr. Nüchtern lächelnd. „Es dauerte gar nicht lang, so begann es auch in mir zu klingen und fast jedes tiefere Erlebnis fand seinen Ausdruck in Versen oder in einer kleinen Erzählung."

Mein Begleiter wirft ein: „Entsinne ich mich recht, Herr Professor, sind Ihre ersten Bücher wohl gegen Ende des Ersten Weltkrieges erschienen" — „Ganz richtig", bestätigt der Gefragte gutgelaunt. „Im Jahre 1917 brachte der Verlag Braumüller meine Gedichtsammlung ‚Wie mir's tönt von ungefähr', und 1918 der gleiche Verlag ‚Die letzte Insel', Balladen und Betrachtungen um Napoleon Bonaparte heraus."

„Und wie war es Ihnen möglich, als vielbeschäftigter Rundfunkdirektor noch eine so große Anzahl eigener Werke zu schaffen?", erkundigte ich mich neugierig. — „Das war in der Tat nicht so einfach", entgegnet der Dichter. „Ich war mit Arbeit so reich behängt wie ein Christbaum, aber dennoch wollte und mußte ich schreiben! So verfaßte ich also meine Arbeiten gewöhnlich des Nachts auf meinem Lager."

In mir tauchen plötzlich Erinnerungen an wunderschöne Lesestunden auf. Wie fesselte mich doch unter anderem Hans Nüchterns Novellensammlung „Der stumme Kampf", die wunderbar innigen Gedichte „Perchtoldsdorfer Frühling", das Hohelied der Liebe und des Friedens, wie es in den „Brüdern von St. Johann" aufklang oder die ergreifende Novelle „Nur ein Schauspieler".

Ich kleide diese Gedanken in Worte, über die Prof. Nüchtern offensichtlich erfreut scheint. „Es ist der schönste Dank für einen Künstler, wenn sein Werk anderen Menschen wirklich etwas zu geben vermag ... Im übrigen bedeutet dieses Bewußtsein auch Trost und Kraft in dunklen Stunden, die meiner Frau und mir keineswegs erspart blieben!" Und nun berichten beide, wie ihnen das Jahr 1938 die Entlassung aus der „Ravag" und weitere Schwierigkeiten brachte. Sie wandten sich nach Berlin, wo es Dr. Nüchtern schließlich gelang, bei der „Tobis" eine Stellung zu finden. Für diese Filmgesellschaft schrieb er unter anderem auch das Drehbuch des „Meineidbauers".

„Allerdings wurden wir bald darauf neuerlich schwer heimgesucht", sagt Frau Dora, „ein Bombentreffer hat unsre Wohnung vollständig zerstört. Am meisten beklagen wir den Verlust unserer wertvollen, aus fünftausend Bänden bestehenden Bibliothek, in der sich Werke mit handschriftlichen Widmungen von Selma Lagerlöf und anderen Berühmtheiten befanden."

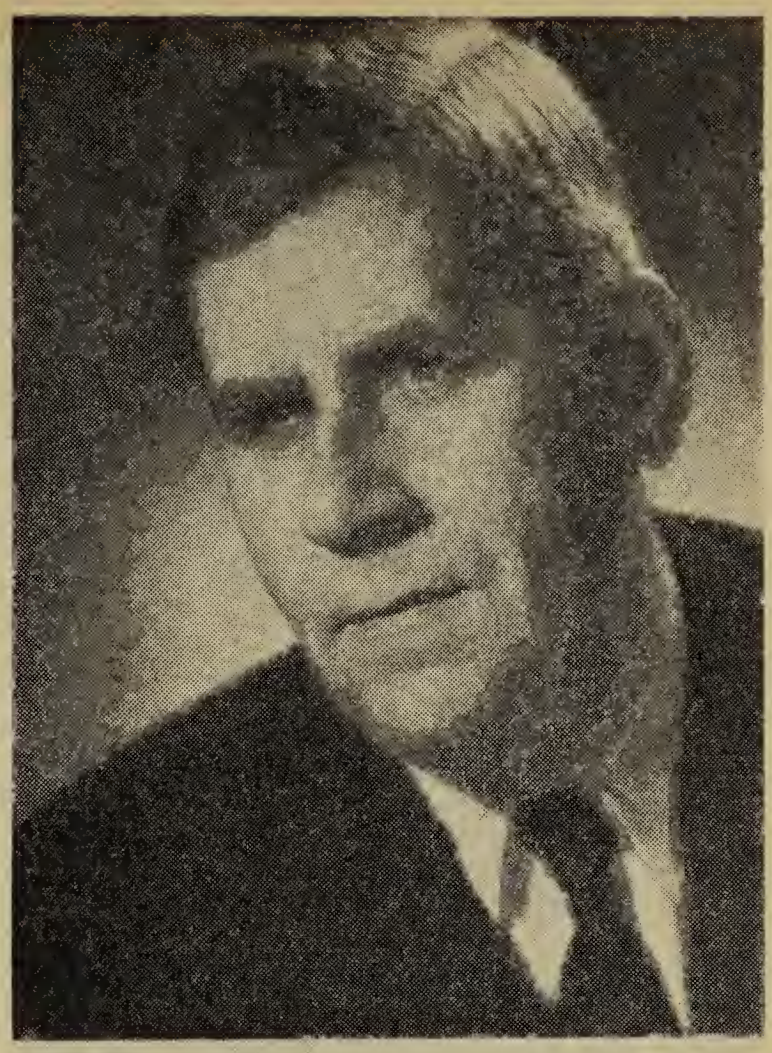
Im Gedenken an viele hochwertige Aufführungen der Radiobühne, der interessanten Autorenvorlesungen, die wir Professor Nüchtern verdankten, sowie der von seiner Gattin liebevoll betreuten Frauen- und Kinderstunde, drücke ich meine Freude darüber aus, daß das Ehepaar im Jahre 1945 an die „Ravag" zurückberufen wurde. „Ja, das war ein schöner, festlicher Tag für uns", erklärt der Professor. „Obgleich die Verhältnisse hier noch recht schwierig wa-

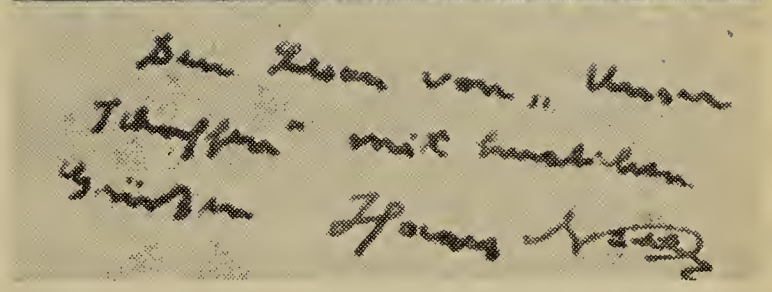
ren, stürzten wir uns mit Eifer in die Arbeit. Auch mein dichterisches Schaffen nahm einen neuen Aufschwung und so erschienen in rascher Folge eine Reihe neuer Bücher."

In mir wird abermals ein Erinnern wach. Da war doch „Die goldene Orgel", der Roman einer großen Liebe, ferner „Das Herz des Hidalgo", ein von dramatischem Geschehen, erschütternder Tragik und menschlicher Größe erfülltes Buch, dann „Hornwerk und Glockenspiel", tiefempfundene Gesänge um die Mozartstadt Salzburg und „Das Wunder von Mundisheim", ein zu Versöhnung und Verbrüderung aufrufendes Werk. Begreiflich, so denke ich, daß alle diese erfolgversprechenden Werke von bedeutenden Verlagsanstalten, darunter auch dem Zsolnay-Verlag, gern angenommen und herausgebracht worden sind.

Unser Gespräch wendet sich nun auch Hans Nüchterns dramatischen Arbeiten zu, von denen besonders „Die Jungfrau und die vier Ritter" am Burgtheater und bei Festspielen in Graz sowie das Schauspiel „Die Verwandlung des Don Vincente!" im Rundfunk sehr beifällig aufgenommen wurden. Unsre liebenswürdige Hausfrau legt zwei Mappen vor uns hin. „Das sind noch unveröffentlichte Manuskripte meines Mannes — ‚Der steinerne Psalter', Gedichte um den Stephansdom und die Sammlung ‚Confessio cordis!'"

Dr. Nüchtern fährt fort: „Einige Jahre nach unserer Heimkehr ging alles gut; dann aber trafen uns neue Schicksalsschläge. 1952 erkrankte ich schwer und es dauerte eine Weile, bis ich wieder auf die Beine kam. Als ich meine Arbeit neuerlich aufnehmen konnte, schickte mich die ‚Ravag' mit der Begründung, daß kein literarischer Leiter erforderlich sei, in Pension. Meine Frau verlor gleichfalls ihr Betätigungsfeld!" Für kurze Zeit herrscht Schweigen in dem behaglichen Empfangszimmer, dann erkundige ich mich: „Haben Sie, verehrter Professor, sich jemals eingehender mit Blindenproblemen beschäftigt?"





„Ich wurde", versetzt mein Gegenüber, „schon im Gymnasium durch einen blinden Mitschüler mit dieser Daseinsform vertraut. Meine Frau und ich bringen den Nichtsehenden größtes Verständnis entgegen und haben auch blinde Künstler stets gefördert. Auch die Zeitschrift ‚Unser Schaffen', die uns sehr gefällt, begrüßen wir als positive Bestrebung der Blinden."

Der Dichter, welcher sich auch das Verdienst erwarb, die Lyrik des großen Schweden Gustaf Fröding ins Deutsche übertragen zu haben, erhielt anläßlich seines sechzigsten Geburtstages von Unterrichtsminister Dr. Drimmel ein Handschreiben sowie eine Plastik. Dr. Nüchtern führt mich zu dem Bronzepanther, damit ich ihn betasten kann. „Aha, da ist die Schnauze!" sage ich. Hans Nüchtern lacht. „Nein, das sind die Vorderpranken." Wir lachen alle über den kleinen Irrtum, und bei dieser Gelegen-

heit erfahren wir eine heitere Begebenheit aus der „Ravag"-Zeit. „Während der Aufführung eines Kriminalhörspieles wurde ich in der Pause dringend ans Telefon gebeten. Ein mir unbekannter Hörer bat mich, ihm doch schon jetzt den Ausgang des Stückes bekanntzugeben. Auf meine Entgegnung, daß er dies doch am Schluß erfahren werde, versetzte der Fragesteller treuherzig: ‚Nein, bitte, ich muß es jetzt schon wissen, denn meine Schwiegermutter ist herzleidend, und wenn das Stück schlecht ausgeht, muß ich gleich den Lautsprecher abschalten!'"

Als mich mein Begleiter nachher wieder sorglich durch die schneeglatten Straßen steuert, erwächst in mir unwillkürlich der Wunsch, daß doch alle Menschen uns Nichtsehenden ein so warmherziges Verständnis entgegenbringen möchten, wie Professor Dr. Hans Nüchtern und seine Gattin!

Yvonne Blauensteiner

ROBERT VOGEL:

Siamesische Zwillinge

Der Überredungskunst meines Augenarztes und dem gutgemeinten Rat mehrerer Freunde war es schließlich gelungen, mich davon zu überzeugen, daß ich bei meinem sehr geringen Sehrest und dem besonders stark eingeengten Gesichtsfeld gut daran täte, mir eine gelbe Armbinde mit drei schwarzen Punkten zu beschaffen. Es war nämlich wiederholt vorgekommen, daß ich in höchst peinliche Situationen geriet, denn meine dunkle Brille, eine ganz gewöhnliche Sonnenbrille, wie sie besonders im Sommer und Frühjahr von vielen Menschen getragen wird, war noch kein Zeichen für meine Sehbehinderung. Als technischer Beamter hatte ich jahrelang in führender Stellung im Berufsleben gestanden und eine tückische Augenkrankheit zwang mich schließlich, meine Tätigkeit einzustellen und mich pensionieren zu lassen. Obwohl meine Pension mir ein menschenwürdiges Leben sichert, haben sich meine Einkünfte bedeutend verringert. Dafür darf ich jetzt aber auch nicht arbeiten. Ich sage absichtlich „darf ich", weil ich viel glücklicher wäre, wenn ich mich doch noch beruflich betätigen könnte.

Die gelbe Armbinde

Also, ich war nun „glücklicher" Besitzer einer gelben Blindenbinde. Als ich sie das erste Mal an meinen Rockärmel heftete, drückte mich etwas in der Kehle, aber es gelang mir, dieses unangenehme Gefühl, das sich aus der Tiefe meiner Seele emporarbeiten wollte, zu unterdrücken. Klopfenden Herzens machte ich mich auf den Weg. Es ging wirklich viel besser als vorher. Passanten sprangen sofort herbei, wenn ich an eine Straßenkreuzung gelangte und halfen mir hinüber. Auch die Lenker der Fahrzeuge wurden aufmerksam und gaben mir den Weg frei. „Darf ich Sie hinüberführen?" fragte man mich manchmal. — „Ja, bitte sehr, ich bin Ihnen dafür dankbar."

Hoffentlich geht es allen Blinden wie mir, dachte ich, man wird doch nicht vielleicht zu mir besonders freundlich sein, weil ich gut gekleidet bin? Nein, nein, sagte ich mir, mich selbst beruhigend, das wird eben die gelbe Armbinde sein. „Bitte, bleiben Sie stehen", hörte ich eine resche Männerstimme mich anrufen. Der freundliche Zuruf kam von der Mitte der Verkehrskreuzung und schon nahm mich eine Hand kräftig beim Arm und geleitete mich über die Kreuzung. „Ich bin der Verkehrspolizist." — „Danke sehr, Herr Inspektor." — „Wissen Sie", sagte er, „es stand hinter Ihnen ein Mann, der hätte Ihnen auch helfen können, aber er tat es nicht."

— „Warum glauben Sie, tat er es nicht?“ — „Nun, ich glaube, er wollte Sie bewundern, wie Sie allein über die Kreuzung kommen!“ — „Wenn der gute Mann wüßte, welche Ängste man aussteht, wenn man an einem Straßenübergang steht“, bemerkte ich, „und wie man förmlich hört, daß bei jedem Schritt der Tod lauert, dann würde er auf dieses Vergnügen des Zusehens verzichten und einem lieber helfen.“

Eine Zeitlang ging es ganz gut mit meiner Armbinde und ich bekam immer mehr Sicherheit und Selbstvertrauen im Straßenverkehr und auch bei allen Wegen und Einkäufen, die ich zu erledigen hatte.

Das Almosen

Eines Tages hatte ich mit einem Bekannten eine Verabredung und unweit meiner Wohnung im Durchgang eines Hauses wollten wir uns treffen. Dort war ich nicht gefährdet für den Fall, daß ich der erste wäre und eine Weile warten müßte.

Ich nahm also Aufstellung und wartete. Links von mir roch es nach feinen Parfüms, deren Gerüche mit jedem Öffnen der Ladetüre intensiver wurden. Grell beleuchtet war die Auslage und das Licht tat mir in den Augen weh. Eilig huschten Menschen an mir vorbei. Ab und zu fing ich einige belanglose Worte ihrer Gespräche auf. Ich hörte das Knarren von Leder — aber auch den weichen Tritt von Gummisohlen. Es zog Rauch von Zigarren, Zigaretten, Pfeifen an mir vorbei. Das läßt sich alles „erriechen“. Meine Wartezeit füllte ich mit Meditieren aus. Was würde ich nun anfangen, dachte ich, wenn ich nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht hören, nicht riechen, nicht fühlen oder nicht schmecken könnte?

In tiefer Versunkenheit spürte ich plötzlich, wie jemand meine Hand faßte, sie an sich zog, öffnete und etwas hineinlegte. Starr vor Entsetzen, war ich nicht imstande, meinen Mund zu öffnen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Meine Hand glitt in die Manteltasche und es entfiel ihr eine Münze.

Man hat mich also für einen Bettler gehalten! Ich sah aber doch nicht so armselig aus, war gut rasiert, nett gekleidet. Vielleicht war es hier in der Passage etwas dunkel und vielleicht war der gutherzige Mensch, der einem armen Blinden helfen wollte, selbst sehbehindert und hatte nur die drei großen schwarzen Punkte auf meiner gelben Armbinde noch wahrnehmen können?

Die Zwillinge

Blindheit und Armut? Armut und Blindheit? Die Frage ging durch mein schwerarbeitendes Gehirn. Sind das vielleicht siamesische Zwillinge? Armut und Blindheit — Blindheit und Armut? Herunter mit der gelben Armbinde! Die Blindheit wollte ich noch ertragen, aber Bettler? Nein, Bettler will ich keiner sein! Hat mich das Schicksal schon dazu ausersehen, ein schweres Los zu tragen, gut. Aber Bettler? Nein, das nicht.

Jetzt trage ich meine gelbe Armbinde in der Tasche und wenn ich an einen Übergang komme, ziehe ich sie heraus und halte sie vor mich hin, damit jeder sehen kann, daß ich Hilfe brauche. Bin ich am anderen Straßenrand angelangt, verschwindet die Armbinde wieder in meiner Tasche.

Meine Erfahrung, die ich machte, soll aber nicht ganz sinnlos gewesen sein, denn ich habe mir fest vorgenommen, mit allen meinen Kenntnissen und Fähigkeiten daran mitzuarbeiten, daß für alle Blinden eine soziale und materielle Sicherheit geschaffen wird, die es ihnen ermöglicht, als gleichwertige Menschen und nicht mehr als Bettler zu leben. Wenn alle Blinden und alle Freunde der Blinden diesem Ziel ihre Aufmerksamkeit schenken und dafür arbeiten, wird es mir und vielen anderen Blinden möglich sein, als Schutz- und Hilfsmittel in dem stets zunehmenden Verkehr die gelbe Armbinde wieder zu tragen, ohne dafür ein Almosen annehmen zu müssen.

Blindenbeihilfengesetze

Dr. Heinrich Gleißner, Landeshauptmann von Oberösterreich:

Es mag dahingestellt bleiben, ob es richtig war, die gesetzliche Regelung einer Zivilblindenversorgung den Ländern zu überlassen, aber jedenfalls führte dieser Weg rascher zum Ziel, und so konnte der Landtag von Oberösterreich noch am 28. Juni 1956 das oberösterreichische Blindenbeihilfengesetz einstimmig verabschieden.

Wie ich aus vielen Zuschriften von Zivilblinden entnehmen konnte, wurde das Blindenbeihilfengesetz in diesem Kreise aufrichtig begrüßt; stellt es doch inhaltlich die folgerichtige Ergänzung der fürsorgerechtlichen Bestimmungen für die Betreuung von Blinden nach erfolgter Berufsausbildung dar. Aber nicht jeder Blinde, der in das Erwerbsleben eingegliedert werden kann, ist in der Lage, so viel zu verdienen, daß er damit auch den Mehraufwand für Kleidung und Wartung, den sein Zustand erfordert, abdecken könnte. Es ist daher gerechtfertigt, daß ihm unter bestimmten Voraussetzungen ein Rechtsanspruch gegenüber der Allgemeinheit auf Erbringung jener Mittel eingeräumt wird, die ihm zu einer menschenwürdigen Lebensführung fehlen.

Der Verlust des Sehvermögens kann freilich niemals mit Geld abgegolten werden, aber blinde Bettler darf es in einem sozial geordneten Gemeinwesen nicht geben!

Gewisse Schönheitsfehler haften dem Blindenbeihilfengesetz zur Zeit noch an, aber ich verrate dadurch kein Geheimnis, wenn ich sage, daß seine Mängel durch eine Novellierung, die bereits vorbereitet wird, in wenigen Wochen beseitigt sein werden. Damit werden auch Bestimmungen abgeändert, die von einigen Zivilblinden als Härten empfunden wurden. Möge das oberösterreichische Blindenbeihilfengesetz jene Auswirkung zeigen, die sich die Zivilblinden und der Gesetzgeber von ihm erwarten!

Ferdinand Wedenig, Landeshauptmann von Kärnten:

Mit dem Kärntner Blindenbeihilfengesetz, welches der Kärntner Landtag am 16. November vergangenen Jahres einstimmig beschlossen hat, und welches am 1. Februar dieses Jahres für das Land Kärnten in Wirksamkeit getreten ist, konnte ein lang ersehnter Wunsch der Zivilblinden Kärntens erfüllt werden.

Ich weiß, daß das Zustandekommen dieses Gesetzes mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden war. Ich lege aber doch Wert auf die Feststellung, daß diese nun überwundenen Schwierigkeiten vor allem verfassungsrechtlicher Natur waren und daß die Berechtigung des Bestrebens der Zivilblinden, ihre Lage zu erleichtern, immer anerkannt worden ist. Es ist sehr erfreulich, daß dieses Problem nun durch landesgesetzliche Regelung endlich seine Lösung gefunden hat.

Ich freue mich aber auch feststellen zu können, daß das Kärntner Blindenbeihilfengesetz weitgehend den Forderungen der Zivilblinden entgegenkommt. Es wird gewiß eine wesentliche Verbesserung der Lebenshaltungskosten der Zivilblinden herbeiführen können. Ihr hartes Los und besonders ihre schwierigen und beschränkten Erwerbsmöglichkeiten, wie auch ihr erhöhter Bedarf an Wartung und Pflege sind allgemein bekannt, wie auch das Gesetz darauf besonders Bedacht nimmt. Es sollen aber auch die großen Verdienste der Landesorganisation Kärnten des Österreichischen Blindenverbandes, mit der die Kärntner Landesregierung stets, wenn es um das Wohl der Zivilblinden geht, in enger Zusammen-

in den Bundesländern

arbeit steht, am Zustandekommen des Gesetzes anerkannt werden.

Das Kärntner Blindenbeihilfengesetz, welches ausschließlich vom Gedanken der Humanität getragen wird, bedeutet gewiß auch eine Bereicherung der Sozialgesetzgebung und damit des sozialen Fortschrittes.

Das Land Kärnten wird weiterhin bemüht sein, den Zivilblinden in Anbetracht ihrer schwierigen Lage zu helfen. Ich denke dabei besonders an das Problem der Berufsausbildung und an die vermehrte Unterbringung von ausgebildeten Blinden in den Arbeitsprozeß, weil ich überzeugt bin, daß sie den Willen und die Fähigkeit haben, innerhalb der sozialen Gemeinschaft mitzuarbeiten und ihren Platz durchaus gleichwertig auszufüllen.

Dr. Josef Klaus, Landeshauptmann von Salzburg:

Bereits seit langer Zeit haben die Zivilblinden Österreichs die Gewährung einer staatlichen Rente angestrebt, die über das Ausmaß der Armenfürsorge hinausgeht und unabhängig von Hilfsbedürftigkeit geleistet werden soll. Dieses Verlangen schien deshalb gerechtfertigt, da den Blinden durch ihr Gebrechen besondere Belastungen und damit ein erhöhter Lebensaufwand auferlegt sind. Während die Kriegsblinden durch das Kriegsopferversorgungsgesetz in dieser Hinsicht einer entsprechenden Entlastung teilhaft werden, traf dies bei den Zivilblinden bisher nicht zu.

Da verfassungsgemäß die diesbezüglich gesetzgebende Zuständigkeit den Ländern zufällt, hat auch das Land Salzburg, wie die meisten übrigen Bundesländer, ein entsprechendes Gesetz ausgearbeitet, das den berechtigten Wünschen der Zivilblinden Rechnung tragen sollte. Obwohl die Finanzkraft des Landes Salzburg gegenüber anderen Bundesländern wesentlich schwächer ist, wurden in dem vom Salzburger Landtag beschlossenen Blindenbeihilfengesetz, welches mit 1. Jänner l. J. in Kraft getreten ist, doch die Beihilfensätze der meisten anderen Bundesländer, nämlich monatlich S 450.— für Vollblinde und S 300.— für praktisch Blinde, übernommen. Ferner bestimmt das Gesetz, daß der Anspruch auf diese Beihilfe nicht von einer maximalen Einkommensgrenze abhängig ist. Lediglich die österreichische Staatsbürgerschaft, die Vollendung des 18. Lebensjahres und ein Mindestaufenthalt von zwei Jahren im Lande Salzburg werden als Formalvoraussetzung für die Gewährung einer Beihilfe gefordert.

Es kann daher wohl gesagt werden, daß diese gesetzlichen Bestimmungen für alle Betroffenen in Hinkunft eine bedeutende Erleichterung für die Lebenshaltung dieser bedauernswerten Blinden mit sich bringen werden. Die derzeit zirka 120 eingereichten Anträge auf Gewährung einer Blindenbeihilfe werden einer vordringlichen Behandlung zugeführt, so daß bereits mit den ersten Zuteilungsbescheiden gerechnet werden kann.

Die Trauerweide

Sind Menschen Bäume, bin ich Trauerweide,
die mit den Wurzeln an dem Wasser steht,
nach dessen Spiegel sie die Zweige dreht,
die wie gebogen sind von großem Leide.

Sie sind die Falten auf gebauschtem Kleide
von dunklen Frauen, wenn der Wind drinn' weht,
und ihrer Blätter Flüstern ist Gebet,
das leise aufrauscht wie brokat'ne Seide.

Wenn Sturm oft allzufrüh die Blätter raubt
im wilden Schütteln aller ihrer Zweige,
so bricht sie nicht, sinkt tiefer nur im Mute
und hebt sich wieder, wenn auch ganz entlaubt.
Der Zug nach Tiefe liegt in ihrer Neige
und in der Gerte Biegsamkeit der Rute.

Maria Zwinz-Breyer

ILSE OPPEL:

Licht in die Dunkelheit

Um Einblick in die vom **Blindenerziehungsinstitut** geleistete Arbeit zu erhalten, besuchten wir das Anstaltsgebäude im 19. Bezirk, und zwar unangemeldet, an einem Schultag wie jedem anderen. Unsere ersten Eindrücke: Kann ein Haus wirklich so voll Winkelwerk sein, wie dieses Schulgebäude? Bereits das kleine Gäßchen mit den altersgrauen Bauten ist winkelig genug, aber die Wendeltreppen und die schmalen, dunklen Korridore übertreffen es bei weitem.

Ein etwa achtjähriges Mädchen mit Zöpfen hüpft mit bewundernswerter Flinkheit über diese Wendeltreppen. Eine Sehende? Nein, eine Blinde. „'ntschuldigen!" ruft sie, zwängt sich an uns vorüber und hüpft weiter. Dies ist das erste Wunder in der Hofzeile, das uns widerfährt.

Gefährliche Liebe

Sehr freundlich und aufrichtig über unseren Besuch erfreut, begrüßt uns im Direktionszimmer der Anstaltsleiter, Regierungsrat Dr. **Ottokar Wanecek.** „Leider bringen uns viele Eltern ihre Kinder viel zu spät", erzählt er uns. „Im Kindergartenalter muß nämlich die fachmännische Betreuung einsetzen, wenn man das blinde Kind termingerecht mit der Volksschule beginnen lassen will . . ."

Und er schildert uns in bewegten Worten die verhängnisvollen Folgen der Liebe unvernünftiger Eltern zu ihrem blinden Kind: Dreijährige verbringen daheim oft Tag und Nacht im Gitterbett, weil sie „ja eh nichts sehen". Sechs-, Sieben- und Achtjährige werden von ihren Müttern angekleidet, gewaschen und gefüttert. Kaum, daß sich jemand Zeit nimmt, sich mit ihnen über die für jedes sehende Kind selbstverständlichen Grundbegriffe zu unterhalten. „Aber, bitt' schön, warum denn? Mein Kind ist ja eh blind . . .", sagen diese Eltern dann und das Schreckliche geschieht; das Schreckliche, daß bis auf ihren Sehdefekt völlig normale Kinder jahrelang im Gitterbett dahinvegetieren — zurückgeblieben, stumpf und ohne Initiative, weil es nie jemand gab, der auch nur die geringste Forderung an sie gestellt hätte . . . „In unserem Kindergarten haben wir auch derzeit zwei Überalterte", erklärt uns der Schuldirektor. „Kommen Sie mit, damit Sie den Betrieb im Blindenkindergarten kennenlernen!"

Im Kindergarten

„Kannst du schon zählen, Luise?"

Die Kindergärtnerin ist eine junge Frau mit einer wahren Engelsgeduld. Als wir den Raum betreten, singt sie gemeinsam mit ihren vier Schützlingen ein Lied. Es ist eines jener Lieder, bei denen das Kind den Text mit Handbewegungen begleiten muß. Im richtigen Rhythmus schnellen die Hände eines kleinen Buben auf und nieder, aber ein größerer, dem es eigentlich viel leichter fallen sollte, kommt aus dem Takt. „Er ist schon acht Jahre alt gewesen, aber bei uns ist er erst seit einem halben Jahr", seufzt die Kindergärtnerin.

Dann zeigt sie uns, was ihre Schützlinge gelernt haben. Der kleinste baut einen Turm aus verschieden großen Holzklötzen, der mittlere zerlegt seinen Werkzeugkasten und setzt ihn dann wieder zusammen. Der älteste, der einen schwachen Sehrest hat, ordnet Holzklötze nach den Farben, und das kleine

Mädchen zählt: „Eins, zwei, drei, vier fünf — eins, zwei ...“ Bis zehn zählen, macht ihr noch zu große Mühe. Die Kinder schieben einen Reißverschluß in einem Rahmen auf und zu, sie schließen eine Knopfleiste im Handumdrehen. Dafür können sie sich auch selbst den Mantel anziehen und vorne zuknöpfen, als die Frühstückspause naht. „Auch die Schuhe ziehen sie sich schon allein an“, sagt die Kindergärtnerin voll Stolz. „Gut Ding braucht Weile — aber alle lernen es ...“ Sie lernen es alle. Sogar jene Unglücklichen, bei denen der Sehdefekt von geringer Intelligenz begleitet wird. Die meisten Blindgeborenen sind selbstverständlich so intelligent wie Sehende. Allerdings leidet bei ihnen ein etwas größerer Prozentsatz als bei den Sehenden an Gehirnschädigungen.

Man lernt kochen

Der Maxi wohnt in Wien ...

Sehr interessant ist die Lesestunde in der ersten Volksschulklasse. Jeder Bub hat ein mit Zeilen von Braille-Schrift bedecktes Blatt Papier vor sich liegen und — was in einer ersten Klasse Sehender verpönt ist! — liest mit dem Finger mit. Es klappt wunderbar. Jeder vom Lehrer aufgerufene Bub weiß sofort, von wo an er weiterlesen soll. Besonders eifrige bitten den Lehrer, sie als nächsten dranzunehmen. Es ist nicht anders als in jeder Volksschulklasse.

Geographieunterricht

Auf dem Blatt stehen einfache Sätze, Worte und Folgen von Buchstaben. Sie werden mühelos gemeistert. „Das hast du brav gelesen, Hansl“, sagt der Lehrer, und ein blinder Bub schmunzelt befriedigt vor sich hin.

Was uns besonders auffällt: Die Buben sind sauber und ordentlich gekleidet. Es gibt keine zerzausten, wirren Haarschöpfe, keinen unbeherrschten Gesichtsausdruck, wie man ihn selbst bei manchen blind geborenen Erwachsenen zuweilen findet. Mit der disziplinierten Haltung kleiner Männer sitzen die Buben um den Tisch herum. Man muß genau hinsehen, um ihre Blindheit zu entdecken! Hier und dort greift einer einmal daneben, tastet einer einmal vorsichtshalber nach der Tischkante, aber das ist alles.

Hausmütterchen im Dunkeln

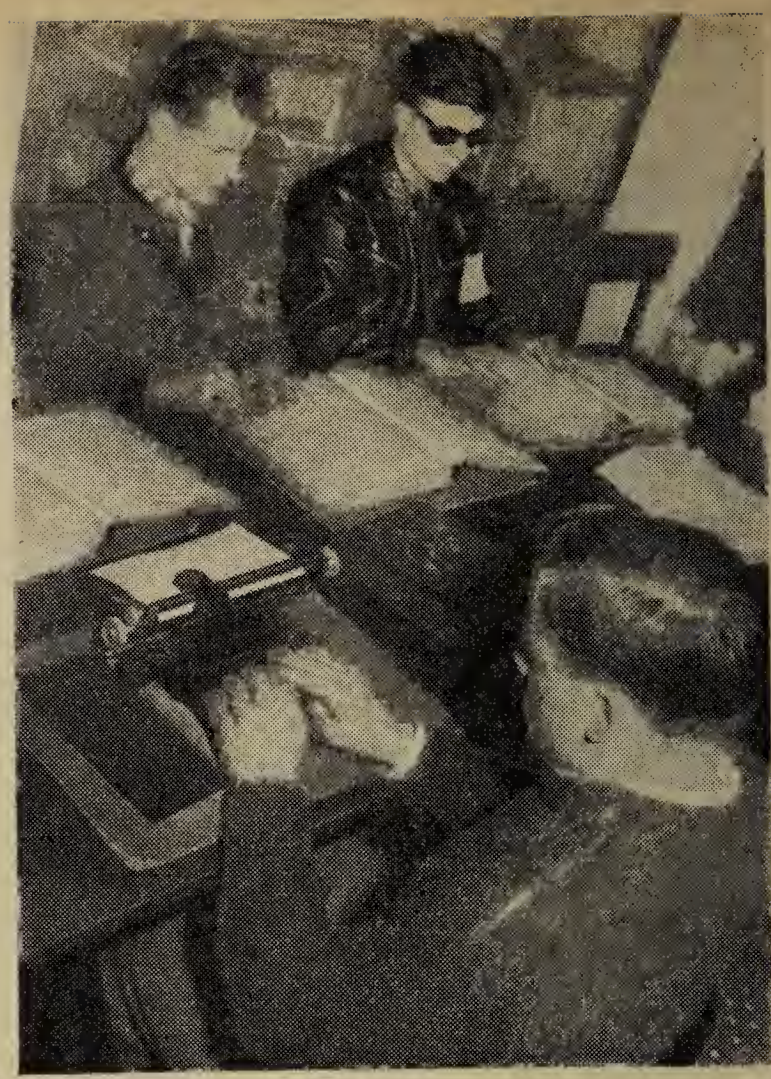
Die größeren Kinder bewältigen in ihren Volks- und Hauptschulklassen den an jeder Normalschule üblichen Lehr-

stoff, wobei das musikalische Talent jedes blinden Kindes weitgehend gefördert wird. Regierungsrat Dr. Wanecek erinnert sich noch an die Zeit vor fünfzig Jahren, als man in Wien die Blinden gruppenweise an einem langen Strick zur Sonntagsmesse in die Kirche schleppte. Nun, diese Zeiten sind endgültig vorbei! Die Zöglinge des Blindenerziehungsinstituts lernen die Überwindung ihrer Scheu vor der Bewegung beizeiten in einem nach modernsten Richtlinien durchgeführten Turnunterricht. Jedes blinde Kind lernt schwimmen und wer will, auch eislaufen. Sie rudern auf der Alten Donau und besuchen regelmäßig Schönbrunn, wo sie ungefährliche Tiere sogar berühren dürfen. Zeltlager blinder Kinder sind keine Seltenheit mehr. Doch die ungeteilte Bewunderung aller Sehenden verdienen wohl die jungen Mädchen, die sich in einem Haushaltskurs auf ihre Pflichten als zukünftige Hausfrauen vorbereiten.

Direktor **Alexander Mell** erwarb in der Nähe von Ybbsitz ein Ferienheim für blinde Kinder. Heute werden dort für blinde Kinder regelmäßig Schullandwochen abgehalten und die Schülerinnen des Haushaltskurses benützen die Gelegenheit, einmal Hausmütterchen zu spielen. Sie kochen und halten das ganze Haus ebenso sauber, wie das eine sehende Musterhausfrau besorgen würde ... „Unsere Mädchen setzen ihren ganzen Stolz in diese Arbeit", sagt der Direktor des Blindenerziehungsinstituts. „Was sie während der Schullandwochen leisten, macht ihnen keiner so bald nach!"

200 Silben pro Minute

Nach der bestandenen Abschlußprüfung folgt die Berufsausbildung. Absolventen der Schule, an denen keine Sonderbegabung festzustellen ist, erlernen in einer eigenen Lehrwerkstätte das Körbeflechten oder Bürstenbinden. Ein feines musikalisches Gehör setzt der Beruf des Klavierstimmers voraus, für den Interessenten ebenfalls in Lehrkursen herangebildet werden. Die Ausbildung für gehobene Blindenberufe aber erfordert die Absolvierung des zweijährigen Kurses



für Stenotypie. „Die Blindenstenographie ist eine weitgehend vereinfachte Punkteschrift", erklärt uns Regierungsrat Wanecek. „Wie viele Silben pro Minute kriegen denn Sie beim Stenogramm mit?" Wir denken eine Weile nach, bevor wir uns entsinnen, daß wir vor Jahren einmal mit Ach und Krach 120 Silben pro Minute schrieben. „Und das war alles? Unsere blinden Stenotypistinnen und Stenotypisten leisten mehr. Sie stenographieren bis zu 200 Silben pro Minute, und in der gleichen Zeit erreichen sie bis zu 300 Anschläge auf der Schreibmaschine."

Auch die blinden Telefonisten sind sehr tüchtig. Nur leider wissen die meisten jener Firmen, die solche Arbeitskräfte brauchen, nichts von der Tüchtigkeit der Absolventinnen und Absolventen von Spezialkursen für Blinde. Andernfalls gäbe es heute in Österreich nämlich mehr als jene 80 Blindentelefonisten, die sich auf diese Art ihr Brot verdienen.

Soziales Licht

„Wir erhellen die Dunkelheit unserer blinden Zöglinge mit dem Licht der Bildung und des Wissens", erklärt uns der

Direktor des Blindenerziehungsinstituts, ehe wir uns von ihm verabschieden. „Wir machen tatkräftige, brauchbare Menschen aus allen jenen, die noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit dazu verdammt gewesen wären, ihr Leben lang auf die Mildtätigkeit der Sehenden zu hoffen. Die blinden jungen Menschen, die unsere Anstalt absolvieren, sind nicht auf Almosen angewiesen. Aber —", hier zögert Regierungsrat Dr. Wanecek ein wenig, ehe er weiterspricht — „die Absolventen unserer Schule fordern nur, daß man sie nicht mutwillig zurückstoße in die Dunkelheit, aus der wir sie gerettet haben ... In anderen Worten: sie brauchen Arbeitsplätze, auf denen sie Gelegenheit erhalten, ihr Können Tag für Tag unter Beweis zu stellen"!

Die Wünsche der Absolventen des Blindenerziehungsinstituts erscheinen uns bescheiden. Sie fordern keine Bevorzugung, kein Mitleid — nur jenes Recht auf Arbeit, das jeder Sehende besitzt. Sie wollen teilhaben an dem sozialen Licht, das für uns alle da ist.

Blindenfürsorge in Großbritannien

Die Blindenfürsorge blickt in Großbritannien auf eine lange Tradition zurück. Die ersten Blindeninstitute wurden bereits im Jahre 1791 gegründet und schon seit dem Jahre 1850 gibt es eigene Blindenwerkstätten. Das Royal National Institute for the Blind (RNIB = Königlich Britisches Blindeninstitut), die Zentralstelle für Blindenfürsorge, wurde im Jahre 1868 gegründet und hatte schon um die Jahrhundertwende den allgemeinen Gebrauch der Braille-Schrift eingeführt. Seit dem Jahr 1920, in dem das erste Blindengesetz erlassen wurde, sind die Bezirks- und Gemeindebehörden für die Blindenfürsorge verantwortlich. Dieses Gesetz, sowie ein Nachtrag zu demselben aus dem Jahre 1938, wurde später aufgehoben und seine Bestimmungen in den „National Assistance Act" von 1948 aufgenommen. Nach einem vom Gesundheitsministerium ausgearbeiteten und gebilligten Plan obliegt es den örtlichen Behörden, vollständige Listen der Blinden ihres Bezirkes zu führen und Heimlehrer anzustellen, deren Aufgabe es ist, die Blinden aufzusuchen und zu befürsorgen, für die Beschäftigung der Blinden entweder mit Heimarbeit oder in Blindenwerkstätten zu sorgen und schließlich auch Blindenheime und Blindenklubs zu unterhalten.

Finanzielle Hilfe

Die Blinden sind in England pflichtversichert und erhalten Krankengeld, Arbeitslosenunterstützung und Altersrente. Eine Blindenzulage bis maximal ö. S 93.60 steht für blinde Personen über 40 Jahre zur Verfügung, deren Einkünfte zwar unter einer gewissen Grenze liegen, die aber noch nicht Altersrentner sind. Arbeitslose Blinde, die nicht versichert sind, bzw. solche, deren Versicherungsleistung oder anderes Einkommen für ihren Unterhalt nicht ausreicht, können vom Nationalen Hilfsfonds (National Assistance Board) wöchentlich Zuschüsse erhalten, deren Höhe unter Berücksichtigung der besonderen Bedürftigkeit blinder Personen fallweise festgesetzt wird. Blinde Heim- und Werkstättenarbeiter erhalten von den örtlichen Behörden eine zusätzliche Unterstützung. Die Blinden sind außerdem von der Zahlung der Rundfunkgebühren befreit und genießen besondere Vorrechte im Postverkehr und bei den Wahlen, die im Gesetz verankert sind.

Berufliche Ausbildung

Eine Anzahl von Körperschaften befaßt sich mit der Blindenfürsorge. Das RNIB bildet Blinde als Physiotherapeu-

ten, Stenotypisten und Telefonisten aus. Es unterhält zwei Mittelschulen, eine Schule für zurückgebliebene Kinder und ein Heim für blinde Kinder von 2 bis 7 Jahren, zwei Wohnheime für die Berufsumschulung später Erblindeter und Heime für alte und taube Blinde. Das Institut vermittelt auch Arbeitsplätze in der Industrie an blinde Arbeiter.

Die Vereinigung zur Vermittlung von Blindenhunden („Guide Dogs for the Blind Association") bildet Blindenhunde aus. Der Britische Rundfunk-Fonds („British Wireless Fund") stellt Radioapparate für Blinde gratis zur Verfügung. St. Dunstans ist eine freiwillige Organisation, die 1951 gegründet wurde und neue Wege in der Umschulung von Kriegsblinden beschritten hat.

Für Blinde besteht die Schulpflicht zwischen dem fünften und sechzehnten Lebensjahr. Es ist die Aufgabe der örtlichen Behörden, alle schulpflichtigen Blinden in den Bezirken zu erfassen und für die Schulung und Ausbildung blinder Jugendlicher bis zum 21. Lebensjahr zu sorgen.

Alle Blindenschulen sind Internate. Mit 16 Jahren gehen diejenigen Jugendlichen, die nicht an den Fortbildungskursen für Musik, Stenographie oder Maschineschreiben teilnehmen, in die Berufsschulen des Erziehungsministeriums über, wo ihre weitere Berufsausbildung erfolgt. In England sind im ganzen 97.000 Blinde registriert, etwa die Hälfte davon stehen zwischen dem sechzehnten und fünfundsechzigsten Lebensjahr. Über 11.000 Blinde sind entweder als Heimarbeiter, in Blindenwerkstätten oder an Arbeitsplätzen, die auf die besonderen Umstände und Hilfsbedürftigkeit der blinden Arbeiter eingestellt sind, beschäftigt. Die übrigen sind als Fabrikarbeiter, Stenotypisten oder Telefonisten, als Musiker, Rechtsanwälte oder Lehrer, Geschäftsleute oder Verwalter tätig, um nur einige der Berufe zu nennen, die den Blinden offenstehen. Etwa zwei Drittel der Blinden im arbeitsfähigem Alter sind ohne Beschäftigung. Es sind aber laufend Bestrebungen im Gange, die Zahl der für die Blinden zur Auswahl stehenden Berufe zu vergrößern und zusätzliche Arbeitsplätze für die Blinden zu schaffen.

Die Ausbildung der Blinden in den Berufsschulen des Arbeitsministeriums umfaßt Telefondienst, Stenographie, Maschineschreiben und leichtere mechanische Arbeiten. Es ist auch vorgesehen, in Spezialkursen der Berufsschulen neue Beschäftigungsmöglichkeiten für Blinde in der Industrie (leichte mechanische Arbeiten) zu finden.

Arbeitsvermittlung

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erstreckt sich die Arbeitsvermittlung für Blinde über ganz England und Wales. Sie wird von den örtlichen Behörden, dem RNIB oder anderen Blindenfürsorgeorganisationen durchgeführt und erfolgt in enger Zusammenarbeit mit den Invaliden-Arbeitsvermittlungsämtern des Arbeitsministeriums. Das Arbeitsministerium trägt bis 75 % der für die Blindenarbeitsvermittlung aufgewendeten Kosten.

Eines der Hauptprobleme der Blindenfürsorge stellt die veränderte Alterszusammensetzung der Blinden dar. Dank der verbesserten Säuglingspflege und Jugendfürsorge ist die Zahl der jugendlichen Blinden stark zurückgegangen. Dagegen aber ist der Anteil der vollständig oder nur teilweise erblindeten älteren Personen an der Gesamtzahl der Blinden ziemlich hoch.

Die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, daß Blinde zahlreiche Arbeiten in Werkstatt und Fabrik zuverlässig und erfolgreich leisten können. Eine Umfrage hat ergeben, daß die meisten arbeitsfähigen Blinden in der Leichtindustrie, und zwar mit Fließbandarbeit, Prüf- und Kontrollarbeiten und mit dem mechanischen Betrieb von Maschinen beschäftigt sind. Das Ergebnis der Umfrage hat weiter gezeigt, daß Blinde in der Lage sind, selbständige Arbeit zu leisten und eine volle Arbeitswoche bei vollem Arbeitslohn — genau wie ihre sehenden Kollegen — zu arbeiten.

HANS JÜLLIG:

273 Jahre Kahlenberg

Milde Sonne leuchtet über der mit hochstämmigen Buchen bestandenen Bergkette, die um die Stadt Wien liebevoll ihren Arm schlingt. Verträumte Rebenhänge wechseln mit Buschwerk und Wiesen, auf denen die fröhlichen Sonntagswanderer lagern und die Jugend sich mit heiterem Spiel vergnügt. Der Kahlenberg, Wiens Hausberg und beliebtes Ausflugsziel und sein edler Nachbar, der um weniges niedrigere Leopoldsberg, spielten in der Geschichte der Stadt Wien stets eine große Rolle. Ursprünglich kahl, dann aber mit viel Liebe aufgeforstet und kaiserliches Jagdgebiet geworden, hieß er wegen der vielen Wildschweine, die hier hausten, „Sau- oder Schweinsberg".

In der Biedermeierzeit ritten die Damen aus den Wiener Bürger- und Adelskreisen auf dem Rücken des Grauohres zur Höhe des Kahlenberges — die Herren der Schöpfung erstiegen ihn mutig mit Bergstock und Wandertasche über der Achsel. Später wurde eine Seilbahn vom Donauufer beim Kahlenbergerdorf auf den Leopoldsberg gebaut und endlich gar trassierte man nach dem Muster des Schweizer Berges Rigi eine richtige Zahnradbahn bis auf seinen Gipfel und baute einen triumphalen Aussichtsturm. Noch lugt seine Zinne über die wogenden Wipfel der Buchen und Eichen — aber niemand besteigt ihn mehr, denn so wie die Seil- und Zahnradbahn, sind auch die 125 Stufen des Turmes verfallen.

Seit einigen Jahren führt eine schöne, ansteigende Autostraße zur Höhe. Hier steht die schlichte Barockkirche aus dem Jahre 1628 und unweit von ihr entweiht ein geräumiger Parkplatz für Auto und Bus die heilige Stille des Wienerwaldes. Hier ist des Volkes wahrer Himmel; das Getümmel um das Kahlenberghotel gleicht demjenigen, das bis vor kurzem nur in den Niederungen des Praters bei Riesenrad, Ringelspiel und Kasperl pulsierte.

In alter Zeit

Tut man jedoch einige Schritte abseits von den gebahnten Wegen, so kann man wie eh und je über Baumwurzeln stolpern und an still verschwiegenen Aussichtspunkten Blicke und Gedanken ins Ungemessene schweifen lassen. Das ferne Rattern der Kraftwagen deutet nur leise den sausenden Rhythmus der Weltgeschichte an, die von jeher dicht um diesen, trotz seiner bloß 483 Meter, sehr bedeutsamen Gipfel brandete.

Der Leopoldsberg

Zuerst wandern wir auf dem Höhenrücken hinüber zum Leopoldsberg, dem eigentlichen Endpunkt der Alpen, an dessen Fuß dicht unten die Fluten der Donau vorüberrauschen. Seinen Namen hat der Berg von Leopold III., dem Heiligen, aus dem Hause der Babenberger, der im Jahre 1101 seine Residenz von Melk hieher verlegen ließ. Von hier aus sieht man über das weite Marchfeld und die zarte Kette des Leithagebirges bis hinüber zu den Voralpen mit dem Schneeberg. Die Chronica Austriae des Thomas Ebendorfer spricht von einem Schloß, „dessen Festigkeit und Kraft so groß gewesen sein soll, daß es einen Herrn von königlichen Schätzen verkündete". Es war „in die Runde gebaut" mit vielen starken Türmen und innen mit marmornen Statuen geschmückt.

In jener Zeit gab es auch schon eine Friedensbewegung, die „Treuga Dei", der „Gottesfriede", den die Kirche zur Bekämpfung des Fehdewesens propagierte. Kaiser Heinrich IV. — wegen seines Ganges nach Canossa bekannt — hat sich auf der Mainzer Synode etwa sechzehn Jahre vor Errichtung dieser Burg für jene segensreiche Einrichtung eingesetzt. Dennoch wurde er selbst das Opfer einer Fehde mit seinem eigenen Sohne Heinrich V. Und in diesem tragischen Konflikt war auch Leopold III. von Österreich verwoben, der erst dem Vater, dann dem abtrünnigen Sohne Gefolgschaft leistete und in den Tagen, als der alte Kaiser unter tragischen Umständen die Augen schloß, dessen Tochter Agnes freite.

„Zu Lüttich im letzten Häuselein, da liegt ein Greis in Todespein", singt **Max von Oere** in seinem, von **Karl Loewe** ergreifend schön vertonten Gedicht „Die Glocken zu Speier." „...Und als der Tod ans Herze kam, da tönt's in Speier wundersam — die Kaiserglocke, die lange verstummt, von selber dumpf und langsam summt." — Wahrhaftig, hier auf dem Leopoldsberg kann man die alten Kaiserglocken summen hören, wenn man sich in die Seele jener Agnes versenkt, die eben damals auf dem Söller ihrer Burg stand, jung vermählt, noch den Brautschleier im Haar. Ein jäher Windstoß entführt ihr den Schleier und trägt ihn hinweg, weithin über die Wipfel des urweltlichen Waldgebietes.

Wochen und Monate vergehen. Agnes hat sich in ihr Turmkämmerchen eingeschlossen. Sie betet für die Seele ihres verstorbenen Vaters. Da pocht es an der Tür — der Gatte, der Verräter ihres Vaters ist es, der um Einlaß bittet. Er bringt den Brautschleier, den er auf der Jagd an einem Holunderbusche hängend gefunden hat. Der Schleier ist vom Regen völlig durchnäßt — das kostbare brabantische Gewebe ist verdorben — doch es ist ein Zeichen zarter Aufmerksamkeit des Gatten. Zum ersten Male nach langer Zeit fliegt ein Lächeln über das Gesicht der Kaiserstochter. Sie legt ihren Arm um den Nacken des Gatten und drückt einen Kuß auf seine Stirn.

„Wie lange willst du noch trauern?" — „Gründe ein Kloster an der Fundstelle, damit die arme Seele meines Vaters den Frieden finde, den er auf Erden vergeblich suchte!" Und so geschah es. Da, wo der Schleier gehangen hatte, entstand das Chorherrenstift Klosterneuburg, der österreichische Eskorial.

Das Veilchenfest

Viele alte Geschichten erzählen von dem mittelalterlichen Veilchenfest, das die Wiener alljährlich auf und um den Kahlenberg veranstalteten. Mit klingendem Spiel zog man aus, und wer das erste Veilchen fand, deckte seine Kappe darüber und durfte den Landesherrn und seine Gemahlin selbst hinführen, um dafür fürstlichen Lohn zu empfangen. Daß bei dieser Gelegenheit einmal etwas anderes, weniger Wohlriechendes, unter die Kappe gelegt wurde und von den üblen Folgen, die sich daran knüpften, berichtet der Minnesänger **Neidhard von Reuenthal.**

Auf dem Kahlenberg vollzog sich im Jahre 1683 der große Umschwung in den Beziehungen von West und Ost: Die Umkehr der Türken aus Angriff und Belagerung in Verteidigung und Flucht. Von der eleganten Terrasse des Kahlenberghotels überblickt man Wien, das ungeheure Häusermeer, aus dem sich wie eine riesige versteinerte Wasserhose der Stephansdom emporringt. Sein 136 m hoher Turm diente während jener Türkenbelagerung den Verteidigern als Auslug.

Historischer Boden

Das von mehreren Brücken überquerte Band des Donaustromes gürtet wie eine breite Schärpe zur Linken die Stadt, um sich ostwärts im Dunste hinter den Hainburger Bergen zu verlieren. Dort liegt Ungarn, die andere Welt, der andere Globus, wie man sagt, mit dem ehemals wilden Reitervolke, um dessentwillen die ganze Voralpenkette entlang die Wachtürme und Burgen ragten, die heute noch als Ruinen das Landschafts-

bild bizarr gestalten — ein ritterliches, kampferprobtes Volk mit einer mächtigen Adels-Oligarchie, die sich sehr früh dem Calvinismus erschlossen hatte. Ungarn war die ungeheure Kornkammer, deren Herrn und Könige zu sein, den Habsburgern durch Jahrhunderte wichtiger war, als die Herrschaft über die vielen österreichischen Erblande. In Ungarn herrschten sie mit fester, oft zu fester Hand und verfolgten den calvinistischen Protestantismus. Hier wechselte erkämpfter Religionsfriede mit gegenreformatorischen Bestrebungen, Aufständen und Freiheitsbewegungen, die so weit ausarteten, daß die feindlichen Parteien des Landes ihre Kriegsgefangenen lebendig spießten oder brieten. Endlich suchten die zum Äußersten getriebenen magyarischen Calvinisten bei der Hohen Pforte Schutz und Hilfe vor der verhaßten Gegenreformation.

Jene Zeit war ungemütlich und unfriedlich, fast wie die unsere. In Frankreich herrschte der Sonnenkönig, der unter den künstlichsten Vorwänden über seine Nachbarn herfiel. Er sandte dem schwarz-gelben, gleich ihm katholischen Doppeladler Österreichs den mohammedanischen Halbmond in den Rücken und schickte dem aufrührerischen evangelischen Kurutzen Tököly katholische polnische Hilfsvölker unter französischer Führung. Der katholische Kaiser aber bediente sich der deutschen Protestanten des Reiches gegen Frankreich und so kam es, daß in diesem Hexenkessel allgemeiner Verwirrung Evangelische im Westen für den Katholizismus, im Osten für den Islam ihr Leben ließen.

Die Türkenbelagerung

Als der türkische Großwesir Kara Mustafa am 12. Juli 1683 mit 275.000 Mann im Namen seines Sultans Mohammed IV. die Stadt Wien zu belagern begann, da leisteten ihm die Calvinisten Tököly und Teleky mit ihren Kurutzen begeistert Heeresfolge.

Vorerst war Kaiser Leopold geflohen und die Wiener waren sich selbst überlassen. Es will schon etwas heißen, durch 61 Tage von einem Feinde belagert zu werden, dessen Unerbittlichkeit und Grausamkeit erst im 20. Jahrhundert wieder ihresgleichen fand. Die Not der Stadt war groß. Doch die Lebensmittelpreise behielten erstaunlich niedrige Ziffern: 1 weiße Semmel von 8 Lot = 1 Kreuzer, 1 Pfund Rindfleisch = 7 Kreuzer, Leber = 3 Kreuzer, 1 Paar Hühner = 24 Kreuzer, 1 Maß Wein vom besten =

Osterbescherung

So wie jedes Jahr wird auch diesmal eine Bescherung der Mitglieder der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten zu Ostern stattfinden. Dieser gute Brauch wird von allen lebhaft begrüßt. (Obige Bilder entstammen der Osterbescherung 1956)

= 10 Kreuzer, ein ein- bis dreipfündiger Laib Brot = 4 bis 6 Kreuzer. Die zahlreichen Ausfälle und Barrikadenkämpfe verursachten tausende Tote und Verwundete. Endlich rissen die Türken durch Minen Breschen in die Basteien und arbeiteten sich bis unter die Minoritenkirche vor. Wien stand vor dem Fall.

Am 10. September gegen Abend schwamm ein Reiter im Auftrage des Kommandanten Ernst Rüdiger v. Starhemberg durch die Donau. „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr — ja keine Zeit mehr verlieren!" stand auf dem Zettel, den der triefende Mann dem Herzog Karl v. Lothringen überbrachte.

Kurz darauf stieg am Hermannskogel eine reiche Garbe von Raketen empor. Noch 24 Stunden währte es, bis sich das 84.000 Mann starke Entsatzheer auf der Kette des Kahlengebirges zur Schlacht geordnet hatte. Seine Anwesenheit genügte, um Kara Mustafa zu veranlassen, seine Truppen von Wien ab- und den neuen Angreifern zuzuwenden. Um Mitternacht vom 11. zum 12. September war das Entsatzheer zum Kampf bereit. Beim Morgenrot segnete der Kapuzinermönch **Marcus d'Avianus** im Josefskirchlein auf dem Kahlenberg die Kämpfer. Der mit 26.000 Mann zur Hilfe herbeigeeilte Polenkönig Johann Sobieski fand sogar noch Zeit, seinen Sohn daselbst zum Ritter zu schlagen und eine lange Ansprache zu halten. Dann wurde durch 5 Kanonenschüsse das Zeichen zum Generalangriff gegeben, und die Heeressäulen stürmten durch die Waldungen und Weinberge von Nußdorf, Grinzing, Sievering und Dornbach in die mit Türken angefüllten Engpässe. So fanden 25.000 krummsäbelige, turbantragende Janitscharen — nebenbei gesagt, mohammedanisierte Christensöhne — den Tod. Die Entscheidung brachte nach siebenstündigem Kampf die Erstürmung der hochgelegenen türkischen Redoute bei den Dörfern „Währing" und „Weinhaus". Wo heute im lieblichen hügeligen Türkenschanzpark fröhliche Kinder spielen, da drangen damals todesverachtende bayrische, fränkische und württembergische Hilfstruppen unter Führung des Herzogs von Lothringen gegen 10 unaufhörlich feuernde Kanonen in den linken Flügel des türkischen Heeres ein, um ihn aufzurollen.

An anderer Stelle drang der Polenkönig mit den Seinen siegreich vor und erbeutete das kostbare Prunkzelt Kara Mustafas bei St. Ulrich mit einer baren Summe von 2 Millionen in Gold, seinem Leibpferd und seiner geheimen Kanzlei. Unter fröhlichem Trompeten- und Paukenschall drang Prinz Ludwig v. Baden bis zum Schottentor vor und räumte gemeinsam mit Wiens Besatzung die türkischen Stellungen aus.

Diese und viele andere Geschichten erzählt der liebe Kahlenberg, an dessen Fuß die größten Heroen der Ton- und Dichtkunst so gerne weilten.

HERBERT LIEGL:

„Ich gehe ins Kino"

Sie werden sich vielleicht fragen: „Was macht denn ein Blinder im Kino?" Sie brauchen sich diese Frage nicht zu verkneifen, denn meine guten Ohren tragen sie mir oft genug zu, wenn sie andere Kinobesucher etwas erstaunt stellen. Ich gehe aber, ehrlich gesagt, sehr gern ins Kino. Und was man gerne tut, macht man bekanntlich auch oft. Natürlich gehe ich nicht ins Kino, um mit einer Freundin 2 Stunden im Dunkeln zu sitzen, denn dunkel ist es um mich herum ja immer. Ich möchte den Film genießen. Wie mir dies trotz meiner Blindheit möglich wird, will ich hier erzählen.

Naturgemäß ist der Film ein optisches Kunstwerk. Zum Glück für uns Blinde nehmen es aber die meisten Regisseure damit nicht so genau. Vielleicht wollen sie auch die Bequemlichkeit der Zuschauer unterstützen. Denn ein Filmwerk, das nur durch das Bild wirkt, stellt an das Publikum zu große Anforderungen. Daher unterstreicht und ver-

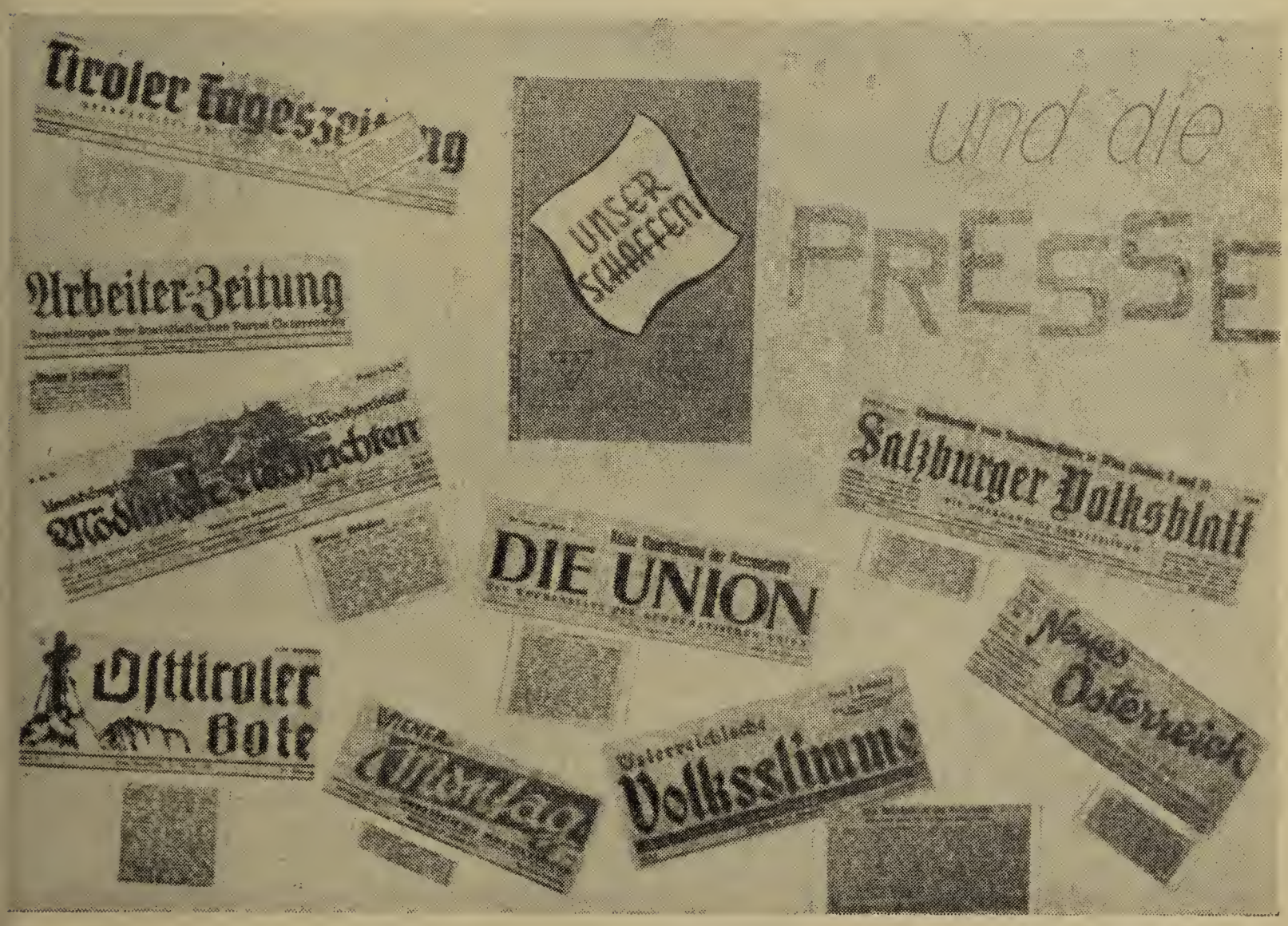
stärkt man das Bild noch durch das gesprochene Wort und die Begleitmusik.

Hier setzen also die Hilfsmittel ein, die auch einem Blinden das Erlebnis „Film“ zugänglich machen. Wenn also in einem Film viel gesprochen oder musiziert wird, dann kommen wir ganz schön mit. Wenn ich daher die Stimme eines Menschen höre, sehe ich denselben sofort deutlich vor mir. Und zwar — auf Grund seiner Stimme — mit einem ganz bestimmten Gesicht, das, sobald dieselbe Stimme wieder erklingt, ebenso fix vor meinem inneren Auge wieder erscheint. Obwohl ich die Schauspieler also gar nicht sehen kann, „sehe“ ich doch während der ganzen Handlung diese Menschen vor mir. So wird der Film für mich doch auch zu einem „gesehenen“ Erlebnis. Dies allein würde vielleicht den gesamten Eindruck noch nicht vollständig ergeben. Daher ziehe ich noch andere Hilfsmittel heran.

Falls Sie nämlich im selben Kino sitzen, so benütze ich Sie — natürlich ohne daß Sie es merken — zur Übermittlung verschiedener Eindrücke, die ich selber nicht wahrnehmen kann. Wenn Sie z. B. vor Schreck den Atem anhalten, erleichtert aufatmen, heimlich kichern oder laut auflachen, dann sagt mir dies oft mehr, als die Begleitmusik des Films. Ein Kino ohne Besucher würde meinen Anteil am Film also bedeutend schmälern. Natürlich kann eine Begleitperson durch manchen kleinen Hinweis das „Mitkommen“ mit der Handlung des Films erleichtern.

So gelingt es mir fast immer, einen Film lückenlos zu erleben. Vielleicht deckt sich das Bild, das ein Blinder von einem Film bekommt, nicht immer mit dem, das der Sehende mit nach Hause nimmt. Aber nehmen nicht die Menschen im allgemeinen das Dargebotene verschieden auf? Wenn Sie also wieder einmal einen Blinden ins Kino gehen sehen, dann wundern Sie sich nicht darüber, sondern freuen Sie sich mit ihm, daß er auch teilhaben kann an der schönen Kunst des Films!

Die Presse über „Unser Schaffen”



Wir bauen
und liefern

TURBINEN
PAPIER-MASCHINEN
GETRIEBE

für den Inlandsbedarf
und für den Export

J. M. VOITH
ÖSTERREICH

Auch Sie

können einem Blinden Arbeit geben, wenn Sie die Blindenwaren unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.

Die Bürsten, Besen, Pinsel, Matten, Korbwaren und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telefonische Bestellung.

die echten

erkennt man an diesen Schutzzeichen

Joka-Werke, Johann Kapsamer KG
Schwanenstadt (Oberösterreich), Wien, Innsbruck, Graz

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

Klavierstimmer

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs
Wien XII, Singrienergasse 19
Telefon R 32-0-81

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII, Singrienergasse 19. Druck: Franz Libal KG, Wien XV, Goldschlagstraße 12

Verstärkte Nummer! 32 Seiten!

Nationalrat Dr. Koref, Professor Dr. Nüchtern, Dr. Kainrath

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Hörbücherei für Blinde
Der Kamerad
Anton Franz Mesmer
Die gewonnene Schlacht
Ich bin eine blinde Telephonistin
Das Ideal der Vornehmheit
Ich bau' mir ein kleines Haus

JAHRGANG HEFT 5 MAI 1957 PREIS S 3.50

HÖRBÜCHEREI FÜR BLINDE

In der letzten Zeit ist sehr viel die Rede von der Schaffung einer Hörbücherei für Blinde. Sicher haben sich die Blindenfreunde gefragt, was es damit für eine Bewandtnis habe. Es handelt sich dabei keinesfalls — wie es da und dort angenommen worden ist — um gewöhnliche Bücher, welche durch ein kunstvoll erdachtes System den Blinden hörbar gemacht werden sollen oder können. Nein, so weit sind wir noch lange nicht. Die Blinden haben das Bedürfnis und den Wunsch, mit ihrer Umwelt einen innigen Kontakt herzustellen und am kulturellen, sozialen und politischen Leben der modernen Gesellschaft teilzunehmen.

In früheren Jahrhunderten war ihnen dies ganz unmöglich, weil sie als Analphabeten dahinlebten und von der Welt nicht mehr wußten, als das, was ihnen gutherzige Menschen vermittelten. Mit der Entstehung der Blindenschrift, dem Sechspunktesystem, von dem berühmten französischen Blinden *Louis Braille* erdacht, begann der geistige und gesellschaftliche Aufschwung der Blinden. Es wurde ihnen möglich, Bücher zu lesen und auch selbst die Blindenschrift im Verkehr mit anderen Schicksalsgefährten zu verwenden.

Die Erlernung der Brailleschen Punkteschrift ist für blinde Kinder, welche in einem Blindeninstitut ihre Ausbildung erhalten, ein Kinderspiel und nicht selten erreichen sie im Leben eine solche Fertigkeit und Geschwindigkeit damit, daß sie es ruhig mit einem Vollsehenden, der aus einem Buch vorliest, aufnehmen können. Ganz anders liegen die Dinge aber bei den später Erblindeten, also bei jenen Menschen, die eine normale Schulausbildung erhielten und auch schon einen Beruf ausgeübt haben. Es erfordert dann schon eine große Energie und Willenskraft von ihnen, um die Blindenschrift noch zu erlernen. Bei Menschen, welche schon in vorgerücktem Alter erblinden, ist diese Mühe oftmals vergeblich.

In dankenswerter Weise wurde durch gesetzliche Maßnahmen die materielle Position der Blinden in Österreich in den letzten Jahren wesentlich verbessert, jedoch blieb durch das Fehlen von weiteren Bildungsmöglichkeiten ein Vakuum in ihrem Leben, welches schmerzlich empfunden wird. Nicht immer stehen dem Blinden Menschen zur Verfügung, die genügend Zeit haben oder die bereit sind, aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen. Gewiß, durch das Radio ist auf diesem Gebiet eine Erleichterung geschaffen worden, doch der Blinde lebt gewöhnlich im Familienverband und muß beim Radiohören auch auf die anderen Familienmitglieder Rücksicht nehmen.

Seit einigen Jahren bestehen in mehreren europäischen und außereuropäischen Ländern wertvolle Einrichtungen, welche durch die technische Entwicklung ermöglicht wurden — „Hörbüchereien für Blinde".

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, was ein „Tonband" bzw. ein „Tonbandgerät" (Magnetophon) ist. Mittels dieses Gerätes können Aufnahmen gemacht und auch wiedergegeben werden.

Leider sind diese Geräte noch kostspielig, aber verschiedene Stellen, darunter vor allem das Sozialministerium, haben sich bereit erklärt, die Schaffung einer zentralen Hörbücherei für Blinde zu finanzieren. Es sollen Bandaufnahmen gemacht werden. Vor allem ist an die Vorlesung aus guten Büchern gedacht, wobei mit der Mitwirkung prominenter Sprecher von Film, Theater und Rundfunk gerechnet wird. Jene Blinden, welche ein Abhörgerät besitzen, erhalten ein Verzeichnis aller vorrätigen Aufnahmen, wobei auch die Dauer der Vorlesung angegeben wird. Darnach können sie ihre Bestellung machen. Es wird aber auch möglich sein, daß die Tonbänder von den Blinden zur Abwicklung ihres Kontaktes mit Sehenden und Blinden im In- und Ausland verwendet werden können. Das gesprochene Wort ist ja dem Blinden immer von besonderer Bedeutung.

Ohne Unterschied der Zugehörigkeit zu einer Blindenorganisation, ohne Unterschied, ob es sich um Kriegs- oder Zivilblinde handelt: Allen Blinden wird diese Einrichtung offenstehen und die verschiedenen Blindenorganisationen haben sich bereit erklärt

ihren Mitgliedern den Ankauf von Abhörgeräten durch bequeme Teilzahlungen zu ermöglichen. Große Summen werden dafür notwendig sein, aber es handelt sich ja dabei um eine gute Sache. Blinde Menschen, die auf so vieles im Leben verzichten müssen, werden die Erfüllung eines jahrelangen Wunschtraumes erleben, wenn sie durch die Hörbücherei Ablenkung und Zerstreuung finden.

Österreich wird mit der Hörbücherei für Blinde in der Reihe jener Kulturstaaten stehen, die erkannt haben, daß es zu den schönsten und edelsten Aufgaben eines Volkes gehört, alles Erdenkliche zu tun, um seinen blinden Bürgern in einer Welt, die für das Sehen und nicht für das Blindsein geschaffen ist, zu helfen. Kein Opfer, und wäre es noch so groß, darf die maßgebenden Stellen davon abhalten, wenn es darum geht, Licht in Ton umzusetzen. Möge es dem Zusammenwirken aller Beteiligten, Interessierten und Helfer recht bald gelingen, den großen Wissensdurst aller Blinden zu befriedigen.

An „Unser Schaffen"

„Für die Übersendung von drei Heften Ihrer Monatsschrift ‚Unser Schaffen' danke ich Ihnen bestens. Ihre Zeitschrift ist gut und reichhaltig. Besonders wichtig erscheint es mir, daß durch die vielen praktischen Beispiele, aber auch in einer Reihe von Beiträgen — darunter der bekannte, geradezu aufwühlende Erlebnisbericht Helen Kellers! — die Blinden immer wieder ermutigt werden, insbesondere auch in der Richtung, daß sie auch im Wirtschaftsleben wertvolle Mitglieder der Gemeinschaft sein können. Hoffentlich wird ‚Unser Schaffen' weitgehende Verbreitung finden."

Nationalrat Dr. Ernst Koref
Bürgermeister von Linz

„Ihre Zeitschrift zu lesen ist eine wahre Freude. Aus jeder Seite spricht ungebrochener Lebensmut, ein gesunder Optimismus und der Wille, mit einem schweren Schicksal aus eigener Kraft fertig zu werden.

Das jeden Körperbehinderten belastende Gefühl, nicht voll einsatzfähig zu sein, nehmen Sie den Blinden dadurch, daß Sie zeigen, welche Hilfsmittel, Fürsorgeeinrichtungen und Hilfsquellen ihm zur Hilfe und Ausbildung zur Verfügung stehen, insbesondere aber, welche zahlreichen Möglichkeiten zur Leistung vollwertiger, wertvoller Arbeit dem Blinden gegeben sind, in welcher Weise er sich unter Berücksichtigung seiner Fähigkeiten in das pulsierende Leben einordnen kann, und daß er nicht abseits zu stehen braucht. Schon der Titel ‚Unser Schaffen' zeigt dieses Bestreben und unterstreicht, daß die Leistungen der Blinden auf ihren Gebieten wert sind, sie besonders zu erwähnen. Daß es sich nicht um bloße Behauptungen handelt, zeigen die von der Zeitschrift ‚Unser Schaffen' dafür immer wieder gebrachten Berichte über die Tätigkeit der Blinden im Beruf. Die Zeitschrift stärkt damit dort, wo sonst nur allzu leicht Verzweiflung und Schwermut einkehren, das Bewußtsein des eigenen Könnens und Wertes, das eine Voraussetzung der Zufriedenheit ist.

Die Zeitschrift zeigt aber auch den mit den Problemen der Blinden nicht vertrauten Kreisen, daß Blindheit keineswegs mit Unbeholfenheit oder Unbrauchbarkeit gleichgesetzt werden darf, daß vielmehr beste Arbeit auf vielen Gebieten von Blinden geleistet wird oder geleistet werden kann. Ist dieses Wissen erst einmal Allgemeingut geworden, dann wird automatisch an Stelle des wahllosen, manchmal verletzenden Mitleides die Anerkennung der Leistung, Entgegenkommen und selbstverständliche Rücksichtnahme treten.

Die Zeitschrift ‚Unser Schaffen' verdient mit vollem Recht, als Freund und Helfer der Blinden angesprochen zu werden."

Dr. Reinhold Enge
Rat des Oberlandesgerichtes

KURT KLEBERT:

Körperbehinderte als wertvolle Mitarbeiter

Unter diesem Titel ist im Eigenverlag des Landesarbeitsamtes Wien im Auftrage des Bundesministeriums für soziale Verwaltung eine Broschüre von *Karl Brandstätter* erschienen. Der Verfasser hat sich bemüht, in 31 Seiten das festzuhalten, was für Unternehmer und Betriebsräte wertvoll ist, um Körper- und Sinnesbehinderte in den Betrieben richtig einzusetzen.

Der Arbeitsplatz ist im allgemeinen der Lebensinhalt jedes Menschen. Es hat wohl jeder das Bedürfnis, zu arbeiten, und insbesondere der Sinnes- und Körperbehinderte. Viele Unternehmer halten es für ausgeschlossen, in ihrem Betriebe einen Behinderten zu beschäftigen. Sie sind der Meinung, ihm die Arbeit in ihrem Betriebe nicht zumuten zu können und lassen sich von falschem Mitleid leiten. Aber die Broschüre zeigt ihnen deutlich, wie leicht und wie nutzbringend für den Betrieb ein Behinderter eingestellt werden kann. Er leistet, auf dem richtigen Platz eingesetzt, vielleicht mehr als mancher Gesunde.

Es wäre gut, wenn Unternehmer und Betriebsräte Werkstätten und Betriebe besuchten, in welchen die Behinderten beschäftigt sind. Es ist allen, die nicht direkt mit Behindertenbetrieben in enger Verbindung stehen, unangenehm, darin Einblick zu nehmen, und, wie es schon manchmal zum Ausdruck gebracht wurde, soviel Leid auf einmal zu sehen, unangenehm, sich in solch einen Betrieb zu bequemen.

Vorträge und Broschüren sind zwar lehrreich, aber sie zeigen nicht, wenn sie sich auch auf dieses Problem beziehen, das Leid und die Not in der vollen Größe. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre hat in seiner Darstellung das Problem der Beschäftigung von Lichtlosen in markanter Form glücklich herausgearbeitet.

In seiner langjährigen Tätigkeit als Referent des Arbeitsamtes für Körperbehinderte mußte er die traurige Erfahrung machen, daß unter den Behinderten die Blinden am schwersten zu vermitteln seien. Einerseits liegt das daran, daß Blinde bis vor relativ kurzer Zeit in den althergebrachten Berufssparten ausgebildet wurden. Erst nach dem ersten Weltkrieg hat man zaghafte Versuche unternommen, Blinde als Schreibkräfte und Telephonisten auszubilden und diese in Büros und Betrieben unterzubringen. Durch die Aufgeschlossenheit einiger Leiter von Großbetrieben ist es gelungen, Blinde an Maschinen, Prüfstellen und an Sortiertischen zu beschäftigen. Der Mangel an Arbeitskräften im zweiten Weltkrieg hat dazu geführt, daß die Blinden in verstärktem Maße in der Industrie beschäftigt wurden. Die Hochkonjunktur der letzten Jahre hat jedoch erschreckend gezeigt, daß trotz Mangel an Arbeitskräften relativ viele Behinderte, und besonders viele Blinde, beschäftigungslos blieben. Dies mag wohl auch ein Grund zur Herausgabe der vorliegenden Broschüre gewesen sein, die damit jedem Interessierten wärmstens empfohlen wird.

Erlebnis im Frühling

Professor **Luigi Kasimir**, der große österreichische Radierer, hat in seinem schönen Grinzinger Heim wohl schon viele bedeutende Gäste empfangen. An einem milden Frühlingstag war es aber bestimmt das erste Mal, daß einige Blinde bei ihm zu Besuch weilten.

Bald ergab sich eine angeregte Unterhaltung zwischen dem liebenswürdigen Künstlerehepaar und seinen blinden Gästen. Seit vielen Jahren zählen Professor Kasimir und seine Gattin zu den guten Freunden und Helfern unserer Organisation, und die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs erblickte in der Einladung des Professors eine große Auszeichnung.

Die überaus lebendigen Schilderungen des Künstlers schenkten uns, trotz des fehlenden Sehvermögens, ein tiefes Erlebnis seiner Kunst. Wir durften auch die für die Radierungen benötigten großen Kupferplatten betasten und erhielten dadurch eine Vorstellung von der Entstehung einer Radierung. Als die blinden Gäste von ihrer Organisation und der zielbewußten Arbeit zur Verbesserung der harten Lebensbedingungen blinder Menschen erzählten, machte dies auf Professor Kasimir und seine Gattin sichtlichen Eindruck. So wurde dieser Besuch für die Sehenden wie für die Blinden zu einem schönen Erlebnis.

Blinde Kunstgewerblerin weist Leidensgenossen neue Wege

Wir bringen hier die Geschichte der Engländerin Jean Suggit, die mit 28 Jahren ihr Augenlicht verlor und nun erzählt, wie ihr die britische Blindenfürsorge ermöglichte, einen neuen Beruf zu ergreifen. DIE REDAKTION

Kurz nach meinem 28. Geburtstag erblindete ich und mußte meinen bisherigen Beruf aufgeben. Ich wurde in die Blindenliste meines Bezirks aufgenommen und schon sehr bald danach von einem Heimlehrer besucht, der mich Braille-Schrift lesen und schreiben lehrte. Bald darauf besuchte mich auch ein Beamter des Royal National Institute for the Blind (RNIB = Königl. Britisches Blindeninstitut), um mit mir meine Zukunft zu besprechen.

Ich war nicht sehr zuversichtlich, als ich in das Umschulungsheim in Torquai (Südengland) aufgenommen wurde. Aber wenige Monate in diesem wunderschönen Heim, unter der Anleitung freundlicher Menschen, teils ebenfalls Blinde, halfen mir, mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden und meine Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Maschinschreiben zu vervollkommnen. Im Heim hatten wir auch Gelegenheit, verschiedene Handfertigkeiten zu lernen und in einer Werkstatt wurde unsere Eignung für mechanische Verrichtungen geprüft. Leider stellte sich bald heraus, daß ich für eine Beschäftigung in der Industrie gänzlich ungeeignet war und ich verlor den letzten Rest meines Selbstvertrauens.

Nach etwa einem Monat kam ich in die Töpferwerkstatt. Nach einigen vorbereitenden Übungen wurde mir ein Stück Ton in die Hand gedrückt, mit der Aufgabe, daraus nach einer Vorlage einen Hund zu formen. Das machte zuerst Schwierigkeiten und ich zweifelte

Einige selbstverfertigte Figuren

oft daran, jemals etwas Ordentliches zustande bringen zu können. Und dann hatte ich eines Tages etwas Eigenes ohne Vorlage geschaffen. Das gab mir wieder Mut und nun entstanden, eine nach der anderen, Figuren nach meinen eigenen Ideen. Die Lehrer lobten meine Arbeit, und ich faßte den Entschluß, die Töpferei als Beruf zu ergreifen. Die Beamten des Arbeitsministeriums und des RNIB begrüßten meinen Entschluß und ein bekannter Keramiker wurde um seine Meinung über meine Arbeiten befragt. Sein Urteil fiel positiv aus. Dies überzeugte die Behörden davon, daß der Beruf einer Keramikerin für mich ein gangbarer Weg sei und eine Erwerbsmöglichkeit bedeuten könne. Ich besorgte mir Ton und begann, Keramikfiguren herzustellen. Beim Brennen der Figuren war mir ein Lehrer der Londoner Städtischen Kunstgewerbeschule behilflich.

Von meinem Bezirksamt wurde ich als Heimarbeiterin registriert und erhalte nun eine wöchentliche Zulage von 162 ö. S, die unverändert bleibt, solange mein Verdienst den Betrag von 252 ö. S wöchentlich nicht übersteigt.

Arbeitsministerium und Bezirksbehörden haben sich in die Kosten für die Anschaffung eines elektrischen Ofens für das Brennen und einer Töpferscheibe geteilt. Die Bemalung meiner Figuren besorgt meine Mutter nach meinen Angaben, denn ich „sehe" Farbe und Form meiner Figuren vor mir. Anfangs wurden meine Sachen hauptsächlich von meinen Freunden und Bekannten gekauft, aber jetzt kaufen sie auch schon viele Menschen, die von meinem Schicksal nichts wissen.

Ich bin mir darüber im klaren, daß ich eine Art von „Versuchskaninchen" darstelle und hoffe, daß die Erfahrungen, die ich bzw. die man mit mir gemacht hat, dazu dienen mögen, vielen meiner Leidensgenossen einen neuen Weg zu weisen.

ANNA LAUBE:

DER MOZARTBRUNNEN IN WIEN

Wenn ich vor dem Mozartbrunnen stehe, dann fällt mir immer die rührende Geschichte seiner Entstehung ein.

In einer kleinen Gesellschaft erklang das schöne Lied „Schlaf ein, mein Leid" von dem leider allzufrüh verstorbenen Komponisten **Fritz Egon Pamer.** „Wissen Sie die Geschichte dieses Liedes?" fragte der Vater des Komponisten, ein in Wien bekannter Kunstkenner. „Wenn nicht, will ich Ihnen eine Episode erzählen, die sich etwa anfangs der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ereignet hat. Stellen Sie sich einen festlich beleuchteten Ballsaal vor, bezaubernde Walzerweisen erklingen und Mädchen und Frauen in berückenden Toiletten wiegen sich mit ihren Partnern im Dreivierteltakt. Plötzlich sagt ein bildschönes, etwa siebzehnjähriges Mädchen zu ihrem Tänzer ‚Warum spielt denn die Musik noch? Alle Lichter sind doch längst ausgelöscht?' Der junge Mann erschrickt. Strahlendes Licht geht von den Kronleuchtern aus und fällt auf ein Antlitz mit erloschenen Augen. Seine Tänzerin war plötzlich erblindet, im Ballsaal erblindet, in ihrer schönsten Jugendblüte!

Aus diesem Tänzer wurde ein bekannter Bildhauer. Die Blinde liebte er über alles und nahm sie zur Frau. Klingt es nicht wie ein Wunder, daß wir sie noch heute in der ganzen Lieblichkeit ihrer siebzehn Jahre sehen können? Der Mozartbrunnen auf der Wieden stammt von jenem Bildhauer, **Wollek,** und er formte die Papagena genau so, wie er seine Tänzerin in Erinnerung hatte, in unvergleichlicher Anmut und Grazie. Das junge Mädchen aber wurde eine Seherin mit innerer Schau, die Dichterin **Nesti Lyro-Wollek,** und das erste Gedicht, das sie in der Nacht ihrer Blindheit schrieb, ist das Lied ‚Schlaf ein, mein Leid!'

Werden Sie jetzt, nachdem Sie die Geschichte kennen, nicht auch den Mozartbrunnen mit Rührung betrachten?"

ROSE PERZ—SCHÖNEGGER:

DER KAMERAD

Vom Schicksal wurden sie förmlich zusammengeschleudert. Ein Mann und ein vierzehnjähriger Junge.

Es war in den letzten Tagen des ersten Weltkrieges in einem kleinen Ort in Frankreich. Seit Tagen tobte der Kampf. Da und dort sah man aus abgebrannten Häusern Flammen herauszüngeln. In einer flachen Bodenwelle stand eine halbe Hausruine und eine Scheune gleich einem zusammengefallenen Kartenhaus. Alles schien erstorben — kein menschliches Wesen, nur verwüstetes Land. Da wankte ein Mensch, der auf freiem Felde gelegen hatte und anscheinend verwundet war, gehetzt wie ein gejagtes Wild der Scheune zu, und mit dem Aufwand seiner letzten Kraft fiel er auf den Rest von Heu in die Dunkelheit der Hütte. Alles blieb still. Draußen versank der Tag — die Dämmerung warf lange Schatten auf das verwüstete Land, als wollten sie die Greuel und Frevel, welche dem Sinn des Lebens Hohn sprachen, bedecken.

Wie lange der Gehetzte — nennen wir ihn Jean — gelegen haben mochte, wußte er nicht. Die Mondsichel lugte durch die Dachsparren und die Sterne blinzelten vom Himmel, als wäre kein Kriegsgreuel, sondern tiefer heiliger Friede. Nur manchmal hörte man wie aus weiter Ferne vereinzelt Schüsse, welche die Stille durchbrachen. Der Nachtwind spielte mit einigen Brettern, welche von der Türe noch übriggeblieben waren — ein Wrack des Krieges, das wie ein anklagendes Memento in seinen Bewegungen aufknarrte. Wie wohltuend — endlich Ruhe — nicht denken müssen, sonst müßte man verzweifeln — es hinausschreien in die Nacht und Gott rufen — warum, warum dies alles — ? Haben die Menschen ihre Menschlichkeit vergessen? Ohnmächtig ist der Einzelne gegen die Übermacht der Bestie. Und wie Jean durch das klaffende Scheunedach blickte, empor in die Unendlichkeit, stieg es ihm heiß auf in die Augen. Wo bin ich — ?

Er war zu schwach, um sich zu erheben. Seine Wunde schien schwer zu sein; der Blutverlust schwächte ihn derart, daß er sich nicht erheben konnte. Lang und heiß war heute der Tag, der Kampf aufreibend und erbittert. Jean hatte Durst — wo waren sie alle hingeraten, die Freunde und Feinde? Es übermannte ihn eine solche Mattigkeit, daß er nicht denken konnte. Nur schlafen — schlafen wollte er, nie mehr erwachen. Wie schön wäre dies, wenn nur der quälende Durst nicht wäre; der ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Auch eine quälende Unruhe war in ihm, als sei noch jemand im Raum — ungreifbar — jemand, der ihn anschaute aus dem Nichts — ihn beobachtete. Aber er konnte sich nicht erheben, um sich Gewißheit zu verschaffen. Doch er fühlte es — er war nicht allein.

Plötzlich raschelte es neben ihm im Heu — und zwei große Augen blickten auf ihn herab — das Gesicht verschmiert von Schmutz und Elend. Ein Junge, kaum noch ein Kind; denn das Kriegselend hatte ihn früh gereift. Er wußte und sah zuviel von dem menschlichen Elend. Aber an seinem Herzen war alles abgeglitten wie die Tropfen an den Scheiben. Er blickte Jean an, lange — fast traurig und flüsterte ihm zu. „Ich bringe Wasser.“ — Dann umgab Jean wieder tiefe Stille. Nur die geflüsterten Worte standen noch im Raum. Jean wußte nicht, hatte er geträumt, oder war diese Begegnung — Wirklichkeit.

Dann kam er — Johannes, der Junge — zurück. In der Hand hielt er einen Scherben von einem Gefäß, kniete sich zu Jean nieder. Mit der andern Hand half er dem Verwundeten, sich aufrichten. Dann gab er ihm zu trinken. Keiner wußte vom andern, ob es ein Freund war oder ein Feind. Tiefste Menschlichkeit war das Verbindende. Jean mußte lächeln und war unsagbar glücklich. Ein Mensch, noch ein Kind — und er vergaß alle Schändlichkeiten der Welt, da er diesen Augenblick erleben durfte. Es war eine Stunde, die eine Kameradschaft erblühen ließ, die alles überdauern sollte, was das Leben barg. Sie waren Freunde — Kameraden geworden; ein Mann und ein Kind. Johannes pflegte Jean, wusch ihm die Wunde, und was er Eßbares fand, teilte er mit Jean.

Die Kriegsgreuel hatten sich etwas entfernt, verschoben, und so waren sie allein. Johannes hatte alles verloren. Heim, Eltern und Ge-

schwister. Da er sich in der Scheune versteckt gehalten hatte, war er der Vernichtung entronnen. Nur eine Ziege war noch im Stall, die den beiden über das Ärgste hinweghalf. Sie fragten nicht, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Nation trennend wäre. In höchster Not war die Menschlichkeit das Verbindende. Beide waren sie, trotz ihres Elends, glücklich.

Der Krieg schien beide vergessen zu haben, denn als nach Wochen wieder Menschen auftauchten — hieß es Waffenstillstand. Da ging ein Aufatmen durch die ganze Welt. Jean hätte nun eigentlich wieder nach Hause zurück sollen, aber er blieb bei Johannes, seinem kleinen Kameraden, um mit ihm eine neue Heimat zu bauen. So groß auch der Altersunterschied war, es war ein Verstehen und eine selbstlose Hingabe eines zum andern. Auch Jean war frühzeitig Waise geworden und hatte niemand auf der Welt. Jetzt hatte er Johannes, seinen kleinen Kameraden, gefunden, den er mehr liebte als ein Vater sein Kind.

Viele Jahre entglitten. Kaum wahrnehmbar für die viele Arbeit, die sie gemeinsam aufbauend schafften an der neuen Heimat.

Es war ein schwüler Sommertag, gleich jenem, an dem sie sich fanden. Da wanderten sie hinaus auf die Felder, die ernteschwer wogten. Der Wind säuselte in den Halmen, als auf das neue die Kriegsfurie die Menschen aufpeitschte und das Morden und Brennen neuerlich das Land heimsuchte. Diesmal mußte auch Johannes in den feindlichen Kampf. Jean und Johannes — beide wurden sie aus ihrem Schaffen gerissen. Alles mußten sie zurücklassen, was sie zusammen aufgebaut hatten. „Mein lieber Johannes", sagte Jean beim Abschied, „Du hast meinem Leben Inhalt gegeben, es lebenswert gemacht, du hast mir den Glauben an die Menschheit wiedergegeben, warst mir mehr als ein Sohn. Du warst mir Kamerad im wahrsten Sinne des Wortes." Und mit einem Händedruck nahmen sie Abschied voneinander. In ihren Blicken lag die Tragik des Scheidens. Bevor die Hügelkette Johannes für immer aufnahm, trug der Wind ihm noch die letzten Worte von Jean zu: „Komm wieder, Johannes, mein bester Kamerad."

Der Alltag nahm seinen Fortgang und mit ihm die Greuel des zweiten Weltkrieges. Von Johannes kamen Boten über sein tägliches Erleben, wie er die Greuel des Krieges mit seinem Herzen nicht aufnehmen könne; die Menschen seien furchtbar im Ersinnen der Vernichtung. Der Sinn des Lebens sei ihm fremd geworden, des kurzen Lebens, das so eilig fließt, wie die Welle eines Bergstroms zum Ozean des Nichts. — Warum? fragte er immer wieder, vergessen die Menschen die Würde, die Liebe zum Nächsten? Ich bin unglücklich über das grenzenlose Elend, das ich allerorts sehe; wie machtlos ist doch der Einzelne!

Dann war es lange Zeit still um Johannes — keine Nachricht.

Jean durchglühte Trotz und Verachtung beim Anblick über das verwüstete Land, das brach darniederlag. Bei dem Gedanken an Johannes aber ging ein Leuchten über sein zerfurchtes Angesicht. Seine Kameradschaft, sein reines Herz und die Liebe zur Schöpfung waren mehr als alle Reichtümer dieser Erde. Er wollte arbeiten und alles sollte wieder werden wie einst.

Ein Spätsommertag war im Verglühen. Die Sonne schien durch das weit geöffnete Scheunentor. Jean nahm die Garben von den eben eingefahrenen Wagen, als ein Ruf „Jean — Jean —" ihn ins Innerste traf. Es war die Stimme Johannes'! Er trat vor das Tor. Der Anblick, der sich ihm bot, erschütterte ihn auf das tiefste. Man führte ihm Johannes entgegen — blind. Er schloß Johannes tief bewegt in die Arme. „Mein kleiner Kamerad — endlich daheim . . ."

Dann führte er Johannes hinaus in das weite, zerstörte, verwüstete Land, wo rauchgeschwärzte Mauern gleich Schwurfingern anklagend zum Himmel ragten. Jean täuschte Johannes hinweg über die furchtbare Verwüstung der Heimat. Er erzählte ihm von den wogenden Feldern, von der braunen Ackererde — ein Zweifler an Gott und den Menschen. Nur ihre treue Kameradschaft war wie ein Leuchten, welches ihr Antlitz verklärte. In selbstloser Kameradschaft sich erschöpfend, einer für den andern.

„Jean", flüsterte Johannes, „werde ich das können, jetzt wo ich nur das innerliche Schauen besitze?" — „Du bist mein Kamerad —" und Jean bekräftigte dieses Verlöbnis mit einem Händedruck, obwohl es ihm fast das Herz brach und Tränen auf seinem zerfurchten Gesicht brannten.

Der Abendwind nahm es auf und trug es über alle Länder und Meere.

ELFRIEDE LASCHEK:

Schenkt der Mutter Euer Herz!

Wieder naht der Muttertag, der auf der ganzen Welt ein Tag des Schenkens geworden ist. Mutter bekommt Blumen, Blumen von allen Seiten, vielleicht auch einige Süßigkeiten, die sie meistens gleich wieder weitergibt. Und die Mutter rechnet dabei — natürlich nur im Geheimen! Und sie denkt in ihrem Herzen, daß es sündhaft viel Geld ist, was da für sie ausgegeben wurde und daß sie eigentlich so notwendig Strümpfe, eine warme Jacke, ja auch ein Kleid oder Küchengeschirr gebraucht hätte. Sie ist gewohnt zu warten und dann — wenn die Wünsche verblassen — zu verzichten. Und darum freut sie sich auch über die Blumen und vor allem über die Zeichen der Liebe und ist nur ein klein wenig traurig, daß ihre Kinder wenig Zeit haben und ihre eigenen Wege gehen.

Deshalb: Schenkt uns ein kleines Blumensträußerl, eines von den unscheinbaren! Gebt den Blumengruß nur als Draufgabe auf das wirkliche Geschenk, das Ihr Eurer Mutter an diesem Tage opfert. Ihr habt schon recht verstanden: Opfert! Ein klein wenig nur Eure Selbstsucht, Eure Bequemlichkeit, Eure Alltagsgewohnheiten. Denkt dabei, daß Eurer Mutter Leben immer nur aus Opfern bestanden hat, obwohl Mutter heute dies vielleicht heftig ableugnet. Schenkt ihr etwas, was sie schon lange brauchte, was sie entbehrte. Sei es nun ein Gebrauchsgegenstand für den Haushalt, mit dem sie jahrelang liebäugelt, der ihr aber immer zu kostbar erschien, sei es ein Kleidungsstück, neue Schuhe. Oder schenkt ihr eine Anweisung auf die Hausnäherin für einige Tage, damit endlich einmal der Flickkorb leer wird und Mutters Garderobe in Ordnung kommt. Schenkt ihr einen kurzen Urlaub auf Eure Kosten, schenkt ihr etwas, was mit der Freude zugleich eine Entlastung des vielleicht unsichtbar, aber gewiß gebeugten Rückens und ihrer müden abgearbeiteten Hände schafft.

Wenn es Euch finanziell gut geht und Eure Mutter mit derlei Sorgen nicht geplagt ist, dann schenkt doch einmal Euch selbst! Opfert ihr den ganzen Tag, so wie es einmal war, als ihr noch klein wart und daheim bei den Eltern lebtet.

Schenkt ihr vor allem die Gewißheit, daß Ihr immer und zu jeder Zeit für sie da seid, daß sie immer mit Eurer Hilfe und mit Eurer Fürsorge rechnen kann. Schenkt ihr einmal im Jahr das Gefühl, daß ihr Leben, reich an Opfern und Entbehrungen, Sorgen und Nöten, nicht nutzlos vertan, sondern reichste Erfüllung wurde.

Gebt aber Eure Geschenke so, daß sie nicht sichtbar den Dank der Mutter herausfordern. Denn nichts ist niederdrückender und beschämender, als einer Mutter Dankesgestammel, wo doch die Kinder ihr ganzes Leben lang nie aufhören sollten, ihrer Mutter den kindlichen Dank in unendlicher Liebe abzustatten.

Verwöhnt Eure Mutter an diesem Ehrentage, und dazu bedarf es tatsächlich nur eines kleinen unscheinbaren Blumensträußchens als Draufgabe auf Euer ganzes Herz!

Der Schulweg

Eine Woche vor Schulbeginn wollte ich den künftigen Schulweg meines Sechsjährigen selbst ausprobieren. Ich ging langsam und kam auf zwanzig Minuten. Als er dann aber allein zur Schule ging, kam er an beiden Tagen jedesmal zehn Minuten zu spät. Ich konnte mir das nicht erklären und ging am dritten Tag mit. Die zwanzig Minuten stimmten schon. Nicht eingerechnet hatte ich aber Umwege wie diese:

Das Verfolgen eines Ameisenzuges von der Straße bis in einen Garten,

die kritische Würdigung eines Schaufensters mit Fahrrädern,

eine lehrreiche Unterbrechung, um einem Tankwart beim Reifenwechsel zuzusehen.

das Schwingen um ein halbes Dutzend Telegrafenstangen,

Annäherungsversuche bei drei streunenden Hunden und einer braunen Katze.

Kurzum, ich hatte vergessen, daß ich selbst auch einmal sechs Jahre alt gewesen bin.

N. M.

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

Der Kaiser wünscht . . .

EINE BURGTHEATERGESCHICHTE AUS DEM JAHRE 1827

Die Deputation des Burgtheaters wartete seit einer Viertelstunde im Vorsaal des kaiserlichen Audienzzimmers. Schreyvogel ging nervös hin und her, sichtlich den Inhalt seines Vortrags memorierend, Anschütz und Costenoble verkörperten die klassische Bühnenruhe der Würde. Auf die Minute pünktlich riß der wartende Diener die Türen auf, der diensttuende Kammerherr erschien, forderte die Herren mit einer stummen Verbeugung auf, näher zu kommen, noch ein kleines Zimmer, eine Tür, die halb offen — und die Deputation, Schreyvogel an der Spitze, trat mit feierlicher Verbeugung in das kaiserliche Arbeitszimmer.

Der Kaiser Franz saß am Schreibtisch, studierte mit weitsichtigem Blick den vor ihm liegenden Akt, sah dann den Eingetretenen entgegen. Er nickte kurz zum Gruß und stand auf. Der graue enge Rock machte seine vorgeneigte Gestalt größer und noch magerer. „Aha, da san ja die Herrn von meinem Burgtheater. Wo brennt's und was steht denn gar so dringend zu Diensten?" Der Ton war trotz der gemütlichen Mundart nicht ganz freundlich und ließ das Gute des Beinamens, mit dem man sonst vom Kaiser Franz sprach, etwas vermissen.

Schreyvogel verbeugte sich nochmals: „Erhabene Majestät, namens des Hofburgtheaters sind wir deputativ hier erschienen, Herr Anschütz, Herr Costenoble und ich —" Der Kaiser unterbrach mit rascher Handbewegung die neuerliche Verneigung der beiden. „Daß sie wunderbar die Reverenz erweisen können, bin ich vom Burgtheater her schon g'wöhnt. Aber, ich glaub', die Herren führt etwas anderes her als die spanische Etikett, für die der Herr Obersthofmeister da ist. Wenn man sich direkt an mich wendet, muß schon ein wichtigerer Grund vorhanden sein?" „Euere Majestät wissen —" Der Kaiser, zum Schreibtisch zurückgetreten, nahm den Akt, in dem er geblättert hatte, auf: „Ja, ich weiß schon, auch ohne viel Worte machen; den Wilhelm Tell wollens spielen, und da die Zensuroberbehörde nein g'sagt hat, sein die Herrn zu mir gekommen, damit ich ja sagen soll. Stimmt's?"

Schreyvogel und die andern sahen sich, durch den Tonfall betreten, an. „Ja, Euere Majestät, es handelt sich darum, im Burgtheater das große Werk des deutschen Dichters wieder in den Spielplan aufzunehmen, was gewiß vom Publikum freudigst begrüßt würde. Die Zensuroberbehörde fürchtet hingegen, daß sich durch eine Aufführung vielleicht Meinungsverschiedenheiten in der Urteilskraft der Besucher ergeben könnten und meint —" Kaiser Franz sah den Sprecher schief und etwas sarkastisch an: „Mein lieber Herr Hoftheatersekretär Schreyvogel, Sie reden ja fast, wie wenn's schon auf dem Rütli, oder wie die Gegend in der Schweiz heißt, zu reden hätten. Liegt Ihnen an dem Stück denn soviel dran?" Schreyvogel nickte eifrig. „Gewiß, Euere Majestät, ich verspreche mir davon sowohl einen Kassaerfolg als auch eine künstlerische Großtat des allerhöchsten Burgtheaters. Wir kommen namens aller Mitglieder des Regiekollegiums, die darin ganz meiner Meinung sind." Anschütz und Costenoble bestätigten stumm.

Der Kaiser zog den Atem geräuschvoll ein. „Das wär' auch eine schlechte Regie, wenn die Rollen nicht vorher verteilt worden wären, bevor's mit der Geschicht' zu mir gekommen sind. Also, meine Herren, ich werd' ihnen was sagen. Für ein Nein, das durchg'halten wird, hätt auch die Zensuroberbehörde genügt, der Kaiser, der muß auch ja sagen können! Alsdann bin ich auf Ihren Antrag mit dem Wilhelm Tell einverstanden, Herr Hoftheatersekretär." Die drei verbeugten sich überströmend. Schreyvogel hob die Hand. „Gestatten, Euere Majestät, daß ich im Namen des Burgtheaters —" Der Kaiser winkte ab. „Lassen's das! Ich freu' mich ja nur, wenn sich die Leut' unterhalten. Bin auch überzeugt, sie werden paschen und ‚Hoch' schreien, werden den Dichter feiern, die Schauspieler leben lassen, und dabei die Freiheit meinen, die's angeblich wollen. Dabei werden's der Polizei

Schererei machen und am Schluß wird gar nix sein. Aber die Zensur muß sich fürchten, das ist einmal ihr Gschäft. Ich brauch' mich nicht zu fürchten!"

„Wir danken ergebenst und submissest in unserem Herzen, Euerer Majestät." „Lassen's den Firlefanz und spielen's die Gschicht lieber schön, wovon ich überzeugt bin! Es wird sich jeder ins Zeug legen." Schreyvogel und die Schauspieler beteuerten mit stummer Überzeugung. „Aber jetzt, wo ich Ihnen den Willen tan hab, hätt' auch ich den Wunsch, daß sie mir a Gfälligkeit machen!" Der Kaiser blinzelte kurz von einem zum andern. „Jetzt müßt's auch ein Stück aufführen, das ich will, und das mir am Herzen liegt." Schreyvogel verneigte sich als Mann von Welt. „Euere Majestät brauchen doch nur zu befehlen!" Kaiser Franz schüttelte den Kopf. „Ah na, i befehl' gar nix, das wäre ja keine Gfälligkeit. Sie selber müssen mir das vorschlagen. Es ist gar net schwer, ist sogar genau derselbe Dichter; und da hätt' eben ich einen Wunsch!"

Die Deputation stand verständnislos. „Um welches Werk handelt es sich, Euere Majestät?" fragte endlich Schreyvogel. „Ich möchte haben, daß Sie im Burgtheater wieder den ‚Fiesco' spielen?" „Den Fiesco?" Das kam wie aus einem Munde. Der Kaiser nickte bestätigend. „Jawohl, den Fiesco. Ich weiß schon, was ich sag'! Den möcht' ich haben, daß Sie spielen."

Schreyvogel verständigte sich durch einen kurzen Blick mit den andern: „Verzeihung, Majestät, wir fürchten nur —" „Was fürchten's denn?" Der Kaiser wurde auf einmal gemütlich. „Schließlich und endlich, ist's mein Theater, das ich zahl'. Ich möcht' schon wissen, was da zum Fürchten ist?" Einen Moment war betretene Stille. Endlich nahm sich Anschütz einen Anlauf. „Verzeihung, Euere Majestät, wir alle, wenn ich das Wort nehmen darf —" „Nehmen's es ruhig, ich beiß' Ihnen nix davon weg." „Wir fürchten nur, daß Seine Durchlaucht, der Herr Staatskanzler, Fürst Metternich mit diesem Werk sehr wenig einverstanden sein könnte."

Der Kaiser zog die Augenbrauen hoch. „Ah, der Metternich, und warum denn, wenn ich bitten darf?" „Gewisse Tendenzen könnten in diesem Stück sehr leicht mißverstanden werden und eine Wirkung auslösen, die schlimmer wäre, als die befürchtete, die der Zensuroberbehörde bei ‚Wilhelm Tell' Vorsicht erwünscht scheinen ließ." „Das versteh' ich net ganz. Das müssen's mir erst ausdeutschen!" Schreyvogel hatte seine Fassung wiedergefunden. „Kollege Anschütz meint —" er zögerte. „Na alsdann, heraus mit der Sprach', was meint er denn?" „Schließlich handelt es sich bei ‚Fiesco' um ein — republikanisches Trauerspiel, das Schiller selbst so genannt hat. Diese Gesinnung könnte sehr leicht", Schreyvogel schluckte, „mißverstanden werden."

Kaiser Franz sah einen nach dem andern von oben bis unten an; musterte vor allem den heftig zustimmenden Costenoble. Sein Gesicht war undurchdringlich. „Sagen's einmal, mein lieber Herr Hoftheatersekretär, kennen's das Stück eigentlich?" Schreyvogel bejahte. „Alsdann, sehn's, im ‚Tell', da siegt nämlich die Revolution, aber im ‚Fiesco', da unterliegt sie; und der Wildeste von allen, der geht am Schluß wieder zum alten Andreas und bedankt sich für die neuen Schwarmgeister, die man dersäufen muß, weil's sonst zu viel Unglück anrichten täten. Verstehn's mi jetzt?" Der Kaiser schien ganz gemütlich, nur das Lächeln wurde immer deutlicher und spöttischer. Die Deputation stand lautlos. „Was sagt denn der eine wilde Republikaner am Schluß, eh das Stück aus is!? Na, Anschütz, Sie werden's ja wissen?" „Ich gehe zum Andreas." Schön und edel rollte der Satz wie auf der Bühne des Hoftheaters.

Der Kaiser lächelte nicht mehr, er lachte. „Schön, stimmt, genau das hab' ich g'meint. Akkurat! Und dann heißt's: das Volk jubelt dem rückkehrenden Andreas zu!" Auf einmal war die Stimme gar nicht mehr gemütlich,

Achtung!

Wir bitten Sie, Ihren Abonnementsbeitrag für 1957 auf unser Postsparkassenkonto

25.700

zu überweisen. „Unser Schaffen" kostet jährlich S 40.—, halbjährlich S 20.— und S 3.50 pro Einzelnummer. Ihr Auftrag wird sofort nach Eingang des Betrages durchgeführt. Wir danken Ihnen herzlich!

Die Redaktion

sondern straff und wie Stahl. „Und so wird die G'schicht auch gespielt! Eine rauschende Musik, der alte Doge kommt zurück und die Führer von dem ganzen Pallawatsch, von der Verschwörung, die auf einmal kein Haupt mehr hat, fallen ihm zu Füßen und bitten um Verzeihung. Verstanden?" Schreyvogel verbeugte sich mit den Herrn. „Wie Euere Majestät befehlen."

Kaiser Franz nickte. „Ich befehl' gar nix, ich hab' nur einen Wunsch und bin dankbar, wenn Sie mir den erfüllen. So erfüllen! Sie wollen den ‚Wilhelm Tell' spielen, à la bonheur! Und i will den ‚Fiesco', aber so, daß die Herrn Zuschauer lernen. Mit dem Jubeln und auf die kaiserlichen Vögt schießen allein geht's net. Das dicke End' kommt allerweil nach. Und wenn man den Kaiser außerjagt, dann kommt er wieder z'rück, und recht is' allen, daß er kommt! Dagegen, garantier' ich, wird der Metternich auch nix haben, i kenn' ihn. Also, i freu' mich, auf Wiedersehn meine Herrn — im Burgtheater, beim ‚Wilhelm Tell' und bei meinem ‚Fiesco'. Adieu"! Er gab jedem freundlich die Hand.

Die Deputation des Burgtheaters zog sich rückwärtsschreitend mit der gleichen Verbeugung zurück, wie sie gekommen war. — Der Kaiser Franz schrieb auf den Akt mit großem Rotstift: „Erledigt im Sinne des Antrages und zurück! Ad acta." Der Leibkammerdiener hüstelte schon das zweitemal diskret, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; der Kaiser sah gestört auf: „Was ist denn los? Was wollen's denn?" „Euere Majestät, verzeichen schon", der Urwiener schlug deutlich durch, „I wollt nur wissen, ob Euere Majestät nachmittags zur Ausfahrt die große Uniform nehmen oder so zivil gehen?"

Der Kaiser Franz lehnte sich behaglich in den Lehnsessel zurück. „Wissen's, Wetterl, was?" Der Angeredete dienerte devot. „Dann fragen Sie net so blöd! Je älter i werd, desto mehr komm i drauf, die Leut san in Zivil viel leichter zu regieren wie in Uniform. Bleiben mir also bei mein' gewöhnlichen Röckel, auch auf Glanz! Es kann nix schaden." Der Leibkammerdiener, froh über den erhaltenen Bescheid, dessen Begründung er ohnehin nicht verstand, begann, sich unauffällig zurückzuziehen. Der Kaiser sah ihm schmunzelnd nach. „Das bleibt aber unter uns, Wetterl. Jetzt gehn's und sagen's draußen, sie sollen mir den nächsten hereinschicken! Das G'schäft geht weiter, und so is auch gut! Aber das verstehn's ja net!"

Der nächste zur Audienz Befohlene öffnete langsam die Tür und machte die vorgeschriebene Verbeugung. Er hatte Glück: Der Kaiser Franz war nicht nur guter, sondern bester Laune.

***

ROBERT VOGEL:

DIE GEWONNENE SCHLACHT

Als die Schlacht im Schlafsaal der großen Zöglinge des Blindeninstitutes ihren Höhepunkt zu erreichen schien, klopfte es dreimal an die Tür. Der Lärm verstummte. Das ausgezeichnete Gehör des vollblinden Aron hatte die Schritte des „Alten erspäht". Darum hatte man ihn, den netten Jungen, auch als Wächter aufgestellt.

Ein tragisches Schicksal hatte seine Erblindung verursacht. Mit einem Hahn mußte er einmal zu einem Schlächter gehen. Dabei pickte ihn das um sein Leben ringende Tier in das rechte Auge, jede Hilfe kam zu spät. Zwei Jahre nachher mußte auch das linke Auge daran glauben. Diesmal war es eine Henne. Man hatte ihn zur Ausbildung nach Wien geschickt, weil hier das einzige jüdische Blindeninstitut des Kontinents war.

Um 9 Uhr abends war die kritische Zeit, das Licht erlosch in den Schlafsälen und auf den Gängen. Das war aber auch die Zeit der Inspektionsrunde des Herrn Direktors oder des „Alten", wie er in seiner Abwesenheit von den Zöglingen meistens genannt wurde. Die Orthodoxen aus den östlichen Ländern nannten ihn auch den „Taten", das war die jiddische Bezeichnung für Vater.

Ich selbst war damals erst kurze Zeit im Blindeninstitut und hatte mich deshalb mehr auf die „Beobachtung" der Schlacht verlegt. An beiden Längsseiten des Schlafsaales standen sechs, an den Schmalseiten je zwei Betten, der mittlere freie Raum war einem großen Waschtisch überlassen. An jeder Längsseite waren sechs Waschbecken angebracht. Über diesen Waschtisch, von einem Ende des Schlafsaales zum anderen, flogen nun die Pölster und Decken.

Bald hatte ich erkannt, daß der Kampf im Schlafsaal ungleich war, denn fast alles richtete sich gegen den „langen Herrmann" aus Krakau. Er hatte noch einen Sehrest, der ihm sogar das Lesen von Schwarzdruck ermöglichte. In der im Kellergeschoß gelegenen Werkstätte erlernte er die Korbflechterei und hoffte, nach vollendeter Ausbildung in seiner Heimatstadt sein Brot verdienen zu können. Mit den vollblinden Zöglingen machte er Wege, zum Arzt, ins Spital, oder wenn diese Verwandte besuchen wollten. Irgendwie waren die meisten auf ihn angewiesen. Und jetzt richteten sich die Geschosse alle auf ihn. Aus der sie umgebenden völligen Dunkelheit heraus zielten sie mit einer Treffsicherheit auf Herrmann, der seinerseits den großen Vorteil hatte, daß das elektrische Licht noch brannte und er die einzelnen Gegner besser unterscheiden konnte.

„Was hat er eigentlich getan, daß er sich die Feindschaft der anderen zugezogen hat", fragte ich meinen Bettnachbarn und reichte ihm einen auf meinem Kopf gelandeten, ziemlich harten Polster. „Er hat für eine von ihm erbetene Gefälligkeit eine unerfüllbare Bedingung gestellt." „Und das ist so arg?" „Ja", sagte Jakob aus Hamburg, „da sind die vollblinden Kinder empfindlich." „Kinder?" fragte ich, „das sind doch schon halberwachsene Burschen", meinte ich. „Ach, hier im Institut bleibt man eigentlich immer ein Kind. Es gibt einige blinde Mädchen im zweiten Stock, sie sind hier aufgewachsen, noch unter Heller, dem früheren Direktor, sie sind schon bald fünfzig Jahre alt und man behandelt sie noch immer wie Kinder."

Es war ein Lärm im Saal, bevor Aron dreimal geklopft hatte. Herrmann hatte sich ziemlich ruhig verhalten, denn sonst hätten ihn die Vollblinden wahrnehmen und besser angreifen können. Seine Gegner aber waren sehr laut, denn sie mußten verhindern, von Angehörigen der eigenen Partei beschossen zu werden. „Guten Abend." Ein zwanzigfaches „Guten Abend, Herr Direktor" antwortete dem strengen „Alten". „Alles in Ordnung hier?" fragte er, sich umsehend. „Die Betten sehen ja schön aus, da habt ihr wieder gehaust. Also rasch in Ordnung bringen und dann gute Nacht." „Gute Nacht, Herr Direktor" klang es zurück, erfreut darüber, daß der „Tate" keinen Krach gemacht hatte.

Nach kurzer Zeit breitete sich über den Schlafsaal auch für die, die noch einen Sehrest hatten, tiefstes Dunkel. Die ausgleichende Gerechtigkeit hatte ihr Werk verrichtet. Rasch war Herrmann von den Kameraden, denen das Leben im Dunkel eine Selbstverständlichkeit war, überwältigt. Ein Berg von Pölstern und Decken begrub ihn unter sich und mit leiser Stimme versprach er, nie wieder ungerecht zu sein und keine unerfüllbare Forderung an seine Kameraden zu stellen. Das Urteil lautete, Herrmann müsse seine Taschenlampe nehmen, alles Bettzeug auf seinen Platz legen und die Betten in Ordnung bringen. Nachdem dies geschehen war, trat endlich völlige Ruhe ein und bald lagen alle in tiefem Schlaf.

Würden sie wohl träumen und wie würden sie träumen? Diese Gedanken bewegten mich, der ich selbst im 19. Lebensjahr fast erblindet war. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, mir das Sehvermögen zurückzugeben, war ich auch im Blindeninstitut aufgenommen worden. Ich war Schuhverkäufer gewesen und liebte meinen Beruf über alles. Klavierstimmen sollte ich lernen oder Korbflechten. Über all meine Gedanken und Grübeleien war ich eingeschlafen.

Am nächsten Tag meldete ich mich beim Direktor. „Was willst du?“ fragte er mich. Das „Du“ war wohl väterlich, aber ich war doch kein Kind mehr und meine Vorgesetzten hatten alle „Sie“ zu mir gesagt. „Herr Direktor, ich halte es hier nicht aus, ich will hinaus ins Leben, woher ich gekommen bin.“ „Das kannst du ja“, entgegnete er, „bis du etwas erlernt hast, damit du dich draußen wieder behaupten kannst.“ „Beim Verkaufen kommt es doch vorwiegend auf das Sprechen an und das kann ich doch, ich will wieder verkaufen.“ „Du kannst doch keine Schuhe verkaufen, sonst hätte man dich doch weiter beschäftigen können und dich nicht entlassen müssen. Du mußt doch die Farben der Schuhe, die auf den Schuhschachteln befindlichen Nummern sehen und die Verkaufsblocks schreiben können.“ Er hatte recht, dachte ich mir, aber wenn ich in einem eigenen Geschäft alles so einrichten würde, daß jedes Ding seinen bestimmten Platz hat, dann müßte es doch gehen.

„Du mußt auch etwas Geduld haben und vor allem versuchen, dein Schicksal zu überwinden und dich an die veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Schau, der Felix aus Wolhynien, dem hat eine Granate die Augen zerstört und einige Finger seiner linken Hand weggerissen. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Bürstenbinder und Klavierstimmer geworden, sondern spielt auch selbst tadellos Violine. Man hat die Saiten auf der Geige für ihn umgestellt, den Fiedelbogen führt er mit der linken verstümmelten Hand und mit der Rechten macht er die Griffe auf den Saiten. Er spielt auch in unserem Schülerorchester mit. Erlerne jetzt einmal die Blindenschrift, sie wird dir die Möglichkeit geben, gute Bücher zu lesen und Freude und Glück zu empfinden.“ „Ja, aber meine armen Eltern, Herr Direktor, sie erhofften doch, in mir eine Stütze für ihr Alter zu haben.“ Ich mußte mich beherrschen, um dem „Taten“ die Aufgabe nicht noch schwerer zu machen. Er wurde still und sagte nach längerer Pause: „Vielleicht wirst du trotz Blindheit noch ein sehr brauchbarer Mensch werden und vielleicht noch viel mehr Menschen als nur deinen Eltern allein helfen können.“ Er drückte mir die Hand und ohne ein Wort herausbringen zu können, verließ ich seine Kanzlei.

Am nächsten Tage schon begann ich mit der Erlernung der Blindenschrift, und Felix wurde mein guter Freund. Oft saßen wir stundenlang beisammen. Dann mußte ich ihm vom Leben draußen in der großen Welt erzählen. Alles wollte er wissen, vor allem aber, was die jungen Menschen machen. Er half mir dafür, die Blindheit zu überwinden und war mir in jeder Weise behilflich. Nach einem Jahr verließ ich das Institut, und als mich noch vier Tage von meinem 20. Geburtstag trennten, eröffnete ich mein eigenes Geschäft. Es waren zwar keine Schuhe, die ich verkaufte, aber Blindenerzeugnisse und Haushaltsartikel. Wie damals im Schlafsaal die Blinden in völliger Dunkelheit siegten, so hatte auch ich die Schlacht gegen die Blindheit gewonnen. Frühling und Sonne, Frohsinn und Humor sind wieder in mein Leben gezogen.

Der Direktor aber hat richtig vorausgesehen, als er damals sagte: „Du wirst vielleicht noch viel mehr Menschen als nur deinen Eltern allein helfen.“

Eine blinde Amerikanerin sieht Europa

Es handelt sich hier um ein von einer blinden Amerikanerin, Miß **Almeda C. Adams,** *verfaßtes Werk. In der Originalsprache trägt es den Titel „Mit blinden Augen durch Europa" und liegt derzeit als Manuskript vor, von den Schriftstellerinnen* **Della Zampach** *und* **Alma Wawrik** *ins Deutsche übersetzt. Das Buch zeigt die Lebensgeschichte einer Blinden, die ihr ganzes Leben hindurch auf eigenen Füßen gestanden hat. Es wäre daher zu begrüßen, wenn dieses Buch, das ein Bekenntnis zu unbeirrbarem Lebensmut ausdrückt, von einem Verlag oder einer Zeitung aufgegriffen würde.*

DIE REDAKTION

Amerika, der Kontinent der unbegrenzten Möglichkeiten, bringt zuweilen auch Menschen hervor, die überragend sind in ihren Taten und ihrer Kraft, dem Leben zu begegnen.

Hier handelt es sich um eine Frau, die aus Intelligenzkreisen stammt — ihr Vater war Pastor — und die nach vier Wochen ihres Lebens erblindete, also die Welt mit Augen nie gesehen hat. Trotzdem sieht sie in ihren Träumen, genießt alle Schätze der Welt, und auf einer Reise, die sie durch Europa führte, hat sie, wie sie sagt, „das glücklichste Jahr" ihres Lebens verlebt. Jeden Abend hat sie in Brailleschrift Eintragungen in ihr Tagebuch gemacht und, als sie nach Hause zurückgekehrt war, ein Buch herausgegeben, das nicht nur in Amerika großes Aufsehen erregte, sondern auch bei uns eine große Hilfe und ein Trost für unsere Blinden ist.

Es wurde daher ins Deutsche übersetzt und ihre einmalige und äußerst interessante Lebensgeschichte angeschlossen. Zum Schluß des Buches bringt die Verfasserin eine „Botschaft an die Blinden", die interessant, ja erschütternd ist.

Es ist sonderbar, denn vieles, das sie uns schildert, verstehen wir Sehenden nicht, aber die Blinden verstehen sie gut.

Das Leben von A. C. Adams ist ungeheuer interessant. Sie wurde zuerst Orgelspielerin in den Kirchen, wo ihr Vater predigte, dann Sängerin und Gesangslehrerin. Sie leitete Gesangsschulen, ging allein in New York zu ihrem Arbeitsplatz und setzte sich im Leben durch. Als ihr Vater taub wurde und die Mutter arbeitsunfähig, unterstützte sie ihre Eltern — als Blinde. Sie gab mehrere Bücher heraus und bereiste dreimal Europa, zweimal ganz allein, und sie genoß diese Reise, als ob sie sehend wäre.

Der sehnlichste Wunsch der Verfasserin war es, daß ihr Buch ins Deutsche übertragen würde. Das geschah auch. Leider starb sie vor ungefähr einem Jahr als 84jährige Frau in ihrer Heimat in Cleveland. Ihr Vermächtnis ist wertvoll und es ist zu hoffen, daß es möglichst vielen Blinden zugeführt wird.

Illustration: Klumbies

Schall und Rauch

Einer meiner Bekannten hat vor einigen Monaten das Rauchen aufgegeben. Da er siebzehn Jahre lang geraucht hatte, war er nicht wenig stolz auf seine Leistung und ließ nur ungern eine Gelegenheit aus, seinen weniger energischen Freunden diesen Beweis seiner Willensstärke unter die Nase zu reiben. Zu seinem Unglück hatte er aber im Laufe seiner Bemühungen sichtlich zugenommen, vor allem um seine Mitte herum. Als er eines Abends wieder seine Tugend besonders selbstgefällig herausstrich, zündete sich einer der anderen betont eine Zigarette an, warf einen vielsagenden Blick auf den Leibesumfang des Tugendboldes und fragte ruhig: „Sag mal, Karl, weshalb trägst du eigentlich deinen Heiligenschein um den Bauch statt um den Kopf?"

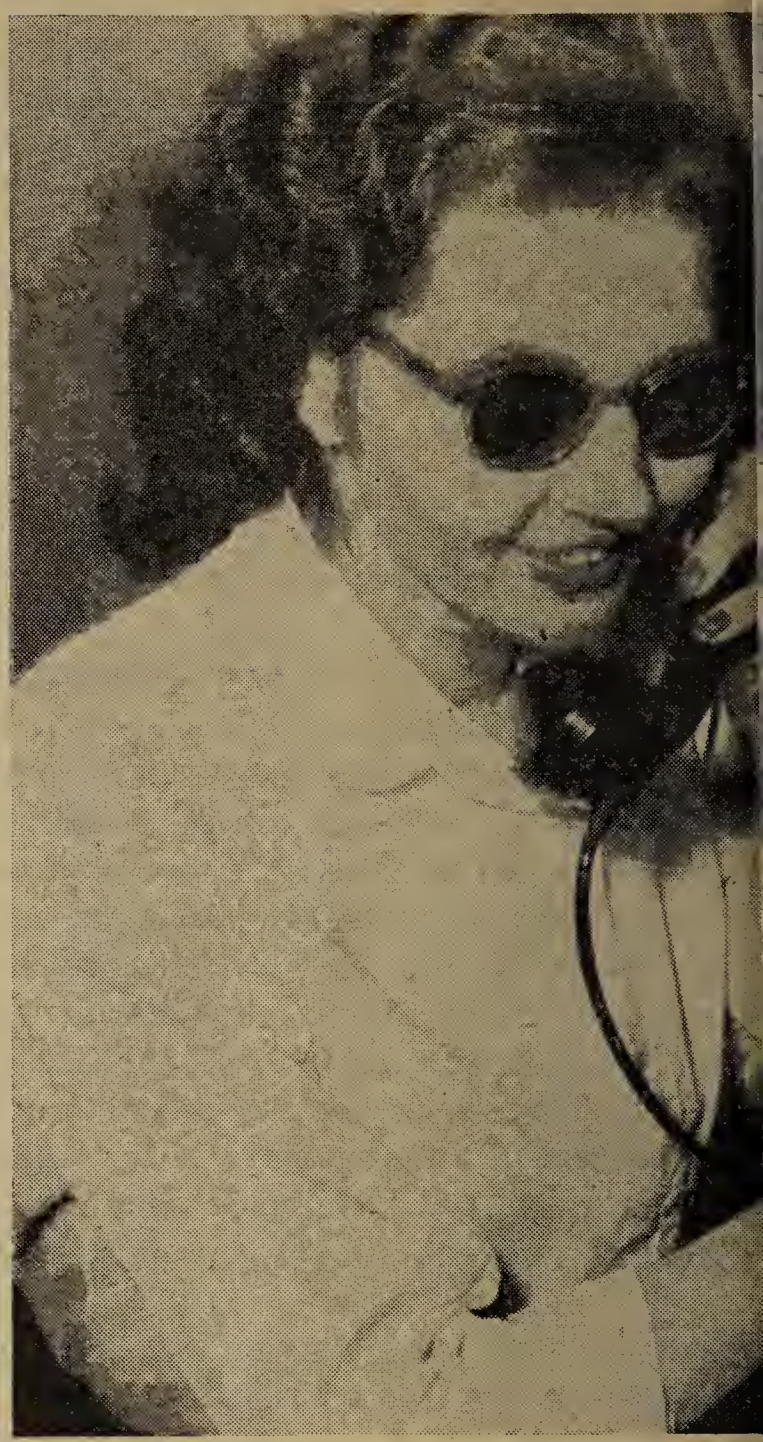
K. W.

„Ich bin eine b

„Hallo, liebes Fräulein, Sie sind so reizend und so höflich. Ich freue mich immer, wenn Sie am Apparat sind!“ Solche und ähnliche Anerkennungen ernte ich viele. Ich bin nämlich Telephonistin und freue mich, weil ich oft, sogar viel öfter als manche meiner sehenden Kameradinnen, gelobt werde. Dies kommt daher, weil ich meinen Beruf liebe und stolz bin, in einer Großzentrale arbeiten zu können. Ja — und das kam eigentlich so!

Vor zirka drei Jahren ging es mir noch sehr schlecht, das heißt, ich stand plötzlich vor einem Nichts. Ich konnte nicht die Blindenschrift, hatte kein Einkommen. Meine Verzweiflung war schrecklich. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten half mir. Sie ermöglichte mir einen Erholungsaufenthalt in Unterdambach. Durch eine finanzielle Hilfe der Hilfsgemeinschaft war die Not für den Augenblick gebannt. Aber der seelische Kummer zehrte weiter an meinem Körper. In Unterdambach, in unserem Blindenerholungsheim, kam ich zum erstenmal unter Blinde. Ein lieber Kamerad machte mich auf die Möglichkeit eines Berufes aufmerksam. Und, ehrlich gesagt, ich hatte es für unmöglich gehalten, in meinem Alter und als später Erblindete, noch die Blindenschrift zu erlernen. Aber hilfsbereit setzte sich der junge Mann mit mir in den Garten und ich lernte die ersten Punkte der Blindenschrift. In den Zwischenpausen erzählte er mir von seinem Beruf, und ich war erstaunt, wie tüchtig doch andere Blinde im Vergleich zu mir waren. Nun, in den vierzehn Tagen meines Aufenthaltes lernte ich das ganze Alphabet.

Dann besuchte ich die Schule in der Hofzeile und wollte mich für einen Kurs als Telephonistin anmelden. Du lieber Himmel, was man da schon alles können muß, bevor man überhaupt in den Kurs kommt! Vor allem mußte man die Blindenschrift auch lesen können. Ich rate jedem Sehenden, da einmal auf das Blatt mit geschlossenen Augen zu greifen. Nicht eine Figur konnte ich feststellen. Man glaubt, Schmirgelpapier in grobem Zustand zu greifen. Verzweifelte Versuche und immer wieder Versuche — und neue Verzweiflung, und wieder Versuche — und ganz langsam ging es. So — und dann hieß es: Nun die Blindenkurzschrift! Den Leuten vom Fach verrate ich es: In sechs Wochen habe ich die Blindenkurzschrift gelernt! Ein Nichtfachmann weiß nicht, was das heißt. Und Blindenrechnen habe ich auch erst lernen müssen.

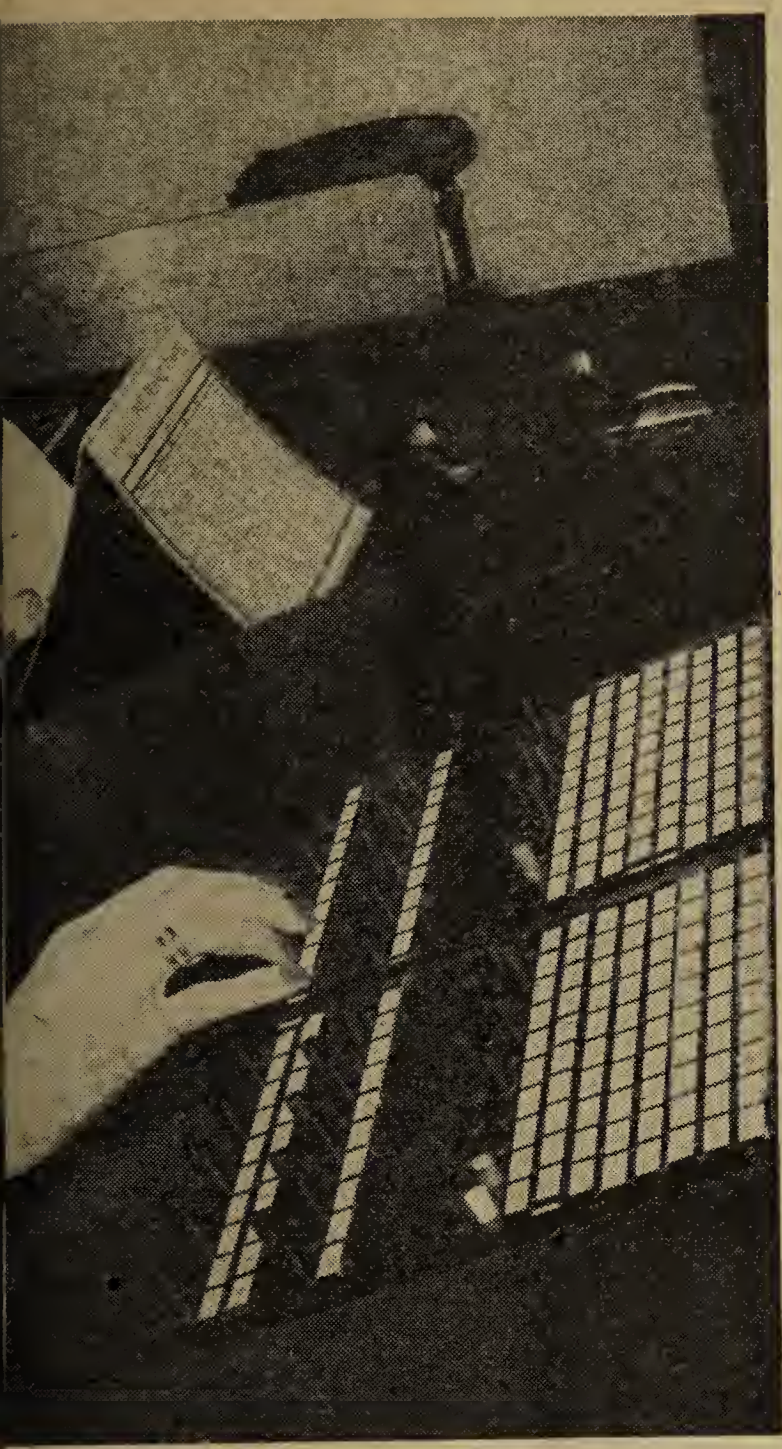


Zu den Kursaufgaben gehört es, ein Nar
verzeichnis mit dazugehörigen Klappen
wendig zu lernen. Als mir dies bekanntgen
wurde, hatte ich keineswegs Furcht, denn
wußte ja von früher, daß ich ein gutes Za
gedächtnis hatte. Mit Eifer lernte ich ab
meine Namen und Nummern — und hatte
gens alles vergessen. Die ständige Übung
wand dann auch diese Schwierigkeit.

In den fünf Monaten meiner Kurszeit
es dann immer: Volle Kraft voraus!! Z
zusammenbeißen und durch! Geschafft
ich es. Den Kurs habe ich sehr gut abgeschlo
Vier Wochen später konnte ich dann m
Posten als Telephonistin in einer Großzen
antreten. Es gibt derzeit nur zwei Blinde
großen Telephonzentralen.

Man hat uns als Elektronengehirn bezeic

Telephonistin“



st zwar zuviel gesagt, aber wir müssen ein rtig großes Volumen beherrschen, daß es m möglich erscheint, in einem einzigen irn untergebracht zu werden. An laufenden ppennummern müssen wir zirka dreitau- l wissen, das heißt, es kommt nicht nur uf an, die Namen, bei denen es viele Gleich- en gibt, zu kennen, sondern auch die Referate, zleien, Vertreter und die dazugehörigen ulein. Es darf nie vorkommen, daß der che Herr verbunden wird, weil zum Beispiel ch eine Namensgleichheit ein Irrtum ent- den ist. Wenn der Teilnehmer nicht weiß, wen vill — das kommt leider sehr oft vor —, muß n auch den Referenten wissen, der es sein kann. bei darf man aber nicht mehr als acht Sekunden einen Vermittlungsvorgang verwenden. In einer nde sind bis zu fünfhundert Rufe zu vermitteln.

Ich habe auf meinem Tisch zehn abgehende Leitungen, zehn ankommende Leitungen, fünf direkte Leitungen, fünf Melde- und eine Hausleitung zu bedienen. Es wird mit einem Kopfhörer gearbeitet, um ein flotteres Arbeiten erreichen zu können. Wir haben drei dicke Bücher, in denen alphabetisch die Namen der Anschlußstellen geordnet sind. Für das Suchen im Buch dürfen nur zehn Sekunden gebraucht werden. Unserer Chefin ist es jederzeit möglich, von ihrem Platze aus unseren Tisch mitzuhören und die von uns gegebene Klappe auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Durch die Größe des Betriebes sind natürlich öfters Änderungen im Hause gegeben. Durchschnittlich hundert Änderungen kommen in der Woche vor. Diese müssen in der Freizeit eingetragen werden, da es während der Dienstzeit nicht möglich ist. Außer diesen laufenden Änderungen sind Tages- und Stundenänderungen der Klappen zu beachten. Die Stundenänderungen wechseln während der Dienstzeit und es ist jeden Tag eine beträchtliche Zahl zu merken. Die sehenden Kameradinnen haben eine große Tafel an der einen Seite des Saales, von der sie Sitzungen und Tagesänderungen ablesen können. Wir aber müssen uns merken, wer von wann bis wann in diesem oder jenem Sitzungssaal tagt. Die Sehenden haben außerdem auf ihrem Tisch einen Zettel, auf dem sie die Änderungen der einzelnen Klappen abstreichen oder dazuschreiben können. Wir aber müssen uns das alles auswendig merken.

Bei der Schnelligkeit einer Vermittlung wäre es unmöglich, erst auf unserem Zettel zu suchen, was das eigentlich war. Sie sehen, unser Gehirn muß schon etwas leisten! Dann gibt es noch Klappen, die zwar von den Teilnehmern verlangt werden, aber nicht vermittelt werden dürfen. Das ist dann der Fall, wenn der betreffende Herr ein zu großes Referat hat und seine Sekretärin oder sein Vertreter die Anrufe erst nach Wichtigkeit sondieren müssen. Wir haben dies alles bisher korrekt geschafft.

Jetzt kommt wieder für uns eine harte Zeit. Durch die Umstellung der Telephonleitungen auf das internationale Wahlsystem müssen wir alle Klappen, das sind die bewußten dreitausend, umlernen. Auch unsere Bücher müssen von uns neu geschrieben werden. Wir verzagen nicht und danken jedem Teilnehmer für sein Lob. Sie dürfen uns gern loben, denn das entschädigt uns für unsere Mühe!

GERTRUD MARGOLUS

RODERICH VON ROY:

Ich bau' mir ein kleines Haus

Wohin? Das weiß ich noch nicht. Ist das so wichtig? Vorläufig hab' ich noch keinen Grund, weder gepachtet noch gekauft. Aber wie es sein wird, hab' ich mir schon genau überlegt. Man kann damit nicht früh genug anfangen. Still muß es dort sein, wo es stehen wird. Nicht gar zu still, aber ich werde froh sein, wenn ich den Lautsprecher von Kratochwils im Mezzanin nicht mehr höre und das hysterische Kläffen von Fräulein Schönbauers Fiffi. Und grün muß es ringsherum im Sommer sein und im Winter während einer guten Zeit auch weiß. Wenn man heraustritt, soll der Schnee unter den Sohlen krachen. —

Eigentlich wollte ich das Häusel in Wien haben, am Rande von Wien natürlich. In der Cottage ist mir's zu fein. Manchmal steige ich an den Hängen des Wienerwaldes herum, wo die Stadt anfängt oder aufhört, und schaue mir die Gründe an, die zu haben wären. Soll ich den wählen, von dem man die Fernsicht über das Häusermeer hat und noch weit darüber hinaus? Ach, ich glaube, es wäre doch besser, einen zu nehmen mit dem Blick auf die waldigen Kogel. Nach Westen grenzt er an den dichten Forst, aus dem der Kuckuck ruft. Im Süden steigt die Bergwiese noch eine gute Viertelstunde hinauf bis zum nächsten Waldstück, und abwärts, nördlich, liegen die nächsten Gründe, die schon bebaut sind. Nicht sehr großartig gebaut, sommerliche Holzhäuschen, aber doch solid und fest, und wahrscheinlich wohnen „die Nachbarn" jetzt auch im Winter dort, wie die Zeiten das so mit sich brachten. Sie müssen schon ziemlich lange hier angesiedelt sein. Dicht sind ihre Hecken und Sträucher und die starken Bäume ihrer Gärten sind mir willkommener Schirm gegen den Ausblick auf die Steinwüste der Großstadt, wenn ich auf „meinem" Grund sitze.

Eine fiederblättrige Robinie mit knorrig gerindetem Stamm und dornigen Zweigen ist vorläufig der einzige Baum, den ich „habe", aber Haselsträucher und Heckenrosenbüsche sind auch noch da, und gerade kommt ein Rotschwänzchen vom Apfelbaum an Nachbars Gartenhecke angeflogen und setzt sich auf den nächsten Zweig, so daß wir uns vorsichtig betrachten können. Auch ein blauglänzender Laufkäfer kommt auf mich zu und kratzt einen Augenblick lang an meinen Schuhsohlen, macht eilig kehrt und verschwindet wieder in den Grasbüscheln.

Es müßte so ein Holzhaus werden, wie es mir einmal für Monate Rast und Zuflucht war, das steingrau verwitterte Auszugshäusel des Einschichtbauern im Mühlviertel beim Heidelbeerwald, zwei gute Steinwürfe vom Hof entfernt. Bis zum Markt im Tal war's eine knappe Wegstunde über Stock und Stein. Auf einem Sockel aus Feldsteinen ruhten die starken, uralten, mit der Axt behauenen kernigen Fichtenbalken waagrecht übereinander, an den Ecken in Schwalbenschwänzen ineinandergefügt. Zwei Steinplatten übereinander waren die Stufen zur derben einflügeligen Haustür.

„Nein", wird der Baumeister sagen, „das geht nicht, die Stufen müssen gemauert sein, die Baupolizei verlangt das." „Nein", sage ich, „ich will die Feldsteine haben" und ich setze meinen Willen durch.

Und dann gehe ich eines schönen Tages über die zwei Steinplatten hinein ins „schlüsselfertige" Häusel und mache den ersten Schritt durch meine Haustür. Grün ist sie gestrichen und quergeteilt, und den oberen Teil kann man zurückschlagen, so, daß in der warmen Zeit Licht und Luft das Vorhaus durchfluten, das der sommerliche Platz für Jause und Nachtmahl ist. Ein runder Tisch steht in der rechten, tieferen Nische, ein paar derbe breitbeinige Stühle, nicht mehr.

Links geht die Tür in die große Stube, deren Decke von einem mächtigen Querbalken geteilt und gehalten wird. Eine Kerbschnittsonne trägt er mittlings auf der Fensterseite und dazu die Jahreszahl. Niedrig ist die Stube, knappe drei Meter hoch, aber fünf zu fünf im Geviert, oder vielleicht sogar sechs zu sechs, und an den beiden Seiten sind je zwei doppelflügelige Fenster, gar nicht groß, denn es ist ein gebirglerisches Haus, und wenn's im Herbst und Winter stürmt, soll es trotzdem warm sein und gemütlich.

Rechts von der Tür steht der Ofen, blank und behäbig mit den weißen und grünen Kacheln, wie sie die Gmundner und steirischen Hafner machen, von einer Holzbank umstellt mit breiter ausgebuchteter Sitzfläche und unter der Decke in gehörigem Abstand von den Trockenstangen umkränzt. Wer sollte bei mir die Nase rümpfen, wenn dort Wäsche oder regen- und schneenasses Gewand hängt?

Vor dem Ofen steht der spreizbeinige, quadratische Tisch mit der dicken Platte und der tiefen, geräumigen Brotlade darunter, an drei Seiten stehen bäurische Sessel wie im Vorhaus, und die vierte Sitzseite ist die Ofenbank. Viel mehr darf in der Stube nicht sein. Neben der Tür zum Vorhaus ist die alte blaue Truhe mit den roten Feldern und den verblaßten Blumen darin. Zwischen den Fenstern zur Linken werde ich eine Uhr hängen, ein schwarzwäldlerisches Monstrum mit zwei schwarzen Gewichten, einem gemächlich tickenden messingglänzenden Perpendikel und einem ehemals weißen Zifferblatt, mit Rosen und Tulpen und großen römischen Zahlen bemalt. Und oben auf dem Gehäuse muß eine Glocke sein aus Glas oder Metall, die alle Stunden durchs Haus tönt, ein wenig heiser, aber freundlich aufrüttelnd.

Im Eck rechts von der Tür sollte ein buntbemalter Kasten stehen, zweigeschossig, mit einem tischähnlichen Fach in der Mitte, eine Art Anrichte. Da Platz genug ist, könnte es auch eine richtige kleine Anrichte sein, denn daneben führt die Tür in die Küche, aus der es mittags und abends nach Gekochtem und Gebratenem riechen darf. Die Zeiten, wo man sich dieser Gerüche schämte, sind ein für alle Mal vorbei. Groß braucht die Küche nicht zu sein, aber ein oder zwei Fenster, jedes nach einer Seite, wird sie haben und eine rückwärtige Türe ins Vorhaus.

Werde ich noch eine Stube gegenüber, auf der anderen Seite vom Vorhaus anbauen? Ich weiß es noch nicht, vielleicht. Vielleicht wird es auch nur eine Werkstatt mit einer alten Hobelbank und einem Werkzeugkranz an der Rückwand, wo Sägen und Äxte, Hämmer und Zangen und Bohrer wohl ausgerichtet an ihren Holzknöpfen hängen. Und an der Querwand stehen Tisch und Regal und Töpfe und Tiegel, weil dort die Malerei beheimatet ist.

Schlafen werde ich oben. Vom rückwärtigen Vorhaus geht die gerundete Stiege in den Oberstock. Dort sind zwei geräumige Schlafstuben, und jede hat eine Tür nach draußen, auf einen vom Dach überragten Söller, von besseren Leuten auch Balkon genannt. In meiner Stube im Obergeschoß wird ein Tisch stehen mit einem Sessel davor, denn ich glaube, ich würde gerne dort schreiben wollen („arbeiten") bei offener Söllertür, so lange es eben geht und es hell genug ist — trotz dem überdachten Söller. Darum wird die Giebelwand nur aus Fenstern bestehen und die obere Hälfte der Söllertür auch ein Fenster sein.

Außer dem Bett, gleich rechts neben der Eingangstür, wird nur noch ein Bücherregal an der Längswand gegenüber sein, vom Boden bis zur Decke, und davor ein kleines Tischerl mit dem Aschenbecher und den gräßlich stinkenden Pfeifen und daneben ein altmodischer Liegesessel. Ach, wird das gemütlich sein!

Wo das Radio hinkommen soll? Soll ich mir wirklich eine Teufelsmaschine in die Stille mitnehmen? Aber ein kleines Spinett oder sonst Klavizimbalähnliches sollte irgendwo in der großen Stube unten seinen Platz haben, vielleicht in der Ecke zwischen den beiden Fensterwänden.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

Da kommt der blaue Käfer mit den Goldsprenkeln wieder angelaufen. Er beachtet mich diesmal gar nicht, entfernt sich talwärts. Es ist Zeit, „nach Hause“ zu fahren, ins Häusermeer. Kein Problem, in acht Minuten bin ich an der Bahn. Sehr günstig liegt der Grund, in einer halben Stunde bin ich mitten in der Steinwüste. Schon umfängt mich der sinnlose Ewigkeitslärm. Bremsen kreischen, Motoren knattern, Schiebetüren rasseln, Menschen hasten. Ich glaube, es ist doch gut, daß ich den Grund noch nicht gekauft habe, Man sollte sich lieber etwas auf dem Lande suchen, in den Bergen, wo die Luft wirklich weht und nicht nur so tut und wo die Laufkäfer keine Einzelgänger sind.

Soll ich nach der Steiermark fahren? Da wüßte ich einen herrlichen alten Getreidespeicher in einem Garten mit Obstbäumen, auf halbem Wege zwischen zwei großen Dörfern. Dreihundert Jahre dürfte er schon dastehen oder noch länger, und er ist gewiß billig zu haben. Von weit her hört man die Hähne krähen und die Hunde bellen, der Grimming steht trutzig im Westen, und südlich im grünen Tal rauscht eilfertig die Enns dahin. — Ein prächtiges Wohnhaus ließe sich aus diesem zweigeschossigen Getreidekasten machen. Vielleicht war er's ursprünglich in der Zeit seiner Erbauung. Die rötlichen Agraffittokanten unterm Dach und um die Fenster lassen es beinahe vermuten. Die Mäuslein, die jetzt dort regieren, würden mich nicht lange ärgern. Eine steirische Katzenfamilie würde sie bald vertreiben.

Oder sollte man sich lieber in Tirol ansiedeln? Drunten im sonnigen Inntal ein weißgemauertes kleines Unterländerhaus erbauen, das nur Giebel und Söller und Dach von braunem Holz hat? Oder droben im Zillertal eine Almhütte — fast quadratisch, mit Vorhaus, Stube und zwei Kammern? — Was für Hirngespinste!

Das Rotschwänzchen, der Kuckucksruf und der goldgesprenkelte Laufkäfer haben mich verhext. Bin ich nicht dem großen Steinmeer verhaftet? Müßte ich nicht froh sein, den kleinen Grund am Stadtrand zu haben mit dem Blick auf den grünen Kogel? — Wenn ich erst das Geld hätte, um das kleine hölzerne Haus zu bauen.

Garten der Kindheit

Du Märchenwundergarten ferner Kindertage,
vergessen in des Lebens Hast,
du halbverscholl'ner Träume zauberhafte Stätte,
oh, nimm mich auf zu kurzer Rast!

Ihr lieben Freunde meiner Kindheit zeigt euch wieder,
du, Brunnen und du, Rosenstrauch,
zerflattert nicht, die ihr dort weht, ihr holden Bilder,
vor Wimperschlag und Mundeshauch!

Vielleicht entfalten seltsam duftend sich dann wieder
die Rosen, die ich einst geschaut,
vielleicht auch steigen aus des Brunnens dunkler Tiefe
Gestalten, einstens mir vertraut!

Vielleicht, daß wieder, wie in alten fernen Tagen,
das Märchen mich umfangen hält,
oh, könnt' ich nochmals kindergläubig mich versenken
in jene, fast mir fremd geword'ne Welt!

KÄTHE PETER

Ein schicksalsschweres Leben

Als Sohn einer kinderreichen Familie lernte ich früh das Leben mit allen seinen Schwierigkeiten kennen. Schon im Kindesalter stellte der Arzt bei mir eine hochgradige Kurzsichtigkeit fest, die zur Folge hatte, daß ich in der Volksschule beim Unterricht nicht mitkam. Durch Vermittlung des Schulleiters wurde ich in die Blindenanstalt Purkersdorf aufgenommen, wo ich die Blindenschule besuchte. Diese Anstalt wurde im Jahre 1923 wegen zu geringer Zöglingsanzahl aufgelassen. Ich kam mit allen anderen Zöglingen in das Blindenerziehungsinstitut nach Wien.

Zu jener Zeit gab es nur wenige Blindenberufe und so erlernte ich das Korbmacherhandwerk. Nach Überprüfung meines Gehörs wurde ich auch als Klavierstimmer ausgebildet. Voller Hoffnungen und Zuversicht, mit allerlei theoretischen Kenntnissen ausgestattet, verließ ich im Jahre 1927 das Institut. Aber das Leben draußen sah anders aus!

Viele meiner Anstaltskollegen zogen es vor, in Wien zu bleiben. Mir blieb nur der Weg in eine für mich noch fremde Welt. Zuerst fand ich bei meinen Eltern Aufnahme. Zu Hause waren noch einige kleine Geschwister, der Vater war arbeitslos. Es begann die Sorge ums tägliche Brot. Alle meine Versuche, irgendeine Beschäftigung zu finden, schlugen fehl. Mein schwacher Sehrest reichte nicht aus, um einen Arbeitsplatz ausfüllen zu können.

Durch Zufall erhielt ich leihweise eine Ziehharmonika. Es blieb mir nichts übrig, als in den Buschenschenken aufzuspielen. Das war wohl ein bitteres Stück Brot. Viel mußte ich oft über mich ergehen lassen. Jung an Jahren, mußte ich zusehen, wie sich die Leute unterhielten, während mir oft zum Weinen zumute war.

Um all dem zu entrinnen, versuchte ich wieder mein Glück in Wien. Ich fand Aufnahme im Blindenheim Baumgarten. Dort fühlte ich mich wohl, weil ich unter meinesgleichen sein konnte. Aber leider waren damals die politischen Spannungen zwischen den Parteien so groß, daß diese auch vor den Blinden nicht haltmachten. Mit vielen anderen Blinden wurde ich wegen Auflehnung gegen die Direktion entlassen. Wieder zurück zu den Eltern, begann das alte Lied aufs neue.

Da kam das Jahr 1938. Leider setzte ich meine Hoffnung in das sogenannte Tausendjährige Reich. Wirklich, ich erhielt trotz meiner Sehbehinderung bei der Musterung zum Militärdienst den Wehrpaß, „beschränkt tauglich", Reserve II, Arbeitsverwendung Heimat. Mit diesem Dokument stellte mich das Arbeitsamt als Korbflechter der Vöslauer Kammgarnfabrik, Filiale Möllersdorf, ein. Als ich mit dem ersten Lohnsackerl den Betrieb verließ, war dies ein besonderes Erlebnis. In der Meinung, eine sichere Existenz gefunden zu haben, wurde nach einiger Zeit der Wunsch in mir wach, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Im März 1940 lernte ich meine Frau kennen. Nach einem Jahr war es so weit, wir standen vor der Heirat. Nun begann ein harter Kampf. In unserer Familie waren leider noch einige Geschwister, die so wie ich augenleidend waren. Das war für das Gesundheitsamt Grund genug, mir die Heirat zu verweigern, wenn ich mich nicht den Nazi-Erbgesetzen unterwarf. Was tun? Meine Frau war schwanger, und es mußte daher in den sauren Apfel gebissen werden. Was die Unterwerfung für mich bedeutete, brauche ich hier nicht genauer zu schildern. Eines ist sicher, daß solche Gesetze nur Verbrecher schaffen konnten.

Nach all den Aufregungen lebte ich glücklich und zufrieden in meinem Heim. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Eines Tages mußte ich meinen Arbeitsplatz verlassen und kam als Wollbefrächter in eine andere Abteilung des Betriebes. Dort hatte ich einen schweren Eisenkarren zu schieben. Und es dürfte diese Arbeit dann die Ursache zu meiner gänzlichen Erblindung gewesen sein. Es war dies nun der zweite harte Schlag, der mich traf. Oft war ich mit Blinden zusammen, habe aber nie gewußt oder geahnt, wie schrecklich es ist, immer im Dunkel zu sein.

Meine Frau war mir in dieser Zeit ein treuer Freund und Helfer. Ich weiß nicht, was ohne sie geschehen wäre. Mit den Blindenvereinen hatte ich wenig Fühlung, diese mußte nun aufgenommen werden. Hier war es Herr Fürstenberg, der sich meiner annahm. Mit seiner Hilfe erlernte ich die Blinden-Voll- und Kurzschrift, die Grundbegriffe kannte ich ja von der Blindenschule her.

Meine Allgemeinbildung war gut und so riet man mir, einen Umschulungskurs als Telephonist zu machen. Ich lernte Maschinschreiben und schon war meine Aufnahme zum Kurs beschlossen, als das Kriegsende alles veränderte. Ich löste mir nun einen Gewerbeschein als Klavierstimmer. Die ersten Jahre ging es gut, aber als sich die Verhältnisse besserten, kam auch schon die Konkurrenz. Drei Klavierstimmer in einer kleinen Provinzstadt sind zu viel und so gingen die Aufträge immer mehr zurück. Heute bin ich auf die Aufträge von der Hilfsgemeinschaft angewiesen. Da ich im Betrieb erblindete und dieser ein Wehrbetrieb war, machte ich den Versuch, eine Kriegsinvalidenrente zu erlangen. Leider bisher ohne Erfolg.

Daß dies alles an mir nicht spurlos vorüberging, wird niemand wundernehmen. Heute lebe ich mit 835 S Rente. Trotz allem bemühe ich mich als Blinder ein Leben zu führen, das in geordneten Bahnen verläuft. Meine Bemühungen, für meine Frau eine Beschäftigung zu finden, damit unser Leben ein wenig leichter werde, waren bisher umsonst. Ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß auch für mich noch Jahre kommen, die mich von der drückenden Sorge um das tägliche Brot befreien.

G. J.

DR. KARL KAINRATH:

DAS IDEAL DER VORNEHMHEIT

EINE PSYCHOLOGISCHE STUDIE

Je älter ich werde, desto seltener, so scheint es mir wenigstens, begegne ich Menschen, denen ich das Prädikat „vornehm" geben könnte. Meist sind es halb verwitterte, aus der „grauen Vorzeit" herüberragende Wesen, die in der Problematik des heutigen Lebenskampfes kaum mehr direkt verstrickt sind. Stehe ich plötzlich einer solchen Achtung gebietenden und zugleich Wärme ausstrahlenden Persönlichkeit gegenüber, dann überkommt es mich wie die Erscheinung eines Wunders, und ich frage mich erstaunt: „So etwas gibt es noch?! Ist dieser Mensch nicht schon längst von der nüchternen Geschäftigkeit und Maschinerie des heutigen Verkehrs überfahren?!"

So bin ich angeregt worden, darüber nachzudenken, was den Begriff der Vornehmheit ausmacht, und ob es nicht auch bei unserer kurz angebundenen Gefühls- und Geisteshaltung möglich wäre, Epigonen dieser fast schon legendären Gestalten zu erziehen.

Wer ist vornehm?

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird man einen Menschen als vornehm bezeichnen, der reserviert-höflich, zuvorkommend und herzlich ist und seine Überlegenheit nicht betont. Für den ersten Augenblick könnte man meinen, daß nichts leichter sei, als ein solches Ideal zu verwirklichen. Je mehr man es aber betrachtet, desto mehr muß man erkennen, um was für ein einzigartiges, kompliziertes Gemisch seelisch-geistiger Elemente es sich handelt, bei dem die richtige Dosierung das Ausschlaggebende ist. Wir befinden uns zweifellos im psychologischen Problembereich der auf höherer und höchster Ebene gelegenen Gefühls- und Willenserscheinungen.

Alle Handlungen des reifen Menschen beruhen letzten Endes auf dem Bestreben, Lustgefühle zu erhalten und zu vergrößern und Unlustgefühle zu beseitigen oder wenigstens zu verringern. Die Gefühle können als die bewußten oder unbewußten Reaktionen unseres Ichs auf alles für den Organismus und dessen Weiterbestand Zweckmäßige (Lustgefühle) oder Hemmende (Unlustgefühle) erklärt werden, wobei sowohl quantitativ als auch qualitativ große Differenzierungen gegeben sind. Die bestimmenden Ausgangszentren sind dabei die Organempfindungen und Triebe, insbesondere der Selbst- und Arterhaltungstrieb. In dem Maß als diese psychischen Urfunktionen über- oder unterentwickelt sind, wird bei mangelnder Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung auch das adäquate Gefühlsleben abnormal gestaltet sein. Schon allein daraus ist zu erkennen, in welch entlegenen Bezirken die Ursachen für bestimmte menschliche Verhaltensweisen zu suchen sind.

Die Gefühle

Entsprechend der Einteilung der Gefühle nach ihrer qualitativen Gegensätzlichkeit in Lust- und Unlustgefühle können wir z. B. unterscheiden: Kraft- und Schwächegefühle (Mut und Feigheit), Selbstvertrauen und Minderwertigkeitsgefühle, Freude und Trauer, Eigenliebe und Selbstverachtung, Sympathie und Antipathie, Liebe und Haß, Bewunderung und Mißachtung, Ehr- und Schamgefühle, Schadenfreude und Neid, Mitfreude und Mitleid, Lust an Mitleid oder Grausamkeit, Egoismus und Altruismus. Es handelt sich hier um Gefühlserscheinungen, die vorwiegend entweder ichbezogen sind, das sind die sogenannten Eigengefühle (vergleiche die erstaufgezählten), oder die nur in gesellschaftlichem Zusammenhang vorkommen, die sogenannten Fremdgefühle; sie treten, wie schon angedeutet, mehr oder weniger stark bzw. schwach und vor allem mit Elementen anderer Gefühlskomplexe gemischt zutage.

Diese Phänomene des bejahenden und verneinenden Strebens, Zu- und Widerstrebens sowie Begehrens und Abwehrens sind freilich bereits das Endergebnis eines psychologischen Prozesses, der in der Regel die Stadien der Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen und Urteile aufweist. Auf diese Weise zustande gekommene höhere Gefühle sind als kohärenter Bestandteil eines menschlichen Lebens wie dieses selbstverständlich äußerst dynamisch und werden immer wieder durch

die Phantasie, durch Denk- und Willenstätigkeit im engeren Sinne sowie Gefühle anderer Art beeinflußt und umgestaltet.

Zum Unterschied von den Gefühlen werden wir als echte Willenserscheinungen nur Phänomene ansehen können, zu deren Zustandekommen unsere bewußte Stellungnahme, das heißt, ein eindeutiger Entschluß über unsere künftige Verhaltensweise erforderlich ist. Ein solcher Entschluß kann Anfang oder Ende einer Gefühlskette sein oder sie auch unterbrechen. Wir sehen also, daß Gefühls- und Willenserscheinungen in ständiger Wechselbeziehung zueinander stehen, wobei im Rahmen unserer psychologischen Betrachtung die Gefühlsseite offenbar überwiegt.

Der Selbsterhaltungstrieb

Angelpunkt für unsere Begriffsdeutung scheint mir der stärkste und zäheste aller Triebe, nämlich der Selbsterhaltungstrieb, zu sein, der wieder viele Einzeltriebe, wie den Nahrungs-, Bewegungs-, Schlaftrieb usw., in sich vereinigt und der Erhaltung des Individuums dient. Seine übermäßige Verstärkung kann je nach der Qualität zu Habgier, Neid, Eifersucht, Gefallsucht, zum Geltungs- und Machttrieb usw. führen, seine Geringschätzung infolge vermeintlich ungünstiger Lebensbedingungen, wie Krankheit, Mangel an Selbstentfaltung, weiters durch Kränkung, Ehrverletzung, kann als Endergebnis Selbstmord zeitigen. Ein anderes Extrem ist der völlige Verzicht auf die Durchsetzung des Ich-Standpunktes aus einem altruistischen Lebenszweck heraus, wie Liebe zu Gott oder zum Vaterlande, mit seelisch-geistiger und oft auch leiblicher Aufopferung.

In der Folge wird es nicht zu umgehen sein, Erkenntnisse der Erziehungslehre (Ethik) zu berücksichtigen. Wenn heute kaum mehr bestritten werden kann, daß der einzelne Mensch in seinem Verhalten von Erbanlagen und Umwelteinflüssen bestimmt wird, wodurch seine volle Verantwortlichkeit gegenüber der menschlichen Gesellschaft noch nicht gegeben wäre, so muß er sich dennoch dieser gegenüber zufolge des Imperativs der Eigenerziehung als Erwachsener rechtfertigen. Daß er hiebei meist in einem stärkeren Maße negativen Beurteilungen unterworfen wird, als er es bei genauer Untersuchung verdienen würde, ist eine Erfahrungstatsache.

Diesem Umstand Rechnung tragend, befleißigen sich viele mehr oder weniger gebildete Menschen aalglatter und höflicher Umgangsformen und erreichen damit ohne Zweifel bei der Masse die Zuerkennung einer gewissen Gesellschaftsfähigkeit. Dies könnte auch schon einen kleinen Schritt zur Verwirklichung unseres Ideals bedeuten, wenn solche Umgangsformen nicht nur steife Masken ohne seelische Beziehungen zu den Mitmenschen darstellen würden. Denn ein sich von der Gesellschaft seelisch abschnürender Mensch kann durch die Mimik der Höflichkeit seinen egozentrischen Wesenskern auf die Dauer nicht verbergen und stößt schließlich auf Ablehnung.

Im Gegenteil hiezu ergibt sich als Grunderfordernis, daß wir uns mit unseren Mitmenschen eingehend beschäftigen müssen, um sie nicht nur besser zu verstehen, sondern es sogar lernen, sie zu lieben, wodurch wir dann auch zur Nachsichtigkeit gegenüber ihren Schwächen befähigt werden. Diese Bestrebungen werden uns aber kaum gelingen, wenn wir nicht bereits in der Lage sind, unser eigenes Ich in den Schranken einer sittlichen Weltordnung zu erblicken und als solches zu achten. Ist diese Prämisse einmal vorhanden, ergeben sich aber auch schon

DIE BRAILLESCHRIFT

ist die Voraussetzung für jeden Blinden, sich kulturell und beruflich betätigen zu können. Obmann Vogel (Bild unten) beherrscht sie souverän und kann damit am öffentlichen Leben führend teilnehmen. (Siehe Artikel in dieser Nummer auf Seite 13.)

viele Eigenschaften wie von selbst, die zur Erfüllung der Vornehmheit notwendig erscheinen. Es wird sich allmählich das einstellen, was man im allgemeinen mit Taktgefühl bezeichnet, nämlich die Fähigkeit, zu erkennen, wann, wie und wo im gesellschaftlichen Verkehr der geeignetste Augenblick für eine bestimmte Handlung oder Unterlassung gegeben ist, um den besten Eindruck, psychologisch gesprochen, ein optimales Maß an Lustgefühl, zu hinterlassen.

Das Ich

Geht man in seiner schlüssigen Tätigkeit einen Schritt weiter, so wird man erkennen, daß einer solchen auf wahrer Eigenliebe und Selbstachtung beruhenden abwägenden und dosierenden Verhaltensweise folgende Merkmale zwangsläufig anhaften werden: Intelligenz im Sinne einer raschen und geeigneten Anpassung an die verschiedensten Lebenslagen, Selbstbeherrschung mit möglichster Freiheit von Affekten, Launen und Eitelkeit, eine erfahrungsbedingte Ruhe und Besonnenheit, ein gewisses Maß an Allgemeinbildung und schließlich die Hingabe an ein höheres Ziel ohne Schädigung des Nächsten. Zuchtvolle Triebbefriedigung, Güte in Verbindung mit dem Streben nach Gerechtigkeit, Treue, echtes Mitleid, echte Mitfreude, Ehrgefühl und Mut müssen wohl als weitere Elemente des Begriffes Vornehmheit betrachtet werden.

Mit der Betonung des Gerechtigkeitssinnes und Ehrgefühles insbesondere ist konkludent zum Ausdruck gebracht, daß der vornehme Mensch kein Jota seines weit und tief angelegten Ichs für einen billigen Scheinerfolg zu opfern bereit sein wird. Und in diesem Moment scheint mir der Hauptschlüssel zur endgültigen Lösung unseres Problems gegeben zu sein. Denn nur derjenige, der unter allen anderen aufgezeigten Voraussetzungen zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung fremder Individualitäten die richtige Grenze auf elegante, das heißt, reibungslose Weise zu ziehen versteht, wird Aussicht haben, an das Ideal der Vornehmheit heranzukommen. Daß der wahrhaft vornehme Mensch bei der Kompliziertheit und doch auch wieder plausiblen Selbstverständlichkeit seines Charakters nicht aus einer einzigen, sondern erst aus der Summe von zeitlich nicht zu nahe aneinanderliegenden Verhaltensweisen erkannt werden kann, ist wohl einleuchtend.

Der Seelenadel

Eine andere Frage ist die Einschätzung der die Vornehmheit ausmachenden Eigenschaften im Rahmen des jeweiligen Zeitgeistes durch die einzelnen Gesellschaftsschichten, Altersstufen und Geschlechter. In dem schließlich alle mehr oder weniger erfassenden Zeitgeist ist die Beantwortung der ethischen Frage zu suchen, ob und gegebenenfalls inwieweit sich neue vornehme Charaktere aus der Gesellschaft heraus- und gleichzeitig in sie hineinzubilden vermögen, das heißt, in ihrem einmal errungenen Bestand auch gesichert erscheinen.

Wenn auch in der heutigen Welt für die Erneuerung eines meiner Meinung nach im Aussterben begriffenen Ideals von einst kein Platz zu sein scheint, weil man vor allem im Zustande der Besinnung und Einkehr ständig befürchten würde, das Leben mit seinen vielfachen äußeren Verlockungen nicht voll ausschöpfen zu können, darf dennoch die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß das zerstörende Wirken unmäßiger Triebbefriedigungen einmal zur Umkehr drängt und vom Seelenadel eines neugeformten Menschenbildes abgelöst wird.

Verkehrsseufzer

Eingeborene, die mit Trommeln böse Geister zu vertreiben suchen, werden von aufgeklärten Autofahrern zutiefst verachtet, die mit lautem Hupen eine Verkehrsstockung beseitigen wollen.

Rücksichtslose Fahrer gibt es. Sie überholen einen, ohne daß man es schafft, sie daran zu hindern.

Immer wieder ermahnt man uns, von dem vor uns fahrenden Auto fünf Wagenlängen Abstand zu halten. Wenn Sie das zu befolgen versuchen, werden Sie aber feststellen, daß sich in diesem Abstand unversehens fünf andere Wagen befinden.

Was ich an einem Wohnwagen schätze, ist, daß man einen Platz zum Wohnen hat, während man einen Parkplatz sucht.

Das Tückische an diesen „Frauen am Steuer" ist die Art, wie sie sich, kaum hat man seiner Frau gegenüber über ihre Fahrerei geschimpft, als Männer entpuppen.

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Anton Franz Mesmer — Wundermann oder Scharlatan?

Anton Franz Mesmer wurde am 23. Mai 1734 zu Ittmang im Großherzogtum Baden geboren. Er war der Sohn eines Jägers. Dank seiner Begabung fiel der Knabe auf und erhielt die Möglichkeit, das Gymnasium sowie die philosophischen und medizinischen Studien der Universität zu besuchen. 1767 treffen wir ihn in Wien, wo er eine Schrift: „De influxu planetarum" veröffentlicht. In dieser fußt er auf alter chaldäischer, also astrologischer Weisheit, verbrämt diese aber mit der Erkenntnis Newtons und behauptet: Nicht nur die übrigen Planeten, sondern auch die Erde beeinflussen bei Pflanzen, Tieren und Menschen die Lebensentfaltung. Die Kraft aber, durch die das geschieht, sei der Magnetismus. Wegen dieses letzten Ansatzes gerät er mit dem Professor der Astronomie, Maximilian Hell, in einen Prioritätsstreit. Dieser Streit ist wichtig, weil Hell dem Mesmer das Recht absprechen will, magnetische Kuren — als seine Erfindung — auszugeben.

Die Auseinandersetzungen scheinen Mesmer schließlich doch recht zugesetzt zu haben. Deswegen veröffentlichte er sechs Jahre später ein neues Opusculum „Über den tierischen Magnetismus". In diesem behauptet er, bei seinen „Heilverfahren" eines metallischen Magneten entraten zu können, weil jedes Lebewesen, vorzüglich jeder Mensch hinlänglich „magnetische" Kräfte besitze, um als „Heiler" auftreten zu können. Das gälte natürlich vor allem von ihm selbst.

Dadurch gewann er um so größeren Zulauf, als ihm Hell nun nicht mehr ankonnte. Unter anderen kamen nun auch die Eltern des blinden Fräuleins, Maria Theresia von Paradis, zu ihm und baten ihn, ihre Tochter gesund zu machen. Das sagte er zu, verlangte aber, daß ihm die Patientin zwecks Durchführung der Behandlung in sein Haus überstellt würde. Die Familie Paradis wohnte in Wien im Hause „Schabdenrüssel" (heute Ecke Rotenturmstraße und Sonnenfelsgasse). Mesmer hatte sein „Clinicum" auf dem Rennweg.

Bevor die Eltern das Fräulein von Paradis zu Mesmer brachten, waren sie schon bei allen Kapazitäten der Wiener medizinischen Fakultät gewesen, und diese hatten immer wieder festgestellt: Das Fräulein von Paradis sei unheilbar; denn sie leide an „schwarzem Star". Heute bezeichnet man dasselbe Leiden als Sehnervschwund, und dieser ist ebenso wie damals noch unheilbar.

Das Fräulein von Paradis war jedoch nicht nur blind, sondern litt auch an Schmerzen in der Leber und in der Milz. Diese Beschwerden waren offenbar bloß neurotischer Art. Darum gelang es dem Mesmer, sie dem Fräulein wegzusuggerieren. Infolgedessen gelangen ihr auf Grund ihrer Schmerzfreiheit Echolotungen, zu denen die junge Dame vorher nicht fähig gewesen war und die sie optisch mißdeutete.

Voll Begeisterung veröffentlichte Vater Paradis in mehreren Zeitungen Wiens und auch des Auslandes Berichte über die „wunderbare" Heilung seiner Tochter. Das veranlaßte die Wiener medizinische Fakultät zum Vorgehen gegen Mesmer. Binnen kürzester Frist mußte Maria Theresia von Paradis ins Elternhaus zurückkehren, so daß ihr Mesmer auch nicht die mindesten Verhaltungsmaßregeln geben konnte. Natürlich war es von diesem Augenblick an „mit der Seherei" auch aus und vorbei.

Das Decretum gegen Mesmer trägt das Datum vom Mai 1777. Es ist für die Geschichte des Blindenwesens höchst bedeutsam. Nun widmete sich das Fräulein von Paradis erst recht ihrer musikalischen Ausbildung, so daß sie eine vortreffliche Sängerin und Pianistin wurde und befähigt war, Konzertreisen durch ganz Europa zu unternehmen. Eine solche führte sie auch nach Paris, wo sie im Jänner 1784 in der Pariser Oper ein Benefiz-Konzert veranstaltete. Nach diesem hatte sie Gelegenheit, mit Valentin Haüy zu sprechen, der auf Grund dieser Unterredung den Entschluß faßte, das Wagnis der Blindenbildung zu unternehmen, und am Pfingstmontag desselben Jahres den Blinden Francois Lesieur zu sich nahm. Damit aber war nicht mehr und nicht weniger als die Gründung des „Institut des jeunes aveugles",

der ersten Blindenschule der Welt, vollzogen.— Und noch einmal machte das Fräulein von Paradis, nämlich zwanzig Jahre später, am 23. September 1803, durch ihren Konzertabend im Wiener Fürsterzbischöflichen Palais einen ähnlichen Eindruck, durch den Johann Wilhelm Klein zur Gründung des Wiener Blinden-Erziehungs-Institutes veranlaßt wurde.

Bloßgestellt, wie er war, konnte sich Mesmer in Wien nicht halten. Er verkaufte sein Haus und ging nach Paris. Dort hatte die Universität seine Elaborate ebenso abgelehnt wie die Wiener Schule. Dasselbe taten die Universitäten von London und die Akademie von Berlin. Trotzdem gelang es Mesmer, auch in Paris Fuß zu fassen und eine Modegröße zu werden. Um sich recht in Szene zu setzen, veröffentlichte er 1778 eine Schrift „Sur le Magnétisme animal", der 1781 noch eine zweite folgte. Das Ansehen Mesmers war so groß, daß der König gegen den Willen der Fakultät durch seinen Minister mit ihm wegen der Gründung eines „magnetischen" Clinicums verhandelte. Da fand sich eine illustre Gemeinschaft zusammen, der unter anderen kein Geringerer als der berühmte Naturforscher Lavoisier angehörte, um ihm das Handwerk zu legen. Nun zog sich Mesmer, gefolgt von einem Schwarm seiner Anhänger, nach Spaa in Belgien zurück, wo ein Konsortium gegründet wurde, um seine Ideen zu propagieren und zu finanzieren. Darauf erschien Mesmer wieder in Paris und gründete tatsächlich ein Clinicum „Le Baquet" („das Schaff"), das sich schließlich aber doch nicht halten konnte. Mesmer floh nach England und von dort über Belgien und Deutschland in die Schweiz. Hier lebte er während der Französischen Revolution und der Napoleon-Zeit in aller Stille in Meersburg, wo er am 5. März 1815 hoch betagt aus dem Leben ging.

Über seinem Grab errichtete eine Berliner naturforschende Gesellschaft ein prächtiges Denkmal. So unklar seine Gedanken auch gewesen waren und so dilettantenhaft er auch an ihrer Anwendung gearbeitet hatte, enthielten sie doch einen sehr ernst zu nehmenden Kern, an dessen Erläuterung mehr als eine Wissenschaft noch heute arbeitet, nämlich von den gehirnelektrischen Untersuchungen bis zur Parapsychologie.

BLINDER AN SEINEN HUND

Der Schöpfer, der die Gnade mir verwehrte,
als Sehender durch seine Welt zu gehn,
gab mir in dir aus gütigem Verstehn
den Weggefährten, den ich längst begehrte.

Nun öffnet sich auch mir das Tor ins Weite,
ich tappe nicht mehr hilflos in das Nichts.
Du, der die reiche Fülle schaut des Lichts,
bist — sicher führend mich — mir stets zur Seite.

Ein Tier? Ein Hund? Ich will dem Herrgott danke
daß du kein Mensch bist, der nicht Treue hält. —
Dir, gutes Tier, bin ich allein die Welt
und deine Liebe findet keine Schranken.

Sind wir auch zwei, sind wir zu allen Stunden,
in allen Schicksalsschlägen doch nur eins,
und bleiben bis ans Ende unsres Seins
als Sehender und Blinder eng verbunden.

FRIEDRICH WINKELMÜLLER

YVONNE BLAUENSTEINER:

KASPAR UND DER FREMDLING

Es war bereits später Abend, als sich die Tür zu Kaspars Werkstatt öffnete und ein seltsam aussehender Mann über die Schwelle trat. „Hört, guter Freund", wandte er sich mit einem wohlwollenden Kopfnicken an den Schmied. „Ich weiß es recht wohl, daß Ihr ein gar mutiger, tollkühner Bursche seid. Darum komm' ich, Euch zu fragen, ob Ihr wohl gewillt seid, meinen Auftrag auszuführen."

In Kaspar wuchs, je länger er den Fremden ins Auge faßte, eine sonderbare, bisher ungekannte Bangigkeit hoch. Bei Gott, solch ein merkwürdiger Gesell war ihm noch nie über den Weg gelaufen — vor seinem dunklen, brennenden Blick könnt' man schier das Fürchten kriegen! Fast widerwillig sagte er also: „Nennt mir Euer Begehr', aber tut dies recht geschwind, denn zum Müßigstehen hab' ich nit Zeit!" Gleich darauf begann es den Kaspar wieder heiß und kalt zu überlaufen, denn die dunkle Gestalt des andern schien vor ihm ins Übermaß emporzuwachsen. Ein unsinniger Haß verzerrte sein Antlitz zur widerlichen Fratze, und wie Keulenhiebe fielen jetzt die Worte von seinen fahlen Lippen: „Den Dom, der hier zu Wien kürzlich vollendet ward und der als einer der schönsten weitum in deutschen Landen gilt, den sollt Ihr vernichten, daß kein Stein auf dem andern bleibt!" Und da der Schmied, gelähmt vor Entsetzen, kein Wörtl hervorzuwürgen vermochte, setzte er also fort: „Wahr und gewißlich ist es, daß, seitdem dies herrliche Bauwerk steht, die Schar der Beter und Büßer kein Ende zählt." Er ballte die Fäuste und seine Stimme klang ganz heiser, da er knirschend hervorstieß: „Ich selber kann es nicht — aber Ihr sollt dies Werk der Zerstörung vollbringen, und zwar bald!"

Wie von einer Viper gestochen, fuhr Kaspar auf: „Weiche, du Höllischer, weiche, du sollst keinen Anteil an mir haben!" Der also Erkannte lächelte voll hämischer List und zog einen wohlgefüllten Beutel aus der Tasche. „Sei doch kein Tor, Kaspar — siehe,

Yvonne Stepan-Blauensteiner

ich zahl' dir deinen Dienst mit fürstlichem Lohn . . ." Er ließ den Inhalt des Beutels auf den Werktisch rollen. Hei, wie fein die vielen Goldstücke da klingelten und klirrten. Wieder klang die Stimme des Versuchers durch den rußgeschwärzten Raum: „So du diesen Beutel nimmst, Kaspar, ist es mit deiner Armut für immer aus und vorüber, denn er füllt sich täglich mit neuem Golde!"

Der Schmied starrte fast geblendet auf die verführerisch gleißenden Münzen. Das mochte freilich gar fein sein, wenn einer nur so im Geld scheffeln durft', statt von früh bis spät zu schuften wie ein Stückl Vieh. Jetzt tät' er sich ein herrliches Leben schaffen können, so etwa wie der reiche Krämer von gegenüber, dessen Sammetwams goldene Knöpfe zierten und dessen Tafel alle Tage

mit den leckersten Speisen und Weinen bestellt war. Wohl mahnte die Stimme des Gewissens den Kaspar gar eindringlich, daß es ungleich besser sei, ein im Schweiße des Angesichts erarbeitetes Stücklein trocken Brot zu essen, anstatt mit Teufelslohn ein Leben in Saus und Braus zu führen. In des Schmiedes Seele tobte ein heftiger Aufruhr. Gewiß, ein Haus des Herrn zu vernichten war ein gar furchtbarer Frevel — aber in diese Erkenntnis hinein rebellte ein böser Trotz: „Warst nit dein Lebtag lang brav und rechtschaffen gewesen? Und womit hat dich Gott dafür belohnt?" Immer mehr und mehr erstickte der dunkle Geist des Gewissens mahnenden Ruf. Kaspar richtete sich entschlossen zu seiner ganzen herkulischen Größe auf. Und wenn seiner Seele Seligkeit dran zuschanden ging, es galt ihm einerlei.

„Wann also soll ich's tun?" preßte er trotzig hervor. Auf den Zügen des andern erschien der Ausdruck höhnischen Triumphes. „Recht so, Freund Kaspar, ich wußte es ja, daß du vernünftig sein wirst." Abermals schien seine Gestalt ins Riesenhafte zu wachsen. „Und nun hör' mich an: Noch heute nacht sollst du den Brand legen — sei gewiß, daß mein Geist dein Beginnen zu sicherem Ziel führen wird!" Gleich darauf war der Höllenfürst Kaspars Blicken entschwunden.

Die Nacht war stürmisch und wolkenschwer, da Kaspar, mit einem halben Dutzend Pechkränzen versehen, durch die menschenleeren Gassen schlich. Bald ragte der Dom, stolz und mächtig wie ein Werk von Giganten, vor Kaspar auf. Hastig traf der Schmied nun alle notwendigen Vorbereitungen, doch da er eben die Pechkränze in Brand setzen wollte, hielt er jäh inne — ganz schreckensverstört vom klingenden Wunder, das jetzt an sein Ohr drang. Denn die Luft erfüllte der eherne Chor der Glocken von Sankt Stephan, und ihr metallener Mund ließ Kaspar im Innersten erbeben, erkannte er doch klar, daß hier nicht Menschenhand, sondern Gott selber am Werke war. Bange und klagend, als drohe ein schweres Verhängnis, klang ihr Ton, dann aber dröhnten sie machtvoll und mahnend, als riefen sie zum Jüngsten Gericht . . .

Da zwang es den Kaspar in's Knie und er flehte unter heißen Reuetränen: „Du gnädigster Richter, erbarm' dich mein und vergib mir meine schwere Schuld!" Kaspar hielt plötzlich den Atem an — war das Geläute der Glocken wirklich verstummt? Auch der Sturm hatte sich mit einem Male gelegt und aus den Wolken trat der volle Mond hervor, das wundervolle Bauwerk mit hellem Silberglanz überflutend. Unaussprechliches Dankbarsein durchschauerte Kaspars Seele, denn er wußte, daß ihm verziehen ward. Gleichzeitig aber sagte ihm eine innere Stimme, daß gerade dieser Dom vor dem Angesicht des Herrn besonderes Wohlgefallen fand und daß seine erhabene Schönheit bis in die spätesten Zeiten die Menschen erbauen solle.

Wem Ruhm gebührt

Nicht auf den Kritiker kommt es an; nicht auf den, der nachweist, wo der Starke strauchelte oder wie der Tatmensch das, was er getan hat, besser hätte machen können. Der Ruhm gebührt vielmehr dem, der in der Kampflinie steht und dessen Gesicht von Staub, Schweiß und Blut verschmiert ist; der immer wieder irrt und unterliegt und dennoch unverzagt weiterstrebt; der voller Begeisterung und Opfermut ist und sich für eine große Sache aufreibt; der bestenfalls am Ende seines Lebens das Triumphgefühl des Sieges kosten darf und der schlimmstenfalls als Besiegter sich wenigstens sagen kann, daß er Großes gewollt hat, so daß man ihn nie zu den Ängstlichen zählen darf, die niemals wissen werden, was Sieg oder Niederlage ist.

THEODORE ROOSEVELT

HEINZ REIN:

DIE AUKTION

Als Dessoir den Saal betrat, hatte die Auktion bereits begonnen. Und obwohl die Stimmen schon wild durcheinanderwogten, trat er nur mit den Zehenspitzen auf, während er mit suchendem Blick durch die Stuhlreihen ging. Neben einem kleinen, schmächtigen Manne, der einen altmodischen Kneifer trug und einen langen Bleistift heftig in die Luft stach, war noch ein Stuhl leer. Dessoir deutete auf den Stuhl und fragte, ob er noch frei sei. Der schmächtige Mann sah Dessoir flüchtig an, nickte dann lässig und wandte seine Aufmerksamkeit sofort wieder der Versteigerung zu.

Dessoir saß ganz still da, nur seine Augen hinter der dunklen Brille blinzelten unruhig, und seine faltigen, dick geäderten Hände zitterten ein wenig. Die Stimme des Auktionators drang von fern her auf ihn ein, sie kam wie aus einem dichten Nebel. Der ganze Saal war überhaupt von einem leichten Dunst überlagert, und die Menschen in ihm waren wie Spukgestalten.

Plötzlich merkte Dessoir, daß sein Nachbar auf ihn einsprach. Er schüttelte die Benommenheit ab und wandte sich ihm zu. „Was sagten Sie, Monsieur?“ fragte er und entschuldigte sich mit einer matten Geste. „Ich möchte wissen, was Sie auf dieser Auktion zu suchen haben, wenn Sie doch nicht achtgeben“, sagte der Mann ärgerlich, nahm den Kneifer ab und schwenkte ihn vor Dessoir hin und her. „Sie schlafen ja fast, alter Mann!“ Dessoir hob die Hand noch einmal zur Entschuldigung. „Sie sind wohl hereingekommen, weil es hier so schön warm ist?“ fragte der schmächtige Mann weiter. Dessoir schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts. Wie sollte er dem Manne auch erklären, was ihn dazu bewogen hatte, dieser Auktion beizuwohnen?

Da die Auktion weiterging, ließ der schmächtige Mann von Dessoir ab, er setzte den Kneifer wieder auf, räusperte sich erregt und reckte den Hals. Auch Dessoir merkte auf, wenn der Versteigerer einen Namen nannte und den Titel eines Bildes, und über sein Gesicht lief ein Lächeln mehr des Erstaunens als der Befriedigung, und obwohl er sich vorgenommen hatte, aufmerksam zu sein, denn dazu war er ja hierher gekommen, versank er dennoch sogleich wieder in Nachdenklichkeit.

Da hingen sie nun, diese Bilder, die vor ein paar Jahrzehnten wie wilde Tiere in die gemächlichen, geruhsamen Bezirke der herkömmlichen Malerei eingebrochen waren, die — sofern man sich überhaupt mit ihnen befaßte — verachtet, niedergeschrien, bespöttelt, verhöhnt worden waren, die man nicht zugelassen oder doch streng getrennt hatte von den anerkannten Bildern, so wie man Lepröse von Gesunden absondert. Und jetzt? Jetzt waren diese selben Bilder ihrer Maßlosigkeit beraubt, sie waren nicht mehr, seit langem nicht mehr Außenseiter, kaum merkte man ihnen noch die Herausforderung an, mit der sie einst gemalt worden waren. Die Professoren der Akademien hatten sich inzwischen ihrer bemächtigt, sie eingeordnet. Sie schrieben nicht nur höflich-sachlich, sie schrieben sogar anerkennend über sie, die nun geradezu klassisch geworden waren. Die Raubtiere von einst, sie waren zahm geworden, zahnlos, die Krallen waren stumpf, sie waren nicht mehr gefürchtet, denn sie hatten die freie Wildbahn verlassen und sich in die Sicherheit der zoologischen Gärten begeben oder allenfalls noch in die Manegen der Zirkusse, wo sie eine bekannte und beliebte Nummer waren. Ja, da hatten die Künstler nun gemalt, mit Hingabe, mit Besessenheit und Gläubigkeit, mit Rücksichtslosigkeit und sogar mit Haß, gegen die leeren Herzen, den allzu billigen Glauben, gegen die Trägheit der Empfindung und mit der Begeisterung von Umstürzlern, und nun . . .

„Schlafen Sie schon wieder?“ fragte der schmächtige Herr und tippte Dessoir mit dem Bleistift gegen die Schulter. „Nein“, antwortete Dessoir, „ich habe nachgedacht, über die Wandlung der Dinge. Diese Bilder . . .“ Der Herr gebot ihm, mit ungeduldiger Handbewegung, zu schweigen. „Jetzt kommen fünf

Dessoirs an die Reihe, Frühwerke zwar, aber . . ." Er schnalzte mit der Zunge und hob die Hand mit dem Bleistift, er hielt ihn wie eine Lanze, die er im rechten Augenblick zu schleudern gedachte. „So, fünf Dessoirs", murmelte Dessoir. „Und Sie wollen sie ersteigern, ausgerechnet Sie?" Der Herr nickte. „Ja, ich, ich habe mich schon vor vielen Jahren für Dessoir eingesetzt, ich habe ihn gewissermaßen freigekämpft." Der Herr sprach, ohne den Blick auch nur für eine Sekunde vom Versteigerungspult zu wenden. „Ich bin Louis Fish, aber der Name sagt Ihnen wohl nichts, alter Mann? Oder doch?" Dessoir neigte den Kopf, aber der Herr nahm es nicht mehr wahr, er war von seinem Sitz aufgeschnellt und rief etwas in den Saal hinein, auch andere riefen, manche schrien, und dazwischen tönte gelassen, sachlich die Stimme des Versteigerers.

Dessoir sah in die Gesichter der Leute, die mit verhaltener Nervosität oder offener Aufgeregtheit oder gespielter Gelassenheit die Zahlen wie Bälle auf die Versteigerungsbühne warfen, aber Dessoir hörte nicht auf die Zahlen, sie interessierten ihn nicht sonderlich, Dessoir blickte in die Gesichter. Er suchte zu ergründen, wer die Leute waren, die seine Bilder jetzt erwarben. Ja, wer waren sie? Sie sahen wohlanständig aus, genau so wie jene, die sich damals — durch eben diese Bilder — beleidigt, herausgefordert, angegriffen gefühlt hatten. Vielleicht waren es sogar noch die gleichen Leute. Und jetzt hängten sie diese selben Bilder in die Museen oder in ihre guten Stuben oder gar in ihre Sitzungssäle.

Als die Auktion beendet war, ließ sich Mr. Fish erschöpft auf den Stuhl fallen. Er hatte Schweißtropfen auf der Stirn, und während er seinen Kneifer mit einem kleinen Lederläppchen blankputzte, wandte er sich an Dessoir und fragte gönnerhaft: „Nun, alter Mann, es ist doch ganz schön warm hier, nicht wahr?" Dessoir blickte ihn ein paar Sekunden lang an, zog die Schultern zusammen und sagte: „Ich habe gefroren." Dann stand er auf und verließ den Saal.

VORFREUDE

Frühling ist wieder eingezogen und die Natur erwacht aus ihrem Winterschlaf. Linde Lüfte wehen durch unser Land und die warmen Strahlen der Sonne erwecken nicht nur die Natur, sondern auch das Gemüt der Menschen zu neuem Leben. Wenn wir auch all die Herrlichkeit des frischen Grünens und Blühens mit unseren erloschenen Augen nicht bewundern können, so bringt uns der wohlige Duft, der uns beim Hinaustreten ins Freie entgegenströmt, doch neuen Mut und Freude in unser Herz. Er erinnert uns vor allem daran, daß die Zeit nicht mehr weit entfernt ist, wo wir drei unbeschwerte Wochen im Erholungsheim verbringen können.

Obwohl ich auf dem Lande lebe, wo es mir nicht an Luft und Sonne mangelt, ist meine Vorfreude auf diese drei Wochen immer sehr groß. Ich darf mich zwar nicht beklagen, daß ich von den sehenden Menschen, unter denen ich die ganze Zeit lebe, vielleicht mißachtet würde. Es sind durchwegs alle in unserem Ort freundlich und nett zu mir. Aber dennoch hat jeder Tag, welchen ich im Erholungsheim verbringen kann, große Bedeutung für mein seelisches Befinden. Ich denke das ganze Jahr nachher oft gerne an jene frohen Stunden, die ich dort zusammen mit anderen Schicksalskollegen verleben konnte. Es gefiel mir im vergangenen Sommer natürlich auch in Tauchen gut, aber dennoch freue ich mich, heuer wieder in unser vertrautes Erholungsheim nach Unter-Dambach fahren zu können. Ich beginne schon jetzt die Wochen zu zählen bis zur Abfahrt, denn ich hoffe, daß es heuer in dem neu hergerichteten Heim besonders schön und gemütlich sein wird.

Rosalia Kern
Neudörfl, Burgenland

ING. RUDOLF SCHOLZ:

MEINE ARMBINDE

Die Ursachen meiner Blindheit sind vor allem der Erkrankung beider Augen an Glaucom zuzuschreiben. Da die Operation des linken Auges reichlich spät vorgenommen wurde, erlitt der Sehnerv eine empfindliche Schwächung und das Gesichtsfeld eine starke Verengung. Einige Jahre später erkrankte das rechte Auge zusätzlich an chronischer Keratitis, die mir das Sehen durch die trübe Hornhaut vollkommen unmöglich machte. Mit dem mir verbliebenen Sehrest und der Gesichtsfeldverengung kämpfte ich mich durch den rasenden Straßenverkehr, so gut ich konnte. Schließlich verlor ich den Mut. Auf Anraten der Ärzte und vieler Freunde heftete ich auf meinen Arm eine gelbe Binde. Als ich sie erstmalig trug, hatte ich das Gefühl, daß ich nicht mehr zu den anderen Menschen gehörte und ging unsicher meines Wegs. Aber schon nach wenigen Tagen merkte ich, daß mich mein neuer Freund, die gelbe Armbinde, leichter und sicherer durch den Straßenverkehr brachte. Als ein Personenwagen, aus einer Gasse kommend, die Straße überqueren wollte, erblickte der Lenker meine Binde und blieb stehen, bis ich meinen Entschluß zum Überqueren der Straße in die Tat umgesetzt hatte. Ein andermal brachte mich ein Verkehrsbeamter sicher und heil über die Straße. Auch seitens der Passanten wurde mir vielfach Hilfe zuteil. Bald hatte ich mit meiner guten gelben Binde innigste Freundschaft geschlossen. Sie war mein stiller und treuer Kamerad geworden.

Eines Tages ging ich mit meiner Tochter auf dem Gehsteig einer verkehrsreichen Straße. In der Passage eines Durchhauses blieben wir stehen. Meine Tochter betrat ein Geschäft, um dortselbst etwas zu besorgen, während ich mich in den Hintergrund der Passage zurückzog, um auf die Rückkehr der Tochter zu warten. Viele Passanten gingen an mir vorbei. Plötzlich trat eine Frau auf mich zu und drückte mir eine Schillingmünze in die Hand. Meine Überraschung war so groß, daß ich die Situation zunächst nicht begreifen konnte. Während ich mich abquälte, den Sinn des soeben Erlebten zu begreifen, kehrte meine Tochter zurück, erfaßte meinen Arm und brachte mich wohlbehalten nach Hause.

Von meinem Erlebnis hatte ich ihr nichts erzählt. Der Tag ging zu Ende und ehe ich eingeschlafen war, hatte ich den festen Entschluß gefaßt, keine gelbe Armbinde mehr zu tragen. Ich entfernte am folgenden Tag die Binde vom Ärmel und wagte mich hinaus in den lärmenden Verkehr. Ich hatte das Gefühl großer Unsicherheit. Zu spät überquerte ich eine freigewordene Straße und geriet zwischen zwei vorbeifahrende Autos, dann lief ich weiter zum Gehsteig. Dort wurde ich von einigen Passanten in unflätiger Weise beschimpft, weil ich die Verkehrsordnung durch mein unglaubliches Verhalten störte und angezeigt werden sollte. Das brachte mich zur Besinnung, da ich die Empfindung hatte, daß ich durch das Ablegen der Binde den Verkehr wirklich gestört hatte. An diesem Tage dachte ich lange über die gelbe Binde nach. Sie verriet mir, daß alle Träger derselben von den sehenden Menschen als „arme Teufel" angesehen werden, als arme Teufel nicht deshalb, weil sie der Freuden des Lichts nicht mehr teilhaftig werden können, sondern aus der traditionellen Betrachtung der Blinden als materiell arme Teufel, als Bettler, die der Almosen bedürfen, um ihr finsteres Leben fristen zu können.

Jene Menschen aber, die „den armen Teufeln" den Schilling in die Hand drücken, tun dies, um dem Guten zu dienen, weil sie nicht anders können. Tausend andere eilen an den armen Teufeln vorbei, ohne sich über deren Schicksal Gedanken zu machen, um ja keine Zeit in ihrer Hast zu verlieren. An jenem Abend hatte ich mich mit meiner Armbinde ausgesöhnt und heftete sie wieder auf meinen Ärmel. Sie führte mich wieder als guter Kamerad sicher und heil durch den rasenden Verkehr. Und unsere unermüdliche Hilfsgemeinschaft, welche vielen jüngeren und älteren Schicksalskollegen Beruf und neuen Mut zum Leben gibt, arbeitet unentwegt an der großen Aufgabe, daß Blinde keine „armen Teufel" mehr sein mögen.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

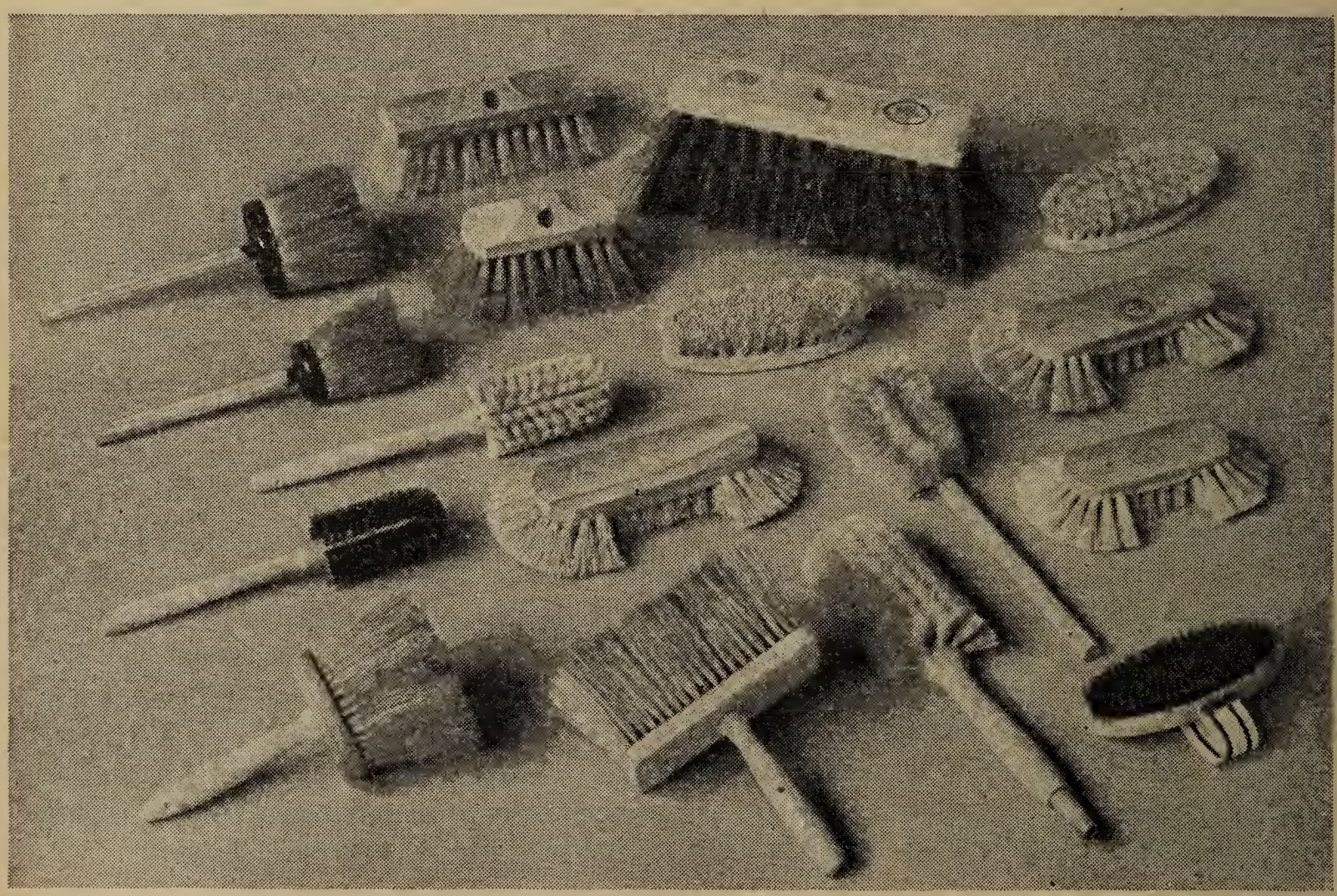
Wir sorgen für Arbeit

Es ist für Blinde nicht leicht, mit allen Schwierigkeiten bei der Erzeugung ihrer Qualitätswaren fertig zu werden, aber dazu kommt noch die Sorge um den Absatz ihrer Erzeugnisse. Die Verkaufsabteilung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs enthebt ihre Handwerker dieser Sorgen. Sie beschafft ihnen nicht nur das für die Anfertigung der allbekannten Blindenwaren erforderliche Material, sondern übernimmt auch den Vertrieb derselben.

Wer einmal Gelegenheit hatte, einem Blinden bei der Arbeit zuzusehen, hat sich wohl gewundert, wie es möglich ist, so etwas fertigzubringen. Man staunt darüber, wie gleichmäßig die Menge des Materials für jedes einzelne Bündel, z. B. einer Bürste, ist und wie schön alle Reihen geschnitten sind. Zugegeben, vielleicht macht es die moderne, vollautomatische Stanzmaschine noch besser. Aber damit kann die Anerkennung für den Blinden, der sich wirklich bemüht, durch emsige und gute Arbeit sein Brot zu verdienen, nicht geringer werden. Das Holz ist ihm schwarz, der Draht schwarz, die Reiswurzel oder ein anderes von ihm verarbeitetes Material, alles ist ihm schwarz, tiefschwarz. Nicht für die gesunden Augen seiner Mitmenschen, aber für ihn, den Blinden! Verdienten diese Menschen, für die es keine Farbenpracht des Frühlings gibt, nicht, daß wir ihnen die helfende Hand reichen? Wäre es nicht herzlos, den Kauf eines von Blinden hergestellten Gegenstandes abzulehnen, nur weil er vielleicht um ein paar Groschen mehr kostet? Muß man nicht auch daran denken, daß von Blinden nur allerbestes Material verwendet werden kann und daß der Arbeitende bei der Zurichtung des Materials, bei der Ausfertigung der Bürsten, Matten und Körbe und auch bei der Lieferung Hilfe benötigte!

Wir bemühen uns, durch zufriedenstellende Belieferung, den Blinden immer mehr Kunden und damit mehr Arbeit zu verschaffen. Außer den üblichen Blindenerzeugnissen werden auch Handelswaren vertrieben. Der Reingewinn fließt der Erholungsfürsorge für Blinde zu.

Helfen Sie daher mit, den Blinden das Gefühl zu geben, daß sie trotz schwerer Behinderung nützliche Arbeit leisten. Ihre Anerkennung wird ihnen tiefste seelische Befriedigung schenken und sie ihr Schicksal leichter ertragen lassen. Arbeit ist die beste Hilfe für die Blinden!



n dieser Nummer:

Prof. S. Altmann, Prof. Dr. Friedrich Mansfeld, Gertraud Becker

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Erinnerungen an den Zirkus Ren
Ein Heilbad in Vorarlberg
Simon Heller
Zur Geschichte des österr. Blindenwesens
Denkmal des Unbekannten Spitzbuben
Die leere Zeitung
Naturerleben blinder Kinder
Sängerkrieg auf Euböa
Schüleraufsätze: Warum und wie wir den Blinden helfen

2. JAHRGANG HEFT 6 JUNI 1957 PREIS S 3.50

Warum und wie wir den Blinden helfen

Immer mehr setzt sich die Überzeugung durch, daß der Mensch das höchste Gut ist. Um so mehr gilt es, den von Natur Benachteiligten, den Blinden, das Leben so angenehm als möglich zu machen. Diese Erkenntnis dringt auch allmählich in die Schulen ein und veranlaßt weitblickende und fortschrittliche Lehrer, die Blindenpflege in den Unterricht aufzunehmen. Im folgenden veröffentlichen wir einige Aufsätze an Wiener und niederösterreichischen Mittelschulen, die zeigen, wie gut das Einfühlungsvermögen der heranwachsenden Jugend ist.

DIE REDAKTION

Eckhart Schweighofer, 3. Klasse:

Wir gesunden Menschen haben das Glück, die Welt in all ihrer Schönheit, den Frühling mit seinen Blüten, die wogenden Felder des Sommers, die üppige Farbenpracht des Herbstes und den Winter mit seinem Weihnachtszauber zu erleben. Dies aber ist nur ein Bruchteil dessen, was einem Blinden durch sein schweres Schicksal vorenthalten wird. Man braucht nur an den Ablauf des Tages zu denken. Alles, was wir im Hause als selbstverständlich vollbringen, auch unser Verhalten auf der Straße beim heutigen Verkehr, ist für den Blinden eine sehr schwere Aufgabe, die er nur mit äußerster Willenskraft und Energie meistern kann. Natürlich ist beim Blinden ein sogenannter sechster Sinn vorhanden, der in besonderen Schulen gefördert wird.

Aus all diesen Gründen sind die Blinden arme Menschen, die unserer Hilfe bedürfen. Wir können die Blinden unterstützen, indem wir ihnen auf der Straße unseren Dienst anbieten, und ihnen unaufgefordert zu Hilfe kommen. Wir erkennen ja die Blinden an dem besonderen Kennzeichen, an einer gelben Armschleife mit drei schwarzen Punkten und einem weißen Stock. Auch auf andere Weise können wir das Los der Blinden erleichtern. Wir können in Form von Geldspenden die Organisationen der Blinden unterstützen, können Lose der Blindenlotterie kaufen und von ihnen selbsterzeugte Gegenstände, z. B. Bürsten, Matten, Körbe und anderes mehr, käuflich erstehen. Bewundernswert ist, daß manche Blinde sehr gute Musiker sind, und deswegen sollten wir auch ihre Konzerte besuchen oder uns vom Blindenverein zur Verfügung gestellte blinde Klavierstimmer nehmen. Auch ist die Möglichkeit gegeben, Schäferhunde zur Ausbildung als Blindenführer zur Verfügung zu stellen. Darum sollten wir alle, die das Glück haben, gesunde Augen zu besitzen, den Blinden durch gute und edle Taten Licht in das Herz bringen.

Wolfgang Brückner, 3. Klasse:

Es gibt leider auf der Welt viele Menschen, die ihr Augenlicht verloren haben; aber es gibt auch solche, die nie das Sehen gekannt haben. Trostlos ist es für die, die das Augenlicht durch eine Krankheit oder einen Unfall nicht mehr besitzen. Jedoch sind auch die nicht besser dran, die das Augenlicht von jung auf nicht gekannt haben, denn diese können sich überhaupt nichts Optisches vorstellen.

Jetzt jedoch bessert sich das Los der Blinden zusehends. Es werden schon Bücher für sie gedruckt, und in Wien gibt es eine Blindenbibliothek mit 13.000 Büchern. Auch das „Junge Volk“ wird in der Blindenschrift gedruckt. Stets müssen wir daher daran denken, wie glücklich wir sind, noch sehen zu können, wie bedauernswert die Blinden sind.

In Italien wurde vor kurzem ein Bund gegründet, dessen Mitglieder sich verpflichten, den Blinden nach ihrem Tode die Augenhaut zu geben. Dadurch wird es möglich, Erblindeten durch eine Operation wieder das Augenlicht zu schenken. Aber auch wir können diesen bedauernswerten blinden Menschen helfen, indem wir sie über die Straße führen und ihnen kleine Dienste leisten. Darum, helft den Blinden!

Lothar Rihosek, 2. Klasse:

Wenn wir jetzt im Frühjahr die ersten grünen Knospen an den Bäumen, die ersten Blumen in den zarten Farben des Lenzes sehen, dann denken wir: „Welche Freude und welches Glück, solche Schönheit zu schauen!" Leider aber gibt es Menschen, die dies nicht sehen, entweder von Geburt aus oder nach Verletzungen der Augen. Wie tun mir diese Menschen leid! Ja, es gibt sogar blinde Kinder, die niemals im Leben Vater und Mutter erblicken konnten.

Oft denke ich darüber nach, wie wir den Blinden helfen könnten. Die Erwachsenen geben Geldspenden. Wir Kinder könnten aus unseren Sparbüchsen manchen Schilling bei Sammlungen geben, damit Blinde aufs Land fahren können, um die gute Waldluft zu atmen. Auch Blindenlose sollten wir kaufen. Doch damit ist nicht alles getan. Manchmal versucht ein Blinder (wir erkennen ihn an dem weißen Stock und der gelben Armbinde) über die Fahrbahn zu gehen. Da müßte doch jedes Schulkind mit Freuden zugreifen und den Blinden behutsam führen.

Im Radio habe ich gehört, daß Schülerinnen eines Mädchenrealgymnasiums blinde Kinder im Eislaufen unterrichten. Da wäre ich gerne auch dabei! Oh, ich würde mit den Blinden lustig sein und sie gar nicht merken lassen, daß sie nicht sehen können! Blinde Menschen haben ein feines Gehör. Sie lieben Musik. Wir könnten Blinde in Konzerte einladen, ihnen Radioapparate spenden oder zu einer Schulfeier mit Chorgesang bitten. *Wir* sehen und das wollen wir dem lieben Gott danken. Die Blinden aber sehen nicht, darum darf kein Opfer zu groß sein, um ihnen zu helfen.

Werner Pokorny, 3. Klasse:

Blind sein, ist ein hartes Los, und um es ein bißchen zu mildern, wollen wir den Blinden helfen. Unser Mitleid allein nützt ihnen nichts, sie brauchen unsere Hilfe. Es soll unser Streben sein, die Blinden teilhaben zu lassen an allen Freuden und Schönheiten des Lebens. Sie wollen auch arbeiten und nicht müßig sitzen. Darum hat man auch Maschinen gebaut, die man betätigen kann, ohne sehen zu müssen. Und auf diesen Maschinen leisten sie ebensoviel wie ihre sehenden Arbeitskameraden. Und den Sehenden gleichwertig zu sein, macht sie froh.

Aber wie können auch wir Kinder den Blinden helfen? Erstens einmal können wir unsere Sparkasse ausleeren, wenn die Blindenorganisation sammelt, und wir sollten es gerne tun und uns freuen, daß auch wir schon helfen können. Armut und Not sollen unsere Blinden nicht auch noch kennenlernen müssen!

Aber nicht nur durch unsere Geldspenden können wir helfen. Ich zum Beispiel habe einen alten blinden Onkel in Hütteldorf, und so oft es meine Zeit erlaubt, besuche ich ihn. Und ich opfere ihm gerne meine Freizeit, weil ich sehe, wie er sich jedesmal über mein Kommen freut. Ich gehe dann mit ihm spazieren und beschreibe und schildere ihm alles, was ich sehe. Die Bäume und Villen, die kleinen Gärten mit ihren Häuschen, sogar die Kinder, die uns entgegenkommen. Wenn Onkel dann wiederholt, was ich ihm erzählt habe, dann merke ich, daß er alles prächtiger und blühender sieht. Sein Himmel ist strahlender, seine Sonne scheint goldener, er sieht eine schönere Welt, als sie in Wirklichkeit ist. Er ist ein glücklicher Mensch, obwohl er blind ist. Und sollen wir nicht gerne helfen, wenn wir jemand Glück schenken können?

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

HERBERT LIEGL:

Es wird immer wieder Frühling werden . . .

Nach einem langen Winter war der Frühling ganz überraschend über die Berge ins Tal geglitten. Der warme Südwind hatte ihn wohl mitgebracht. Er mochte es auch gewesen sein, der die zarten Farbflecke neben die dunklen Wälder auf die Wiesen gehaucht hatte. Wer hielt es da noch zwischen seinen vier Wänden zu Hause aus?

Auch uns junge Maler litt es nicht mehr bei den Stilleben im Atelier. Und so wunderten sich bald die Stare über die Menschen vor den Staffeleien und ihren bunten Paletten. Jeder versuchte, den Reiz der Landschaft auf seiner Leinwand wiederzugeben. Doch im Vergleich zur Malerin Natur hinterließen unsere Pinsel nur matte Farbflächen. Wie saftig leuchtete doch die Wiese vor uns! Und erst die Weidenbüsche! Ein silbergrüner oder goldgelber Schleier verwischte ihre Konturen gegen die dunklen Kiefern. Dort rechts die Bäume trugen noch kein Laub, aber ihre Zweige durchpulste bereits sichtlich der lebenspendende Saft. Dieser schien die großen Knospen aus ihnen herauspressen zu wollen. Die nahen Hügel zeigten sich auch noch mit kräftigen Farben. Aber je weiter weg, desto mehr hüllten sie sich in bläulichen Dunst. Dahinter stiegen die bewaldeten Berge empor. Der blaue Himmel verlor zum Horizont hin alle seine Farbe wie ein ausgebleichtes Tuch.

„Sehen Sie dort den Wald?“ riß uns eine Stimme aus dem Betrachten. „Links ist er ganz kalt, fast blaugrün. Dann — zur Mitte hin — wird er viel kräftiger, bis er rechts in ein warmes Gelblich-Grün übergeht, weil ihn dort die Sonne übergießt.“ Ja, jetzt sehen wir es auch, lieber guter, alter Professor. Deine geübten und geschulten Augen merkten das, was wir erst suchen müssen, schon von selbst.

Nach monatelangem, geduldigem Mühen haben auch wir „sehen gelernt“. Dies war gar nicht so einfach. Wie oberflächlich hatten wir doch früher die Dinge betrachtet. Wie achtlos gehen die meisten Menschen an den Schönheiten rundherum vorbei! Ein Maler muß zuerst einmal richtig sehen lernen, ehe er das Geschaute wiedergeben kann.

Und ich hatte sehen gelernt . . .

Wieder war ein Frühling ins Land gezogen. Wieder ergrünten die Wiesen, und die Farben erfreuten die Menschen. Doch ich sehe sie nicht mehr. Sicherlich ziehen wieder junge Maler vor die Stadt hinaus. Aber ich bin nicht mehr dabei. Gibt es nun für mich keinen Frühling mehr? O doch! Ich fühle die warme Luft auf meiner Haut und den Sonnenschein im Gesicht. Ich rieche den starken Duft der erwachenden Erde und höre die Schar der Stare in der Luft. Und deutlicher denn je fühle ich die Knospen zwischen meinen Fingern: die dicken Blüten- und die spitzen Blattknospen. Ich merke, wie sie ihre Hülle sprengen und die jungen Blätter hervorquellen; kraftvoll und unaufhaltsam. Und ich weiß jetzt, es wird immer wieder Frühling werden . . .

Frühlingsahnen

Irre nicht, oh Seele einsam,
Länger noch auf dunkler Bahn!
Sieh die Erde wieder grünen,
Freu Dich, Menschenherz, daran!

Die Bächlein lagen starr im Eise,
Verklungen war der Vogelsang,
Doch wieder zieh'n die Lüftchen leise,
Drum Seele einsam — sei nicht bang!

Die Wässerlein, sie springen wieder,
Die Erde kleidet sich auf's Neu;
Gar bald hörst Du der Vöglein Lieder —
Und Du willst einsam sein dabei?

Der Frühling naht und will beglücken
Die Welt mit seinen Blümelein.
Erschließ Dich, Seele, voll Entzücken
Und auch in Dir wird's Frühling sein!

THERESE LUDWAR

„Bleiben Sie weiter so mutig!“

In der Märznummer von „Unser Schaffen“ nahm *Finanzminister Dr. Kamitz* zu den Problemen der Blinden Stellung und zeigte in äußerst positiver Form die Wandlung auf, welche das Blindenfürsorgewesen in den letzten Jahren durchgemacht hat. Diese Ausführungen fanden beim Publikum ein gutes Echo. Immer größer wird die Bereitschaft der glücklicheren, sehenden Menschen, den Blinden auf eine Weise zu helfen, die von denselben nicht als Mitleid empfunden wird.

Mit Begeisterung waren *Obmann Vogel* und die Schriftstellerin *Yvonne Blauensteiner* einer Einladung gefolgt, welche ihnen Gelegenheit gab, dem Minister für seinen wertvollen Beitrag in „Unser Schaffen“ zu danken, aber darüber hinaus ihm einen tieferen Einblick in die zielbewußte Arbeit der Hilfsgemeinschaft zum Wohle aller Blinden zu vermitteln. Der Minister war sichtlich erstaunt, als er erfuhr, daß eine von Tatkraft erfüllte Gruppe vor einigen Jahren mit nur 100 Schilling an die Arbeit ging und seither Millionen für Fürsorgezwecke aufgebracht, ein eigenes Erholungsheim erworben hat und außerdem durch ihre Verkaufsabteilung vielen Menschen Arbeit verschaffen konnte. Auch für unsere Nähstube, in welcher den Blinden Wäsche und Kleider kostenlos ausgebessert werden, zeigte der große Blindenfreund volles Verständnis.

„Wir sind stolz darauf, Herr Minister“, sagte Obmann Vogel, „daß Sie mit dieser Einladung die Anerkennung für unsere Arbeit zum Ausdruck bringen und daß Sie uns Gelegenheit gegeben haben, Ihnen zu zeigen, daß man trotz Blindheit ein wertvoller Mensch sein kann.“ Nach dieser netten Ansprache hatte der Finanzminister nichts dagegen einzuwenden, mit seinen blinden Gästen ein Plauderstündchen zu verbringen. „Bleiben Sie weiter so mutig!“ Mit diesen Worten und einem kräftigen Händedruck verabschiedete sich Dr. Kamitz schließlich und gab seinen Besuchern die Zuversicht, daß sie mit den besten Aussichten auf noch größere Erfolge weiter an ihrer Aufgabe arbeiten könnten.

LUDWIG ZANT:

Erinnerungen an den Zirkus Renz

EINE LOKALGESCHICHTLICHE SKIZZE

Den wenigsten von uns wird es geläufig sein, daß die Zirkusgasse in Wien-Leopoldstadt bis zum Jahre 1862 die Bezeichnung „Große Fuhrmannsgasse" führte. Ihr Gegenstück war die „Kleine Fuhrmannsgasse", die 1876 zur Erinnerung an ein altes Hausschild „Kleine Mohrengasse" genannt wurde. Die Umbenennung der Gassen war keineswegs ein willkürlicher Akt, denn in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es in Wien nicht weniger als sieben Fuhrmanngassen! Da mußte natürlich Wandel geschaffen werden, aber zugleich sollten die neuen Bezeichnungen sinnvoll sein.

Das geringste Kopfzerbrechen bereitete den Stadtvätern die Namensgebung für die „Große Fuhrmannsgasse", denn hier stand ja bereits seit dem Jahre 1854 der Zirkus Renz, und so verfiel man ganz einfach auf den Namen „Zirkusgasse". Kommenden Generationen wird diese Bezeichnung allerdings nichts mehr sagen, denn das älteste Zirkusgebäude Wiens wird in unseren Tagen, gleich manch anderem alten lokalen Wahrzeichen, ein Opfer der Spitzhacke.

Restaurierungen sind teuer

Wir wollen deshalb nicht sentimental werden, denn es ist schon seit Jahrhunderten so, daß Veränderungen im Stadtbild geschaffen werden, und mitunter war es sogar vorteilhaft. Wir denken nur an die Ringstraße, die zu Wien gehört, als ob sie seit eh und je bestanden hätte. Und doch wurde die Innenstadt seinerzeit bekanntlich von den Basteien umgeben. Es kommt also nur darauf an, Neubauten und neue Anlagen nicht wahllos, sondern geplant, und auf die Umgebung abgestimmt, zu errichten.

Genau genommen, hätte man allerdings das Zirkusgebäude den Demolierern nicht ausliefern müssen, denn die durch Bomben verursachten Schäden wären zu beheben gewesen. Aber da haben wir schon den Haken! Restaurierungen kosten oft mehr als Neubauten, und welches Zirkusunternehmen würde es heute riskieren, im Winter zu spielen? Wohl könnten Monate hindurch gewisse Einnahmen erzielt werden, aber da jeder Zirkus im Sommer reist, würde das Stammhaus nur eine finanzielle Belastung bilden.

Zirzensische Darbietungen

Vor hundert Jahren, als der berühmte Schulreiter *Ernst Renz* das Zirkusgebäude errichten ließ, waren allerdings noch ganz andere Zeiten. Da gingen die Wiener auch im Winter mit Begeisterung in den Zirkus, denn für die kühnen Leistungen der Artisten und Raubtierbändiger hatten sie immer etwas übrig. Im Zeitalter des Films und des Sports hingegen ist es anders geworden. Jetzt ist der Zirkus höchstens im Sommer gefragt, wenn es im Stammkino zu schwül ist und dafür ein entsprechender sensationeller Ersatz im lüftigen Zelt geboten werden kann.

Damit sind wir eigentlich wieder beim Ursprung der Zirkusdarbietungen, denn seit rund hundertfünfzig Jahren hat es immer wieder in den Sommermonaten im Prater zirzensische Darbietungen gegeben. Die Lokalchronik weiß von unzähligen Unternehmern zu berichten, die in der schönen Jahreszeit ihr begeistertes Publikum hatten. Natürlich spielte das Wetter oft einen Streich, und deshalb errichtete der Kunstreiter *Christoph de Bach* im Jahre 1808 im Prater ein stabiles Zirkusgebäude, den sogenannten „Circus gymnasticus". Nun konnte den ganzen Sommer hindurch gespielt werden, und die Wiener hatten durch Jahrzehnte zumindest im Sommer ihren Zirkus. Nach dem Tode Bachs gastierten andere Unternehmen im Prater, aber da auch im Sommer nicht durchlaufend gespielt wurde, waren die Kosten zu hoch, und so ist anno 1852 der Praterzirkus abgetragen worden.

Trotzdem kamen immer wieder „fahrende Leute" in den Wiener Prater, die ihre oft recht primitiven Zirkusgebäude nur für wenige Monate aufstellen ließen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde im Prater das Zirkus-Busch-Gebäude errichtet und nach seiner Umwandlung in ein Kino der „Zirkus Zentral". Beide Etablissements sind im letzten Krieg vernichtet worden.

Wien war jedenfalls für Zirkusdarbietungen ein klassischer Platz. Das sprach sich überall herum, und so kam vor etwas mehr als hundert Jahren Ernst Renz auf den Gedanken, auch im Winter in der Donaumetropole sein Glück zu probieren. Gedacht, getan. Ein geeignetes Grundstück wurde in der Leopoldstadt erworben, und in den Architekten May und Schebek fand Direktor Renz auch jene Kräfte, die ein ansprechendes Zirkusgebäude gestalten konnten. Sie errichteten es im sogenannten Windsorstil, der damals für derartige Unternehmen international gebräuchlich war. Den Wienern sagte das fremdartig anmutende Gebäude zu, und da Renz einen guten Ruf hatte, kamen sie mit Begeisterung in den ersten Winterzirkus. Der ehemalige Schulreiter hatte keinen Fehlgriff getan, der Erfolg blieb ihm treu, und er konnte durchschnittlich bis Mitte Mai die Pforten in der Zirkusgasse offenhalten. Im Sommer aber spielte Renz häufig in einem sehr einfachen Hippodrom auf der Zirkuswiese im Prater. Ernst Renz war für Wien ein Begriff geworden.

Programme von anno dazumal

Wenn wir die alten Programme von anno dazumal betrachten, müssen wir unwillkürlich schmunzeln. Es sind einfache gelbe oder weiße, einseitig bedruckte Zettel, mehr als vierzig Zentimeter lang und fast fünfzehn Zentimeter breit. Sie kosteten sechs Kreuzer, und erst in den Achtzigerjahren wurde ihr Preis auf zehn Kreuzer erhöht. Am Kopf sind der Name des Unternehmens und die Adresse zu lesen, und dann gibt es eine bildliche Darstellung, so etwa reifenspringende Löwen, tänzelnde Pferde oder groteske Clownmasken. Die Programme wurden nicht für einen Monat gedruckt, sondern für jeden Tag separat.

So originell wie das Äußere ist auch der Text. Hier einige Proben:

„Der Melomane, komisches Intermezzo von Herrn Price, in welchem er zuletzt auf einer nur mit einer einzigen Saite bespannten Violine Variationen über Motive aus der Oper „Lucia di Lammermoor“ ausführen wird;

Fräulein Agnes Bridges wird sich heute ganz besonders in ihren graziösen Produktionen zu Pferde auszeichnen;

Atlas, ganz neu in seiner Art dressierter Schimmelhengst, vorgeführt von E. Renz, wird unter anderem bei seiner Größe von 5 Fuß 4 Zoll durch einen kleinen Reifen von 36 Zoll Durchmesser springen;

Der unvergleichliche Löwenbändiger Herr Thomas Batty wird sich mit seinen fünf dressierten Löwen in einem prachtvollen Käfig produzieren. Herr Batty zwingt durch seine übermenschlichen Ausführungen und seine sittliche Kühnheit die wilden Bewohner der Wüste vor dem Blitz seines Adlerauges, sich niederzulegen und um ihn herumzuspringen. Alle Produktionen werden von ihm mit einem seltenen Mut ausgeführt, mit einem Wort, ein Blick dieses Löwenbändigers macht ihn zum Beherrscher und verschafft ihm Unterwürfigkeit und Ehrerbietung dieser wilden Tiere . . .“

Diese Texte wirken heute sehr humorvoll, aber unseren Großvätern nötigten sie die richtige Bewunderung ab. Ernst Renz gab dem Publikum, was es wollte, und dazu gehörten nicht nur die Darbietungen, sondern bereits die richtigen Schlagzeilen.

Sensation und Humor

Sehr originell werden auch die für jeden Zirkus unerläßlichen Pantomimen und Ausstattungsstücke angekündigt. Da gab es zum Beispiel ein „Großes Chinesisches Fest zu Ehren des Kaisers von China, Kia-King, aus Anlaß des glücklichen Ausganges von Seegefechten gegen den Seeräuber Tsching-Tschy“, sowie „Eine Nacht in Calcutta“, wozu Direktor Renz bemerkt, „daß dieses Ausstattungsstück auf Grund der von englischen Spezialberichterstattern gelieferten Beschreibungen der Reise des englischen Thronfolgers inszeniert wurde“. Wir finden weiter auf dem Spielplan „Julius Cäsars Einzug in Rom“, den „Fall von Plewna“ und die Pantomime „Salvator Rosa und die Banditenfürstin“. Für die Jugend gab es Märchenpantomimen, wie etwa den „Rattenfänger von Hameln“ und „Reinecke Fuchs' Schelmenstreiche“. Für diese Veranstaltungen wurden sogar ausführliche Textbücher gedruckt, die heute zu den Seltenheiten gehören. Im Fasching gab es Juxvorstellungen, in deren Verlauf den Wienern „exotische“

Wohin

Sie sich wegen Ihrer Versicherung wenden sollen?
Rufen Sie uns, wir werden Ihnen bestens dienen.

Wiener Städtische Versicherung

WIEN I. RINGTURM
und überall in Österreich.

Künstler und besonders „gefährliche" Raubtiere vorgeführt wurden. Auf einem dieser Programme entdecken wir den „Häuptling Mister Ibin-ada-Bey (also ein Vorläufer des Kronenzeitung-Adabeis) und den wilden nubischen Löwen „Aberderishamli" (Langsam und wienerisch zu lesen).

Das Publikum hatte also durch Ernst Renz, was es vom Zirkus wollte: Sensation und Humor. Die Direktion war aber auch noch weiter bemüht, denn auf einem der Programme heißt es, „daß nach Beendigung der Vorstellung vis-à-vis vom Circus Stellwägen aufgestellt sind, welche nach allen Richtungen der Stadt fahren". Vom mehr als guten Geschäftsgang kündet auch der Hinweis, auf dem vor Agioteuren gewarnt wird, die ungültige Karten verkaufen. Das Geschäftemachen mit Eintrittskarten ist also auch schon dagewesen! Nicht unerwähnt soll sein, daß Renz auch fallweise Wohltätigkeitsvorstellungen für die Armen des zweiten Bezirkes veranstaltete, eine Tat, die ihm weitere Sympathien eintrug.

Zauber der Manege

Die Dynastie Renz wurde in unserem Jahrhundert durch die ebenfalls alte und angesehene Zirkusfamilie *Hagenbeck* abgelöst. In den Zwanzigerjahren sprach man daher nicht mehr vom Renz, sondern vom Hagenbeck.

Mancher wird sich noch an die Glanznummern dieser Epoche erinnern: an Cliff Aeros, der mit seinem Sprung aus der Zirkuskuppel dem Tode trotzte, an Fortunio, den italienischen Löwenbändiger, der als Gladiator mit wehendem rotem Mantel in die Manege kam, an die Geschwister Carré, die zu den besten Reiterinnen gehörten, sowie an Cilli, die Tigerbraut.

Aber Hagenbeck spielte nicht ständig in Wien, und so vermietete er das Gebäude unter anderem an den schwedischen Zirkus *Adolfi*, der strikt Raubtierdressuren ablehnte, und an Direktor *Beketow*, der später in finanzielle Schwierigkeiten geriet und auf einer Reise nach Budapest in den Fluten der Donau den Tod fand.

Ja, es waren schon andere Zeiten und es gehörte Mut dazu, im Winter ein Zirkusunternehmen zu führen. Es gab schon viel zuviel Möglichkeiten für die Unterhaltung in den Abendstunden. Überdies wurde der Zirkus für den Zirkus selbst zur Konkurrenz — und zwar durch die Sommergastspiele, die in gigantischen Zelten nächst der Rotunde vor sich gingen. Den Anfang machte der weltberühmte deutsche Zirkus *Krone*, ihm folgte die tschechische Direktion *Karl Kludsky* und schließlich zeigte auch Hagenbeck den Wienern, daß auch er eine gigantische Zeltstadt besitze. Auf diese Weise wurden die Wiener allmählich zirkusmüde, denn im Wintergebäude konnte ihnen nicht annähernd so viel geboten werden. Trotzdem behielt Hagenbeck das Gebäude in der Zirkusgasse, denn Tradition verpflichtet. Es ist müßig, darüber nachzudenken, ob das Unternehmen zu halten gewesen wäre. Durch den Krieg mußte auch der Zirkus schließen, und die Bombentreffer taten das übrige.

Nun wird also das alte Zirkusgebäude dem Erdboden gleichgemacht, und der Lokalchronist kann ein Kapitel endgültig abschließen. Das Zirkusgebäude in der Leopoldstadt ist tot — und trotzdem lebt der Zirkus weiter, denn nach wie vor gibt es „fahrende Leute", die im Sommer ihre Zelte aufschlagen und mit dem Zauber der Manege alt und jung in ihren Bann ziehen!

„Mein Stock ist ein treuer Begleiter“

(EIN LEBENSFROHER BLINDENKOLLEGE)

Es war an einem Vormittag, als ich in unserem Verbandsheim in der Singrienergasse eben die Stiege hinaufkam. Aus der entgegengesetzten Richtung näherten sich mir feste sichere Schritte. „Guten Morgen“, grüßte gleich darauf eine freundliche Männerstimme. Ich dankte und blieb unwillkürlich erstaunt stehen. „Ich habe gar nicht gewußt, Kollege *Drabics*, daß Sie als Vollblinder allein und dazu noch derart sicher gehen können.“ — Der Angeredete lachte fröhlich: „Eigentlich gehe ich ja gar nicht allein, denn mein Stock ist mir ein treuer Begleiter!“

Da es nicht allzuviel Nichtsehende gibt, die im Trubel des heutigen Straßenverkehrs ohne Führung sich ungefährdet zu bewegen imstande sind, interessierte es mich, zu erfahren, ob es beim Kollegen Drabics lange gedauert hat, um sich solche Geschicklichkeit anzueignen. Auf mein Befragen erzählte er mir nun folgendes: „Ursprünglich habe ich den Beruf eines Bäckers erlernt, bin aber im Alter von 23 Jahren erblindet und mußte meinen Beruf aufgeben. Anfänglich war ich über den Verlust meines Augenlichtes ganz verzweifelt, aber allmählich half mir meine Jugend, den verlorenen Lebensmut wiederzugewinnen. In ungefähr fünf Monaten vermochte ich mich in meiner Umgebung ganz gut zurechtzufinden.“

„Und haben Sie sich auch um einen anderen Beruf umgesehen?“ frage ich meinen Schicksalsgefährten. Dieser bejaht freudig. — „Ich übersiedelte aus dem Burgenland nach Wien, wo ich als Monteur von Gasanzündern mit noch zwei blinden Kameraden Beschäftigung fand. Mehr als zwölf Jahre arbeiteten wir in diesem Betrieb zur vollsten Zufriedenheit unseres Chefs. Leider starb unser Chef ganz unerwartet; und sein Nachfolger, welcher der Leistungsfähigkeit blinder Menschen mißtrauisch gegenüberstand, hat uns kurzerhand entlassen.“ — „Soweit ich Sie kennengelernt habe, ließen Sie sich trotzdem nicht entmutigen“, warf ich ein. Mein Schicksalsgefährte lacht abermals. — „Sie haben recht, ich werfe die Flinte nicht so schnell ins Korn. Ich wandte mich an die Hilfsgemeinschaft, deren Mitglied ich bin und die mir schon oft mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist. Ich arbeitete für unsere Organisation als Vertreter für Haushaltsartikel und war in dieser Tätigkeit erfolgreich. Seitdem die Hilfsgemeinschaft ‚Unser Schaffen‘ herausgibt, bin ich unermüdlich bestrebt, diese interessante Zeitschrift, die uns schon viele Freunde erworben hat, zu vertreiben. Das Bewußtsein, unserer Organisation, die sich ständig für uns einsetzt, dienlich zu sein, erfüllt mich mit Genugtuung.“

„Und macht Sie die heutige Übermotorisierung des Straßenverkehrs nicht nervös und ängstlich?“ Mein Gesprächspartner wird mit einem Male ganz lebhaft, man merkt es ihm förmlich an, daß er über dieses Thema gerne Auskunft gibt. — „Nein, nein, ich fühle mich selbst im dichtesten Verkehrsgewühl ganz sicher. Ich klopfe und taste mit meinem Stock und finde so meinen Weg. Oft höre ich, daß mitten auf dem Gehsteig eine Gruppe von Frauen dermaßen ins Gespräch vertieft ist, daß sie mein Herankommen gar nicht merkt. Ich klopfe dann gewöhnlich ein Warnungssignal, bleibt dieses aber erfolglos, so gehe ich stramm durch die ‚Versammlung‘ dieser Plaudertaschen, so daß sie in der Regel erschreckt auseinanderfliegen. Manche dieser Frauen entschuldigt sich dann bei mir, daß sie nicht rechtzeitig Platz gemacht hätte. Was die großen Kreuzungen betrifft, so finde ich immer hilfsbereite Menschen, die mich hinüberführen. Die Hauptsache für ein sicheres Alleingehen ist, daß man sich traut, und selbstverständlich gehört auch eine gewisse Übung dazu. Wenn ein Blinder einmal so weit ist, allein gehen zu können, so hat er einen Teil seiner früheren Unabhängigkeit zurückgewonnen, und das bedeutet einen großen Vorteil für ihn.“

Und damit verabschiedete ich mich von unserem tapferen und im Leben erfolgreichen Kollegen.

Y. B.

KURT KLEBERT:

Ein Heilbad in Vorarlberg

Es ist eine bekannte Tatsache, daß man im Ausland mehr über die Schätze der Heimat weiß, als im eigenen Land. So steht es auch um die Heilbäder Österreichs, die wohl mit zu den wertvollsten Schätzen unseres Vaterlandes gehören. Wir betrachten es daher als unsere Aufgabe, auch über diese Quellen der Volksgesundheit hinweisende und aufklärende Artikel zu veröffentlichen. Oft begegnen uns Menschen, die an ihrem Leiden zu verzweifeln scheinen. Und doch könnte in einem der österreichischen Heilbäder ihre Krankheit gelindert, und manchmal ihre Gesundheit sogar völlig wiederhergestellt werden! Weiß doch jeder von uns, was es bedeutet, nach schwerer Krankheit wieder in das Berufsleben zurückkehren zu dürfen.

Eine der furchtbarsten Geiseln der Menschheit war und ist die Kinderlähmung. Endete diese Erkrankung nicht mit dem Tode, so war eine völlige Arbeitsunfähigkeit in den meisten Fällen die Folge. In den letzten Jahren wurde manches Medikament entwickelt und im Kampf gegen die Kinderlähmung verwendet. Dann rauschte es jedesmal im Blätterwald, und zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften brachten Artikel, die unter der Bevölkerung mehr Verwirrung anrichteten, als zur Klärung beitrugen. Es soll keinesfalls verkannt werden, daß tatsächlich auf diesem Gebiete große Fortschritte erzielt wurden. Heute werden bereits in zahlreichen Ländern (auch bei uns in Österreich) vorbeugende Massenimpfungen durchgeführt. Was aber ist mit jenen, die infolge dieser Krankheit unter schwersten physischen Schäden ein qualvolles und schmerzenreiches Weiterleben führen? Die Wirtschaft hat sie zumeist abgeschrieben, die Gesellschaft hat sie mittels des Rollstuhles in den Seitengang geschoben. Diese Menschen im Rollstuhl und im Siechenheim müssen darauf warten, bis sie der Tod aus ihrem freudlosen Dasein erlöst. Wie wenige wissen, daß es in Österreich ein Heilbad für Kindergelähmte gibt und welche Erfolge dieses seit seinem rund zehnjährigen Bestande aufzuweisen hat.

Im nördlichsten Zipfel Vorarlbergs, im schönen hügeligen Grenzland gegen das Allgäu, steht Bad Diezlings, dessen eisenhältige Quelle schon früher besondere Heilkraft erkennen ließ. In dem in den letzten Jahren großzügig umgebauten Haus, für das die Brauerei Fohrenburg als Besitzerin einen beträchtlichen Aufwand betrieb, befindet sich nun das Körperbildungs-Institut bei Kinderlähmungsfolgen des *Dr. Wilhelm Püschel.* Landschaft und Haus sind ideal für Menschen, die sich in langen Monaten übermenschlicher Anstrengungen jene Dinge des Lebens wieder erobern müssen, die Gesunden selbstverständlich sind — das Bewegen und Gehen.

Es wäre in Österreich kaum in den Jahren des Chaos und des allgemeinen Darniederseins ein Heilbad für Kindergelähmte entstanden, hätte nicht Dr. Püschel 1945 Böhmen, wo er ein ähnliches Institut leitete, verlassen. Für ihn war es klar, sein begonnenes Werk, das im Zeichen der Menschenhilfe stand, weiterzuführen und auszubauen. In Hohenems begann Dr. Püschel klein und bescheiden. Seine Erfolge sprachen sich nicht nur unter den Leidenden herum, sondern erregten sehr bald die Aufmerksamkeit der öffentlichen Stellen. Die Räumlichkeiten in Hohenems reichten nicht mehr aus, um allen Hilfesuchenden Platz zu gewähren. Da bot sich ihm die günstige Gelegenheit, nach Bad Diezlings zu übersiedeln. Hier übt Dr. Püschel seine anstrengende und aufopfernde Tätigkeit aus. Erschwerend ist es, daß sein Institut einem Verein untersteht, der vor allem von der privaten Förderung abhängt. Subventionen der Landesstellen vermögen die finanzielle Not wohl zu lindern, aber nicht zu beseitigen. Ein Eingreifen der österreichischen Sozialinstitutionen wäre im Interesse der Volksgesundheit erforderlich.

Heute kommen nicht nur Patienten aus den meisten Ländern Europas, sondern bis aus Kleinasien, in Dr. Püschels Institut. Es würde den Rahmen unserer Darstellung sprengen, wollten wir hier auch nur die interessantesten Fälle in ihrer Heilentwicklung schildern; der Fall eines jungen Luxemburgers mag für alle sprechen. In einem Film ist der Gesundungsprozeß des Genannten, der jahrelang an das Bett gefesselt war, festgehalten.

Am Beginn sehen wir die ersten Muskelregungen im gelähmten Arm, wobei der bessere Arm die Arbeit unterstützt. In weiterer Folge zeigen die Bilder ständige Fortschritte der Gesundung, die ersten kleinen Bewegungen mit einem Fuß, der Kampf um das Selbstaufrichten im Bett, schließlich das Rutschen auf allen Vieren, das sitzende Gleiten über die Stiegenstufen, die Fortbewegung auf den Knien.

Der Film, der dies alles festhält, bis der Patient erstmals auf den Beinen steht, ist ein Dokument zäher und intensiver Menschlichkeit, des innigen Kontakts und des großen Könnens Dr. Püschels. Der junge Luxemburger wurde nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Arbeitsprozeß wieder eingegliedert.

Möge diese knapp gehaltene Einführung manchem Kranken und seinen Angehörigen neuen Mut geben und ein Hinweis zur Linderung seines Leidens sein. Möge sie aber auch die öffentlichen Stellen anregen, durch finanzielle Förderung zu helfen. Mit einer großzügigen staatlichen Hilfe könnte das Institut Dr. Püschels ausgebaut werden und einer weitaus größeren Zahl Kindergelähmter Heilung ermöglichen.

BLINDE AUFS LAND

Seit 1949 führt die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs alljährlich Erholungsaktionen für Blinde durch.

Im Jahre 1951 wurde in Unter-Dambach bei Neulengbach ein Haus erworben und für Erholungsfürsorge eingerichtet. In herrlicher Landschaft gelegen, umringt von köstlich duftenden Nadelwäldern, wird das Erholungsheim „Harmonie“ von seinen blinden Gästen und auch von sehenden Besuchern als „Blindenparadies“ bezeichnet. Bei vorzüglicher reichlicher Verpflegung und liebevoller Betreuung verbringen jene, die einst das Glück hatten, die Schönheiten der Natur mit ihren Augen wahrnehmen zu können, unvergeßliche Wochen der Entspannung, seelischer und körperlicher Kräftigung. Sie lauschen dem Plätschern der Bächlein, dem Summen der Insekten, dem Gesang der Vögel. Sie werden wieder froh und glücklich und vergessen im Kreise ihrer Leidensgefährten die Schwere ihres Schicksales.

Die „Harmonie“ wurde aber zu klein, und die Leitung hat den Ausbau des Hauses beschlossen. Heuer wird man schon viel mehr Blinde samt ihren Begleitpersonen aufnehmen können. Das Nervensystem Nichtsehender ist durch das Großstadtgetriebe und durch andere Ursachen besonders beansprucht, und sie sollen daher einige schöne, ungetrübte Wochen genießen, um wieder Kräfte für den weiteren Lebenskampf zu sammeln.

Bei der Finanzierung des Ausbaues des Heimes, seiner Erhaltung und der Durchführung der Erholungsaktion ist die Hilfsgemeinschaft ausschließlich auf die Gutherzigkeit der sehenden Mitmenschen angewiesen, da von den blinden Gästen keine kostendeckenden Verpflegsbeiträge entrichtet werden können.

Wenn Sie selbst die Schönheit der Landschaft bewundern, wenn Sie Ihren Urlaub am Strand oder in den Bergen verbringen, dann denken Sie, bitte, daran, daß Sie mit einer Unterstützung Ihren blinden Brüdern und Schwestern ein Stückchen Ihres eigenen Glückes schenken. Die so gebrachte Freude wird Ihre eigene vergrößern! Senden Sie daher, bitte, Ihre Spende an das Postsparkassenkonto 86.900.

O. HENRY:

RHEUMATISMUS

Der Einbrecher stieg rasch durch das Fenster ein. Dann nahm er sich Zeit. Ein Einbrecher, der seiner Kunst Ehre macht, nimmt sich immer Zeit, ehe er etwas anderes nimmt.

Das Haus war eine Villa. Die verschalte vordere Haustür und der unbeschnittene Efeu verrieten dem Einbrecher, daß die Dame des Hauses auf irgendeiner Veranda am Meer saß und einem sympathischen Mann in Segeldreß erzählte, daß kein Mensch je ihr gefühlvolles, einsames Herz verstanden habe. Das Licht, das aus den Fenstern der Vorderfront im dritten Stock fiel, und die späte Jahreszeit verrieten ferner, daß der Herr des Hauses da war und wohl bald das Licht löschen und sich zur Ruhe begeben würde. Denn es war September — im Jahr und in der Seele —, die Jahreszeit, zu der ein junger Hausvater Dachgärten und Sekretärinnen als Nichtigkeiten zu betrachten pflegt und sich die Rückkehr seiner Gattin und die dauerhafteren Segnungen von Ordnung und moralischer Vollkommenheit wünscht.

Der Einbrecher begann weiterzuschleichen. Er trug weder eine Maske noch hatte er eine abgedunkelte Laterne oder Gummischuhe.

Die Möbel waren in ihre sommerlichen Staubschützer gehüllt. Das Silber war weit weg im Safe. Der Einbrecher erwartete keinen bemerkenswerten „Fang". Sein Operationsziel war das spärlich beleuchtete Zimmer, in dem der Herr des Hauses in tiefem Schlaf liegen sollte, nachdem er irgendeine Zerstreuung gesucht hatte, um sich die Last der Einsamkeit zu erleichtern. Dort konnte ein „Coup" im Ausmaß eines rechtmäßigen, fairen, berufsmäßigen Profits gelingen — etwas Geld, eine Uhr, eine juwelenbesetzte Krawattennadel —, nichts Außergewöhnliches oder Unvernünftiges. Er hatte nur das offen gelassene Fenster gesehen und die Chance eben benützt.

Leise öffnete der Einbrecher die Tür zu dem matt erleuchteten Zimmer. Ein Mann lag schlafend im Bett. Auf dem Nachtkästchen lagen viele Dinge durcheinander — zerknitterte Zettel, eine Uhr, Schlüssel, drei Pokerspielmarken, Zigarrenstummel, eine seidene rosa Haarmasche und eine ungeöffnete Flasche Selterswasser für den Morgen.

Der Einbrecher machte drei Schritte auf das Nachtkästchen zu. Der Mann im Bett stieß plötzlich einen Grunzlaut aus und schlug die Augen auf. „Liegen Sie still", sagte der Einbrecher. Der Mann im Bett schaute auf das runde Ende von der Pistole des Einbrechers und lag still. „Hände hoch", kommandierte der Einbrecher.

Der Mann hatte einen kleinen, spitzen, braungrauen Bart. Er sah gutbürgerlich, geachtet, reizbar und verärgert aus. Er setzte sich im Bett auf und hob die rechte Hand über den Kopf. „Hinauf mit der anderen", befahl der Einbrecher. „Können Sie nicht bis zwei zählen? Vorwärts."

„Kann die andere nicht heben", sagte der Mann und verzog das Gesicht. — „Wieso nicht?" — „Rheumatismus in der Schulter." — „Entzündet?" — „Gewesen. Die Entzündung ist zurückgegangen."

Der Einbrecher stand einen Augenblick oder zwei still und hielt seine Pistole auf den Kranken gerichtet. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Beute auf dem Nachttisch und sah dann, etwas verwirrt, wieder den Mann im Bett an. Dann verzog auch er plötzlich das Gesicht. — „Stehen Sie da nicht herum und schneiden Sie keine Gesichter", fuhr ihn der Mann schlecht gelaunt an. „Wenn Sie schon gekommen sind, um zu stehlen, warum tun Sie es dann nicht? Liegt doch genug herum." — „Entschuldigen", sagte der Einbrecher grinsend, „aber den Moment hat's mich auch erwischt. Ihr Glück, daß der Rheumatismus und ich alte Kumpane sind. Ich hab' ihn auch im linken Arm. Jeder andere hätte Sie abgeknallt, wenn Sie Ihre linke Pfote nicht gehoben hätten."

„Seit wann haben Sie ihn?" forschte der Mann. — „Seit vier Jahren. Und es wird wohl so weitergehen. Wenn man ihn einmal hat, hat man ihn sein Leben lang — finde ich jedenfalls." — „Schon Klapperschlangenöl

probiert?“ fragte der Mann interessiert. — „Literweise“, sagte der Einbrecher. „Wenn alle Schlangen, von denen ich das Öl verwendet habe, aneinandergelegt würden, würden sie achtmal bis zum Saturn reichen, und ihr Klappern könnte man bis Valparaiso und zurück hören.“ — „Manche probieren's mit Chiselum-Pillen“, bemerkte der Mann.

„Quatsch!“ sagte der Einbrecher. „Hab' sie fünf Monate genommen. Umsonst. Etwas besser war's in dem Jahr, als ich Patts schmerzstillende Pulver genommen habe; aber ich glaube, es war die Kastanie, die ich damals immer in der Tasche hatte, die das fertiggebracht hat.“ — „Ist es am Morgen oder nachts ärger?“ erkundigte sich der Mann. — „Nachts“, sagte der Einbrecher; „gerade wenn ich am meisten zu tun habe. Sagen Sie — aber nehmen Sie den Arm herunter —, sagen Sie, haben Sie schon Blickerstaffs Blutbildungsmittel probiert?“ — „Nein. Haben Sie gelegentliche Anfälle oder schmerzt es ständig.“

Der Einbrecher setzte sich an das Fußende des Bettes, schlug die Beine übereinander und legte die Waffe aufs Knie. „Es wechselt“, sagte er, „es überfällt mich, wenn ich nicht daran denke. Arbeit im zweiten Stock mußte ich deshalb aufgeben, weil es mich manchmal auf halbem Weg erwischt. Wissen Sie, ich glaube, die verdammten Ärzte wissen auch kein Mittel dagegen.“ — „Stimmt. Ich habe an die tausend Dollar ausgegeben, ohne daß mir etwas geholfen hätte.“

Der Einbrecher sah auf seine Pistole nieder und schob sie dann verlegen in die Tasche.

„Sagen Sie einmal“, sagte er dann etwas gezwungen, „haben Sie schon einmal Opedeldok probiert?“ — „Lächerlich“, sagte der Mann ärgerlich. „Mit Butter einreiben nützt genau so viel.“ — „Richtig“, stimmte der Einbrecher zu. „Das ist etwas für kleine Mädchen, die die Katze gekratzt hat. Ich sage Ihnen was! Es gibt nur ein Mittel, das hilft: eine kleine, nette, heilsame Sauferei. Kommen Sie — das hier lassen wir — und entschuldigen Sie — ziehen Sie sich an und gehen wir.“

„Seit einer Woche“, sagte der Mann, „kann ich mich nicht ohne Hilfe anziehen. Ich fürchte, Thomas schläft und . . .“ — „Kommen Sie ruhig raus“, sagte der Einbrecher „ich helf' Ihnen schon in die Klamotten.“ Wie eine Welle der Gezeiten kehrten Alltag und Konvention zurück und überfluteten den Mann. Er strich sich den braungrauen Bart.

„Es ist sehr ungewöhnlich . . .“, begann er. — „Hier ist Ihr Hemd“, sagte der Einbrecher. „Los.“ Als sie aus der Tür gingen, drehte sich der Mann um und ging zurück. „Hätte beinahe mein Geld vergessen“, erklärte er, „ich habe es am Abend auf das Nachtkästchen gelegt.“ — Der Einbrecher hielt ihn am Ärmel zurück. „Lassen Sie“, sagte er, „ich lade Sie ein. Haben Sie eigentlich schon Zauberhasel-Öl probiert? . . .“

Der Rundfunk

Eine der größten weltumspannenden Erfindungen der letzten Jahrzehnte ist wohl der Rundfunk. Millionen Menschen über Grenzen und Meere hinweg sind dadurch in der Lage, an den Ereignissen der Welt teilzunehmen. Um wieviel mehr ist es der Blinde, der, seines wichtigsten Sinnes beraubt, nur auf das Hören angewiesen ist. Kein Wunder, daß gerade der Blinde zu den eifrigsten Radiohörern zählt. Welch erhebendes Gefühl bemächtigt sich seiner, wenn ein Werk eines unserer großen Tonkünstler aus dem Lautsprecher ertönt. Musik ist ja schon immer die Kunst, die für den Blinden eine wahre Trösterin in seinem dunklen Dasein ist.

Natürlich ist auch die Radiobühne bei den Blinden sehr beliebt, schon deshalb, weil man jedes Wort in sich aufnimmt und so das Stück bis zum Ende verfolgen kann. Blinde gehen auch manchmal in ein Theater oder in ein Kino. Aber durch die verschiedenen Nebengeräusche und -laute, die dabei zu hören sind, geht oft vieles verloren. Das ist beim Rundfunk anders. Reportage, Reiseschilderungen und wirtschaftliche Vorträge, für alles ist der Blinde empfänglich. Er kann sich ein Leben ohne Rundfunk nicht mehr vorstellen. Sehr groß war daher auch die Freude, als sich die Hilfsgemeinschaft entschloß, bedürftigen Mitgliedern Radioapparate zur Verfügung zu stellen. Ist doch der Rundfunk oft das einzige Vergnügen und die einzige Zerstreuung, die dem Blinden geblieben ist. Die Leitung des Rundfunks sollte daher bei ihren Sendungen diese Tatsache berücksichtigen. Er ist ein Freund der Kranken und Einsamen geworden und trägt dazu bei, ein wenig Licht und Sonnenschein in das Leben dieser Menschen zu bringen.

Karl Vojir
Baden

ILSE WICHEREK:

DIE FRAU AM FENSTER

In einem äußeren Bezirk der Stadt gibt es einen großen Platz, auf welchen drei Straßen münden. Er ist von wenigen nur mäßig hohen Häusern umgeben. In der Mitte liegt eine Parkanlage mit einigen verschlungenen Wegen, einem Brunnen neben einem Gedenkstein, ein paar Rasenflächen, zwei Kinderspielplätzen und vielen schon sehr alten Bäumen. Auf den Bänken sitzen in der Nachmittagssonne die älteren Leute plaudernd, die jungen Frauen mit dem Kinderwagen, mit einer Arbeit oder einem Buch beschäftigt. Eine Straße findet hier ihr Ende. Die andere läuft an der einen Längsseite des Parkes zur dritten hinüber. Hier beschatten die Parkbäume fast die halbe Straße, weil sie neben dem Geländer führt. Einen Gehsteig hat sie nur auf der Seite vor den Häusern.

In einem dieser Häuser steht eine Frau am Fenster. Sie ist groß, schlank und dunkel gekleidet. Trotz Sommerwärme und Lindenduft hat sie das Fenster geschlossen. Stört sie der fröhliche Lärm der spielenden Kinder, welche das bescheidene Glück der Ferientage hier unter den Parkbäumen genießen? Sie tollen in Gruppen, aber es gibt auch da und dort einen Einzelgänger, der sich mit Ball oder Buch von den andern abgesondert hat. Die dunkelhaarige Frau am Fenster, deren auffallend blasses Gesicht Wissen um tiefes Leid verrät, hält mit beiden Händen den Fensterriegel umfaßt. Die Schläfe auf den Handrücken gelegt, steht sie, wie so oft in der letzten Zeit, und blickt hinunter. In das Laub der Bäume? — Zu den Kindern? — Nein. Sie sieht nichts davon. — Noch nicht! —

Ihre Gedanken wandern in die Ferne. Sie nehmen ein und denselben Weg. Schon seit Monaten, fast täglich. Sie gehen mit einem großen kräftigen, blonden, Mann aus diesem Zimmer hinunter auf die Straße, zum Bahnhof. Sie fahren mit ihm in einem Zug nach Hamburg. Sie begleiten ihn zum Hafen und über die schwankende Schiffsleiter an Bord des Riesendampfers, welcher den Geliebten nach Amerika bringen soll. Vorerst allein. Später wird sie ihm folgen, sobald er schreibt, und sie werden drüben heiraten. Das Schiff verläßt den Hafen, wird kleiner und kleiner und verschwindet. Wohin? Wohin? — Fort, für immer! — Und wieder kehren ihre Gedanken zurück in dieses Zimmer, um abermals den gleichen Weg zu nehmen. Doch es bleibt derselbe Weg. Wo ist *er* nun? Sie weiß nichts von ihm. Sie hat keine Post erhalten, nichts mehr von ihm gehört, seit der Stunde, da das Schiff ihren tränenverschleierten Augen entschwunden war. Und wieder sind ihre Gedanken am Meer und schweifen suchend über die endlose Fläche hin wie verirrte Möwen. So geht das jetzt mehrmals täglich, besonders seit ihr der Arzt bestätigt, daß sie ein Kindlein erwarte. Ein Kind! Sein Kind! Aber ein Kind ohne Vater? — Nein! nun und nimmermehr! Sie will keiner Halbwaise das Leben schenken. Nein. Ihr Entschluß ist gefaßt, sie wird es verhindern. Und wenn er noch lebte? Sie nur verlassen hätte? — Auch dann. Dann erst recht! —

Die Frau seufzt schmerzlich auf. Sie öffnet nun langsam das Fenster. Da sieht sie unten wieder den kleinen Jungen in der etwas komischen halblangen Hose von rotbrauner Farbe, mit nacktem Oberkörper, den sie in letzter Zeit schon mehrmals gesehen hatte, wenn sie am Fenster stand. Er mochte ungefähr fünf Jahre zählen, ist stramm und kräftig und läuft barfuß einem großen Reifen aus Blech — wohl von einem alten Wagenrad — nach. Auch heute wendet er wieder seinen Blondkopf zu ihr herauf. Sie glaubt, daß er ihr zulacht. Nun verschwindet er außen um die Schmalseite des Parkes und kommt nach einer Weile wieder von unten herauf. Ja, wahrhaftig, jetzt gerade winkt der kleine Schelm mit seinem Stäbchen ihr zu. Lärmend springt der Reifen über die Steine der Straße und der Bub schlägt ihn, daß es hell heraufklingt. Schon ist er um den Park aus ihren Augen. Die Frau am Fenster lehnt sich weit hinaus. Da kommt ein Wagen angefahren — nein, gebraust. Es ist eine seltsam altmodische Kutsche. Am Bock steht ein Mann und schwingt die Peitsche. Die weißen Pferde steigen hoch, machen Kapriolen und greifen wild aus. Der Wagen rast nun längs

des Parkes, knapp am Geländer hin. In demselben Augenblick kommt der Knabe mit dem Reifen wieder unten um den Park herum. Ein gellender Schrei. Der Frau steht fast das Herz still vor Entsetzen. Die Pferde bäumen sich. Der Kutscher brüllt, dann prescht das Gespann über den gestürzten Buben hin. Das Kind bleibt regungslos liegen.

Wie gelähmt starrt die Frau hinunter. Doch im nächsten Moment ist sie im Vorraum, reißt ein weißes Handtuch an sich und stürzt hinaus, während die Tür zuschlägt. Trotz ihrer Leibesbürde eilt sie die Treppe hinab zur Haustür. Auf der Straße aber bleibt sie mit einem Ruck stehen und blickt fassungslos um sich. Hier ist nichts zu sehen. Kein Wagen, keine wilden Pferde, kein überfahrenes Kind, nichts, nicht einmal der Reifen. Sie schaut zu ihrem Fenster empor und wieder auf die Straße. Aber es ist gar nichts außergewöhnliches zu bemerken. Nichts, auch keine Spur im Straßenstaub.

Im Park spielen die Kinder wie vordem, und die Alten auf ihren Bänken unter den duftenden Linden plaudern behaglich. Von der unteren Parkseite kommt jetzt ganz gemächlich ein Wachmann daher. Verwundert schaut er auf die blasse dunkle Frauengestalt vor sich, die ihn angesprochen hat, während sie ein weißes Tuch wie verzweifelt in den Händen windet: „Haben Sie es nicht gesehen? Es ist eben ein Unglück geschehen . . .“ — „Ein Unglück, wo?“, fragt der Polizeimann aufhorchend. — „Gerade hier“, sagt die Frau und deutet auf eine Stelle der Straße. „Ein blonder Bub, mit einem Blechreifen spielend, wurde von einem Wagen überfahren, dessen weiße Pferde durchgingen.“ — Der Mann der Ordnung schüttelt den Kopf. „Ich habe nichts davon gehört oder gesehen“, sagt er entschieden. „Ich mache hier, in und um den Park seit einer Stunde Dienst, doch einen Buben mit einem Blechreifen und einen Wagen mit durchgehenden Pferden sah ich nirgends! Wann soll es gewesen sein?“ — Aber die Frau schweigt. Sie wendet sich grußlos um und geht in das Haus. — Kopfschüttelnd setzt der Wachmann seinen Weg fort.

Oben in ihrem Zimmer liegt die junge Frau auf der Couch und weint bitterlich. Sie weiß jetzt, daß sie ihr Kind behalten und zur Welt bringen wird.

Einige Monate später schenkt sie einem reizenden Bübchen das Leben. Der Kleine ist dunkel wie sie und hat blaue Augen. Dennoch glaubt sie, in dem Gesichtchen schon eine deutliche Ähnlichkeit mit der Erscheinung des blonden Knaben von damals zu erkennen. Endlich sucht sie eine bejahrte Frau auf, welche hinter dem Park in einem uralten Häuschen lebt. Die Greisin erzählt ihr folgendes: Der Park war einst ein Friedhof vor der Stadt. Hier wurde einmal das Kind eines armen Mannes, ein vierjähriger Junge, im Sommer als er mit einem alten Wagenreif lief, von der herrschaftlichen Kutsche, deren weiße Pferde scheuten, niedergefahren und getötet. Die Mutter des Kindes hatte ihn und den Mann verlassen, weil er so arm war. Die Alte wußte dies alles von ihrer Großmutter, welche diese traurige Begebenheit als Frau des Totengräbers hier selbst miterlebt hatte. Nun erkannte die junge Frau den Zusammenhang ihrer Vision mit jenem Geschehnis.

DAS LEBEN

In all die Tiefen, die wir nie ergründen,
hast du verhängte Wege mir gezeigt,
wo die Vergangenheit zu jenen steigt
in Faltenlosigkeit, die in sie münden.

Die von dem Sein sich trennen, bang mit letzten
vermählten Schritten ihr entgegengehn,
sie, die nicht mehr mit ird'schen Augen sehn,
und endlos werden wie die Frühentsetzten.

In all die Weiten, die wir nie ermessen,
führst du mich ein, indem du mich zum All
zerlöst und wieder aufsaugst im Kristall —
du bist so weit wie endloses Vergessen.

In all die Höhen, die wir nie erreichen,
wird mich dein Wille tragen, und ein Spiel
scheint körperlos das geistgeballte Ziel
in seinem steten Sammeln und Entweichen.

Du hast dich mir in letztem Sein ergeben
und mich in unbegrenztes Leid geführt,
mit ew'ger Nacht hast du mein Herz berührt
und gibst mich, dich erfüllend, nun dem Leben.

KURT KLEBERT

Was ein Mensch in der Arbeit seines Lebens gewollt und geleistet hat, das ist es, was — wenn seine Tage längst vorübergegangen sind — uns zu ihm, zur Erinnerung an sein Wirken, hinzieht. Es bedarf keines Datums — wie z. B. die eben eingetretene 35. Wiederkehr seines Todestages —, um *Simon Hellers* zu gedenken. Vielfache Gelegenheiten dafür lösen sich zu vielen Zeiten von selbst aus, denn die Resultate seines schöpferischen Wirkens sind längst in das Reich dauernder Werte aufgestiegen und haben seinen Namen, nicht nur innerhalb des gesamten Blindenwesens, eingezeichnet.

Der älteste Dichter, Hiob, lehrt, daß der eigene Lebenslauf der weiseste Richter sei, der mit gerechten Zungen spricht. Lassen wir darum Hellers Leben sprechen.

Ein hartes Leben

Geboren am 25. Oktober 1843 als Sohn armer Eltern in dem Böhmerwaldstädtchen Tachau, nahm ihm schon früh ein hartes Leben die scheinbar selbstverständlichen Freuden der Jugend. Mit sieben Jahren verlor er den Vater und mit ihm die Hoffnung auf einen sicher geregelten Bildungsgang. Zwar besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, dann aber war er, seinem Bildungshunger preisgegeben, im wesentlichen auf autodidaktische Studien angewiesen. Gezwungen, sich selber den Boden seiner materiellen Existenz zu schaffen, erteilte er Privatunterricht und betätigte sich zeitweilig als Gehilfe seines Lehrers. Dieses erste Tasten hatte für Heller einen unverlierbaren Wert; es enthielt die Ansätze und Keime zu seinem späteren Beruf. Doch die rastlose Arbeit und der stete Kampf mit der täglichen Sorge blieben nicht ohne nachteilige Folgen für seine körperliche Gesundheit; sie warfen ihn für lange Zeit aufs Krankenlager.

Solche Menschen werden später innigste Schätzer dessen, was ihnen selbst abgegangen ist, und dieses an den Mitmenschen realisiert zu sehen, wird ihr frommer Wunsch. So sind auch die ursprünglichen Neigungen Hellers darauf gerichtet gewesen, der leidenden Menschheit zu helfen. Solch einem Herzensbedürfnisse schien der Beruf eines Arztes am besten zu entsprechen und Heller begann 1861 an der Olmützer medizinisch-chirurgischen Fakultät das Studium

SIMO

ZU SEINE

der Heilkunde. Auf die Dauer vermochte dasselbe jedoch nicht anzusprechen und s nach kurzer Zeit ging er an die Verwirklic seines schon früher gefaßten Planes, Lehre werden.

Ein pädagogisches Talent

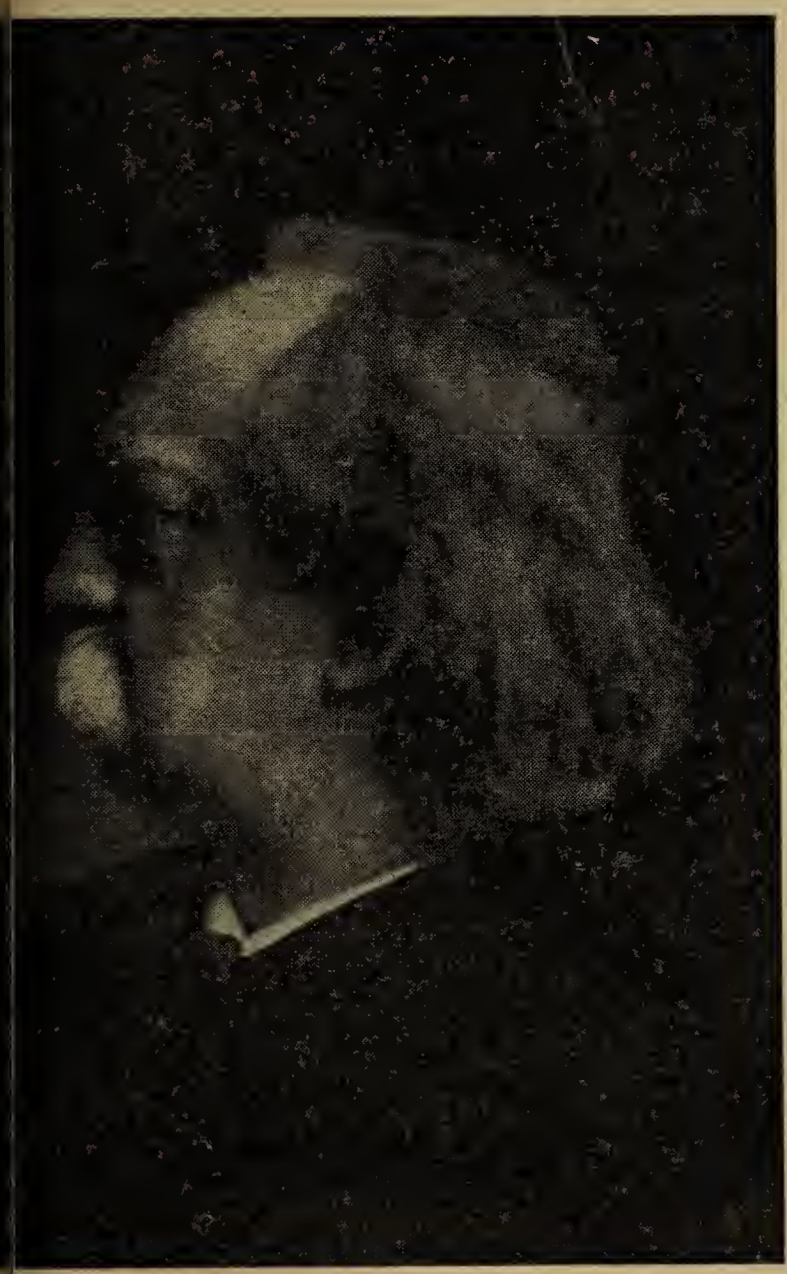
Nach Absolvierung des Pädagogiums Olmütz wandte sich Heller nach Wien. folgen die Jahre seiner eigentlichen Entwickl in denen sich das Ziel seines Daseins am lichsten formuliert. Eine Lehrstelle an Volks- und Fortbildungsschule und die Verein mit dem bekannten *August Chri Jessen* begründete Zeitschrift „Österreichi Jugendblätter", in der er eine Heimstätte seine Gedanken fand, boten ihm nun r Gelegenheit, sein pädagogisches Talent zu falten und zu befestigen. Zu gleicher Zeit öffnete er auch seine literarische Laufbahn Gedichten und Erzählungen, in denen er d die Fülle origineller Gedanken wie durch Formvollendung der Sprache imponierte. S Jugendschriften zählten zu der meistverlan Lektüre in den Volksschulen. Ich selbst erin mich sehr gut an einzelne aus meiner Kinde noch heute mit lebhaftem Vergnügen, insbeson die durch ihre rührende Idealität anmuten Erzählungen „Valentin" und „Raffael Donn

Helfer der Blinden

Mit der 1873 erfolgten Ernennung z Direktor des Israelitischen Blinden-Instit Hohe Warte, als Nachfolger *Leopold Österreich* begann für Heller eine neue Epoche — die seiner Meisterjahre. Er verknüpfte seine Interes jetzt dauernd mit den Fragen des Blindenwes

HELLER

ODESTAG



Erforschung, und der Mithilfe an ihrem au galt von da an sein Lebenswerk.

e nahezu fünf Jahrzehnte der Wirksamkeit rs sind ganz ausgefüllt von einem an-ngten Suchen und scharfen Beobachten. wissenschaftliches Tätigkeitsfeld ist ein sehr dehntes. Seine Abhandlungen allein würden sammelt — zwei stattliche Bände ergeben.

r in ganz allgemeinen Umrissen, im knapp-Überblick — denn die journalistische Eile ja einem solchen Schaffen nicht gerecht werden — seien die leitenden Gedanken, die seine Untersuchungen beherrschen, überschaut. Zuvörderst aber sei noch des folgenden gedacht: Der besonderen Verdienste, die sich Heller in der Mitbegründung des „Asyls für blinde Kinder" und in der Gründung der „Anstalt zur Ausbildung später Erblindeter" erworben hat, deren segensreich fortschreitenden Entwicklung seien große Arbeitskraft in der uneigennützigsten Weise diente; weiters seiner in den Achtzigerjahren durch das Unterrichtsministerium erfolgten Betrauung zur Abfassung der „Lesebücher für Blindenschulen"; ferner der Preiskrönung seiner Schriften „Modellieren und Zeichnen in der Blindenschule" und „Über die zweckmäßigste Fürsorge für die Kriegsblinden".

Experte des Blindenwesens

Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Blindenpädagogik nicht aus der allgemeinen Pädagogik deduziert werden dürfe, vielmehr als besonderes System notwendig und berechtigt sei, weil sie ihre eigentümlichen Gesichtspunkte hat, unter denen sie alle Gegenstände ihrer Forschung betrachtet, haben seine aus dieser Auffassung erwachsenen Anregungen vielfach zu den teilweise tiefgründenden Wandlungen beigetragen, die sich in den letzten acht Jahrzehnten auf dem Gebiete des Blindenwesens vollzogen haben.

Dadurch und durch die Methode seiner pädagogischen und psychologischen Untersuchungen, durch die Art, in der er seine Gedanken entwickelt, Erkenntnisse auslöst und Fundamente zu legen sich anschickt, weist ihm sein Wirken eine eigene Stellung als Blindenfachmann an, von dem das Wort Nietzsches gilt:

„Ich wohne in meinem eigenen Haus,
hab' niemandem nie nichts nachgemacht."

Und darum wird Simon Heller — unverringert einer der meist zitierten Experten — (nicht bloß als Zeiterscheinung) in der Entwicklungsgeschichte des Blindenwesens nie zu umgehen sein.

Professor S. Altmann
New York

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

I.

Die Fachleute sagen mit Recht: Die Geschichte des österreichischen Blindenwesens beginnt mit dem 13. Mai 1804. An diesem Tage wurde nämlich das Blinden-Erziehungs-Institut (heute: Bundes-Blinden-Erziehungs-Institut) gegründet. — Wie jeder Kundige weiß, geschehen solche Taten niemals aus dem Nichts, sondern bedürfen immer einer oft langen Vorbereitung.

Das Blinden-Fürsorgewesen

Dafür ist nicht erst das Jahr 1804, sondern schon das Jahr 1782 maßgebend gewesen, in dem Kaiser Joseph II. seine kirchenpolitischen Maßnahmen durchführte. Damals wurden zahlreiche geistliche Orden aufgehoben, und es geschah dies unter dem lauten Beifall der großen Menge; denn es hieß: „Nun sind wenigstens auch die Nichtstuer in den beschaulichen Orden zur Arbeit verhalten.“ Aber man übersah dabei, daß — abgesehen davon, daß das Gebet eine lebendige Leistung des Menschen ist — auch die Fürsorge und namentlich die Blinden-Fürsorge eben hiedurch außer Rand und Band geriet. Waren doch alle, auch die beschaulichen Orden, Träger der Fürsorge. Und als sie mit einem Schlage zu bestehen aufhörten, gab es säkularisierte, weltliche Fürsorgemaßnahmen nur in überaus bescheidenem Umfang. Dem war so, weil die weltlichen Fürsorgemaßnahmen nur als Ergänzung der von den geistlichen Einrichtungen — den Orden und Bruderschaften — getragenen gedacht waren. Darum kümmerten sich die „Bettelgrafenämter“ zunächst nur um das „ziellos herumschweifende“ Pack. Was man aber mit den Leuten anfangen sollte, die andauernder Pflege bedurften, davon hatten sie nicht die mindeste Ahnung. Es bedurfte der Mühsal vieler Jahrzehnte, ja der Zeit bis zum heutigen Tage, also fast zweier Jahrhunderte, bis sich die Gesellschaft ihrer Pflichten auch nur einigermaßen bewußt wurde und die Formen ausgebildet hatte, in denen sie wenigstens irgendwie imstande ist, ihren unerläßlichen Aufgaben gerecht zu werden. Nichts ist schwieriger und langwieriger als die Ausbildung leistungsfähiger Lebensformen.

Erste Anfänge

Wenn behauptet wird, daß das Jahr 1782 die Wende in den Hilfsmaßnahmen für die Gebrechlichen und damit auch für die blinden Leute war, so müssen wir dartun, in welcher Weise solche Beihilfen in der vorangegangenen Zeit geleistet wurden. So interessant es wäre, sich über derlei auch in der Vor- und Frühgeschichte zu unterhalten, wollen wir uns doch darauf beschränken, die Sachlage während der christlichen Zeit zu klären. Hiezu sind wir allein schon darum berechtigt, weil es in den vorangegangenen Jahrhunderten Österreich ja doch überhaupt nicht gab. Erst als das Christentum — mindestens in der staatstragenden Schichte der Bevölkerung — fest verwurzelt war, bildete sich die Urzelle dessen, woraus nachmals unser österreichisches Staatsgebilde entstand. Wir meinen die ottonische „Marka orientalis“, den Schutzwall für das Herzogtum Bayern zwischen dem Haselgraben und der Traun im Westen, sowie dem Kamp und der Traisen — bzw. nach 991 — zwischen der March und der Leitha im Osten. Daß es während des 10. Jahrhunderts innerhalb dieses Raumes noch versprengte Reste heidnischer Bevölkerung gab, ist jedem Einsichtigen klar. Um die Wende des 1. Jahrtausends war aber hier schon das Edikt Karls des Großen verwirklicht, demzufolge jeder Reichsangehörige, der älter als zwei Jahre war, getauft sein mußte. Darum müssen wir uns zunächst überlegen, welche Möglichkeiten für Hilfsmaßnahmen an Gebrechlichen damals gegeben waren. Einer der ersten, die solche innerhalb des Christentums offen und großzügig durchführten, war der heilige Bischof *Nikolaos von Nizäa* in Kleinasien.

Dieser großartige Organisator errichtete in seiner Metropole eine gewaltige Herberge für Gebrechliche und Sieche, nahm eine so große Zahl an Leidgeschlagenen bei sich auf, daß es sich für ihn verlohnte, Menschen mit gleichartigen Leiden in eigenen Abteilungen zusammenzufassen, um seine Hilfs-

maßnahmen auf diese Weise zu „rationalisieren". So entstand in Nizäa auch eine eigene Abteilung für Blinde, beziehungsweise für Sehgeschädigte, wie wir heute vorsichtiger sagen möchten. Als dieses Riesenspital bald nach dem Tode seines Gründers wieder zugrunde ging, löste sich mit ihm auch die Sonderabteilung für blinde Leute auf. Weil aber während der nächsten Jahrhunderte kein Spital mehr vorhanden war, das groß genug gewesen wäre, um eine eigene Abteilung für Blinde zu unterhalten, dürfen wir uns nicht einbilden, daß für die Blinden damals überhaupt nichts geschehen sei. Im Gegenteil!

Während der Regierung des oströmischen Kaisers Manuel des Großen — gestorben 1180 — finden wir eine höchst merkwürdige Verordnung des Gerichtes von Konstantinopel: Dieses bestimmte nämlich, daß jene Verbrecher, die mit der Strafe der Blendung bestraft worden seien, nach einem Kloster an der Ostküste des Marmarameeres in der Nähe der Hauptstadt verbracht werden sollten, um dort Aufnahme und Pflege zu finden. Wenn eine Verwaltungsbehörde eine solche Verordnung erlassen kann, muß sie sich auf eine Gewohnheit stützen, die schon längere Zeit und dann nicht nur in diesem einen, sondern — angesichts der Allgemeingültigkeit der Verfügung — in verschiedenen Klöstern in Übung war.

Wie jeder weiß, ist nichts schwieriger, nichts aussichtsloser, als einer bestehenden Gemeinschaft neue Leistungen aufzubürden. Wir sind daher zu der Annahme berechtigt, daß die Betreuung der Blinden innerhalb der oströmischen Klöster ein Herkommen war. Dies aktenmäßig zu belegen, wird nach den Jahrhunderten türkischer Herrschaft in jenen Gebieten wohl kaum mehr möglich sein. Diese Betreuung konnte in zweifacher Weise erfolgen. Entweder wurden die Blinden als vollgültige Mönche und Nonnen oder nur als Laienbrüder und Laienschwestern oder auch nur als bloße Pfleglinge aufgenommen. In beiden Fällen waren die lichtlosen Leute umhegt und gepflegt und vor den Bitternissen äußerer Notlagen bewahrt. Überdies bestand die Möglichkeit, daß ihnen auch innerhalb ihrer Familien Schutz und Schirm geboten wurde. Das konnte um so leichter geschehen, als ja auch im Orient von einer Industrialisierung im modernen Sinn damals kaum die Rede sein konnte.

Im weströmischen Reiche

Dieses erlebte alsbald nach dem Eindringen der Hunnen in Europa einen wirtschaftlichen Zusammenbruch ohnegleichen. 395 n. Chr. wurden Pannonien und Illyrien geräumt, 488 n. Chr. Noricum und in weiterer Folge Vindelitien und Rhetien aufgegeben. Nicht ganz so schlimm, stand es seit 410 n. Chr., seit dem Einmarsch beziehungsweise Durchmarsch der Burgunden, Alanen und Vandalen in Gallien. Die bodenständige Bevölkerung war unterworfen, hörig, entrechtet. Sie fristete bloß ein kümmerliches Dasein ohne die Möglichkeit, ihren eigenen Kulturwillen durchzusetzen. Was es an „größeren" Städten, an militärischen Zentren, wie Augusta Treverorum (heute Trier), gegeben hatte, schrumpfte zu Zwergsiedlungen zusammen. Sofern ein solcher Ort nur von Mauern umgeben war, galt er als Stadt, auch wenn er nur fünfhundert Einwohner hatte.

So lagen die Dinge um die Wende des 9. zum 10. Jahrhundert. Damals betrug die Volkszahl innerhalb des Raumes — östlich der Maas, westlich der Elbe, südlich der Nordsee und nördlich des Alpenhauptkammes — insgesamt ungefähr drei Millionen. Wie wenige Menschen daher damals auf dem Boden des heutigen Österreichs hausten, läßt sich denken. Daß allein schon darum von einer geregelten Gebrechlichen-Fürsorge und erst recht von einer Blinden-Fürsorge nicht die Rede sein konnte, ist klar. Dies war um so weniger der Fall, da es in dem umschriebenen Gebiete damals höchstens 1800 blinde Leute gab, wenn wir annehmen, daß die Relation von sechs Blinden auf 10.000 Menschen der Gesamtbevölkerung auch damals zu Recht bestand.

Schon im 11. Jahrhundert lassen sich bei uns Spitäler nachweisen. Diese waren zunächst für die Fremden bestimmt. Aber im 13. Jahrhundert gibt es auch schon — wie etwa in Wien — eigene Bürgerspitäler. Diese waren den Kranken und Alten der betreffenden Städte vorbehalten. Hier konnten also auch blinde Bürger Aufnahme finden. Das war um so eher möglich, als es damals unter Zugrundelegung der obigen Relation etwa in Wien höchstens drei Blinde gab. Zählte

doch Wien — neben Köln die volkreichste Stadt des deutschen Königtums — in jenen Tagen nur 30.000 Einwohner.

Im übrigen scheint es, als habe die Blindheit während des Mittelalters keine beträchtliche Rolle gespielt. Dennoch war sie vorhanden. Während des 14. Jahrhunderts hören wir von zwei hochgestellten Personen, die blind waren beziehungsweise erblindeten: Elisabeth, die Gemahlin Herzog Friedrichs des Schönen, soll sich blind geweint haben, weil ihr Gatte so lange Jahre auf Burg Trausnitz in Bayern gefangen saß. König Johann von Böhmen fiel in der Schlacht von Cressy, weil er sie als Blinder mitfocht, indem er sein Streitroß zwischen die Tiere zweier Ritter gebunden hatte. Etwa hundert Jahre vorher gründete König Ludwig IX. der Heilige, nach dem mißlungenen Kreuzzug nach Tunesien, 1256 für dreihundert erblindete Ritter das „Institut des Quinze-Vingt", das fortan erhalten blieb und auch noch heute besteht.

Obsorge im Mittelalter

Weil es, wie gesagt, kein Problem war, die Blinden zu versorgen, muß es Methoden gegeben haben, sie unterzubringen. Wäre dem anders gewesen, hätten sich die Leute darüber die Köpfe zerbrechen müssen und es hätten vor allem die Behörden eingreifen müssen, und es könnte nicht so schwierig sein, Nachrichten darüber aufzutreiben. Darum darf man vermuten — es ist das aber nicht mehr als eine Vermutung —, daß es auch im Bereich der römischen Kirche ähnlich war wie in dem der orthodoxen, der orientalischen Kirche. Die Blinden aus den Kreisen des Adels und des Hochbürgertums tauchten in Klöstern, in Hochstiften unter. Dort lebten sie entweder als Laienbrüder, wenn nicht einfach als Pfleglinge, oder — nach Empfang der niederen Weihen — in einer Stellung, wie wir sie aus dem 17. und 18. Jahrhundert bei Sehenden kennen, im Genuß einer Pfründe als Abbés. Solche Pfründen gab es ja in großer Menge. Sie waren von vornherein verfügbar, oder sie konnten, wenn schon nicht anders, von den Angehörigen eigens errichtet werden.

In den Genuß einer solchen Pfründe konnten schließlich auch die Blinden gelangen, die dem Handwerkerstand entstammten. Einmal hatten reichgewordene Handwerker solche milde Stiftungen für ihresgleichen errichtet, und dann war man in jenen Zeiten in dieser Beziehung nicht eben engherzig. Es konnte sehr wohl sein, daß die Tatsache der Blindheit sonst unübersteigliche Standesgrenzen niederlegte. Schließlich gehörten ja alle Getauften zu der einen großen Gemeinschaft der Kirche, waren Glieder am mystischen Leibe Christi und es war eine selbstverständliche Pflicht, sie zu schützen und zu schirmen.

Gelang es einem einzelnen Blinden aus irgendwelchen Gründen nicht, in einem Kloster oder Stift unterzukommen, so hatte er immer noch die Möglichkeit, sich an eine Bruderschaft anzuschließen. Daß dies bei der St.-Jakobs-Bruderschaft der Fall war, wissen wir aus Straßburg. Es wird aber wohl auch in Wien und anderen Orten Österreichs möglich gewesen sein. Daß wir darüber nichts Genaueres wissen, kommt einfach daher, weil die Bruderschaftsregister zunächst weitgehend vernichtet oder auch noch gar nicht durchforscht sind. Warum sich die St.-Jakobs-Bruderschaft vor allem der Blinden annahm und annehmen konnte, läßt sich leicht verstehen. In ihr waren nämlich die Musikanten organisiert, und sie übernahm auch Arbeitsaufträge, war also eine Art Stellenvermittlung, wenn wir uns modern ausdrücken wollen. In Wien war es zum Beispiel so, daß sich die Angehörigen der St.-Jakobs-Bruderschaft allmorgendlich beim Marienbrunnen auf dem Hohen Markt versammelten und dort Spielaufträge für irgendwelche Tanzunterhaltungen, Hochzeiten und dergleichen übernahmen. Da konnte es leicht geschehen, daß auch ein blinder Harfner oder Fiedler aufgedungen wurde. Aber wie gesagt: Aktenmäßig lassen sich solche Vermutungen derzeit noch nicht belegen.

Eines fällt jedenfalls auf: Daß sich begabte Blinde besonders hervortun, passiert zunächst in lutherischen, calvinistischen Gegenden. Das läßt sich verstehen: Dort waren sie auf sich gestellt, mußten sich allein durchkämpfen, weil sie nicht die Rückzugsmöglichkeiten zu den Pfründen hatten. — Darum beginnt auch in Österreich der Heldenkampf der lichtlosen Leute erst mit dem Augenblick, da der Staat anfängt, die Kirchengüter zu enteignen.

(Fortsetzung folgt)

NICOLA SIDNEY:

Denkmal des Unbekannten Spitzbuben

Laß alle Hoffnung schwinden, müder Wanderer: Du wirst das Denkmal des „Unbekannten Spitzbuben" nicht finden; weder am Hauptplatz einer Großstadt noch im Ruinenschutt der Antike, denn es harrt noch seiner Errichtung. Wenn du mir entgegnest, ich lüge, da es doch ein Denkmal von Eulenspiegel und dem Lieben Augustin gebe oder zumindest gegeben habe, so erschütterst du mich ebensowenig in meiner Behauptung wie im Entschluß, dem „Unbekannten Spitzbuben" hiemit unverzüglich wenigstens im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten das kleine Denkmal zu errichten, als das diese Zeilen gedacht sind.

Den Spitzbuben, den ich meine, hat weder Eulenspiegel noch der Liebe Augustin verkörpert und ich selbst wüßte nichts von der Tatsache seiner Existenz, wäre er mir nicht in der Gestalt eines lieben Berufskollegen leibhaftig begegnet.

Geben wir ihm der Einfachheit halber den Namen Kuno. Kuno gehört zu jenen „Weltreportern", die aus Prinzip über alles schreiben und die mir darum — ebenfalls aus Prinzip — verdächtig sind. Von den Bauch- und Schlangentänzen balinesischer Priester bis zur drahtlosen Telegraphie dehnt sich das Inundationsgebiet seiner erbarmungslos alles überflutenden Feder. Als ich ihn persönlich kennenlernte, war er mir bereits durch seine Artikel und Aufsätze ein Begriff geworden. In einem Redaktionsbetrieb, der einem Tollhaus glich, saß er schmunzelnd als einziger ruhender Pol in einem Kreis unheildrohender Diener der „Schwarzen Kunst". Die Mienen der Anwesenden verrieten ihre feste Überzeugung, daß der Fortbestand zumindest der europäischen Menschheit unmittelbar davon abhänge, daß die eben fertiggetippten Manuskripte noch rechtzeitig in die Setzerei kommen. Selig lächelnd wie ein Säugling (aber wie einer, der später einmal gewiß kein Honiglecken für seine Eltern und Lehrer sein wird) biß er in seine Zigarre und lud mich mit einer Geste zum Sitzen ein, die die höfliche Einladung, Platz zu nehmen, ebenso zum Ausdruck brachte, wie eine aus technischen Gründen damit nur schwer vereinbare unverbindliche Aufforderung aus Goethes dramatischem Meisterwerk.

Im Zwiespalt der Gefühle nahm ich an, meine erstgenannte Sinndeutung sei die richtige — und nahm Platz. Der berufliche Anlaß unserer Begegnung war mir willkommen, um den Mann näher kennenzulernen, dessen Vielfalt mir ebenso verdächtig war, wie mich anderseits der Schwung seiner Feder immer wieder mit Staunen erfüllte. Vom folgenden Gespräch sind mir nur Bruchstücke in Erinnerung geblieben. Es wäre auch sinnlos, durch seine Wiedergabe das Erlebnis vermitteln zu wollen, das mir die Bekanntschaft mit dem „Unbekannten Spitzbuben" schenkte. Denn hier ist das „Wie" alles und das „Was" fast bedeutungslos.

Im Laufe von ein paar Minuten gingen folgende Fernschreiben durch Kunos Hand: „Weltkongreß der Spiritisten in Stockholm", „Feuerwehr rettet Ziege aus Kabelschacht", „Geheimnisvoller Tod in der Badewanne", „Atombombe — eine Vernichtungsdrohung für die Menschheit", „Die Röcke werden wieder kürzer", „Hollywoods blonder Dämon fürchtet sich vor Spiegeleiern", „Ein dritter Weltkrieg momentan nicht zu befürchten", „Hat Hitler wirklich in den Teppich gebissen?"

Literarisch-musikalischer Abend

Der unlängst im Palais Auersperg veranstaltete Melodramen-Abend verlief hübsch und interessant. Die beiden Vortragskünstlerinnen *Maria Luise Cavallar* und *Liesl Lein* sprachen mit feinster Einfühlung und glänzender Technik Dichtungen namhafter österreichischer Autoren. Besonders gefielen die geistreichen Gedichte von *Erwin Weill* sowie eine von dem blinden Komponisten *Wilhelm Weigert* stimmungsvoll vertonte Ballade von *Yvonne Blauensteiner-Stepan*. Auch die klangschönen Tonschöpfungen von *Hedwig Frank-Auderith* fanden viel Beifall. Professor *Otto Schulhof*, der bekannte Pianist, vermittelte durch seine erlesene Kunst ganz große Eindrücke.

Mit einem Lächeln, aus dem unzerstörbare Lebensfreude strahlt, meinte Kuno: „Nun, ist die Welt ein Narrenhaus oder nicht, lieber Kollege?“ und er erzählte mir, wie er Schiffskoch wurde, um ja alle Abteilungen dieses großen Narrenhauses aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Aus der souveränen Schadenfreude, die er am eigenen Pech empfinden kann, aus dem Spitzbubenglück humorig-argloser Bosheiten sprach eine Liebe zum Leben, wie ich sie in dieser Konzentration und Fruchtbarkeit noch bei keinem gesehen hatte. Kuno ist ein ausgesprochenes Genie für das Erfassen von Situationen und ein ebensolches, sie wie ein großes Kind zu genießen. Ich war immer wieder verblüfft, wie er aus allen Dingen mit einer Selbstverständlichkeit sondergleichen ihren dionysischen Heiterkeitsgehalt kelterte und wie er mich in solchen Momenten, die ständig in ihm wetterleuchteten, in den fröhlichen Jahrmarkt seiner Seele zog.

Kuno ist der große Spitzbub und Abenteurer in einer Person. An ihm ist mir klar geworden, daß beide zusammengehören, und daß der echte Abenteurer keineswegs die skrupellose Gewaltnatur ist, für die er oft fälschlich gehalten wird, sondern der sinnbewußte Liebhaber des Lebens, dem nie etwas Ernstes passieren kann, weil er sich dazu viel zu wenig ernst nimmt. An ihm ist mir aber auch klar geworden, daß der echte Abenteurer genau so selten ist wie der echte Künstler, genau so selten und genau so „unsterblich“.

Seine Unsterblichkeit liegt allerdings nicht in der Dauer seines Nachruhms, sondern in seiner einmaligen Naturbegabung, durch sein bloßes Dasein die Mitmenschen zu beglücken und manchmal sogar glückhaft zu verwandeln. Seine „Ewigkeit“ gleicht der des großen Mimen, dem zwar auch „die Nachwelt keine Kränze flicht“, weil sein Wirken aus dem Augenblick lebt, der aber in den Herzkammern vieler Menschen als leuchtende Erinnerung fortwirkt, wenn er sich längst die Spitzbüberei geleistet hat, drei Tage vor der Pfändung zu sterben.

Die Hilfsgemeinschaft ehrt blinde Mütter

Wie alljährlich fand auch heuer eine Muttertagsfeier statt, die wieder einen würdigen Verlauf nahm. Eine Reihe hervorragender Künstler stellte sich mit großer Begeisterung in den Dienst der guten Sache. Kollege *Thiem* führte in launischer Weise durch ein buntes Programm, Kollege *Kecler* erwies sich wieder als ausgezeichneter Pianist. *Dr. Karl Kainrath*, Violine, und seine kongeniale Begleiterin *Dagma Balla* entzückten die Zuhörer durch ihr meisterhaftes Spiel. *Elisabeth Rawitz* von Radio Wien deklamierte mit großem Beifall aufgenommene Muttertagsgedichte von Kollegin *Yvonne Blauensteiner*. *Vilma Strobl*, am Klavier begleitet von ihrem Gatten, erfreute durch ihren strahlenden Sopran. *Walter König*, der Obmann des Chores der Wiener Verkehrsbetriebe, stellte sich uns erstmals als Tenor vor und gewann sogleich die Herzen der Zuhörer. *Georg Prem*, ebenfalls von den Wiener Verkehrsbetrieben, erntete für seine heiteren Mundartvorträge stürmischen Beifall. Den Abschluß bildeten stimmungsvolle Duette, gesungen von Koll. *Hansi Pechar* und *Christl Thima*, begleitet am Flügel von *Mart Provin*. Obmann *Robert Vogel* begrüßte alle Anwesenden und ehrte dann in einer tief empfundenen Ansprache die blinden Mütter. Er sprach von den durch gemeinsame Arbeit erzielten Erfolgen auf sozialem Gebiete. Diese Erfolge werden dazu beitragen, das schwere Los der blinden Frauen zu erleichtern. Eine gute Jause für alle Gäste trug zur ausgezeichneten Stimmung der Anwesenden bei.

Vilma Strobl singt

ROBERT VOGEL:

DIE LEERE ZEITUNG

Ich war eben im Begriff, mit einem dicken Bündel Manuskripten mein Arbeitszimmer zu verlassen, als das Telephon klingelte. „Herr Redakteur Weber, ein Herr wünscht Sie zu sprechen. Bitte übernehmen Sie das Gespräch." — „Hallo, bitte, Sie wünschen?" fragte ich. „Hier spricht Leo Felsberg", meldete sich etwas schüchtern eine Männerstimme. „Womit kann ich dienlich sein, Herr Felsberg?" — „Ja, das kann ich eigentlich in ein paar Worten nicht erzählen. Herr Redakteur, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich einladen möchten, damit ich Ihnen mein Anliegen persönlich vortragen kann." — „Sozusagen Aug in Aug", sagte ich vorsichtig, um vielleicht doch einen kleinen Anhaltspunkt zu bekommen. „Das wird Ohr um Ohr sein müssen", klang es vom anderen Ende des Drahtes. „Sie wollen mir Rätsel aufgeben, lieber Herr?" — „Mein Rätsel ist nicht schwer zu lösen. Ich bin nämlich blind und das Gehör ersetzt mir das Sehen und ermöglicht mir, mich mit meiner Umwelt zu verständigen."

Nur zögernd kam es von meinen Lippen: „Ich bitte vielmals zu entschuldigen, aber ich konnte es wirklich nicht wissen, daß . . ." — „Aber Herr Redakteur, ich habe Ihnen gar keinen Vorwurf gemacht! Es liegt mir nur daran, daß Sie mich anhören, und ich glaube, daß für längere Unterredungen das Telephon nicht geeignet ist." — „Wohnen Sie weit von hier?" erkundigte ich mich, nun neugierig geworden. „Mit der Straßenbahn etwa 40 Minuten." — „Wenn Sie aber . . .", rasch unterbrach mich mein Gesprächspartner. „Ich finde mich trotz meiner Blindheit in der Stadt zurecht und es gibt viele Menschen, die bereit sind, uns Blinden auf der Straße zu helfen. Wann darf ich also zu Ihnen kommen?" — „Ich erwarte Sie in einer Stunde und ich werde dem Portier sagen, er möchte Sie sofort zu mir heraufführen, wenn Sie kommen."

Als Herr Felsberg eine Stunde später mir gegenüber saß, war an ihm nichts besonders Auffallendes zu bemerken. Seine nette Kleidung, sein sauberes Äußeres machten ihn zu einer sympathischen Erscheinung und man würde ihn nicht für blind gehalten haben, wenn er nicht an seinem Arm eine gelbe Binde mit drei schwarzen Punkten getragen hätte. „Sind Sie schon lange blind?" — „Nein, ich bin vor einigen Jahren erblindet. Ich war berufstätig und hatte den kaufmännischen Beruf erlernt und ihn mit Liebe ausgeübt. Das Schicksal wollte es aber anders, als ich mir meine Zukunft vorgestellt hatte, und jetzt muß ich versuchen, mich doch wieder in den Lebenskreis einzuschalten, denn mit meinen 21 Jahren kann ich noch keinen Schlußpunkt setzen." — „Und dabei soll ich Ihnen helfen?" — „Zum Teil werden Sie das vielleicht können, aber das ist nicht der Grund meines Kommens."

„Sie machen mich sehr neugierig, Herr Felsberg. Darf ich Ihnen übrigens eine Zigarette anbieten?" — „Danke, ich rauche nicht." — „Aber ein Schalerl Mokka?" — „Das lehne ich nicht ab." Ich klingelte und gab einem Redaktionsgehilfen Auftrag, zwei Mokka zu bringen.

„Wissen Sie", begann Herr Felsberg, sich im Fauteuil aufrichtend. „Ich habe, als ich noch sehen konnte, Ihr Blatt mit großer Vorliebe gelesen. Ich erweiterte dadurch mein Wissen auf den verschiedensten Gebieten des Lebens, der Politik, der Kultur und vielem anderem. Schon als ich noch ganz klein war und die ersten Leseübungen hinter mir hatte, fand ich an Ihrer Zeitung großes Interesse, und ich erinnere mich noch, wie ich dann, als ich schon gut lesen konnte, stundenlang am Bett meiner kranken Mutter saß und ihr mit Begeisterung aus der Zeitung vorlas." —

Del-Ka
QUALITÄTSSCHUHE

„Ihre Mutter lebt noch?“ unterbrach ich für einen Augenblick und reichte Herrn Felsberg den eben hereingebrachten herrlich duftenden Mokka. „Sie lebt leider nicht mehr. Es war ihr erspart geblieben, mein Erblinden erleben zu müssen. Ich lebe mit meinen vier Schwestern und dem Vater in einer netten Wohnung. Aber um auf die Zeitung zurückzukommen: So wie früher, wird sie auch jetzt täglich ins Haus gebracht, und da wende ich mich nun von einem Familienmitglied zum anderen mit der Bitte, mir etwas daraus vorzulesen.“

„Das tun sie doch sicher alle gerne“, warf ich ein und setzte meine Tasse hin. „Wäre dem so, dann säße ich nicht hier. Alle sind sich zu Hause darüber einig, daß in der Zeitung nichts drinsteht. Dabei blättern sie ununterbrochen und sitzen selber oft stundenlang da, um zu lesen. Manchmal, wahrscheinlich, wenn sie besonders gut gelaunt sind, lesen sie mir etwas vor. Aber dann gewöhnlich nicht das, was ich gerne hören möchte. Ich habe dann das Gefühl, daß sie von mir hören wollen: ‚Ach, macht schon Schluß! Ich will nichts mehr hören.‘ Zum Glück kann ich Verschiedenes, das mich interessiert, im Radio hören. Aber lange nicht so ausführlich, wie es die Zeitung schreibt.“

„Ich will Ihnen helfen“, warf ich ein. „Ich glaube, ich habe eine gute Idee.“ — „Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein, nicht nur in meinem Namen, sondern auch für viele meiner Schicksalskollegen, denen es wohl auch nicht anders geht als mir.“

Am nächsten Tag meldete sich bei mir eine aufgeregte Damenstimme am Telephon und beklagte sich bitter darüber, daß man ihr ein unbedrucktes Blatt geschickt hätte. „Wir können jetzt unserem Bruder nichts vorlesen“, erklärte die Dame (es war die Schwester von Herrn Felsberg), „denn es steht nichts in der Zeitung. Man hat vergessen, sie zu bedrucken.“

Einige Tage später schickte ich den Schwestern von Herrn Felsberg einen Brief, in dem zu lesen stand: „Wir bitten Sie vielmals, zu entschuldigen, daß Sie einige Tage hindurch eine leere Zeitung erhielten. Sie haben Ihrem Bruder, weil er doch selbst nicht lesen konnte, immer gesagt, daß nichts in der Zeitung stünde, weil Sie keine Lust hatten, ihm, dem wißbegierigen Menschen, etwas daraus vorzulesen. Um Ihrem Bruder zu helfen, haben wir Ihnen, die Sie sich Ihres kostbaren Besitzes, der Augen, nicht bewußt sind, vorführen wollen, wie ein unbedrucktes Blatt wirklich aussieht.“

Tief beschämt erkannten die Schwestern, wie unrecht sie an ihrem Bruder gehandelt hatten, baten ihn der Reihe nach um Verzeihung und versprachen, ihm immer das vorzulesen, was er zu hören wünschte. Sie haben ihr Versprechen nicht nur gehalten, sondern darüber hinaus noch andere alleinstehende Blinde zum Vorlesen eingeladen.

So war es mir gelungen, einige Menschen von ihrer Pflicht gegen die Mitmenschen zu überzeugen. Zwischen Leo Felsberg und mir entwickelte sich eine herzliche Freundschaft und oft noch erinnere ich mich an den ersten Besuch des Blinden in meiner Redaktion.

Berufsausbildung des Blinden

Ein Erblindeter erlernt hier, in einem britischen Umschulungslaboratorium, in wochenlangen Übungen die schwierige Arbeit an der Drehbank. Immer mehr Blinde werden in der ganzen Welt zu Facharbeitern ausgebildet.

GERTRAUD BECKER:

NATURERLEBEN BLINDER KINDER

Dem Prinzip der Lebensnähe wurde als unerläßliche Forderung bei allen erziehlichen und unterrichtlichen Fragen der letzten Jahre besondere Beachtung geschenkt. Die Notwendigkeit, blinde Kinder in innigeren Kontakt mit dem Leben zu bringen, hat man zwar schon frühzeitig erkannt, aber nur in bescheidenem Ausmaße berücksichtigt. Erst der Gegenwart blieb die Intensivierung dieser Bestrebungen vorbehalten. Der regelmäßige Besuch von Museen, Ausstellungen, Vorträgen und sonstigen Veranstaltungen ermöglicht dem heranwachsenden blinden Jugendlichen eine Erweiterung seines Erfahrungswissens und das Erleben von Werten, die ihm bisher verschlossen blieben. Dieses immer intensivere Eindringen in die Interessensphäre Sehender trägt jedenfalls zur Erhöhung der Selbstsicherheit und Steigerung des Lebensgefühles bei.

Gesundes Naturgefühl

Lebensnähe im engeren Sinn zeigt sich aber vor allem in einem gesteigerten Naturgefühl. Der beglückende Einfluß der Natur ist von so umfassender Wirkung auf die Gesamtpersönlichkeit des Menschen, daß es voll gerechtfertigt erscheint, keine Mühen zu scheuen, um dem Lichtlosen auch diese Quelle reinster Freude nach Möglichkeit zu erschließen. Diesbezügliche Bestrebungen finden sich im Laufe der Blindenbildung immer wieder. Die Verkennung der Leistungsfähigkeit Nichtsehender hatte aber weitgehende Hilfsmaßnahmen bei der Führung zur Folge, welche die Freude des Naturerlebens schon wegen der stark eingeschränkten körperlichen Bewegungsfreiheit stark beeinträchtigte. Eine Gruppe wandernder blinder Jugend bietet heutzutage ein gänzlich anderes Bild. Der Forderung nach körperlicher Ertüchtigung sucht auch die Blindenschule in jeder nur möglichen Weise gerecht zu werden. Verschiedene Sportarten, unter anderem auch Schwimmen und Eislaufen, sind dem Lichtlosen auch nicht mehr verschlossen. Diese intensiv betriebene körperliche Erziehung wirkt sich vor allem in einer viel freieren, ungezwungeneren Haltung aus, sie befreit von unüberwindlich gehaltenen Hemmungen und stärkt das Selbstvertrauen.

Es ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß man blinden Kindern auf Spaziergängen und Wanderungen immer wieder Gelegenheit gibt, sich ohne jegliche Führung frei und selbständig zu bewegen. Mit staunenswerter Sicherheit erobern sie sich ihre Umwelt. Aktivität und Aufnahmebereitschaft sind unbedingte Voraussetzungen für ein lustbetontes Naturerleben. Die Sehnsucht der Kinder nach der freien Natur ist außerordentlich groß, selbst die ungünstigsten Witterungsverhältnisse vermögen sie nicht abzuschrecken. Wer Gelegenheit hat, mit frohgestimmten blinden Kindern zu wandern, dem werden solche Stunden selbst zum Erlebnis und man wird mit Entschiedenheit der so häufig gehörten Ansicht entgegentreten, daß dem Lichtlosen die Natur nichts zu bieten vermag.

Echter Naturgenuß

Durch das Fehlen des Augenlichtes ist die sinnliche Erfassung selbstverständlich sehr stark eingeschränkt. Die Natur als Inbegriff landschaftlicher Schönheit bleibt dem Nichtsehenden verschlossen. Farbenpracht, Formenfülle und Bewegung, unlöslich mit dem Naturleben verknüpft, offenbaren sich in ihrer Gesamtwirkung nur dem Auge. Die Lebensäußerungen der Tier- und Pflanzenwelt entziehen sich vielfach der Beobachtung durch Blinde. Die Mannigfaltigkeit der unmittelbar erfaßbaren Naturobjekte ist verhältnismäßig gering. Trotz dieser starken Einschränkungen bleibt auch dem Lichtlosen nicht jeder echte Naturgenuß versagt. Das Ohr ist ihm Hauptvermittler und mit Unterstützung der Restsinne eröffnet sich ihm der Weg zur Naturerkenntnis.

Das Vorhandensein regen Naturempfindens spricht aus folgenden Worten eines vierzehnjährigen blinden Mädchens: „Im Frühjahr, wenn die Knospen aufspringen und die kleinen Blätter hervorgucken, gehe ich besonders gerne in den Garten. Wenn ich einen saftigen Grashalm angreife, spüre ich förmlich, wie er in der Wärme der Sonne gedeiht.

Im Sommer liege ich gerne draußen im Freien und wenn die Vöglein munter zwitschern, werde ich ganz besinnlich."

Bleibt auch dem Lichtlosen eine Fülle von Naturschönheiten verschlossen, so ist doch seine Freude an der Natur nicht weniger tief und innig und im erhöhten Maße auf die ihm zugänglichen, oft unscheinbaren alltäglichen Dinge und Vorgänge gerichtet, an denen ein Sehender meist achtlos vorbeigeht. Daher sind seine Anschauungen vom Naturleben anderswertig. Nichtsdestoweniger haben sie als Quelle reiner Freude für ihn große Bedeutung, wie aus den Äußerungen eines dreizehnjährigen blinden Mädchens zu entnehmen ist: „Wenn man über die Natur nachdenkt, kommt man darauf, daß sie ein großes Wunder ist. Die Sehenden meinen, daß wir Blinden überhaupt nichts von der Natur haben. Das ist natürlich ein großer Irrtum. Für sie ist es zum Beispiel nichts Besonderes, wenn auf einer Wiese schöne Blumen blühen, uns macht es aber eine ganz besondere Freude, wenn wir hinauskommen und die verschiedenen Pflanzen angreifen dürfen."

Der Globus wird ertastet

Weckung des Natursinnes

Es ist geradezu eine Pflicht der Menschenbildung, das Naturgefühl in den Kindern zu wecken und in möglichst umfassender Weise auszubauen. Natursinn als rein gefühlsmäßige Einstellung zur Natur kann schon in frühen Kinderjahren gepflegt werden. Erkenntnismäßiges Erfassen und Deuten von Naturvorgängen bleibt einem späteren Zeitpunkt vorbehalten. Wer es versteht, Naturliebe in die Herzen der Kinder zu senken, sichert ihnen für das spätere Leben einen reichen Schatz.

Liebe zur Tier- und Pflanzenwelt ist den Kindern förmlich angeboren. Mit rührender Hingabe widmen sie sich der Betreuung von Kleintieren und sind beglückt, wenn Meise und Eichhörnchen das dargebotene Futter aus ihren Händen nehmen. Die Entwicklung des Keimlings aus der selbstgesetzten Blumenzwiebel wird mit größtem Interesse verfolgt und die Entfaltung der Blüte als kleines Wunder erlebt. Hier liegen die Anknüpfungspunkte für die Pflege echten Naturempfindens.

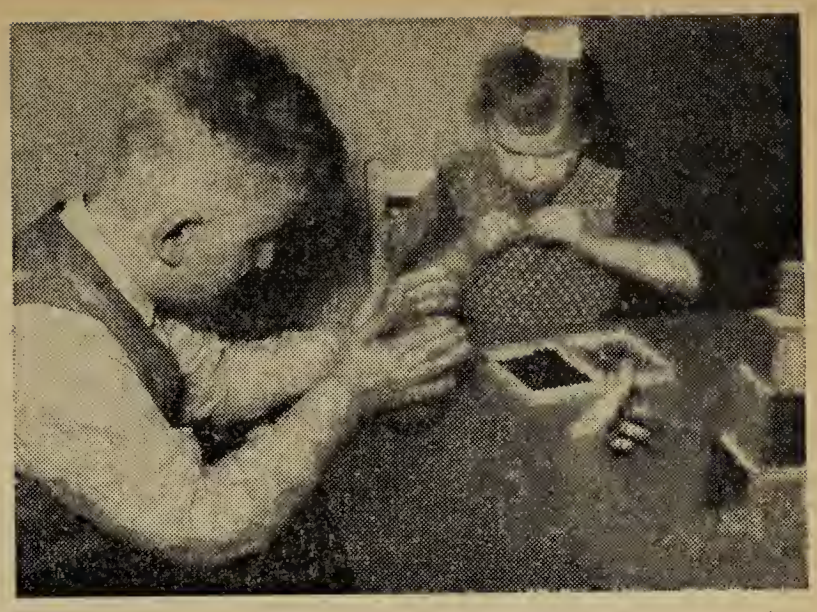
Für den Anfang bietet der Anstaltsgarten eine Menge von Eindrücken, die aber erst dann zum richtigen Erlebnis werden, wenn die Sinne entsprechend geschult und die Aktivität der Kinder entfesselt ist. Ist einmal das Interesse für all die kleinen Naturwunder erweckt und die nötige Aufnahmebereitschaft vorhanden, dann wird auch der Wunsch nach selbständigem Suchen und Forschen rege. Die Wiese mit ihren mannigfaltigen Kleinformen ist für die ersten selbständigen Entdeckungsfahrten ein besonders dankbares Gebiet. Daneben finden sich auch immer wieder Anlässe zu gelegentlichen Hinweisen auf den Pflanzen- und Naturschutz, der zu einer Herzensangelegenheit der Kinder werden muß. Die Betreuung von Kleintieren macht sie mit den Lebensgewohnheiten, Bedürfnissen und Lebensäußerungen ihrer Schutzbefohlenen bekannt und gibt reiche Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen.

Naturerkenntnis

Auf diese Art tritt neben die rein gefühlsmäßige Einstellung zum Naturleben das Bedürfnis nach erkenntnismäßigem Erfassen. Auf Spaziergängen und größeren Wanderungen erweitert sich das Gebiet der Beobachtungs-

möglichkeit, wenn es auch zumeist auf Einzelheiten beschränkt bleibt. Kinder versenken sich gerne in das Unscheinbare, Ursprüngliche, Schlichte, das ihren Empfindungen am nächsten steht. Ihre Problemstellung ist eine gänzlich andere, der Versuch einer Ablenkung keinesfalls ratsam, da die Freude des Selbstsuchens und Findens zu starke Einbuße erleiden würde. Nur Selbsterlebtes vermag dauernd zu fesseln, hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck und erzeugt einen Zustand gespannter Erwartung, aus dem sich neue Impulse ergeben. Wichtig ist vor allem die Wahl geeigneter Rastplätze, die durch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke viel Abwechslung und Anregung bieten. Mit Begeisterung geben sich die Kinder der selbständigen Erforschung des Umkreises hin, berichten dann über ihre Erfahrungen und zeigen mit Stolz ihre kleine Ausbeute an gesammelten Dingen. Biologischer Betrachtungsweise bringen sie größtes Interesse entgegen und suchen mit Eifer ursächliche Beziehungen zu ergründen. In jeder Klasse gibt es Kinder mit einem besonders scharf entwickelten Beobachtungsvermögen, das der Lösung von Sonderaufgaben zugute kommt. Anpassung der Pflanzen an ihren jeweiligen Standort, Einfluß der Bodenart auf das Pflanzenkleid usw. geben Anlaß zu denkender Betrachtung. Ausflüge in die Sand- und Kalksteinzone des Wienerwaldes bringen den Kindern die Eigenart des Laub- und Nadelwaldes näher. Der Besuch einer Großgärtnerei schafft ihnen Einblick in die verschiedenen Lebensbedingungen in- und ausländischer Gewächse, die Wachstumsstadien einiger Pflanzen, vor allem auch in die Vielfalt gärtnerischer Arbeit.

Zu einem besonderen Erlebnis wird der Besuch eines Weingartens zur Lesezeit. Im Gespräch mit dem Weinbauer erfahren die Kinder viel Interessantes über die mühevolle Arbeit der Leute und ihre Sorgen, über tierische und pflanzliche Schädlinge und ihre Bekämpfung usw. Die Veredlung der Reben wird ihnen an einem praktischen Beispiel vorgeführt. Sie lernen das Alter der Weinstöcke bestimmen und geben sich dem Genuß der köstlichen Trauben hin. Die aufmunternden Zurufe der arbeitenden Leute erhöhen die Fröhlichkeit. Der süßliche Duft der reifen Trauben, vermischt mit dem herben welkender



Die Tastwelt wird erlernt

Blätter und dem warmen Erdgeruch wird in vollen Zügen eingeatmet. Feine Spinnfäden legen sich an die Wangen, während die tastenden Hände von Stock zu Stock weitergleiten. Strahlend schönes Herbstwetter erhöht die Stimmung, und aus übervollem Herzen kommt der Ausruf: „Das war heute ein wirklicher Festtag und dabei haben wir so viel Neues erfahren."

Ausflug in die Wachau

In ganz anderer Form eröffnet sich den Kindern das Naturleben der Heimat bei einem zweitägigen Ausflug in die Wachau. Eine Wanderung die Donau entlang, zeigt ihnen die Charakteristik der Uferlandschaft mit ihrem Weiden- und Erlengebüsch, den Geröllablagerungen und feinem Schwemmlandboden. Gespannt lauschen sie auf den Rhythmus des leisen Wellenschlages, der sich plötzlich durch ein vorbeifahrendes Schiff verstärkt. Bei einer Motorbootfahrt über die Donau wird ihnen die Stärke der Strömung bewußt. Den steilen Waldweg zur Ruine Aggstein will jeder allein erklimmen. Ein plätscherndes Bächlein begleitet die unermüdlichen Wanderer, moosbewachsene Steine fesseln das Interesse, der Kuckucksruf läßt freudig aufhorchen und eine sprudelnde Quelle bietet einen erfrischenden Trunk. Mächtige Felspartien laden zu einer Kletterei ein, und mit Staunen betrachten die Kinder die gewaltigen Gneisblöcke, aus denen vor Jahrhunderten die Festung erbaut wurde. Die Gegensätzlichkeiten des links- und rechtsseitigen Donauufers lernen die Kinder bei einem anschließenden Besuch Dürnsteins

kennen. Die terrassierten Hänge und die Eigenart des Pflanzenkleides geben Anlaß zu einer Aussprache über Bodenart, Lage und wirtschaftliche Nutzung. Die Anlage des Ortes auf einem steil zur Donau abfallenden Felsen kommt den Kindern bei einer Wanderung durch die engen, steilen Treppen und Tunnelgassen so recht zu Bewußtsein.

Auf dem Schneeberg

Aber auch das Hochgebirge bleibt ihnen nicht verschlossen. Während eines zweitägigen Aufenthaltes auf dem Hochschneeberg lernen sie die vegetationslose Karstlandschaft des Kalkhochgebirges kennen. Mit größter Sicherheit bewegen sich die Kinder in kürzester Zeit allein in der näheren Umgebung des Schutzhauses und geben sich mit gespannter Erwartung der Durchforschung dieser ihnen gänzlich neuen Umwelt hin. Am meisten fesseln die ausgedehnten Latschenbestände und die mit Schnee gefüllten Mulden. Mit Entzücken wird jedes zarte Alpenblümchen betrachtet. Die Ersteigung der drei Schneeberggipfel über steile Hänge und Geröllhalden, nur durch Zuruf gelenkt, stellt an die Willenskraft der Kinder keine geringen Anforderungen. Mit berechtigtem Stolz gruppieren sie sich um das Gipfelkreuz und atmen in tiefen Zügen die reine Hochgebirgsluft ein. Die Freude und Genugtuung, die sie nach vollbrachter Leistung empfinden, kommt in folgenden Worten eines dreizehnjährigen Mädchens am besten zum Ausdruck: „Wenn ich jetzt nach Hause komme und andere Leute von ihren Hochgebirgstouren erzählen höre, werde ich nicht mehr das Gefühl haben, benachteiligt zu sein."

Und darauf kommt es letzten Endes bei allen diesen oft mit großen Mühen verbundenen Unternehmungen an: Den Lichtlosen schon in den Kinderjahren die Welt der Sehenden mit ihren wahren Werten zu erschließen; dann wird das bedrückende Gefühl der Benachteiligung in ihnen nicht so leicht aufkommen. Wer schon in jungen Jahren den Weg zum Herzen der Natur gefunden hat, der kann im späteren Leben innerlich nie verarmen. Der für Naturgenuß empfängliche Blinde bleibt vor geistigem Müßiggang bewahrt. Die Liebe zur Natur nimmt auch seine Sinne in Anspruch und gibt ihm reichlich Gelegenheit zu denkender Betrachtung. Das stete Rückgreifen auf die Natur und ihre Offenbarungen wird ihm zu einem ständigen Freudenquell. Jede Freude verschönt das Leben und hat die besondere Wirkung, daß sie das Menschenherz zufrieden macht. Freude an der Reinheit der Natur soll auch der blinden Jugend in reichem Ausmaße zuteil werden, denn sie verfeinert und veredelt das Gemüt und trägt zur harmonischen Menschenbildung bei.

DR. LOTHAR RING:

DER MANN IM AUSLAGEKASTEN

Der Vorsitzende hat die Anklageschrift verlesen und wendet sich an den Angeklagten: „Sie haben vernommen, daß Sie beschuldigt werden, durch die Auslagescheibe der Kleiderhandlung X auf den Inhaber des Geschäftes gezielt zu haben, der nach der Sperre allein im Laden war und die Tageslosung gezählt hat. Sie stehen unter dem Verdacht, daß Sie den Mann töten und das Geld rauben wollten. Zeugen haben angegeben, daß Sie einige Tage vorher mit ihrer Frau auffallend lang im Laden geweilt hatten, zweifellos nur, um die Ortsverhältnisse auszukundschaften. Um nicht allzusehr aufzufallen, haben Sie schließlich auch ein Pelzsakko gekauft. Sie waren damals mit dem Geld etwas knapp. Sagen Sie uns, Angeklagter, was hatten Sie vor, als Sie den Revolverschuß durch die Auslage des Kleiderhauses abfeuerten?"

„Ich wollte töten", antwortete der Mann mit heiserer Stimme. — „Also doch den Inhaber des Geschäftes?" fragte der Vorsitzende. — „Nein, meinen Rivalen!" — „Das ist doch wohl der Chef?" unterbrach ihn der Staatsanwalt rasch. — „Nein, das war er nicht. Mein Rivale war der Mann im Auslagekasten."

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Reihen der Zuschauer. „Was soll das heißen?“ fragte der Staatsanwalt scharf. „Wollen Sie sich über uns lustig machen? Der Mann im Auslagekasten ist doch eine Puppe!“ — „Ich muß allerdings feststellen, Herr Staatsanwalt“, unterbrach der Verteidiger, „daß der Angeklagte tatsächlich den Kopf der Figur zertrümmert hat. Es scheint also doch an seiner Aussage etwas Wahres zu sein. Was dachten Sie, als Sie den Schuß gegen die Puppe im Auslagekasten abfeuerten?“

Der Angeklagte blickte den Verteidiger mit einem seltsamen Lächeln an und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, Sie irren. Der Mann im Auslagekasten war keine Puppe, wenigstens nicht so, wie Sie glauben und wie ich es bisher geglaubt habe. Aber, bitte, hören Sie nur weiter. Ich habe ihn gehaßt und hasse ihn noch immer.“ — „Man sollte den Geisteszustand des Angeklagten . . .“ Der Angeklagte machte bei dieser Rede des Vorsitzenden eine abwehrende Handbewegung.

„Nein, Herr Präsident, ich bin nicht verrückt, ganz und gar nicht verrückt. Und wenn ich Ihnen erzähle, wie es gekommen ist, so werden Sie mich verstehen können. Ich habe bisher mit meiner Frau in Ruhe und Frieden gelebt, bis sie jenen schrecklichen Mann im Auslagekasten gesehen hat. Er trug einen schönen Pelz, ähnlich dem Pelz, wie ich ihn trage. Damals erschien mir der Mann ganz harmlos. Eine Puppe wie die andern. Aber allmählich ist es anders geworden. Sooft meine Frau mit mir an dem Auslagekasten vorbeikam, sagte sie: ‚Du, sieh dir den Mann dort an, wie wunderschön ihn der Pelz kleidet. Ich gäbe was drum, wenn du nur halb so gut aussehen würdest wie er.‘ Anfangs habe ich meine Frau ausgelacht. Aber, meine Herren, Sie kennen ja den starken Willen der Frauen. Wenn Sie etwas durchsetzen wollen, dann haben sie aufgehört, das schwache Geschlecht zu sein. Dann sind wir das schwache Geschlecht geworden, wir, die Männer!

Immer wieder ist meine Frau mit mir an der Auslagenscheibe vorbeigekommen. Immer wieder hat sie mir ins Ohr gehämmert: ‚Du mußt dir einen Pelz kaufen, du mußt es.‘ Und schließlich habe ich nachgegeben und habe den Pelz gekauft. Es war für mich eine schwere Aufgabe. Mein bescheidener Haushalt war genau eingeteilt. Seitdem ich den Pelz gekauft habe, geriet ich in Schulden. Ich haßte den Pelz. Ich haßte auch den Mann in der Auslage, diese grinsende, geschniegelte Visage. Ich haßte ihn noch mehr, als mir meine Frau zu verstehen gab, daß ich mich nicht mit dem Mann in der Auslage vergleichen könne. Nun, da ich den Pelz hatte, gefiel er ihr weniger gut. So wie der Mann im Auslagekasten sollte ich ausschauen, meinte sie ein über das andre Mal. Und dann begannen wir zu streiten. Ich warf ihr vor, daß sie eine Verschwenderin sei, da sie mich zu unnützen Ausgaben veranlaßt habe. Sie gab mir gereizte Antworten. Meine Stimmung verschlechterte sich von Tag zu Tag, ich begann zu trinken, und daran war nur die verdammte Puppe schuld. Und eines Tages, als ich sie wieder hämisch grinsen sah, mit einem neuen, noch schöneren Pelz angetan, da erfaßte mich eine rasende Wut. Da wußte ich selber nicht, wieso es kam, daß ich mit einem Male meinen Revolver zog und auf sie schoß, einmal, zweimal, bis die Fratze mitten entzwei geschossen war. Nun kann er nicht mehr grinsen, der verdammte Mann im Auslagekasten, aber es ist ihm doch gelungen, mich zugrunde zu richten, mich hierher zu bringen.“

Stöhnend sank der Angeklagte nieder. Die Zeugeneinvernahme der Frau ergab, daß der Angeklagte die Wahrheit gesprochen hatte. „Kannst du mir verzeihen?“ fragte sie stotternd. — „Geh zu deinem Mann im Auslagekasten“, herrschte sie der Angeklagte wütend an. „Ich bitte, meine Herren, verurteilen Sie mich“, wendete er sich an den Gerichtshof, „denn ich habe einen Mord begangen. Ich fühle, daß diese Puppe irgendwie gelebt hat, geheimnisvoll gelebt hat.“

„Ein Grenzfall“, erklärte der Psychiater, da er selber nicht wußte, ob er den Angeklagten für normal oder verrückt halten sollte. Man entschied sich schließlich für die Abgabe in eine Nervenheilanstalt.

Drei Wochen später wurde der Inhaftierte als geheilt entlassen. Aber ganz scheint er es doch nicht zu sein, denn sooft er in die Nähe des Geschäftes kommt, wo jetzt ein neuer Mann im Auslagekasten steht, macht er einen weiten Bogen.

HANS JÜLLIG:

Sängerkrieg auf Euböa

Tränen und Wehklagen gab es im Königspalaste zu Chalkis auf Euböa. — Die Seele des Herrschers war zum Hades gefahren. Sein Nachfolger aber gedachte, die Trauerfeierlichkeit im Sinne des Volkes recht großartig zu gestalten und darum rief er ganz Hellas zu einem Wettspiel auf, denn Weinen und Wehklagen stillt nicht die Trauer, sondern Spiel und Gesang der Lebendigen. Und da bei diesen Spielen auch Preise zu gewinnen waren, so folgten dem Rufe nicht nur Wagenkämpfer, Ringer, Diskuswerfer und Flötenspieler, sondern auch die großen Dichter und Sänger.

Als Hesiod, der Sammler und Gestalter der Götterlehre Griechenlands, sich in Aulis, dem Hafen des Landes Böotien, in dem er wohnte, auf einen kleinen Segelkutter begab, um zur benachbarten Insel zu segeln, fiel ihm unter den Mitfahrenden ein Greis auf, der einen weißen Stab trug und von einer ältlichen Frau umsorgt wurde. Blind war der Mann, doch hell leuchtete das Licht des Geistes von seiner Stirn. „Sehe ich recht? Homeros, des Melesigenes Sohn?“ rief er aus. „Sänger der Ilias, was führt dich des Weges?“ — „Wer ist's, der zu mir spricht?“ erklang die Stimme des anderen, wie aus einer fernen Welt.

„Hesiodos bin ich genannt, zu Kymai geboren, mit dem Vater nach Böotien verschlagen, von käuflichen Richtern ums Erbteil betrogen, den Pflug zu führen zu arm an Land, diene ich kärglichem Lohn mit meinem Sang.“ — „Schweig still, schweig still“, rief Homeros lebhaft, „wer kennt nicht Hesiodos, der den krummen Wegen der göttlichen Familiengeschichten zu folgen wußte wie ein Spürhund. Doch sprich, wohin soll Zephiros dich tragen?“ — „Nach Chalkis zum Wettspiel.“

„Trefflich“, lachte Homer bittersüß und stieß mit dem weißen Stab gegen das Deck des Kutters, „so werden wir dort miteinander in den Ring der Kämpfenden treten!“ — „Es soll ein ehrlicher Kampf werden“, lachte Hesiod. — „Ehrlich? Du bist jung — ich bin alt — du bist am Anfang — ich am Ende!“ — „Du bist berühmt — mich kennt keiner“, erwiderte Hesiod. — „Und ich habe meine Ilias verloren und halb vergessen!“ — „Verloren? Wieso?“ — „Im Brand von Samos ging der Papyros zugrunde. Seeräuber überfielen die Stadt und steckten sie in Brand. Mit genauer Not retteten ich und mein Weib das Leben. Meine Schriftrollen sind dahin!“

„Du mußt sie nochmals niederschreiben lassen!“ — „Unmöglich! Vorbei! Woher nehme ich den teueren Papyros und den Sklaven, der die Rohrfeder zu führen wüßte? Und überhaupt — mein Gedächtnis — vierundzwanzig Gesänge behält der achtzigjährige Kopf nicht mehr. Und alles neu schaffen? Das mag die Jugend versuchen — ich nicht mehr!“

Der Kutter ging auf der Reede von Chalkis vor Anker. Kleine Boote tanzten über die gekräuselten Wogen, um die Fahrgäste ans Ufer zu bringen. Beim Festspiel ging es hoch her. Im Triumph wurden die beiden Dichter zur Tribüne geführt, wo der Herrscher selbst sie in Huld aufnahm. Lärmend und lebhaft, wie alle sportlichen Veranstaltungen, ging das Festspiel vonstatten. Den Schluß sollte der Wettstreit der Dichter bilden.

Als schöne Mädchen den Umkreis der Tribüne aus schwarz gemalten Gefäßen mit Wasser genetzt hatten, reinigte sich die Luft vom Staube, und die Rufe des Kampfspieles verstummten, denn der Herold verkündete, daß Hellas' größte Sänger miteinander in den Wettstreit träten. Hesiod half dem älteren Meister freundlich über die Stufen zur Tribüne. Man hatte vereinbart, es sollte ein Frage- und Antwortspiel werden, und so begann denn Hesiod, Vers um Vers mit sinnvoller Betonung anzustimmen: „Sage, Sprosse des Meles, was weißt du zu melden vom Feldbau? Wie entreißt man dem Boden das Brot, das den Krieger ernähret?“

Homer besann sich nicht lange. Er hob den Stab und rezitierte mit sieghaftem Lächeln zu den Vornehmen der Runde gewendet: „Wenig kümmert den Sänger die schweißige Arbeit des Bauern. Götter sind ihm Gefährten und nicht der erdige Hackpflug!“ Der adelige Kreis spendete lebhaften

Beifall. Die Bauern im Hintergrunde zischten. „Oh, wie irrt hier Homer, der göttliche Sänger der Ilias", nahm Hesiod seinen Part wieder auf. „Hehr ist die Arbeit des Pfluges und edler als jene des Schwertes. Schön ist am Morgen der Eifer, daß die Gefilde sich füllen, Pflügen im Lenz und im Sommer erneuern, bringt keine Enttäuschung! Neubruch aber besäe, dann ist der Boden noch locker. Neubruch verscheucht den Fluch und wird den Kindern zum Segen." Reichen Beifall zollten die Bauern. „Trocken dünkt mich die Rede und wenig nütze dem Lauscher", rief Homer.

„Besser ist es, zu singen vom Grame des Königs der Troer, / dem der schnelle Pelide den treuen Hektor gemordet: / Wie der Vater bejammert das Ende von fünfzig der Söhne / und des Hektors besonders, des Schützers der mächtigen Ilios; / wie er dem blutigen Mörder des Sohnes in Demut die Hand küßt / und mit Geschenken ihn bittet, die Leiche ihm wiederzugeben; / wie dann des Feindes Herz gerührt von dem Grame des Vaters / gänzlich der Feindschaft vergißt und ihn tröstet mit freundlichen Worten. / Spricht von der Halle des Zeus, da stehen zwei Krüge zu spenden / ihre Gaben — der eine die bösen, der andre die guten. / Wem vermischt sie nur, spendet der donnerfrohe Kronion, / danke für Gutes und Böses dem weisen Vater der Götter. / Sieh, auch dich, o Greis, pries einst die Kunde gesegnet, / faß dich und jammere nicht so unablässig im Herzen, / denn es hilft dir ja nichts, den herrlichen Sohn zu beweinen, / kannst ihn nimmer erwecken und leidest selber noch ärger!"

Homeros hatte es ergreifend vorgetragen und in den Kreisen des anwesenden Adels damit großen Beifall geerntet. Schon flüsterten sie einander zu, daß ihm der Lorbeer sicher sei. Doch Hesiod entgegnete:

„Gut ist das Bild von dem Jammer — es trifft auf die Zeit, die ihr schufet, erzbewehrte Achäer, ihr grimmigen Rufer im Streite! Einstmals gab's ein Geschlecht, das gerne golden ich nenne, damals herrschte der Friede, denn ehrlich trieb jeder sein Handwerk, schuf mit der eigenen Kraft, was er brauchte für sich und die Seinen, mußte nicht steigen zu Schiffe, zu rächen den Raub einer Dirne!"

Wir empfehlen den Lesern unserer Zeitschrift
den Ankauf
von Brennmaterial bei der Kohlengroßhandlung

STOCKINGER & CO.

WIEN II. NORDBAHNHOF, WAAGHAUS 4
R 40 2 53 55 13 64

*(Bis 30. Juni 1957
besonders günstiger Sommerrabatt,
auch Teilzahlungsmöglichkeit)*

Beifall beim Volk.

„Traurig ist ein Gesang vom männermordenden Kriege, Faulheit schwelgender Ritter nur freut sich am Klang deiner Leier!"

Zischen bei den Vornehmen — das Volk tobte. Und mit kämpferischer Geste wendete sich Hesiod nun gegen seinen Partner:

„Übles kannst du wahrhaftig dir haufenweise gewinnen, Wunden und Siechtum und Schmach von wehrlosen Weibern und Kindern, Blindheit und Knechtschaft und Tod von freigeborenen Männern. Mühlos dahin führt der Weg, ist nahe deiner Behausung. Ferne und mühvoll jedoch erhebt sich zum Friedberg der Fußpfad und zu Anfang auch rauh, doch wenn du zur Höhe gelangtest, leicht dann zieht er dahin, so schwer er auch anfangs gewesen. Der vor allen ist gut, der selbst die Gefahren erkannte, der mit wissendem Geiste die Rache des Blutes vermeidet und erwog, was später und endlich für alle das Beste. Arbeit, wie dies, wär' würdig des Herakles, käme er wieder, Frieden den Menschen zu bringen, wär' schönster seiner Erfolge! Vor den Erfolg aber setzten den Schweiß die unsterblichen Götter."

Ein großes Jubelgeschrei erhob sich im Volke, denn sie hatten eben der Kriege genug überstanden und freuten sich, endlich einmal einen Dichter zu hören, der den Frieden und die Arbeit pries.

Der Herrscher erhob sich. Gerne nahm er die Gelegenheit wahr, dem Volke gefällig zu sein, denn die Unbotmäßigkeit seiner Adeligen machte ihm zu schaffen. Und so entschloß er sich, den Lorbeer diesmal nicht dem anerkannten Aristokratenfreund Homer, sondern dem Demokraten Hesiod auf die Stirn zu drücken.

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Ein Besuch bei

A. Gerngross

lohnt sich immer

Wir empfehlen Ihnen einen tüchtigen blinden

KLAVIER-STIMMER

der Sie bestens und preiswert bedienen wird.

Bitte, rufen Sie uns an oder schicken Sie uns eine Karte!

Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Wien XII. Singriener-gasse 19, Tel. R 32 0 81

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

Doppelnummer 48 Seiten!

Dr. O. Wanecek, E. Scheibelreiter, F. Sacher, K. Klebert

UNSER SCHALTER

AUS DEM INHALT:

Recht auf Arbeit
Lungenkrebs und Zigarettenrauchen
Blind — und doch zufrieden
Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens
Das Modell
Ein schrecklicher Traum
Rohstoffe für Blindenwaren
Wer nie sein Huhn mit Tränen aß
Das Firmungskleid

JAHRGANG HEFT 7/8 JULI/AUGUST 1957 PREIS S 3.50

ROBERT VOGEL:

RECHT AUF ARBEIT

In den verschiedenen Berufen sind viele Nichtsehende tätig und beweisen immer wieder durch ihre gewissenhafte Leistung, daß sie durchaus berechtigt sind, für ihre Arbeit das Prädikat „vollwertig" in Anspruch zu nehmen. Durch größere Nachfrage nach Arbeitskräften, bedingt durch die derzeit günstigere wirtschaftliche Situation, ist es etwas leichter geworden, auch Blinde in den Arbeitsprozeß einzuschalten. Unternehmer, welche das Vorurteil, das gegen die Leistungsfähigkeit von Blinden bestand, überwinden und sich zu deren Einstellung in ihren Betrieb entschließen konnten, haben diesen Schritt nicht bereut. Sie sind nunmehr bereit, jedermann die Aufnahme von blinden Arbeitskräften zu empfehlen. Waren es früher ausschließlich die traditionellen Blindenberufe, wie Bürstenbinden, Korbflechten, Klavierstimmen usw., in denen Blinde ein Betätigungsfeld fanden, so sehen wir gegenwärtig unsere gutausgebildeten Kollegen und Kolleginnen in Büros oder als Stenotypisten und Korrespondenten tätig. Sie bedienen kleine oder große Zentralen als Telephonisten und in Industriebetrieben leisten sie Präzisionsarbeit. Tüchtige blinde Masseure haben schon manchen Patienten gesund und froh gemacht.

Es gibt aber noch sehr viele, vor allem sind es später Erblindete, für die sich noch keine Möglichkeit geboten hat, eine geeignete Beschäftigung zu erhalten. Dabei glauben wir, daß es sich eine moderne Volkswirtschaft gar nicht leisten kann, auf die Arbeitskraft von behinderten Menschen zu verzichten. Alljährlich erblindet doch eine verhältnismäßig hohe Zahl von Menschen und scheidet aus ihrem Beruf aus, ganz gleich, in welchem Alter sie stehen. Sie beziehen fortan eine Invalidenrente. Diese ermöglicht ihnen wohl, ihr Auslangen zu finden, da durch das ASVG ein Hilflosenzuschuß in der halben Höhe der Vollrente gewährt wird, aber das kann und darf nicht alles sein, was die Gemeinschaft für einen Menschen übrig hat, der von dem furchtbaren Unglück der Erblindung betroffen wurde.

Die Erblindung bringt nicht nur einen großen materiellen Verlust, denn viele hätten vielleicht die Möglichkeit gehabt, in ihrem Beruf weiter zu kommen, Werkmeister, Abteilungsleiter, Direktor oder Beamter mit höherem Einkommen zu werden. Das soll jetzt alles vorbei sein und dazu kommt noch die schwere seelische Last, die dem Erblindeten auferlegt wird. Er gerät in eine nicht leicht zu ertragende Abhängigkeit von seiner Umgebung, von seiner Familie und von Bekannten.

Dabei muß man sich vorstellen, daß sich an der geistigen Verfassung des Erblindeten gar nichts geändert hat und auch die Hände, die früher eine Maschine bedienten, dieselben geblieben sind. Es fehlt ihnen die regelmäßige schöpferische Leistung, denn nur sie allein ist imstande, dem Erblindeten über sein tragisches Los hinwegzuhelfen.

Am besten wäre es, wenn man durch entsprechende Umschulung die Voraussetzung für eine möglichst rasche Wiedereinstellung des Nichtsehenden in jenem Betrieb, in welchem er vor seiner Erblindung gearbeitet hat, bewerkstelligen könnte. Er kennt den Betrieb, seine Arbeitsweise und vor allem wird er in jeder Hinsicht die Hilfe seiner Kollegen finden. Damit würde in sein Leben Hoffnung, Freude und Glück einziehen und dem Erblindeten Selbstvertrauen, aber vor allem die Überzeugung schenken, daß man auch als Blinder ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein kann. Der berufstätige Blinde verdient die besondere Förderung und Anerkennung, denn es ist nicht nur so, daß er dann keine Rente bezieht und somit die Sozialversicherungsträger nicht belastet, er leistet dann noch seine Beiträge zur Sozialversicherung.

Die Almosenbettelei hat bei berufstätigen Blinden praktisch ein Ende. Vorbei ist die Zeit, da wir sie vor den Kirchen, Friedhöfen und Märkten mit aufgehobenen Händen ein Almosen heischend gesehen haben. Es kann auch keine Frage der Mildtätigkeit sein, ob man durch den Kauf von Blindenerzeugnissen Arbeit und Verdienst schafft, denn wie die sehenden Arbeiter sind auch die Blinden immer bestrebt, Bestes zu leisten.

Es ist Aufgabe der verantwortlichen öffentlichen Stellen, dafür zu sorgen, daß durch geeignete gesetzliche Maßnahmen jedem Blinden, der dazu imstande ist, Gelegenheit

gegeben werden soll, eine ihm zumutbare Arbeit zu verrichten und für diese entsprechend entlohnt zu werden. Es wird notwendig sein, ein Umschulungs- und Anpassungszentrum zu schaffen, in welchem der neu Erblindete an seine veränderten Lebensbedingungen angepaßt und für die Ausübung eines Berufes, womöglich seines früheren Berufes, vorbereitet wird.

Für die Schaffung eines solchen Umschulungszentrums gibt es genug Beispiele in anderen Ländern und es wird im ureigensten Interesse auch der Sozialversicherungsträger sein, an der Verwirklichung dieses Werkes mit allen Kräften mitzuarbeiten. Erst wenn die Blinden durch nützliche und produktive Arbeit ihren Tag ausgefüllt haben werden, wird es ihnen möglich sein, sich als gleichwertige Menschen zu fühlen. Dann erst werden sie teilhaben können am gesellschaftlichen, kulturellen und künstlerischen Leben. Sie werden dann so wie ihre sehenden Kollegen den Urlaub mit allen seinen Schönheiten genießen und sich an der Schöpfung erfreuen können. Sie wollen nicht zu ewigem „Urlaub" verurteilt sein, weil ihnen durch die Blindheit sowieso schon eine schwere Last auferlegt ist. Sie glauben vielmehr, ein Recht auf Arbeit zu haben. Kein Mitleid also — sondern Arbeit!

Ein Gesetz, welches allen Blinden, die imstande sind zu arbeiten, auch wirklich einen Arbeitsplatz sichert, würde beweisen, daß unser Land mit an der Spitze der sozialen Staaten steht. Keine finanziellen Opfer dürfen zu groß sein, um jenen Menschen, die dazu verurteilt sind, im Dunkeln zu leben, das Gefühl wieder zu geben, daß sie von ihrer Volksgemeinschaft nicht im Stich gelassen worden sind. Die Blindenorganisationen sind aus eigener Kraft und mit den ihnen zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln nicht imstande, das Anpassungs- und Umschulungszentrum zu errichten. Es ist daher gut, daran zu erinnern, daß der verstorbene Bundespräsident, Dr. Körner, gelegentlich der Eröffnung eines Invalidenhauses sagte: „Den sozialen und kulturellen Stand eines Volkes erkennt man daran, was er für seine Invaliden und minder arbeitsfähigen Menschen zu tun bereit ist, und wie für diese Menschen gesorgt wird."

Eine Vorstandssitzung der Hilfsgemeinschaft
Von links nach rechts die Kollegen Tima, Bernhauser, Sandner, Vogel

DR. OTTOKAR WANECEK:

Der Blinde und die Welt der Sehenden

Die Lebenssituation schon des blinden Kleinkindes ist dadurch gekennzeichnet, daß es in eine Welt hineingeboren wird, die alle ihre Bestimmungen von den Sehenden her erhält. Und mit dieser Welt der Sehenden muß sich der Blinde sein ganzes Leben hindurch auseinandersetzen, er muß zu dieser Welt in ein auskömmliches Verhältnis kommen, wenn er in ihr bestehen will.

Alles, was die Summe materiellen und geistigen Kulturgutes ausmacht, ist von Sehenden für Sehende geschaffen worden. Es ist aber auch für den Blinden die unerläßliche Voraussetzung des Lebensvollzuges. Die Frage erscheint keineswegs abwegig, ob es dem Blinden überhaupt gelingen kann, diese Welt in adäquater Form zu erfassen. Tatsächlich hat es Kreise gegeben, die das verneinten. Aus dem gleichen Geiste stammen Bestrebungen, die einmal auch in Blindenlehrerkreisen bestanden und darauf abzielten, aus der den Blinden zugänglich gemachten Literatur all das auszumerzen, was zu nahe an die Sphäre des Sehens greift, die also für die Blinden eine solcherart „gereinigte" Literatur anstreben.

Den sehenden Laien berührt es natürlich äußerst seltsam, wenn Blinde zum Beispiel über ein nur visuell wahrnehmbares Erlebnis berichten, oder wenn blinde Dichter, wie etwa Otto Rennefeld, in ihren Gestalten gerade das visuelle Moment in den Vordergrund stellen, das ihnen wahrnehmungsgemäß überhaupt nicht zugänglich ist. Das gelingt oft so, daß ein unbefangener Leser gar nicht auf den Gedanken kommen könnte, der Verfasser wäre blind. Bei gelegentlichen Besuchern unserer Anstalten merken wir immer wieder den gelinden Schock, der sie ergreift, wenn ein blindes Kind etwa „Auf Wiedersehen" sagt. Oder der Lehrer das Kind ermahnt, sich doch etwas ordentlich „anzuschauen". Der Sehende verspürt also intuitiv, daß hier ein Widerspruch zwischen dem Wahrnehmungsmöglichen und dem Gesagten klafft. In der älteren Literatur über die Blinden können wir immer wieder die Behauptung lesen, die Sprache, die der Blinde nun einmal sprechen muß, diese Sprache der Sehenden, sei ihm innerlich fremd, unanschaulich, unkongruent und daher eigentlich inhaltsleer.

Aber das Problem greift noch viel tiefer. Es betrifft nicht nur die in der Sprache der Sehenden sich abspiegelnde, mehr oder minder zutreffende Kongruenz. Es betrifft die Tatsache, daß so viele Blinde im Leben klaglos bestehen können und im geistigen Verkehr keineswegs erkennen lassen, daß ihnen die Begriffe fremd seien. Sie erfüllen also dennoch die Anforderungen des Lebens, gleichgültig, ob es sich um die materielle oder geistige Kultur handelt. Es ist also Tatsache, daß der Blinde sich diese von Sehenden für Sehende geschaffene Kultur in ihrer Gesamtheit erobert, daß er also in irgendeinem Sinne kulturteilhabend, kulturweiterbildend, kulturschöpfend werden kann, wie jeder andere Mensch.

Wäre es anders, dann könnte die Blindenerziehung nicht auskommen, ohne einschneidende Verbindlichkeiten durchzuführen, dann könnte sie nicht das allgemein anerkannte Lehrziel für sich in Anspruch nehmen, wie es nun einmal allen Schulen vorschwebt. Dieses Ziel muß die Blindenerziehung haben, wenn sie ihre Aufgabe, die Blinden in die Welt der Sehenden einzugliedern, erfüllen soll.

Wie ist aber die Tatsache des Hineinwachsens und des Bewältigens der „unadäquaten" Kultur durch die Blinden zu erklären? Der Blinde bringt hiefür, durch das Nichtsehen bedingt, grundlegend andere Voraussetzungen heran als der Sehende. Der Blindheitszustand ist nun einmal ein arteigener Zustand, unvergleichbar mit dem Zustand des Sehenkönnens. Nach **Dr. Kremer** („Über den Einfluß des Blindseins auf das So-Sein des blinden Menschen", Düren 1933) bewirkt die Blindheit ein Persönlichkeitsgefüge, das durch eine Reihe aufbauender Konstituanten unabänderlich bestimmt ist. Diese Konstituanten sind: 1. Das Lichtlossein, 2. das Ertastenmüssen, 3. das größere Mitbestimmtsein durch die Restsinne, 4. die geringere Anschaulichkeit des Gegenstandswissens, 5. die Einwirkungen aus dem

Zusammenleben mit den Sehenden, und 6. Wissen um ein Anderssein.

Diese Konstituanten sind Tatsachen, die durch keine medizinischen oder pädagogischen Einflußnahmen abgeändert werden können. Ihnen muß daher im Ausbildungsgang voll Rechnung getragen werden. Die Blindenbildung, so fest sie sich auch an das allgemein verbindliche Lehrziel hält, muß daher in ihrer Methode durchaus blindseinsgemäß gestaltet sein.

Aus den Konstituanten des Blindseinszustandes ergeben sich aber, variierend nach Ausmaß und Stärke in den einzelnen Fällen, ganz bestimmte Verhaltungstendenzen. In diesen öffnet sich das Einflußfeld der rein erziehlichen Behandlung des Blinden. In dem Maße, als diese Tendenzen in ihrer Stärke eingeschränkt werden können, in dem Maße spiegelt sich der Erfolg der erziehlichen Einflußnahme.

Diese Tendenzen sind synthetischer, subjektiver, abstrakter, passiver und minderwertig betonter Art, Verhaltenstendenzen also, die mehr oder minder bei jedem Gebrechenszustand präsent werden. Die Blindenerziehung hat also die gleichen sekundären Folgen des Gebrechens zu bekämpfen, die auch bei anderen Gebrechenszuständen auftreten. Hierin erkenne ich ein Haupteinigungsmoment der theoretischen Sonder- oder Heilpädagogik, so sehr auch das Lehrtechnische in den einzelnen Sparten unterschieden sein mag.

Es wurde schon oft versucht, den Blindseinszustand zu charakterisieren. Allerdings gelang das nie in einer wissenschaftlich so einwandfreien Art wie bei Dr. Kremer. Schon **Diderot** („Lettre sur les aveugles", 1749) weiß von seinem Blinden von Puiseaux allerlei auffallende Eigenheiten zu berichten, ob immer mit Recht, mag dahingestellt bleiben. **Zech** („Erziehung und Unterricht der Blinden", Danzig 1913) stellt in körperlicher Hinsicht unmittelbare und indirekte, in geistiger aber absolute und relative Folgen heraus. Von neueren Schriften sei auf die Arbeit von **Dr. Löwenfelds** „Effekts of blindness on the cognitive functions of children", 1944, hingewiesen. Er sieht den Blindheitszustand vor allem gekennzeichnet in gewissen, durch die Blindheit bedingten Einschränkungen, wie 1. im Umfang der Erfahrung, 2. in der Möglichkeit, sich frei und ungehindert zu bewegen, und 3. in der Kontrolle der Umwelt und der Beziehungen zu ihr.

Alle diese Durchgliederungen des Blindseinszustandes stellen gegenüber dem Zustand des Sehens vor allem Beschränkungen fest. Dies verkompliziert das eingangs angezogene Problem noch mehr. Nicht nur, daß der Blinde in einer in allen Ausprägungen von und für Sehende geschaffenen Welt bestehen muß, stehen ihm für deren Bewältigung sogar nur verkürzte, eingeschränkte Erfassungsmöglichkeiten zur Verfügung.

All die genannten Durchgliederungen übersehen oder würdigen viel zu wenig, daß bei der Blindheit neben unleugbaren Einschränkungen auch bemerkenswerte Erweiterungen bestimmter Erkenntnisquellen und Funktionen vorhanden sind. Sie entwickeln sich sekundär aus dem Zwang der Notwendigkeit. Hier liegt aber eine andere, im Vergleich zu den Sehenden stark positive Seite des Blindseins vor. Und gerade diese gesteigerten Funktionen sind es, die dem Blinden die Bewältigung seiner unabweisbaren Lebensaufgabe, der Eroberung der sinnlich wahrnehmbaren Welt, das Zurechtfinden im Umgang mit Sehenden und das Eindringen in die Welt des Geistigen erleichtern, wenn nicht geradezu ermöglichen. Diese Erweiterungen sind u. a. gegeben in der viel ausgedehnteren Nutzbarmachung verschiedener, vom Sehenden sehr stark vernachlässigter Sinnesqualitäten. So sind beispielsweise die von frühester Jugend an wirksamen Hörerlebnisse für die Entfaltung der Persönlichkeit so bedeutsam, daß ihre Subsumtion unter die Konstituante „größeres Mitbestimmtsein durch die Restsinne" bei Dr. Kremer nach meinem Gefühl eine zu geringe Einschätzung präjudiziert. Das „Horchenmüssen" erscheint mir jedenfalls so wichtig, daß es als siebente Konstituante gewertet werden müßte, deren Bedeutung gerade durch die neueren Arbeiten über das Hörerleben und die Hörerziehung der Blinden hervorgehoben wird. Aber auch die stärkeren Erkenntniswerte des Geruchsinnes, ganz zu schweigen von dem überall gewürdigten Tastsinn, sind derart bedeutsam, daß wir kaum anders können, als von einer ergebnisreichen Funktionsleistung, einer intensiveren sinnlichen Aufmerksamkeit auf diesen Sinnesgebieten bei Blinden zu sprechen. Nur der

Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, daß dieselbe Erkenntnishöhe auch dem Sehenden erreichbar wäre, wenn er es eben notwendig hätte, seine Aufmerksamkeit darauf zu konzentrieren und fortgesetzt zu üben. (Dr. Steinberger, „Hauptprobleme der Blindenpsychologie", Marburg a. d. L. 1927.)

Aber auch alle mit der Sinnesleistung in unlösbarem Zusammenhang stehenden, der Erkenntnis dienenden Vorgänge, wie die ergründenden und ausdeutenden Gedankenabläufe, das schlußfolgernde Denken, die Analogiebildung, die Abstraktionsfähigkeit usw., erscheinen wieder aus dem Zwang der Notwendigkeit dem Sehenden sekundär gesteigert. Der Blinde hat eben auf viel mehr Sinnessensationen zu achten als der Sehende. Den von inneren Fähigkeiten fundierten Erlebnisvorgängen ist ja der Hauptteil daran zuzuschreiben, daß der Blinde diese Welt versteht, sich in ihr, in ihren Formen und in allen Lebenssituationen zurechtfindet.

Aber löst diese Überlegung schon das eingangs erwähnte Problem?

Wir müssen zunächst einmal festhalten, daß sich das Weltbild eines Menschen nicht aus der Summierung von Wahrnehmungsdaten ergibt. Wesentlich dabei ist, was der Mensch aus eigenem dazu beisteuert, was er an Erfahrungen bereitzustellen hat, um jeder neuen Lebenssituation gerecht zu werden. Es liegt also schon in der Wahrnehmungssituation beim Menschen ein aktiv schöpferischer Akt vor. Aus Einzelsinnesdaten formt erst der Mensch geistig das wahrnehmende Erlebnis. Diese Einzeldaten sind beim Sehenden in der Hauptsache visueller Herkunft, beim Blinden aber Tast- und Hörsensationen, die — vielleicht zahlenmäßig geringer — die Grundlagen seines Erlebens bilden. Es gibt daher auch beim Sehenden kein im strengen Sinne adäquates Wahrnehmen und auch nicht eine in strengem Sinne adäquate, vollkommen erscheinungstreue Vorstellung. Der Sehende wie der Blinde bewältigen das Neue aus Einzelsinnesdaten mit Hilfe der bisher geschöpften Erfahrung des schlußfolgernden Denkens, der Analogiebildung, der Assimilation, nicht zuletzt aber mit Hilfe der gestaltenden Phantasie. Da nun die begründeten Sinnesdaten wahrscheinlich verhältnismäßig eingeschränkt sind, da auch die Erfahrung des Blinden verhältnismäßig eingeschränkt sein kann, muß er sich in seinem vorstellenden Erleben auf seine Phantasie stützen, d. h. im Vorstellungsleben der Blinden spielen Phantasmen eine besondere Rolle. Diese Phantasmen werden um so zuverlässiger sein, je ausgebreiteter die früheren bereitstehenden Erfahrungen sind. Eine durchgearbeitete, vom Gegenständlichen bereicherte Vorstellungswelt wird daher bei Blinden naturnotwendig immer wieder auftretende Phantasmen zuverlässiger und objektiver machen.

Der Kenner der Blindenliteratur wird bei der Erwähnung der Phantasmen befürchten, daß sich diese Ausführungen schon bedenklich der Lehre von den „Surrogatvorstellungen" nähern. Deshalb scheint es notwendig, auch darüber zu sprechen. **Hitschmann** („Über Begründung einer Blindenpsychologie", Langensalza 1892) hat erkannt, daß die Blinden mit ihrem aus verhältnismäßig wenigen Teilwahrnehmungen stammenden Wissen im Leben mit den Sehenden ganz gut auskommen. Dieses Wissen stammt zum überwiegenden Teil aus dem Gehörten. Es bilden sich also durch das Gehör bei den Blinden Wortvorstellungen, die nach Hitschmanns Meinung für den Blinden durchaus genügen. Noch steht er im Banne Herbarts und erkennt in der „Vorstellung" das Primäre und das Wesentliche des geistigen Lebens. Doch der Blinde, so meint er, bedürfe der „klaren Vorstellung" nicht, er kann sein

Nachahmenswert

Kürzlich erzählte uns ein Mitglied von der blindenfreundlichen Einstellung eines Geschäftsmannes. Es handelt sich um Herrn Ortis, den Geschäftsführer der Firma Bayer-Lux, die elektrische Rasierapparate in den Handel bringt. Sooft sich ein Blinder an Herrn Ortis wendet, kann er versichert sein, bestens bedient zu werden. Auch Reparaturen werden durch seine Vermittlung stets rasch und gewissenhaft durchgeführt; dabei werden erhebliche Preisnachlässe an Blinde gewährt. Ist ein solches Entgegenkommen nicht erfreulich und nachahmenswert? Herrn Ortis sei dafür an dieser Stelle im Namen seiner blinden Kunden der herzlichste Dank übermittelt!

geistiges Leben auch mit der „Surrogatvorstellung“ so in Fluß halten, daß er dem Sehenden gar nicht auffällt oder von ihm gar nicht andersartig aufgefaßt wird. Es sei daher ein Irrtum der geeichten Blindenlehrer, wenn sie so immenses Gewicht auf ihren Anschauungsunterricht legen. Der Blinde bedarf dessen gar nicht, die „Surrogatvorstellung“ genügt, ihm den Verkehr mit den Sehenden zu ermöglichen. Die Schlußfolgerung ist durchaus falsch und wurde als solche schon öfters widerlegt (z. B. Petzelt, Steinberg u. a.). Diese Schlußfolgerung muß falsch sein, denn die Surrogatvorstellungen — wir würden heute mit der Denkpsychologie etwa „Denkschemata“ sagen — brauchen, um im Leben wirksam zu werden, einer anschaulichen Grunderfahrung, die irgend einmal fest verankert wurde und nunmehr den Menschen instand setzt, allenfalls nur bruchstückweise oder verwandt Wahrgenommenes durch den schöpferischen Akt der inneren Verarbeitung zum Verständnis zu bringen. Denn auch die Phantasmen können sich nicht bilden, wenn ihnen nicht im letzten Urgrund eine einmal gefaßte Erfahrung zugrunde liegt. Je größer diese Erfahrung ist, um so erscheinungsähnlicher werden die Phantasmen gebildet. Auch dann, wenn das Neue sich nur auf ein Wort aufbaut, dem allerdings eine blindseinsgemäße Sinnerfüllung nicht mangeln darf. (Wanecek, „Das Denkerleben des Blinden“, Beiträge zur Blindenbildung, Marburg a. d. L. 1944.) Jedenfalls benötigt auch der Blinde eines anschaulichen Unterbaus, wenn seine Phantasmen — mit denen ja auch der Sehende oft operieren muß — nicht ins Absurde ausarten sollen.

Es hat also der Blindenunterricht zunächst aus der Fülle der Welt die möglichste Summe der Gegebenheiten zu vermitteln. Ein Blindenunterricht ohne Anschauungsmittel oder mit wenigen Anschauungsmitteln, ein Blindenunterricht unter Ausschluß etwa von Lehrgängen in die freie Natur und die Wirkungsstätten der tätigen Menschen, ein bloßer Wortunterricht also, müßte dem Blinden die reale Basis entziehen, auf der er eine gesunde Lebenserfahrung, ein ausreichendes, subjektives Weltbild auferbauen kann. Bei einem solchen Unterricht würden die Phantasmen ins Phantastische wuchern.

All das aber gibt noch immer keine restlose Erklärung für die Tatsache, daß sich der Blinde in der „unadäquaten“ Welt der Sehenden harmonisch zurechtfindet. Die Erklärung hiefür kann nicht gefunden werden aus der Gegenüberstellung der arteigenen Wahrnehmungselemente, auch nicht aus dem Begriff des Visualisationsbezuges, worunter **Petzelt** („Zum Problem der Konzentration der Blinden“, Breslau 1923) die dem Blinden obliegende Notwendigkeit versteht, seine gesamte Erfahrung unter die Aufgabenstellung einer Verständigung zwischen sich und dem Sehenden zu stellen.

Unser Problem kann nur erklärt werden aus der auch beim Blinden ungestörten rein menschlichen Verarbeitungs- und Verwertungsfunktion der Wahrnehmungsdaten. Jeder Mensch, ob sehend, blind oder sonstwie geartet, muß naturnotwendig jeder Wahrnehmung eine Zielerfüllung geben, der Sehende eine sehensgemäße, der Blinde eine blindseinsgemäße. Ein reines Wahrnehmen ohne gleichzeitige subjektive Sinnerfüllung ist eine Unmöglichkeit.

Daß der Blinde mit seinem eindeutig bestimmten So-Sein sich die Welt der Sehenden zu eigen machen kann, daß er diese Welt uneingeschränkt als „seine“ erkennt, läßt sich nur dadurch erklären, daß sein gesamtes Sein in seiner spezifischen Eigenart auf diese eine Welt bezogen ist, die auch der Sehende im Mittelpunkt seiner Persönlichkeitsentwicklung vor sich hat. Dieselbe eine Welt, sehend oder blind, nur von zwei verschiedenen Seiten her erfaßt. Zwischen diesen beiden Auffassungsarten liegt die gemeinsame Sprache, die für den Sehenden sehensgemäß sinn-

AN EINE ZYKLAME

Du zartes Alpenveilchen,
stiegst aus lichten Höhn,
willst uns für ein Weilchen
in die Augen sehn.

Deine roten Lippen
öffnest du uns weit!
Und du läßt uns nippen,
Kelch der Kindlichkeit.

DR. KARL KAINRATH

erfüllt, für den Blinden aber blindseinsgemäß sinnerfüllt ist. (Wanecek, a. a. O.) Diese Sinnbezogenheit, diese Sinnerfüllungen ergeben deshalb dasselbe Resultat, weil sie immer und unverändert dasselbe Objekt, die einmal so und nicht anders bestehende Welt betreffen. Die Sinnesdaten, ob aus dieser oder jener Sinnessphäre entstammend, stellen nur den äußeren Anlaß zur geistigen Beschäftigung mit den Dingen dar, die vorgegeben sind. Diese geistige Erfassung wird um so „richtiger" sein, je mehr es aus den Sinnesdaten herausholen, je mehr sich die Einordnung des Neuerfaßten auf Erfahrungen stützen kann.

In welcher Weise ist nun die Welt und ihre Gestaltung als geistiger Inhalt denkbar? Was beinhaltet der schon öfter angezogene Begriff „Adäquatheit" tatsächlich? Inwieweit wird Übereinstimmung zwischen dem Objekt und dem wahrgenommenen oder vorgestellten Gebilde erreicht bzw. was hat dem Blindenlehrer in dieser Hinsicht als verbindlich vorzuschweben?

Hierüber gibt uns die schöne Arbeit von **Mayntz**, „Über psychologische Adaption der Blinden" (Beiheft des „Blindenfreundes", Düren 1953), eine erschöpfende Übersicht.

Es kann ein objektives Gültigsein verlangt werden, wie dies bei Heller und Steinberg der Fall ist. Das Objekt und sein psychisches Abbild sind sozusagen kongruent. Auf den Blindenunterricht bezogen heißt das, der Blinde hat erst dann den richtigen Begriff, wenn er das Objekt in allen seinen Einzelheiten ertastet und in seinem Geist präsent gemacht hat.

Adäquatheit kann auch ein subjektives Gültigsein bedeuten, wie dies vor allem bei **Revesz** aufgefaßt wird. Dem Wahrnehmungsvorgang jedes Einzelnen liegt eine angeborene Tendenz zugrunde, die auswählt, aber keine erschöpfende Inventarisierung zuläßt.

Bei diesen beiden Auffassungen liegt offenbar das Hauptgewicht auf dem tatsächlich Wahrgenommenen und die geistige Leistung wird mehr als ein nachfolgendes Verarbeiten aufgefaßt. Hiezu in einem gewissen Gegensatz stehen zwei andere Meinungen.

Im wahrnehmenden Erleben spielt eine nach außen weisende Intensionsrichtung eine Rolle, das Wahrnehmen wird also mehr zu einer inneren Angelegenheit der Person. Diese Intensionsrichtung ist bei Blinden vor allem das Sich-verständigen-Müssen mit den Sehenden. Hier liegt der von Petzelt (a. a. O.) geprägte Begriff des Visualisationsbezuges vor. Das Wahrnehmen ist bei dieser Auffassung also weniger ein bloßes Aufnehmen und Verarbeiten als ein zielgerichtetes aktives Tun des Wahrnehmenden. Diese Form des Adäquatheitsbegriffes nennt Mayntz objektives Gerichtetsein.

Noch stärker als Petzelt stellen namentlich Wiener Autoren den persönlichen Anteil des Menschen bei wahrnehmenden und damit beim vorstellenden Erleben in den Vordergrund. Bei ihnen ist Adäquatheit gleichzusetzen einem subjektiven Gerichtetsein. Die gegenstandskonstituierenden Merkmale sind völlig der eigenen Wertung überlassen, so daß nach **Münz** die Dingvorstellung ein „schlechthin Fragmentarisches" ist, daß sie, nach Wanecek, die Bestimmung einer „blindengemäßen Konfiguration" hat oder, nach **Mansfeld**, den Charakter von „Abbreviaturen" besitzt.

Welcher dieser scharf gegeneinander stehenden Ansichten soll nun der Blindenlehrer den Vorzug geben, welcher das Gewicht einer unveräußerlichen Bildungsverpflichtung zusprechen? Ist ein Unterricht denkbar, der nicht — mindestens theoretisch — das „absolute Gültigsein", die möglichst vollkommene Übereinstimmung zwischen Tatsächlichem und Wahrgenommen-Vorgestelltem erstrebt? (Heller, Steinberg.) Und dürfen wir daran zweifeln, daß es angeborene und sehr früh erworbene Richtungen der Interessenten gibt, die den Vorgang der Wahrnehmung in jedem Einzelfall besonders prägen? (Revesz.) Und was wäre das für eine Blindenerziehung, die versäumen wollte, den Haupteffekt ihres Wirkens auf die Verständigung mit den Sehenden hinzulenken? (Petzelt.) Aber ist ein geistig ausgereifter Blinder, mitten im Strome des pulsierenden Lebens stehend, denkbar, dessen Gedanken- und Ideenfluß nicht von „Abbreviaturen" (Mansfeld), von „blindseinsmäßigen Konfigurationen" (Wanecek) oder von „schlechthin Fragmentarischem" (Münz), alles in allem eben von menschlichen Denkschemata unterbaut ist?

Daraus erkennen wir wohl, daß nur in der theoretischen Formung, nicht aber in der praktischen Anwendung eine scharfe Trennung vorliegt. Vielleicht deutet die verdienstvolle

Auseinanderhaltung von Mayntz sogar etwas wie eine Stufenfolge der Entwicklung an. Der Erwerb einer Anschauungsbasis kann nur im Wege einer auf möglichste Übereinstimmung hinzielenden Unterweisung erfolgen. Je jünger unser Schüler ist, je geringer seine Lebenserfahrung, um so ausgiebiger muß ihm das Raumgegenständliche vermittelt werden. Erst geistig ausgereift, wird er, gestützt auf die Grundelemente, auf seine Erfahrung sowohl im wahrnehmenden als auch im vorstellenden Erleben aus dem „Fragmentarischen" das Wesentliche und Richtige gewinnen.

Wir Blindenlehrer dürfen uns durch theoretische Überlegungen das Feld unserer Praxis nicht verbauen lassen. Lehrer sein, heißt Optimist sein. Blindenlehrer sein, heißt leidenschaftlicher Optimist sein. Der Strom des lebendigen Lebens ergießt sich nicht einzig und allein nur durch ein Sinnestor in die erlebende Seele. Es gibt dieser Tore viele, die noch immer die Fülle der Welt erfassen, auch wenn das Schicksal eines von ihnen verschlossen hält. Keinem Blinden ist diese Welt in irgendeinem Sinne fremd. Die mannigfachen Erziehungsversuche mit Taubblinden beweisen, daß auch eine dürftige Kunde von der Außenwelt den Geist erweckt. Durch die Sinnestore strömen, reichlicher oder minder ergiebig, in jedem Falle aber wertvolle und verwertbare Kundgaben der belebten und unbelebten Außenwelt ein. Bei einem mag dies vollständiger, beim anderen bruchstückhafter sein. Zuletzt ist es aber doch immer der Mensch, der an diesen Baustücken das Ganze gewinnt. Diese Baustücke können verschieden sein, je nachdem, wie der Weg war, der sie in die Seele geführt hat. Nicht verschieden, menschlich ist die Funktion des begreifenden Erkennens. Und diese Funktion ist durch das Blindsein nicht gestört, kann durch das Blindsein nicht gestört werden. Kraft dieser menschlichen Funktion vollzieht auch der Blinde den schöpferischen Akt seines Wahrnehmens, baut er aus seinem Wissen und ehemals Erfahrenem sein Vorstellen, zieht er logische Schlüsse, setzt Analogien, alles genau so, wie es auch der Sehende zu machen hat, soll sein geistiges Leben nicht verkümmern.

Daß diese Welt und ihre Kultur von den Sehenden her bestimmt ist, kann dem Blinden nicht die geringste Einbuße tun. Denn auch der Blinde ist Mensch, ausgestattet mit allen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, mitberufen, die Kultur zu tragen und sie weiterzuvererben.

Briefe an „Unser Schaffen"

„Soeben habe ich die Zeitschrift ‚Unser Schaffen' erhalten. Obwohl ich in sehr ärmlichen Verhältnissen lebe, habe ich, in Anbetracht der guten Sache, dafür reiches Verständnis. Ich erlaube mir daher anzufragen, da nun bereits der zweite Jahrgang erscheint, ob es nicht möglich wäre, mir sämtliche Hefte des ersten Jahrganges zu senden. Selbstverständlich werde ich dafür den fälligen Betrag einsenden. Bitte, mir auch die fehlenden Hefte des zweiten Jahrganges zu schicken."

Otto Friedle
Häselgehr im Lechtal, Tirol

„Ursprünglich habe ich die Zeitschrift nur um der guten Sache willen, um den Blinden zu helfen, abonniert. Nun aber freue ich mich aufrichtig über jedes neue Heft. Die wertvollen ausgezeichneten Artikel hervorragender Mitarbeiter, die von Blinden selbst stammenden Beiträge und nicht zuletzt die Berichte über das segensreiche Wirken einer Vereinigung wahrhaft edler Menschenfreunde, lassen Ihre geschätzte Zeitschrift als eine willkommene und erfreuliche Lesegabe erscheinen, um so mehr, als nun auch der Unterhaltung und dem Humor ein Plätzchen eingeräumt wurde. Zur weiteren Ausgestaltung könnte ich höchstens eine Rätselecke vorschlagen, da es ja viele Leute gibt, die sich mit Rätsellösen gerne befassen."

Käthe Peter
Wien-Floridsdorf

„Wir haben die Zeitschrift ‚Unser Schaffen' erhalten und möchten die Gelegenheit benützen, um Ihnen mitzuteilen, daß der Betrieb an dieser Zeitung lebhaften Anteil nimmt. Es sind viele Artikel darin, die teils wissenschaftlichen Zwecken, teils der Unterhaltung dienen und die immer gerne gelesen werden. Wir wollen Ihnen daher sagen, daß die Zeitschrift sehr gut redigiert ist und daß wir uns immer freuen, wenn sie kommt. Sie wandert dann von Hand zu Hand und stiftet in den Herzen der Menschen viel Gutes, weil sie das Mitgefühl für Ihre Schützlinge erweckt."

Österreichische Papiervertriebs-Komm.-Ges.
Wien I.

ERNST SCHEIBELREITER:

SCHMALZHÄUTLEIN

Auf Erden war Schmalzhäutlein in seiner freien Zeit ein Weltverbesserer, aber ein ganz harmloser. Machte keiner Behörde je zu schaffen; trug nur die beobachteten Unzulänglichkeiten ins Notizbuch ein und die Verbesserungsvorschläge dazu. Mitten im Notizbuch viertausendsechshundertzweiundvierzig starb er und kam in den Himmel. Petrus belästigte seinetwegen nicht erst den Herrgott, sondern wies ihm eine der üblichen Engelkammern zu. Dort hatte Schmalzhäutlein sein helles Sommerwolkenbett, seinen goldenen Gnadenschrein zusamt dem silbernen Milchbecher Nimmerleer und dem süßen Kuchen Ohneend. Aber schon nach vierzehntägiger Ewigkeit meinte Schmalzhäutlein: „Das geht so nicht weiter! Diese himmlische Faulheit vertrage ich einfach nicht!"

„Treibe Musik", schlug ihm der Himmelspförtner vor. „Eine Baßposaune ist eben frei geworden!" — „Ach Gott, Herr Petrus, wenn ich zu meiner Langeweile noch posaunen soll, da wird sie ja noch länger! Könnte ich nicht weiter weltverbessern? . . . nur so ein bißchen . . ." — „Narr!" rief der Schlüsselgewaltige zornig und schlurfte in seinen Sternpantoffeln aus der Kammer. „Narr? . . . Ich? . . . Warum gleich Narr?" schwatzte Schmalzhäutlein hinter ihm drein. „Im Gegenteil! Ich hab' hier oben an Verstand und klarem Blick bedeutend gewonnen. Jetzt weiß ich erst genau, worauf es ankommt." — „. . . natürlich auf den Sturz des Herrgotts!"

Erschrocken drehte sich Schmalzhäutlein um und sah den düster leuchtenden Luzifer auf seiner hellen Wolkentuchent hocken. „Wie nur Sie da heraufkommen mögen?" stotterte er. Der Teufel grinste: „Eine theologische Doktorsfrage, mit der wir uns aber jetzt nicht abgeben wollen; haben wir doch von anderen Dingen zu reden . . ."

Und er begann ihm die Unzulänglichkeit, ja Hinfälligkeit der Schöpfung scharfsinnig darzulegen. Zitierte die Kirchenväter, die gar nicht weit von dieser Kammer des Disputs ahnungslos ihr Halleluja sangen, führte verschiedene Philosophen an, die Schmalzhäutlein kaum dem Namen nach kannte, und scheute sich auch nicht, das Wort Gottes — nämlich die Bibel — gegen das Werk Gottes auszuspielen. Unser Engelanwärter erfaßte die einzelnen Feinheiten jener satanischen Maulgewandtheit gar nicht. Er spürte, daß es darauf hinauslief, ein Abtrünniger, ein ewiger Soldat gegen Gott zu werden, wie es Luzifer in seiner feierlich dunklen Sprache nannte.

Aber Schmalzhäutlein wippte nur verächtlich mit den Flügelstummeln. Die frommen Väter mögen öfter geirrt haben, und die Philosophen leben überhaupt nur von der Unvollkommenheit der Welt: anderen Falles müßten sie ja sogleich brotlos werden. Was nun gar den Herrgott selber angeht, so ist es eine ausgemachte Sache, daß jeder Schubiack die höchsten Worte vor seine niedrigsten Werke spannen darf; was ich will, das ist nicht Auflehnung im großen, sondern Abhilfe im kleinen. In unserer Welt, die die Maschine größer und zugleich enger gemacht hat, fehlen dem Menschen alle die kleinen Freuden und einfachen Wunder von ehedem! Man schüttet das Kind in seinem Herzen ganz zu; man erstickt es und so wird es in seinem Grab zum bösen Drachen, der dann aus dem Maul fährt und alles ansteckt mit seinen ewigen Brandreden! . . . Dort schauen Sie sich einmal jenen allerrötesten Revoluzzer an, wie er durch die riesige Stadt rast! Der kann Bomben schmeißen und Kirchen und Paläste anzünden! Man könnte meinen, Euere satanische Majestät müßte bei ihm noch in die Schule gehen . . . Aber zutiefst in dem Herzen des wilden Schuftes sehe ich eine Sehnsucht nach schönen und holden Dingen! . . . Nach einem Christbaum etwa . . . Hätt er in seiner Jugend auch seine Lichtertanne mit Zuckerwerk und glitzerndem Glaszeug gehabt und sein schönes Lied dazu . . . ich wette, er würde jetzt nicht mit Dynamit durch die Straßen rasen!

Schmalzhäutlein räusperte sich ein wenig und fuhr fort: „Darauf baue ich meine Pläne, so wahr ich hier hocke als Engelanwärter! Ich will den Menschen kleine Freuden machen, kleine Wünsche erfüllen,

um sie vor ihren großen Untaten also abzuhalten!“ Die letzten Sätze waren schon wieder Selbstgespräch: denn Luzifer hatte sich längst grinsend davongemacht. Christoph Schmalzhäutlein jedoch öffnete seinen goldenen Gnadenschrein und entnahm ihm die Gabe der beliebigen Verwandlung. So ausgerüstet flog er — natürlich unsichtbar — zur Erde zurück, um sein Vorhaben zu wirken.

Er traf zuerst auf eine Gruppe von Erdarbeitern, die eben den breiten Bauch einer Hauptstraße durchwühlten, um eiserne Rohre zu legen. Da es die Zeit der Hundstage war, sagten die halbnackten Männer alle Augenblicke zueinander, eine solche Hitze wäre zum Teufel holen! Was heißt Teufel holen, dachte Schmalzhäutlein, wenn man den dazu holt, wird es ja noch heißer! Da ist es besser, ich hole euch Bier und gespritzten Wein! Und schon hatte er auf die Lehm- und Schotterhügel ringsum volle Krüge hingezaubert. „Herrgott, das ist ja wunderbar!“ riefen die Erdarbeiter beglückt, und der unsichtbare Spender zog sich lächelnd vor den Zechenden zurück . . .

Bald säuselte er an der Stadtgrenze einen buchenüberschatteten Waldpfad entlang, bis er auf ein blutjunges Paar stieß, das stumm und dumm nebeneinander herging. Schmalzhäutlein, auch als Engel noch von liebenswürdiger Schwäche gegen junge Mädchen, las erst einmal im Innern jener Mittelschülerin. Ach, oben in die engen Hirnkammern waren allerhand berühmte Männer hineingestopft, vom großen Alexander bis Goethe; so eng war es da, daß den erlauchten Herrschaften die unentbehrlichen Zitatenkoffer schier durcheinander gerieten, aber dafür herrschte unten im Herzen nur ein einziges Mannsbild, nämlich Alfred, der junge Techniker, der in voller Leibesgestalt nebenherging . . .

„Ist er nicht schön?“ fragte sich das Herzchen immer wieder. Und ist er nicht schlank? Und geistreich und interessant, auch wenn er gar nichts redet . . . Und wie gut ihm nur die olivgrüne Halsbinde zu der sportgebräunten Haut steht! . . . Und das helle Seidenhemd! . . . Ob ich mich von ihm bei der nächsten Tanne küssen lasse? Oder doch erst bei der übernächsten? . . .“

Alfred war aus ähnlichem Fleisch- und Seelenteig. Dieselben Sehnsüchte, dieselben Verlegenheiten . . . Elfriede, o du süße Elfriede, daß es dich überhaupt gibt! Und ob du mich wohl liebhaben kannst? Ich müßte was Großes für dich tun! Soll ich das Perpetuum mobile erfinden oder die Atomzertrümmerung? . . . Aber vielleicht brächte mich eine kleine Erfindung, die gleich Geld trägt, eher ans Ziel! Der unverlierbare Kragenknopf etwa! . . . Ja, meine süße Elfriede wenn ich dir nicht bald die ganze Kraft meiner Liebe beweisen kann, werde ich unglücklich für mein Leben! . . .

Nachdenklich legte Schmalzhäutlein zwei Finger an sein Kinn: Das mit dem Perpetuum mobile ist mir sogar als Engel zu verwickelt; und was die Atomzertrümmerung angeht, so würde sich vielleicht der liebe Gott darüber ärgern. Und selbst der unverlierbare Kragenknopf braucht seine Zeit, damit er verwertet werden mag! Du willst aber schon heute deine

DAS SEIN

Du zwingst mich, in mir selbst zu lesen,
du, die du ewig wirkst und weist
und in mir, mir entgegenschreist;
dich selbst verwandelst in dem Wesen,
das früh du aus dem Strome reißt,
den du in ew'gem Werden speist.

Der engen Freiheit scharfer Spiegel,
das Buch aus der Vergangenheit
sind vor mir aufgetan — die Zeit
verläßt den Raum — ein brennend Siegel
der namenlosen Einsamkeit
verschließt und gürtet mich mit Leid.

Ich löse mich aus meinen Tagen —.
Durch tausend Poren strömst du ein
in mich wie dunkler, schwerer Wein
der letzten Lese. Aus dem Zagen
nun wachse ich empor im Schein
mit dir in mir zu neuem Sein.

KURT KLEBERT

Elfriede küssen . . . Halt aus! Was mir da einfällt! Das kleine süße Mädchen soll sogleich die Kraft deiner Liebe bewundern!

Damit flog Schmalzhäutlein den beiden ein Stück voraus, verwandelte sich in einen richtigen Räuber und verbarg sich hinter einer breiten Buche, dicht am Weg. Als das Paar vorüberschlenderte, sprang er hervor und knurrte: „Geld oder Leben!“ Er hatte richtig gerechnet: während das Mädchen erschrocken aufschrie, ging der Bursch den Engel Wegelagerer mutig an und stieß ihm den Spazierstock in den Bauch.

„Bravo“, dachte Schmalzhäutlein mit etwas schmerzlicher Miene, „er benimmt sich höchst ritterlich! Aber ich muß mich von ihm noch ein wenig prügeln lassen, damit seine süße Elfriede die Kraft seiner Liebe nur ja recht deutlich merkt!“ Und so knurrte er noch ein paarmal sein „Geld oder Leben!“ sehr bedrohlich. Selber griff er den Studenten natürlich kaum an, in der Angst, er wäre vielleicht stärker als jener, und damit fiele dessen notwendige Heldentat ins Wasser. Als er aber zuletzt von einem Schlag aufs Nasenbein sein Blut träufeln spürte, meinte er, nun hätte Elfriede von der ritterlichen Kraft ihres Herzbewohners genug gesehn, und machte sich davon. Während er nicht allzu fern von dem Sieger sein geprügeltes Räuberfleisch wieder gegen den lichten Engelleib vertauschte, konnte er noch gewahren, wie Alfred von seiner geretteten Prinzessin lange, lange Küsse erhielt. „Schau, schau“, dachte er im Weiterflug, „da haben sie also schon auf Erden eine Art Ewigkeit, und die scheint nicht einmal langweilig zu sein!“

Bald darauf kam er an einem Landhaus vorüber, darin ein Rentner mit seiner zorngeifernden Gattin wohnte. Der Rentner war so ein richtiger Schliefer und Pantoffelheld. Er hatte es soweit gebracht, daß er nur mehr die Fliegen an der Wand totklatschen durfte. Alles andre behielt sich seine Gattin vor.

Nun saß er eben am Fenster und bedachte, wie bald doch der Sommer vorüber sein würde und mit ihm die schönste Fliegenzeit! Und er malte sich den fliegenlosen Winter so elend aus, daß er vor Verzweiflung sterben wollte. „Holla“, sagte sich Schmalzhäutlein, „da ist Hilfe dringend geboten!“ Und schon flog er als tüchtiger Brummer um die selbstmordsinnende Rentnerstirn.

Der arme Mann, der sich schon im Sarg gesehen hatte, strich sich das Eigenmitleid aus dem Auge und griff nach der ledernen Klatsche, um sich frohen Herzens auf die Fliegenjagd zu machen. Schmalzhäutlein ließ sich aber nicht so leicht erwischen. Der dicke Faulenzer mußte lange schnaufen und hüpfen und alle vier Zimmerwände tüchtig abkarbatschen, eh er den Brummer an das Fensterbrett quetschen konnte. Dann aber war es auch der Mühe wert! Eine solche Fliege hatte der Mann noch niemals erlegt! Er riß sie an einem Bein aus ihrem Todesbrei und dankte Gott für so viel Jagdglück. Schmalzhäutlein, schon wieder unsterblicher Engel, zeichnete gerührt das Dankgebet des Glücklichen auf, indes er nicht ganz ohne Schmerz weiterflog . . .

Seine nächste Hilfeleistung ließ er einer Schar von Kinderlein angedeihn, die von gar zu vernünftigen Eltern, wie ihm schien, in ihren Phantasien und Spielen eingeschränkt wurde. Er kam als Tante in die geräumige Kinderstube und brachte allen reichlich Schokolade in glitzerndes Papier gehüllt mit. Natürlich wurde er mit Jubel empfangen. Zuerst mußte die neue Tante Märchen erzählen; das war weiter nicht schwer. Aber dann sollte sie diese Märchen nachleben, und es hieß alle Augenblicke: „Bitte, Tante, verwandle dich in einen Bären, in eine Prinzessin, in eine Hexe! Und jetzt, bitte, bitte, verschlinge sieben Wackersteine, denn wir wollen dir den Bauch aufschneiden!“ Schmalzhäutlein wurde zum Bären, zur Prinzessin, zur Hexe. Als Wolf verschlang er sieben tüchtige Pflastersteine, und als ihm die lieben Kleinen mit dem Küchenmesser den Bauch aufschlitzten, sang er sogar ein Kinderlied dazu, weil er darum bestürmt worden war. Als er aber obendrein tanzen auch sollte, gab er jedem der erfindungsreichen Knirpse einen Nasenstüber und entschwand aus dem Hause.

Leichter schien es ihm mit der Frau eines versoffenen Schusters zu ergehn. Die erwartete ihren Mann daheim jeden Abend mit Zittern und Keuchen, denn er pflegte sie bei der Rückkehr aus dem Bierkeller mit seinem Leibriemen tüchtig zu gerben.

Schmalzhäutlein nahm seine Gestalt an, wankte polternd zur Tür herein und taumelte kunstgerecht auf die bebende Schusterin zu.

Doch als sie den ersten Streich erwartete, reichte er ihr statt der Hiebe einen Strauß duftender Rosen. Einen Augenblick lang blieb die Frau mit den Blumen in Händen wie betäubt stehn. Dann rannte sie auch schon schreiend zur Nachbarin. Ihr alter Saufaus wäre verrückt geworden, statt der gewohnten Prügel hätte er ihr Blumen heimgebracht! Und nun machten beide Weiber ein solches Geschrei, daß das ganze Haus herbeistürzte. Schmalzhäutlein wurde überwältigt, gebunden und ins Irrenhaus geschleppt. Dort nahm der gütige Helfer gleich die Gelegenheit wahr, den beglückten Ärzten und Studenten allerhand Merkmale einer seltenen Geisteskrankheit vorzuspielen, daran sie nach Herzenslust studieren konnten!

Ehe er in den Himmel zurückkehrte, half er noch ein paar jungen Prinzen aus der Verlegenheit, obgleich so hohe Herrschaften sonst nicht zu Revoluzzern werden, wenn ihnen einmal etwas nicht nach Wunsch gerät. Jene Prinzen sollten ihrem königlichen Herrn Vater ein Streichquartett vorspielen, um derart ihre Liebe zur Musik darzutun. Der Obersthofmeister hatte ohnedies nur ein ganz leichtes Stück komponieren lassen, damit jene Liebe nicht als eine unglückliche erkannt würde. Nun man aber beisammenzusitzen geruhte, die Instrumente auf den Knien, erkannte man bekümmert, daß auf dem linierten Papier noch immer zu viele Noten stünden. Ratlos äugte die erste Geige zur zweiten, beide zur Bratsche und alle drei zum Cello, das auch die Achseln zuckte. Dabei war schon respektvollst der Hof versammelt, und man wartete nur noch auf das Erscheinen der Majestät.

Es gelang dem unsichtbar vorüberhuschenden Schmalzhäutlein, knapp ehe der Oberstzeremonienmeister dreimal seinen Stab auf den Marmorboden stieß, den größten Teil der Noten in Mücken zu verwandeln, die sogleich vom Blatt weg durch den Saal schwirrten, und sich einen Strahlenbalken für ihre Tänze suchten. Freilich sahen die Quartettseiten jetzt aus wie ganze Zeilen abgeklaubter Johannisbeeren; aber die vier Prinzen konnten ihrem königlichen Papa das derart erleichterte Musikstück mühelos vorexerzieren. Schmalzhäutlein hörte noch den höfisch gemessenen Beifall, eh er von hinnen flog . . .

Als er aber spät abends wieder in seiner Himmelskammer saß und vergnügt an seinem Kuchen Ohneend knabberte, trat auf einmal Petrus herein und herrschte ihn an: „Maul abwischen und vorwärts! Der Herrgott wird dir schon geben, dich in sein Handwerk zu mischen!“ Schmalzhäutlein bekam Froschaugen und Gänsehaut, begab sich aber gehorsam hinter den Fersen des himmlischen Pförtners in die Gerichtshalle des lieben Gottes. Der selber war noch nicht anwesend; dafür las jedoch der mächtige Erzengel Michael unter Blitz und Donner eine lange Anklageschrift gegen den Engelanwärter Christoph Schmalzhäutlein herunter. Er habe sich eigenmächtig in den Gang der Schöpfung eingeschaltet. Er habe ferner menschliche Geschicke hinsichtlich der Ewigkeit ungünstig beeinflußt. Außerdem sei er dadurch hoffärtig geworden, und wenn er auch direkte Teilnahme an einer Verschwörung gegen die göttliche Majestät abgelehnt hätte — was übrigens sicher aus Hochmut und nicht aus Ehrfurcht geschehen sei —, so genügten seine sonstigen Untaten und Irrtaten trotzdem für strengste Bestrafung!

„Aber, aber“, verteidigte sich Schmalzhäutlein eifrig, „ich wollte ja nur durch kleine Hilfe großes Unheil vereiteln!“ Da winkte der Erzengel und Petrus hob den Angeklagten hoch und hielt ihm den Kopf an das Fernrohr der künftigen Ereignisse. Hier konnte nun Schmalzhäutlein das schlechte Ende all seiner guten Taten voraussehen! Mit den Erdarbeitern ging es noch an: die versoffen sich bloß ein bißchen. Aber Alfred der Techniker hatte Elfriede verführt und mit ihrem Kindlein dann in Not und Elend verlassen. Und dem rentnerischen Fliegenjäger wieder war sein Jagdglück derart zu Kopf gestiegen, daß er darüber richtig toll wurde. Also hielt er dann die eigene Gattin für eine besonders große Fliege und erschlug sie mit dem Bettladen. Und was zuletzt die in Mücken verwandelten Notenköpfe des Quartettes anging, so hatte ein tauber Kammerherr in der letzten Reihe des Saales aus purer Langeweile während des Spieles ihrer ein paar Dutzend gefangen und zwischen seinen Fingern zerdrückt. Also konnten sie schließlich nimmer auf die Notenblätter zurückkehren und das Quartett blieb verstümmelt, was wieder den Komponisten derart aufregte, daß er sich selber entleibte . . .

Schmalzhäutlein mochte die Folgen seiner unbedachten Hilfen nicht weiter beschauen; die Tränen hinderten ihn am Blick. Er merkte nur noch, daß er wieder vor dem Erzengel stand und hinter diesem Luzifer heimlich aufgetaucht war. „Will er mich schon hinunterholen?“ erschrak der angeklagte Engelaspirant; hatte aber den Gedanken kaum gefaßt, als auch schon Heilige und Engel den Teufel bemerkten. Sie machten sich gleich daran, ihn aus der frommen Halle hinauszujagen. Dahin und dorthin scheuchten sie ihn, denn Luzifer wollte, seinem gierigen Wesen nach, nicht ohne Opfer in sein dumpfes Schreckensreich zurückkehren. Und obgleich Schmalzhäutlein jetzt selber recht unglücklich war, tat ihm der gehetzte Teufel doch leid. „Armer Kerl“, dachte er, „wirst auch wieder nicht erreichen, wonach du strebst! Schade, daß ich die Gabe der beliebigen Verwandlung eben nicht bei mir habe! Ich wäre sonst gern ein bißchen zum Seelenwild in deinen Krallen geworden, damit du nicht so ganz ohne Beute aus unsrer Halle mußt!“

Da geschah ein großes, herrliches Lachen, das von Gott dem Herrn selber kam. Dieses herrliche Lachen hob Gericht und Teufelsverfolgung zugleich auf. Nichts blieb übrig, als die göttliche Schöpferhand und der sprachlose Schmalzhäutlein drauf.

„Du wunderlicher Wicht“, sagte Gott zu ihm, „du sollst nun Lohn und Strafe in einem haben! Menschen wolltest du trösten und aufrichten nach deiner Weise. Gut! Darum sollst du zum leuchtenden Gestirn werden, meiner alten Erde dort drüben ähnlich! Wie sie sollst auch du Wolken und Blitze gebären, und Berge tragen, in welchen das Feuer schläft. Aber deine innigste Liebe und Sorge soll den Pflanzen, Tieren und Menschen auf deiner breiten Brust gehören! Vielleicht vermagst du deine mannigfachen Kinder besser, stiller, zufriedener zu machen als die alte Sorgenkugel dort unten!“

Schmalzhäutlein wollte erwidern, konnte aber nicht mehr. Schon rollte er als mächtige Lichtkugel dahin durch den gewaltigen Raum, von den vielen Geschwistern ringsum geschieden durch die starke, kluge Finsternis, aber trotzdem am gleichen Reigen beteiligt wie all jene!

Als Stern ist Schmalzhäutlein natürlich ein Opfer der Sterngucker geworden. Die einen messen seine Bahn aus und berechnen seine Umdrehungszeit. Andre beobachten seine Oberfläche und zerlegen das Licht, das von ihm ausgeht. Sie haben ihm auch einen griechischen Namen verliehn: Anaxagoras heißt er nun in allen astronomischen Büchern und Karten.

Wenn er seine alte, angestammte Wesensart beibehalten hat, so können wir sicher sein, daß der Großwandelstern Anaxagoras Schmalzhäutlein ihren gelehrten Forschungen keine Schwierigkeiten machen wird!

DIE BRAILLESCHRIFT

ist das Tor zum Wissen. Sie stellt den ersten Schritt für jeden Blinden dar, seine gewohnte Denkarbeit wieder aufzunehmen. Blinde lesen oftmals mehr als Sehende und das Gelesene wird intensiver verarbeitet.

DR. GERHARD FICKAR:

Lungenkrebs und Zigarettenrauchen

Der in den meisten Fällen von den Bronchien ausgehende Lungenkrebs hat in der ganzen zivilisierten Welt, besonders beim männlichen Geschlecht, eine sehr starke Zunahme erfahren. So haben sich zum Beispiel in den letzten fünfzig Jahren in England und Wales die Todesfälle an Lungenkrebs um das Vierzigfache erhöht. Für Deutschland liegen die Zahlen vielleicht etwas niedriger, doch ist der Anstieg dieser Krankheit seit der Jahrhundertwende ganz bedeutend. Der Krebs der Luftwege beim Manne, der um 1900 noch an vierter Stelle hinter Magen-, Speiseröhren- und Darmkrebs lag, ist um 1940 an die erste Stelle gerückt. Trotz der großen Fortschritte auf dem Gebiete der Lungenchirurgie kann der Lungenkrebs nur selten operiert werden, meist weil er zu spät erkannt wurde und sich schon Absiedlungen von Geschwulststellen gebildet haben. Sehr viele Männer sterben in den besten Jahren an dieser heimtückischen Erkrankung.

Professor Lickint (Dresden), der in verdienstvollen Arbeiten den Ursachen dieser starken Zunahme nachgeht, widmete ein Buch der Ätiologie und Prophylaxe des Lungenkrebses, in dem es u. a. heißt:

„100.000 bis 200.000 Deutsche werden im besten Alter ihres Lebens in den nächsten zehn Jahren dem Lungenkrebs zum Opfer fallen, wenn ihre Ärzte nichts unternehmen. Die erhebliche Zunahme des Krebses der Atmungsorgane beim männlichen Geschlecht innerhalb der letzten fünfzig Jahre zwingt uns dazu, deren Ursachen zu erforschen, um eine wirksame Vorbeugung betreiben zu können. Dabei müssen einige grundlegende Fragen der Krebsentstehung erörtert werden. Gewiß ist noch vieles im Fluß, wie auf allen Gebieten der Forschung, doch zeichnen sich deutlich einige Faktoren ab."

Es darf wohl als erwiesen gelten, daß es einen Krebserreger, ähnlich einem Bazillus wie bei der Tuberkulose oder anderen Infektionskrankheiten, nicht gibt. Es ist jedoch bekannt, daß es zum Beispiel bei Pflanzen knolligknotige Wucherungen gibt, die an Wurzeln und oberirdisch gelegenen Organen auftreten und gewaltige Ausmaße annehmen können. Dieser Erreger ist ein Bakterium, welches durch Verletzungen in die Pflanzen eindringt. Eine Übertragung auf Warmblütler scheint ausgeschlossen, da bereits bei 37 Grad Celsius die Temperatur-Höchstgrenze für die Lebensfähigkeit der Bakterien liegt.

Entstehung des Krebses

Die Krebsentstehung durch chemische Stoffe ist bewiesen. Bereits 1775 wurde *Genitalkrebs* der Schornsteinfeger in England als durch den Ruß bedingt festgestellt. Der *Teerkrebs* hat 1875 in der Fachliteratur Eingang gefunden. Anilinarbeiter erkranken nach einer Latenzzeit von gut einem Jahrzehnt über dreißigmal häufiger an *Blasenkrebs* als die Durchschnittsbevölkerung. Die Aufzählung chemischer Stoffe, die bei langer und regelmäßiger Einwirkung im menschlichen Körper zur Krebsentstehung führen können, könnte noch wesentlich fortgesetzt werden. Interessant ist dabei, daß die Muttersubstanz der krebserzeugenden Stoffe in den ursprünglichen Naturprodukten, z. B. in Steinkohle, nicht enthalten sind, sondern daß diese meist erst als Kunstprodukt bei der chemischen Umwandlung, z. B. bei der Destillation von Teer oder Mineralölen, entstehen.

Hiezu soll besonders erwähnt werden, daß Hartstoffe oder Konservierungsmittel, die für Lebensmittel verwendet werden, auf Grund gesetzlicher Maßnahmen vor der Verwendung eingehend untersucht werden müssen, damit jegliche Gefährdung der Bevölkerung vermieden wird. Unbedingt erwähnt werden müssen noch physikalische Ursachen der Krebsentstehung. Durch die unkontrollierte Anwendung der Atomenergie zur Kriegsführung ergeben sich hier sehr traurige Ausblicke. Die schweren Auswirkungen der Atombombenabwürfe in Japan zwingen uns zu ernsthaften Mahnungen an das Weltgewissen. Auch die Röntgen- und Radiumstrahlen, deren heilende Wirkung auf viele Krebsformen längst bekannt ist, können durch übermäßige Strahlenwirkung auch zur

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

Krebsentstehung führen, und eine große Zahl von Pionieren der Röntgenologie hat dadurch ihr Leben lassen müssen. Auch überdosierte ultraviolette Bestrahlung und vereinzelte schwere Verletzungen können bösartige Geschwülste hervorbringen.

Aus der Fülle des oben Zitierten ist zu ersehen, daß bei der Krebsentstehung viele Faktoren verantwortlich sein können. Meist sind es mehrere Ursachen, die zusammenwirken und schließlich eine Körperzelle zwingen, sich in eine Krebsstelle umzuwandeln. In diesem Augenblick beginnt das schrankenlose Wachstum der Geschwulst, die schließlich die normalen Organzellen überwuchert.

Der Lungenkrebs

Nach diesen notwendigen Abschweifungen in das Gebiet krebserzeugender Ursachen nun wieder zurück zum Lungenkrebs. Berufsstatistiken legen überzeugend dar, daß der höchste Prozentsatz dieser Erkrankungen auf Menschen entfällt, die zum Beispiel in der Kohlendestillation arbeiten (Gasheizer und ähnliche). Die niedrigste Erkrankungsziffer ist bei landwirtschaftlichen Arbeitern zu finden. Bergarbeiter im Schacht liegen fast mit an der unteren Grenze, die Staublungen (Silikosen) führen kaum zu *Lungenkrebs*.

In diesem Zusammenhang muß auch der Verseuchung der Luft durch Abgase in großen Industriezentren Beachtung geschenkt werden. Der bekannte Heidelberger Chirurg, Professor A. H. Bauer, der sich die Krebsbekämpfung zur Lebensaufgabe erwählte, hat immer wieder gewerbehygienische Maßnahmen zur Sanierung der Atemluft verlangt. In Liverpool zum Beispiel ist das Verhältnis der Konzentration von Benzpyren (einem krebserzeugenden Stoff) in der Luft etwa zehnmal höher als in der ländlichen. Dieser Benzpyren findet sich neben anderen Teerprodukten, die wie die oben aufgezeigten, krebserzeugend sein können, auch im Tabakrauch (2000 Gramm Tabakteer in der Lunge).

Das Nikotin selbst kann wohl als krebserzeugender Stoff ausgeschlossen werden. Es ist ein Gefäßgift und führt zu Krankheiten, deren Ursachen in Gefäßkrämpfen liegen. Auch das Zigarettenpapier, welches ja nur ein Fünfundzwanzigstel des Gesamtgewichtes einer Zigarette ausmacht, scheint von untergeordneter Bedeutung zu sein. Arsen, welches zur Ungezieferbekämpfung an der Tabakpflanze und bei der Veredlung des Tabaks verwendet wird, kann ebenfalls kaum beschuldigt werden, da zum Beispiel in Amerika (amerikanischer Tabak hat einen hohen, türkischer und bulgarischer einen niedrigen Gehalt an Arsen) die Zahl der Lungenkrebse nicht wesentlich höher ist als in der Türkei. Auch die Mittel, die zur „Parfümierung" verwendet werden, haben kaum Einfluß auf die Erkrankung.

Der Tabakteer

Die gefährlichsten Substanzen, welche eine Geschwulstbildung begünstigen, sind Schwebstoffe im Sinne von Tabakruß und Teer. Aus einer Zigarette zum Beispiel entwickeln sich eineinhalb bis zwei Liter Rauch, worin sich etwa drei bis vier Millionen Rußteilchen befinden. Gewiß wird ein großer Teil davon wieder ausgeatmet und ein Teil im Bronchialschleim ausgeschieden, immerhin bleiben dreißig bis fünfzig Prozent in den Lungenbläschen und feinen Luftröhrenästchen hängen und führen hier zu einem chronischen Reiz. Dazu kommt noch der sich bildende Tabakteer, welcher sich besonders im letzten Drittel von Zigarre und Zigarette (auch als braune Verfärbung an den Fingern) niederschlägt. Schon aus diesem Grunde empfiehlt es sich,

dieses letzte Stück von Zigarre bzw. Zigarette wegzuwerfen.

Der mittlere Teergehalt der verschiedenen Tabaksorten beträgt etwa fünf Prozent. Rechnet man einen Raucher mit zehn Zigaretten täglich, so kommt man in zwanzig Jahren auf eine Menge von 3600 Gramm Tabakteer, von denen sich mindestens 2000 Gramm fest in der Lunge niederschlagen und hier einen fortwährenden Reiz ausüben. Durch die hohen Temperaturen in der Glimmzone, die etwa 500 Grad Celsius betragen, entstehen außerdem aus dem Tabakteer weitere geschwulstbildende Kohlenwasserstoffe.

Dem brasilianischen Geschwulstforscher Roffo ist es in größten Versuchsreihen gelungen, nach einjährigen Pinselungen mit Tabakteer und längerer direkter Behandlung mit Tabakqualmen, Hautkrebse am Kaninchen zu erzeugen. Es ist nun durchaus nicht so, daß jeder Raucher einen Lungenkrebs bekommen muß. Wahrscheinlich spielt eine gewisse Veranlagung und ganz besonders die Einwirkung der oben angeführten Stoffe über viele Jahre eine große Rolle. — Man rechnet mit einer Latenzzeit von etwa zwanzig bis fünfzig Jahren.

Von ganz entscheidender Bedeutung ist die Art des Rauchens. Das Inhalieren der Zigarettenraucher ist erheblich gefährlicher als das „Paffen" der Zigarren- und Pfeifenraucher, bei denen übrigens die gewünschte Nikotinwirkung ebenso gut eintritt, weil das Nikotin über die Mundhöhle in die Blutbahn aufgenommen wird. Auch das Rauchen in geschlossenen Räumen ist relativ gefährlicher als im Freien, da der Qualm im Zimmer immer wieder zusätzlich mit eingeatmet werden muß. Man wird nun entgegenhalten, daß in Europa ja schon längst geraucht wurde, als der Lungenkrebs noch nicht den enormen Anstieg zeigte. Fest steht jedoch, daß, seitdem die Zigarette und damit das Inhalieren des Rauchens ihren Siegeszug angetreten haben, nach der entsprechenden Latenzzeit die Zunahme des Lungenkrebses erfolgte. Die Tatsache, daß Männer im wesentlich höheren Prozentsatz an Krebs erkranken als Frauen, ist sicher mit darauf zurückzuführen, daß die Frauen ja im allgemeinen nicht so stark rauchen wie die Männer und auch erst später zum Heer der Raucher gestoßen sind. Doch müssen wir auch hier eine Zunahme der Erkrankungsziffer erwarten.

Der ungeheuer ansteigende Zigarettenverbrauch in der Welt (in Deutschland 1913 — zwölf Milliarden, 1940 — siebzig Milliarden) und die immer größer werdende Zahl der Raucher zwingen zu energischen prophylaktischen Maßnahmen. Eine davon ist die bereits eingeführte Röntgenreihenuntersuchung der gesamten Bevölkerung, bei der auch der Lungenkrebs erkannt und in günstigen Fällen einer Operation zugeführt werden kann. Notwendig sind ferner die Entwicklung guter Zigarettenfilter (eventuell auswechselbar in Spitzen), langsames Rauchen und Beschränkung des täglichen Zigarettenverbrauches. Für junge Menschen aber weitgehend Tabakabstinenz.

IM GARTEN

gibt es vieles zu ertasten. Aber Gartenarbeit ist etwas für Blinde.

„... und es gibt doch gute Menschen!“

Personen, die durch irgend ein Gebrechen auf die Hilfe anderer angewiesen sind, haben vielleicht öfter als Gesunde Gelegenheit, zu erkennen, daß Güte und Hilfsbereitschaft bei alt oder jung nicht ausgestorben sind. So wenigstens habe ich es erfahren, seit ich durch meine zunehmende Sehschwäche immer häufiger Unterstützung nötig habe. Viele meiner Leidensgenossen empfinden diese Hilfsbereitschaft als drückend. Das ist bei mir nicht der Fall, denn ein inneres Gefühl sagt mir, daß ich dem Helfenden gleichsam als Äquivalent für seine gute Tat nicht nur das Glücksgefühl der eigenen Kraft gegenüber den Hilflosen, sondern auch die Befriedigung, die jede edle Handlung im Menschen auslöst, gewähre.

Wenn ich von gütigen Menschen erzählen will, die mir auf meinem Lebensweg begegnet sind, dann muß ich in erster Linie meinen Bruder nennen, der mir überall fürsorglich und liebevoll an die Hand geht und mir auch die Wege zum Beitritt in die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten“ geebnet hat. Seit ich die gelbe Armbinde mit den drei schwarzen Punkten und den weißen Stock trage, bekomme ich täglich zu spüren, daß mir auch wildfremde Menschen Anteilnahme entgegenbringen und mir im wahrsten Sinne des Wortes ihre stützende Hand reichen.

Sobald ich unschlüssig an einem belebten Straßenübergang stehen bleibe, findet sich immer jemand, der mich zum gegenüberliegenden Gehsteig geleitet. Freilich muß man manchmal eine geraume Weile warten, weil eben augenblicklich niemand die gleiche Straße überschreiten will. Das machte mich anfangs ungeduldig, ja sogar unglücklich. Aber die Blindheit lehrte mich Geduld. Es ist nicht weiter erstaunlich, wenn einer, der die gleiche Wegrichtung hat wie ich, mich beim Arm faßt und über die verkehrsreiche Fahrbahn geleitet; daß aber ein junger Mann eigens zu diesem Zweck vom Rad absteigt, scheint mir schon bemerkenswerter. Gerührt war ich über jenen Vater, der den Wagen seines kleinen Sprößlings meinetwegen über die Straße führte, obwohl er auf dieser Seite gar nichts zu suchen hatte. Wie herzwärmend war auch die Hilfsbereitschaft eines 6jährigen Knaben, dem man das selbständige Überschreiten der Fahrbahn kaum zutraute, der mich voll Helferleidenschaft fragte, welchen Weg ich einschlagen wolle.

Wenn ich meine Zufallssameriter Revue passieren lasse — und das kann ich, weil mein linkes Auge noch imstande ist, Formen in ihren Umrissen wahrzunehmen —, dann muß ich sagen, daß Burschen und Männer unter ihnen am zahlreichsten vertreten sind.

Und überall, in Ämtern, auf der Post und in der Straßenbahn, findet man diese von den Ausübenden offenbar als selbstverständlich empfundene Rücksichtnahme. Man werfe mir nicht vor, daß ich mit zu rosigen Brillen sehe. Freilich geschah es auch mir, daß ich bei großem Andrang beim Einsteigen in die Straßenbahn zurückgestoßen oder mir die Türe vor der Nase zugeworfen wurde. Aber was sollen diese wenigen Ausnahmen besagen? Sie bestätigen nur die Regel.

Wenn schon der hastende Großstädter seine kostbaren Minuten den Behinderten widmet, so finde ich die gleiche Freudigkeit des Helfens beim ruhiger lebenden Älpler in meinem stillen Örtchen am Fuße der Berge. Ich bin zwar imstande, in meiner eigenen Wohnung, in der ich die Stellung jedes Möbelstückes, den Platz jedes „Häferls“ und „Reindels“ kenne, selbst zu kochen und allerlei häusliche Arbeiten zu verrichten, aber ich sehne mich doch nachmittags und abends nach Zerstreuung. Das Radio streikt manchmal in unserem Talkessel, also muß ich nach anderem Zeitvertreib Ausschau halten. Und siehe, die Hilfe ist schon da. Eine alte Dame findet sich bereit, mir fast täglich stundenlang vorzulesen und, meinen Dank abwehrend, erklärt sie, daß sei für sie die schönste Unterhaltung.

Manchmal werden hübsche Heimatabende oder andere gesellige Zusammenkünfte veranstaltet. Da pocht es an meiner Tür und eine liebe Nachbarin fragt, ob ich nicht Lust hätte, mitzukommen, sie werde mich auch sicher heimbegleiten. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich einer englischen Lehrerin, die ihre Ferien in meinem Häuschen verbrachte und bei den Spaziergängen mit mir als erstes deutsches Wort „Baumwurzel“ erlernte, mit dem sie mich vor Schaden behüten wollte. Auch will ich jenen mir bis heute noch unbekannten Mann erwähnen, der zu mir sagte, er habe gehört, ich sei bei der Brennholzzuteilung zu kurz gekommen. Als ich das verneinte, meinte er: „Dös wär a goar zu schiach, a Frauenzimmer übers Ohr zu haun.“

Und die Jugend? Am Nachmittag des 24. Dezember 1956 läutete es an meiner Tür; ich eilte hinaus, traf aber niemand. Statt dessen lag ein Weihnachtspäckchen im Stiegenhaus, als dessen Absender die Jugendrotkreuzkinder des Ortes angegeben waren. Später erfuhr ich, daß alle Alleinstehenden solche Liebesgaben in Form von Obst und Süßigkeiten erhalten hatten. Meine kleinen Freunde kümmern sich auch sonst um mich. Bald stopft mir ein Mädchen ein Loch im Strumpf oder näht mir einen Knopf an. Dann wieder begleitet mich ein kleiner Kavalier bei meinen Einkäufen oder zerkleinert mir das Brennholz.

Habe ich es euch, ihr Ungläubigen, nun zur Genüge bewiesen, daß die Güte noch lebt und auch in den Herzen unserer Jugend Wurzel faßt!

Melitta Adler
Hallstatt

FRIEDRICH SACHER:

DAS LICHT DES NACHBARN

„Ich lebte früher in M., und dort hat sich auch das folgende zugetragen", begann der Erzähler. „Eines muß ich vorausschicken: Ich bin ein Frühaufsteher. Doch das ist weiter kein Verdienst, weil in diesem Punkt Zwang und Neigung einander die Hände reichen. Ich arbeite nämlich morgens und vormittags am leichtesten. Es sind das für mich die ertragreichsten Stunden. Auch arbeite ich, abgesehen von einer kurzen Pause, lieber in einem Zug durch, meinetwegen bis hinein in den halben Nachmittag. Dann erst gehe ich zu Tisch, mit dem beruhigenden Bewußtsein, das Notwendige hinter mir zu haben und den Rest des Tages abgebürdet zu sein für das Nützliche und Angenehme. Ich stehe allerdings so zeitig auf, auch heute noch, daß ich den größten Teil des Jahres — wenigstens im Anfang, beim Waschen, Ankleiden, Frühstücken — künstliches Licht benötige. Wenn ich dieses aufdrehe, ruht ringsum alles noch im Schlaf und im Dunkel. Das ergibt ein eigenartiges Gefühl. Es ist nicht ganz frei von einer leisen Bangnis: Ausgesetzt und allein auf der Welt zu sein.

Doch bekam ich damals in M. während einiger Jahre bald nach dem Aufstehen eine tröstliche Unterstützung. Zwei, drei Straßenzüge von mir entfernt, flammte ungefähr zur selben Zeit in gleicher Höhe ein Licht auf. Ich nannte es bei mir das Licht des Nachbarn. Das war nicht sehr treffend, denn er war es nur in geistiger Weise. Uns trennte von Wohnung zu Wohnung eine immerhin beträchtliche Strecke. Daß ich sein Licht trotzdem wahrnehmen konnte, verdankte ich dem Umstand, daß nur niedrigere Bauten und eine Grünfläche, ein Sportplatz, dazwischenlagen.

Diese Verbundenheit, diese Brücke war spinnwebenfein. Mein Instinkt sagte mir, daß sie nicht grob angefaßt werden durfte. Der Partner dachte darüber wohl ebenso. Neugier? Nicht eine Spur davon war in mir. Jahrelang sah ich es, das Licht des Nachbarn. Aber wer es nun wirklich sei, das wollte ich gar nicht wissen. Ich wußte es auch jahrelang nicht. Eigens nachzuforschen, herumzufragen, fiel mir nicht ein. Von meinem Partner nahm ich an, daß er umgekehrt auch mich nicht kenne. Das war ein Irrtum. Ein noch weit größerer klärte sich erst später auf.

Eine Zeitlang war die Brücke zwischen uns ernstlich in Gefahr. Ich muß sagen, ich habe deswegen einiges ausgestanden. Etwa in der halben Entfernung wurde eines Tages ein Objekt eingerüstet, da es aufgestockt werden sollte. In welchem Ausmaß, das war noch die Frage. Das Haus zwischen uns wuchs also höher. Zugleich damit wuchs meine Sorge. Schließlich machte der Aufbau halt, knapp bevor er mir die Sicht verstellt hätte. Das beglückte mich. Es wirkte auf mich wie ein Geschenk. Der Nachbar war mir erhalten geblieben.

Hie und da schien sein Licht meinem Licht Antwort zu geben, mein Licht das seine etwas zu fragen; so, wenn ich das meine für eine Weile abdrehte, weil ich in einen anderen Raum hinüberging, und beim Wiederkommen entdecken mußte, daß auch der Partner sein Licht inzwischen ausgelöscht hatte, aber es wieder aufdrehte, nachdem ich das meine wieder angeknipst hatte. Zufall? Vielleicht.

Blieb das Fenster des Nachbarn einige Male nacheinander dunkel, so beunruhigte mich das. Ein Gefühl, wie das während einer Sonnenfinsternis, ergriff dann von mir Besitz. War er krank? War er verreist? Nun, es wurde für mich immer ein kleines Fest, wenn eines Morgens sein Fenster wieder hell zu dem meinen herüberstrahlte. Im umgekehrten Fall müßte es dem Partner ähnlich ergangen sein, nahm ich an.

Begreift daher meine Niedergeschlagenheit! Eines Tages war das Licht des Nachbarn für immer erloschen. Erst wollte ich das nicht wahrhaben. Ich hoffte immer noch. Schließlich mußte ich erkennen, daß meine Trostsonne endgültig untergegangen war. Was war mit meinem Partner geschehen? Der Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich mußte mir — spät genug! — Klarheit darüber verschaffen. Entgegen meiner sonstigen Scheu in solchen Dingen beschloß ich, die näheren Lebens-

umstände meines Partners auszukundschaften. Ich wollte es immerhin auf die unauffälligste, verschwiegenste Weise tun.

Ich faßte also das fragliche Objekt schärfer als bisher ins Auge. Damit wurde mir seine Baufälligkeit zum erstenmal bewußt. Ich schätzte die Entfernung genauer als gewöhnlich. Damit kam ich erst jetzt zu dem zwingenden Schluß, daß es sich um den — zweistöckigen — Hintertrakt eines Gebäudes handeln mußte, der seinen Eingang nur in jener Gasse haben konnte, die wir die Dingsda-Gasse nennen wollen.

Eines Nachmittags also schlenderte ich so beiläufig, ein säumiger Spaziergänger, durch die Dingsda-Gasse. Vielleicht kam mir ein Zufall zu Hilfe, und ich erfuhr, was ich wissen wollte, ohne daß ich ausdrücklich danach fragte. Natürlich kannte ich die Gasse. Lag sie ja in meinem Viertel. Ich war früher dann und wann hier durchgekommen. Irgendeine Notwendigkeit hiezu bestand für mich freilich nicht. Aber wie oberflächlich kannte ich sie doch! Es war eine verkehrsarme Gasse. Einige Kinder spielten Ball.

Jetzt stand ich vor dem fraglichen Haus. Der Vordertrakt war eindeutig eine halbe Ruine. Er war gewiß seit längerem unbewohnt. Nun war offenkundig auch der Hintertrakt abbruchreif geworden. Die letzten Bewohner hatten mithin den Räumungsbescheid erhalten. Ich war froh, daß schon der bloße Augenschein mir beantwortete, was zu fragen ich mir vorgenommen hatte. Ich war zugleich ungemein erleichtert. Mein Partner war keineswegs verstorben. Er war nur ausgezogen. Er war einfach übersiedelt.

Sehr langsam näherte ich mich dem Eingang, die Hände auf dem Rücken, durchquerte ich den Torweg, betrat den vergrasten Hof. Ein umherstreunendes Kätzchen war das einzige Lebewesen, das mir begegnete. Kein Zweifel, sagte ich mir, das Gebäude werde demnächst, vorn und hinten, die Spitzhacke zu spüren bekommen. Ich kehrte auf die Gasse zurück. Ein größerer Junge kam, wie nach Wunsch, auf mich zu. Der Herr sucht wohl jemanden? Das trifft sich gut, dachte ich mir, einem Kind gegenüber brauchst du dich nicht näher erklären. ‚Ja, eigentlich schon', sagte ich mit einer steinernen Ruhe und ganz nebenbei. Ich drückte mich so allgemein wie möglich aus: ‚Im zweiten Stock. Hinten hinaus.' Aber das sei ja jetzt alles gleichgültig. ‚Die Partei ist nun einmal ausgezogen, daran läßt sich nichts mehr ändern.' Ich wandte mich zum Gehen. Trotzdem fühlte ich im voraus, daß ich sogleich alles Nähere von der Plaudertasche erfahren würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht. ‚Ach, die Malerin!' rief der Bub geschäftig und gefällig. Mir gab es einen kleinen Riß. Mein Partner war also in Wirklichkeit eine Partnerin gewesen. Einen Augenblick lang schmeichelte das meiner Eitelkeit. Sollte sie . . . ? Nun nannte er mir ungefragt auch ihren Namen. Malerin? Das war nicht die richtige Bezeichnung gewesen. Graphikerin, hätte er sagen müssen. Nun gut, ihr Name war nicht unbekannt, da sie auch Bücher illustrierte. Schau, schau! dachte ich mir. So kommen durch das Reden die Leute zusammen.

‚Die ist ausgezogen', sagte er wichtig. Ich mußte lächeln. ‚Ja', sagte ich, ‚das habe ich gemerkt.' Aber nun nannte er mir auch schon unaufgefordert ihre neue Adresse. Er nannte meine Straße und — haltet euch fest! — das Haus, indem ich wohnte. Da verging mir das Lächeln. Ich dürfte ihn nicht sehr geistreich angestarrt haben. Vielleicht auch ungläubig. Jedenfalls wiederholte er mir ihre jetzige Anschrift mit Nachdruck. ‚Die hat geheiratet', sagte er noch, und damit wußte ich freilich alles. Denn natürlich wußte ich, daß der Inhaber der Wohnung genau über mir vor einiger Zeit geheiratet hatte. Wen aber, war mir gleichgültig gewesen. Gar der Mädchenname seiner Frau war für mich völlig uninteressant. Eine neue Mieterin war eben da und damit basta! Woher sie kam? Ich hatte andere Sorgen. Gesehen hatte ich sie bisher nicht. Mit dem Nachbar über mir hatte ich, wie das in den großen Häusern der großen Städte üblich ist, seit eh und je nur oberflächlichen Grußverkehr. Doch eines wußte ich von ihm, das alles übrige aufklärte. Auch er war ein Frühaufsteher, wenn auch nicht ein so regelmäßiger wie ich. Zeitweilig nur. Dann hörte ich über mir seine Schritte. Ich hatte mir deswegen keine besonderen Gedanken gemacht. Aber jetzt begriff ich natürlich, wem das Licht des Nachbarn, meines Traumnachbarn, etwa geleuchtet haben mochte. Ich schämte mich meiner Ichbezogenheit.

Ich lernte die Partnerin meiner Einbildung nachher persönlich kennen, auf der Stiege, für einen Husch. Dabei stellte sich heraus, daß sie meinen Namen von meinen Büchern her kannte und daß ihr bewußt gewesen war, wer ich sei und wo ich wohne. Seither grüßten wir einander. Formell, höflich. Sonst hat sich, bis ich selber fortzog, zwischen uns nichts weiter begeben, seitdem sie meine wirkliche Nachbarin geworden war. Paradoxerweise entfernt uns ja eine solche Nähe am sichersten voneinander. Ihr wißt es selbst! Nicht ohne unsere Schuld übrigens, denn unser Herz ist träge, ihr wißt es selbst!

KURT KLEBERT:

BAD HALL, DAS JODBAD UNSERES KONTINENTS

Ohne um den Träger der heilenden Wirkung zu wissen, verabreichten chinesische Ärzte schon im 15. Jahrhundert vor Christi Geburt die jodreiche Asche des Meeresschwammes als wirksames Mittel gegen Kropf. Die berühmten Ärzte des alten Griechenlands und Roms, z. B. *Hippokrates* und *Galenus*, führten Schwammasche in ihrem Arzneischatz. Auch der jodhaltige Thunfisch und die besonders jodhaltige Heringslake galten den Ärzten als wertvolle Heilstoffe gegen entzündliche Erkrankungen aller Art.

Im 12. Jahrhundert verkündete die medizinische Schule von Salerno neuerdings den hohen Heilwert des gerösteten Meeresschwammes, der spongia usta, die noch im 18. Jahrhundert vom französischen Kliniker *Laennec* warm empfohlen wurde, ohne daß auch er den Träger dieser Heilwirkung kannte. Völlig unabhängig davon pilgerte die Landbevölkerung Oberösterreichs seit dem Mittelalter zu dem in der Nähe des Ortes Hall bestehenden versumpften Quellaustritt, der ein bitter-salzig schmeckendes Wasser besaß, weil sie dort Heilung von Kröpfen und entzündlichen Erkrankungen fand. Bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wußte niemand, warum dem Meeresschwamm und der Heringslake, warum gerade dem Salzwasser Halls eine besondere Heilwirkung zukam. Instinktsicheres Handeln, gepaart mit guter Beobachtung, hatten, wie so oft in der Geschichte, zu einer Nutzung von Heilschätzen geführt, obwohl der Träger dieser Heilwirkung, das Jod, erst viel später erkannt wurde.

Element 53 wurde entdeckt

Die moderne Chemie kennt 101 Grundstoffe der Erdmaterie, die durch chemische Verfahren nicht teilbar und nicht verwandelbar sind. Kaum ein anderer ist mit der Aufgabe des Heilens und Linderns von Schmerzen so eng verbunden wie das Element 53, das Jod.

Es war kein Wissenschaftler, der das Element Jod entdeckte, sondern ein Salpetererzeuger in Paris, namens *Bernard Courtois*. Er hatte in den Kriegsjahren um 1811 Hochkonjunktur seines der Rüstung dienenden Betriebes und mußte vielleicht gerade deshalb feststellen, daß die Kupferkessel, in denen er die Laugen seiner Tangasche kochte, angeätzt waren. Als er die gebildeten Krusten in einer Retorte mit Schwefelsäure erhitzte, entwickelten sich violette Dämpfe, wie sie vor ihm niemand beobachtet oder zumindest niemand beachtet hatte.

Die berühmtesten Chemiker und Physiker ihrer Zeit, *Clement* und *Desormes*, *Gay-Lussac*, *Ampère* und *Davy*, untersuchten die fremde Substanz und erkannten sie als neuen chemischen Grundstoff mit ähnlichen Eigenschaften wie das Chlor. Wegen der Veilchenfarbe seiner Dämpfe gaben sie ihm den Namen Jod, der aus dem Griechischen stammt. Diese Entdeckung weckte solches Interesse und solch lebhafte, ja erbitterte wissenschaftliche Diskussionen, wie kaum eine andere ihrer Zeit. Sie verstärkte sich noch, als *Straub* 1820 den Zusammenhang zwischen Jod und Kropfbildungen erkannte, als der Genfer Arzt *Coindet*, dadurch angeregt, ab 1820

Kropfkranke mit Jod behandelte und *Lugol* 1829 die vielseitige Wirksamkeit des Jods bei chronischen Entzündungen aller Art feststellte. Jod wurde zum meistverwendeten aller Heilmittel. Seine Anwendung bei Syphilis geht auf *Wallace* 1836, die Verwendung bei Skrofulose auf *Riccard* 1836 zurück. Als Antisepticum verwendete es *Boinet* 1839 zum erstenmal.

Die Sage berichtet uns, daß es Schafe waren, die die Menschen vor urlanger Zeit auf Tümpel aufmerksam gemacht haben, deren Wasser ganz seltsam schmeckte. Waren es die Menschen der jüngeren Steinzeit, von denen vereinzelte Funde von Gebrauchsgegenständen zeugen? Waren es die Menschen der Bronzezeit oder der älteren Eisenzeit? — Wir wissen es nicht! — Von den Kelten, die um etwa 400 v. Chr. das älteste Staatswesen auf dem Boden unseres Vaterlandes (Königreich Norikum) bildeten, ist bekannt, daß sie die Kunst des Salzsiedens beherrschten.

Der Name Hall, vom keltischen Wort für Salz = hal, deutet darauf hin, daß sie die Salzquelle im Talgrund kannten und deren Salz nutzten. Von den Römern, die das keltische Königreich in dem Jahrhundert vor Christi Geburt immer stärker durchsetzten und 15 v. Chr. in ihr eigenes Reich einbezogen, die damals im benachbarten Laureacum (Lorch) ein großes Standlager hatten und bis 477 n. Chr. hier herrschten, zeugen einzelne Münzfunde. So wurden beim Bau des Tassiloquelltempels Erzmünzen aus der Regierungszeit des Kaisers Antonius Pius (138 bis 161) gefunden.

KUNSTEMPFINDEN

Liebe und Einfühlungsvermögen gehören dazu, um auch als Blinder weiterhin sein Kunsterleben betätigen zu können. Blinde brauchen die Kunst für ihr sonst einförmiges Dasein.

Kropfbrot und Kropfwasser

Über ein Jahrtausend hat Hall ein unbeachtetes Dasein geführt. Gewiß gäbe es markante Abschnitte, die zu erwähnen wären, aber in der Entwicklung als Heilbad keine nennenswerte Bedeutung haben. Unbemerkt und unbeachtet von der Öffentlichkeit schuf Hall sich eine Bedeutung in der weiteren Umgebung. Die Überlieferung berichtet, daß das Wasser in eigenen Steinkrügen und Fässern vorwiegend in die Kropfgegenden der Steiermark versendet wurde, daß in der Rapplmühle Fladenbrote mit dem Quellwasser gebacken wurden, die man als Kropfbrote weithin verschickte. Man wußte zwar noch nicht um die Wirkung des Jods, aber das Wasser vom Sulzbach bei Bad Hall wurde anerkannt, geschätzt und gefragt. Über die Geschäftstüchtigkeit einiger Spekulanten hinaus, hat sich das jodhaltige Wasser durchgesetzt und ist zum begehrten Volksheilmittel geworden.

Bad Hall wird Kurort

Erst als in ganz Europa das Heilbad wieder modern geworden war, als in Ischl und Gmunden Solbäder eingerichtet wurden, als Courtois in Paris das neue Element Jod entdeckte, fand die Quelle am Sulzbach neuerdings rege Beachtung. *Josef Scheuchenfellner*, Erzeuger chemischer Produkte zu Hall, wies 1823 in der Quelle erstmals Jod nach. Damit war die Grundlage für eine Entwicklung gegeben, die Hall zum Badeort machte. *Matthias Steppich*, Wundarzt zu Pfarrkirchen, begann, aufbauend auf dem neuen Wissen von der heilenden Wirkung des Jods, Kranke, die mit Geschwüren und Ausschlägen behaftet waren, im Heilwasser zu baden. Überraschende Erfolge veranlaßten ihn, den Abt von Kremsmünster um die Erlaubnis zur Benützung des Wassers zu Badezwecken zu bitten. Im Hause Pfarr-

kirchen Nr. 18 (heute Blauensteiner) entstand die erste kleine Badeanstalt mit sechs Kabinen, der im Hause des Alois Urlaub in Hall (heute Musnerhaus, Hauptplatz Nr. 15) bald (1830) ein etwas größeres Badehaus mit zwölf Kabinen folgte.

Zum zielbewußten Kämpfer Bad Halls wurde jedoch erst *Dr. med. Josef Starzengruber*, der sich 1836 als Kurarzt in Hall niederließ. Er erwirkte eine Badeordnung, welche nach langer Verzögerung 1837 erschien. Er traf Sorge für die Unterbringung der Gäste, für gepflegte Wege und brachte durch glänzende Heilerfolge das Bad schon in einer kurzen Zeitspanne auf eine bisher ungeahnte Höhe. Binnen weniger Jahre stieg die Zahl der Besucher auf sechshundert an. Bad Hall entwickelte sich in relativ kurzer Zeit zu einem der bedeutendsten Kurorte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges war auch für Hall mit seinem Kurbetrieb eine Zeit des Stillstandes gekommen.

Eine zweite Periode rascher Entwicklung setzte nach 1918 ein. Wohl waren neue Grenzen entstanden, aber das alte Publikum des Kurortes aus allen Teilen der ehemaligen Monarchie war treu geblieben. Um die ständig ansteigende Frequenz aufnehmen zu können, wurden die Kurmittelanlagen bedeutend ausgebaut. Neue Hotels, Pensionen, Gästehäuser entstanden. Binnen weniger Jahre stieg die Zahl der verfügbaren Fremdenbetten auf 2563, und noch waren nicht genügend Unterkünfte vorhanden. Mit 13.840 Jahresgästen erreichte Bad Hall im Jahre 1929 die bis dahin höchste Gästeziffer.

Die Wirtschaftskrise 1930, der zweite Weltkrieg, die weltpolitische Entwicklung nach 1945, all das hat auf das Kurleben entscheidend Einfluß genommen. Bad Hall ist nicht nur ein internationaler Kurort, wo es nur der finanzkräftigen Schichte gegönnt ist, Erholung und Zerstreuung zu finden, Bad Hall ist zum internationalen Volkskurort emporgewachsen, wo Menschen aus allen Schichten durch das Element 53 (Jod) Gesundung und Linderung ihrer schweren Leiden finden.

Das Paracelsus-Institut

Es erwies sich mehr und mehr als notwendig, ein Jodforschungsinstitut zu errichten, um den Kurbetrieb von der wissenschaftlichen Seite zu lenken. 1950 wurde, in Erinnerung an jenen großen Arzt des Mittelalters, *Theophrastus Bombastus* von Hohenheim (Paracelsus), welcher schon vor langer Zeit die naturwissenschaftliche Auffassung in der Medizin vertreten hatte, das Paracelsus-Institut gegründet. Durch großzügige Finanzierung wurde dafür gesorgt, daß die Einrichtung von Anfang an sowohl hinsichtlich ihrer personellen Besetzung als auch ihrer apparativen Ausstattung den gestellten Aufgaben gerecht wurde.

Es würde im Rahmen dieses Artikels zu weit führen, wollte man die vielfältigen Aufgaben der Abteilungen des Institutes im einzelnen beschreiben. So viel stand jedenfalls fest, daß nur eine enge Zusammenarbeit aller Abteilungen imstande sein konnte, altbewährte balneologische Grundsätze mit neuen Methoden nachzuprüfen, die sicheren von den ungewissen Heilanzeigen zu scheiden, Fehlindikationen aufzuzeigen, die optimale Applikation der natürlichen Heilmittel sowie die Möglichkeiten ihrer besten Einwirkung zu finden und nicht zuletzt auch den etwaigen Gefahren einer Jodbehandlung nachzuspüren.

Die Art und Weise der Behandlung und Jodzufuhr kann und darf nur vom Kurarzt verordnet werden. Als Indikationen sind zu nennen: Kreislauferkrankungen, insbesondere Arteriosklerose, Hochdruck und intermittierendes Hinken, chronische Venenentzündungen, Folgezustände nach Schlaganfällen; Fettsucht, Stoffwechselstörungen; chronische Entzündungen bei Lymphdrüsen, Knochen, Haut; bei Augenleiden: chronische Entzündungen des vorderen und hinteren Augenabschnittes, Gefäßerkrankungen, Augenhintergrundsveränderungen sowie degenerative Veränderungen am Auge, Chronische, insbesondere degenerative Erkrankungen des Bewegungsapparates; chronisch-entzündliche Erkrankungen der Frauenorgane, innersekretorische Störungen, klimakterisch bedingte Gefäß- und Stoffwechselstörungen, Sterilität; periphere und zentrale Nervenerkrankungen, Lähmungen.

So reiht sich Bad Hall würdig in die Reihe von Naturquellen ein, über die Österreich verfügt, und unterstreicht die Bedeutung unseres Heimatlandes als eines Gesundbrunnens ersten Ranges.

Freundlich und humorvoll bedient Kollege Sandner seine Kunden.

Blind – und

(INTERVIEW MIT EI

Es ist häufig zu beobachten, daß einem in ein schweres Schicksal hineingestellten Menschen bedeutende Kräfte zuwachsen. Ich fand dies wieder einmal bestätigt, als mir Kollege *Franz Sandner* kürzlich allerlei aus seinem Leben erzählte. Jeden vernünftig Denkenden wird es sicherlich mit Hochachtung erfüllen, wenn er hört, daß dieser Kollege trotz seiner völligen Erblindung dem Kaufmannstand alle Ehre macht.

Kollege Sandner, ein ruhiger freundlicher Mann, dessen Art zu sprechen man sogleich anmerkt, daß er weiß, was er will, berichtete: „Ich war neun Jahre alt, als ich eines Tages mit einer Schere meinem jüngeren Bruder das verknüpfte Schuhband zu lösen versuchte. Dabei rutschte ich ab und stieß mir die eine Spitze der offenen Schere ins Auge. Leider wurde auf der Klinik das verletzte Auge nicht rechtzeitig entfernt, so daß meine Sehkraft auch auf dem anderen Auge immer mehr abnahm. Ich kam daraufhin in die Blindenerziehungsanstalt in der Wittelsbachstraße, wo ich neben den anderen Lehrgegenständen Korbflechten lernte und a dem in Klavier und Orgel unterrichtet w Im Klavierstimmen wurde ich gleichfalls gebildet."

„Und haben Sie damals schon einen bestim Beruf in Aussicht genommen?" erkundigt mich. „Nachdem meine Familie keinesweg Glücksgütern gesegnet war", erwiderte K Sandner, „mußte ich daran denken, so wie möglich Geld zu verdienen. Ich war v als Klavierspieler in verschiedenen Gast- Kaffeehäusern tätig und es ging mir schlecht. Dann aber, als sich das Radio i mehr durchzusetzen begann, vermochte schließlich keine ausreichende Beschäftigu finden. Daher beschloß ich, als Vertreter Glück zu versuchen. Ich arbeitete für Blindenorganisation und hatte bald schöne Er aufzuweisen."

„Dachten Sie schon zu dieser Zeit daran einmal selbständig zu machen?" Der Gef bejaht lebhaft. „Gewiß, denn es war ja Wunschtraum! Im Jahre 1935 bewarb ich um einen Gewerbeschein, dessen Erlangu dieser Zeit mit großen Schwierigkeiten verbu war. Es kostete unendlich viel Mühe und Ge aber schließlich habe ich mein Ziel doch errei

„Haben Sie also ein eigenes Geschäft gründet?" fragte ich weiter. „Jawohl", bestä Kollege Sandner mit Genugtuung. „Ich be in der Biberstraße einen Provinzversand Blindenwaren und die Sache ließ sich ganz an. Das Jahr 1938 brachte auch für die Bli allerlei Erschwernisse, die schließlich auch zwangen, umzusatteln. Ich hatte mich s früher für technische Arbeiten interessiert. D die Arbeitsvermittlung wurde ich alsbald be Telephon- und Telegraphen-Fabriks-AG. Cz Nissl & Co. eingestellt. Viele Blinde beka in diesen Jahren Gelegenheit, in einer Fa beschäftigt zu werden. Zuerst sortierte ich standteile, dann kam ich an die Gewi

h zufrieden

N GESCHÄFTSMANN)

heidemaschine und später vertraute man mir ir die Fräsmaschine an. Aber wissen Sie, hatte große Rosinen im Kopf und wollte ner höher. Ich fuhr nach Berlin und besuchte dortige Handelsschule für Blinde, wo ich das nötige Rüstzeug für den kaufmännischen uf holte. Große Geldmittel standen mir zwar t zur Verfügung, als ich nach Kriegsende die Verwirklichung meines langgehegten nes ging, aber der eiserne Wille, mein Ziel er allen Umständen zu erreichen, verlieh mir Be Kraft. Gemeinsam mit meiner Frau, die immer als treuer und hilfsbereiter Lebens-nerad zur Seite stand und noch steht, war imstande, schier unglaubliche Leistungen zu bringen. Eine wertvolle Unterstützung beim bau meiner eigenen Existenz bildeten die von der Hilfsgemeinschaft der später Er-deten Österreichs zur Verfügung gestellten fristigen, zinsenlosen Darlehen. War es zuerst verhältnismäßig bescheidener Marktstand dem Nußdorfer Platz, auf dem ich ver-edene Waren feilbot, so gelang es mir im fe einiger Jahre diesen Stand durch einen

t immer ist es leicht, die Wünsche der Kunden zu befriedigen.

gemauerten Kiosk, ein richtiges Verkaufsgeschäft zu ersetzen."

„Und was, lieber Kollege Sandner, kann man bei Ihnen alles kaufen?" — „Sie als Frau wird es vor allem interessieren, daß ich die verschiedensten Parfümerie- und Toiletteartikel führe, darüber hinaus aber auch sämtliche einschlägigen Haushaltswaren, wie Bürsten, Besen usw."

„Und sind Sie trotz aller Schwierigkeiten, die doch vor allem die Blindheit mit sich bringt, noch nicht in Konkurs gegangen?" bemerkte ich scherzhaft. Mein Schicksalsgefährte lachte: „Wenn man fleißig arbeitet und richtig zu rechnen versteht, ist es meines Erachtens unmöglich, geschäftlich Schiffbruch zu erleiden. Ich kaufe selbst die Waren ein, verhandle persönlich mit den Lieferanten und mache auch selbst die Preiskalkulation. Alles in allem erfüllt mich meine Arbeit mit großer Befriedigung und es war uns, meiner Frau und mir, trotz der zunehmenden Beanspruchung durch unsere Tätigkeit doch noch möglich, unsere drei Kinder zu rechtschaffenen Menschen zu erziehen."

„Haben Sie auch ein Steckenpferd oder Hobby, wie man heute so schön zu sagen pflegt?" — „Ja gewiß. Vor allem liebe ich schöne Musik. Aber meine Leidenschaft gehört der Natur und ich benütze jede freie Stunde, um mit meiner Familie auch als Blinder die Wunder der Schöpfung zu erleben. — Besonders ehrte mich die vor einigen Jahren erfolgte Berufung in den Vorstand der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten. Durch meine intensive Mitarbeit statte ich gerne den Dank ab, den ich dieser Organisation für ihre stete Hilfsbereitschaft schulde. Ich bin stolz darauf, in einer Leitung, die sich ausschließlich aus Blinden zusammensetzt, an der Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen mitarbeiten zu dürfen, die vielleicht nicht wie ich die erforderliche Kraft aufbringen, sich auf eigene Füße zu stellen, um unter nicht immer günstigen Voraussetzungen doch zu bestehen."

„Danke, lieber Freund Sandner, Sie können wirklich als schönes Beispiel für Tapferkeit, Arbeitsfreude und Kollegialität gelten." Mit diesen Worten verabschiedete ich mich von meinem Schicksalsgefährten und wünschte ihm für alle seine weiteren Bestrebungen die besten Erfolge. Im Gespräch mit diesem tüchtigen Kollegen vergaß ich fast, daß ich einem Blinden gegenübergesessen war.

Y. B.

D. M. ZAMPACH:

Wir haben eine Dichterin bekommen

Seit wir verheiratet sind, kann ich mich nicht erinnern, daß uns irgendein großes Unglück ereilt hätte. Wir waren sehr glücklich, meine Frau und ich, unsere beiden Kinder lernten gut und heute ist Rolf zwanzig Jahre alt und wird, wie ich, Arzt, während Ninette alles gelernt hat, was so junge Mädchen lernen, um eine gute Hausfrau und Mutter zu werden und sich in Gesellschaft gut bewegen zu können.

Meine Frau und ich lieben uns sehr, ich habe einen anstrengenden, aber schönen Beruf, denn ich bin Arzt, gehe früh zur Klinik, und wenn ich nach Hause komme, finde ich ein gutes Mittagessen. Ich pflege während dem Essen zu lesen, die Zeitung oder einen guten Kriminalroman, was mich der Mühe überhebt, die Klagen meiner Frau über die Mädchen und die Kinder zu beantworten, denn auf diese Weise höre ich nur mit einem halben Ohr zu. Nachmittags kommen viele Patienten zu mir, einige zahlen sogar, und da meine Frau aus reichem Hause ist, kommen wir so ganz gut durch. Nach der Sprechstunde gehe ich in den Klub, lese meine Zeitungen, trinke meinen Kaffee. Abends sehen wir uns selten, denn jedes Familienmitglied hat andere Interessen. Meine Frau spielt Bridge, Ninette besucht ein Theater und Rolf geht mit seinen Freunden aus. Die Köchin kocht gut und alles geht seinen gewohnten Gang, das heißt ging, bis eines Tages meine Frau in meine Sprechstunde kam, was sie seit fünfundzwanzig Jahren noch nie getan hat, und mir erklärte, sonst könne sie mich ja doch nicht sprechen, sie müsse mir etwas Wichtiges mitteilen: „Unsere Tochter dichtet."

Ich fand das im ersten Moment nicht schlimm, ich meinte, es kostet doch weiter nicht viel Geld, wenn sie malen würde oder gar bildhauern, müßte man den teuren Marmor anschaffen, aber warum sollte Ninette nicht dichten! In meinem jugendlichen Leichtsinn, trotz meiner fünfzig Jahre, dachte ich so und sagte arglos zu meiner Frau: „Na, wenn schon, laß sie dichten. Ob sie das tut oder was anderes, ist ja egal. Sie wird ja mal heiraten und wenn sie dann auch dichtet, wird sie den Unsinn sein lassen."

Aber ich irrte mich. Meine Frau schaute mich empört an und meinte: „Du verstehst eben nichts von Kunst, wenn jemand Talent hat, dann muß er eben dichten, ob er verheiratet ist oder ledig, ob eine Frau ein Kind oder ein Dutzend hat, wenn sie eben die Berufung in sich fühlt, muß sie!" Meine Frau schien glücklich über das neuentdeckte Talent und meinte, man müßte es fördern, wo man kann.

Unser Sohn Rolf war nicht so begeistert. Er meinte, heute dichten alle jungen Leute und warum sollte seine Schwester Ninette es nicht tun, sie sei ein Durchschnittsmensch, und wenn alle dichten, könnte sie es ja auch tun. Sie würde es schon wieder sein lassen.

Ninette selbst war ganz durchdrungen von ihrer Sendung. Sie saß stundenlang allein zu Hause und dichtete. Einmal las sie mir sogar ein Gedicht vor. Ich fand, daß etwas mit den Versfüßen nicht ganz stimmte, ich erlaubte mir das auch zu bemerken, aber Ninette meinte: „Das verstehst du nicht, Papa, das ist modern." Daraufhin sagte ich nichts mehr.

Eines Tages kam meine Frau und hielt mir triumphierend eine Zeitung unter die Nase: „Sieh her, ein Gedicht von Ninette! Es ist heute in der Sonntagsausgabe der Zeitung." Tatsächlich, da stand ein Gedicht von unserer Tochter. Ich beschloß daher, die Zeitung nicht mehr zu abonnieren, denn nicht nur Ninettes Gedicht, auch die anderen, die darin standen, waren nichts wert, obwohl, oder vielleicht gerade weil, die anderen von bekannten Dichtern stammten.

Eines Tages bekamen wir angebranntes Essen auf den Tisch. Ich sagte nichts, denn warum soll das sonst so tüchtige Mädchen nicht mal was anbrennen lassen. Es war aber verdächtig, daß meine Frau nichts sagte. Aber Rolf ließ das Essen stehen und meinte: „Das ist angebrannt." Darauf fuhren meine Frau und Ninette zugleich auf den Jungen los und riefen: „Die Köchin hat für morgen so viel zu backen, da kann sie ja auch mal was anbrennen lassen, sei doch nicht so

zimperlich." — „Warum hat denn die Mina so viel für morgen zu backen, habe ich vielleicht Geburtstag?" dachte ich. Aber, ich rechnete nach, es war weder meiner noch der meiner Frau, auch die Kinder hatten nicht Geburtstag, also blieb mir nichts anderes übrig als zu fragen, warum denn für morgen gebacken wurde? „Wir geben morgen einen literarischen Tee, für Ninette, die ihre Gedichte vorlesen wird", sagte meine Frau, „und da muß man doch den Leuten, die zuhören, auch etwas zu essen reichen." — „Du sollst auch Sandwiches und Torte bestellen und Likör und Obst, kurz, eine opulente Jause geben", meinte ich. „Das tun wir ohnehin", meinte meine Frau. „Wenn sich die Bekannten schon Ninettes Gedichte anhören müssen, so muß man sie doch auf andere Weise entschädigen", warf ich hin.

Rolf schaute verstohlen zu mir herüber, diese Bemerkung entschädigte ihn für den angebrannten Braten. Ninette hingegen warf mir einen wütenden Blick zu und meinte: „Du wirst es erleben, Papa, daß ich eine richtige Dichterin werde."

Am nächsten Tag fand die Jause statt. Anna konnte nicht in der Sprechstunde helfen, denn sie mußte servieren. Im Vorzimmer konnten meine Patienten nichts hinhängen, denn alles hing voll Mäntel. Es war ein Gehen und Kommen, ein Begrüßen und Schwatzen, daß ich mich schleunigst aus dem Staube machte, als der letzte Patient fort war.

Seit dem Tage ist es mit meiner Ruhe und unserem gemütlichen Familienleben dahin. Da mich Ninette nie erwischt, liest sie mir zwischen Suppe und Braten ihre neuesten Gedichte vor, und das bekommt mir nicht. Ich verdaue viel besser, wenn ich zwischen Zeitung und Kriminalromanen essen kann.

In meinem Hause begegne ich vollkommener Verständnislosigkeit, wenn ich etwas gegen das „Dichten" sage. Denn nicht nur Anna, meine Assistentin, hat angefangen zu dichten, die Köchin kann Ninettes Gedichte auswendig und kocht sie mit ins Essen hinein, was ihrer Kochkunst nicht bekommt. Aber das Schlimmste ist, daß auch meine Frau angefangen hat zu dichten. Sie meinte, dazu wäre sie noch nicht zu alt, und mein ganzes Haus dichtet. Ja, sogar Rolf hat in seinen Arbeitsheften an der Seite Gedichte hineingekritzelt. Nur ich bin noch normal und gebe mir die größte Mühe, nicht in Reimen zu sprechen, denn schließlich ernähre ich die Familie und muß trachten, meinen klaren Kopf zu behalten.

Bei uns gehen Dichter und Dichterinnen aus und ein. Sie essen bei uns, einige übernachten auch bei uns, und wenn ich dachte, daß Dichten kein Geld kostet, oh, da hatte ich mich geirrt! Sie borgen sich alle was aus, denn die Dichtkunst wird heute so schlecht bezahlt und Genies hungern. So sagen sie, aber ein Genie habe ich unter ihnen noch nicht gesehen. Anette hat einen Band Gedichte herausgegeben, was ungefähr tausend Schilling kostete und eines Tages kamen zwei Wagenladungen davon ins Haus, die sie nur einzeln mit hohem Postporto an alle ihre Freunde verschickt. Sie behauptet, daß alle diese Freunde zehn Schilling pro Buch bezahlen werden und da sie zehn Prozent vom Verleger bekommt, so verdient sie eine Menge Geld damit.

Ich habe nun durch diese Seuche, die, wie ich höre, neunzig Prozent aller Menschen ergriffen hat, mein ruhiges Familienleben verloren, ebenso eine heiratsfähige Tochter, denn keiner nimmt eine Dichterin. Ich müßte ihn selbst davor warnen. Und ich habe eine liebe Frau eingebüßt, eine gute Köchin und eine treue Assistentin, denn ich fühle mich nur mehr im Kaffeehaus wohl. Aber ich meide natürlich solche, wo Literaten verkehren. Ich kann nur jeden Vater davor warnen, eine Tochter zu dulden, welche dichtet.

Einleuchtend erläutert . . .

Nachtlokal: *Ort, wohin Leute, die an nichts zu denken haben, gehen, um zu vergessen.*

Studentenzeit: *die einzige Erholung eines jungen Mannes zwischen seiner Mutter und seiner Frau.*

Verstand: *worauf die Männer bei einer Frau erst achten, wenn sie auf alles andere geachtet haben.*

Taktloser Mensch: *einer, der immer ausspricht, was alle anderen denken.*

Direktor: *einer, der die Besucher empfängt, damit die anderen Angestellten ungestört arbeiten können.*

Mittlere Jahre: *man ist noch genau so jung wie immer, aber es strengt mehr an.*

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

II.

Der 21. Mai 1782, an dem seine Heiligkeit Papst Pius VI. Wien verließ, um nach Rom zurückzukehren, war ein schwarzer Tag für die Blinden Österreichs. Denn der Heilige Vater reiste aus Wien ab, ohne daß es ihm gelungen wäre, Kaiser Joseph II. davon abzubringen, die Aufhebung von Hunderten von Klöstern in den Erblanden durchzuführen. Daß dies nun geschah, war nicht nur ein unermeßlicher kultureller Schaden — denn damals gingen unabsehbar große Schätze an Kunstwerken, Bibliotheken und Volkskundegut zugrunde —, sondern es war auch ein nicht wieder gutzumachender Schaden für alle Gebrechlichen. Nicht nur Lahme und Taube, sondern auch Hunderte, ja Tausende von Blinden verloren dadurch das schützende Obdach, da es das Kloster, in dem sie untergekommen waren, in Zukunft nicht mehr gab. Sie taten den Sequestoren persönlich unsäglich leid; aber niemand konnte ihnen helfen. Die Beamten, die selber meist von Glücksgütern nicht gesegnet waren, mußten sie in Sonnenglut, in Regen und Sturm, in Frost und Nässe rat- und hilflos auf der Straße stehen lassen.

Ein unzulängliches Fürsorgegesetz

Es erging nicht nur den Blinden so, sondern alle Gebrechlichen waren vom gleichen üblen Schicksal ereilt. Darum ergab sich schon im Jahre darauf die unabweisliche Notwendigkeit, ein Fürsorgegesetz zu erlassen. Wie gänzlich unzulänglich dieses war, erwies sich schon während der nächsten Jahre und erst recht während der nächsten Jahrzehnte. Krieg flammte an den Grenzen auf, ja kam ins Land und verwüstete Dörfer und Städte. Das Volk verarmte. Tausende Abbrändler waren zusätzlich mindestens ebenso hilfsbedürftig wie die Gebrechlichen und Krüppel. Statt daß die Verheerten den Versehrten hätten helfen können, begehrten sie nun ihrerseits selber Hilfe. Der Jammer war unbeschreiblich. Es rächte sich bitter, daß man es unternommen hatte, die Liebe und barmherzige Güte durch erwägende Klugheit zu ersetzen.

Es war wohl richtig: Die Greuel der Religionskriege hatten die Flamme des Glaubens und mit ihr leider auch die Inbrunst der Liebe allenthalben zum Erlöschen gebracht. Es war den Menschen, die des Haderns müde waren, schließlich nichts anderes übriggeblieben, als sich auf sich selbst, und zwar nur auf sich selbst und die Kraft ihres eigenen Verstandes zu verlassen. So war der Glaube gleichgültig und die Liebe lau geworden. Der Verstand, der sich in den Glaubensstreitigkeiten und an ihnen geschärft hatte, entdeckte, daß er sich recht gut verwerten ließ, wenn man ihn auf andere Gegenstände, vor allem auf die Sachen der Wirtschaft und der Natur anwandte. Seitdem war das alte patriarchalische Zunftwesen überholt. Und leider: Zugleich setzte auch eine neue Waffentechnik, eine neue Organisation der Armeen ein. Man brauchte mehr und vor allem weit besser ausgebildete Mannschaften. Deswegen kam man überall in Europa und ebenso auch in Amerika dazu, möglichst viele Menschen zu schulen, ihnen das Lesen und Schreiben und vor allem auch das Rechnen beizubringen. Wer mit den neuen Waffen umgehen sollte, der mußte all diese Künste beherrschen. Dasselbe galt für alle die, die sich an den neuen Maschinen in den Großbetrieben betätigen sollten. Grund genug dafür, daß die Staaten alle dafür sorgten, das Schulwesen zu verbessern, es möglichst aus den Städten auch in die Dörfer hinauszutragen. Man brauchte immer mehr Soldaten und Arbeiter und immer verläßlichere Steuerzahler. Darum empfand man die Gebrechlichen und Krüppel als lästig.

Die Taubstummensprache

Es läßt sich verstehen, daß man zunächst daran dachte, sich der Tauben und Taubstummen zu entledigen, denn ihrer waren nebst den vagierenden Waisenkindern die meisten. Darum setzten fast zur selben Zeit, da man anfing, Waisenhäuser zu bauen, auch die Bemühungen ein, die Tauben und Taubstummen erwerbsfähig zu machen. Das mußte geschehen, denn des Greinens und Scheltens

über die „unnützen Fresser" war kein Ende. Es fielen dabei viele harte Worte. Da erbarmte sich ein Priester, der französische *Abbé de L'Epée*, der Tauben und Taubstummen und lehrte sie die Ersatzsprache durch Zeichen der Finger und Hände, deren man sich seit alters in den Klöstern bediente, um sich untereinander und mit den Hörenden zu verständigen. Das Werk gelang. Aber man wollte ihm nicht glauben. Der geistliche Herr mußte dreißig Jahre lang für seine Schützlinge kämpfen, bis man ihm endlich glaubte. Erst 1770 anerkannte die königliche Regierung in Paris das Unternehmen de L'Epées als unterstützenswert und erhob es zu einer Staatsanstalt. — Als *Valentin Haüy* 1784 daranging, für die Blinden in Paris dasselbe zu tun, hatte er es viel leichter. Er brauchte nur mehr sieben Jahre, um die staatliche Anerkennung zu erhalten.

Eine Studienkommission in Paris

1775 reiste Kaiser Joseph II., umgeben von einem großen Stab von Mitarbeitern, zur Königskrönung bzw. zur Krönung seiner Schwester als Königin von Frankreich nach Paris. Dort studierte man sehr genau die Verhältnisse und entdeckte u. a. die Taubstummenschule. Deren Sinn und Wert leuchtete jedem ein, und so kam es, daß es etliche Zeit nach der Rückkehr des Kaisers nach Wien bereits 1779 zum Erlaß jenes Patentes kam, durch das das k. k. Taubstummen-Institut gegründet wurde. An ein ebensolches Institut für Blinde dachte man damals noch nicht, denn ein solches gab es ja auch nicht in Paris. Erst als die Blinden auf den Straßen wimmelten und als man allerlei von einer merkwürdigen Anstalt in Paris hörte, entschloß man sich, von 1797 auf 1798, eine dreigliedrige Studienkommission dorthin zu entsenden. Einer der Herren war auch ein Lehrer des k. k. Taubstummen-Institutes. Man sagte sich höheren Ortes nicht mit Unrecht, daß ein Viersinnigenlehrer die übrigen Herrn, die der Normalschule für Vollsinnige übergeordnet waren, doch irgendwie verständig beraten könnte.

Dieser Einfall ist für die Denkweise der damaligen Zeit höchst bezeichnend. Man sagte sich: Die Blindheit ist ein Gebrechen,

DREI HELFER DER BLINDEN

Frau Yvonne Blauensteiner, Herr Sektionsrat Dr. Karl Kainrath und Herr Obmann Robert Vogel

und die Taubheit ist es auch. Also werden wir einfach einen Gebrechlichenlehrer aussenden, und der soll uns dann seine Meinung kundtun. Daß man dabei einen schweren Denkfehler beging, darf uns weiter nicht wundern. Denn sowohl die Blindheit als auch die Taubheit wurden damals für leiblich-seelische Zustände gehalten, was sie in Wahrheit nicht sind. Sowohl bei der Blindheit als auch bei der Taubheit handelt es sich vielmehr um Arten des leiblich-seelisch-geistigen Verhaltens, um eine Stellungnahme und ein besonderes Verhalten zur Welt. Daß diese sowohl im Falle der Blindheit als auch im Falle der Taubheit jeweils ganz verschieden sind und sein müssen, liegt auf der Hand. Müssen doch jeweils ganz andere Ausfälle der Sinne mit völlig verschiedenen Mitteln ausgeglichen werden.

Daß dies von den Wiener Stellen anno 1797 außer acht gelassen wurde, darf man ihnen weiter nicht übelnehmen. Wir müssen bedenken, daß die Psychologie damals noch in den Kinderschuhen steckte, und daß man von einer Psychotherapie, ja nicht einmal von einer speziellen pädagogischen Methodik auch nur die leiseste Ahnung hatte. Wir dürfen den verantwortlichen Männern jener Zeit aus ihrem Mißgriff also keinen Vorwurf machen, geschweige denn eine Fahrlässigkeit oder gar ein Verschulden konstruieren. Sie handelten gemäß dem Stande der damaligen Erkenntnis nach bestem Wissen und Gewissen. — Daß daraus für das Blindenbildungswesen mehr als eine juristische Schwierigkeit erwuchs und daß sich die Direktoren des Blinden-Erziehungs-Institutes jahrzehntelang mit dem manchmal sogar recht bedrohlichen Geplänkel eines höchst leidigen Aktenkrieges herumschlagen mußten, gehört auf ein anderes Blatt.

Gründung des österreichischen Blindenbildungswesens

Schon *Johann Wilhelm Klein*, der Begründer des österreichischen Blindenbildungswesens, mußte sich zu wiederholten Malen gegen das Ansinnen zur Wehr setzen, man könnte doch das Taubstummeninstitut und das Blinden-Erziehungs-Institut wirtschaftlich zusammenlegen, weil der Staat damit billiger führe. Glücklicherweise fanden sich bei der Regierung immer wieder einsichtsvolle Männer, die hochherzig genug waren, um ein solches Unheil zu verhindern. In Österreich kam es niemals und nirgends zu einer solchen widersinnigen Verquickung. Schon 1798 ließ man die diesbezüglichen Vorschläge des Taubstummenlehrers *Matthias Weinberger*, der sich gern als Blindenbetreuer gesehen hätte, in der unermeßlichen Tiefe einer amtlichen Schreibtischlade verschwinden. Und es geschah daher zunächst nichts in der Blindensache.

Die Blinden — und namentlich die blinden Kinder — müssen damals aber doch recht auffällige Erscheinungen im Straßenbild gewesen sein. Denn plötzlich meldet sich der Gemeindesekretär *Franz Gahais*, diesmal sogar mit einem eigenen Büchlein, das er unter das Publikum bringt, um seinen Ideen durch diese Art der Publizität mehr Nachdruck zu verleihen. Es war die Schrift: „Kurzer Entwurf zu einem Institut für blinde Kinder". Sie trägt das Datum vom 15. Februar 1802. Das heißt, sie wurde unter dem unmittelbaren Eindruck der Verhältnisse des Jahres 1801, also jenes Jahres geschrieben, in dem der Friede von Luneville unterzeichnet wurde. Dieser Vertrag, der dann in weiterer Folge den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 herbeiführte, schuf speziell in Mitteleuropa eine völlig neue territoriale Situation und erzwang gewaltige Bevölkerungsverschiebungen, die — wie nicht anders zu erwarten war — vor allem in Wien spürbar wurden. Wohin rannte man selbstverständlich? Zum Kaiser, der Schutz bieten, der Hilfe schaffen sollte und mußte, aber — und das war die Tragödie — beides nicht konnte. Viele Leute lagerten in Sturm und Regen auf den Straßen und verreckten unter dem Schnee in den Straßengräben. Wie konnte es da anders sein, als daß sich ein geistlicher Herr — Gahais war Mitglied der „Frommen Brüder" — im Innersten aufgewühlt fühlte und das Seine dazu beitrug, um der Not zu steuern! Gahais war übrigens alles eher als ein belangloser Beamter, er war einer von denen, die sich schon wiederholt als Schriftsteller hervorgetan hatten. Seiner Feder entstammen mehrere Bände „Wiener Spaziergänge", die augenscheinlich dazu geschrieben wurden, um die Leute und vor allem die Lehrer darauf aufmerksam zu machen, was und wieviel Sehenswertes es in und um Wien gebe. Heute sind diese „Spazier-

gänge“ ein Kulturdokument von ganz besonderem Wert.

Dieses Schriftchen ist dadurch interessant, daß es auf den fundamentalen Unterschied zwischen Blinden und Sehschwachen hinweist und für diese letzteren einen gesonderten, von den Blinden getrennten Unterricht fordert. Hierauf wurde aber in der Folge überhaupt nicht geachtet und erst den Bemühungen *Ottokar Waneceks* ist es zu danken, daß die Scheidung der Blinden und Sehschwachen in Österreich und in den angelsächsischen Ländern durchgeführt wurde. Auch in Frankreich nimmt man wenigstens teilweise darauf Rücksicht. Wir Österreicher können stolz darauf sein, daß einer unserer Besten auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat. Heute ist es im Wiener Kulturbereich eine erfreuliche Selbstverständlichkeit, daß es grundsätzlich zwei Arten von Sehgestörten gibt: Vollblinde und Sehschwache, zwischen die sich, wenn man will, noch eine dritte Gruppe — die der Sehrestler — einschieben läßt.

Die Hofkammer für Wohltätigkeitssachen

Während der letzten Monate des Jahres 1802 ereignete sich für die Blinden nichts Belangreiches, wenn wir davon absehen, daß der k. k. Kammerherr *Oliver Stephan Graf Wallis* eine Reise nach Paris unternahm, dort vom „Institut des jeunes Aveugles“ Kenntnis erhielt und nach seiner Rückkehr an den kaiserlichen Hof an den Träger der Krone unmittelbar ein Majestätsgesuch mit der Bitte richtete, mindestens für den Bereich der Erblande ein ähnliches Institut zu errichten. Obwohl dieses Gesuch schon um ein paar Wochen vorher eingebracht wurde, läßt sich doch vermuten, daß auch die „Hofkammer für Wohltätigkeitssachen“, die mit Datum vom 1. Mai 1803 errichtet wurde, von ihm Kenntnis hatte. Es ist wichtig, das festzuhalten, denn in dieser Hofkammer für Wohltätigkeitssachen saß ein Mann — *Johann Wilhelm Klein* — als temporärer Aktenschreiber, der für die Blindensache von größter Wichtigkeit werden sollte.

Es gab zwei Momente, durch die Klein auf das Blindenwesen hingewiesen wurde. Das Büchlein des Gemeindesekretärs Gahais und das Majestätsgesuch des Grafen Wallis. Dazu kamen zwei Aufrufe vom 23. Februar und 30. Juni, durch die sich Gahais mit der Bitte um Spenden an das Publikum wandte, um der Not eines Spät-Erblindeten abzuhelfen, der sich im Vertrauen auf die Wiener Ärzte aus Gera hierher begeben hatte, dem aber jetzt das Geld zur Heimreise fehlte.

Aufrufe um Blindenhilfe

So standen die Dinge im September, als das blinde *Fräulein von Paradis* am 23. September 1803 im Fürsterzbischöflichen Palais in der Bischofgasse (heute Rotenturmstraße) ein Schülerkonzert gab, das Klein besuchte, und in dem er sich durch den Augenschein überzeugte, daß blinde Menschen ihrem Gebrechen zum Trotz sehr wohl in der Lage sind, sich ihren Lebensunterhalt aus eigener Kraft zu verdienen. — Am nächsten Tag war Johann Wilhelm Klein bei Gahais und erbot sich zur Zusammenarbeit mit ihm, was dieser zunächst dankbar annahm. In diesem Sinne veröffentlichte der Schriftsteller am darauffolgenden Tage im „Patriotischen Tageblatt“ einen Aufruf, in dem er auf seine Zusammenarbeit mit Klein hinwies und um Spenden bat, um die Gründung des von ihm geplanten Institutes durchführen zu können.

Am 10. Oktober trat Gahais mit einem neuerlichen Aufruf vor die Öffentlichkeit, und diesmal bat er um Hilfe für einen erblindeten Buchbindergehilfen. Von einer Blindenschule war einstweilen noch nicht die Rede. Wohl aber sprach ein Aufruf davon, den Gahais und Klein am 1. Dezember gemeinsam veröffentlichten und in dem sie die Eltern blinder Kinder aufforderten, sich zu melden und die Kinder Herrn Klein zur Erziehung zu übergeben. Das ist das letzte Mal, daß Gahais und Klein gemeinsam hervortreten. Am 13. Dezember erschien noch einmal ein Aufruf des Gemeindesekretärs Gahais, in dem dieser für einen erblindeten Hoffurier um Unterstützung warb. Klein ist auf diesem nicht mitunterzeichnet. Wir wissen gar nicht, was es zwischen Gahais und Klein gegeben haben mag. Nur so viel steht fest: Eine Zusammenarbeit der beiden Männer läßt sich späterhin nicht mehr nachweisen, so sehr es bei Kleins Bestrebungen auch vorwärtsging. Gahais setzt sich, so weit wir sehen, für die Blinden dann nicht mehr ein.

(Fortsetzung folgt)

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN:

DAS MODELL

Sonnenglanz und Stille füllten das Refektorium, als sich die vom Kreuzgang einmündende Tür sachte auftat und der Prior, gefolgt von Leonardo da Vinci, den Raum betrat. Schweigend und mit dem genießenden Blick des Kunstverständigen betrachtete der Abt das gewaltige Wandgemälde vom Letzten Abendmahl des Herrn. Immer lebensvoller traten die einzelnen Gestalten hervor und ließen das Meisterwerk seiner Vollendung entgegenreifen.

„Du bist wahrhaftig ein Begnadeter, mein Sohn!“ wandte sich der Greis nun ergriffen an den Maler. Dieser wehrte voll wirklicher Bescheidenheit ab: „Nicht doch, Reverendissime. Ich bin ein armseliges, aber glückliches Werkzeug im Dienste des höchsten Meisters.“ Abermals versank der Prior in sinnendes Schweigen, um endlich neuerlich das Wort zu ergreifen. „Was mich an deinem Gemälde am stärksten berührt, ist der wundersame Ausdruck von Reinheit und Harmonie, der uns aus dem Antlitz des Erlösers entgegenstrahlt . . . Doch sprich, wieso kommt es eigentlich, daß gerade der Kopf des Judas aus flüchtigen Umrissen noch nicht herausgekommen ist?“ Der Gefragte ließ einen sorgenvollen Seufzer vernehmen. „Ach, ehrwürdiger Vater, Ihr ahnt gar nicht, wie viele schlaflose Nächte mir die Darstellung eben dieses Apostels schon bereitet hat“, entgegnete Leonardo nachdenklich. „Sosehr ich mich auch mühte, so mochte ich diesem Angesicht dennoch nicht den richtigen Ausdruck zu verleihen und ist es mir auch bisher noch nicht gelungen, ein entsprechendes Modell dafür zu finden.“ Der Prior lächelte wohlwollend und ermunternd. „Ja, ja, ihr Künstler habt schon auch eure Sorgen, aber dies schenkt euch nach dem Gelingen das Gefühl zweifacher Freude . . . Im übrigen bin ich davon überzeugt, daß es einem Leonardo da Vinci wohl gelingen wird, auch dieses Hindernis siegreich zu überwinden.“ Er nickte dem Meister freundlich zu und verließ den Raum, indes der andere wieder nach Pinsel und Palette griff.

Aber bald sanken ihm die werkenden Hände herab. Nein, sein Arbeiten war heute nicht glücklich und gesegnet! Unsteten Schrittes ging er im Refektorium auf und nieder — wie beklemmend schwül und ungut dünkte es ihn doch da herinnen. Rasch entschlossen stülpte er seinen Schlapphut über und stürmte ins Freie. Ziellos wanderte er durch die Straßen der Stadt, als ihn die flehende Stimme eines Bettelnden jäh seiner Versunkenheit entriß. Ein wenig ärgerlich über die unwillkommene Störung, gewahrte der Maler einen dürftig gekleideten Mann vor sich, dessen Züge Leonardo sogleich seltsam fesselten. Während er dem Armen nun eine milde Gabe darreichte, durchforschte sein Blick unverwandt und voll Aufmerksamkeit des anderen Gesicht. Trotz arger Verwüstung durch Leidenschaften und Not entdeckte sein kundiger Blick sofort die ursprüngliche Schönheit und die edle Form dieser Züge. Mitleid mit diesem Verkommenen erfaßte Leonardo und daneben durchzuckte ihn eine plötzliche Eingebung. Ja, nun hatte er endlich ein Modell für den Judaskopf gefunden. Diesen da vor ihm wollte er also konterfeien.

Auch der Bettler hatte Leonardo mit einem sonderbaren Ausdruck angestarrt — ein paarmal schien es, als wollte er etwas sagen, doch dann blieben seine Lippen verschlossen. Der Künstler packte den anderen am Ärmel seines verschlissenen Rockes. „Kommt unverzüglich mit mir, ich will Euren Kopf malen und Ihr sollt es nicht bereuen.“ Der Bettler versuchte sich loszureißen. „Nein, nein, laßt mich, ich will nicht mit Euch gehen!“ wehrte er heftig ab. Leonardo blickte ihn verwundert an. „Hier, seht, das soll Euer sein und Eure Not lindern“, sagte er und ließ eine Handvoll Goldstücke aufunkeln. In dem sich Sträubenden schien ein schwerer Kampf zu entbrennen. Zuletzt aber vermochte er dem lockenden Gleißen der Münzen doch nicht zu widerstehen.

Der milde Glanz des hereinbrechenden Abends umwob mit verklärendem Schein die Gestalten des Herrn und seiner Jünger, als Leonardo wieder ins Refektorium trat. Stumm folgte ihm sein sonderbarer Begleiter, der es nicht wagte, die Augen vom Boden zu er-

heben. „Wir wollen nun sofort ans Werk gehen“, sagte Leonardo voll neu belebten Eifers. Der Angeredete schrak jäh zusammen, seine Augen streiften das großartige Gemälde und mit einemmal erschütterte ihn ein wildes haltloses Schluchzen. „Was ist Euch nur?“ forschte Leonardo erschrocken. „Ich glaube wohl, Meister, daß Ihr mich heute nimmer erkennt und doch habe ich vor Jahren dem Antlitz des Erlösers meine Züge geliehen . . .“

Der Maler prallte unwillkürlich zurück. „Wie, Francesco Bartolini, Ihr, der Sohn einer so angesehenen und reichen Familie und dergestalt treffe ich Euch wieder?“ Francesco nickte beklommen: „Auch ich hätte es nie gedacht, daß ich durch meine unselige Leidenschaft für eine Unwürdige einst in einen solchen Abgrund stürzen könnte.“ Er hielt inne, indes er schaudernd das Gesicht in den Händen barg.

Zwischen den beiden wuchs ein lastendes Schweigen empor, dann aber trat Leonardo ganz nahe an den Gefallenen heran und legte ihm tröstend die Hände auf die Schultern: „Du sollst und wirst von heute an ein neues und besseres Leben beginnen und ich werde dir dabei gerne behilflich sein“, sagte er und der gütige Klang seiner Stimme rührte wohltuend an des Verirrten Herz. Francesco drückte wortlos des Künstlers Hand, doch lag in dieser stummen Gebärde Dankbarkeit und freudiges Hoffen.

VERNON BARLOW:

BÜCHER HELFEN DEN BLINDEN

Da Blindheit überall in der Welt in allen Schichten der Bevölkerung auftritt, ist offenbar, daß die Lektürewünsche erblindeter Menschen genauso vielseitig sind wie die sehender. Und es ist eine vielleicht nicht überall bekannte Tatsache, daß Blinde, die einmal mit ihren Fingern zu lesen gelernt haben, im Verhältnis viel öfter und mehr lesen als ihre sehenden Mitmenschen. Was sie von diesen in ihrem Lesebedürfnis unterscheidet, ist vielleicht die ausgesprochene Vorliebe für Bücher, die eine klare Handlung oder überhaupt viel Handlung haben. Bücher, die schreckenerregende Vorgänge beschreiben, Bücher auch, die eine höchst subjektive oder introvertierte Weltschau zum Ausdruck bringen, werden von Blinden im allgemeinen nicht gern gelesen.

Auffallenderweise ist den Blinden, ob sie nun hohe oder weniger hohe geistige Ansprüche stellen, eine Abneigung gegen ein Zuviel an deskriptiver Atmosphäre oder oberflächlichem Geschreibsel gemeinsam. Beide lesen sehr gern Reise- und Sportbücher, was nicht zu überraschen braucht, da es ihrer Vorliebe für „Handlung“ entspricht.

Es ist merkwürdig, daß in einigen Ländern ein erblindeter Student manchmal leichter und schneller seine Prüfungen machen kann als sein sehender Kollege, da er die für das Studium notwendigen Bücher oft schneller bekommen kann. Die Studentenbücherei, ein dem „Königlichen Institut für die Blinden“ in London angeschlossenes Institut, leiht ihre großen Bestände an ausgesprochener Lehrliteratur an blinde Studenten in fast allen Ländern der Erde aus, selbst nach Malaya, Australien, die Türkei, Israel und selbstverständlich auch Deutschland.

Sehr gefragt sind seit einiger Zeit Bücher in Braille-Schrift, mit deren Hilfe man Fremdsprachen erlernen kann. Da Blinde gewöhnlich ein überaus fein ausgebildetes Gehör besitzen, lernen sie meistens Fremdsprachen sehr schnell und leicht. Bevorzugte Lektüre sind ferner Geschichten von Musikern — Blinde sind fast durchwegs aufmerksame Musikfreunde! — und gute Biographien. Einige haben natürlich auch einen besonderen Geschmack an „Thrillern“ oder guten Wildwest-Romanen entwickelt. Immer begrüßt sind Zeitschriften, die neue Ideen und neues Wissen vermitteln.

Disraeli sagte einmal, daß ein Buch genauso bedeutende Folgen haben könne wie eine Schlacht. Diejenigen, die ihr Augenlicht verloren haben, können mit Hilfe der richtigen Bücher die Schlacht gewinnen, die man Lebenskampf nennt, gibt es doch heute praktisch keine Bücher mehr, die speziell als „Blindenbücher“ zu bezeichnen wären, d. h. daß sie eigens für Blinde verfaßt wurden.

FRANZ RESL:

EIN SCHRECKLICHER TRAUM

Als echter Eingeborener der schönen Donaustadt Linz, der mit ganzer Liebe an seiner Vaterstadt hängt, der alle ihre Reize und ihre Fehler kennt, freut es mich jedesmal, wenn ich Gelegenheit habe, anläßlich der vielen Tagungen, die bei uns stattfinden, den Gästen der Landeshauptstadt Proben österreichischen Humors bieten zu können. Aber, wenn ich auch nicht am Vortragstisch erscheine, als guter Linzer lasse ich keine Tagung vorübergehen, ohne nicht die Teilnehmer — wenn auch nur im stillen — zu begrüßen und auf ihr Wohl ein Glas zu leeren. Bitte, das ist sehr nett von mir, da ich ja weder Gemeinderat noch Landtagsabgeordneter bin, also eigentlich gar keine offizielle Verpflichtung dazu hätte! Aber schauen Sie, diese verschiedenen Tagungen sind für mich als Pensionisten eine herrliche Gelegenheit, ausnahmsweise und zu Ehren der Gäste einen Frühschoppen einzuhängen in mein ansonsten frühschoppenloses Dasein, und eben bei diesem Frühschoppen, den ich immer allein abhalte, begrüße ich im Geiste die Fremden, trinke auf ihr Wohl und freue mich, daß mein liebes Linz wieder in weiteren Kreisen bekannt und geschätzt wird.

War da einmal eine Zahntechniker-Tagung, verbunden mit einer kleinen Ausstellung, und ich wollte mich gerade in den Vereinshausgarten begeben, um für die Zahntechniker den stillen Frühschoppen zu zelebrieren, da traf ich einen bekannten Linzer Zahntechniker, im Volksmunde „Pappenschlosser" genannt. „Haben Sie schon unsere Ausstellung gesehen?" fragte er mich. „Kommen Sie mit, ich mache den Führer!" Und wir gingen von Koje zu Koje, eine schöner wie die andere, ließen uns von den Ausstellern kurze belehrende Aufklärungen geben beziehungsweise einzelne Apparate in Tätigkeit vorführen, und hochbefriedigt und um vieles Wissen bereichert, verließ ich die Schau. Der geplante Frühschoppen mußte leider unterbleiben, denn inzwischen war es halb zwölf geworden und punkt zwölf findet bei mir zu Hause die Fütterung sämtlicher Raubtiere statt.

Nach dem Essen legte ich mich auf den Diwan, zündete mir eine Zigarre an und begann langsam in die seligen Gefilde der Träume hinüberzuschlummern. Die Zigarre war mir aus der Hand geglitten und auf den Diwan gefallen und eine kleine weiße Rauchwolke, nach glimmenden Roßhaaren duftend, zeigte an, daß mein Schlaf tief war, und daß man eine brennende Zigarre nie auf einen Diwan fallen lassen, sondern vor dem Einschlafen in die Aschenschale legen soll. Da wurde plötzlich rasend an der Türglocke geläutet und meine Frau stürzte aufgeregt ins Zimmer: „Bitt' dich, steh auf, es sind eine Menge Herren draußen, die wollen alle mit dir sprechen!"

Und schon öffnete sich die Tür und herein kam die große Schar der Aussteller, beladen mit Apparaten und Instrumenten, Quarzlampen und Spucknäpfen, voraus aber schritt mein Führer durch die Ausstellung und trug auf einem seidenen Polster das zierliche Modell eines Zahnärztestuhles. Er verbeugte sich und sprach: „Im Auftrage und im Namen der Herren Aussteller der Zahntechniker-Ausstellung begrüße ich Sie aufs herzlichste und erlaube mir, Sie mit all den vielen Apparaten und Instrumenten persönlich bekannt zu machen, damit sie genau orientiert sind über alle Errungenschaften der modernen Zahnbehandlung." Dann stellte er das kleine Modell des Stuhles vor meine Füße und fuhr mit seiner Rede fort: „Sehen Sie, hier ist das Neueste. Ein Patentoperationsstuhl in Westentaschenformat. Ein Druck auf einen echten Elfenbeinknopf und er wächst in allen seinen Teilen zur Normalgröße an."

Er drückte auf den weißen Knopf und sofort begann der Sessel lautlos in die Höhe und Breite zu wachsen und plötzlich saß ich auch schon darauf. Hände und Füße wurden mechanisch festgehalten und auch meinen Kopf umfaßten zwei zangenartige Griffe. Und nun begann sich der Sessel zu heben und zu senken, zu wenden und zu drehen, lautlos, unheimlich.

Als ich dann auf einmal den Kopf unten und die Füße senkrecht in der Höhe hatte, erklärte der Führer, daß dies die bequemste Stellung zur Behandlung des oberen Gebisses sei. Ich hatte das Gefühl, als ob die kurz

vorher genossenen Nockerln langsam, aber unaufhaltsam aus dem Magen in das Gehirn rollen würden. Nachdem der Stuhl sich wieder in seine Normallage zurückgedreht hatte, wurde ich von drei der modernsten Lampen durchleuchtet und der Sprecher klopfte mir auf die Schulter und sprach: „Herr Resl, Sie können ganz beruhigt sein, Sie sind nur außen so dick, innen sind Sie das reinste Skelett!“ Plötzlich schaute er mich starr an, lang und durchbohrend, und dann kommandierte er: „Mund auf!“ Ich wollte fragen: „Warum?“, aber kaum hatte ich die Lippen geöffnet, da fuhr mir auch schon ein neuer Patentmundöffner zwischen die Zähne und öffnete mir den Mund ohne meine persönlichen Bemühungen bis zur Möglichkeitsgrenze. Und dann folgte ein wahrer Hexensabbat aller zahntechnischen Instrumente in meinem Mund!

Das bohrte und raspelte, sägte und klopfte, zog die Nerven und riß die Wurzeln und höhlte die Zähne, das sondierte und kratzte, polierte und schabte und ließ mich in rasender Eile all die wohltätigen Vorteile der modernen Zahnpflege erkennen. Langsam verschwand ein Instrument um das andere aus meinem Munde und jedem folgte ohne Schmerzgefühl ein Zahn. Nur ein funkelnagelneuer, zirka 1/4 Meter langer Bohrer ging selbständig nicht mehr zurück. Der Herr Zahntechniker erklärte, da sei einzig und allein meine total abnormal gebaute blöde Mundhöhle schuld, wodurch es möglich war, daß der Bohrer durch die Rückwand meines Kopfes drang und sich im Kragenknöpfel verzwickte.

Ein autogener Schneid-, Löt- und Schweißapparat trennte aber mit spielender Leichtigkeit Knöpfel und Bohrer und so konnte sich denn auch der letzte Zahn schmerzlos aus dem Munde entfernen. Um das im Munde angehäufte Wasser zu entfernen, wurde der neue Saugapparat angewendet, der imstande ist, Mund und Kehle innerhalb zweier Sekunden vollkommen trocken zu legen. Leider wurde er bei mir etwas zu spät abgestellt, so daß auch noch die Zunge aufgesaugt wurde und in den mit elektrischem Licht und Wasserspülung aufgestellten Behälter befördert wurde.

Nun eilte einer der Herren Aussteller mit einer Kieferabdrucksschaufel neuester Schöpfung, in der beiläufigen Größe einer halben Kohlenschaufel, herbei, strich einen Berg heißen Siegellack darauf und schob mir das Ganze in den vollkommen leeren Mund, während der führende Zahntechniker den Mundöffner entfernt und durch einen kräftigen Schlag mit einem Fleischpracker auf meine Schädeldecke Ober- und Unterkiefer innig mit dem Siegellack vereinte. Mir ragte der Schaufelstiel zwischen den Lippen hervor, und ich dürfte in diesem Augenblick eine große Ähnlichkeit mit einem gerupften, ausgestopften Schaufelschnabeltier gehabt haben. Der Herr Zahntechniker aber sagte: „Das kann doch net weh tun?“

Plötzlich löste sich der Abdruck und zwei Minuten nach seiner Entfernung schmückte ein fabelhaft elegantes, neues Gebiß meinen Mund. Die Aussteller aber hoben mich jubelnd auf ihre Schultern, eine neue große Tageslichtlampe beleuchtete feenhaft diese erhebende Szene. Der Herr Wortführer zündete mir mit einem elektrischen Zünder eine Zigarre an, ich wollte eben den vollkommen neu möblierten Mund öffnen zu einer feierlichen Ansprache — da ließen mich die Träger von ihren Schultern fallen und — waren spurlos verschwunden.

„Ja um Gottes willen, du bist ja vom Diwan heruntergefallen!“ rief meine Frau. Ich griff sofort in den Mund — gottlob! —, die Zunge war noch drinnen! Sie ist halt doch nicht durch den neuen Saugapparat durchgegangen!

Witzige Spitzen

Die Natur weist uns den Weg. Je mehr wir essen, um so schwerer macht sie es uns, dicht an den Tisch zu rücken.

Ihre Hüte machten immer den Eindruck, als wären sie auf ihrem Kopf notgelandet.

Wenn Sie beobachten, daß ein Mann seiner Frau die Wagentür öffnet, dann ist entweder der Wagen neu oder die Frau.

Der kostbarste Besitz eines Mädchens ist die Phantasie des Mannes.

Sie trug langes, blondes Haar mit kurzen, schwarzen Wurzeln.

Es gibt Leute, die übertreiben eigentlich nie. Sie erinnern sich nur gewaltig.

Sie sah ihn an — mit einem Blick, von dem mindestens zehn Zentimeter an seinem Rücken wieder zum Vorschein kommen mußten.

DR. LUDWIG BERG:

ROHSTOFFE FÜR BLINDENWAREN

Wer kümmert sich schon darum, wie ein Kokosläufer entsteht, woraus eine Bürste, ein Besen oder Pinsel gemacht werden? Wir benützen einfach diese und viele andere Gebrauchsgegenstände, ohne darüber nachzudenken, welch langen und mühevollen Weg sie zurücklegten. In dem Folgenden soll daher über die Rohstoffe, aus denen diese Gegenstände erzeugt werden, gesprochen werden. Da es sich dabei um Stoffe handelt, die weit weg von Europa, in fernen Kontinenten gefunden werden, hat sich die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten an eine der größten Importfirmen Europas gewendet und um Auskunft ersucht. Die Firma *Johannes Lucht & Co.* hat in dankenswerter Weise Entgegenkommen gezeigt und ein erschöpfendes Material zur Verfügung gestellt, dem die wichtigsten Tatsachen entnommen wurden.

Die Kokosnußpalme

Bewohner der Tropenländer pflegen zu sagen: „Wer eine Kokospalme sein eigen nennt, hat alles, was er zum Leben benötigt." In Indien nennt man sie daher „Baum des Wohlstandes" oder *Kalpavriksha*, d. h. „Baum des Himmels". Und in der Tat gleicht kein anderer Baum der Kokospalme bezüglich seiner Ausbeute.

Es gibt etwa 36 Arten, von welchen die gemeine oder echte Kokospalme in tropischen Küstengegenden seit vorgeschichtlicher Zeit verbreitet ist. „Mahawanse", die älteste Geschichtsschreibung Ceylons, berichtet bereits 161 v. Chr. von ihrem Vorhandensein, und König Aggrabhodi soll um 589 n. Chr. an der Südküste Ceylons sogar schon eine Art von Plantage mit Kokospalmen angelegt haben. Dagegen besagen die indischen Darstellungen, daß die Kokospalme durch einen König als Gastgeschenk nach Indien gebracht worden sei. Die Frage ist nicht ganz geklärt, aber ziemlich sicher ist es, daß Kokosnüsse aus dem östlichen Archipel an die Küsten Indiens und Ceylons angeschwemmt wurden und hier Fuß faßten.

Heute sind in Indien ca. 6000 qkm und in Ceylon ca. 4000 qkm mit Kokospalmen bewachsen. Indien steht an dritter Stelle in der Weltproduktion. Auf Ceylon wächst sie hauptsächlich entlang der Westküste und an der Südspitze in Plantagen. In Indien hingegen, an der Malabarküste (genannt „Land der Kokosnüsse"), läßt man sie willkürlich gedeihen, den zahlreichen Lagunen und Seen angepaßt.

Die Kokospalme wächst nur in dem engeren Tropengürtel bei Tagestemperaturen zwischen 25 und 35 Grad Celsius. Die Regenmenge beträgt dort mindestens 1500 mm, nicht selten aber 4000 mm jährlich. Der Baum erreicht eine Höhe von 25 bis 30 m und besitzt ein großes Feuchtigkeitsbedürfnis. Bei länger andauernder Trockenheit stößt er die alten Blätter rasch ab, während gleichzeitig die Bildung junger Blätter verlangsamt wird.

Die Landschaft der Kokospalme

Zubereitung von Faserstoffen

Dadurch wird die Entwicklung neuer Blütenstände nachteilig beeinflußt. Unter den gleichen Boden- und Feuchtigkeitsbedingungen gedeihen also die Palmen an der See besser als im Inland. Die Nüsse von „Seepalmen" besitzen eine stärker ausgebildete Faserschicht als die von „Inlandpalmen". Bei diesen ist hingegen das Kernfleisch mehr entwickelt. Außer in Indien und auf Ceylon wachsen Kokospalmen noch auf den Lakkadiven, auf Java, in Siam, in Cochin-China und in Neu-Guinea sowie in anderen Erdteilen.

Die Zeit bis zur Fruchtbildung hängt von der Beschaffenheit des Bodens und von der Sorgfalt ab, mit der man den Boden bearbeitet. Im günstigen Falle blühen die Palmen im fünften Jahr nach der Keimbildung, und weitere vier bis fünf Jahre vergehen, bis die Kokosnüsse nutzbringend verwertet werden können. Nach 80 oder 85 Jahren läßt die Fruchtbarkeit nach. Ohne besondere Kultivierung bildet eine Palme 50 bis 60 Kokosnüsse jährlich, jedoch sind Rekordernten mit weit über 100 Nüssen bekannt. Diese stammen keineswegs aus einer einzigen Blütenperiode, vielmehr gibt es jährlich drei bis zwölf Ernten. Dieser gewaltige Ertrag macht die Kokospalme so wertvoll.

Der Kokosfaserpolster

Die Nüsse verschiedener Palmen sind verschieden groß und zeigen auch, ihrem Nutzwert entsprechend, verschiedenen Gehalt. In ihrem Aufbau sind jedoch alle Kokosnüsse einander ähnlich. Die Außenhüllen bestehen aus einer dicken Faserschicht, dem Mesokarp. Dieser Kokosfaserpolster macht ca. 30 bis 55 % des Gewichtes der Nuß aus. Der Polster besteht aus einer Menge von Fasern und einer Zwischenfüllung, die bei der Fasergewinnung den sogenannten „Cofferdam" ergibt. Die Fasern sind gewissermaßen das Skelett des Polsters, sie sind bis zu 30 cm lang. Die Kokosfaser ist sehr elastisch und kann bis auf ein Viertel ihrer ursprünglichen Länge weiter ausgedehnt werden, ohne zu reißen. Jede Kokosfaser entspricht einem Gefäßbündel und setzt sich aus einem zentralen Zellstrang und einer starken Schicht dickwandiger Bastzellen zusammen, die ihn wie eine Art Zylinder umgeben. Bei der reifenden Kokosnuß trocknet der zentrale Strang des Gefäßbündels ein, wodurch im Innern ein Hohlraum entsteht. Diese hohle Beschaffenheit der Faser ist der Grund für die Leichtigkeit der Nuß und die Ursache ihres guten Schwimmvermögens und ihrer Widerstandsfähigkeit.

Der Kokospolster bildet einen natürlichen Schwimmapparat für die Nuß und dient als Schutz für den inneren Kern. Nach erlangter Reife fällt nämlich die Kokosnuß entweder zu Boden oder ins Wasser, bleibt liegen oder schwimmt davon. Und in diesem Zustand beginnt sie zu keimen. Keim und Wurzel, die aus einem der drei vorhandenen Keimlöcher herausdringen, erhalten ihre Nahrung aus dem Keimfleisch und dem im Inneren vorhandenen Kokoswasser, die beide für mehrere Monate ausreichen.

Kokospalmen, die nicht halbwild aufwachsen, werden plantagenmäßig entweder in Quadratform oder im Dreieck angesetzt. Die zweite Form ermöglicht eine bessere Platzausnützung. Der Mindestabstand der Setzlinge beträgt etwa 10 m. Für die Anlage von

Kokosnußpflanzungen bevorzugt man leichte, sandige Schwemmböden, in Indien zum Beispiel Gebiete, die während der Regenzeit zum Versumpfen neigen. Der Boden ist dabei von Lagunen durchzogen oder wird durch Drainage aufgelockert. Die Hauptarbeit der Bodenbearbeitung wird heute durch eingeborene Arbeiter mit der Hacke oder mit Messern verrichtet. Zuweilen wird ein durch Wasserbüffel gezogener Pflug verwendet. Das üppig wuchernde Gras, Alang-Alang, muß bei Erstpflanzungen immer wieder gerodet werden.

Die Ernte erfolgt in sehr unterschiedlichen Intervallen und sie richtet sich nach den Wachstumsbedingungen. In besonders gut gepflegten Anlagen kann man in jedem Monat des Jahres Nüsse pflücken. Im allgemeinen werden nur vollreife Nüsse geerntet, besonders dann, wenn Kopra und Öl von besonders guter Beschaffenheit und gleichzeitig Besen- und Bürstenfasern gewonnen werden sollen.

Die Kokosnuß

Sie besteht aus der äußeren Hülle mit dem dicken Faserpolster, aus der sehr harten Innenschale, dem inneren Kern (dem eigentlichen Nußfleisch) und aus Wasser. Die Faserhülle liefert die Kokosfaser. Aus der harten Schale werden Gebrauchsgegenstände, wie kleine Schüsseln, Vasen, Knöpfe usw., gemacht. Aus dem Kernfleisch wird die Kopra gewonnen. Der weiße Kern wird geraspelt und die daraus gepreßte Flüssigkeit ergibt die „Milch". Das weiße Kokosfleisch kennen wir bei uns als eigentlichen Kokos, von der Hausfrau und in Konditoreien als Süßstoff verwendet. Das Kokoswasser endlich ist ein erfrischendes Getränk.

Das Öffnen der Kokosnüsse.

Die Kopra

So nennt man den getrockneten Kern der ausgereiften Nuß. Sie bildet den bedeutendsten Rohstoff, den die Kokosnuß liefert. Um eine Tonne Kopra zu erhalten, benötigt man 4000 bis 6000 Nüsse. Die vollausgereiften liefern, unabhängig von ihrer Größe, die beste Qualität an Kopra. Die Nüsse müssen mit ihrer harten Schale ungefähr acht bis zwölf Monate lagern, um auszutrocknen. Der Austrocknungsprozeß kann aber durch mäßiges Feuer beschleunigt werden. Das Wasser trocknet aus und der Fleischkern löst sich von der Schale. Wichtig ist die richtige Lagerung der getrockneten Kopra (in Schuppen mit reichlicher Durchlüftung, um ein Muffigwerden zu verhindern). Die gewonnene Kopra wird an Ölmühlen oder Exporteure zur weiteren Verarbeitung geliefert.

Aus der Kopra wird fabriksmäßig das *Kokosnußöl* gewonnen. Bis zu 65 % Öl können erzielt werden. Es dient vorwiegend für die Seifen- und Margarineherstellung.

Aus den Rückständen der ausgepreßten Kopra wird der *Ölkuchen* oder Poonac gewonnen, der als Viehfutter Verwendung findet. Die meist armen Schichten der einheimischen Bevölkerung benützen ihn auch als Nahrungsmittel.

Die Kokosfaser

Sie wird aus dem dicken Faserpolster, welcher die Nuß umgibt, gewonnen. Es gibt drei Faserklassen, nämlich die *Bristle-Fiber*, die *Mattress-Fiber* und *Combings* (eine nähere Besprechung dieser drei Fasern erfolgt im nächsten Artikel, Anmerkung des Verfassers). Während Ceylon der größte Exporteur von Kokosfasern ist, verschifft Indien hauptsächlich Kokosgarn und Kokosfertigwaren. Aus der Kokosfaser wird das Kokosgarn gesponnen.

Weitere Produkte der Kokosnußpalme

Aus dem Stamm der Palme, unterhalb des Blütenstaudensatzes, wird das *Toddy*, eine Flüssigkeit, gezapft, die als geschätztes Getränk verwendet wird. Mit einem Tontopf bewaffnet, erklettert der Sammler die Palme, ritzt den Stamm und fängt den ausfließenden Toddy-Saft auf. Er enthält ca. 5 % Alkohol und kann zu süßen Speisen verarbeitet

werden. Durch Destillation erhält man hochprozentigen Arrak.

Die harte innere Schale enthält einen wertvollen Bestandteil von Kreosot, welcher vorzügliche Brennfähigkeit besitzt. Das ist die *Teerkohle*, die für Brennzwecke, aber auch für chemische Verarbeitung verwendet wird.

Das vom Stamm der Kokospalme gelieferte *Bauholz* ist von guter Qualität und besonders für Dachbau und Möbel geeignet. Es ist ein hartes dauerhaftes Holz.

Cadjans sind die getrockneten Palmenblätter, die zum Dachdecken und zur Herstellung von Zäunen Verwendung finden.

Die feinen getrockneten Rippen der Palmenblätter heißen *Ekels* und werden an Ort und Stelle zu Haushaltsbesen verarbeitet.

Bei der Verarbeitung des Toddy entsteht ein dunkelbrauner Zucker, *Jaggery* genannt. Er wird zumeist von den Einheimischen verwendet. Als Nebenprodukt ergibt sich dabei Essig.

Wenn die Kokospalme Blütenansätze treibt, dann erhält sie neu hervorsprießende Triebe, die ca. 50 cm lang sind. Gekocht gelten sie als große Delikatesse, *Kokosnußkohl* genannt.

Beim Herausschlagen der Kokosfaser aus dem gerösteten Faserpolster entsteht das *Kokosmull*, ein Material, ähnlich dem Sägemehl, aber sehr hart in der Struktur. Es wird für Blumengärten verwendet.

Schließlich haben wir noch das *Kokosnußwasser* als angenehmes Getränk und die sogenannten *Frischkerne*, das Kernfleisch von jungen Nüssen. Insgesamt ergeben sich also 17 Produkte der Kokospalme, die damit eine nicht mehr wegzudenkende Basis für die heutige Fertigwarenproduktion und eine der wichtigsten Nutzpflanzen darstellt.

(Fortsetzung folgt)

Blinde Musiker

Zwei virtuose Künstler sind die Kollegen Novacek und Novak, die immer wieder ihre Zuhörer zu stürmischem Applaus begeistern.

CARL ZUCKMAYER:

Wer nie sein Huhn mit Tränen aß

Wenn in unserem Landhäuschen in Henndorf bei Salzburg ein Huhn oder eine Ente geschlachtet werden sollte, dann mußte die Nachbarbäuerin, die Riedermüller-Mariedl, herüber kommen und die blutige Arbeit tun, denn die Köchin weigerte sich, und der Hausverwalter, ortsamtlicher Totengräber von Beruf, verabscheute es, ein Geschöpf vom Leben zum Tode zu bringen.

Ich selbst ging gelegentlich Rebhühner oder Fasanen schießen. Sie fielen — falls ich traf — von Schrotkörnern durchbohrt in die herbstlichen Stoppeln, und wenn der Hund sie apportierte, waren sie fein säuberlich, fast ohne ein Bluttröpfchen, wie ausgestopfte Vögel anzusehen. Nie hätte ich daran gedacht, selbst einen Hahn zu schlachten. Ich hätte mir aber auch nicht träumen lassen, daß ich einmal das Leben eines Farmers in Amerika führen würde.

Das „Farmen" ist eine ziemlich anstrengende, wenn auch gesunde Tätigkeit. Wer es jedoch ohne Tränen ausüben möchte, der darf seinen Tieren keinen Namen geben. Schimpfnamen vielleicht, wenn ihm zum drittenmal der Milchkübel umgestoßen wird oder dergleichen, denn das erleichtert sein Gemüt, und den Tieren tut es nicht weh. Wenn ein paar halbausgewachsene Schweine durch den Zaun brechen und rücksichtslos ins junge Maisfeld galoppieren und man selbst galoppiert hinterher, um ihre schon hundert Pfund Lebendgewicht an den Hinterfüßen zum Trog zurückzuschleppen, dann ist das kein Roheitsakt, sie Säue zu nennen. Aber ein Ding oder ein Geschöpf mit einem persönlichen Namen zu taufen, heißt, ihm eine Seele einzuhauchen. Mehr: ihm Unsterblichkeit zu verleihen. Und genau das muß man auf einer Farm vermeiden, die sich rentieren soll.

Die Tiere, die man getauft hat, eignen sich nicht mehr fürs „Geschäft" oder für den „Kochtopf". Sie sind liebe Verwandte geworden. Familienangehörige, Dauergäste im Haus — und sie wissen es. Sie wissen, daß man durch unzerreißbare Bande an sie gekettet ist — und sie benehmen sich entsprechend. Sie denken gar nicht mehr daran, daß es ihre Aufgabe wäre, dem Farmer etwas einzubringen — sondern sie lassen ihn zahlen, nicht nur mit Geld für ihre standesgemäße Lebenshaltung, sondern mit einer Menge von Zeit, Arbeit, Fürsorge, Mitgefühl — manchmal sogar mit Tränen.

Wir hatten uns das „Farmen" ganz nüchtern und sachlich vorgestellt. Nach all den Jahren voll Unruhe, Wechsel und Wanderschaft, ein Ort zum Bleiben, eine geregelte Tätigkeit, eine solide Lebensweise. Kein Pathos, keine Romantik, nicht zu viel Aufregung. Laß Herz und Seele ruhen und reg die Muskeln. Feste Arbeitsstunden, sauber zwischen Stall, Feld und Schreibtisch geteilt. Planmäßig und zweckentsprechend — die Hände voll Blasen und ein freier Kopf.

Unsere Farm liegt eine Stunde vom nächsten Ort, inmitten der Wälder, sie war viele Jahre lang nicht bewirtschaftet worden, und der steile Zufahrtsweg verwandelte sich schon im November in einen Gletschersturz.

„Glaubt ihr wirklich, daß ihr den Winter hier aushalten könnt?" fragte einer der Dorfbewohner, als wir einzogen. „Warum nicht", sagte ich kühn, „andere Leute haben es vor uns getan, und ein paar von ihnen haben es überlebt." — „Sie haben es überlebt", sagte der Mann, „aber das waren eingeborene Vermonter. Und selbst für Eingeborene —" Er sprach den Satz nicht zu Ende, sondern zuckte die Achseln und wandte sich ab, wie von dem traurigen Anblick eines unvermeidlichen Unglücksfalls.

Jetzt liegen drei Winter hinter uns (ich seh' sie liegen wie unzerschmelzbare Eisblöcke). Wir leben noch. Und ich habe einiges gelernt. Vor allem, wie nie zuvor in so kondensierter Form, was ein einzelner Mann ohne Hilfe leisten kann — und was er definitiv nicht kann. Er kann zum Beispiel, während einer Kältewelle zwischen 40 und 50 unter Null, in einem alten Haus mit Holzöfen und sturmdurchrüttelten Scheunen, es gerade noch schaffen, daß ihm die Wasserleitung, der Viehbestand und die Familie nicht einfriert. (Die besagte Reihenfolge

kennzeichnet den Grad seiner Sorgen.) Er kann mitten in einem Blizzard eine zusammenkrachende Stalltür reparieren. Er kann seinen Nachschub an Futter- und Lebensmitteln in einzelnen Fünfzig-Pfund-Lasten drei Meilen weit auf Schneeschuhen herbeischleppen. Aber gleichzeitig ein Buch oder ein Stück schreiben, das kann er nicht. Oder es soll mir einer vormachen. „Dichter und Bauer" mag eine schöne Operette sein — ich kenne nur die Ouvertüre —, in der Praxis geht es nicht zusammen. Wenigstens dann nicht, wenn man wirklich beides selber tun muß, und sich nicht eine Farmhilfe leisten kann, die einem vielleicht die Bücher schreibt, oder einen Schriftsteller, der einem die Stallarbeit macht.

Das Schlimmste aber sind die getauften Tiere. Natürlich mußten wir unserem ersten einzelnen Farmtier einen Namen geben. Es war Gussy — die verrückte Ente. Wir kamen zu ihr, sozusagen wie die Jungfer zum Kind. Wir waren noch gar nicht fertig mit dem Reparieren, Zäunebauen, Dächer ausflicken und wir wollten keine Farmtiere anschaffen, bevor sie richtig untergebracht werden konnten. Aber eines Sonntags besuchten wir einen befreundeten Nachbarfarmer und schnupperten auf dem Geflügelhof herum, um etwas „Praxis" aufzuschnappen. Dort, auf einem vereisten Misthaufen, der in der Frühlingssonne funkelte wie ein kristallener Thron, saß Gussy. Sie hieß noch nicht Gussy. Man nannte sie dort einfach die „verrückte Ente". Ihre Federn waren in Selbstverteidigung gesträubt und mit Blut besprenkelt, aber sie zeigte einen gewissen Ausdruck von Herausforderung und Angriffslust. Von Zeit zu Zeit stürzte sich ein Teil des „normalen Geflügels" über sie her — nicht ohne von ihr durch Zischen, Aufplustern und Flügelschlagen gereizt worden zu sein — und peckte auf sie los, aber Gussy peckte zurück, daß die Federn stoben, und wenn man von ihr abließ, hatte sie noch nicht genug, sondern verfolgte ihre Verfolger in wütenden Gegenangriffen über den ganzen Hof. Dann, nachdem sie etwas mehr Blut und Schönheit, aber nichts von ihrer Ehre eingebüßt hatte, kehrte sie auf ihren Misthaufen zurück, um sich in königlicher Einsamkeit irgendwelchen größenwahnsinnigen Träumen hinzugeben.

„So war es immer", sagte der Farmer, „seit sie ausgedert ist." Er hatte keinerlei Erklärung für ihre Unbeliebtheit. „Vielleicht ist sie ein Genie", sagte ich, „ihrer Zeit voraus, oder so ähnlich. Eines Tages werden die anderen ihr ein Denkmal bauen — auf jenem Misthaufen." Der Farmer schüttelte skeptisch den Kopf. „Die anderen können sie nicht leiden", sagte er, „und sie kann die anderen nicht leiden. Sie verhungert lieber, als daß sie mit ihnen gemeinsam frißt. Sie werden sie noch totbeißen. Schade drum. Sie ist eine gute Ente." Es bedurfte nicht langer Überredung — und wir hatten sie in einem Korb mit einem kleinen Vorrat an Körnern verpackt. Der Farmer schien erleichtert, sie los zu sein — und für uns war es ein Anfang. Warum soll man ein Geschenk zurückweisen? Schließlich war sie eine gute Ente — und eine ausgesprochene Persönlichkeit.

Das letztere war sie allerdings. Wir hatten eine harte Anfangszeit mit ihr. Trotz aller Fürsorge, aller Anerkennung und allen Respekts vor ihrer Individualität benahm sie sich immer noch wie ein schwer erziehbares Kind. Zur regelmäßigen Zeit verweigerte sie ihr Futter und stieß ihren Wasserkübel um, aber eine Stunde später tat sie, als ob sie verhungern und verdursten müsse. Wenn meine Frau sie mit Weißbrot und Milch zu füttern versuchte, biß sie ihr dankbar in den Finger. Immer wieder rannte oder flog sie davon und man hatte die größte Mühe, sie in einsamen Waldbächen oder Sumpflachen wieder einzufangen und zurückzubringen. Einmal flog sie, offenbar aus Mangel an gefiederter Gegnerschaft, in den Hundezwinger und begann meine beiden Wolfshunde zu attackieren (was ich keiner Wildkatze raten möchte). Ich konnte sie ihnen erst im letzten Moment aus den Zähnen reißen, und meine Frau hätte mit einem Holzklotz, den sie nach den Hunden zu werfen versuchte, beinah mich erledigt. Gussy jedoch schien ausgesprochen gekränkt über unsere Einmischung.

Ein Geflügelhof wuchs um sie auf, von Hühnern, Gänsen, Enten bevölkert: Gussy blieb wie sie war, asozial, egozentrisch, boshaft, angriffslustig und eigenbrödlerisch — mit einem Wort, verrückt. Als die Legezeit kam, ließ sie sich wohl gelegentlich herbei, einen Enterich zu erhören, um ihn gleich hinterher wütend anzufallen und ihm ein

paar Federn aus seinem in stolzer Männlichkeit gelupften Schweif zu reißen. Eines Tages war sie spurlos verschwunden, und nach langem anstrengendem Suchen gaben wir sie auf. Aber als etwa vier Wochen vorbei waren, hörte man plötzlich ein ungeheures Gequake, Gezische und Gezirpe unter den vermorschten Flurbrettern der großen alten Scheune — und heraus kam Gussy, gefolgt von elf gelbflaumigen, eben ausgebrüteten Entlein.

Die Mutterschaft änderte nichts an ihrer Verrücktheit. Sie benahm sich scheu und wild wie immer, vermied die allgemeinen Futterplätze und versuchte, ihre Brut zur gleichen asozialen und weltverachtenden Haltung und Selbstabsonderung zu erziehen. Sobald aber die Jungen anfingen, sich wie „normale" Enten zu benehmen, biß sie sie rücksichtslos von sich weg und schaute sich nach einem einsamen Misthaufen um, auf dem sie Gott und der Welt Trotz bieten könne. „Normal" ist natürlich ein zweifelhaftes Wort — für jede Art von Geschöpf. Wenn jemand glauben sollte, daß Tiere im allgemeinen „normal" seien — normaler als Menschen —, so denke ich mir, daß er nicht viel von Tieren versteht. Auch nicht von Menschen wahrscheinlich.

Man könnte nicht behaupten, daß Hermann verrückt sei — aber trotz seiner ganz normalen Stärke und Bösartigkeit ist er als Gänserich zweifellos ein Versager. Wir nannten ihn Hermann (den Cherusker) wegen seiner ungeheuer himmelblauen, strahlenden Augen, mit denen er stolz und ein wenig tückisch in die Welt schaut. Das Peinliche mit Hermann ist, daß er sich überhaupt nicht für Gänse interessiert, obwohl ihm ein ganzer Harem zur Verfügung steht — sondern nur für Enten. Biologisch gesehen führt das zu nichts. Er aber scheint vollauf befriedigt, wenn er vor einem Haufen eingeschüchterter Entenmütter herspazieren kann, die ihn offenbar seiner Größe und seines tyrannischen Benehmens wegen bewundern. Aber selbst Hermann, obwohl er sich als völlig nutzlos für den Geflügelhof erwies, entging dem langen Messer und wurde von einem drohenden Todesurteil begnadigt.

Als nämlich die ersten jungen Gänse ausgebrütet wurden — ein Ereignis, das keineswegs auf seine Mitarbeit zurückzuführen war —, hielten wir sie der Vorschrift gemäß auf einem besonderen abgegitterten Platz, um sie vor den Gänserichen zu schützen, von denen es heißt, daß sie den Jungen oft gefährlich werden, sie verwunden oder totbeißen. Tagelang beobachtete ich Hermann, wie er seinen platonischen Enten-Serail verließ und mit häßlichem, sehnsuchtsvollem Geschrei das Gitter umkreiste, das ihn von den jungen Gänslein trennte. Ich muß gestehen, daß ich nur mit Scham des häßlichen Verdachts gedenken kann, den ich gegen ihn hegte — und jenes Morgens, als ich mit all meinen Kleidern in den Teich sprang, um eines der Gänsejungen, das durch ein Loch im Gitter entschlüpft war, um ein voreiliges Bad zu nehmen, vor dem auf es zuschwimmenden Hermann zu schützen.

Ich hatte keine Ahnung, daß Hermann nichts anderes im Sinn hatte, als seinerseits das junge Gänslein vor mir zu schützen. So lieferten wir uns gegenseitig eine Seeschlacht, nur mit jener zwischen Admiral Scheer und Commodore Jellicoe aus dem letzten Weltkrieg zu vergleichen, und das Gänschen wurde durch die gemeinsamen Anstrengungen seiner beiden Beschützer beinahe ertränkt. Später, als die Junggänschen ihren ersten offiziellen Spaziergang machten, stellte sich heraus, daß Hermann nur auf diesen Augenblick gewartet hatte, um die Rolle eines liebevoll sorgenden Familienvaters zu übernehmen, ohne sich über die Legitimität seines Nachwuchses irgendwelche Gedanken zu machen. Durch diesen rührenden Zug reihte er sich in die Schar der Unsterblichkeit ein, und wenn ihn kein Fuchs erwischt, wird er bei uns an Altersschwäche sterben. Da er das weiß, läßt er natürlich keinen unachtsamen Hausbewohner oder Gast vorübergehen, ohne ihn von hinten in die Waden zu beißen.

Selbst unter kommunen Hofhühnern, die in ihrer Anlage mehr zu Kollektivhandlungen und Massenbewegungen zu neigen scheinen, findet man so etwas wie „ausgesprochene Persönlichkeiten". Fünf unserer ersten sechs „Professionellen" sind noch am Leben, und ich fürchte, sie werden es bleiben. Wir tauften sie nach ihrem Einzug nach verschiedenen Vornamen unserer beiden Töchter: Michaela, Maria, Magdalena, Agatha, Christina, Augusta. Da sie die ersten waren,

beobachteten wir sie mit übertriebenem Interesse, und später noch, als wir schon die Eier dutzendweise verkauften, konnten wir Magdalenens oder Marias Eier von den anderen unterscheiden und behielten sie, wie persönliche Geschenke, für unseren eigenen Frühstückstisch. Im ersten Winter hatte Michaela das Mißgeschick, daß ihr die Fußzehen erfroren. Sie schwollen an und bekamen die dunkelrot-violette Farbe einer gewerbsmäßigen Trinkernase. Das arme Tier konnte nicht mehr gehen oder stehen. Normalerweise (hier bezieht sich das Wort auf die Menschen) hätte man sie schlachten sollen. Aber meine Frau bestand darauf, sie zwecks besonderer Behandlung in die Küche zu übersiedeln. Nach einigem ebenso lauten wie wirkungslosen Widerspruch gab ich nach.

„Es wird stinken", sagte ich. „Michaela stinkt nicht", sagte Madame, und dies war Dogma. (Im Vertrauen — sie stank.) Jeden Morgen, einige Wochen hindurch, wenn ich als erster in die Küche kam, erschrak ich für einen Moment — da ich über Nacht Michaelas Anwesenheit vergessen hatte —, wenn plötzlich hinterm Herd ein heiseres altes Weib zu schwätzen begann. Sie schwätzte unablässig, sie — ich rauchte eben etwas mehr in der Küche. Und eines Tages marschierte sie wirklich auf gesunden Füßen wieder hinaus, nachdem die Krallen abgefallen waren wie Fingernägel in einem Manikürsalon. Vermutlich aus Dankbarkeit, entwickelte sie nun eine Tätigkeit als Uhrenersatz. Meine Frau hatte sie nämlich mit einem Extrabissen verwöhnt — manchmal sogar etwas rohes Fleisch —, den sie jeden Abend um sechs unmittelbar vor der allgemeinen Fütterungszeit bekam. Seitdem erschien, jeden Abend punkt sechs, Michaela an der Küchentür, um mit ihrer heiseren Altweiberstimme das Protektionsbröckchen zu verlangen. „Stell das Radio an", pflegte einer von uns zu rufen. „Michaela gackert draußen." Im nächsten Moment hörte man bereits: „Six p.m. We bring you the latest news —"

Schließlich erlag sie doch einer Erkältung, als ich gerade für ein paar Tage in New York und meine Frau mit einem Dorfbuben als einziger Hilfe allein auf der Farm geblieben war. Der Bub kam wie gewöhnlich zu spät von der Schule heim und fand meine Frau in einer desolaten Verfassung. „Ein schrecklicher Tag", grollte sie vor sich hin. „Das Kohlenfeuer ist aus, kein gehacktes Holz mehr oben, die Wassereimer sind alle eingefroren und ein Schneesturm kommt auf. Zum Melken ist es auch schon zu spät, und die Schweine sind noch nicht gefüttert, und Michaela ist gestorben." — „Oh", sagte der Junge mit einem leichten Anflug von Interesse, „in Sarah Lawrence?" (Dort besuchte nämlich unsere Tochter Michaela das College.) „Ach nein", antwortete meine Frau ärgerlich, „natürlich nicht unsere Tochter; Michaela, die Henne." — „Ja so", sagte der Bub — und es klang fast ein wenig enttäuscht. Denn Landbewohner haben ein eigenes Verhältnis zu Tod und Leben. Das meinige hat sich durch den berufsmäßigen Mord, den ich an allen Arten von Geflügel auf die rascheste und abgekürzteste Art zu begehen lernte, nicht wesentlich verändert. Ich finde das Schlachten noch immer ekelhaft.

Was für ein Glück, daß man auch ein paar Tiere hat, die keinem ökonomischen Zweck dienen (oder ihn verfehlen) — sondern nur um ihrer selbst willen existieren dürfen und sollen, so lang sie gesund bleiben. Ich fand Liesi, mein „Tier" (zoologisch eher eine Hirschkuh als ein Reh zu nennen), mitten in der Wildnis — wo sie sich in einem von Gebüsch überwucherten alten Viehdraht verfangen hatte und hilflos mit gebrochenem Hinterlauf festhing. Sie war ein Jährling und schon ziemlich stark. Trotz ihrer Verletzung und des Blutverlustes schlug sie mit den gesunden Läufen verzweifelt um sich, und es war gar nicht leicht, sie auf den Schultern heimzutragen. Der „Gamewarden" (Jagdschutzaufseher) und der Ortsveterinär rieten mir, sie zu erschießen. Niemand glaubte, daß man sie heilen oder auch nur zutraulich genug machen könne, um sie an Fütterung zu gewöhnen. Ich hatte aber beobachtet, daß sie, wenn man sie in der großen Scheune, in der ich ihr ein Lager zurechtgemacht hatte, allein ließ, frisches Wasser leckte und ein bißchen Heu zu zupfen begann.

In den Dämmerstunden, morgens und abends, näherte ich mich ihr vorsichtig (und in meinem ältesten Stallanzug, in dem bestimmt keine menschliche Witterung von mir ausgeht), legte ein paar Karotten, Apfelstücke, einen Maiskolben in ihre Nähe und

ließ sie allein. Nach ein paar Tagen fraß sie bereits alles auf, was ich ihr hinstellte, aber nur wenn sie sich unbeobachtet fühlte. Gleichzeitig bemerkte ich, daß die Wunde an ihrem gebrochenen Lauf immer schlimmer wurde und gefährlich zu vereitern begann. Sie konnte zwar bereits auf den drei anderen stehen und ein paar Sprünge machen, aber von der offenen Splitterstelle drohte Brand und Blutvergiftung. Mir war klar, daß etwas Radikales geschehen mußte, um sie zu retten.

Es war ein kalter, stürmischer Sonntagmorgen im November. In der Früh hatte ich stundenlang mit Gummistiefeln im vereisten Teich herumwaten müssen, um ein paar Enten zu befreien, die über Nacht eingefroren waren. Es war einer jener Tage, kurz vor Winters Anbruch, an denen alles schiefzugehen scheint. Wortlos — da ich wußte, daß mir dabei niemand helfen konnte — schärfte ich eine Axt, bereitete etwas Verbandzeug, Lysol und Wundsalbe vor, ging in die Scheune hinüber und warf mich sofort über das Tier, ehe es aufspringen konnte. Indem ich es mit meinem Körpergewicht niederhielt, trennte ich mit einem raschen Schlag ihren heillos zersplitterten Lauf ab, reinigte die Wunde und machte einen blutstillenden Verband. Dann stellte ich ihr etwas frisches Wasser hin und ging. Ich wußte, es war das einzige, was man versuchen konnte — ob es Erfolg haben werde, ahnte ich nicht.

„Was ist passiert?“ fragte meine Frau, als ich herüber kam. „Du bist ganz grau im Gesicht.“ — „Wo ist der Schnaps?“ antwortete ich heiser und nahm einen tiefen Schluck.

Als ich am Nachmittag wieder in die Scheune kam, da stand Liesi auf ihren drei gesunden Läufen, das frisch amputierte geschickt nach rückwärts ausgestreckt, und schaute mir ganz ruhig, fast ohne Scheu, entgegen. Ich selbst mag wohl vor Erregung gezittert haben. An diesem Abend nahm sie zum erstenmal ihr Futter von meiner Hand und ich konnte ihr ohne Mühe den Verband wechseln. Nach zehn Tagen war die Wunde geheilt, sie lernte auf ihren drei Läufen so rasch und sicher herumspringen, als sei sie ein komplettes Tier, hört auf ihren Namen und läuft mir überall nach. Sie lebt in einem kleinen Haus dicht beim Hundezwinger, mit dessen wild ausschauenden Insassen sie eine intime Freundschaft geschlossen hat. Und in finsteren Herbstnächten kommen die Böcke aus den Wäldern bis dicht ans Haus heran und brüllen unheimlich in unseren Schlaf. Vielleicht werden wir eines Tages junge dreibeinige Kitzlein haben — falls einer es wagt, über den Zaun zu springen. Viele Leute kommen an Sonn- und Feiertagen herbei gewandert, um das zahme Tier zu sehen — und während ich das niederschreibe, komme ich auf die Idee, ich sollte einen Nickel Eintritt nehmen und einen Dime für Streicheln und Füttern. Dann könnte ich vielleicht das Hühnerschlachten aufgeben — und all meinen Tieren Namen geben.

Blinde Köchinnen

Kochen muß gelernt werden, und das gilt natürlich auch für Blinde. Im Wiener Blindenerziehungsinstitut lernen es die blinden Mädchen. Ihre Kochkunst unterscheidet sich kaum von der der Sehenden.

KARIN RÖTZER:

DAS FIRMUNGSKLEID

Unsere Tochter wird heuer gefirmt. Dies bedeutet Überlegungen, Meinungsverschiedenheiten, vielleicht sogar Auseinandersetzungen innerhalb des engsten Familienkreises. Man benötigt dies und das und das große Sorgenkind aller Vielfalt ist natürlich das Firmungskleid.

Papa steht den Dingen einfach verständnislos gegenüber. Er fühlt bloß den drohenden Angriff auf seine Brieftasche und zieht sich knurrig in sein Arbeitszimmer zurück. Reserve ist erfahrungsgemäß die beste Abwehr. Mutter ist indigniert, findet, daß Papa ein „Rabenvater" ist und denkt heimlich an List, und das Töchterchen, das erkennt, daß diesmal mit Schmeichelei nichts zu erreichen ist, weint bittere Tränen in das winzige Taschentüchlein.

Mutter aber ist bereit, das Firmungskleid zu beschaffen und so holt sie ihr bis jetzt so sorgfältig aufbewahrtes Hochzeitskleid aus dem Schrank. Lisa macht große Augen, da Mutter vorschlägt, es zu zertrennen, putzen zu lassen und zur Schneiderin zu tragen. Lisa mag wohl überlegen, daß es besser wäre als keines, aber begeistern kann sie Mutters Idee nicht.

„Es wird sehr hübsch aussehen", will Mutti sie überzeugen. „Schau, Mutti", meint Lisa, „man trägt halt jetzt nicht Seide, so schwere schon gar nicht, sondern Perlon. Und weiß habe ich mir mein Firmungskleid überhaupt nicht vorgestellt." — „Wir werden es färben lassen, liebes Kind, rosa, nicht wahr?" — „Nein, nur nicht rosa!" — „Also hellblau?" — „Auch nicht." — „Wie denn dann?" — „Grün, Mutti." — „Um Himmels willen, wer hätte so etwas schon erlebt, ein grünes Firmungskleid habe ich noch nie gesehen, Lisa." — „Wird man es eben an mir sehen, ich will meine eigene Note haben — Mutti — sei nicht bös, aber du denkst etwas altmodisch."

Mutters Opferbereitschaft ist beinahe im Schwinden. Aber dann zertrennt sie stundenlang liebevoll und behutsam das schöne Kleid und, wenngleich sie mit den Allüren ihres Töchterchens nicht einverstanden ist — es wird hellgrün gefärbt, muß sie zugeben, es sieht sogar ganz hübsch aus.

Die Schneiderin lobt das schöne Material und legt den Damen unzählige Modejournale vor. Nach qualvoller Wahl wählt Mutti ein Modell. Lisa ist nicht einverstanden. Sie will die Ärmel nach diesem, den Oberteil nach jenem und den Rock nach einem anderen Modell. Das war nun wirklich kompliziert und nach Erfahrung der Näherin unharmonisch, und aus dem Hochzeitskleid nicht gut herauszubringen. Bleibt also doch Muttis Vorschlag. Es wird Maß genommen, notiert, der Tag der Anprobe festgelegt und noch viele Details werden genau besprochen, und da beginnt Lisa sich endlich doch zu freuen, es war ja auch ihr erstes langes Kleid und also gar kein Wunder, daß man erregt war und sie bekommt rote Wangen: „Papa wird sich wundern, eine so erwachsene Dame zur Tochter zu haben!"

Wochen sind darüber vergangen. Man hat sich die Füße müdegelaufen, um alles zusammenzutragen und Mutter ist abgespannt. Papa findet das Getue übertrieben und überflüssig. „Er hat eben gar keine Phantasie und seine Haltung offenbart seelische Grausamkeit", meint Lisa gekränkt, „wie du Papa überhaupt heiraten konntest, Mutti!" Diese aber lächelt und denkt: woher sie diese Weisheit hat?

Lisa aber wittert in Mutters Gesicht Verlegenheit. Sie freut sich, mit 14 Jahren kein kleines Mädchen mehr zu sein und so nach und nach hinter die Schliche der Erwachsenen zu kommen. Unter derlei Überlegungen ist der Tag der Firmung herangekommen. Mutter und Tochter verbringen etliche Stunden beim Friseur und Papas Stimmung ist alles eher als gut. Er murrt, da seine Persönlichkeit kaum Beachtung findet und das Mittagessen im Gasthaus ihn vielleicht arg enttäuscht hat. Also macht Mutter ihn neugierig: „Du wirst Augen machen, Lisa hat das erste lange Kleid — sie wird aussehen, wie eine richtige junge Dame. Du mußt ihr etwas Anerkennendes sagen, sonst verdirbst du ihr die Freude an der Firmung."

Die Zeit drängt, der Wagen wartet auf Lisa, die Patin, Mutti und Papa. Da öffnet sich endlich die Türe und sie steht vor ihnen, strahlend und voll Spannung — im grünen Kleid — das kaum über die Knie reicht. Da lächelt die junge Dame etwas verlegen: „Ich habe es abschneiden lassen, denn mit einem langen Kleid kann man nicht Ringelspiel fahren."

„Ich habe noch nie ein Lächeln gesehen"

DIE „SHADOWPLAYERS", EIN ENSEMBLE BLINDER SCHAUSPIELER

Der Regisseur schüttelt den Kopf: „Halt, so geht das nicht. Ihr Lächeln muß weich und zärtlich sein." Das hübsche junge Mädchen auf der Bühne dreht sich mit einem ernsten Gesicht zu ihm um: „Wie soll ich das denn machen, ich habe doch noch nie ein Lächeln gesehen." Wir wohnen der Probe einer Truppe blinder Schauspieler, der sogenannten „Shadowplayers", in San Franzisko bei. Der Regisseur tritt zu dem Mädchen heran, läßt sie sein eigenes Gesicht abtasten, während er selber lächelt. So lernt die junge Blinde, wie sich die Gesichtsmuskeln bei einem solchen Lächeln verziehen.

Die Geschichte dieser Schauspielertruppe begann vor zirka zehn Jahren in San Franzisko, als der „Lions Club", eine dem Gemeinwohl dienende Vereinigung von Geschäftsleuten, eine Erholungsstätte für Blinde einrichtete. Lloyd Henderson, ein junger Kriegsblinder, brachte die anderen Besucher des Blindenheimes auf die Idee, Theater zu spielen. Die Erziehungsbehörde in San Franzisko schickte einen Theaterfachmann, und bald wurden die ersten Szenen aus Shakespeare gesprochen. Auf diese Weise schulten sie zunächst einmal ihre Stimmen, denn keiner von ihnen hatte bisher etwas mit dem Theater zu tun gehabt. Lloyd Henderson war Berufssportler, Sarah Ballam Verwaltungsangestellte, Wanda Robers Hausfrau und Mutter, Hilde Isle Blindenschriftlehrerin.

Aber bald verlangten sie alle ungeduldig danach, ihre Rollen nicht nur zu lesen, sondern auch zu spielen. Sie wollten sich auf einer Bühne mit richtigen Requisiten wie wirkliche Schauspieler bewegen. Doch schon beim ersten Versuch türmten sich unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten auf, von denen die Anfertigung Hunderter von Blättern in Brailleschrift für das Rollenstudium nur die geringste war. Hilde Isle, die Blindenschriftlehrerin, unternahm es mit ihrer Klasse, diese Rolle zu schreiben. Gleichzeitig ließ sie normale Schreibmaschinenkopien anfertigen, so daß Verwandte und Freunde die angehenden Schauspieler abhören konnten.

Schwieriger wurde es bei den Bühnenproben; die blinden Schauspieler stießen gegen die Requisiten und sprachen in die falsche Richtung. Aber das konnte sie nicht entmutigen; zu sehr waren sie von ihrer Idee begeistert. Eifrig erwogen sie die Möglichkeit zu einer Lösung dieses Problems. Könnte man vielleicht auf dem Fußboden mehrere Matten so verteilen, daß dadurch der Standpunkt der Möbel angezeigt und eine allgemeine Orientierung auf der Bühne möglich würde? Dieser Vorschlag fand Anklang und wurde ausprobiert; aber schließlich entschieden sich die mutigen Eleven doch für den schwersten Weg: das sorgfältige Einstudieren jeder kleinsten Bewegung und das genaue Abmessen von Schrittzahl und -länge.

Wochenlang wurde geprobt, bis die Szenen schließlich reibungslos abliefen. Da machte der Regisseur Tolson, mitgerissen von dem Enthusiasmus seiner Schauspieler, den Vorschlag: „Wie wäre es, wenn wir eine regelrechte Aufführung starteten?" Einen Augenblick lang herrschte beklommenes Schweigen, dann fragte Sarah Ballam mit zaghafter Stimme: „Sie meinen — vor ganz fremden Zuschauern?" — „Warum nicht? Wir würden natürlich Eintritt einheben; unser Erholungsheim könnte gut eine finanzielle Hilfe gebrauchen!"

Daraufhin wurde um so sorgsamer weitergeprobt und nach drei Monaten war alles zur Premiere fertig. Es ist schwer zu sagen, wer an jenem Abend, bevor der Vorhang sich hob, aufgeregter war, die Schauspieler hinter der Bühne oder die Zuschauer in dem improvisierten Theatersaal. Von Minute zu Minute aber ließ die unruhige Spannung nach. Einer nach dem anderen sank in seinen Sitz zurück, und ein Seufzer der Erleichterung

ging durch den Raum. Die Spieler bewegten sich mit selbstverständlicher Sicherheit über die Bretter, und es schien kaum glaublich, daß sie blind waren. Nachdem der Vorhang gefallen war, folgte tosender Applaus. Die Spieler hatten nicht nur ihre Blindheit überwunden, sie hatten allen Zuschauern den Beweis von der unüberwindlichen Kraft des menschlichen Willens gegeben.

Bald konnte die Truppe ihr erstes Gastspiel in einem Theater in San Franzisko geben. Die Presse war begeistert, und Einladungen zu Gastspielen in großen Städten an der pazifischen Küste folgten. Heute sind die „Shadowplayers" ein beliebtes Ensemble und ihre Einkünfte werden nicht nur für das Blindenheim verwendet, sondern auch für andere gemeinnützige Projekte gestiftet.

BLINDE AUFS LAND

Licht und Schatten muß es geben,
Soll das Bild vollendet sein.
Wechseln müssen drum im Leben
Tiefe Nacht und Sonnenschein.

Uhland

Ungefähr 40 km von Wien entfernt, ein Stunde Fahrt mit der Westbahn, liegt der bekannte Wallfahrtsort der Autofahrer St. Christophen. Unweit dieses lieblichen Ortes befindet sich die kleine Gemeinde Unterdambach. Von der nach St. Christophen führenden Bundesstraße zweigt eine Straße gegenüber dem Laabenbache ab und führt am Blindenerholungsheim „Harmonie" vorbei über Schönfeld zur St. Pöltner Bundesstraße.

Seit 1951 verbringen alljährlich viele erholungsbedürftige Blinde — falls notwendig, auch mit Begleitpersonen — schöne, unbeschwerte Tage in diesem Heim. In Turnussen von drei Wochen genießen sie die herrliche Waldluft, erpuicken sich an den auch für sie wahrnehmbaren Wundern der Schöpfung. Im Kreise ihrer Leidensgefährten empfinden sie ihr eigenes Schicksal nicht so schwer und werden oft noch anderen, vielleicht erst kurz Erblindeten, zu Tröstern. Liebevolle Betreuung, gute Verpflegung und viel Heiterkeit sind dazu angetan, seelisches Leid zu mildern und neue Hoffnung für das weitere Leben zu schenken.

Ein großer Garten mit wohlriechenden Blumen ladet sie alle ein, denen es nicht mehr vergönnt ist, die Farbenpracht, die Buntheit und Vielfalt von Blumen, Vögeln und Insekten optisch wahrzunehmen. Da rauscht ein Bächlein, dort zirpt eine Grille, eine Biene summt und leise säuselt der Wind im nahen Nadelwald. Frohe Stimmen erklingen, und die Freude, mit der die Nichtsehenden ihre alten und neuen Lieder singen, zeigt, daß sie trotz Erblindung Menschen geblieben sind, wie alle anderen, die teilhaben wollen an allem, was das Leben zu bieten hat.

In jeder Hinsicht den Bedürfnissen der Blinden angepaßt, liegt auch die Leitung in den Händen Nichtsehender. Es ist demnach begreiflich, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs wirklich darauf stolz ist, daß sie ganz aus eigener Kraft, aber Dank der Hilfe, welche sie von der Bevölkerung erhält, dieses segensreiche Werk schaffen und noch ausbauen konnte.

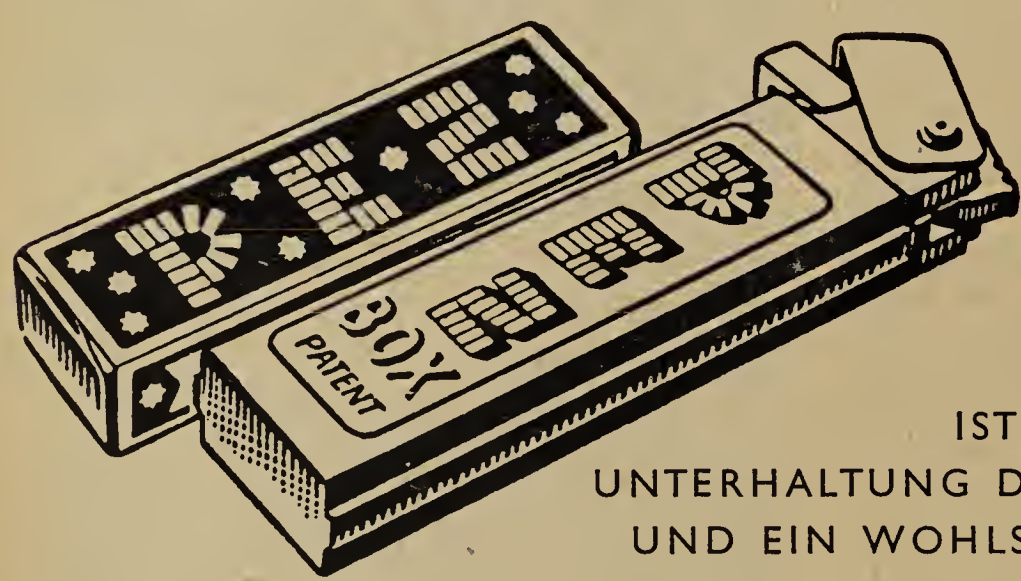
Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

WIENER ALLIANZ
VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

WIEN I. OPERNGASSE 3—5

TEL. 53 46 81

Seit 1860 für Versicherungen ein Begriff



PEZ
AUS DER
PEZ-BOX

IST BEI ARBEIT, SPORT UND UNTERHALTUNG DAS IDEALE PFEFFERMINZ UND EIN WOHLSCHMECKENDER GENUSS

Auch Sie können einem Blinden Arbeit geben,

wenn Sie die BLINDENWAREN unserer Hilfsgemeinschaft kaufen.
Die BÜRSTEN, BESEN, PINSEL, MATTEN, KORBWAREN und vieles andere sind bekannt gute Qualitätserzeugnisse. Wir erbitten Ihre geschätzte schriftliche oder telephonische Bestellung.

In dieser Nummer:

Prof. Dr. Nüchtern, Prof. Dr. Bartosch, Dr. L. Berg, L. Zant

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Aus eigener Kraft
W. P. Filatow
Julius Patzak
Humor von A. Zaunegger
Heilklimatische Kurorte in N.-Ö.
Die Nähstube für Blinde
Ein persischer Bildteppich
Blinde Passagiere an Bord

2. JAHRGANG HEFT 9 SEPTEMBER 1957 PREIS S 3.50

AUS EIGENER KRAFT

Wir haben die am 3. Juli erfolgte Wiederaufnahme des Betriebes im Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unter-Dambach bei St. Christophen (Bahnstation Neulengbach-Markt) zum Anlaß genommen, um mit dem Obmann der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Kollegen **Vogel**, *über dieses wahrhaft soziale Werk ein wenig zu plaudern.* DIE REDAKTION

„Die Erholungsfürsorge für Blinde scheint Ihnen ganz besonders am Herzen zu liegen?" wenden wir uns an Kollegen Vogel. „Ja, selbstverständlich", entgegnet dieser. „Ich bin der Meinung, daß für nichtsehende Menschen eine Erholung und Entspannung doppelt notwendig ist, denn der Alltag legt ihnen ständig große Schwierigkeiten auf und nimmt ihr Nervensystem noch mehr in Anspruch, als dies bei den Sehenden der Fall ist."

„Wie wir aus verschiedenen Tageszeitungen erfahren haben, wurde das Heim ganz auf die Bedürfnisse der Blinden eingestellt. Die Ideen dafür konnten doch wieder nur von Blinden stammen, nicht wahr?" Der Befragte gibt eine bejahende Antwort. „Es hat selbstverständlich viel Kopfzerbrechen bereitet, aber schließlich ist alles gut gelungen, denn bei Blinden muß man vor allem darauf Bedacht nehmen, daß sie sich soviel wie möglich selbständig bewegen können und nicht auf ein unerwartetes Hindernis stoßen. Die Stufen sollen gerade sein, sind aber dort, wo dies durchführbar ist, überhaupt wegzulassen. Es ist dann besser, Höhenunterschiede auf den Wegen durch leichtes Ansteigen zu überwinden. Der Bodenbelag kann den Blinden sehr gut als Orientierungsmittel dienen, denn man ‚fühlt' sehr gut, ob man auf Kies, Gras oder Beton geht. Wenn man, wie dies in unserem Garten geschehen ist, rundherum ein Führungsgeländer anbringt, so können Blinde allein, zu zweit oder zu dritt spazierengehen und sich als freie, unabhängige Menschen fühlen."

„Haben Sie auch im Hause selbst an die besonderen Belange der Blinden gedacht?" — „Gewiß, denn unsere Gäste sollen sich ja in den drei Wochen ihres Aufenthaltes im Heim wohl fühlen. Die Fußabstreifer sind versenkt, um das Stolpern zu verhindern, der Wandanstrich ist abwaschbar und färbt nicht ab, so daß niemand seine Kleider beschmutzen kann."

„Und fühlen sich die blinden Gäste und ihre Begleitpersonen auch wirklich wohl in diesem schönen Heim?" — „Das kann man wohl sagen", entgegnet Obmann Vogel mit Genugtuung. „Ich weiß, daß es immer noch Möglichkeiten zur Verbesserung und weiteren Ausgestaltung geben wird, und unsere Leitung wird sicher alle vorgebrachten Wünsche und Anregungen bei ihrer künftigen Planung berücksichtigen. Vor allem gilt es, das Problem der Wasserversorgung zu lösen. Unter-Dambach ist sehr wasserarm. Es besteht aber schon ein Projekt, um unsere Gemeinde an die zweite Wiener Hochquellenleitung anzuschließen."

„Wie ist es Ihnen gelungen, die erforderlichen bedeutenden Geldmittel für alles aufzubringen?" — „Die Blinden", erklärt Obmann Vogel, „haben viele gute Freunde in allen Bevölkerungsschichten. Der Hochherzigkeit dieser Menschen, die uns mit großen oder kleinen Spenden helfen, ist es zu danken, daß dieses Blindenheim alljährlich viele erholungsuchende Kollegen und Kolleginnen aufnehmen kann, um ihnen in Gesellschaft ihrer Schicksalsgefährten einige schöne und frohe Wochen zu verschaffen."

„Und ist der Pensionspreis für Ihre Gäste auch erschwinglich?" Als wir erfahren, daß der Tagespreis für Blinde S 10.— und für sehende Begleitpersonen S 20.— beträgt, wird es uns klar, daß die Schaffung dieser segensreichen Einrichtung nur edelsten menschlichen Motiven entsprungen sein konnte und daß sie es verdient, von allen öffentlichen und privaten Stellen auf das wirksamste unterstützt zu werden.

Sehr neugierig geworden, erkundigen wir uns: „Besteht auch die Möglichkeit, Ihr Erholungsheim zu besichtigen?" — „Aber selbstverständlich", entgegnet Obmann Vogel liebenswürdig. „Wir freuen uns jedesmal, wenn wir unseren sehenden Mitmenschen zeigen dürfen, was wir uns, trotz Blindheit, aber mit eisernem Willen und zähem Fleiß, aus eigener Kraft geschaffen haben!"

ER MACHTE BLINDE SEHEND!

Am 27. Februar 1875 wurde **Wladimir Petrowitsch Filatow** *geboren. Die Welt kennt ihn als einen der berühmtesten Augenärzte. Wie er selbst sagte, war es das Ziel seines Lebens, die „Ophthalmologie auf ein Niveau zu bringen, daß Blindheit und Augenerkrankungen endgültig beseitigt werden können." Am 30. Oktober 1956 nahm der Tod dem 82jährigen Professor die Trepane aus der Hand.*

Seit Menschengedenken ist die Blindheit als vielleicht der schwerste Schicksalsschlag bekannt. Wohl eben so lange bemüht sich die Menschheit, den Erblindeten zu helfen, ihnen ihr Augenlicht wiederzugeben. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts geschah dies leider meist ohne Erfolg. Es gelang zwar, den grauen Star operativ zu behandeln, aber bei Hornhauttrübungen war man machtlos. Und es gibt viele Tausende, die durch Entzündungen der Hornhaut erblindet sind. All diesen Menschen ist nur zu helfen, wenn man ihre getrübte Hornhaut durch eine gesunde, klare ersetzen kann. An die Lösung dieses Problems machten sich viele Augenärzte, jedoch immer vergebens. In Fachkreisen galt diese Operation, bei der die kranke Hornhaut durch ein gleich großes Stück einer fremden Hornhaut ersetzt werden muß, lange als unmöglich.

Man hatte früher immer die Hornhaut eines Tieres zur Übertragung verwendet. Tierische Hornhäute wachsen aber nicht ein oder trüben sich nach gelungener Operation. Die Entnahme von menschlicher Hornhaut stieß aber auf größte Hindernisse. Die Sowjetunion war der erste Staat, der hier eine gesetzliche Regelung schuf, die den Interessen der leidenden Menschen diente. Noch heute stößt der Keratoplastiker in vielen Staaten bei seinem Bemühen um die Blinden auf verständnislose Gesetzesschranken.

Das Institut in Odessa

In jahrelangem, mühevollem Ringen konnte Professor Filatow seine ersten Erfolge in dem von ihm geleiteten Experimentalinstitut für Augenkrankheiten und Gewebstherapie bei Odessa erzielen. Nach dem ersten Weltkrieg gelangen ihm seine erfolgreichen Hornhautübertragungen. Tiefe Begeisterung erfüllte den Arzt und Menschen Filatow.

Aber immer wieder gab es Mißerfolge. Die eingesetzten Hornhautläppchen wuchsen sehr oft nicht an. Jedoch der Professor und seine Schüler gaben den einmal begonnenen Kampf nicht auf. Der Dank der wenigen Geheilten und die Hoffnung der zahllosen Blinden waren ihnen ständiger Ansporn.

Es folgten viele arbeitsreiche Jahre. Zu viele Probleme waren noch ungelöst. Aber Schritt für Schritt kämpfte sich Filatow vorwärts. Bald entdeckte er, daß das gesunde Hornhautstück nicht dem Auge eines Lebenden entnommen werden müsse. Ja noch mehr: die von Toten entnommene Hornhaut heilte bedeutend besser ein. Es zeigte sich sogar, daß die Resultate wesentlich günstiger waren, wenn die zur Verpflanzung bestimmten Gewebe einige Tage bei niedrigen Temperaturen (2 bis 4 Grad Celsius) aufbewahrt worden waren. Bei diesen Beobachtungen fand Filatow eine Heilmethode, die weit über das Gebiet der Hornhautverpflanzung an Bedeutung gewann. Bei der Einheilung der kaltkonservierten Hornhautläppchen zeigte es sich, daß auch das umliegende kranke Gewebe bedeutende Fortschritte in der Heilung aufwies. Bei der Kältekonservierung entstanden Stoffe, die Filatow daher „biogene Stimulatoren" nannte. Bei Versuchen mit anderen Geweben, zum Beispiel der Haut von anderen Körperorganen, ja sogar bei Pflanzen, konnten solche Stimulatoren entdeckt werden. Diese Stoffe sind auch bei frischen Geweben vorhanden, werden aber offensichtlich durch die Kältekonservierung gesteigert.

Auf dieser Erkenntnis basieren auch die neuen Behandlungsmethoden, bei denen Extrakte aus den Geweben bereitet und durch Injektionen oder in Form von Pulvern oder Salben zur Anwendung gebracht oder aber ganze Gewebsstücke direkt unter die Haut eingesetzt („implantiert") werden.

Nach dieser Methode werden heute schon in der ganzen Welt zahlreiche Krankheiten

behandelt. In den Bereich der Erkrankungen, die dieser Heilmethode zugänglich sind, fallen solche der Augen, der Haut, manche Nervenleiden, Bronchialasthma, Magen- und Zwölffingerdarmgeschwüre, gewisse Frauenleiden, Gelenkserkrankungen usw.

Keratoplastische Trepane

Um den Prozentsatz der erfolgreichen Hornhautübertragungen steigern zu können, war es nötig, spezielle Instrumente zu konstruieren. Filatow schloß daher seinem Institut in Odessa eine eigene mechanische Werkstätte an. Hier wurden die keratoplastischen Trepane von ihm selbst entworfen und zu einer solchen Vollkommenheit entwickelt, daß sie bald Weltruf erlangten. Seine Trepane zeichneten sich durch einen besonders feinen Schliff der für den Schnitt gebrauchten Trepankrone aus.

Als im Frühjahr 1956 das Experimentalinstitut für Augenkrankheiten und Gewebstherapie bei Odessa sein 25jähriges Bestehen feierte, konnten Professor Filatow und seine Mitarbeiter auf tausende erfolgreiche Blindenheilungen zurückblicken. Durch diese jahrelange Forschungsarbeit hat Professor Filatow der leidenden Menschheit einen großen, in seiner ganzen Auswirkung heute noch nicht absehbaren Dienst erwiesen.

Der Mensch Filatow

Neben dem gewaltigen wissenschaftlichen Werk muß auch der Mensch Filatow gewürdigt werden. Sein Leben war ein einziger Dienst an der Menschheit. Zu seiner 60jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit kam noch die Arbeit als Abgeordneter seiner ukrainischen Heimat. Viele Auszeichnungen wurden ihm vom Sowjetstaat verliehen.

Die wahre menschliche Größe Professor Filatows aber spricht am besten aus seinem Aufruf an die Wissenschafter der Welt, den er kurz vor seinem Tod auf einem Kongreß veröffentlichte: „Ich wende mich an meine Kollegen von der Wissenschaft mit dem Aufruf, den Kampf für den Frieden zu verstärken. Die Macht der Gelehrten ist ungeheuer groß! Ich wende mich nicht nur an die Gelehrten, die ihre ablehnende Stellung dem Kriege gegenüber durch ihre Taten bewiesen haben. Ich wende mich auch an diejenigen, die immer noch zögern, die sich in ihren Arbeitszimmern und Laboratorien abgekapselt haben in der Meinung, daß der Kampf um den Frieden nicht ihre Sache wäre, daß die Wissenschaft abseits vom Krieg stehen könne und daß Politik und Diplomatie nicht Sache der Wissenschaft seien. Meine Assistenten und ich arbeiten ununterbrochen am Problem der Wiederherstellung des Augenlichtes der völlig oder zum Teil Erblindeten. Aber ich werde meinen Traum nur dann verwirklichen können, wenn ein dauerhafter Frieden und Ruhe in der Weit herrschen."

Filatow begriff sehr wohl, daß die Blindheit den Frieden braucht, denn im Kriege sind die Blinden vollends verloren. Daher ist es kein Zufall, daß einer der größten Helfer der Blinden zugleich auch ein Schützer ihres Lebens in Ruhe und Frieden war.

H. L.

Sind Sie wortgewandt?

Das gedruckte Wort tritt uns täglich in vielfältiger Form entgegen. Sind Ihnen jedoch die nachstehenden Fachausdrücke aus dem Wortschatz der „schwarzen Kunst" geläufig? Wählen Sie jeweils unter den gegebenen vier Möglichkeiten die aus, die Sie für richtig halten. Aber nicht vorher nachsehen!

Impressum — A: *Druckerlaubnis.* B: *Anzeige.* C: *Druckerei.* D: *Pflichteindruck.*

Lokalspitze — A: *Bürgermeister.* B: *verantwortlicher Schriftleiter.* C: *örtlicher Verlagsvertreter.* D: *Glosse über örtliche Angelegenheiten.*

Akzidenzen — A: *Buchstaben mit Überzeichen.* B: *kleinere Druckarbeiten.* C: *Unfallmeldungen.* D: *nachträgliche Ergänzungen.*

Schweizerdegen — A: *Papiermesser.* B: *ältere deutsche Schrift.* C: *Setzer, der zugleich Drucker ist.* D: *Setzerlehrling.*

Antworten

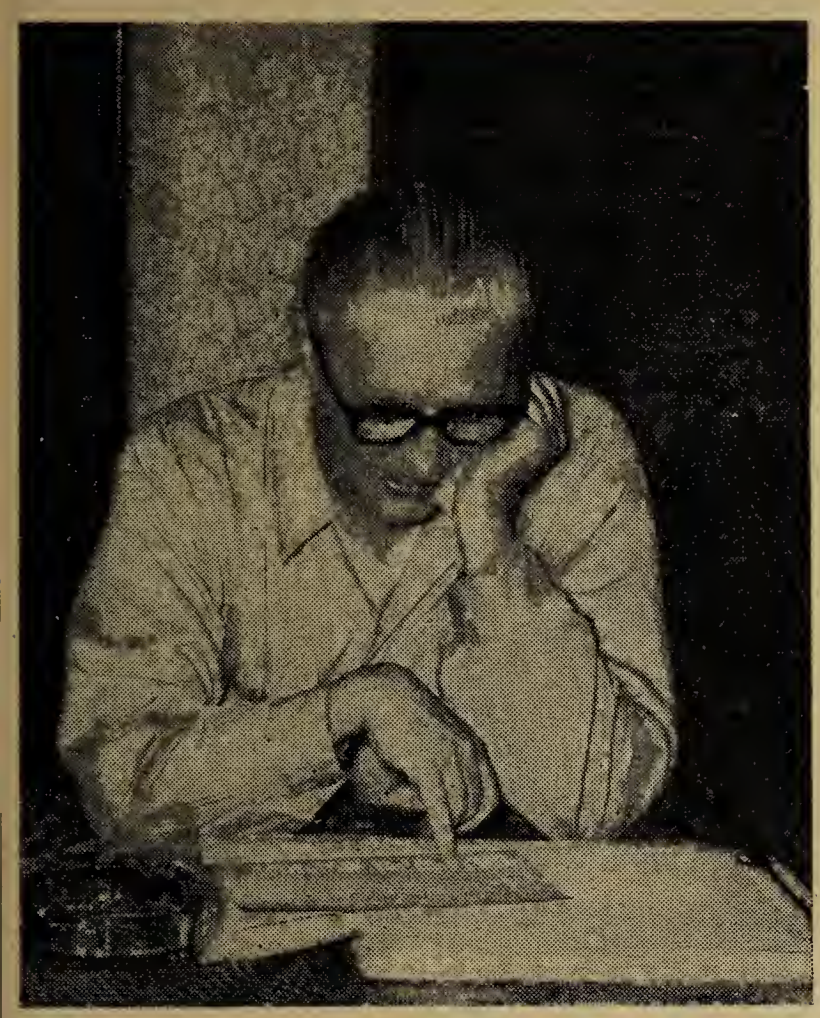
Impressum — D: Lateinisch „Eingedrucktes". Der Pflichteindruck nennt in Büchern den Drucker, Buchbinder u. ä., in Zeitungen usw. auch die Herausgeber, den Verlag, Erscheinungsort und -weise u. dgl.

die Lokalspitze — D: Im lokalen (d. h. örtlichen — lateinisch localis) Teil einer Zeitung an der Spitze stehender Artikel über aktuelle örtliche Angelegenheiten.

die Akzidenzen — B: Von lateinisch accidens, „Zufälliges". Akzidenzausdruck: kleinere Druckarbeiten (Gegensatz Werkdruck), oft in Akzidenzschrift, Zierschrift.

der Schweizerdegen — C: Zweihändiges Schwert Schweizer Landsknechte des 16. und 17. Jahrhunderts, für Hieb und Stich gleich tauglich; danach auf jemand übertragen, der sowohl Schriftsetzer als auch Drucker ist.

Kammersänger Julius Patzak besucht Blinde



In den Büroräumen unserer Hilfsgemeinschaft herrscht erwartungsfreudige Spannung, hat doch **Julius Patzak**, dessen strahlendem Heldentenor unzählige Menschen, und vor allem die Blinden, wundersame Stunden verdanken, seinen Besuch in Aussicht gestellt. Und nun vernehmen wir den freundlichen Gruß einer wohlklingenden Männerstimme. Wir bieten dem Künstler Platz an und erfreuen uns alsbald an seinem liebenswürdigen, humorvollen Geplauder. Mit großem Interesse läßt er sich von uns über die verschiedenartigsten Fragen des Blindenwesens berichten. Auch der Brailleschen Punktschrift wendet er seine Aufmerksamkeit zu.

„Eintritt verboten"

Im Zuge unserer fröhlichen Unterhaltung richten wir an den berühmten Gast die Frage: „Hätten Sie, Herr Kammersänger, etwas dagegen, wenn wir Sie jetzt ein bisserl ‚ausfratscheln' oder, fachgemäß ausgedrückt, interviewen?" Der Gefragte verneint lachend und beginnt dann in überaus lebendiger Weise zu erzählen. „Ich muß vor allem mit Stolz feststellen, daß ich selbstverständlich ein waschechter Wiener bin. An meinem Geburtshaus im dritten Bezirk ist eine Tafel angebracht." Der Künstler macht eine kleine Pause und fährt dann fort: „Eine Tafel, auf der zu lesen steht: ‚Wegen starker Bombenbeschädigung, Eintritt verboten!'" Wir müssen über diesen Aufsitzer lachen und Julius Patzak lacht mit uns.

„Wahrscheinlich haben Sie sich schon in Ihrer Kinderzeit zu der Musik stark hingezogen gefühlt?" erkundigen wir uns. — „Das stimmt", bestätigt der Sänger. „Es dürfte dies ein Erbteil meines Vaters sein, der ein begabter Musiker und Organist an der sogenannten Waisenhauskirche war." — „Da lag es also nahe, daß Sie gleichfalls Musiker werden wollten?" — „Ja, ich wollte es sehr gern", entgegnet Julius Patzak, „aber leider war mein Vater mit diesem Vorhaben nicht einverstanden. Nach der 1916 abgelegten Gymnasialmatura rückte ich ein, doch konnte mich dieser ‚Verein' infolge einer Kontraktur des rechten Armes nicht brauchen und schickte mich bald wieder heim. Ich wurde hierauf Beamter des städtischen Jugendamtes — eine Anstellung, welche für mich insofern günstig war, weil die Bürozeit damals nur bis 14 Uhr dauerte. So konnte ich in meiner Freizeit an der Akademie bei Franz Schmidt und Mandeyczewski studieren, um mich als Kapellmeister auszubilden. 1921 gab ich meine Tätigkeit bei der Gemeinde auf und wurde als Kapellmeister in die Schweiz, dann an das Carl- und Apollo-Theater in Wien engagiert. Dieser Berufung folgten im Laufe der nächsten Jahre Reichenberg und einige andere ausländische Städte."

Künstler von Natur

„Und bei wem haben Sie Gesang studiert?" fragen wir gespannt.

Die Antwort, welche wir nun zu hören bekommen, ist einfach erstaunlich! Ist es denn möglich, daß diese herrliche Stimme, gleich der des großen Bassisten Richard Mayr, niemals eine Ausbildung erfahren hat? „Wissen Sie", erzählt Julius Patzak weiter, „ich verdanke es eigentlich meiner ersten Frau, die ich bei der Geburt unserer Tochter

leider verloren habe, daß ich Opernsänger geworden bin. Sie, die gleichfalls Sängerin war, hat mich dazu angeregt, und nach verschiedenen Engagements landete ich schließlich an der Staatsoper München. Am 1. Jänner 1946 wurde ich dann an die hiesige Staatsoper verpflichtet."

„Welche Partien singen Sie besonders gern?" setzen wir unser „Ausfratscheln" fort. — Julius Patzak, der uns verraten hat, daß er mehr als hundert Partien beherrscht, erwidert: „Unter anderen den Rhadames und den Lohengrin. Auch in Oratorien wirke ich leidenschaftlich gerne mit. Von den Liederkomponisten sind Schubert und Richard Strauss meine Lieblinge!"

„Haben Sie auch ausgedehnte Gastspielreisen unternommen?" — „Ja, gewiß", versetzt der Künstler, welcher bereits dreimal mit dem Titel eines Kammersängers ausgezeichnet worden ist. „Ich bin nahezu in allen europäischen Staaten, aber auch in Amerika und Südafrika herumgegondelt. Die letzte Überfahrt aus den Vereinigten Staaten nach Europa unternahm ich übrigens mit der ‚Andrea Doria', diesem fabelhaft ausgestatteten Ozeandampfer, der auf so tragische Weise Schiffbruch erlitt." — „Soweit uns bekannt ist, sind Sie, Herr Kammersänger, des öfteren im Rundfunk zu hören; außerdem gibt es von Ihnen auch zahlreiche Schallplattenaufnahmen?" — „Im Rundfunk singe ich gerne und oft", erklärt der Künstler. „Das Singen auf Schallplatten ist allerdings eine nervenaufreibende Angelegenheit, weil auf der Platte selbst das leiseste Nebengeräusch mitklingt!"

Berühmte Kollegen

Aus seinen Erinnerungen an bedeutende Kollegen erzählt unser Gast eine entzückende Begebenheit mit dem unvergeßlichen Slezak. „Gleich uns besaß auch die Familie Slezak ein Haus am Tegernsee. Es war am Vormittag des Heiligen Abends 1943, wo es also mit den Lebensmitteln sehr schwierig war. Meine Frau und ich besuchten Slezak, der eine höchst bekümmerte Miene zur Schau trug. ‚Was fehlt dir denn, Leo', erkundigten wir uns teilnehmend. Der Gefragte seufzte schwer: ‚Stellt euch vor, ich werd' heuer auf eine meiner Lieblingsspeisen, nämlich Karpfen, verzichten müssen.' Auf dem Heimweg beschlossen wir, unserem Freund über seine ‚Sorgen' hinwegzuhelfen. Es gelang uns, drei kleinere Karpfen zu ergattern, die wir ihm schickten. Am Stephanitag suchten wir Slezak neuerlich auf, der noch immer ganz desperat dreinsah. ‚Ja, was ist denn jetzt wieder los?' forschten wir, worauf Leo ächzend entgegnete: ‚Denkt euch nur, fast jeder meiner Bekannten hat mich mit Karpfen beschenkt! Ich muß jetzt ununterbrochen diese Mistviecher fressen, die mir schon beim Hals herauswachsen!'"

Als sich Kammersänger Patzak nach fast zwei Stunden mit herzlichen Worten von uns verabschiedet, wissen wir, daß wir an ihm einen guten Freund haben — einen Freund, der davon überzeugt ist, daß auch blinde Menschen Vollwertiges zu leisten vermögen und daß sie darüber hinaus ganz und gar nicht kopfhängerisch durchs Leben gehen!

Yvonne Blauensteiner

Ein Ausflug in die „Einöde" bei Baden

Es war an einem lauen Vorfrühlingstag, die Sonne sandte ihre wärmenden Strahlen auf die Erde, und von den Hängen des Wienerwaldes wehte ein angenehmer Wind, das richtige Wetter zum Wandern also. Wir durchschritten den Kurpark von Baden. Vorbei an dem Denkmal von Lanner und Strauß kamen wir in die von künstlerischer Gärtnerhand gestalteten Anlagen. Je höher wir kamen, um so mehr verlor sich der Stadtlärm, und bald nahm uns der Wald mit seinen mannigfaltigen Geräuschen und Düften auf. Man sagt: Gehe mit offenen Augen durch die Natur! Nun, bei uns Blinden kann man sagen: Gehe mit offenen Ohren durch die Natur! Was gibt es da nicht alles zu hören! Vor allem ist es der Wind, der in den Bäumen rauscht, dann die verschiedenen Vogelstimmen, die uns aufhorchen lassen. Da fallen dürre Äste von den Bäumen, das Summen der Insekten, alles das wird uns zur Harmonie des Waldes. Nicht zuletzt sind es die Gerüche der blühenden Sträucher und Blumen, die uns das Erwachen der Natur erleben lassen. Still und in uns gekehrt gingen wir durch den Wald, und nach einer Stunde Gehzeit wären wir an unserem Ziel, in der „Einöde". In einer Talmulde gelegen, umgeben von Wäldern und grünen Wiesen, ist dieses liebliche Plätzchen das Ziel vieler Ausflügler, die hier Erholung suchen. Nach einer kurzen Rast gingen wir denselben Weg zurück. Ein schöner Tag ging zu Ende, der uns lange in Erinnerung bleiben wird.

Karl Vojir, Baden bei Wien

PROFESSOR DR. HANS NÜCHTERN:

GOYA UND DER GRANDE

Der Maler trat prüfend von der Staffelei zurück, verglich Wirklichkeit und Modell. Die Zärtlichkeit des nackten Frauenleibes hob sich hüllenlos im weichen Licht. Die Frau schien zu schlafen oder reglos zu ruhen. Goya zog prüfend die Brauen zusammen, preßte das Kinn gegen den kurzen Körper, nickte befriedigt und begann wieder zu malen. „Maja", sagte er leise in die Leere des Raumes. „Maja!" Die Frau antwortete durch ein halbes Lächeln. Angefangene und vollendete Bilder standen und lagen herum, Stoffe und geraffte Portieren hüteten die Stille und schieden von dem Lärm der Welt. Das Licht strich über die weißen schmalen Brüste. Goya malte.

Es klopfte leise, ein zweites Mal, das dritte Mal laut und energisch. Die Frau fuhr entsetzt empor, verhüllte sich in sinnloser Angst mit der Mantille. „Um Gottes willen, was ist das?" hauchte sie. Der Maler legte warnend die Finger an die Lippen, ging zur Tür. „Wer ist da?" Goyas Stimme gellte. Worte, der bebenden Frau unverständlich, waren die Antwort. Der Maler furchte kurz die Stirne. „Ich bin aber in Arbeit, sehr beschäftigt", dann schnellte er wie ein Panther an die Frau heran: „Es ist der Herzog Lerma, er will mich durchaus besuchen, du mußt gehen; durch das zweite Zimmer und die rückwärtige versteckte Tür hinter dem Gobelin. Komm morgen wieder!" Er küßte sie. Sie nahm und erwiderte, nackt und doch keusch, den Kuß. Raffte die Kleider zusammen, entfloh lautlos.

Der Maler öffnete umständlich die Tür. Der Herzog von Lerma trat lächelnd ein. „Früh bei der Arbeit? Ich wollte Euch schon längst besuchen. Heut war kein Hofdienst!" Er hob die Lorgnette zu den Bildern. „Ihr wart sehr fleißig in der letzten Zeit, Goya! Der König ist entzückt von Euren Werken. Ich habe hoffentlich nicht gestört?" Er legte ihm heiter die Hand auf die Schulter. Der Maler zog den Kopf in den massigen Hals. „Wenn ich arbeite, stört mich alles, was nicht Arbeit ist", sagte er brutal. Dann, mit einem Versuch, die Härte des Ausdrucks gutzumachen: „Aber ich freue mich, daß Eure Hoheit mir die Ehre Ihres Besuches und das Interesse an meiner Arbeit schenken." Lerma lachte amüsiert. „Ihr seid manchmal wie ein Stier, Goya, geht jeden an, der Euch in den Weg tritt." Er betrachtete den Maler, der sich hastig an der Staffelei beschäftigte. „Ihr dürft nicht beleidigt sein, auch Jupiter hüllte sich in Stiergestalt. Man sagt ihm und Euch in dieser Richtung manches nach!" Er lorgnettierte wieder ein Bild.

Goya knurrte. „Ich wäre dankbar, wenn meine Mitmenschen nicht immer in meinem Leben mutmaßen wollten, ohne den Mut zu haben, mir deutlich ins Gesicht zu sagen, was sie meinen. Bald bin ich ein Stier, der brünstig ist, dann wieder ein Raubtier, dessen Sprung tödlich und gefährlich! Bald ein großer Maler, dann wieder ein niederer Stümper, weil ich auch das Häßliche male. Wißt Ihr mir kein Heilmittel, gnädiger Herr?" Der Herzog von Lerma betrachtete noch immer den Kopf an der Wand. „Wenn sich die Welt so viel um Euch kümmert, Goya, so kümmert Euch auch ein wenig um sie", sagte er leicht. „Das wäre vielleicht ein Rat, der helfen könnte! Warum lebt Ihr so, ohne die Welt zu achten? Das ist nicht gut." Der Maler gab keine Antwort. Der Herzog trat zurück. „Ich betrachte dieses Bild schon die ganze Zeit. Der verzerrte Kopf eines lüsternen Fauns, dem doch die Kraft fehlt; Goya, ist das nicht irgendwie ein Konterfei unseres alten Ministers? Superb, aber es könnte die Wespen reizen, wenn man Euch draufkommt."

„Es ist der Studienkopf eines Fauns, den ich so gesehen habe", sagte der Maler hart. „Und nichts anderes ist es oder ist dahinter zu suchen." Goya hob das angefangene Bild von der Staffelei, stellte es vorsichtig zur Wand. Lerma war mit zwei Schritten bei ihm. „Ein ganz neues Bild? Laßt es mich doch sehen!" Ehe der Maler es hindern konnte, hatte er es seiner Hand entwunden und wieder hingestellt. „Herrlich", sagte der Herzog nach einer Pause. „Diese Töne, dieses Fleisch, die Rundung des Halses, das Antlitz, das man erst ahnt. Das wird ein Meisterwerk, das noch übertrifft." Der Maler

stand steif. „Ich danke für das Lob, Hoheit.“ Lerma sah noch immer auf das Bild. „Ich beneide Euch um das Vorbild. Was soll das Bild kosten, wenn es fertig ist, Goya? Ich will es kaufen.“ Dieser regte sich nicht. „Das Bild wird unverkäuflich sein, Hoheit“, sagte er nachdrücklich.

Der Herzog wandte langsam den Kopf. „Schade! Es wäre bei mir gut aufgehoben. Und es könnte so leicht in falsche Hände kommen oder mißverstanden werden! Auch wenn es bei Euch bleibt.“ Der Maler bohrte die Augen in die des andern. „Ich verstehe nicht, was Ihr meint?“ Der Herzog hielt den Blick ruhig aus. „Merkwürdig, es ist noch nicht fertig, aber dieser Körper, die Haltung, auch schon die Andeutung des Kopfes, es sieht jemandem ähnlich, den ich kenne und ich komme und komme nicht darauf.“ Er hatte unwillkürlich die Stimme gehoben. Irgendwo war eine Bewegung wie ein plötzlich unterdrücktes Geräusch. Der Herzog lauschte. „Ist noch jemand hier, Goya?“ Der Maler verschränkte die Arme. „Hier ist niemand zu finden, Hoheit!“ sagte er finster. Lerma stand jäh neben ihm. „Goya, wozu die Komödie? Was hilft das Leugnen. Ich bin doch Euer Freund!“ Seine Hand wies erregt auf das Bild der Frau. „Was ist Euch nur eingefallen? Ich weiß es: es ist das Bild meiner Cousine, der Herzogin von —“

Der Maler riß das Bild von der Staffelei, türmte drei andere darüber. „Hoheit, das ist nicht wahr, wie kommt Ihr darauf?“ Der Herzog ließ es ruhig geschehen. „Gebt acht, wenn Ihr das Bild verdeckt. Es ist noch feucht. Die Welt würde viel verlieren, wenn es Schaden litte. Ihr seid mir auf meine Frage die Antwort schuldig geblieben. Hab' ich recht? Sie ist es!“ — „Nein“, Goya keuchte. Lerma schüttelte den Kopf. „Unsinn! Man munkelt viel. Das Bild ist Gewißheit. Aber der Zorn eines Herzogs Alba kann selbst Euch gefährlich werden, Goya, auch wenn er heute noch ahnungslos sein sollte.“

Der andere hämmerte plötzlich mit Fäusten auf den Tisch, daß die Kante abbrach. „Was wollt Ihr denn von mir? Was drängt Ihr Euch in mich. Was hab' ich Euch getan? Ihr wittert hinter jedem meiner Bilder eine Kopie der Mitwelt. Ich male keine Schlüsselstücke der Natur, Herr Herzog. Bin kein Abschreiber des Schöpfers.“ Lerma war bleich zurückgetreten. „Mäßigt Euch“, sagte er leise. „Man könnte Euch hören!“ Der Maler stieß ein herausforderndes Lachen aus. „Mag mich jeder hören! Ich male, was ich malen muß, frage des Teufels, ob es eines Herzogs Gesicht oder eines Bettlers, von dem ich den oder jenen Zug borge; weiß selbst nicht mehr, von wem ich mir ein Gesicht geborgt! Da drinnen brennt es.“ Er schlug mit den Fäusten auf die mächtige Brust, die wie die eines rasenden Urwaldaffen war: „Da drinnen, und meine Fäuste malen, was da drinnen brennt! Modell ist, was ich sehe, ich raffe, was ich brauche und gestalte. Modelle, Modelle, lauter Modelle! Aber keine der Natur gestohlenen Abbilder!“ Er keuchte. „Und darum hängt hier kein Minister, sondern ein alter Faun, darum warf ich das Unglück und das Leid dieses unseres spanischen Vaterlandes auf die Blätter, die Ihr kennt, ohne zu fragen, ob der Vorfall jener Grausamkeit oder dieses Mordens wirklich gewesen sei. Schon die Frage darnach beleidigt mich! Und das hier“, er stieß die Hand gegen den Haufen Bilder vor, „ist darum keine Cousine, keine Herzogin von — sondern einfach das Bild einer schönen, nackten Frau, das ich gemalt habe, wie ich sie sehe und wie ich sie liebe! Versteht Ihr mich jetzt?“

BLINDE NÄHERIN

Berufliche Arbeit ist die beste Medizin für Blinde. Manchmal ist eine Umschulung dazu notwendig. Wer aber einmal Blinde bei der Arbeit gesehen hat, weiß, daß sich die aufgewandte Mühe lohnt.

Der Herzog trat in die Fensternische. „Ich verstehe", sagte er langsam. „Verstehe, daß Ihr toll und blind und nicht zu retten seid!" Goya folgte ihm wie ein Raubtier dem Opfer. „Wem aber diese Erklärung nicht genügt, dem steht der Maler Goya mit Eisen und Stahl, wenn sein Degen auch nur der eines niederen Malers ist und der andere in der Hand eines Herzogs." Lerma wandte sich langsam. „Ich bin Herzog und Grande von Spanien", sagte er mit niederwerfender Hoheit, „durch Jahrhunderte aus fürstlichem Geblüt, doch sollte ich Goyas Ehre gekränkt haben, so würde ich jederzeit die Klinge mit ihm kreuzen. Euern Wappenbrief schrieb die Ewigkeit." Er fuhr sich über die Stirn. „Aber ich kam zum Freund und aus Freundespflicht; Ihr habt mich sehr mißverstanden, Goya!" Dieser war zurückgewichen. „Was meinen Euere Hoheit denn?" murmelte er erschöpft.

Die Tür wurde aufgerissen, die Portiere zur Seite gestoßen, Goyas Famulus stürzte herein. „Seine Hoheit, der Herzog von Alba, sind gekommen und wollen Euch sprechen, Meister!" Der Maler keuchte. „Der Herzog von Alba?" Der Famulus war schon wieder hinausgeeilt. Lerma trat rasch neben den Erstarrten. „Deshalb bin ich gekommen, davor wollte ich warnen, aber ich kam zu spät. Jetzt rettet, was zu retten ist! Schont den Ruf der Frau! Schweigt!" Der Maler sah ihn eigentümlich an. „Ich danke Euch, Ihr seid mein Freund, aber Ihr sollt auch mit mir zufrieden sein!"

Die massige Gestalt des Herzogs von Alba zwängte sich durch die Tür. Goya trat ihm mit Grandezza entgegen. „Oh, Eure Excellenz, in meinem Hause, welche Ehre!" Alba winkte erregt ab. „Nichts, nichts! Ah, Lerma hier, gut, da hat, was ich zu fragen habe, einen Zeugen." Lerma verbeugte sich stumm und scheinbar verständnislos. Der Maler wuchtete säulenhaft im Boden. „Ich verstehe die Hoheit des Herzogs von Alba nicht, wozu braucht es eines Zeugens?" Dieser trat ächzend auf ihn zu. „Meister Goya, ich muß klare Antwort haben auf eine Frage." — „Fragt!" Ruhig kam die Antwort. „In Madrid geht das Gerücht, hinter mir, neben mir, heute morgen hat mir ein anonymer Brief die Augen geöffnet!" Goya stand unbeweglich. „Für anonyme Briefe ist das Feuer gut, Hoheit", sagte er ernst, „soll der Brief wenigstens brennen, wenn nicht der Lump, der ihn schrieb und der nicht den traurigen Mut hatte, ins Gesicht zu sagen, was er weiß oder zu wissen vorgibt." Alba schüttelte zornig den Kopf. „Darum handelt es sich nicht. Was ich frage, ist mehr als das Wissen eines anonymen Briefschreibers! Goya, Ihr betrügt mich mit meiner Frau?!"

Lerma preßte die Lippen, Goya fuhr empor. „Herzog von Alba, der Ruf der Herzogin, die ich heiß verehre, sollte zu solchen Scherzen

---

UNTER GESENKTEM AUGENLID

Unter gesenktem Augenlid
Fühl' ich noch deines Blutes Beben,
Trinke der künftgen Tage Leben,
Von diesem einen, der mir schied.

Fühl' noch den schwachen Druck der Lippen,
Schau deiner Wangen bräutlich Feuer,
Atme den Duft der Abenteuer,
Die sich um unsere Herzen schlingen.

So wie dein Arm an meinen Hals
Geschmiegt, dich Kind, mir ganz verriet . . .
O deiner Schwermut süßes Lied,
Die Freuden wilden Überfalls!

So steigt Erinnerung aus allem auf,
Das dich verhüllte und erschloß,
Gütiger Träume Spielgenoß
Auf flüchtiger Welle Siegeslauf.

Ich fühle dich, wie Wind und Regen
Über die offnen Blüten fällt,
Gieß aus in die erfüllte Welt,
O Mond, dein Silber. Allen Segen.

Der Sonne mildre du! O zieht
Hinweg den Schleier nicht der Stunde,
In der sich Tod und Leben runde:
Unter gesenktem Augenlid.

Aufbrennt das Leben und verlischt
In einem Nu dem blinden Seher,
Fühl'n wir uns nicht den Freuden näher,
Wenn wir den Trunk mit Bitternis gemischt?

DR. SIEGFRIED FREIBERG

zu wert sein!“ Alba senkte den schlagflüssigen Kopf. „Es ist kein Scherz, wie meine Ehre nichts ist, womit ich scherzen lasse, Herr Goya. Drum klare Antwort!“ Der Maler verbeugte sich. „Was wünschen Eure Hoheit als Antwort. Wort oder Degen?“ Der Gefragte stieß ein mißtöniges Lachen aus. „Ein Alba schlägt sich mit keinem Goya.“ Der Maler verbeugte sich nochmals. „Das hatte ich vergessen! Also Wort! Nein, Herzog von Alba, es ist eine Lüge!“ Dieser riß den zu engen Kragen auf. „Ich weiß, das ist Eure Pflicht als Kavalier! Aber man hat die Herzogin gesehen, dies Haus betreten, sie kam öfters, auch heute! Wo ist sie, Ihr haltet sie versteckt?“ Goya riß die Nebentür auf. „Da ist der einzige Raum nebenan, wo ich jemanden verbergen kann, er hat keinen zweiten Ausgang, als durch dieses Zimmer, in dem mich der Herr Herzog von Lerma vor einer Stunde besuchte, der mich allein antraf.“ Lerma nickte stumm; Goya wies mit der Hand hinein. „Seht selbst nach, wenn Ihr mir nicht glaubt!“ Der Herzog von Alba stürzte trotz seiner massigen Gestalt hinein, kam wieder zurück. „Es ist niemand drinnen, aber sie kann trotzdem hier gewesen sein!“ Der Maler stand wie aus Stein. „Sie kann trotzdem hier gewesen sein, richtig, die Frau Herzogin war auch vor einer Stunde hier.“ Alba stieß einen Wutschrei aus, Lerma unterdrückte einen Schreckenslaut. Goya hatte den Verstand verloren! Der Herzog keuchte. „Wo ist sie?“

Goya warf Bilder zur Seite, riß das eine heraus, schleuderte es auf die Staffelei. „Hier, Herzog von Alba, hier ist Eure Frau!“ Lerma trat zur Seite, die Schande und Schmach war mit keinem Blut im Zweikampf und keinem Beil zu sühnen. Er kannte Spanien und den Namen Alba. Kein König konnte Goya mehr retten. Ein Wahnsinniger war in sein Schicksal gerannt und riß die schuldige Frau mit!

Alba stand fassungslos vor der Staffelei, Lerma traute seinen Augen nicht. In genau derselben Pose wie auf dem andern Bild, in Tuch, Mantille und Schleier, ruhte die Herzogin; kühle, ruhige, abweisende Augen sahen dem Beschauer entgegen. Das Bild einer großen Dame von Welt und auch wieder Goyas Meisterwerk. An Stelle der Nacktheit strenge Hülle, an Stelle von Verdacht und Beweis ernste Strenge und unberührte Hoheit. Alba war einen Schritt zurückgetreten. „Was heißt das, Goya“, sagte er heiser.

Dieser stützte die Hand auf den Rahmen des Bildes. „Des Rätsels Lösung, Hoheit: die Frau Herzogin hat sich von mir malen lassen, deshalb kam sie in mein Haus, deshalb die Heimlichkeit, die rasch mißdeutet wurde. Sie wollte Euch mit diesem Bild überraschen. Die ist allerdings mißlungen.“ Er sah ins Leere. „Das Bild ist nicht bezahlt, es ist mir auch nicht mehr feil, aber ich schenke es Euch!“ Alba streckte ihm die Hand hin. „Ich habe ihr und Euch unrecht getan, Goya. Ich bin glücklich. Aber Euer Geschenk vermag ich nicht anzunehmen, es wäre zu kostbar.“ Goya streifte wie abwesend über die Fläche des Bildes. „Ihr habt mich beleidigt; aber Ihr habt auch die Frau verdächtigt. Das Bild soll Euch daran erinnern, daß man nicht nach der Welt urteilen darf! Es ist mein und der Herzogin gemeinsames Werk, denn sie hat mir dazu ihre Schönheit geliehen, die ich genommen habe. Ich war ja —“ ein leiser spöttischer Blick streifte Lerma — „nur der Abschreiber der Natur, den jeder beneiden kann, daß er das Original so sehen durfte. Nochmals, ich schenke Euch das Bild und werde es gegen Abend in Euren Palast schaffen lassen, um auch die Frau Herzogin um Verzeihung zu bitten, daß ich ihr Geheimnis nicht länger bewahren konnte.“

Alba lachte ein dröhnendes, befreiendes Lachen: „Das habt Ihr gut gegeben, mir gut gegeben! Ich danke Euch und behalte mir vor, Eure Gabe, wenn auch nicht mit einem Geschenk von gleichem Wert, zu erwidern.“ Der Maler neigte sich. „Ihr habt mir bereits alles gegeben, was ich verdiene, edler Herr“, sagte er leise. Der Herzog von Alba schlug ihm auf die Schulter. „Ein Prachtkerl, dieser Goya! Verzeiht den stürmischen Auftritt, Meister! Aber Ihr begreift meine fassungslose Unruhe!“ Das Gesicht des Malers war wieder eine einzige Maske. „Ich begreife alles, Hoheit“, sagte er, „nur mich selbst manchmal nicht.“ Alba schüttelte den Kopf: „Diese Künstler, das ist schon so mit euch! Begleitest du mich, Lerma, ich habe den Wagen unten, ich will rasch zu meiner Frau.“ Dieser nickte: „Ich komme gerne mit, nur noch zwei Worte mit unserem Meister.“ — „Gut also, ich warte unten.

Auf Wiedersehen.“ Massig und gewichtig verließ der Herzog von Alba den Raum. Noch auf der Treppe hörte man ihn über die Geschichte mit dem Bild vergnügt lachen.

Die beiden sahen sich, allein geblieben, stumm an. Endlich brach Goya das Schweigen. „Bin ich ein sehr großer Schurke?“ Der andere schüttelte den Kopf. „Nein, Goya! Nur ein wilder Werker an der Schöpfung, da soll man nicht fragen, welche Späne fallen und wohin. Ihr erhaltet Euch selbst, einer Frau den Mann, einem Mann die Lüge, die er zum Leben braucht, und der Welt das Werk, das sie Euch verdankt, ob verhüllt oder entkleidet.“ Der Maler senkte schweigend den Kopf. „Werk eines Goya, dem wir alle Modelle sind, wie ich gelernt und mit dem ich nicht mehr rechten will. Er selbst muß wissen, wie weit er unrecht tun kann oder recht! Ihr schweigt, wie ich schweigen werde — und auch sie schweigt“, setzte er leiser hinzu. „Und wie sie weiterleben wird mit Euch, in Euch und durch Euch! Da ist keine Wahl. Lebt wohl, Goya!“ Lerma nickte ihm zu und ging. Unten verklang das Rufen der Läufer, die der Kutsche des Herzogs von Alba den Weg bahnten.

Der Maler war allein. Er strich mit der Hand über die schmerzenden Schläfen, stellte langsam das zweite Bild neben das erste. Verhülltes und Hüllenloses blickten einander an. Er verglich beide, Seele und Körper; sah beide eins. „Maja“, sagte er leise. „Nackt und bekleidet. Beides du! Weib und Schöpfung, die mir gehört! Abbild der Ewigkeit in uns, durch Fenster des Ich gesehen. Und sie suchen dann das Modell, statt dem Kostbaren zu danken.“ Er begann mit vorsichtigen Strichen am Hintergrund zu bessern und zu ändern. Leuchtend ruhte die nackte Schönheit der weißen Frauengestalt. Goya malte und vergaß die Zeit.

BLINDENZEITSCHRIFTEN IM AUSLAND

„Unser Schaffen“ hat Bruderorgane in mehreren Ländern, denn eine allgemeine Blindenzeitschrift ist ein kulturelles Kennzeichen eines Landes. In der Photomontage sind die französische, amerikanische, schweizerische, tschechische sowie die Zeitschriften der Deutschen Demokratischen Republik und der westdeutschen Bundesrepublik der Blindenschaft festgehalten. „Unser Schaffen“ steht mit ihnen in regelmäßigem Kontakt. Alle aber kämpfen für die gleiche Sache: Für das Wohl und den Fortschritt der Blinden!

Humor von Adele Zaunegger

Frau Zaunegger liest aus eigenen Werken

Vorschlag zur Güte

Ein kleiner Bub, recht aufgeweckt,
Fährt in der Straßenbahn,
An seiner Seite sitzt ein Herr,
Knüpft ein Gespräch bald an.

Er scherzt mit unserm kleinen Wicht,
Der jubelt hell heraus:
„Ach, Mutti, gelt, den Onkel da,
Den nehmen wir nach Haus!"

Errötend spricht die junge Frau:
„Du bist ein dummer Fratz!
Bedenke doch, wir hätten ja
Für Onkel keinen Platz!"

Darauf der Herr: „Da gäbst du wohl,
Mein Junge, mir dein Bett?
Da schlief' ich dann besonders gut!
Das find' ich wirklich nett!"

„Da guckten deine Füße raus",
Lacht da der kleine Fratz,
„Doch sag' ich dir, im großen Bett
Bei Mutti hätt'st du Platz!"

In der Hitze des Gefechtes

Dem Vater, der just liest die Zeitung,
Legt Fredi viele Fragen vor;
Erzürnt doch über diese Störung,
Ist Vater heute nicht ganz Ohr.

Fred aber ist nicht umzustimmen,
Und weiter fragt der kleine Knab':
„Sag Vater, stimmt das: Onkel sagte,
Wir stammen von den Affen ab?"

„Nun Schluß mit deinen blöden Fragen!
Du läst'ger Fratz, gib endlich Ruh'!
Ich stamm' gewiß nicht ab vom Affen,
Doch, lieber Sohn, ganz sicher *du*!"

Eine Überraschung

Professor Klimm trifft Hannemann:
„Warum so trist? Was ficht dich an?"
So spricht er mit gewohntem Pathos,
Als käm' er just vom Berge Athos.

„Ja, das ist eine dumme G'schicht'!"
Sagt der mit traurigem Gesicht:
„Komm' abends heim, im dunklen Flur,
Vermut' ich unser Mädchen nur,
Wollt' ziehen es in Liebeslust
Mit einem Kuß an meine Brust.

Es ward gestreichelt mein Gesicht;
Doch war's die Gattin, die da spricht:
‚Ach, Liebster, kurz ist unser Glück —
Ich fürcht', mein Mann kommt bald zurück'..."

Klein Rolfi und der Kuß

„Denk Mutti, denk nur, Hans und Inge,
Die küßten sich heut an der Bahn!"
„Nun ja", meint Mutter drauf, „Du Dummerl,
Was macht denn das? Was liegt daran?
Da ist doch wirklich nichts dabei —
Die beiden heiraten im Mai!"

Der kleine Rolfi schweigt ein Weilchen —
Man sieht, wie angestrengt er denkt,
Eh' er in seinem Lockenköpfchen
Sein Denken auf die Köchin lenkt.

Die Augen sein — ein einzig Fragen!
Und staunend steht der Kleine da:
„Ja, heiratet denn unsre Lisi
Im nächsten Mai gar den Papa —?"

PROFESSOR DR. JOSEF BARTOSCH, REGIERUNGSRAT:

Erinnerung an einen bedeutenden Blinden

Man schrieb den 24. August 1858, als nach Beendigung seiner Ausbildungszeit der Zögling des damaligen k. k. Blinden-Erziehungs-Institutes in Wien *Josef Labor* — der spätere bedeutende blinde Klavier- und Orgelvirtuose bzw. Komponist — die Anstalt verließ, nachdem sie ihm auf Grund seiner musikalischen Begabung den Weg zu höherer künstlerischer Ausbildung und späterem Aufstieg zur Laufbahn des konzertierenden Künstlers und Komponisten eröffnet hatte.

Die musikalische Begabung Josef Labors war namentlich ein Erbe väterlicher Seite. Sein Vater war ein begabter Musiker, der freundschaftliche Beziehungen zu musikalischen Kreisen der damaligen Zeit unterhielt. Vater Labor war mit Franz Schubert, der mit ihm gerne musizierte, gut bekannt.

Am k. k. Blinden-Erziehungs-Institut in Wien wurde stets und insbesondere auch zur Zeit, als Josef Labor dort Zögling war, viel und ernsthaft musiziert und der Musikunterricht genoß als wichtiges Unterrichtsfach sorgsame Pflege. Bedeutende Lehrer, zu denen auch der berühmte Musiktheoretiker und Komponist *Simon Sechter* zählte, waren bemüht, das Ansehen der Anstalt zu festigen und den Ruf blinder Musiker in weite Kreise zu tragen. Josef Labor, der sich als vielversprechendes Talent erwies, studierte schon als Anstaltszögling an der damals höchsten Musikbildungsanstalt Österreichs, dem Wiener Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde, weiter und es war ihm schließlich beschieden, konzertierender Musiker und Komponist zu werden. Bald fand in Wien mit Erfolg sein erstes Konzert statt, dem sich eine größere Konzertreise durch Deutschland anschloß. Die Erfolge dieser Konzerte waren so groß, daß bald Konzertreisen nach Brüssel, Paris, London, Petersburg und Moskau folgen konnten. Der Erfolg blieb Labor treu, er gelangte zu hohem Ansehen und König Georg von Hannover bestellte Labor zum Kammerpianisten und zum Lehrer der königlichen Prinzessin. Außerdem setzte er Labor zur Sicherung eines sorglosen Schaffens eine lebenslange Pension aus.

Im Jahre 1870 wandte sich Josef Labor der Orgel zu. Seine Leistungen waren auch auf diesem Gebiet bedeutend. Es ist gewiß zu einem Teil sein Verdienst, daß das Interesse des Konzertpublikums für die Orgel als Konzertinstrument wiedererweckt wurde. Er beherrschte die meisten Werke der alten Meisterorganisten wie Pachelbel, Buxtehude, J. S. Bach usw., aber auch seine Kunst des Improvisierens wurde sehr geschätzt. Ein bedeutender Organist erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, er habe Labor gehört, als dieser eine Fuge mit Engführungen des Themas aus dem Stegreif musizierte. Labors Ruf als bedeutender Organist war es, der Kaiser Franz Joseph bewog, ihm den Titel eines Hoforganisten zu verleihen.

Josef Labor wurde von seinen Zeitgenossen nicht nur als Virtuose geschätzt. Sein Name hatte auch als der eines schaffenden Künstlers guten Klang. Es ist bedauerlich, daß seine Werke, obwohl sie zum großen Teil in Druck erschienen sind, heute nicht im Konzertsaal zu hören sind. Labor war als Komponist durchaus polyphon eingestellt und es befindet sich unter seinen Werken gewiß mancher wertvolle Schatz, der Konzerte auch heute bereichern könnte. Es wäre wünschenswert, dies bei Programmgestaltungen zu bedenken.

Die Niederschrift der Kompositionen erfolgte so, daß Labor jedes Werk zunächst in Braillescher Blindenmusiknotenschrift zu Papier brachte. Hernach diktierte er einem seiner Notenschreiber aus seinem Manuskript.

Josef Labor war neben seiner schöpferischen Arbeit auch pädagogisch erfolgreich tätig und wurde namentlich als Lehrer der theoretischen musikalischen Fächer sehr geschätzt. Er folgte im Unterricht dem Vorbild seines Lehrers Simon Sechter und einzelne seiner Schüler — erwähnt sei vor allem *Julius Bittner* — konnten als schaffende Künstler vor der Öffentlichkeit besonderen Erfolg erringen.

Nun sind fast hundert Jahre verflossen, seit Josef Labor als Zögling aus dem Wiener Blinden-Erziehungs-Institut schied. Dreiunddreißig Jahre sind seit seinem Tod vergangen. Sein Denkmal vor dem Wiener Konzerthaus möge die Nachwelt an den Komponisten Josef Labor erinnern und sie mahnen, sein Werk in Ehren zu halten.

KURT KLEBERT:

HEILKLIMATISCHE KURORTE NIEDERÖSTERREICHS

„Soviel Merkwürdigkeiten der Natur auf einem so kleinen Raum vereinigt — der Alpenpark vor den Toren Wiens — werden die Bedeutung dieses Gebietes und die Zahl seiner Besucher von Jahr zu Jahr erhöhen, denn kein anderes Land der Erde hat Ähnliches aufzuweisen.“ Diese preisenden und prophetischen Worte können wir in einem alten Buch aus dem Jahre 1852 lesen. Die zeitlich verkürzte Entfernung, durch erhöhte Geschwindigkeit, hat die Menschen dazu gebracht, die Herrlichkeiten ihrer engsten Umgebung meist unbeachtet zu lassen.

Der Semmering

Der Wiener schätzt den Semmering als praktische Nordsüdverbindung, als nettes, kleines Ausflugsziel, schätzt ihn, die Rax und den Schneeberg als brauchbares und nahegelegenes Skigebiet. Freilich, wenn er an Erkrankungen der Atmungsorgane leidet, dann erscheint ihm ein Aufenthalt an der Riviera, in Meran oder Davos als notwendig. Die heilklimatischen Kurorte Niederösterreichs sind nämlich zumeist unbekannt. Außerdem ist es doch viel „vornehmer“, in leichtem Ton über die Weltkurorte zu plaudern, als über die unbekannten Luftkurorte der engeren Heimat zu sprechen. Man könnte im Büro, beim Greißler oder wo man sonst noch diese Dinge zu beplaudern pflegt, mitleidig angesehen werden!

Schon Walther von der Vogelweide hat den „Sömring“ in seinen unsterblichen Liedern besungen, und viele Große aus der Postkutschenzeit, wie Schubert, Grillparzer, Raimund, Nestroy und andere, rasteten bei ihren Gastspielreisen auf der Paßhöhe und erquickten sich an der Schönheit der Landschaft.

Im Jahre 1848 gab es nicht nur eine politische Revolution, auch für den Semmering und sein Gebiet brach ein neues Zeitalter an: Ritter Carl von Ghega wurde beauftragt, die Verbindung zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag zu überschienen. Ein romantisches, kühnes Werk wurde dadurch geschaffen und am 17. Juni 1854 dem Verkehr übergeben. Es war dies die erste Gebirgsbahn in Europa, die noch heute von vielen und besonders von den Technikern bewundert wird. Durch dieses Werk hat Ghega nicht nur die Verbindung des Nordens mit dem Süden des alten Österreich hergestellt, der Bahnbau war auch für die österreichische Wirtschaft von größter Bedeutung. Es wurde aber auch ein Gebiet erschlossen, das durch seine Naturschönheit viel Freude bereitete und vielen Menschen durch seine klimatischen Vorzüge Gesundheitsspender wurde.

Friedrich Schüler, Generaldirektor der Südbahn, legte durch den Bau des Südbahnhotels am Semmering 1882 den Grundstock zum heutigen Kurort. In rascher Aufeinanderfolge wurden das Hotel Panhans, das Silbererschlößl, das Sanatorium Vecsey, das Hotel Stefanie, das Hotel Erzherzog Johann erbaut. Auch die dem Semmeringgebiete angehörenden Orte Reichenau, Edlach, Prein, Puchberg am Schneeberg wurden als Luftkurorte erschlossen und nahmen gleich dem Semmering einen bedeutenden Aufschwung. Es mag wohl die einzigartige Naturschönheit dieser Gegend für das besonders entwickelte Gesellschaftsleben der Zeit vor dem ersten Weltkriege mit ausschlaggebend gewesen sein.

Von 1907 bis 1914 waren Entwicklung und Aufstieg des Semmerings am raschesten. Der erste Weltkrieg stoppte dies. Durch den Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie mußte sich auch der Semmering, gleich allen österreichischen Kurorten, umstellen. Eine Vergleichszahl mag Zeugnis über die Bedeutung dieses Luftkurortes im In- und Ausland geben. 1926: 263.671 Nächtigungen, hievon 147.557 Ausländer. Ähnlich verhält es sich auch mit den Nächtigungen der andern Luftkurorte des Semmerings.

Luftkurorte

Die Luftkurorte Reichenau, Edlach, Prein und Puchberg am Schneeberg sind in jeder Hinsicht eng mit dem Semmering verbunden.

Wohin

Sie sich wegen Ihrer Versicherung wenden sollen?
Rufen Sie uns, wir werden Ihnen bestens dienen.

Wiener Städtische Versicherung

WIEN I. RINGTURM
und überall in Österreich.

Raimund schrieb am 14. Mai 1834 über das idyllisch gelegene Tal von Reichenau (Edlach, Prein) Worte höchster dichterischer Empfindung. Reichenau besitzt all das, was man von einem Kurort mit hochentwickeltem Gesellschaftsleben erwartet. Moderne Vergnügungslokale sorgen für unbeschwerte Abwechslung. Den Freunden ernsterer Kunst bietet ein Theater, Kur- und Abendkonzerte mit Werken zeitgenössischer und alter Meister eine bemerkenswerte Auswahl. Wer am Sportleben interessiert ist, kommt gewiß auch auf seine Rechnung. In den warmen Jahreszeiten finden in Reichenau internationale Tennisturniere statt. Den Liebhabern des Wassersports bietet sich die Möglichkeit für herrliche Kahnfahrten, und die passionierten Fischer finden in dieser Gegend ein kleines Paradies. Im Winter haben hier die Skifahrer, die Rodler und die Eisläufer alles, was sie wünschen, auch das in der Großstadt weniger bekannte Eisschießen wird in dieser Gegend sehr gepflegt.

Wer aber die Behaglichkeit und die Ruhe liebt, nistet sich in Edlach oder in der Prein, in einem der zahlreichen Hotels, ein, die alle, jedes in seiner besonderen Art, Gemütlichkeit und Geborgenheit ausstrahlen. Der „Lindenhof" ist vor allem jenen Gästen zu empfehlen, die nur ganz kleine, mühelose Wanderungen machen dürfen, aber das gesellige, bunte Treiben nicht missen wollen. Abgeschiedener, doch verhältnismäßig nahe dem Ort, wohnt man im „Kronichhof". Wer aber die Einsamkeit liebt und es dabei gemütlich und bequem haben will und der völligen Ruhe bedarf, der zieht in den „Knappenhof" ein und bleibt für die Zeit seines Urlaubes von der lärmenden Welt verschont. Es seien hier nur einige unter vielen angeführt, um aufzuzeigen, daß für jeden Erholungsuchenden eine individuelle Gestaltung des Kuraufenthaltes möglich ist.

Zahlreich sind die Pensionen in der Prein, am Fuße der Rax. Hier fallen besonders die sehr niedrig gehaltenen Pensionspreise auf. Wer vor allem das gesellschaftliche Kurleben liebt, steigt in Reichenau ab und wählt sein Zimmer entweder im Hotel „Bellevue", „Thalhof", „Waldschlößl", in der Pension „Oberdorfer" oder in einem der gut eingerichteten Beherbergungsbetriebe. Sämtliche Gast- und Pensionsbetriebe sind vor allem auch auf den Wintersport eingerichtet. So bietet der Gasthof „Unterer Eggl" in der Prein dem Bergsteiger und Wintersportler Touristenbetten zu besonders niedrig gehaltenen Preisen.

Männer der Kunst, Wissenschaft und Politik haben in dem Alpengarten, vor den Toren Wiens, Erholung gesucht und gefunden. Sie wußten die Luftkurorte Niederösterreichs zu schätzen, und es wäre an der Zeit, wenn besonders wir Menschen der Großstadt unseren Urlaub oder fallweise das Wochenende in reiner ozonreicher Luft verbrächten und unseren Lungen und Nerven Erholung, Gesundung und Entspannung in den Luftkurorten Niederösterreichs gönnten.

Bitte, werben auch Sie einen Leser für

„Unser Schaffen",

die

einzige Blindenzeitschrift Österreichs!

So sieht pra

DIE NÄH

Übernahme der Reparaturstücke

Das Ärgste an der Blindheit ist nicht die Tatsache, daß man von dem Augenblick an, da sich für viele wahrscheinlich für immer der Vorhang ewiger Nacht niedergelassen hat, schwer erschüttert ist, sondern die unabänderliche Gegebenheit, daß sie uns vor fast unüberwindbare Schwierigkeiten stellt. Wir waren, weil uns auch nichts anderes übrig blieb, bereit, uns damit abzufinden, daß wir vieles, das wir vorher mit dem Sehvermögen wahrgenommen haben, nun mit den anderen uns noch zur Verfügung stehenden Sinnesorganen in uns aufnehmen. Das ist uns vielfach auch sehr gut gelungen, und nicht selten staunen unsere Besucher, aber vor allem die Besucherinnen, wie nett es in unserer Wohnung ist. Wir klagen auch nicht darüber, daß uns blinden Frauen die Hausarbeit mehr Anstrengungen kostet als unseren sehenden Kolleginnen, denn wir sind glücklich, daß wir unsere Betätigung haben. Wir können uns nichts Schlimmeres vorstellen, als untätig zu sein.

Die blinde Hausfrau

Wenn wir Schwierigkeiten und Probleme erwähnt haben, welche die Blindheit mit sich bringt, so wollen wir vor allem von unseren Näh- und Flickarbeiten sprechen. Ja, unsere Männer, Buben und Mädeln verlangen auch von uns blinden Hausfrauen, daß ihre Wäsche i geflickt und gebügelt bereit liegt. Es darf un kein Knopf fehlen, Strümpfe und Socken immer gestopft sein. Mit einem Schlage war für viele dieses Problem gelöst, als die gemeinschaft der später Erblindeten Öster vor neun Jahren an die Errichtung einer Näh schritt. Eine Nähmaschine wurde angesc und jahrein, jahraus sind fleißige Näher am Werk, um den Blinden Wäsche und K wieder in Ordnung zu bringen.

Die Kollegen und Kolleginnen bringen Pakete mit den gereinigten Sachen. Die nahme wird eingetragen und auch der A termin bekanntgegeben. Nach einiger Zei rasch wie möglich, kann die Wäsche, könne Kleider, die Herrenhosen oder was es sonst gibt, wieder abgeholt werden.

Schön gebügelt ist wieder alles, und die b Hausfrau hat nichts zu tun, als die Gegens zu Hause in den Kasten zu legen und im Bed fall herauszuholen. Es hat wohl selten eine richtung gegeben, mit der den Blinden so sam geholfen wurde, wie mit dieser Nähs

Die Heinzelmännchen

Gleich den Heinzelmännchen sind u sehenden Näherinnen für uns tätig, und wi ihnen auch sehr dankbar, daß sie uns au so nützliche Weise helfen. Es darf nicht wähnt bleiben, daß die Nähstube vollko kostenlos arbeitet. Die Mitglieder haben daß man ihnen eine so große Last von den tern nimmt, nichts zu bezahlen. Unsere Näh erhält sich ausschließlich von jenen M welche ihr von den Blindenfreunden zur fügung gestellt werden. „Kann ich bitte mein Paket haben, liebe Kollegin Fra „Hier ist es bitte!“ „Danke sehr!“ Das ist Aber der Händedruck, welcher das „Danke begleitet, sagt der Nähstubenleiterin meh es die schönsten Worte vermögen.

„Mutter, meine Hose habe ich wieder zerr Mutter, bitte, gib mir ein anderes Hemd. M da schau, die Socken haben wieder Löcher.“ „Ja, schau“, sagen unsere Kind uns, weil wir den Haushalt so gut führen; si

ıe Hilfe aus!

BLINDE

ɜar nicht, daß ihre Mutter blind ist, und das ist so, denn wir könnten alles vertragen, nur ständig an unsere Blindheit erinnert zu en. Sind unsere Mädchen erst größer ge- en, werden sie zur Hilfe herangezogen. aus einer zwangsweisen Notwendigkeit ıs ist das bei den Kindern von Blinden noch r der Fall als bei den anderen. Sie werden früher groß, aber in viel jüngeren Jahren ı zu Hilfsdiensten herangezogen.

ıs Nichtsehenkönnen von Farben macht oft Kopfzerbrechen, wir sind dann darauf viesen, rasch zur Nachbarin zu laufen, um Auskunft zu erbitten.

enn wir auch nicht ungeschickt sind und viele er Näh- und Flickarbeiten allein zu machen chen, alles können wir doch nicht, und wir hen auch viel länger für unsere täglichen iten.

Alleinstehende Männer

e blinden Frauen sind nicht gleich geschickt, he können mit der Nadel gar nicht umgehen. Es gibt auch viele blinde alleinstehende Männer. Einen Knopf näht sich Kollege Maier wohl an, aber mehr traut er sich nicht zu. Stellen wir uns nur einmal vor, daß er einen Fleck in sein lichtes Hemd einsetzen will und dabei einen schwarzen Zwirn nimmt! Kein Blinder will, deswegen weil er blind ist und daher mehr im Blickfeld der Öffentlichkeit steht, sich lächerlich machen.

*

Viele tausend Kleidungsstücke werden in der Nähstube alljährlich ausgebessert. Manchmal kommt es auch vor, daß die Hilfe für die Sachen zu spät kommt. Zahlreiche nicht mehr ausbesserungsfähige Stücke werden dann durch neue ersetzt. Es laufen auch viele Spenden an Wäsche, Kleidern, Flickmaterial, Stoffresten und Nähzeug in der Nähstube ein, und das bedeutet eine wertvolle Hilfe und trägt dazu bei, die nicht geringen Erhaltungskosten zu verringern. Die Nähstube ist eine Einrichtung, die wir uns aus unserem Leben nicht mehr wegdenken könnten. Sie hilft uns, viele Schwierigkeiten des Alltags zu überwinden und unser Schicksal leichter zu ertragen.

Das ist praktische Hilfe, und darauf, daß die Hilfe spürbar wirksam ist, kommt es schließlich uns Blinden an!

Maria Frank

Jahraus, jahrein werden hier viele Wäsche- und Kleidungsstücke von fleißigen Händen instand gesetzt

DR. LOTHAR RING:

Freundschaft unter Tieren

In diesen Zeiten, da der Freundschaftsbegriff unter den Menschen erhebliche Einbuße erlitten hat, mag es von Interesse sein, sich einmal dem freundschaftlichen Verhältnis der Tiere untereinander zuzuwenden und bei diesem Anlaß festzustellen, daß im Reiche der Natur doch nicht jener schrankenlose Egoismus herrscht, wie dies von verschiedenen Seiten behauptet wird.

Gar oft läßt sich beobachten, daß Tiere völlig ungleicher, ja sogar einander feindlich gesinnter Art sich aneinander gewöhnen, ja selbst ein richtiges Freundschaftsverhältnis miteinander eingehen. Diesen Zustand trifft man, ähnlich wie bei den Menschen, häufiger bei der Jugend als beim Alter, da ja diese im allgemeinen mehr dem Spiel und der Friedfertigkeit zuneigt als die älteren Jahrgänge.

Das Freundschaftsverhältnis der Tiere zueinander darf allerdings nicht mit jenem gemeinschaftlichen Auftreten verwechselt werden, wie es sich bei den in Rudeln lebenden Tieren, insbesondere den Raubtieren, zeigt. Wenn diese Tiere auch gemeinschaftlich auf die Jagd gehen, so kann man deshalb doch nicht behaupten, daß sie Freunde wären. Es ist eine reine Interessengemeinschaft, die sie schließen, und im gegebenen Falle wird der Schwächere von seinem Artgenossen ohne weiteres aufgefressen. Die Futterfrage ist so ziemlich die wichtigste im Tierleben, und dort, wo Futterneid besteht, ist eine Freundschaft von Anbeginn an ausgeschlossen.

Harmloser als bei den Raubtieren geht es natürlich bei den Haustieren zu. Es läßt sich auf Bauernhöfen häufig beobachten, daß dort Hühner und Enten, Truthühner und Kaninchen mit Hunden, Schweinen und anderen Tieren gemütlich beisammen leben. Interessanterweise schließen Enten rascher Freundschaft als Gänse. Während sich Enten an Hühner und Truthühner ohne weiteres anschließen, braucht eine Gans längere Zeit, um aus ihrer Reserve herauszutreten.

Ein Tierfreund beobachtete eine merkwürdige Freundschaft zwischen einem Schwein und den in einem Nachbarstall untergebrachten Ziegen. Obgleich eine Holzwand die beiden Ställe trennte, versuchte das Schwein, diese immer wieder zu durchbrechen, um zu den Ziegen zu gelangen. Als man endlich die Wand öffnete, schloß sich das Schwein völlig den Ziegen an, nahm mit ihnen gemeinschaftlich das Futter ein, schlief mit ihnen in demselben Raume und ahmte sogar ihre merkwürdigen Sprünge nach.

In Varietévorstellungen kann man oftmals sehen, wie die alte Feindschaft zwischen Hund und Katze dank einer geschickten Dressur überwunden wird. Aber man kann diese Beobachtung auch ohne Eintrittsgeld machen und wahrnehmen, daß Hunde und Katzen auf ländlichen Höfen recht friedlich nebeneinander hausen. Zweifellos spielt in solchen Fällen die Gewohnheit eine Rolle, denn im allgemeinen ist die Feindschaft zwischen Hunden und Katzen bereits durch den Geruchssinn bedingt. Streichelt man eine Katze und hält dann einem Hund die Hand vor die Nase, so versetzt man ihn in grimmige Wut.

Bekannt ist das Freundschaftsverhältnis zwischen Nashorn und Madenhacker, der das Tier von den lästigen Fliegen befreit. Das treibende Moment dieses Freundschaftsverhältnisses ist allerdings das Nützlichkeits-

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

prinzip, ebenso wie bei den Freundschaften zwischen Giraffen und Elefanten das gute Gehör des letzteren dem ausgezeichneten Gesichtssinn der Giraffe zu Hilfe kommt und umgekehrt.

Ein Naturforscher berichtet von einer seltsamen Freundschaft zwischen einem männlichen Kranich und einem Bullen, der sein Weibchen verloren hatte. Der Kranich hielt dem Bullen die Fliegen fern und folgte ihm auf Schritt und Tritt. Gegen Ochsen, Kühe und Pferde ging er dagegen mit Schnabelhieben los. Allgemein bekannt sind die Freundschaften der Vögel, die häufig Treue bis in den Tod bewahren.

Brehm erwähnt die Freundschaft eines Papageien mit einem Karolinensittich, der infolge Frostes beide Beine verloren hatte. Sein Freund, der Papagei, pflegte ihn, so gut er konnte, reinigte ihm die Federn und verteidigte ihn gegen die Angriffe anderer Papageien, die auf den armen Krüppel losgingen.

Unzählige andere Beispiele von Freundschaften unter Tieren ließen sich aufzählen. Aber bereits aus dem Erwähnten ergibt sich die Schlußfolgerung, daß auch die von den Menschen oft zu Unrecht geringgeschätzten Tiere etwas Ähnliches wie Idealismus und Freundschaft aufzubringen imstande sind.

Anerkennung für „Unser Schaffen“

Ihre Bemühungen, zwischen Blinden und Sehenden einen engen Kontakt herzustellen, das Interesse der Sehenden für die Probleme der Blinden zu wecken und den Blinden Wege in die Arbeitsbereiche der Sehenden zu öffnen, habe ich mit großer Freude zur Kenntnis genommen. Die Sorge des Bundesministeriums für Unterricht um die Berufsausbildung der Blinden kann sich — den Aufgaben, die dem Ministerium gestellt sind, entsprechend — nur auf die Ausbildung der Jugend beziehen, und deshalb ist es so wichtig und wertvoll, wenn sich private Kreise, wie Ihre Hilfsgemeinschaft, um die später Erblindeten annehmen.

Ich kann nur wünschen, daß unter den Sehenden möglichst viele sich ihrer sozialen Verpflichtung, dem in Bedrängnis geratenen Nächsten behilflich zu sein, bewußt werden. Ihre Zeitschrift „Unser Schaffen“ trägt ja dazu bei, den Gedanken der sozialen Hilfsbereitschaft in weite Kreise zu tragen. Möge ihr ein großer Erfolg beschieden sein! Sie dient damit ja nicht nur den Schützlingen der Hilfsgemeinschaft, sondern auch den Sehenden, die sie zur Mithilfe aufruft, denn gerade in unserer Zeit, in der die Menschen so sehr an das Materielle verhaftet sind, ist es notwendig, auch die mit materiellen Gütern Gesegneten das Glücksgefühl erleben zu lassen, das mit dem Opfer für den vom Schicksal Benachteiligten verbunden ist.

Dr. Karl Drimmel
Bundesminister für Unterricht

Ich erhielt einige Nummern Ihrer Zeitschrift. Soweit ich deren Tendenz zu erkennen glaube, setzen Sie sich darin vom Standpunkt Ihrer Gemeinschaft mit den Geschehnissen der Zeit auseinander, trachten sie mitzuerleben und beteiligen sich an der Suche nach neuen Wegen, um neu sich stellenden Aufgaben gerecht zu werden. Ich freue mich, die Bestrebungen und Zielsetzungen, die ich auch in meinen Schriften niedergelegt habe, von Ihnen verfolgt zu wissen: Die Probleme der Blinden in ihrer Wesentlichkeit aufzuzeigen, für sie in der Gesellschaft und bei maßgebenden Stellen Verständnis auszulösen, um allen von dem ungünstigen Geschick Ereilten zu einer besseren Ordnung ihres Daseins zu verhelfen. Mit den besten Wünschen zum weiteren guten Fortgang Ihrer Arbeit verbinde ich herzliche Grüße.

Professor Siegfried Altmann
New York

DR. LUDWIG BERG:

ROHSTOFFE FÜR BLINDENWAREN

II.

Einer der wichtigsten Rohstoffe, der zur Erzeugung verschiedener Gebrauchsartikel dient, ist die Kokosfaser. Sie wurde zwar schon im 13. Jahrhundert auf der Insel Ceylon gewonnen, geriet aber dann durch Jahrhunderte in Vergessenheit und wurde erst Mitte des 19. Jahrhunderts wiederum bekannt.

Die Gewinnung der Kokosfaser ist von klimatischen und örtlichen Bedingungen abhängig, und zwar vom Vorhandensein großer Kokospalmenbestände, von guten und billigen Wasserwegen und von Menschen, die diese schwere Arbeit zu verrichten imstande sind.

Auch in anderen Gegenden, wie z. B. in Indonesien, hat man versucht, die Kokosfaserbearbeitung einzuführen, ist aber über ihre Anwendung als Brennmaterial oder Düngemittel nicht hinausgekommen. In diesen und ähnlichen Gegenden fehlt das erforderliche Gemisch von Süß- und Salzwasser, das sogenannte Brackwasser, welches zum Rotten der Faser notwendig ist. Noch schwieriger ist es, jene billige Arbeitskraft zu erhalten, die bereit ist, in mühevoller Handarbeit, da und dort mit Hilfe primitiver Maschinen, die Gewinnung durchzuführen. Die maschinelle Verarbeitung und Verspinnung der Faser ist bisher noch ungenügend. Daher hat die Malabarküste von Indien und Ceylon bisher noch immer ein Monopol in der Fasergewinnung und Garnherstellung. Diese Monopolstellung wirkt sich in einer krassen Überhöhung der Preise aus.

Kokosgarn

Bei der Ernte der Kokosnüsse können zwei verschiedene Sorten von Fasern erzeugt werden, nämlich die *Spinnfaser* und die *Bürstenfaser*. Aus der Spinnfaser wird an Ort und Stelle Kokosgarn gesponnen, welches zu Schiffstauen, Netzen, Matten, Läufern usw. verarbeitet wird. Fast die Hälfte der Kokosgarnerzeugung wird im Ursprungsland verarbeitet, die andere Hälfte ausgeführt. Die Bürstenfasern werden zu Besen, Bürsten, Schrubbern sowie zum Stopfen von Matrazen, Kissen, Sätteln und zur Fabrikation von Filz und Papier benützt.

Die Verschiedenheit der Faser hängt vom Reifegrad der Kokosnüsse ab. Aus den unreifen Nüssen werden biegsame, schwache und helle Fasern, aus den reifen Nüssen grobe, harte und dunkle Fasern gewonnen. Je heller die Farbe, desto geschätzter das Garn. Zu stark unreif gepflückte Nüsse liefern ein zu schwaches Kokosgarn. Es ist daher wichtig, den richtigen Reifegrad der Nuß abzuwarten.

Die Garngewinnung

Der Prozeß der Kokosgarngewinnung schaut folgendermaßen aus. Zuerst erfolgt das Aufschlagen der Nüsse, dann das Rotten der Faserpölster, das Herausschlagen der Fasern, Waschen und Trocknen, das Verspinnen zu Garn, die Sortierung nach Quali-

tät, Farbe und Zerreißfähigkeit und schließlich der Versand. Zum Aufschlagen der Nüsse bedient man sich eines scharfen Eisenspiekers, der mit der Spitze nach oben in die Erde gesteckt wird. Die Nuß wird auf diesen Pfahl geschlagen und so gespalten. Dann werden die Fasern aus dem Polster herausgelöst und gereinigt. Die Reinigung erfolgt in kleinen Flußläufen oder Meeresarmen, in denen mit Stäben abgegrenzte Quadrate von ungefähr zehn Metern abgesteckt sind. Die Faserpölster werden in diese Rottplätze geworfen, sinken nach einiger Zeit unter und bleiben hier zwei bis vier Monate liegen. Dabei erhält die Zellmasse eine gelbliche oder rötliche Färbung. Werden die Fasern in Kanälen und Wasserläufen mit ausgesprochener Strömung gerottet, dann sind Netze notwendig, in denen bis zu 12.000 Faserpölster ungefähr zehn bis zwölf Monate lang liegen.

Beim Rotten geht ein chemisch-biologischer Vorgang vor sich, es werden dabei Gase entwickelt, vor allem Schwefelwasserstoff, und das in den Zellen enthaltene Eiweiß zersetzt sich. Gleichzeitig entwickeln sich Bakterien, welche das zwischen den Gefäßbündeln befindliche Zellgewebe zerstören. Die Bastzellen selbst werden dabei nicht beschädigt. Das Rotten der Kokospölster beruht also auf einem Fäulnisprozeß. Dazu ist beständige Feuchtigkeit notwendig, das bewegte Wasser übt eine auslaugende Wirkung aus.

Kokosgarnbereitung

Die nächste Stufe der Fasergewinnung ist das Herausschlagen der Kokosfasern aus den gerotteten Pölstern, ihr Waschen und Trocknen. Schließlich werden die Fasern in Bündeln aufgehängt, wobei sich ihre Farbe aufhellt. Aus einem Kokospolster werden zirka 80 bis 90 Gramm Fasern gewonnen. Nach dem Trocknen werden die Fasern zu Garn versponnen; die meisten Garne sind handgesponnen. Das geschieht so, daß eine kleine Anzahl von Fasern zu einem einfachen Faden von zirka 80 Zentimetern Länge zusammengedreht wird. Dann wird ein Doppelfaden gedreht. Diese Arbeit verrichten in den Ursprungsländern hauptsächlich Frauen und Kinder. Sie erzeugen das sogenannte Alapatgarn, das im allgemeinen sehr beliebt ist. Nur in einzelnen Gegenden erfolgt das Spinnen mittels eines Spinnrades. Erwähnenswert ist noch, daß eine Frau in achtstündiger Arbeit zirka fünf englische Pfund Garn zusammenspinnen kann, was einen ziemlich kargen Verdienst ergibt.

Bestandteile der Kokosnuß

Die Kokosfaser

Die Kokosfaser hat Eigenschaften, die von keiner anderen Pflanzenfaser übertroffen wird. Sie ist hohl und darum sehr leicht. Ihre Scheuerfestigkeit ist bedeutend. Sie ist elastisch und absolut beständig gegen Insektenfraß sowie gegen Fäulnis. Ihre Dehnbarkeit ist viermal so groß wie bei Jute und dreimal so groß wie bei anderen Hartfasern. Sie kann strapaziert werden, wirkt isolierend gegen Kälte, ist schalldämpfend und hygienisch. Auch zur Herstellung von Kohlensäcken, von Tauwerk und ähnlichem tut sie nützliche Dienste. Landwirte verwenden sie zum Anbinden von Bäumen, Dachdecker brauchen dünnes Kokosgarn. Die Kokosfaser ist also ein idealer Rohstoff.

Ebenso bedeutend wie das Garn ist auch die unversponnene Faser. Die Erzeugung von Bürsten- und Stopffasern ist von der Her-

Primitive Arbeitsmethoden der Eingeborenen

stellung von Kokosgarn verschieden. Hier müssen die Kokosnüsse voll ausgereift sein, wobei die langen und groben Fasern zu Bürsten, die kleinen und feinen Fasern zu Stopffasern verarbeitet werden. Das Rotten der Fasern erfolgt in kurzer Zeit.

Die lange Faser nennt man auch *Bristle-Fibre*. Sie wird zur Herstellung von Bürsten und Besen verarbeitet. Bei der fabrikmäßigen Herstellung von Bürstenfasern werden die Faserpölster zwischen zwei Walzen plattgedrückt und dann in Bassins eingeweicht. Dieses Einweichen nimmt drei bis fünf Tage in Anspruch. Da die Zeit kurz ist, erfolgt keine Entwicklung von Bakterien und die Fasern werden nur mechanisch gereinigt. Ehe die Bristle-Fibre verladen wird, erfolgt ihre Bleichung, und zwar geschieht dies in geschlossenen Zementhütten, wobei die Fasern auf Rosten liegen, unter denen Schwefel verbrannt wird. Im Verlaufe von 24 Stunden erhält die Faser eine einheitlich goldene Farbe.

Die Stopffaser oder *Mattress-Fibre* ist eine kurze Faser. Mit Hilfe eines dehnbaren Zylinders, in dem das Material befestigt ist, werden die anhaftenden Teilchen gelöst und fallen durch ein Sieb, worauf die Fasern in der Sonne getrocknet werden. Die Mattress-Fibre wird hauptsächlich als Polstermaterial, für Matratzen, aber auch in der Bauindustrie verwendet.

Bei dem Durchhecheln der Bristle-Fibre wird auch eine Faser herausgekämmt, die man *Combings* nennt. Dieser Ausdruck bedeutet Kämmhaare. Sie ist wertvoller als die Mattress-Fibre.

Alle diese Faserstoffe finden heute in steigendem Ausmaße Verwendung und bilden wertvolle Grundlagen zur Erzeugung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände.

(Fortsetzung folgt)

Blinde in aller Welt

Amerika

Der „Florida School Herold", eine Monatsschrift für Taube und Blinde, berichtet, daß einer der Promovierten der Florida School kürzlich einen Kontrakt als Bridge-Lehrer bekommen hat. Er ist der erste Blinde in diesem Beruf. Er benützt markierte Karten in Brailleschrift, während die anderen Spieler ihre Karten ausrufen.

Ein Artikel in der Zeitschrift „Jewish Advocate" besagt, daß Frau M. Guttermann zum ersten Vorsitzenden und Lehrer in hebräischer Brailleschrift im kürzlich organisierten hebräischen Braille-Komitee von Boston und Neu-England berufen wurde. Unter der Leitung des jüdischen Brailleinstitutes in Amerika wird diese neue Organisation den Belangen der jüdischen Blinden dienen.

Schweiz

Die Blindenhörbücherei in Zürich hat ein Abhörgerät herausgebracht, welches bezüglich seiner Tonqualität und Einfachheit in der Bedienung mit jedem Tonbandapparat konkurrieren kann. Der Apparat kann zum Abspielen und zur Herstellung von Tonbandaufnahmen verwendet werden. Auch Briefe können einfach in den Lautsprecher des Apparates hineingesprochen und damit die Korrespondenz erledigt werden.

England

England ist auf dem Gebiete der Wiedereingliederung von Blinden in das Erwerbsleben führend. Die gute Zusammenarbeit zwischen Staat und Blindenorganisationen sichert den Erfolg.

Bei den einzelnen Ministerien sind Vertreter der Behörden, der Blindenorganisationen, der Unternehmer, der Gewerkschaften und der Wissenschaftler vertreten. Ein Drittel der Ausschußmitglieder sind im allgemeinen Blinde. Die Eingliederung erfolgt in zwei Stufen, von denen die erste der Ausbildung von Jugendblinden zur Vervollständigung der Schulbildung dient. Diese Blinden werden in verschiedenen Fertigkeiten unterwiesen, die ihnen die Erlangung eines Berufes erleichtern. Für die später Erblindeten gibt es ein besonderes Bildungszentrum, in dem sie ungefähr drei Monate verweilen und sich dem neuen Leben anpassen: Unterricht in der Blindenschrift, in der Blindenstenographie und in Maschinschreiben wird erteilt. Dann erfolgt die berufliche Ein- oder Umschulung der Blinden und ihre Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf. Die Erfahrung zeigt, daß die Erfolge um so größer sind, je früher die Maßnahmen erfolgen.

Um den Blinden beim Überschreiten der Verkehrsstraßen zu helfen, haben mehrere Länder Europas besondere Signale auf den Straßenkreuzungen eingerichtet. Beim Drücken eines Knopfes wechselt das Verkehrslicht von Grün auf Rot, während eine Glocke fünf Sekunden lang läutet, um anzuzeigen, daß das Überschreiten der Straße gesichert ist. Der Verkehr bleibt dann für weitere zehn Sekunden gestoppt, auch wenn die Glocke aufgehört hat, zu läuten.

ČSR

Blinde, welche die Blindenanstaltsschule nicht besucht haben, und jene, die im späteren Alter erblindet sind, kennen die Blindenschrift nicht. Aber die Mehrheit aller Blinden sehnt sich nach Bildung. Ein gutes Buch gibt die Lust zum Leben wieder. Mit diesem Problem beschäftigte sich vor kurzem die Blindengruppe in Mährisch-Ostrau. Der blinde Musiklehrer Zdenek Cerny erfand ein magnetophones Spielgerät, welches jetzt von einer bekannten Firma in Mährisch-Ostrau für die Blinden hergestellt wird. Vor kurzem fand im Künstlerhaus eine Veranstaltung statt unter dem Titel: „Wollt Ihr Eure Stimme hören?", wobei unter den vorgeführten verschiedenen Magnetophonen der neu erfundene Blindenapparat den ersten Preis erhielt. Mit Hilfe dieses Gerätes wird jetzt für die Blinden der Stadt eine Hörbücherei angelegt.

Israel

Vor einiger Zeit fand in Haifa ein Blindentreffen statt, bei dem sich sowohl Kriegsblinde als auch zivile Blinde trafen. In dem einleitenden Referat wurde betont, daß die wichtigste Aufgabe der Blindenfürsorge die Wiedereingliederung der Blinden in das soziale und wirtschaftliche Leben der Gemeinschaft ist.

Auch in Israel werden Anstrengungen unternommen, den Blinden soziale und wirtschaftliche Erleichterungen zu geben und sie in den Arbeitsprozeß wieder einzugliedern.

In Tel-Aviv wurde vor kurzem ein Klub für die Blinden eingerichtet. Er besitzt auch eine hebräische Blindenbibliothek, an der viele freiwillige Schreiber im ganzen Land mitarbeiten. Bei der Eröffnung des Heimes wurde mitgeteilt, daß eine Zeitschrift in hebräischer Brailleschrift und eine Gebetsammlung in Brailleschrift herauskommen werden. Großes Augenmerk wird der Arbeitsschulung der Blinden zugewendet, wobei die Blinden dreimal in der Woche im Klub zusammenkommen und unter der Anleitung einer Blinden-Lehrerin verschiedene Handwerksarbeiten erlernen.

Österreich

Im Rahmen eines in Wien durchgeführten Wettbewerbes um die Meisterschaft in Maschinschreiben errangen auch fünf blinde Teilnehmer das silberne Leistungsabzeichen des Stenographenverbandes. Als Bester ging ein fünfzehnjähriger Zögling des Bundesblindenerziehungsinstitutes in Wien hervor, der bei 341 Anschlägen in der Minute nur einen Fehler machte.

Italien

Dreizehn vollblinde Nonnen bilden die Gemeinschaft der „Töchter Christus des Königs", eines Religionsordens, der in Turin ausschließlich für blinde Frauen gegründet wurde. Ein Bericht der Gruppe besagt, daß zwölf der Schwestern seit Geburt blind sind, während die letzte ihre Sehkraft bei einem Bombenangriff im Jahre 1944 verlor.

Illustration: Klumbies

Klassischer Abgang

Eines Abends, als wir uns eine Fernsehsendung von Shakespeares Macbeth ansahen, kam Fleck, unser kluger und gehorsamer Dalmatiner, von seinem gewohnten Schlafplatz im Keller herauf und rollte sich auf dem Boden neben dem Fernsehgerät zusammen. Ein paar Minuten später begann Lady Macbeth ihren Schlafwandlermonolog — „Fort! Verdammter Fleck, fort, sag ich!" —, worauf Fleck sich gehorsam erhob und wieder in den Keller zurückschlich.

LUDWIG ZANT:

Vom Postbeamten zum Prähistoriker

Seit einigen Jahren besteht in der breiten Öffentlichkeit ein gesteigertes Interesse an der Frühgeschichte der Menschheit. Populärwissenschaftliche und dabei lebendig geschriebene Publikationen haben dazu beigetragen, daß wir über die alten Kulturen im vorderen Orient und in Ägypten genau Bescheid wissen, und die Berichte über die Arbeit der Archäologen und Prähistoriker gleichen an Spannung abenteuerlichen Erzählungen. So begrüßenswert die Anteilnahme der Leser an den wissenschaftlichen Leistungen im Ausland ist, so sollten wir doch keineswegs über die Tätigkeit österreichischer Gelehrter hinwegsehen. Wir brauchen wirklich nicht immer nur in die Ferne schweifen, denn auch hier liegt das Gute, oder besser gesagt das Interessante, nah. Und das gilt vor allem für die Frühgeschichte. Wohl gab es in Österreich vor der Römerzeit keine großangelegten Städte oder Siedlungen, aber trotzdem sind die zahlreichen Fundorte für die Erforschung der Frühgeschichte Europas von eminenter Bedeutung. Leider ist man oft nur auf Sensationen eingestellt, und deshalb gilt der Prophet nicht allzuviel im eigenen Land. Trotzdem werden viele in Österreich befindliche Fundorte immer wieder von ausländischen Fachgelehrten aufgesucht, und so manches Heimatmuseum genießt durch seine urgeschichtlichen Sammlungen im Ausland Weltruf!

Das gilt z. B. für das *Höbarth-Museum* in der alten Stadt Horn, die schon von vielen auf der Fahrt nach dem berühmten Stift Geras durchfahren wurde. Die Horner sind sehr stolz auf dieses Museum, und sie haben recht, denn es ist eine wahre Fundgrube für jeden, der über unsere ältesten Vorfahren Bescheid wissen will. Aus Erfahrung können wir hinzufügen, daß es sogar Wiener gibt, die jeden Sommer das Museum aufsuchen, um die neuesten Funde zu sehen. Diese Stammgäste wissen auch über *Josef Höbarth* Bescheid, den Gründer des Museums, der von manchen seiner Zeitgenossen in gutmütigem Spott „Staner-Pepi" genannt wurde.

Ja, die Staner und das sonstige „Glumpert", das beim Pflügen aus dem Erdreich hervorkam, war schon stets das Um und Auf des ehemaligen Postbeamten Höbarth, der es durch sein intensives Selbststudium und auch durch seine praktischen Arbeiten zum international anerkannten Urzeitforscher brachte.

Der namhafte Gelehrte, der zeitlebens ein einfacher Mensch blieb, wurde am 17. März 1891 in Reinprechtspölla in Niederösterreich geboren. Sein Vater, der als Schmied tätig war, stammte aus einer alten Waldviertler Familie. Die Mutter war wohl eine gebürtige Wienerin, die jedoch ihre Jugend bei Zieheltern im Waldviertel verbrachte. Die Eltern des Forschers kannten einander bereits von Kindheit an, und später wurde aus dieser frühesten Bekanntschaft ein Bund fürs Leben. Da Vater Höbarth nur von einem einzigen Gesellen in der Schmiede unterstützt wurde, mußte der Pepi seine Mutter bereits als Kind in der bäuerlichen Arbeit unterstützen. Am liebsten war es dem Knaben, wenn er das Vieh hüten konnte. Da war er mit seinen Gedanken allein und dachte an die Erzählungen der langen Winterabende, an denen ihm die Erwachsenen von den Burgruinen und den geheimnisvollen Plätzen im Wald zu künden wußten. Aber bald genügte ihm das Fabulieren nicht mehr. Er wollte Dinge aus diesen alten Zeiten besitzen und begann zunächst, Münzen zu sammeln. Pepi verwahrte sie in leeren Zündholzschachteln und war dankbar für jede abgegriffene Kupfermünze, auch wenn sie noch so zerbeult und grünspanig war.

Vielleicht wäre es bei dieser kindlichen Sammlerei geblieben, aber gerade damals wurde in Eggenburg das Krahuletz-Museum gegründet. Pepi mußte es natürlich sehen, und er verweilte stundenlang vor den Vitrinen, in denen Versteinerungen und urzeitliche Funde aus dem Waldviertel gezeigt wurden. Von da an war es um den Pepi Höbarth geschehen. Er ging dabei systematisch vor. Mit dem Betrachten allein war es nicht getan. Er mußte einen Katalog des Museums besitzen, und da ihm das Geld dazu fehlte, verzichtete er in der Schulzeit auf die Frühstückssemmeln. Mit den mühsam ersparten Kreuzern wurde der Katalog gekauft, und

bald wußte der Pepi in der Frühgeschichte Österreichs besser Bescheid als die meisten Erwachsenen. Ja noch mehr: der aufgeweckte Knabe kam bald darauf, in welchen Gebieten seiner engeren Heimat die frühzeitlichen Fundorte lagen. Er suchte sie alle auf und untersuchte ohne Hilfsmittel den Boden. Auf diese Weise fand er Gefäßreste und Bruchstücke aus Bronze, die von dem Prähistoriker Krahuletz und anderen Forschern übersehen worden waren. Einmal gelang ihm sogar der Fund einer antiken Glasperle, die größer war als die im Eggenburger Museum befindlichen Funde der Art. Der Staner-Pepi fühlte sich an diesem Tag als Krösus!

Natürlich wurde der Knabe in seinen Bestrebungen durch seinen damaligen Lehrer, den späteren Schuldirektor *Karl Süß*, unterstützt, und oft zogen die beiden als Forscher und Ausgräber übers Land. Die Bauern schüttelten den Kopf über das „narrische Tun", aber manchmal kam es sogar vor, daß sie selbst das eine oder andere „kuriose Zeug" dem Pepi gaben. Das ging übrigens die ganzen Jahre hindurch so.

Als der junge Höbarth die Bürgerschule absolviert hatte, sollte er das Schmiedehandwerk erlernen. Er hatte allerdings gar kein Interesse dafür, und nach einer diesbezüglichen Auseinandersetzung mit seinem Vater entschloß er sich, Bauernknecht zu werden. So ging es durch einige Jahre. Aber die Mutter hatte andere Pläne, und nach einer Rücksprache mit dem ehemaligen Lehrer war der Ausweg gefunden: Josef Höbarth sollte Postbeamter werden. Das ging allerdings auch nicht von heute auf morgen, denn Pepi mußte seine Kurse besuchen. Die Mittel dafür brachte die Mutter auf. Am 5. Oktober des Jahres 1910 wurde Josef Höbarth als Postoffiziant in Hermannsdorf in den Dienst gestellt, und damit hatte er endlich eine gesicherte Grundlage. Die spärliche Freizeit und den Urlaub widmete der junge Beamte seinem alten Steckenpferd, der urgeschichtlichen Forschung. Außerdem sammelte er von da an zusätzlich alten Hausrat und sonstige Objekte von volkskundlicher Bedeutung. Da er des öfteren versetzt wurde, bereitete das Übersiedeln immer große Schwierigkeiten, aber der junge Forscher ließ es sich nicht verdrießen. Seine Sammlungen wurden stets an den neuen Wohnort mitgenommen. Noch wußte der Staner-Pepi allerdings nicht, daß sie einmal den Grundstock für ein großes Museum bilden würden!

Inzwischen kam der erste Weltkrieg, und Pepi benutzte auch als Soldat jede freie Minute, um in den Karpathen oder auf italienischem Boden volkskundliche Studien zu betreiben. Nach dem Krieg wurde er wieder Postbeamter, aber leider kam jetzt

BLINDE AUFS LAND

Bilder aus dem Leben im neu renovierten Erholungsheim der Hilfsgemeinschaft in Unter-Dambach bei Neulengbach

neuerdings eine Versetzung nach der anderen. Insgesamt war Josef Höbarth von 1910 bis 1937 an vierzig Postämtern tätig! Dieses Herumzigeunern war einerseits sehr nachteilig, aber anderseits wurde der Staner-Pepi überall bekannt, und so wurden endlich auch die Gelehrten auf den forschenden Postbeamten aufmerksam, unter anderem Professor Krahuletz und der namhafte Eiszeitforscher *Dr. Josef Bayer*. Sie arbeiteten zum Teil gemeinsam mit ihm, und so konnten viele bedeutungsvolle Fundorte erschlossen werden. So zwischendurch heiratete Höbarth sogar, aber vielleicht war seine Gattin zu sehr real und der Postbeamte zu sehr Forscher — nach vierzehn Jahren wurde die Ehe geschieden und der Amateurgelehrte wurde in seinem idealen Tun in keiner Weise mehr behindert.

Als Krahuletz verstorben war, wurden Höbarth von der neuen Leitung des Museums in Eggenburg große Schwierigkeiten bereitet. Man bezeichnete ihn, der namhafte Gelehrte zu seinen Freunden zählte, als „Raubgräber" und verlangte kategorisch sämtliche Funde, obwohl Höbarth seine Sammlungen als geschlossene Kollektion dem Museum geben wollte. Eigenartigerweise ging man darauf nicht ein, denn in diesem Fall hätte Höbarth als wissenschaftliche Autorität anerkannt werden müssen. So ging es mit einseitiger Eifersüchtelei eine Zeit hin und her, und der wackere Forscher war nahe am Verzweifeln.

Aber nun schaltete sich sein Vorstand, der brave Postmeister Geringer, ein. Da er zugleich in Horn das Amt eines Gemeinderates innehatte, setzte er seinen ganzen Einfluß zur Gründung eines Museums in Horn ein. So kam es nach Überwindung vieler Schwierigkeiten am 4. Dezember 1930 zur Eröffnung des Höbarth-Museums. Der ambitionierte Forscher wurde mit der Leitung des Museums betraut und suchte zunächst um Beurlaubung mit Wartegeld an. Da sich Höbarth immer mehr der Erschließung seiner Heimat widmete, wurde er schließlich unter Einreichung von 31 Dienstjahren Ende 1937 pensioniert. Erfreulicherweise hat auch der Konkurrenzkampf mit Eggenburg ein Ende genommen, und endlich waren im Krahuletz-Museum Männer am Werk, die Höbarths Leistungen anerkannten.

Leider brachte das Jahr 1938 eine Wendung zum Schlechteren. Höbarths Rechte an das Museum wurden eingeschränkt, und dabei blieb es sogar nach dem Jahre 1945. Erst im Jahre 1947 wurde Höbarth wieder von der Stadtgemeinde Horn unterstützt und gefördert, und so konnte er sein Museum vier Jahre nach dem Krieg neuerlich eröffnen. In unermüdlichem Eifer war er am Werk und erweiterte laufend die Sammlungen durch neue Grabungen und Entdeckungen. Er kannte keine Rast und keine Schonung, aber leider erkrankte er schwer und mußte operiert werden. In der Rekonvaleszentenzeit diktierte er einer Mitarbeiterin seine Lebensbiographie, denn er konnte doch nicht ganz untätig sein! Damals erlebte er auch noch die längst fällige offizielle Anerkennung: Der Landeshauptmann von Niederösterreich überreichte dem „Staner-Pepi" am 8. November 1952 das Ernennungsdekret zum Professor! Leider schloß der emsige Forscher, der so lange in der Heimat verkannt worden war, wenige Wochen darauf, am 6. Dezember, für immer seine Augen. Was sterblich an ihm war, wurde in einer von der Stadtgemeinde gestifteten Ehrengruft beigesetzt. Unsterblich jedoch ist sein Lebenswerk: Das Höbarth-Museum, das schon seit Jahrzehnten in den Fachkreisen vollste Anerkennung genießt.

Das Leben beginnt mit sechzig

Sie werden langsam älter und haben sich noch immer keinen Namen gemacht? Trösten Sie sich mit den Ergebnissen, die bei der Untersuchung der Lebensgeschichte von 400 berühmten Männern herausgekommen sind, von denen jeder als Staatsmann, Maler, Soldat, Dichter oder Schriftsteller zu seiner Zeit eine hervorragende Stellung eingenommen hat. Ihre größten Erfolge errangen 35 Prozent dieser Männer im Alter zwischen 60 und 70 Jahren, 23 Prozent zwischen 70 und 80, und 8 Prozent, als sie die Achtzig überschritten hatten. Mit anderen Worten: 66 Prozent der großen Leistungen der Menschheit sind von Männern über sechzig vollbracht worden. Ist Ihnen jetzt wohler?

DR. KARL ORTNER:

Ein persischer Bildteppich

Im Besitze eines Henry M. Saren in London befindet sich ein handgewebter persischer Teppich aus dem Jahre 1650 mit einer Paradiesesdarstellung, die als echte Volkskunst zu werten ist.

Wir, Großstädter der Neuzeit, freuen uns zwar noch an althergebrachten Bildgestalten, kennen aber nicht mehr deren Sinn, ja nehmen uns noch kaum mehr die Mühe, darnach zu forschen. Volksgebundene Kunst entnimmt ihre Gestaltenwelt altem, eigenem Vorstellungsbereiche und verharrt bei ihren Darstellungen, auch wenn sie umgedeutet werden müssen oder überhaupt nur mehr „dekorativ", als Zier, Daseinsrecht haben, wie gegenständige Tiere zu Seiten einer Mitte, „Baum- und Quell-" Darstellungen u. a. m.

Die Teppichkunst Irans verharrte bei ihrem Gestaltenschatze altiranischer Vorstellungen, trotz aller Rechtgläubigkeit im Sinne der Lehre Mohammeds, die seit 641 n. Chr. dort herrscht.

Unser Teppich ist ein handgewebtes, rechteckiges Stück, mit einem Wellenbande eingefaßt. Die Darstellungen sind rißräumig, die Aufrisse sind in den Grund gelegt. Ein geteiltes Mittelfeld umschließen der Höhe nach Streifen mit je neun kegelförmigen Bäumen, zu deren Seiten, auf Sträuchern sitzend, zwei Vögel, einander zugewendet, gegeben sind. Das Mittelfeld zeigt eine Wiese mit geometrisch angelegten Blumenbeeten und dunklen, blumigen Einfaßstreifen entlang gekreuzter Wasserläufe. Ein Bach, der dreimal senkrecht durch Bächlein überschnitten wird, gibt an den Zusammenflüssen einen Teich oder „See", in dem gegen die Mitte zu Fische schwimmen. Über dem oberen und unteren See stehen — hier in die Grundfläche umgelegt — in jeder Schräge Bäume. Zwei sind dunkel, zwei licht, und am Fuße sind sie „gespalten". In den Wipfeln sieht man je einen Vogel.

Wie sonst in indo-europäischen Überlieferungen ist auch im altiranischen Bereiche (so: Widewdat II, 25—30) das Paradies eine blumige Flur (wie in: Aeneis VI, 637 bis 641), eine lichte Aue (wie „licht-öw" im Epos des Herzogs von Schwaben) und „Seegard" (wie in der Thidrek- oder Wilkina-Saga). Eine indische Entsprechung finden wir im Rigweda X, 2 und im Dschambudvipa der palischen Texte. (Dvipa heißt Insel.) Das Wort Paradies ist persischen Ursprunges und bezeichnet den (Jenseits-)Garten. In diesem Gefilde steht auch, wohlbehütet, der Welten- oder Lebensbaum mit dem Heilstranke. (Dazu vergleiche man: Germanisch: Grimn. 25; Gylf. 16 und 39 mit Vol. 47 und Wafthr. 45. — Iranisch: Jasna 9, 10, 11 und 17—19 und 16, dann Jascht 20. — Indisch: Rgw. I, 164; Kath. Up. VI, 1 und Rgw. 64.)

Jama (Jima), der vierte der mythischen Könige Irans, wurde von Ahura-Mazda beauftragt, einen großen, viereckigen Garten anzulegen, in welchen er die Samen aller Wesen und Dinge bringen soll. Nach Wendidat V, 57 fließen dort „gereinigt die Gewässer aus dem See Puitika zu dem See Worukascha, hin zu dem Baume Hvapa . . ." Zwei Bäume werden besonders erwähnt, der Baum „Leidlos" und der weiße Haoma, der auch Gaokran heißt. Auf dem ersten wachsen alle Pflanzensamen, und ein Vogel ist beauftragt, diese Samen zu nehmen und in das Regenwasser zu mischen, auf daß sie herabgeregnet werden können und auf der Erde wüchsen. Dieser Baum steht im See Worukascha, an der Südseite des Alborj. Der andere Baum, der *weiße* Haoma, trägt Früchte, die Unsterblichkeit verleihen und Tote wieder zu erwecken vermögen. Er wächst in der Quelle der Ardwisura, die von der Hara-brzaiti (vom Weltenberge) herabströmt. Dort ist auch das Lebenswasser. 99.999 Frawaschis bewachen ihn, und unten im See schwimmt der Kara-Fisch mit neun anderen und hält die Böses heischenden Kröten fern. Der Kara-Fisch sieht — nach Jascht 14 — so gut, daß er an den Ufern einen Wasserring von Haaresbreite noch bemerkt. Die Frawaschis (oder Frawrtis), die von ihren Wohnstätten aus heranfliegen (Jascht 13), entsprechen den indischen pitarah, den römischen manes und den germanischen Walküren. Sie tragen wohl ein „Federkleid", sind also Vögel. Im Jascht 13 wird auch von zwei Vögeln, die dort Amru und Camru genannt werden, gesprochen, der eine wohl

licht, der andere dunkel. Es heißt: „Am Ufer des Worukascha-Sees steht ein Baum, welcher jedes Jahr 1000 Äste ansetzt. Amru setzt sich darauf und schüttelt die Zweige. Der unsterbliche Vogel sammelt die Samen und treibt sie in den See Worukascha, wo sie Tistrya in Empfang nimmt. Der andere Vogel, Camru, vernichtet alle drei Jahre die feindlichen, nichtarischen Widersacher. In den See Worukascha flüchtet sich auch das Chwarna — ein majestätischer Glücksglanz —, ohne den (nach Jascht 13, 9, 11) selbst die Schöpfung machtlos ist — dann nämlich, wenn ein guter Herrscher sündhaft geworden

oder ein Fremder zur Herrschaft gekommen ist, und so ein Interregnum, Apam napat, eintritt.

Vergleicht man diese Überlieferungen mit den Gestalten der Darstellung in unserem Bildteppich, so mag kaum ein Zweifel aufsteigen, daß sie das Bildwort geschaffen haben. Der den Entwurf gezeichnet hat, ist sich der alten Vorstellungen noch bewußt gewesen — auch noch ein Jahrtausend nach der islamischen Eroberung Irans.

*

Der Teppich ist mit einem Bande eingefaßt, das dieselben gehakten „Wellen" zeigt, wie die Zuflüsse zu den „Seen" (s. z. B. den senkrechten oben). Demnach ist die Landschaft vom Wasser umgeben und eine „Insel". Dem Weberhandwerke gemäß laufen die Darstellungen der Höhe nach weiter und wiederholen sich, was in der Deutung der Darstellung zu berücksichtigen ist. Die in den Grund gelegten „Bäume mit den gegenständigen Vögeln" zu beiden Seiten bilden die „Umhegung" mit den gefiederten „Wächtern", welchen wir auch in der deutschen Volkskunst öfters begegnen können. Der weiße „Haoma-Baum" und der dunkle andere sind am Fuße für den „Quell" gespalten und kennzeichnen dadurch die im Osten eigentümliche Ausprägung des Lebensbaumes (s. die beiden Bäume oben). Dem weißen Baume kommt ein weißer, dem dunklen ein dunkler Vogel zu (s. die beiden oberen Bäume der unteren Gruppe). Daß beim oberen weißen Baume der Vogel jetzt fehlt, dürfte einer nicht sachkundigen Wiederherstellungsarbeit zuzuschreiben sein, und wohl das gleiche Übel trägt auch die Schuld, daß wir die Zahl der Fische nicht sicher zählen können. Acht sind im „See" und je zwei — soweit erschließbar — in jedem Zuflusse. Diese kleinen Mängel aber stören nicht so sehr, daß man nicht eindeutig das altiranische „Paradies" — quellenmäßig genau dargestellt — wiederfinden könnte.

ROBERT VOGEL:

Herr Kapitän, blinde Passagiere an Bord!

Von seiner Kommandobrücke aus wird der Kapitän des Donaudampfers „Schubert" wohl bald bemerkt haben, wie viele „blinde" Passagiere am 22. Juni sein Schiff bevölkerten. Er wird die weißen Stöcke und die gelben Armbinden mit den schwarzen Punkten erblickt haben und hat sich bestimmt auch gefreut, einmal wirklich blinde Passagiere an Bord zu haben. Es war dem besonderen Entgegenkommen der DDSG zu danken, daß die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten für ihre Mitglieder und deren Begleitpersonen einen Dampferausflug in die Wachau veranstalten konnte.

Vielleicht werden manche Leser meinen, was hat ein Blinder schon von so einer Fahrt, er sieht ja doch nicht die schöne Landschaft zu beiden Seiten des Stromes — und doch!

Ich war mit dabei und möchte meine Eindrücke wiedergeben. Die Vorfreude auf dieses Ereignis allein war schon so groß, daß sie alle unsere Sorgen für einige Zeit verdrängte. Für 7 Uhr 15 war die Abfahrt festgesetzt, aber schon lange vorher war unsere lustige Ausflugsgesellschaft von ungefähr 250 Personen bei der Reichsbrücke. Die Schiffskarten, welche uns von der DDSG zu sehr ermäßigtem Preis zur Verfügung gestellt wurden, waren rasch verteilt, und über den Landungssteg ging es etwas bergab. Die Karten wurden von den liebenswürdigen Beamten der DDSG kontrolliert, und nach einigen weiteren Schritten waren wir auf dem „Schubert". Es ging vorbei an Schiffsküchen, denen zu so früher Stunde schon ein köstlicher

vielversprechender Duft von Suppen, Braten und allerhand leckeren Speisen entströmte. Über eine schmale Stiege kam man hinauf zum oberen Deck, wo für uns Klappstühle bereitstanden. Es herrschte fröhliche Stimmung an Bord.

Ein kurzes Heulen der Schiffssirene und wir setzten uns in Bewegung. Wir fahren schon, und unter unseren Füßen spüren wir deutlich das gleichmäßige, von den Maschinen herrührende Stampfen. Es ist gut, daß uns von unseren sehenden Begleitpersonen alles so verständlich beschrieben wird. Wir spüren aber selbst, daß die Sonne nicht mehr ihre sengenden Strahlen auf uns wirft, und da fallen auch schon die ersten Tropfen. Vom Deck flüchten wir in die überdachten Räume. Fröhliche, von Akkordeons gespielte Weisen laden uns zum Mitsingen ein.

An uns vorbei fahren Frachter verschiedener Nationen, und es wird uns klar, welche große Rolle dieser völkerverbindende Strom spielt. Ruhig gleiten wir dahin. Kein Schaukeln, kein Zittern des mächtigen Schiffsleibes.

In Nußdorf

Ein Rundgang durchs Schiff vermittelt uns die richtige Vorstellung. Überall stehen Menschen herum und plaudern in gehobener Stimmung. Es wickelt sich hier alles viel langsamer ab, man hat es nicht eilig. Ohne daß wir es eigentlich merken, lassen wir Kilometer um Kilometer hinter uns. Da gibt es keine Kurven, kein plötzliches Abbremsen wie bei Auto oder Autobus. Da gibt es keinen Lärm von Motoren, kein Bergauf oder Bergab. Langsam, ganz langsam und still wie die Zeit selbst gleitet unser Dampfer dahin.

Vorüberfahrende Schiffe begrüßen uns mit ihren Sirenen, und unser Dampfer erwidert diese Grüße. Am Maschinenraum gehen wir vorüber, die Tür steht offen, und große Hitze dringt zu uns. Wir sind den Technikern hier unten dankbar, daß sie in dieser Hitze ihren Dienst versehen und uns dadurch die Freude dieser Fahrt ermöglichen.

Es gibt Büfetts, und die verschiedensten Gerüche verraten uns, daß es auf dem Dampfer an nichts mangelt. Speisesäle und Rauchsalons sind da, in denen man alle Arten von Erfrischungen bekommen kann. Aus Lautsprechern tönt Radiomusik, auf die man hier ganz gut verzichten könnte, denn zu sehr erinnert sie uns an unser Alltagsleben.

Würzige Luft

Immer würziger wird die Luft, die von den Donauauen und den Hängen zu uns herüberdringt, und mit vollen Zügen nehmen wir den unseren Körper und Geist belebenden Sauerstoff in uns auf. Der erste Hunger regt sich, aber zum Glück haben unsere fürsorglichen Frauen gute Arbeit geleistet.

Stunde um Stunde verrinnt, und schon legen wir in Krems an. Die Sonne ist sich inzwischen auch wieder ihrer Pflicht den Passagieren gegenüber bewußt geworden. Sie haben aber auch fleißig gesungen: „Lieber Gott, laß die Sonne wieder scheinen!“

Es wird gescherzt und gelacht, und vielleicht haben sich die sehenden Reisenden, die außer uns mitfuhren, darüber gewundert, wieso man so heiter sein und lachen kann, wenn man blind ist. Nun, wir haben es allen gezeigt, daß es nur darauf ankommt, daß man uns Blinden auch die Möglichkeit gibt, überall mittun zu dürfen, und wir freuen uns dann genau so wie sie.

Es gibt ja sehr viele Blinde, die nur selten Gelegenheit haben, überhaupt ins Freie zu

kommen, sie sind dazu verurteilt, den größten Teil ihres Lebens zwischen ihren vier Wänden zu verbringen. In Dürnstein empfing uns ein heftiges Gewitter und zwang uns, im nächstgelegenen Gasthaus den „Dürrensteiner" zu verkosten. Wir können ihn mit ruhigem Gewissen jedermann empfehlen.

In vergnügter Stimmung ging es um 15 Uhr wieder an Bord. Wir winkten hinauf zum Kapitän, es war der Dampfer „Stadt Wien", der uns nun, nach einem so schönen Tag, wieder in unsere Heimatstadt, deren Namen er wohl mit Stolz über unsere Grenzen trägt, bringen soll. Auch der Kapitän der „Stadt Wien" mußte es erfahren, daß er heute viele blinde Passagiere an Bord hatte.

Im Westen sank die Sonne immer tiefer, ihre Wärme mischte sich mit der kühler werdenden leichten Brise. Wir hingen unseren Gedanken nach. Die Welt ist doch so schön — könnte es nicht immer so sein? Wir verlangen doch nicht zuviel, wir sind nicht anspruchsvoll. Wir wollen uns nur freuen und glücklich sein. Gewiß, man kann uns das Augenlicht nicht wiedergeben, aber es kann uns jeder helfen, daß wir unser Schicksal etwas leichter tragen können.

Noch einmal ein kurzer Sirenenstoß, es ist das Zeichen für die Mannschaft am Landungssteg „Alles klarmachen!".

In Dürnstein

Auch wir machen uns bereit, die „Stadt Wien" zu verlassen, um wieder aufgenommen zu werden von unserer Stadt, unserem Wien. Wien an der Donau! Wir danken der DDSG für die freundliche Einladung. Herr Kapitän, vielleicht kommen recht bald wieder „blinde" Passagiere an Bord!

DER PRESSESCHNÜFFLER

Wenn man die in- und ausländische Presse nach Berichten, die sich auf Blinde beziehen, „durchschnüffelt", kann man recht merkwürdigen Dingen begegnen. So lasen wir in der niederländischen Monatsschrift „De Blindenbode":

„Es lebte in einem Blindeninstitut ein junger Mann namens Jan. Vier Monate nach seiner Geburt bekam er eine Augenentzündung, durch die er erblindete. Mit sechs Jahren wurde er im Blindeninstitut aufgenommen, hatte aber mit dem Lernen Schwierigkeiten. Jan brachte es nur bis zur dritten Klasse der Elementarschule. Dann gab man die Bemühungen auf, und er drehte die Handpresse der kleinen Brailledruckerei des Blindeninstitutes. Hier zeigte es sich, daß Jan ganz besondere Gaben besaß, denn er erwies sich als ein Gedächtniswunder. Fragen, wie ‚Auf welchen Tag fiel Ostern 1918, Pfingsten 1940 oder Christi Himmelfahrt 1912', machten Jan überhaupt keine Schwierigkeiten. Das psychologische Laboratorium in Utrecht interessierte sich für diesen besonderen Fall, und Jan wurde einem Test unterzogen. Das Resultat war verblüffend. Hier einige der an Jan gestellten Fragen: ‚Wie viele Freitage hatte der Februar 1918?' Die Antwort: ‚Vier.' Der Gerufene ließ sofort folgen: ‚Sie fielen auf den 6., 13., 20. und 27. Februar.' Frage: ‚Auf welches Datum fiel der elfte Sonntag nach Pfingsten 1917?' Antwort: ‚Auf den 4. August.' Diese Antworten kamen schneller, als sie notiert werden konnten. Auf die Frage, wieso er dies alles wisse, sagte er stets nur: ‚Das weiß ich nicht, ich weiß nur so.'

Ohne je Musik gelernt zu haben, komponierte er ein vierstimmiges Kirchenlied, welches nach dem Urteil von Fachleuten wohl kein Meisterwerk war, sich aber doch hören lassen konnte. Melodien, bis zu den kompliziertesten, brauchte er nur einmal zu hören, um sie nie wieder zu vergessen. Dagegen bereitete ihm einfaches Addieren oder Subtrahieren die größten Schwierigkeiten."

Es stimmt also, daß es sich hier um eine große Merkwürdigkeit handelt. Denken Sie aber, liebe Leser, jetzt nicht, daß alle Blinden solch eiserne Gehirne haben!

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

S G P

SIMMERING-GRAZ-PAUKER

AKTIENGESELLSCHAFT
FÜR MASCHINEN-, KESSEL- UND WAGGONBAU

ZENTRALVERWALTUNG:
WIEN I. STRAUCHGASSE 1

In dieser Nummer:

Prof. Dr. F. Mansfeld, Prof. Dr. W. Riemerschmid, K. Klebert

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Jakob Wald zum Gedenken

Der Weiher

Blinde Holländer als Gäste unseres Erholungsheimes

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

Rohstoffe für Blindenwaren

2. JAHRGANG HEFT 10 OKTOBER 1957 PREIS S 3.50

Jakob Wald zum Gedenken

Am 9. September jährte sich zum fünftenmal der Tag, an dem die österreichische Blindenschaft einen ihrer Besten für immer verlor. Ein Herz, das so voll war von Liebe für die Schicksalsgefährten, hatte zu schlagen aufgehört.

Jakob Wald, der Sohn eines angesehenen Rechtsanwaltes, wurde am 28. Dezember 1887 in Stanislau geboren. Er besuchte das Gymnasium und war die große Hoffnung seiner Eltern. In jungen Jahren, knapp nach der Matura als Student der Technik, erblindete Jakob Wald. Seine Eltern brachten ihn nach Wien und die tüchtigsten Augenspezialisten versuchten, das Augenlicht des jungen Menschen zu retten. Als alles nichts half, erlernte Jakob Wald Bürstenbinderei und Klavierstimmen.

Sehr bald erkannte er jedoch, daß für jene Menschen, welche im späteren Alter erblinden, eigentlich nichts getan wurde. Sie waren zum Betteln verurteilt, denn eine soziale Versorgung, wie wir sie heute kennen, gab es damals noch nicht. Die kärglichen Pfründen reichten zum Leben nicht aus. Er schritt an die Gründung einer Organisation, die sich die Vertretung der besonderen Belange der später Erblindeten zum Ziel setzte. 1923 entstand der „Bund der später Erblindeten Österreichs", mit dessen Führung Jakob Wald betraut wurde. Er ergriff die Initiative zur Errichtung einer Dachorganisation und der „Verband der Blindenvereine Österreichs" erblickte 1923 das Licht der Welt.

Die Arbeitsbeschaffung und Berufsausbildung standen im damaligen Programm an der Spitze und es konnten auf diesem Gebiete auch bedeutende Erfolge erzielt werden. Unter der Leitung Jakob Walds entstand die österreichische Blindenindustrie mit eigenen Werkstätten für Bürstenbinder und Korbflechter. Eine gut ausgebaute Verkaufsorganisation sorgte für den ständigen Absatz der von Blinden erzeugten Waren.

Schließlich war es Jakob Wald, der in engster Zusammenarbeit mit der damaligen Sekretärin des „Verbandes der Blindenfreunde Österreichs", *Adele Groß*, und dem Obmann des „Ersten Österreichischen Blindenvereines", *Karl Satzenhofer*, im Jahre 1926 das Blindenerholungsheim in St. Georgen am Reith für den „Verband der Blindenvereine Österreichs" erwerben konnte. Am 9. Juli 1927 konnte er die erste Gruppe der Erholungssuchenden in dem unter seiner Leitung eingerichteten Gebäude begrüßen.

Im Jahre 1930 entstand das große Verbandshaus in der Rotensterngasse im zweiten Wiener Gemeindebezirk, mit modernst eingerichteten Werkstätten, Lagerräumen, Speise- und Vortragssälen, Büroräumen und vielen Lehrzimmern. Dieses Haus, worauf die gesamte Blindenschaft stolz war, konnte Jakob Wald auf das Konto seiner jahrelangen Bemühungen setzen. Leider fiel das Verbandshaus den Kriegshandlungen des Jahres 1945 zum Opfer.

Als Nachfolgerin des „Bundes der später Erblindeten Österreichs" wurde 1935 die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" gegründet, mit deren Führung wieder Jakob Wald betraut wurde.

Die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" wurde 1938 wie alle anderen Vereine aufgelöst und mußte die zwangsweise Eingliederung in den „Reichsdeutschen Blindenverband" über sich ergehen lassen, wobei auch das Vereinsvermögen, das Ergebnis einer vieljährigen angestrengten Arbeit, verlorenging. Und was vielleicht noch ärger war, die Blindenschaft mußte von 1938 bis 1945 auf die Schaffenskraft von Jakob Wald verzichten. Was dies für Jakob Wald, den Unermüdlichen, bedeutete, konnten nur seine engsten Mitarbeiter verstehen, welche durch Jahre Gelegenheit hatten, seine unerschöpfliche Arbeitskraft kennenzulernen.

Zusammenbruch — Ende — und neuer Beginn

Ein ausgebranntes Verbandshaus, leere Kassen, große Mutlosigkeit und das Erholungsheim in St. Georgen am Reith von Evakuierten besetzt!

Aber Jakob Wald, den die Jahre des Nichts-tun-Dürfens nicht beugen konnten, nahm mit seinen früheren Kollegen den Wiederaufbau des österreichischen Blindenwesens sofort in Angriff. Er tat dies mit einer

solchen Begeisterung, daß er alle seine Mitarbeiter mitriß und sie zu höchsten Leistungen anspornte.

Schon im Sommer 1945 hatte er das Erholungsheim von den Evakuierten freimachen können und die wirklich sehr erholungsbedürftigen, ja sogar hungernden Blinden Wiens konnten dort einige Wochen bei guter Verpflegung und bestmöglicher Betreuung verbringen.

Wieder richtete Jakob Wald für die blinden Handwerker einen Betrieb ein, beschaffte die benötigten Rohstoffe, und die Blindenerzeugnisse fanden reißenden Absatz. Die Verkaufsabteilung war nicht imstande, der großen Nachfrage gerecht zu werden.

Leider kam es 1947 in dem neugegründeten „Österreichischen Blindenverband" zu unliebsamen Ereignissen, welche Jakob Wald im Jahre 1948 zwangen, die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" wieder erstehen zu lassen. Nochmals begann er ganz von vorne. Eine neue Verkaufsabteilung wurde eingerichtet, eine Nähstube sollte die Blinden für immer einer großen Sorge entheben, und im Jahre 1951 erwarb die Hilfsgemeinschaft unter Obmann Jakob Wald die Pension „Harmonie" in Unterdambach bei Neulengbach an der Westbahn und richtete das Gebäude für ein Blindenerholungsheim ein.

Jahr für Jahr verbringen dort viele Blinde, wenn nötig mit ihren Begleitpersonen, herrliche Wochen körperlicher Stärkung und seelischer Entspannung.

Von 1948 an gab die „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" an alle ihre Mitglieder mit geringem Einkommen eine monatliche Unterstützung von 100 bis 150 Schilling. Immer neue Freunde scharten sich um Jakob Wald und seine hilfreiche Organisation. Sein väterlicher Rat half vielen seiner Leidensgefährten auf dem Weg ihres nicht immer leichten Lebens.

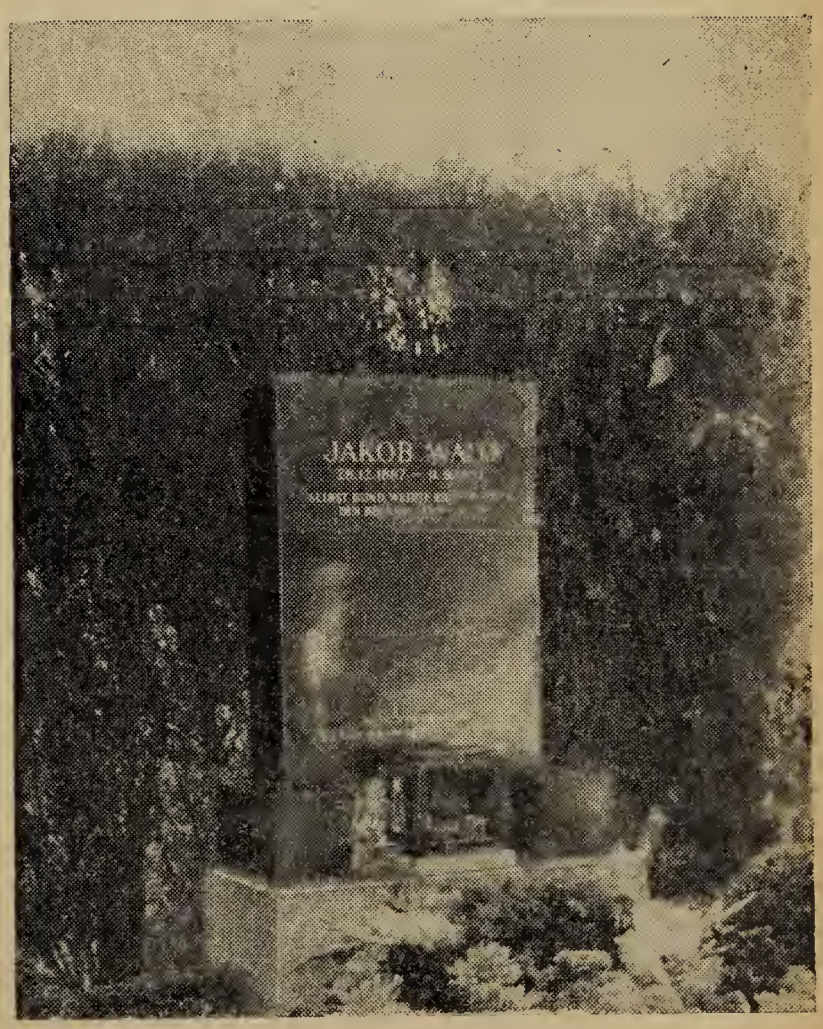
Jakob Wald, der liebe Freund und Helfer der Blinden, der aufopfernde Familienvater, kannte nichts als die Arbeit für seine Mitmenschen. Für sich selbst hat er nie etwas beansprucht, er war bescheiden und geduldig.

Er sprach oft von der Schaffung einer Blindenrente, die als Ausgleich für die Mehrkosten, welche die Blindheit verursacht, gedacht war. Er war es, der 1924 aus der Hand von Stadtrat Prof. Dr. Julius Tandler die Bewilligung zur Durchführung der ersten Wiener Haus- und Straßensammlung zugunsten der Blinden erhalten hatte.

Mitten aus einem arbeitsreichen Leben, auf der Höhe seines für die Blindenschaft so segensreichen Wirkens, ereilte Jakob Wald der Tod. Am 9. September 1952 hörte sein gütiges Herz zu schlagen auf. In den Reihen der Blindenschaft hinterließ sein Hinscheiden eine große Lücke. Ein endloser Zug von trauernden Blinden begleitete Jakob Wald zu seiner letzten Ruhestätte im Urnenhain des Wiener Krematoriums. In goldenen Lettern steht auf dem schwarzen Grabstein zu lesen:

„Selbst blind, weihte er sein Leben den bedrängten Blinden."

Ein unvergängliches Denkmal hat sich Jakob Wald in den Herzen seiner Kollegen und Kolleginnen gesetzt. Wenn einst die Geschichte des Österreichischen Blindenwesens geschrieben werden wird, dann wird das Leben und Wirken Jakob Walds, des Freundes und Helfers der Blinden, wohl eines der schönsten Kapitel sein. Seine Schüler werden sein Werk fortsetzen und in seinem Sinne ständig an der Verbesserung der Lebensbedingungen aller Blinden arbeiten.



PROF. DR. WERNER RIEMERSCHMID:

DER WEIHER

Gestern ging ich am Garten meiner Kindheit vorbei. Ich war neugierig. Ich beugte mich über die Umfriedung. Holundergesträuch, struppig, verfilzt, verwachsen, behinderte die Sicht.

Fremd und verändert sah es drinnen aus. Das Gezweig der Blutbuchen hing lahm auf den graslosen Untergrund. Der Umfang des Kastanienbaumes bei der kurzen Allee schien sich verdoppelt zu haben. Die Wege waren ungepflegt. Löwenzahn durchwucherte den eingedrückten Kies; Efeu kletterte überall empor wie über eine vergessene Gruft. Breite Moosflecken am vierkantigen Gemäuer des Jägerturmes glichen einem Ausschlag. Schimmelige Luft benahm mit einem trägen Kellergeruch den Atem. Eine Nebelkrähe verließ kreischend ihren Auslug auf einer Silbertanne und strich zum nahen Bahndamm hinüber.

Ich stand reglos da, enttäuscht, ernüchtert. Mir war es unangenehm, daß mein Erinnerungsbild mit der Wirklichkeit nicht harmonierte. In der ersten Reaktion wollte ich weggehen. Das war nicht der Garten, den ich gesucht hatte. Mir fehlte die Kegelbahn, das froschgrüne Lusthaus und die weiße Holzbank, drüben im Mauerwinkel. Alles schien kleiner, unbedeutender, farbloser und wie entzaubert.

Trotzdem zog es mich unwiderstehlich den Stachelzaun entlang, bis ich den Eingang fand. Eine Tafel hing dort mit der großbuchstabigen Aufschrift: „Eintritt nur den Blinden der Anstalt gestattet."

Ich drückte die grünspanige Klinke nieder. Die Tür gab nach und tat sich müde auf. Ich trat ein. Fast lautlos schritt ich über das nachgiebige Gras, sah dahin, dorthin. Ja, die Kastanienallee existierte noch, auch die verschlafenen Farnkräuter, die Gebüsche, hinter denen ich mich einst gern versteckt hatte.

Ich suchte den Weiher. Ich ging langsam durch den Garten. Alles kam mir so verlassen vor, so vereinsamt und ungeliebt. Ich bog ein paar Zweige auseinander. Ein trauriges Gefühl beschlich mich, als ich weißliche Pilzbecher da und dort stehen sah: sie waren mit einem gelbtrüben Wasser angefüllt. Ich wurde unruhig, ich fand den Weiher nicht. Ich wiederholte den Rundgang. Ich rief mir jedes Bild zurück, das ich in meinem Gedächtnis behalten hatte. Da, beim letzten Baum der Kastanienallee, da war es, wo ich als Knabe mit dem karminroten Segelboot gespielt hatte. Ich sah es im Geiste deutlich im dunklen Spiegel des Weihers . . . Umsonst. Nicht der seichteste Rest eines Tümpels! Keine Pfütze, keine Lache, weder Schilf noch Binse. Alles wildvergrast. Etliche Lilien mit duftlosen Kelchen wachten in dem gärenden Schweigen wie bei einer Totenbahre.

War alles Täuschung? Klar und genau stand ein unvergeßlicher Kindertag vor mir auf: Mai ringsum. Grün die Ebene vor dem Bahndamm und Flöten in jedem Laubbaum: Amseln, die sich durch mein Spiel nicht stören ließen. Es war Mittag damals, als ich wie Narziß zum Weiher ging, Libellen schnellten mit blauem Schillern über die Wasserfläche. Die Sonne zeigte ihre blendende Nacktheit im Spiegel. Ich beugte mich neugierig über den Uferrand. Ob die alten Karpfenmütter sich vom Lehmgrund heraufbewegten? Ich blickte durch das flüssige Glasfenster, lange, lange. Es war, als seien alle Schatten ertrunken, als gäbe es nur Helligkeit. Und ich fühlte eine Art Betäubung und Schläfrigkeit sich in mir ausbreiten. Dazu kam eine seltsame Lust zu träumen . . . Ich wollte Sonnenfischer werden, wollte die schwimmende Scheibe mit bloßen Händen fangen. Ich streckte vorsichtig den Arm aus, in Angst, der Glanz könnte mir entfliehen wie ein Fisch. Schon krümmte ich, zugreifend, die Finger, da geschah etwas Unerklärliches: die Sonne geriet in eine seltsame Bewegung, quirlte nach allen Seiten, zerplatzte funkelnd wie eine Feuerwerksrakete. Ich schrie auf und verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Gras, knapp neben dem Weiher. Ich begann den Vorfall zu überdenken. Was war geschehen? Klar und ruhig zeigte sich die Sonne im Wasser, eine Vollkommenheit aus Glanz. Um ihre herrscherliche Mitte stoben winzige Fische, eisengrau wie Messerrücken. Welches Rätsel verbarg das Wasser? Ich stand damals vor einer

unbegriffenen Welt. In meine Kinderseele hatten Blitze eines lautlosen Wetters eingeschlagen.

Wie ich so dastand und mir diese Jugenderinnerung beschwor, hörte ich ein Geräusch. Es war, als klopfte jemand unsicher mit einem Stab gegen eine Wand. Ich drehte mich um. Da kam auf dem Unkrautweg eine Gestalt heran, in der Rechten einen kalkweißen Stock, Schritt um Schritt sich vortastend. Ein Blinder! Manchmal hob er den Stock wie ein Kapellmeister den Taktstab, als dirigiere er einen unsichtbaren Chor. Manchmal glich er einem Rutengänger, der Quellen unter der Erde aufzuspüren vermag.

Er kam auf mich zu. Ich sah sein Gesicht. Es war ein hageres Antlitz mit einer unirdischen Leere im Blick. Manchmal bog er den Kopf schief, wie Leute, wenn sie angestrengt horchen. Ohne meine Gegenwart zu ahnen, schwankte der Blinde an mir vorüber, bog vom Weg an einer genau abgetasteten Stelle ab und ging, nun den Stock unterm Arm, sicher und fest über den Rasen hin und blieb mitten im Wiesengrün plötzlich stehen. Mit einer seltsamen Bedächtigkeit holte er Brotreste aus der Rocktasche und streute die Brösel weit vor sich hin.

Wem warf er die Brosamen zu? Es fanden sich keine Vögel ein; nicht ein einziger kam. Aber immer wieder brach er Stückchen von der Brotrinde und säte sie aus. Diesem unverständlichen Vorgang sah ich eine Weile zu. Unvermutet überfiel mich der Gedanke: dort, wo der Blinde steht, dort war es! Ja, dort war einst das Ufer des Weihers.

Hatte ich ein Geräusch verursacht? Der Blinde wandte mir sein Antlitz zu und fragte erstaunt, beinahe mißgestimmt:

„Ist hier jemand?“

Ich näherte mich ihm und sagte halblaut:

„Wem streuen Sie das Brot?“

„Sind heute keine Fische da?“

Ich schwieg. Mir war, als müßte ich mir einen Schmerz zufügen, um festzustellen, ob ich leibhaftig sei und kein Schemen. Ganz unwillkürlich brachte ich nur die Worte hervor:

„Doch. Jetzt schwimmen sie heran.“

Dies war also der Weiher: eine arme, herbstliche Wiese. Nichts, was spiegelte, nichts, was Wellenkreise ans Ufer trieb. Ungepflegtes Gras, eine unscheinbare Fläche. Aber im Geiste des Blinden: der alte Teich, darin Fische seine Brotstücke schnappten. Für ihn war der Teich noch Wirklichkeit. Ihm, diesem alten Blinden, badete sich noch der Himmel darin und das Erinnerungslicht seiner Jugend. Mit einem Lächeln holte er die letzten Krumen hervor und warf sie seinen Fischen hin.

So also sah das Märchen aus, von dem wir alle bis zum letzten Atemzug zehren: der Geist des Weihers hatte sich meiner Sehnsucht angenommen und mir den alten Blinden erschaffen, den Seher, der mir den Weg zum Geheimnis wies: das Unsichtbare sichtbar zu machen.

Lautlos verließ ich die Wiese und den Garten. Und als ich die Tür zuklinkte, las ich nochmals die verwaschenen Wörter auf der Tafel: „Eintritt nur den Blinden der Anstalt gestattet.

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs ehrt

JAKOB WALD

Am 8. September d. J., am Vorabend des Tages, an dem Jakob *Wald* vor fünf Jahren für immer seine segensreiche Tätigkeit zum Wohle aller Blinden beendet hatte, versammelten sich zahlreiche Mitglieder am Ehrengrab im Urnenhain des Wiener Krematoriums.

Kollege Robert *Vogel*, der langjährige Mitarbeiter und Nachfolger des Verstorbenen, hielt eine tief empfundene Ansprache und würdigte das Werk und die Verdienste des Gründers und ersten Obmannes der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Er erneuerte das vor fünf Jahren abgelegte feierliche Gelöbnis, das Werk und die unter Jakob Wald geschaffenen Einrichtungen nicht nur zu erhalten, sondern noch weiter auszubauen.

> „. . . Wir werden unsere besten Kräfte einsetzen, um Jakob Wald, dem guten Freund und Helfer der Blinden in jeder Weise nachzueifern.“

Viele Blumen schmückten das Grab des teuren Toten.

Persönliche Erinnerungen an Leo Slezak

Als wir nach langer Freundschaft daraufkamen, daß wir eigentlich verwandt waren, da konnte diese Erkenntnis zwar keine Steigerung der Herzlichkeit unseres Verhältnisses mehr bewirken, wohl aber rückte ich in den Kreis jener Personen ein, denen der verewigte große Künstler sein besonderes Vertrauen schenkte. Denn dieser wunderbare Mensch mit dem massigen Körper und der so empfindsamen Seele liebte seine Familie und seine Freunde auf das innigste. Seine stille, mütterliche Frau, seinen Sohn Walter, dessen große Karriere in Amerika ihm zwar viel Freude, aber auch viel Trennungsschmerz verursachte, seine Tochter Margarete, die als Opernsängerin den berühmten Namen des Vaters fortsetzte, seine Enkelin Helga, das Sorgenkind und erklärter Liebling. Aber auch alle jene, die sein Vertrauen und seine Zuneigung gewonnen hatten.

Wen er einmal als „lieben Kerl" bezeichnet hatte, der durfte seiner uneingeschränkten Sympathie und Freundschaft sicher sein, die er ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit rührender Anhänglichkeit bewies. Ob es nun ein Brief war, ein Buch mit der seltenen Widmung, ein neues Photo oder nur ein Kartengruß, in allem zeigte sich das herzliche und von goldenem Humor übersonnte Wesen dieses einmaligen Künstlers und Menschen. Tage, an denen man mit ihm zusammen war, hatten immer etwas Friedliches an sich, brachten reichen Gewinn und blieben lange in der Erinnerung. Noch sind mir die stillen Kaffeestunden gegenwärtig, die wir, Slezak, unser gemeinsamer Freund Amtsrat Herzmansky, ein Vetter des bekannten Wiener Musikverlegers, und ich, sein „neveu Fritz", in seinem Arbeitszimmer verbrachten und die er so liebte.

Vor den Fenstern das ehrwürdige Gebäude der Oper, erzählte er von den Großen der Kunst, die ihm in seinem reichen Leben begegnet waren, von seinem eigenen Weg zur Höhe, all das, was später in seinen Büchern bleibenden Niederschlag fand, oder er nahm mit überlegener Welterfahrenheit zu den Problemen des Tages Stellung, während seine liebe Frau den Kaffee einschenkte und die beiden Malteser Hündchen Kolly und Bobby durch die Räume tollten.

Oder wir fuhren in seinem großen amerikanischen Wagen — wie nahm man es ihm übel, weil er als „deutscher Künstler keinen deutschen Wagen fuhr" — hinaus ins Freie, zu irgendeinem Ausflugsort, wo viel Betrieb war und es lustig zuging. Wenn ihn dann die Leute erkannten, zu dem Wagen drängten und „Hoch Slezak" riefen, dann freute er sich mit den anderen. Dabei spielten sich manchmal so köstliche und in ihrer Selbstverständlichkeit doppelt wirksame Szenen ab, daß sie manchem Filmlustspiel Ehre gemacht hätten.

So fuhren wir einmal während eines Aufenthaltes in Berlin in das bekannte Lokal „In den Zelten", um dort die Jause einzunehmen. Es war am frühen Nachmittag eines schönen Sommertages und daher alles voll besetzt mit Gästen. Slezak, den man schon beim Verlassen des Wagens erkannt hatte, war bald von einer fröhlichen Menge umringt,

die ihn zu einem Tisch begleitete, während sich die Kellner um uns bemühten, die Kapelle einen Tusch spielte und der Kapellmeister gelaufen kam, um den berühmten Kollegen zu begrüßen. Slezak, von so viel Enthusiasmus bedrückt, erwiderte mit unsagbar drolliger und bittersüßer Miene, während ihm der Hut tief im Genick saß, alle schönen Worte, bedankte sich immer wieder und flüsterte mir, so nebenbei gesagt, ins Ohr: „Was meinst, muß ich den Kerlen ein Faß Bier zahlen, wenn sie mich schon hochleben lassen?“ Inzwischen hatte der Kellner eine Riesenkanne Kaffee gebracht, in die Slezak eine Unmenge Zucker versenkte, während er verzweifelt mit dem Löffel rührte und zwischen den Zähnen, die Umwelt argwöhnisch betrachtend, hervorstieß, daß dieses Gschlader eine Ehrenbeleidigung für den Begriff Kaffee sei. Es war ein Bild zum Kranklachen. Plötzlich erhob sich an einem Tisch eine ältere Dame, eilte mit ausgebreiteten Armen auf Slezak zu und rief im Tone höchsten Entzückens: „Mein lieber Kammersänger, wie schön, daß ich Sie wieder einmal sehe, wie geht es Ihnen und was machen Sie immer?“ Slezak war, soweit es seine Körperfülle überhaupt zuließ, aufgesprungen, drückte die Hände der älteren Dame herzlich und lange, sah ihr voll freudiger Überraschung in die Augen und erwiderte ihre Flut von Fragen durch ebenso viele, nach ihrem Befinden, nach ihrem Gatten, den reizenden Kindern usw. Ich stand in gemessenem Abstand, um Slezaks Wiedersehen mit einer lieben Bekannten nicht zu stören. Endlich war die Unterhaltung beendet, die ältere Dame entfernte sich und Slezak setzte sich wieder zu seinem Kaffee. „Kennst du sie?“ fragte er mich. „Nein“, mußte ich gestehen, „wer ist sie?“ „Keine Ahnung“, erwiderte Slezak seelenruhig, „ich habe sie im Leben noch nicht gesehen.“

Gegen Frauen war Slezak sehr galant. Nicht nur gegen fremde und gegen seine eigene Gattin, auch gegen seine Tochter und sogar gegen seine Enkelin. Es war da was von einer bewundernswerten Rücksicht und Geduld. So erinnere ich mich, daß wir an einem Sonntag hinausfuhren um seine Enkelin Helga, die in einem Institut erzogen wurde, zu einer Spazierfahrt abzuholen. Um zwei Uhr sollte die junge Dame, die damals gerade maturierte, fertig sein. Wir waren pünktlich beim Eingang des Instituts, aber Fräulein Helga war mit der Toilette noch lange nicht fertig und ließ uns warten. Eine viertel Stunde, eine halbe, dreiviertel, eine Stunde. Mit stoischer Ruhe, den Hut im Genick, denn es war furchtbar heiß, wartete Slezak, hatte ein freundliches Wort für eine vorübereilende Schülerin oder Lehrerin und wartete. Erst als es drei Uhr schlug, entrang sich ihm ein schwerer Seufzer, und mit kummervoller Miene, sich zu mir wendend, sagte er: „Das mache ich jetzt schon in dritter Generation mit!“ Man hätte losbrüllen können vor Vergnügen. Aber es war nicht nur komisch. In seinen Aussprüchen und Witzen lag meist ein sehr tiefer Sinn, der zeigte, mit wieviel Klugheit und Lebenserfahrung er alles beurteilte und wie er mit Menschen und Situationen fertig wurde.

Seine große Liebe gehörte seiner herrlichen Sangeskunst. In ihr ging er voll und ganz auf und zählte damit zu jenen wenigen Glücklichen, denen ihr Beruf volle Befriedigung bietet. Vom Film hielt er nicht viel. „Er ist gut zum Geldverdienen“, sagte er einmal, „und ein Künstler soll sich erst dann für ihn interessieren, bis er die Stufe erreicht hat, von der er, ohne Schaden zu nehmen, einen solchen Abrutsch wagen darf.“ Besonders aber suchte er immer wieder junge Menschen, die in Verkennung der großen, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten glaubten, in kurzer Zeit berühmt und reich zu werden und ihren Beruf deshalb aufgeben wollten, auf die Sinnlosigkeit ihres Vorhabens aufmerksam zu machen, ihnen die Schwierigkeiten vor Augen zu führen und sie mit tröstenden Worten über die Enttäuschung zu bringen. Daß seine Worte oft urwüchsig und drastisch waren, lag in seiner Natur und beschleunigte auch den Gesundungsprozeß jugendlicher Schwärmer.

So schrieben wir einmal wegen einer jungen, talentierten Sängerin — sie ist übrigens inzwischen ein Filmstar geworden und hat einen Filmindustriellen geheiratet — und baten ihn, sich für die Künstlerin beim Film zu verwenden. In zwei Tagen war die Antwort da. Sie lautete: „Für das Fräulein K. gibt es nur eines. Einen Produzenten kennenlernen, ihn umzirzen, große Guckerln auf ihn machen und ihn so verblöden, daß er

für sie einen Film schreibt, wo sie zu singen, zu tanzen, zu tragödeln und weiß Gott was noch alles zu machen hat. Einmal so herausgestellt, rennt der Karren weiter, und sie kann sich einen Leistenbruch spielen, soviel tritt an sie heran. Das sogenannte ‚Empfehlen' aber ist für die Katze, es gibt auf der Welt nichts Unzuverlässigeres als die Filmleute, die das Blaue vom Himmel versprechen, und zwar schon mit dem festen Vorsatz, gar nichts zu tun."

Diese mahnenden und gutgemeinten Worte mögen sich alle angehenden jungen Künstler ins Stammbuch schreiben. Es sind Worte, die ein Mensch sprach, der um die Kunst und um das Geheimnis des Erfolges wohl wußte.

Selbstverständlich wollen sie aber nicht und sollen sie auch nicht jedes Streben nach einer künstlerischen Laufbahn untergraben, da auch der Film immer wieder einen Bedarf an begeisterten jungen Menschen hat, wohl aber zu bedenken geben, daß nur wirklich talentierte, zielbewußte und energische Naturen Aussicht haben, sich durchzusetzen und daß außerdem noch eine gute Portion Glück notwendig ist und auch der Zufall eine nicht zu unterschätzende Rolle dabei spielt. „Kleine Rollen", pflegte er zu sagen, wenn man auf den Film und seine eigene Karriere zu sprechen kam, „darf man nie spielen, denn ein ‚Emporkommen' beim Film gibt es nicht. Sowie man einmal eine Abortfrau gespielt hat, wird man in den nächsten Jahrzehnten immer nur als Abortfrau in den Listen geführt und nur gerufen, wenn so eine Dame gebraucht wird. Bei den Arrivierten ist das anders. Ihnen werden die Rollen auf ihre Eigenart geschrieben."

Er war selbst so ein Arrivierter und wurden ihm unzählige Rollen auf den Leib geschrieben, die zu den besten der heiteren Filmkunst zählen und Leo Slezak in allen Weltteilen bis in die letzte Hütte bekannt und beliebt machten, ohne ihn allerdings selbst ganz zu befriedigen. Der Sprung von den hochdramatischen Rollen seines Opernfaches zu der Bürgerlichkeit seiner Filmgestalten war auch zu gegensätzlich, um von der feinen Künstlerseele nicht allzu hart empfunden zu werden. Der beste Othello der deutschen Opernbühne zog nicht ohne schweren inneren Kampf den strahlenden Rock des siegreichen Feldherrn aus und schlüpfte nur widerwillig in den des weinfrohen und polternden Biedermannes. Daß er aber in dieser Maske immer wieder sich selbst spielte, in jede seiner Rollen, als mit Töchtern gesegneter Vater, als mit einer bösen Schwiegermutter geprüfter Gatte, als böhmakelnder Geschäftsmann oder als Wiener vom Grund mit Stößer und Virginia, ein Stück seines so liebenswerten Wesens legte — das war die wunderbare Renaissance seiner Kunst, die ihm selbst so gar nicht recht zu Bewußtsein kam. In der Jugend und als reifer Mann strahlender Opernheld, im Alter aber in volkstümlicher Kunst der Heimat und der ganzen Welt verbunden — wo gab und wo wird es Ähnliches ein zweites Mal geben?

In manchen stillen Stunden, in denen er, kränkelnd und freudlos geworden, trüben Gedanken nachhing, zeigten wir ihm immer wieder dieses einmalige Wunder seines Lebens und gaben ihm damit neue Lust zur Arbeit, bis der Tod ihn zu einem ewigen Engagement holte.

Klein Wilfried

Klein Wilfried fragt: „Ist Vati nicht
Zwei Jahre schon im Feld?"
Die Mutter seufzt: „Zwei Jahre, ja!
's ist alles mir vergällt!"

Klein Wilfried weiter: „Und wir sind
Zwei Jahre ganz allein!
Wie schön wär's, hätt' ich wenigstens
Ein kleines Schwesterlein!"

„Bist du schön brav, so kriegst du eins,
Wir schaffen eines an!
Wenn Vati wieder ist daheim,
Rückt bald ein Schwesterl an."

Ach Mutti, schaff es jetzt schon an!
Gewiß freut's Vati sehr,
Kommt er einst überraschend heim,
Wenn's Schwesterl da schon wär'!"

ADELE ZAUNEGGER

KURT KLEBERT:

Schwefel-Thermalbad Baden bei Wien... fast vergessen

Die Erweiterung Wiens hat es mit sich gebracht, daß die einstmals entfernt gelegenen Kur- und Erholungsorte der Großstadt näher gerückt sind. Dereinst sind die Adeligen und später die Bürgerlichen mit ihren Equipagen und Landauern in die Erholungs- und Gesellschaftsstadt Baden zur Gesundung und über das Wochenende gefahren. Nur wenige Menschen der nahe gelegenen Großstadt nehmen heute — weil sie hoffen, daß ihnen die Thermalquellen Badens Heilung spenden — in diesem idyllischen Orte längeren Aufenthalt. Täglich fahren zahlreiche amerikanische und deutsche Wagen mit ihren österreichischen Eigentümern zu den heilbringenden Quellen, und fast sieht es aus, als ob diese historische Stadt zu einem der Vororte Wiens geworden wäre. In den letzten Jahrzehnten wurde die geographisch wertvolle Lage der Stadt Baden von den Fremden weitaus mehr erkannt als von den Einheimischen. Es soll hier nicht versäumt werden, neben den ausländischen auch die einheimischen Erholungsbedürftigen auf die Heilquellen und die Naturschönheiten Österreichs aufmerksam zu machen.

Speziell nach dem zweiten Weltkrieg ist es zur Mode geworden, per Ratenkraftwagen, angefüllt mit Konserven, den Urlaub im Auslande zu verbringen. Man hat sich in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland und Italien daran gewöhnt, Konservenblech einzusammeln, das von nach Österreich importierten Konserven wieder im Ursprungsland abgelegt wurde.

Viele, wohl allzu viele Österreicher haben vergessen, daß sie zur Behebung und zur Linderung ihrer Leiden eine reichhaltige Auswahl von ungemein wirkkräftigen Heilquellen im eigenen Lande haben. Es ist für den einzelnen sicher nicht ausschlaggebend, in Frankreich, der Schweiz, Jugoslawien oder in Italien gewesen zu sein, sondern der Kurerfolg ist das Wesentliche und wenn er in Österreich erzielt wurde, dann kann man nur sagen: „Du hast dir und deiner Heimat geholfen!"

Historischer Rückblick

Die ältesten Spuren einer menschlichen Besiedlung des Badener Bodens fanden sich in Höhlen, von denen die Königshöhle am Ende der Wolfsschlucht etwas unterhalb des Rauhenecker Plateaus als vorgeschichtliche Fundstätte die wichtigste ist. Die in ihr gemachten Funde, unter denen eine verhältnismäßig große Anzahl ganz erhaltener Gefäße aus gebranntem Ton besonders bemerkenswert ist, wurden in der prähistorischen Wissenschaft namengebend für die „Badener Kultur" am Ende der jüngeren Steinzeit.

Diese ist eine Mischkultur aus der Zeit etwa um 2000 v. Chr., die entstand, als sich die Träger der alteinheimisch-donauländischen Bauernkultur mit den aus Nordeuropa vorstoßenden Indogermanen vermengten. Das Ergebnis dieser in einzelnen Schüben erfolgten Begegnung war eine Reihe von verschiedenen Mischkulturen in Mitteleuropa, von denen die Badener Kultur die wichtigste ist.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die warmen Schwefelquellen von der Urbevölkerung und später auch von den Kelten zu Heilzwecken verwendet wurden. Nachdem die Römer ihre Grenzen bis an die Donau vorgeschoben hatten, begannen sie die Nutzbarkeit der Heilquellen auszuwerten. Schon um das Jahr 70 n. Chr. haben römische Soldaten der XV. Legion den Quellennymphen in Baden einen Denkstein gesetzt, der 1906 beim Neubau der Arena gehoben wurde. Als unter Kaiser Trajan (98 bis 117) die X. Legion nach Vindobona und die XIV. nach Carnuntum verlegt wurden, erbauten Soldaten dieser Legion bei der Ursprungsquelle das älteste Gebäude der Stadt, das weit in den Kurpark hineinreichte. Es war dies ein sogenanntes Hypocaustum, ein Dunstbad, in dem sie ihre Wunden und ihr Rheuma zu heilen versuchten. Die Stadt verdankt auch den Römern ihren Namen. In einem Itinerarium aus der Zeit des Kaisers Diokletian, in dem die Straßen und die an ihnen liegenden Orte aufgezeichnet sind, taucht zum erstenmal für sie der Name „Aquae" auf, 18 römische Meilen, das ist 27 km von Wien entfernt.

Durch die Völkerwanderung und die Einfälle der Ostvölker wurde diese Gegend besonders arg verwüstet und der Ort mit seinen Heilquellen verlor an Bedeutung. Erst als durch Karl den Großen das Grenzland gesichert war, wird später (869) unser Ort wieder unter dem deutschen Namen „Padun" erwähnt. Kaum war Baden zu Wohlstand und Geltung durch seine Thermalquellen und Weinkulturen gekommen, wurde es wieder von der Kriegsfurie und entlassenen Söldnerscharen arg heimgesucht.

Damit der Ort „wiederumb in aufnehmen kome", erhob Kaiser Friedrich III. den Markt im Jahre 1480 zur Stadt. Daß diese Absicht erreicht wurde, beweist der Ruf, den Baden schon damals genoß und der durch die erste Druckschrift über unsere Bäder — die älteste im deutschen Sprachgebiet überhaupt — noch vermehrt wurde. Sie wurde bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst von dem Kremser Arzt *Wolfgang Winterperger* 1511 in lateinischer Sprache verfaßt und erschien schon im nächsten Jahr in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Ein Tractat der Badenfahrt".

Baden hat, gleich den meisten bedeutenden Kurorten Österreichs, in der Folgezeit bis heute ein äußerst wechselhaftes Schicksal ertragen müssen. Die Stadtgemeinde hat mit großem Erfolg eine Anleihe aufgelegt, um alle notwendigen Ausbauten und Renovierungen vornehmen zu können. Baden soll und wird auf Grund seiner heilbringenden Thermalquellen und seiner äußerst günstigen klimatischen Verhältnisse wieder zum angesehenen Kurort emporblühen.

Badens Heilquellen

Als die älteste Therme Badens darf wohl die „Ursprungs"- oder „Römerquelle" bezeichnet werden, die im Berginneren unterhalb der Bühne der Arena am Ende eines 30 m langen Zugangstollens entspringt. Die Quelle steht in unmittelbarer Verbindung mit der im Jahre 1928 neu erbauten Trinkhalle. In der Nische, beim Stolleneingang, sind Ziegel der X. und XIV. römischen Legion eingemauert. Wenn die „Römerquelle" als die „älteste Therme" Badens gilt, so sei ihr auch noch Badens jüngste und mächtigste Therme, die „Marienquelle", gegenübergestellt. Sie wurde am 15. August 1924 nach technisch schwierigen Quellenfassungsarbeiten der Öffentlichkeit übergeben, um kurörtlichen Zwecken zu dienen.

15 Schwefelquellen, die quellenanalytisch als sulfatisch-muriatische Schwefelwasserstoffthermen bezeichnet werden, entspringen an zahlreichen Stellen des Stadtgebietes mit einer täglichen Ergiebigkeit von weit über sechs Millionen Litern Thermalwasser. Die Quellentemperatur erreicht eine natürliche Wärme bis zu 35,8 Celsiusgraden und ermöglicht ein angenehmes Baden in den naturwarmen und völlig naturbelassenen heilkräftigen Thermen. Es ist für Baden bezeichnend, daß fast durchwegs über den einzelnen Thermen auch die Badegebäude errichtet wurden, so daß die Heilkraft unserer Quellen dem Badegast unmittelbar, unverfälscht und im vollen Ausmaße sofort zugute kommt. Da die einzelnen Quellen Badens wohl Temperatur-Unterschiede aufweisen, aber in ihrer chemischen Zusammensetzung nahezu gleich sind, kann man auch nicht von Quellen mit „verschiedener Heilkraft" oder „Stärke" sprechen.

Einige Zahlen bezeugen am besten das gigantische Ausmaß und die tatsächliche Größe der Vorgänge im Erdinneren hinsichtlich der Thermen. Bezogen auf die durchschnittliche Jahrestemperatur Badens von 9,6 Celsiusgraden, geben die Thermen dieser Stadt tagtäglich 200,786.370 Kalorien, das heißt also, man müßte täglich 30.422 kg Steinkohle verbrennen, um Wasser von rund 9 Grad Celsius auf die Auslauftemperatur der Quellen aufzuheizen! Die mineralischen Bestandteile, welche durch die Badener Thermen täglich aus dem Erdinneren emporgeschwemmt werden, wiegen 14.847,9 kg! Außerdem finden wir auch im Vergleich zu anderen Wässern im Badener Thermalwasser einen erhöhten Radiumgehalt.

Die nachstehenden Indikationen sollen nur ein Hinweis sein. Der Heilungsuchende darf eine Kur nur unter ärztlicher Überwachung antreten. Indikationen: alle chronisch-rheumatischen Erkrankungen der Gelenke sowie der Muskeln und Nerven (primär und sekundär chronische Polyarthritis). Folgezustände nach akuten Rheumatoiden und entzündlichen Erkrankungen der Wirbelsäule (Bechterewsche Erkrankung). Degenerative Erkrankungen der Gelenke und Wirbelsäule (Arthrosen, Spondylosen), idiopathischer oder entzünd-

licher Genese. Folgezustände nach Traumen mit Bewegungseinschränkung und sekundäre traumatische Arthrosis deformans (Sport-, Unfalls- und Kriegsverletzungen) sowie nach Entzündungen und Verletzungen des Nervensystems (zentrale und periphere Lähmungen, unter anderem Kinderlähmung). Hautkrankheiten (Psoriasis und gewisse Formen chronischer Ekzeme). Stoffwechselerkrankungen (echte Gicht, Diabetes mellitus). Trinkkuren bei uratischer Gicht, Steinbildung in den ableitenden Harnwegen und chronischen Metallvergiftungen (Blei, Quecksilber, Arsen).

Das Rheuma-Forschungsinstitut

Das Forschungsinstitut, unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. *Karl Fellinger*, ist im Johannesbad zu Baden untergebracht. Zur physikalischen Therapie stehen dem Institut neueste Apparate zur Verfügung, womit in besonderen Fällen intensive Heilwirkungen erzielt werden können. Die Kontrolle der Bäderwirkung erfolgt in Einzelbädern und im Gemeinschaftsbad des Johannesbades. Außerdem besteht eine enge Zusammenarbeit mit der dort untergebrachten physikalischen Therapie und mit der Unterwassertherapie-Station Baden im Franzensbade. Die in den letzten Jahren auffallend zunehmende Häufung des chronischen Gelenksrheumatismus und die damit in den Vordergrund gerückten wissenschaftlichen und sozialen Probleme brachten die Erkenntnis, daß nur eine enge Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Forschungsstätten die Arbeit am Kurort selbst befruchten kann. In Fortführung alter Tradition, die durch die wissenschaftliche Forschungsarbeit im Dienste der Balneologie von Maliwa begründet wurde, hat die Kurstadt Baden die Notwendigkeit der Wiederbelebung dieser Forschungsrichtung erkannt und trotz zeitbedingter Schwierigkeiten die hierzu notwendigen Grundlagen geschaffen. Die Unterwassergymnastik muß mit der Terrainkur abgestuft werden. Es wird das landschaftlich schöne Terrain zweckmäßig in die Therapie eingebaut.

Baden wird in nördlicher und auch in westlicher Richtung von den südöstlichen Ausläufern der Thermalalpen begrenzt, über deren sanft ansteigende Hänge ein Teil des Badener Siedlungsgebietes hinanreicht. Nach Osten und Süden breitet sich das Stadtgebiet gegen das Wiener Becken aus und reicht unterhalb von Oeynhausen sogar über die Bundesstraße Nr. 17 hinaus.

Der romantisch schöne Landschaftshintergrund Badens, seine geologische Beschaffenheit und klimatisch begünstigte Lage bilden weitere Vorzüge dieser altehrwürdigen Kurstadt. Baden wird in den kommenden Jahren wieder einen bedeutenden Platz unter den internationalen Kurorten einnehmen und vielen Menschen Gesundheit und Freude spenden.

Das Amateur-Quartett

Am Feierabend nach des Tages Zwang,
da fühlen oft vier Männer einen Drang,
der Hausfrau und vor allem sich zu zeigen,
was sie noch wert und wie sie himmlisch geigen!

Der Primus, Hauptschullehrer von Beruf,
gibt immer an, so wie der Herr ihn schuf.
Er stampft den Takt mit beiden Zwitterfüßen
und läßt's, wenn alles schwimmt, die Bretter büßen!

Der zweite Geiger stammt vom Militär
und macht den Geigengriff wie am Gewehr.
In seiner Kindheit schlug man ihn halb tot,
weil er nicht üben wollte auf Gebot!

Und nun, verachtet ja nicht den Bratschisten,
den unterwelterfahrnen Polizisten!
Beim Stummfilm rührte er einstmals zu Tränen
mit Flageoletts — zumeist bei Liebesszenen!

Und hier der Vierzahl eisern Fundament,
das steif sein Tempo hält, auch wenn es brennt!
So streicht ein Apotheker nur die Kiste,
ganz wie ein gottbegnadeter Celliste!

Jetzt schnell vom Primus noch ein gutes „A",
daß nicht die Stimmung schuld, wenn was geschah!
Nun hallt es leidenschaftlich durch den Raum,
zuweilen atonal, sie hören's kaum!

Bald kommt die überirdsche Geigenstelle,
gleich Wassertröpfchen, perlend aus der Quelle!
Doch was kein Streicher je im Spiel bewiesen,
dem Bratschenmann gelingt's, er mußte nießen!

„Zum Wohl!" Und weiter kämpfen alle Bogen,
stets auf und ab auf darmgespannten Wogen,
bis dem Soldaten eine Saite riß —
Vom Sattel übern Steg in sein Gebiß!

Da war's zunächst genug! Die Hausfrau rief
auch schon zum Tee und sagte, daß sie schlief.
Es hätte ihr geträumt vom Jägerball,
von Hühnergackern und — von Peitschenknall. —

DR. KARL KAINRATH

ROBERT VOGEL:

Die kleine Verräterin!

Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen jetzt die tragische Geschichte einer Spionin oder einer sonst übel beleumdeten Person erzählen will, haben Sie sich gründlich geirrt. Meine kleine Verräterin, von der manche behaupten, daß sie gar nicht so klein sei, ist meine Nase. Ich bin sehr groß, ein Meter achtzig ungefähr, und im Verhältnis zu meiner Körperlänge ist und bleibt sie klein. Wachsen wird sie auch nicht mehr. Sie ist eine liebe, gute Verräterin, meine Nase, denn sie leistet mir viele wertvolle Dienste. Wie oft schon hat sie mir den Weg gewiesen und mich vor Gefahren gewarnt. Sie vermittelt mir aber auch viele Schönheiten, die ich, weil ich sie nicht mehr sehen kann, mit dem Geruchsinn wahrnehme.

Ich lade Sie ein, mit mir zu kommen und ich will Sie alles miterleben lassen, wie ich es selbst empfinde, und dann werden Sie auch verstehen, warum ich meine kleine Verräterin so lieb habe. Die Natur sieht zu den verschiedenen Jahreszeiten verschieden aus, und auch die Geruchseindrücke wechseln entsprechend.

Nun sind wir im Sommer und machen uns auf den Weg. Vor meinem Wohnhaus steht ein Akazienbaum, den ich wohl nicht sehe, dessen Blüten aber ihren süßlichen, sehr intensiven Duft zu mir senden, und in meiner Erinnerung sehe ich ihn wieder ganz deutlich vor mir. Ich entsinne mich, wie wir als Kinder die weißen Blütenblätter verzehrten. Sie schmeckten so süß und waren sehr saftig. Von rechts herüber mischt sich der Rauch einer Zigarette und ich erkenne die Volkssorte „Donau" der Österreichischen Tabakregie. Links im Hof putzt gerade der Nachbarsbub seine Schuhe und an dem Geruch der Schuhpasta erkenne ich, daß er es einmal gründlich macht. Feiertage stehen vor der Tür und die Nachbarin hat es schon eilig mit dem Backen. Das ist ein Biskuit, nein, das wird schon eine Torte werden, denn der Nachbar mit der „Donau" ist Zuckerbäcker. Sind Sie mitgekommen, dann gehen wir weiter!

Der Weg zur Straßenbahn. Ein Lastauto fährt vorüber und natürlich erkennen wir an dem scheußlichen Geruch sofort, daß es ein Dieselmotor ist und wir schließen fest den Mund, um die Auspuffgase nicht einzuatmen. In der Nacht hat es geregnet, und aus den Gärten, an denen wir vorüberkommen, dringt eine würzige, frische Luft und wir spüren deutlich, wie sich auch die Pflanzen darüber freuen, daß endlich ihr Durst gelöscht wurde.

Vorbei geht es an einem Garten, der zu einem Haus gehört, dessen Besitzer große Katzenfreunde sein müssen. Ja, meine kleine Verräterin erzählt mir alles. Dann kommen einige größere Wohnhäuser und aus ihren geöffneten Fenstern entströmen die verschiedensten Gerüche. Der Morgenkaffee, wobei es nur selten Bohnenkaffee gibt. Viele Frauen kochen schon am Morgen, weil sie vielleicht selbst berufstätig sind und bald zur Arbeit müssen. Da riechen wir den Kohl, das Kraut, aber auch Gulasch oder Rindsuppe. Hier ist eine kleine Parfümerieerzeugung. Die dort verwendeten ätherischen Öle sind so stark, daß sie auch durch den noch herabgelassenen Rollbalken dringen. Dann kommt eine Putzerei. Ach, werden diese Hemden wieder sauber sein! Jetzt dringt kalte moderige Luft aus einer Hauseinfahrt in meine Nase. Kein Zweifel, wir sind bei Hausnummer 8 angelangt. Wenn wir nun die Gasse in der Diagonale überqueren, sind wir bei der Haltestelle der Straßenbahn. Rechts an der Ecke ist ein Neubau und der Mörtelgeruch verrät mir, daß der Bau noch immer nicht fertig ist. Steht hier vor uns, zwischen Trottoir und Straßenbahngeleise, nicht der Lieferwagen einer Bäckerei? Das frischgebackene Brot und die heißen Semmeln werden in das Milchgeschäft getragen, aus dessen offener Tür der Geruch von Milch, Käse und den verschiedenen Molkereiprodukten dringt. Also Abwechslung gibt es für meine kleine Verräterin, sie muß sich sehr beeilen, um alles aufzunehmen, denn es gibt so viele Eindrücke. Langweilig ist es wirklich nicht, auch wenn man nicht sieht. Und wie gut man sich dennoch orientieren kann. Da kommt auch schon die Straßenbahn. Die ist aber heute

schön. Ich wette mit Ihnen, sie war in der Werkstätte und hat einen neuen Anstrich bekommen. Es war wirklich eine gute Idee, dem Schaffner auch eine neue Ledertasche zu geben. Leder, ach, wenn ich nur Leder rieche. Ich war Schuhverkäufer, als ich noch gesehen habe. Aber Schwamm drüber, das liegt schon dreißig Jahre zurück.

Da steht ein Herr vor mir, ja, ja ich sitze, denn bei uns in Wien ist für einen Blinden immer ein Sitzplatz bereit. Wenn die Straßenbahn voll besetzt ist und ein Blinder einsteigt, dann möchten am liebsten alle Fahrgäste zugleich ihren Sitzplatz anbieten.

Der Herr, der vor mir steht, hat noch rasch vor dem Einsteigen eine Zigarette geraucht, dann kam die Straßenbahn, er hat die Zigarette abgedämpft, denn auf der Wiener Straßenbahn darf man nicht rauchen und jetzt stinkt, aber schon ganz erbärmlich, aus seinem Rocksack der Zigarettenrest. Ja, es ist Sommer und die Damen tragen neue Sommerkleider. Der Geruch der neuen Textilien ist angenehmer als der des Zigarettenrestes. Immer mehr Leute steigen ein und da fährt mir jemand mit einem Blumenstrauß ins Gesicht. Pfingstrosen sind es, herrlich duftende Blüten. Wen werden sie wohl erfreuen? Blumen erfreuen doch immer. Zum Glück für den Fahrgast, der sich jetzt da noch zugedrängt hat, daß heute schon Wochenende ist, sonst hätte ich ihm nicht verziehen, daß er seine Füße nicht etwas besser behandelt.

Sind Sie noch bei mir, oder finden Sie den Weg langweilig? Wir steigen aus, und da fährt unter der Brücke eine Dampflokomotive vorbei. Schlechter ist der Geruch aber auch nicht als der vom Zigarettenrest. Links ist eine Fischhalle und die gebackenen Seefische künden von der eifrigen Arbeit im Geschäft. Wir überqueren die Brücke und da, ja — bitte um Verzeihung, aber ich habe sie auch nicht hingestellt, aber da steht eine Bedürfnisanstalt. Meine kleine Verräterin krampft sich ein wenig zusammen. Zum Glück steht aber auch ein Blumenstand daneben und sorgt für etwas Ausgleich. Die Kinder eilen zur Schule und die Lederhosen und Schultaschen und ihr munteres Geplauder lassen uns wieder richtig jung werden. Noch einmal überqueren wir die Straße und da an der Ecke ist eine Apotheke. Ein Stück weiter eine Meinlfiliale mit dem starken Kaffeegeruch, gemischt mit dem von den Kolonialwaren. Hier ist ein Fleischhauer. Spüren Sie auch, wie fein seine Würste duften? Und an der Ecke, bevor wir einbiegen, ist noch ein Gemüsegeschäft. Salat, grüne Fisolen und Ananas, es gibt wieder alles. Was sagen Sie, es ist aber alles so teuer? Das hat mir meine kleine Verräterin nicht erzählt.

Sind Sie noch da? Wenn der Tischler seine Hobelmaschine auch abgestellt hätte, der köstliche Holzgeruch verriete ihn doch. Daneben ist eine Trafik, der würzige Tabakgeruch ist ein starker Kontrast zu dem Zigarettenrest von vorhin, den mein Gehirn aber festgehalten und noch nicht preisgegeben hat.

Wird es also am Wochenende doch regnen? Dem Kanal, den wir beschreiten, entströmt ein penetranter Geruch und ich kann mich erinnern, daß die Leute immer gesagt haben, wenn es aus dem Kanal so stinkt, dann kommt schlechtes Wetter. Die Leute und der Kanal müssen aber nicht immer recht haben.

Natürlich, an der Ecke ein Wirtshaus. Es gibt überhaupt wenig Ecken in Wien, an denen sich kein Wirtshaus befindet. Haben Sie das auch schon bemerkt? Bier- und Weindämpfe mischen sich hier mit dem kalten Rauch von Pfeifen und Zigaretten der Gäste vom Vorabend. Noch einmal um die Ecke bitte, dann werden wir gleich am Ziel angelangt sein. Vorbei noch an dem geöffneten Kirchentor — der Geruch von Weihrauch.

Ich bin am Ziel angelangt, hier ist mein Büro, ich werde bis zum Abend meine Arbeit verrichten und mich glücklich fühlen, daß ich trotz Blindheit mit Hilfe meiner anderen Sinnesorgane die Eindrücke von meiner Umwelt in mich aufnehmen und mir alles vorstellen kann.

Meine Verräterin ist ein liebes kleines Ding, auch wenn meine Leute boshaft sagen, daß sie gar nicht klein sei, sie hilft mir doch immer und überall, alles zu erleben und richtig zu beurteilen. Manchmal hat sie schon ausströmendes Gas bemerkt. Nein, mögen die Leute sagen, was sie wollen, ich bin stolz auf meine kleine Verräterin. Wenn Ihnen aber der Weg mit mir, dem Blinden, gut gefallen hat, nehme ich Sie wieder einmal mit, dann stelle ich Ihnen meine kleinen Lauscherinnen vor.

E. H. GETLIFF:

Blindenerziehung in Großbritannien

Die ersten, die sich in Großbritannien der Blinden annahmen, waren Ende des 18. Jahrhunderts freiwillige Wohlfahrtsorganisationen. Seither ist die Blindenfürsorge zu einem weitverzweigten und umfassenden Netz ausgebaut worden, das von den Blinden selber und von vielen Landes- und Regionalorganisationen getragen wird. Jede dieser Gruppen und Organisationen arbeitet auf einem bestimmten Gebiet, sei es Erziehung, Berufsausbildung oder Betreuung, alle aber arbeiten Hand in Hand zum Wohle der Blinden.

Die größte britische Organisation auf Landesebene ist in dieser Hinsicht das Königliche Blindeninstitut (Royal National Institute for the Blind), das Literatur in Braille herausgibt und ausleiht, zwei höhere Schulen, mehrere Berufsausbildungsstätten, einen Arbeitsvermittlungsdienst, eine Lehrbücherei und zahlreiche andere Dienste unterhält.

Die Blindenschulen sind Internate, die die Kinder nur in den Ferien verlassen. Der Lehrplan hält sich an den der normalen Schulen, nur daß hier mit Braille, Reliefland karten und anderen Hilfsmitteln gearbeitet wird, da sich die Schüler auf ihren Tastsinn, anstatt auf das Auge verlassen müssen. Diese Ausbildung des Tastsinnes beginnt schon in den Kindergärten und setzt sich bis in die obersten Klassen der höheren Schulen fort.

Fünfzehn Schüler oder weniger ist die Regel in allen Klassen der Blindenschulen, da sich der Lehrer ganz anders als im normalen Schulbetrieb mit jedem Kind einzeln abgeben muß. Die Schwierigkeit, vor der das blinde Kind steht, sich erst das Rüstzeug zum Lernen erarbeiten zu müssen, hemmt anfangs seine Fortschritte, doch ist diese Phase meist bald überwunden, es sei denn, es handele sich um ein Kind, dessen geistiger Habitus schon von Natur aus und nicht erst durch seine Blindheit beschränkt ist.

Den blinden Jugendlichen stehen eine ganze Reihe von Berufen offen. Manche setzen den Schulbesuch bis zur Universitätsreife fort, andere lassen sich in Maschineschreiben und Stenographie ausbilden, wieder andere werden Lehrer oder gehen in die Sozialarbeit. Einige Mittelschulen bilden ihre Schüler auch im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren in den traditionellen Arten des Blindenhandwerks aus, wie Korb- und Stuhlflechten, Mattenflechten, Weben, im Reparieren von Schuhen und im Bedienen von Rund- oder Flachstrickmaschinen. Außerdem gibt es drei Institute, an denen Blinde im Klavierstimmen und -reparieren ausgebildet werden.

Die Mehrzahl der britischen Blindenschulen wird auch heute noch von privaten Organisationen unterhalten und geleitet, doch unterstehen sie, wie auch die Berufsausbildungsstätten, hinsichtlich des Lehrplans dem Erziehungsministerium, das den örtlichen Schulbehörden die Aufsicht überträgt.

Erwachsene, die erst in letzter Zeit das Augenlicht verloren haben, werden durch einen besonderen Dienst der Kommunalbehörden betreut, die dazu die in ihrem

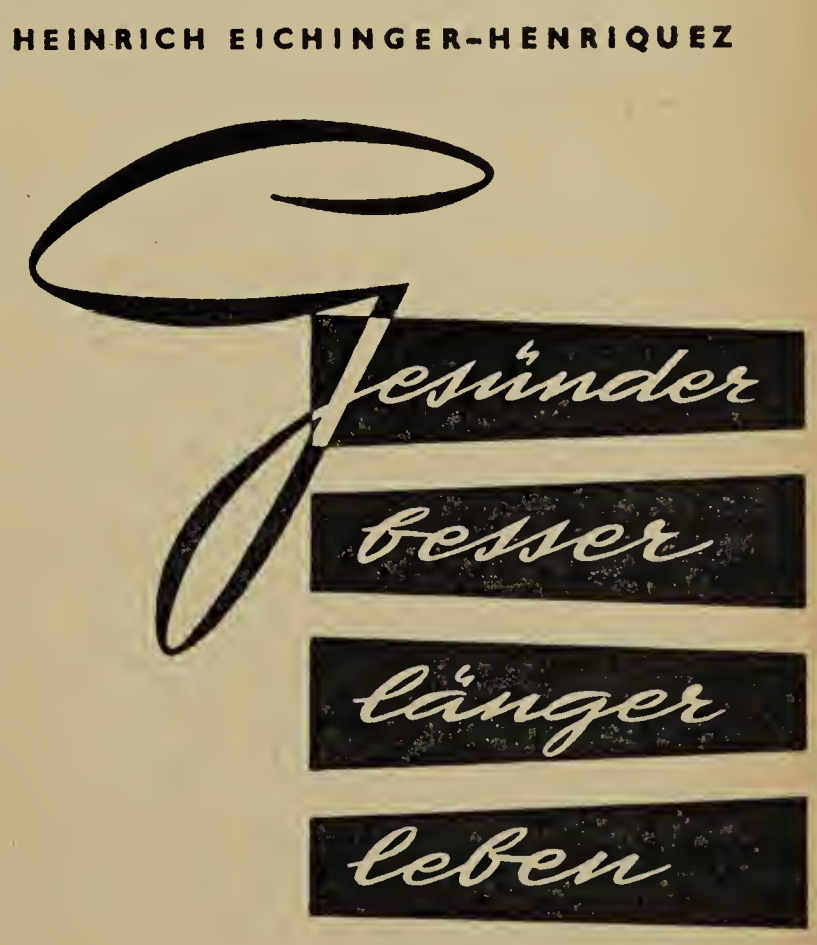
Verwaltungsbereich bestehenden privaten Blindenfürsorgeorganisationen heranziehen. Die Blinden werden in ihrer Wohnung besucht und auch dort unterrichtet. Für die berufliche Ausbildung oder Umschulung bestehen besondere Zentren. Im Anschluß an diese Ausbildung wird den Blinden entweder ein Arbeitsplatz vermittelt oder er wird mit Heimarbeit versorgt. Tatsächlich ist die Lage heute so, daß in Großbritannien mehr Blinde einen Arbeitsplatz ausfüllen als mit Heimarbeit beschäftigt sind.

In allen Instituten, Schulen und Berufsausbildungsstätten für die Blinden wird darauf hingewirkt, den Blinden so weit wie möglich am Leben der Gemeinschaft teilnehmen zu lassen. Die Erziehung blinder Kinder ist so abgestellt, daß sie bei Spiel und Arbeit sehenden Kindern gegenüber nicht im Nachteil sind. Erblindete Erwachsene werden ermutigt, wieder in ihrem alten Beruf tätig zu sein. Allen aber sollen Erziehung und Ausbildung dazu verhelfen, sich nach bestem Vermögen zu entfalten und ein tätiges, erfülltes Leben zu führen.

Gesünder, besser und länger leben!

Unter diesem Titel hat Heinrich Eichinger-Henriquez, der Leiter des Weltgesundheitsdienstes, ein sehr empfehlenswertes Büchlein herausgegeben, das eine Vielfalt wertvoller Ratschläge enthält. Wir Menschen von heute, an deren körperliche und seelische Kräfte hohe Anforderungen gestellt werden, sollten der Gesundheitspflege besonderes Augenmerk zuwenden. In zahlreichen Kapiteln wie: „Ichsucht als Hemmschuh", „Die Gefahren für die heutige Menschheit", „Wann sollen wir essen und trinken?", „Ungesunde Lebensgewohnheiten", will uns der Verfasser, gestützt auf langjährige Erfahrungen, einen Weg weisen. Wochenkostpläne für alle Jahreszeiten vervollständigen diese ausgezeichnete Schrift, die von allen, welche um eine vernünftige und harmonische Lebensgestaltung bemüht sind, gelesen werden sollte. Die Broschüre ist im Büro des Weltgesundheitsdienstes, Wien XVIII. Schulgasse 2, erhältlich.

Y. B.



Das Geländer ermöglicht es den Urlaubern, ihren Spaziergang ohne Führung zu machen.

Manchmal ist es, daß wir schon bei der ersten Begegnung mit einem Fremden das Gefühl haben, diesen Menschen bereits seit Jahren zu kennen. Diese Einstellung des Miteinander-Vertrautseins trat auch sogleich in Erscheinung, als wir kürzlich mit zwei blinden Holländern, die als Gäste in unserem Erholungsheim in Unter-Dambach weilten, bekannt wurden. Bald entwickelte sich ein höchst angeregtes Gespräch, das uns allerlei über das Leben und Wirken dieser Schicksalsgefährten erfahren ließ.

Ein beredtes Zeugnis für die Willenskraft und Tüchtigkeit erblindeter Menschen geben die Ausführungen unseres Kollegen *Johann van den Berg*, der in Oosterbeek bei Arnheim geboren wurde. Er, der vor Lebensbejahung und Arbeitsfreude sprüht, entfaltet schon mehr als dreißig Jahre als Propagandist des Niederländischen

YVONNE BLAUENSTEINER:

BLINDE HOLL
UNSERES ER

Blindenbundes eine für die Kollegenschaft se
reiche Tätigkeit. „Ich war Elektriker von Be
so berichtet er, „im Alter von siebzehn Ja
verlor ich dann mein Augenlicht. Meine Fa
und ich waren sehr bestürzt, denn was sollt
nun beginnen? Ich kam schließlich in ein Blir
internat, wo ich Sesselflechten, das Anfer
von Bürsten und dergleichen Arbeiten erle
Diese Beschäftigung befriedigte mich aber ke
wegs und so war ich sehr glücklich, als mi
Niederländische Blindenbund, zu dessen
gliedern ich zähle, die Stelle eines Propagand
anbot."

„Und worin besteht Ihre Tätigkeit eigentli
erkundigen wir uns.

„Ich reise im ganzen Lande umher und
aufklärende Vorträge über die Blinden und
Welt", erklärt Kollege van den Berg. „Ich f
den Sehenden eindringlich vor Augen, daß
keine Bettler sind, sondern auf vielen Geb
erstklassige Leistungen zu vollbringen vermö
Daher ist es eine der vornehmsten soz
Pflichten der Gesellschaft, uns entsprech
Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen!"

„Mein Mann unterstützt seine Vorträge
wirksam durch einen Film ‚Einer von
welcher das Leben und Arbeiten von Bli
behandelt", bemerkt Frau van den Berg,
Sehende, deren herzliches Wesen uns sog
anzieht. „In der abgelaufenen Saison fü
mein Mann nicht weniger als 147 solcher
anstaltungen durch; darüber hinaus besuch
viele Schicksalsgefährten, um deren Wohlerg
er rastlos bemüht ist."

„Besitzt der Niederländische Blindent
auch ein eigenes Erholungsheim?" fragen
weiter.

Unsere holländischen Freunde vernei
„Wohl befassen wir uns auch mit der Erholu
fürsorge, doch ist das Haus dafür nur gem
und jeder Turnus dauert bloß eine Wo
Nachdem wir jedoch euer wunderschönes H
in Unter-Dambach kennengelernt haben, we
wir alles daransetzen, daß auch wir zu ei
eigenen Haus kommen! Im übrigen gefäll

ER ALS GÄSTE
UNGSHEIMES

in Österreich ganz großartig und wir hoffen, nächsten Jahr wiederzukommen."

usgesprochen lebensbejahend ist auch die tellung von *Piet Nieuwenhuysen*. „Ich me aus Amsterdam", berichtet er. „Als ich, fjährig, mein Sehvermögen einbüßte, kam n die Blindenerziehungsanstalt meiner Vater-t. Dort wurde ich in Klavier und Orgel ebildet und legte mit neunzehn Jahren das tsexamen für Musik ab. Ich wandte mich Musikunterricht zu, doch war es in Amster- sehr schwierig, festen Fuß zu fassen. Als Blindenerziehungsanstalt 1932 nach Bussum siedelte, lenkte ich meine Schritte gleichfalls hin. Ich begründete eine Musikschule und mit der Anzahl sowie den Erfolgen meiner iler recht zufrieden. Ich muß übrigens erwähnen, daß die nach Bussum verlegte Blindenerziehungsanstalt modernst eingerichtet ist."

„Sind Sie auch als Komponist tätig?"

Kollege Piet — seinen Familiennamen auszusprechen ist fast ein Problem — lacht. „Die schönen Lieder des bekannten blinden Komponisten Jules de Corte regten mich an, es auf diesem Gebiete ebenfalls zu versuchen; allerdings ist dies nur ein Hobby von mir!"

Nur allzu rasch verfliegt der gemütliche Nachmittag, welcher uns über das Blindenwesen in einem anderen Land mancherlei Aufschlüsse gebracht hat. Gern pflichten wir dem Vorschlag des Kameraden van den Berg bei, auch mit den ausländischen Organisationen der Nichtsehenden persönlich in Verbindung zu treten, um eine engere fruchtbringende Zusammenarbeit der Bruderorganisationen zu erzielen. Das Lob unserer holländischen Freunde hinsichtlich des Aufenthaltes in Unter-Dambach sowie die Tatsache, daß „Unser Schaffen" in ihrer Heimat gern gelesen wird, erfüllt uns mit Stolz und Genugtuung. Dem Wiederkommen dieser lieben Gäste aber sehen wir mit aufrichtiger Freude entgegen!

Mittagessen auf der Terrasse des Erholungsheimes

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

III.

Johann Wilhelm Klein interessiert uns, weil er — ähnlich wie Valentin Haüy — ein Pionier des Blindenbildungs- und in weiterer Folge auch ein solcher des Blinden-Fürsorgewesens ist. Wer einen Blinden bildet, macht ihn zum Menschen, gibt ihm die Möglichkeit, in der Gemeinschaft ebenso zu gelten wie jeder andere. Das ist sicher auch heute noch einigermaßen mühselig und schwieriger als die Heranbildung vollsinniger Kinder und Jugendlicher.

Damals — in den Tagen Kleins — war ein solches Beginnen wirklich eine soziale Großtat. Damals kam es nicht nur darauf an, daß die erforderlichen Maßnahmen in geeigneter Weise durchgeführt würden; sondern es mußte erst festgestellt und erprobt werden, was zu geschehen habe, um ein lichtloses Individuum zu einem Menschen machen zu können. Das erforderte viel, sehr viel theoretische Einsicht, eine hochentwickelte Kombinationsgabe, aber noch mehr, noch viel mehr Feinfühligkeit, Takt, Mut, Entschlossenheit und Beharrlichkeit. Klein und seine Frau brachten das alles mit und bewahrten es sich ihr Leben lang. Durch volle vierundvierzig Jahre lang mühten sie sich beide — es kam auf die unentwegte und unverdrossene Zusammenarbeit beider an —, die blinden Kinder und Jugendlichen „bürgerlich brauchbar" zu machen. Es war für sie unerträglich, daß es Menschen geben sollte, die den anderen „lästig!" sein sollten, nur darum, weil es ihnen bloß auf anderen Wegen möglich war als auf den herkömmlichen, sich ihr tägliches Brot zu verdienen.

In einem amtlichen Schriftstück der Frühzeit, als es sich noch darum handelte, ob das Blinden-Erziehungs-Institut überhaupt errichtet werden sollte oder nicht, heißt es sehr sachlich und aufrichtig: Das Blinden-Erziehungs-Institut könnte in der Tat dazu dienen, die Blinden zu einiger bürgerlicher Brauchbarkeit zu bilden, damit sie „weniger lästig!" seien.

Diese Auslassung ist psychologisch mehr als interessant. Da ist nämlich der Schulen-Oberaufsicht ein Maleurchen passiert — oder auch nicht passiert; denn der betreffende Akt war ja nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Man meinte offen miteinander reden zu können. Und dabei ist der betreffende Skribent ein Mann, der den Blinden sehr wohlmeinend gegenübersteht und Klein und dessen Bestrebungen außerordentlich fördert.

Als es zu dieser Expektoration kam, war Johann Wilhelm Klein über vierzig Jahre alt, stand er mitten im schwersten Kampf um die Anerkennung der Existenzberechtigung seines Institutes. Aber: Wie kam es dazu? Was geschah vorher, ehe Klein sich entschloß, sein Leben — wirklich sein ganzes Leben von früh bis spät — den Menschen ohne Licht zu weihen — oder sagen wir es ruhig! — zu opfern? Denn Geschäft, ein lukratives Unternehmen war es wahrhaftig nicht, worauf er sich einließ.

Es ist erschütternd zu lesen, wie arm er war, als er aus dem Leben ging: ein Bett mit Strohsack, zwei Leintücher, eine Tuchent, ein Tisch, zwei Stühle, ein Lehnstuhl, zwei

Paar Schuhe, drei Paar Strümpfe, drei Paar Unterhosen, zwei Hemden, zwei Paar Oberhosen, zwei Röcke, zwei Hüte und eine Kappe sowie — nach Abzug der Arzt- und Leichenkosten — hundertfünfzig Gulden waren nebst der ihm vom Kaiser für seine Verdienste verliehenen Goldmedaille samt der dazugehörigen Kette im Wert von hundertneunzig Gulden die ganze Habe, die er seiner Witwe hinterließ, als er am 12. Mai 1848 aus dem Leben ging.

Doch nicht vom Ende Kleins wollen wir heute reden, sondern von seinem Aufgang und Anfang. Wir wollen versuchen, die Frage zu beantworten, wieso es dazu kommen konnte, daß es bei uns in Wien, das allerdings damals die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war, überhaupt dazu kam, uns Blinde zu beachten und obendrein den sonderbaren Einfall zu haben, uns zu erziehen, zu brauchbaren, zu leistungsfähigen Menschen zu machen. Es ist das etwas so unvorstellbar Großes, daß man es uns nicht übelnehmen darf, wenn wir die Sache ein bißchen gründlicher behandeln, als es sonst in einer Zeitung herkömmlich ist.

Also zunächst! Wie sieht die Landschaft, wie sah die Landschaft aus, aus der Johann Wilhelm Klein hervorging. Denn der Boden, auf dem einer aufwächst, ist immer auch zugleich entscheidend für das Schicksal, das einer erleidet.

Kleins Geburtsort

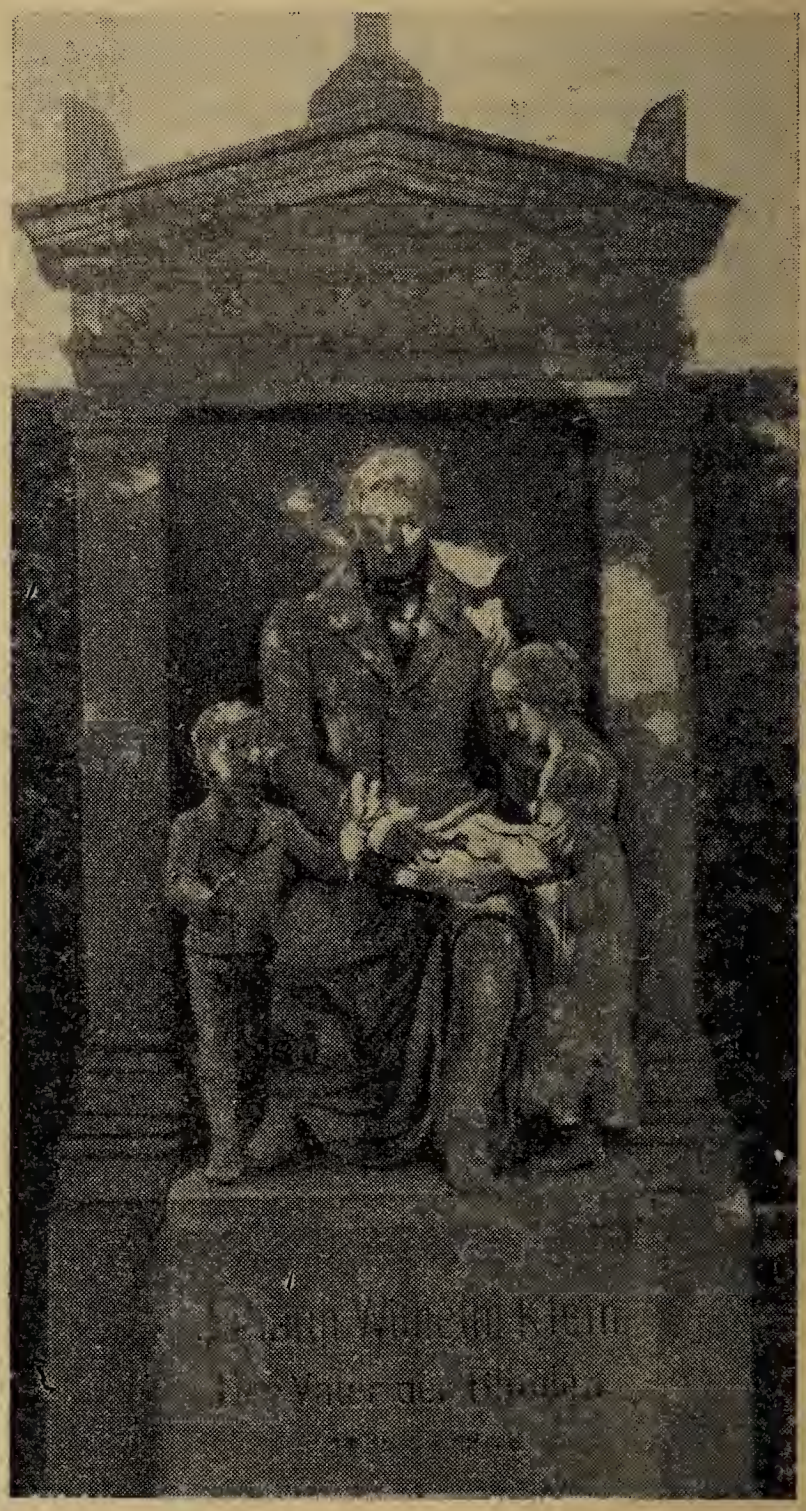
ist Alerheim, ein Dörfchen im Rieß, einer armseligen Landschaft zwischen dem bayrischen und fränkischen Jura, die die Wörnitz durchfließt. Während des Mittelalters und der frühen Neuzeit mögen sich die Leute dort zu einigem Wohlstand emporgearbeitet haben. Als es dann aber während des Dreißigjährigen Krieges — zuletzt am 3. August 1645 — dort zu blutigen Schlachten gekommen war, während deren so gut wie alle menschlichen Wohnungen in Schutt und Asche sanken, konnte sich Alerheim wirtschaftlich nicht mehr erholen und das allein schon darum nicht, weil es im Ötting-Ötting Wallersteinschen lag.

Ötting-Ötting Wallerstein? — Auf einer modernen Karte sucht man dieses Zwergfürstentum vergebens. Es ist seit dem Reichs-Deputations-Hauptschluß des Jahres 1803 als selbständiges Staatsgebilde restlos verschwunden. Es wurde von Bayern verschluckt, das damals auf die Arrondierung seines Gebietes klug bedacht war. Nun, für die bäuerliche Bevölkerung dieser Gegend war das bestimmt kein Schaden. Jetzt konnte für sie eher mehr geschehen als vorher. War doch das Fürstentum Ötting-Ötting Wallerstein ein so winziger Zwerg unter den dreihundertein Staaten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, daß er es bestimmt nicht vermochte, an die größeren Großgrundbesitzer unseres doch wahrhaftig nicht weiträumigen Österreichs auch nur heranzureichen. Daß da für die Bauern nichts übrigblieb, war selbstverständlich und um so selbstverständlicher, als ja der Fürst leben wollte und leben mußte, wenn er sich unter seinesgleichen behaupten wollte. Daß er das weidlich tat, darf man ihm nicht weiter übelnehmen. Schließlich war es für ihn doch wichtig, am kaiserlichen Hof — in der damaligen Zeit also vor allem in Wien — eine Rolle zu spielen. Und Wien war weit. Reisen dorthin kosteten Geld, viel Geld sogar und darüber hinaus mußte man — selbstverständlich — einen entsprechenden Hofstaat halten. Was das besagte, kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man bedenkt, wie der Hofstaat eines der Standesgenossen des Fürsten Ernst Kraft von Ötting Wallerstein beschaffen war. Wir meinen den oder vielmehr die Fürsten Esterhazy, bei denen Joseph Haydn Kapellmeister war. In Esterhaza gab es nebst den erforderlichen Gemächern der Reterada einen ungeheuren Prunksaal samt Nebenräumen, ein eigenes Schauspielhaus, ein Operngebäude und einen Konzertsaal. Und auf einem ähnlichen Fuß lebte Ernst Kraft von Wallerstein. Auch er hatte ein eigenes Orchester, für das er bei Haydn nicht weniger als sechs Symphonien bestellte, die nur ihm besonders und keinem Menschen sonst zu eigen gehören sollten. Als unser Tonsetzer gelegentlich seiner ersten Reise nach England durch Wallerstein durchkam, war er erstaunt, welch herrliche Leistungen das fürstliche Orchester zustande bringen konnte. — Welch herrliche Leistungen! — Wenn man bedenkt, daß sich die Künstler ihre Arbeit damals recht gut bezahlen ließen, kann man ermessen, was in jenen Tagen aus den Bauern herausgepreßt wurde. Dabei war Ernst Kraft bestimmt nicht einer der Schlimmsten.

Kleins Elternhaus

Doch wir wollen ja von Johann Wilhelm Klein sprechen. Dessen Vater, Johann Philipp Klein, war kein Württemberger, sondern Oberamtmann im Ötting-Ötting Wallersteinschen. Er gehörte also schon zu einer gehobenen Bevölkerungsschichte. Er war natürlich kein Mann von Adel, wohl aber ein Bürger und somit ein freier Mann, was damals viel, ja sogar sehr viel wert war. Er war kein Homo novus, kein Selfmademan, sondern einer jener Leute, die sich im Lauf von vier oder fünf Generationen hinaufgearbeitet und in ihrer Stellung behauptet hatten. Auch sein Eheweib, Louise Regina, geborene Schäfer, gehörte der gleichen Kaste an. Es waren das Leute, die sich sehr selbstbewußt von denen — unten und oben — unterschieden. Die Oberamtmannschaft, die Johann Philipp Klein seit 1760 in Alerheim innehatte, war bestimmt keine armselige, sondern in gewisser Weise recht einträgliche Sache. Sonst hätte der Oberamtmann bestimmt nicht zwei seiner Söhne — Jakob und dann nach ihm auch noch Johann Wilhelm — studieren lassen können. Denn Kinder studieren zu lassen, war auch damals eine kostspielige Sache. Jakob wurde Mediziner und Johann Wilhelm Candidatus Juris. Johann Wilhelm war das dritte Kind aus der Ehe Johann Philipps mit Louise Regina. Noch zwei Schwestern und ein viel jüngerer Bruder erreichten das Vollalter. Sieben andere Geschwister verstarben schon frühzeitig als Kinder. Was Wunder, daß unter zwölf Kindern eines ein Genie war! Johann Wilhelm.

Die Eltern Johann Wilhelms waren fromme, gottesfürchtige Leute lutherischen Bekenntnisses, aber alles eher als dogmatische Zeloten, sondern vielmehr Pietisten, denen es auf das innere Erleben ankam. Hätten sie nicht in solcher Weise gute Saat gesät, hätte Johann Wilhelm das niemals vollbringen können, was er vollbrachte. Nur auf dem Boden der Gottesfurcht wächst solche Größe, zu der er emporwuchs. Das ist immer wieder dasselbe, ob lutherisch oder katholisch. Im übrigen, weil schon davon die Rede ist: So schwer es für einen Lutherischen zu Kleins Zeiten war, sich in Österreich durchzusetzen, Klein ist trotz der Fehleintragung im Totenprotokoll des Magistrates von Wien niemals katholisch geworden. Nicht nur seine Trauung ist am 10. Mai 1804 im evangelischen Pfarramt nachweisbar, sondern ganz ebenso auch die Taufe seines einzigen Kindes, Marie Wilhelmine, am 15. Juli 1805, sowie deren Beerdigung nach ihrem Tod am 30. April 1824 und ebenso auch seine eigene Beerdigung am 14. Mai 1848 auf dem Schmelzer Friedhof. Und weil wir schon davon reden: Gelegentlich der Auflösung des Schmelzer Friedhofs wurde



Kleins sterbliche Hülle am 11. Juni 1899 exhumiert und in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof neuerlich beigesetzt.

Aus der Kindheit Kleins und aus seiner Jugend sind uns keinerlei Einzelheiten überliefert. Wir wissen nur, daß ihn sein Vater zunächst an das Eberhard-Ludwig-Gymnasium nach Stuttgart schickte. Als er dieses vollendet hatte, wurde er Schüler der Hohen Karlschule, jener Akademie, die wenige Jahre

vorher auch Friedrich Schiller besuchte. Aber zwischen Schiller und Klein bestand in mehrfacher Hinsicht ein gewaltiger Unterschied. Zum ersten war Schiller ein Landeskind des Herzogs Karl Eugen und noch dazu der Sohn eines Offiziers in der württembergischen Armee. Zum andern studierte er auf Kosten des Herzogs und im Auftrag des Herzogs — wider Willen — Medizin. Er war also mit Haut und Haaren der Willkür des Herzogs ausgeliefert. Und schließlich zum dritten: Schiller studierte von 1775 bis 1780. Klein dagegen war fürs erste ein Ausländer, zum zweiten ein Selbstzahler, an den der Herzog aller despotischen Willkür zum Trotz doch viel schwerer heran konnte als an seinen Untertanen. Und schließlich zum dritten studierte Klein von 1785 bis 1788, also zu einer Zeit, in der sich die politische Atmosphäre im Vergleich zur Studienzeit Schillers völlig verändert hatte. Das war in der großen Welt damals noch weit weniger spürbar als in der Tiefe der württembergischen Wälder und Schluchten und auch auf der Solitüde. Denn Württemberg ist dem damaligen Großherzog Baden und vor allem dem Breisgau benachbart. Der Breisgau und Sundgau aber waren damals österreichisch, unterstanden der erbländischen Gesetzgebung und mußten also ganz ebenso wie die östlichen Landesteile die kirchenpolitischen Maßnahmen Josefs II. über sich ergehen lassen, sie annehmen oder ablehnen, auf jeden Fall sich mit ihnen auseinandersetzen. Und daß da die westlichen Erblande weit weniger gefügig waren als die östlichen, ist eine bekannte Tatsache der Geschichte. Es kam im Westen zu erbittertstem Widerstand, der sich nicht nur durch passiven Widerstand und Obstruktion, sondern sogar in Tätlichkeiten auswirkte. Davon hörte man an den Wiener Schulen nur wenig, weil man hier noch immer in der lothringischen Strömung lieber von den preisgegebenen Stammlanden der Habsburger nicht redet. Aber dort in den Rheinlanden weiß man noch sehr wohl um jene noch gar nicht allzulang verklungenen Tage. Da sieht man Josef II. ganz anders als bei uns an der Donau. — Diese schweren, keineswegs friedfertigen Auseinandersetzungen, durch die der Kaiser schließlich gezwungen wurde, einen sehr beträchtlichen Teil seiner Neuerungen zurückzunehmen, erfolgten eben in jener Zeit, da Johann Wilhelm Klein in unmittelbarer Nachbarschaft des Breisgaus auf der Solitüde studierte.

Tätigkeit in Harburg und Flucht

Daß es Johann Wilhelm während der nächsten drei Jahre nicht gelang, in seiner Heimat eine Anstellung als Beamter zu finden, erklärt sich vielleicht daraus, daß man seinen politischen Ideen mißtraute. Er war ein ganz arger Neuerer, der es weder mit dem Ancien régime hielt noch mit den Männern der unmittelbaren Zukunft. Konnte es etwas geben, das verdächtiger war als eine solche Erscheinung! Stellt man dieses in Rechnung, läßt sich die Schrift Kleins „Über Armuth, Betteln und Bekämpfung der Armuth“ vielleicht als Versuch zum Zerstreuen des Mißtrauens und also als Captio benevolentiae deuten. Sie erschien interessanterweise bald nach der Ehrung seines Vaters, nach dessen Ernennung zum hochfürstlichen Kammerrat, deren Dekret vom 28. Dezember 1791 datiert ist, und wurde in Nördlingen gedruckt. Möglicherweise kam das Schriftchen so heraus, daß es Ende Juli zur Zeit der Krönung der beiden Kaiser — Leopolds II. und seines Sohnes Franz II. — in Frankfurt an die hohen und höchsten Herrschaften verteilt werden konnte. Jedenfalls hatte es den gewünschten Erfolg. Am 17. August 1792 wurde das Dekret ausgestellt, durch das Johann Wilhelm zum Oberamtsekretär in Alerheim — also unter der Aufsicht seines Vaters — ernannt wurde. Schon am 27. September 1792 wurde ein zweites Dekret ausgefertigt, das ihn zum vorläufigen Oberamtmann in Harburg bestellte. Das Oberamt Harburg hatte nun seinen Sitz im fürstlich Öttingischen Schloß, das ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit mindestens drei Toren war. In diesem amtierte auch sein Bruder Jakob, der dort als Arzt tätig war. Augenscheinlich war man bei der hochfürstlichen Regierung mit der Arbeit Kleins zufrieden. Am 24. März 1796 wurde ein weiteres Dekret erlassen, durch das Kleins Provisorium in ein Definitivum verwandelt wurde. Damit hatte er eine nicht nur gesicherte, sondern auch angesehene und wohleinträgliche Stellung erreicht; denn eine monatliche Entlohnung war für die damaligen Zeitläufte eine sehr ansehnliche Summe. Man muß bedenken,

daß es neben dieser Bezahlung in barem auch noch allerlei Naturalleistungen gab, wie vor allem die Wohnung. Brennholz und Flurnutzung kamen obendrein bestimmt noch hinzu. Der Harburger Posten war also eine Sache, die man sehr wohl zu schätzen wissen mußte. Darum überrascht es jeden, daß Klein knapp zwei Jahre später urplötzlich quittierte. Der Hinweis auf seine angegriffene Gesundheit und sein zartes Gemüt, die es ihm unmöglich machten, die Steuern von seinen Leuten mit aller Härte einzutreiben, ist natürlich eine Formulierung, die man allenfalls am Ende des 19. Jahrhunderts bei höchststehenden Persönlichkeiten — und da auch nur mit einem ironischen Lächeln — gelten lassen könnte. In die Zeit Kleins, in das Ende des 18. Jahrhunderts paßt sie aber durchaus nicht.

Darum wandte ich mich an das Ötting-Ötting Wallersteinsche Archiv um Aufklärung und erfuhr dort allerdings etwas ganz anderes. Klein mußte — wie man einem Akt des Jahres 1801 entnehmen kann — Knall und Fall aus Harburg verschwinden. In zwei Dörfern — Sor und Kesselsdorf — hatten sich nämlich die Bauern mit Waffen in der Hand gegen die Eintreibung der Kriegssteuer zur Wehr gesetzt, und es sieht so aus, als sei diese Rebellion nicht oder zum mindesten nicht ganz ohne die Mitwisserschaft Kleins geschehen. Es blieb Klein, wenn ihm sein Leben lieb war, nichts anderes übrig, als so schnell als möglich aus Harburg zu verschwinden. — Wir Menschen von heute haben es nicht nötig, unseren Helden deswegen als Nervenschwächling zu charakterisieren. Im Gegenteil Uns erscheint er deswegen nur um so achtbarer. Wir kennen den Typus des Widerstandskämpfers und wissen, wieviel Mut und Entschlossenheit dazu gehört, sich als solcher zu bekennen. Uns ist der nachmalige Schutzengel der Blinden darum erst recht lieb, weil wir nun wissen: Auch schon ein Jahrfünft vorher hat er das Herz auf dem rechten Fleck gehabt und war nicht bereit, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Er war uns schon immer lieb. Aber heute ist er uns nur noch lieber.

Wie lang es gebraucht hat, bis Klein

aus Harburg über Alerheim nach Wien

gelangte, wissen wir nicht genau. Mell nimmt in der Geschichte des Blinden-Erziehungs-Institutes an, Klein sei etwa im Herbst 1799 hier erschienen. Darüber wollen wir nicht streiten. Warum er aber ausgerechnet nach Wien ging und nicht irgendwohin anders, ist doch selbstverständlich. Hat doch jeder in Kriegszeiten das Bestreben, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen. Erfährt er doch gerade dort am ehesten, wann es wieder möglich ist, in die Heimat zurückzukehren. Und Wien war damals die Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches. Wo denn konnten die Flüchtlinge Schutz und Hilfe finden als beim Kaiser! Der war damals der Mittelpunkt, die Spitze des Staates. Allein schon deswegen rannte damals, was sich auf den Straßen herumtrieb, nach Wien und immer wieder nach Wien. Dazu kam, womit Mell gewiß recht hat, daß die kaiserlichen Erblande, daß Österreich und alle von ihm verwalteten Gebiete damals die mildeste Regierung aller Teilstaaten des Heiligen Römischen Reiches hatten. Ganz in nichts zerflattert waren die Neuerungen Josefs II. allen abgepreßten Zurücknahmen zum Trotz ja doch nicht, und man durfte somit hoffen, ein erträgliches Weiterleben zu finden. Das fiel vor allem auch hinsichtlich der Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse schwer ins Gewicht. Anderswo hieß es ja noch immer: Cuius regio, eius religio — oder: Wessen das Land, dessen der Glaube. Das war natürlich auch für alle Evangelischen überaus wichtig.

Wie sich Klein während der nächsten Jahre nun wirklich fortgebracht hat, das wissen wir nicht. Es ist uns aus jener Periode so gut wie gar nichts Schriftliches erhalten.

Wenn Geistesarbeiter aus der Bahn geworfen sind und nichts zu beißen haben, versuchen sie es immer wieder, sich als Lehrer, als Privatlehrer, als Nachhilfelehrer fortzubringen. Darum bemühte sich auch Klein in derselben Richtung. Es ist uns ein Brief erhalten, den ihm ein gewisser Hlass aus Lublin in Westgalizien schreibt, mit dem Anerbieten, in der dortigen Gegend eine Industrieschule zu gründen. Aus dieser Sache aber ist nichts geworden — zum Glück für uns Blinde. Diese miserablen Schwebejahre waren höchst wichtig. Während ihrer hat Klein seine pädagogische Begabung entdeckt und Lust bekommen, sich als Jugendbildner zu betätigen. Anderseits kann man es ihm nachfühlen, daß er sich bemühte, von der

Privatlehrerei loszukommen; denn jeder, der es durchgemacht hat, weiß: es gibt nichts Erbärmlicheres als das Privatlehrerdasein.

Man kann es Klein nachfühlen, daß er sich mit allen Mitteln bemühte, aus diesem Engpaß herauszukommen, daß er nach allem griff, das ihm nur die kleinste Chance bot. Darum war er heilfroh, als es ihm gelang, durch die Vermittlung des dänischen Etatrats Vogt aus Hamburg bei der mit 1. Mai 1803 neu errichteten Hofkammer für Wohltätigkeitssachen unterzukommen, und mochte es auch nur als Diurnist sein. Es war das ganz ohne Zweifel eine höchst bescheidene Sache, bei der er alles eher als Reichtümer sammeln konnte. Trotzdem griff er zu, wenn er sich auch darüber klar war, daß diese Lösung nur ein Interim bedeuten konnte. Was tut man nicht alles, wenn man in Not ist!

Und Klein arbeitete fieberhaft, aber nicht etwa bloß als Kuli. Jetzt meldete sich wieder einmal seine Führerbegabung, wenn auch in einer überaus interessanten Inversion. Er wurde nämlich Fürsorgerat oder — wie es damals hieß — Armenbezirksdirektor in seinem Wohnbezirk, auf der Landstraße. Dadurch kam er mit der Materie, die er untertags papieren behandeln mußte, während seiner Freizeit lebendig in Berührung. Dadurch konnte er gewissermaßen in einer Ebene pendeln und seine intellektuellen Kräfte zum Einsatz bringen. Während seiner Dienstzeit lernte er die Aktenlage zu den Dingen kennen, mit denen er sich während der Freizeit befaßte. Überdies hörte er, was den Gesetzgeber interessierte, wo „man" hinauswollte, und so fing er an zu kombinieren. Vielleicht beeinträchtigte ihn damals schon eine gewisse Sehstörung, die dann — allerdings erst in ganz späten Tagen — ärgerlich wurde, und so kam es, daß er sich für die damals keineswegs seltenen Sehgeschädigten interessierte, das Schriftchen Gahaisens zur Hand nahm, bei den Reden im Amt vom Majestätsgesuch des k. k. Kammerherrn, des Grafen Wallis, betreffend die Errichtung einer Anstalt für Blinde aufhorchte, den Schülerabend des blinden Fräuleins von Paradis besuchte und unter dessen Eindruck seinen entscheidenden Besuch bei Gahais machte, mit dem Vorschlag zur Verwirklichung der von Gahais geplanten Blindenanstalt.

HERBERT LIEGL:

Als ich die Blindenuhr erfand!

Es war unmittelbar nach meiner Erblindung und ich lag damals im Krankenhaus. Die neuen Bedingungen machten mir noch manche Schwierigkeiten. Zwar hatte ich noch kein Trinkglas zerschlagen und auch das Nachtkästchen hatte ich noch nie mit dem Ellenbogen „abgeräumt", aber da war die Uhrzeit! Ich wußte nie, ob ich schon Hunger haben durfte und es Zeit zum Essen wäre. Wahrscheinlich wäre ich verhungert, wenn man's mir nicht jedesmal gesagt hätte. Jetzt erst begriff ich, wie wichtig zum Leben des Menschen eine Uhr ist.

Wie gesagt, ich wußte nie, wie spät es war. Und immer meinen Bettnachbarn fragen, wollte ich auch nicht. Aber Not macht bekanntlich erfinderisch. Und so wurde auch ich ein Erfinder. Ich wollte den zahlreichen Blinden — die sicherlich so wie ich zeitlos in der Weltgeschichte herumirren — eine Uhr erfinden, damit sie auch wüßten, wieviel es geschlagen habe.

Ich kam mir richtig wie Prometheus vor, der den Göttern das Feuer stahl und es den Menschen brachte. Ich wollte den Göttern die Zeit stehlen, um sie den Blinden dieser Erde zu bringen.

So machte ich mich also an das Erfinden. Vor allem war mir da das Deckglas der Uhr im Weg. Dieses Glas war das erste Opfer. Beim Gedanken an die zarten Zeiger der Uhr und an meine kräftigen Finger kamen mir leise Zweifel. Dies müßte geändert werden, und ich wußte auch schon wie: an Stelle der Zeiger wollte ich zwei elastische, dünne Metallscheiben über das ganze Zifferblatt geben. Die obere Scheibe etwas kleiner für den Minutenzeiger, die größere Scheibe darunter an Stelle des Stundenzeigers. Der Minutenzeiger könnte durch einen langen, erhöht geprägten Strich und der Stundenzeiger auf der anderen Scheibe durch ein ebenfalls greifbares Dreieck dargestellt werden. Die Ziffern müßte man dann nur auf einem

Sprengring rundherum ebenfalls tastbar anbringen. Diese Blindenuhr wäre sicherlich den stärksten Anforderungen gewachsen gewesen. Um nun jederzeit die Uhr benützen zu können, sollte sie verkehrt in ihr Gehäuse eingebaut werden. So konnte man den ansonsten rückwärtigen Deckel bei Gebrauch öffnen und das Zifferblatt abtasten.

Zum Glück verhinderte damals meine Blindheit den Weg zum Patentamt. Der Menschheit aber ist dadurch eine neue Erfindung erspart geblieben. Die meisten Erfinder scheitern an Geldmangel. Der Grund meines Scheiterns war die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, deren Mitglied ich inzwischen geworden war. Bei einem meiner ersten Besuche dort zeigte mir ihr Obmann, Kollege Robert Vogel, eine richtige Blindenuhr.

Inzwischen habe ich mich längst an dieses Blindenhilfsmittel gewöhnt. Durch einen Druck auf einen kleinen Hebel springt der Plexiglasdeckel hoch. Durch einen weiteren Griff auf die aus einem starkfedernden Metall gemachten Zeiger und die durch erhöhte Punkte markierten Ziffern der Uhr kann ich sofort die genaue Zeit feststellen. Zusätzlich sind die Ziffern auch noch aufgemalt, so daß die beim Tasten ziemlich hilflosen Sehenden unsere Uhr auch ablesen können. Der Besitz einer solchen Uhr macht uns um vieles selbständiger.

Brief an Unser Schaffen

Der Urlaub, das ist die Zeit, auf die sich alle arbeitenden Menschen schon Wochen und Monate vorher freuen. Auch wir Nichtsehenden sehnen uns nach dieser herrlichen Zeit, wo wir ausspannen und neue Kraft für das kommende Jahr sammeln können.

Daß viele meiner Schicksalsgefährten in den verschiedensten Berufen zur Zufriedenheit ihrer Arbeitgeber ihren Mann stellen, ist an dieser Stelle schon von Berufeneren gesagt worden und ich will daher nicht näher darauf eingehen. Ich möchte hier nur ein wenig von der nichtsehenden Hausfrau und unserem Erholungsheim in Unter-Dambach sprechen.

Ich selbst bin verheiratet und mein Mann, der in unserem Verein angestellt ist, versichert, daß er mit der Wirtschaftsführung zu Hause zufrieden ist. Eines darf ich hier mit Stolz sagen, daß wir unsere Wohnungen sauberhalten, auch für das leibliche Wohl sorgen können, wie unsere sehenden Kolleginnen.

Einige meiner Kameradinnen sind mir in manchem überlegen; auch das will ich hier neidlos zugeben. Ich war nicht mehr ganz jung, als ich vor die Aufgabe, einen Haushalt zu führen, gestellt wurde. Wir nichtsehenden Frauen können unseren Verpflichtungen gerecht werden, die wir freiwillig auf uns genommen haben, nur erfordert es viel mehr Kraft als bei den Sehenden. Wieviel Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten sind doch im Alltagsleben zu überwinden; das ist oft eine arge Belastung für Nerven und Seele.

Was Wunder, daß gerade die blinde Frau sich besonders stark nach dem Urlaub sehnt.

Unser Verein gibt allen Mitgliedern Gelegenheit, diese schöne sorglose Zeit zu erleben. Wir besitzen in Unter-Dambach bei Neulengbach ein Erholungsheim, das, wenn alle Arbeiten daran vollendet sind, wirklich ein Paradies sein wird. Das Heim ist soweit fertig, daß die Zimmer bewohnt werden können und der Erholungsbetrieb hat begonnen.

Mein Mann und ich waren im ersten Turnus, und wir erlebten mit 40 Kameraden unseren Urlaub.

Wesentlich für mich ist schon der Umstand, daß ich drei Wochen nicht allein sein muß. Im engeren Zusammensein mit anderen Leidensgenossen trägt man das eigene Los doch ein wenig leichter. Man lernt sich still bescheiden, sieht man noch größeres Leid — wir hatten zwei Taubblinde in unserem Turnus. Im großen und ganzen ist der heurige Urlaub recht schön, aber herrlich wird es im nächsten Jahr sein, wenn unser liebes Heim ganz fertig sein wird.

Ich möchte hier noch allen danken, die uns diese schöne Erholungszeit ermöglichen. Besonders Herrn Vogel, der sein großes Wissen und Können ganz in den Dienst der guten Sache stellt, und unserer lieben Frank-Mutter.

Pechar Johanna

RICHTIGSTELLUNG

In unserer vorigen Nummer (Heft 9, September 1957, Seite 19) ist uns bedauerlicherweise ein Fehler unterlaufen, indem der Vorname unseres Unterrichtsministers unrichtig geschrieben wurde.

Richtig soll die Unterschrift lauten:

Dr. Heinrich Drimmel
Bundesminister für Unterricht

Wir bitten sowohl den Herrn Minister als auch unsere Leser, dieses Versehen zu entschuldigen.

Die Redaktion

HANS JÜLLIG:

SÜSSE MINERALIEN

„Kruzideixel!“ entfährt es dem Herrn Professor. Der Schuhriemen ist ihm gerissen und er hat doch solche Eile! Dabei tut ihm der rechte Fuß heute wieder einmal weh bis in die Hüfte. Wetterumschlag in Sicht! Das Stubenmädchen kommt herein — fährt herum mit dem Besen.

„Wer hat denn Sie gerufen!“ Klirr! Der runde Toilettespiegel liegt in Scherben.

„Von meinem Vater der Spiegel! Vom seligen Papa!“ Das wäre nun ein Anlaß zum Toben gewesen. Doch das war wieder nicht die Art des Herrn Professors. Er schluckte es in sich hinein, knüpfte den gerissenen Schuhriemen und verlangte nichts, gar nichts von der Umwelt, als daß sie jetzt die Scherben liegen lasse und ihn nicht noch mit dem Zusammenkehren ganz verrückt mache.

Sein einundsiebzigstes Jahr, das Ehrenjahr, war an diesem Morgen abgelaufen, heute sollte er seine naturwissenschaftliche Sammlung an den Nachfolger übergeben. — Er lehnte es ab, zu Hause zu frühstücken. War er auch gleich nur mehr ein armer Pensionist — für das Frühstück im Kaffeehaus reichte es noch. Die großen Leiden muß man mit sich allein abmachen — er wollte sich nichts davon merken lassen — daß die anderen es dennoch merkten — der zerbrochene Spiegel — sieben Jahre kein Glück!

Um neun Uhr war er in seinem Naturalienkabinett auf der Hochschule. Für zehn Uhr war der Nachfolger angesagt, dem Herr Professor Berghof die Schätze, die er in dreißig Jahren unermüdlicher Arbeit gesammelt, geordnet und wissenschaftlich bearbeitet hatte, übergeben sollte. Aber eine Stunde hatte er noch, und die wollte der Herr Professor in vollen Zügen erleben. Er ging mit gemessenen Schritten von Stück zu Stück, nahm das eine — andere liebevoll in die Hand, hielt es gegens Licht, legte es wieder an seinen Platz, studierte die Zettel, nahm noch da und dort eine Korrektur vor, wenn er Ungenauigkeiten entdeckte — dann hielt er inne. Wozu das alles? Es gehörte ihm ja nicht mehr — hatte ihm wohl nie gehört. Aus Mitteln der Hochschule hatte er es angekauft, der Hochschule gehörte, der Hochschule verblieb es. Und doch! War nicht er der Vater all dieser Dinge? Hatte er sie nicht ausgewählt, dem Platz, an den er sie gelegt, seinen besonderen Sinn verliehen? Und jetzt — hinaus! Du bist alt, ausgedient! Du kannst gehn! Wir haben jüngere, bessere Kräfte!

Nun ja, er mußte sich's ja gestehen, das Verfolgen der Fachpublikationen hatte ihm in den letzten Jahren schon oft rechte Schwierigkeiten bereitet. Das Wissen der Welt wächst mit unheimlicher Geschwindigkeit — war er immer nachgekommen? War er auf der Höhe geblieben? Oder — hatten seine Gegner doch recht? Oh — der Herr Professor erinnerte sich nur zu gut an seine eigenen Studienjahre. Auch er hatte einen Vorgänger, der sich für eine Leuchte der Wissenschaft hielt und glaubte, keiner sei ihm über; und doch — er, Karl Berghof, hatte ihn nicht nur für sich, nein ganz laut im Kreise seiner Kollegen einen alten Esel genannt!

Der Herr Professor saß eine Weile an seinem Schreibtisch und starrte vor sich hin. Und dann kam es wie eine Explosion über ihn — sein Kopf sank, in den Ärmel gepreßt, auf die Schreibtischplatte —, fast hätte er geweint. Aber das durfte nicht sein! Das Gewitter ging vorbei. Er zog sein Taschentuch, tupfte sich verstohlen die Feuchtigkeit von den Augen, schneuzte sich mit jener hornsignalartigen Kraft, die seinem Schneuzen eignete, wenn er zu einem endgültigen Resultat gelangt war, und ging mit soldatischen Schritten in seinem Museum auf und nieder. Er lächelte fast. War es nicht etwas ganz Natürliches, Harmonisches, daß er alt geworden ist? Waren es nicht schöne, lange Jahre, die er an diesem himmlischen Ort verbrachte? Himmlischer Ort! Seine Frau hatte ihn immer bedauert, daß er in diese Rumpelkammer gebannt wäre. Was wissen die Frauen! Oh, es war ein himmlischer Ort, Erfüllung all seiner Jugendträume, ewiges Spiel der Arbeit. Wie schön war es gewesen! Doch arbeiten wir nicht, daß die Nachwelt besser und erfolgreicher wäre als wir selbst? Gewiß! Er hatte sich den Nachfolger aus-

gesucht, einen tüchtigen, braven Mann, den einstmals eifrigsten Besucher seiner Vorlesungen, dessen intelligentes Gesicht er aus der zweiten Bank links kannte, den er, fast hätte er sagen können, lieb hatte.

Das heißt, der Herr Professor hatte alle jungen Leute lieb, die zu ihm kamen, nicht so, daß er an jeden einzelnen hätte denken können, wenn er allein war — dazu waren es zu viele. Aber wenn sie zu ihm kamen zum Kolloquium, dann sah er in jedem von ihnen sich selber, wie er seinerzeit zur Prüfung gegangen war. Er bot ihnen einen Stuhl an, sagte zu ihnen „Herr Kollege" und reichte ihnen die Tabatiere. Und auch die strengsten Prüfungen glichen mehr einer freundschaftlichen Unterhaltung, als einer Gerichtsverhandlung. Glaubt ja nicht, daß er darum jeden durchließ oder daß einer deshalb seine Sache auf die leichte Achsel hätte nehmen können. Wenn es eben nicht gehen wollte, dann bemerkte der Herr Professor:

„Ich werd' Ihnen etwas sagen: Setzen Sie sich noch einmal darüber und kommen Sie so in zwei Monaten wieder!" Und der Durchgefallene ging dann frohen Mutes und mit großer Zuversicht von dannen.

Der Herr Professor war jetzt gar nicht mehr traurig. Sein weißer Kopf schwebte über dem Kosmos seiner Sammlung wie der des lieben Gottes. Die Schöpfung war vollbracht. Er konnte ruhen und rückwärts blicken. Einen Bergkristall nahm er und erinnerte sich dabei, wie er vor vierzig Jahren den Vortrag im Wissenschaftlichen Klub über die Kristalle gehalten hatte. Da war der alte Großkaufmann auch dabeigewesen und hatte an dem klugen und sympathischen jungen Mann Gefallen gefunden. Und so war der Herr Privatdozent sein Schwiegersohn geworden. Das schönste Mädchen der Stadt habe ich geheiratet, ging es ihm durch den Kopf — das soll mir einer nachmachen! Bei einer violett schimmernden Amethystdruse entsann er sich eines Kindes, das zur Welt kam, als dieser Stein in die Sammlung aufgenommen worden — das süße Kleine —

an einem milchweißen Opal ging er scheu vorbei — er gemahnte ihn an ein Begräbnis. Andere Mineralien erinnerten ihn an Söhne und Töchter, und sie waren alle vom rechten Schlag — nicht immer glücklich, aber doch rechtschaffen und strebsam. Und dann sah der Herr Professor auf die Uhr. Kam denn der Nachfolger noch immer nicht? Er hatte schon Sehnsucht, fort, nach Hause! Der kleine Enkel kam gewiß schon vom Spaziergang heim — er wollte mit ihm zeichnen und malen — das hatte der Kleine so gern.

Als der Nachfolger kam, hielt ihm der Herr Professor mit dem tiefen Brustton des Vortragenden eine sehr freundliche, wohlwollende Ansprache und erbat sich nur die Erlaubnis, bisweilen die Sammlung besuchen und dem Herrn Kollegen, wann immer es ihm genehm wäre, mit Auskünften über Katalog und Inventar zur Verfügung stehen zu dürfen.

Eine Stunde später saß Herr Professor Berghof am Schreibtisch daheim, hatte den braunlockigen Knaben auf seinen Knien und führte ihn eifrig in die Zeichenkunst ein. Und dann zeigte er ihm einige der schönsten Steine seiner Privatsammlung.

„Großpapa, gib mir das schöne Zuckerl!" rief der Kleine, die Hand nach einem farbigen Kristall ausstreckend. Da dachte der Herr Professor lächelnd: Auch ihm scheint das süß!

Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs

Über die für den 6. Oktober um 15 Uhr im Schwechater Hof festgesetzte Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs werden unsere Leser in der Novembernummer von „Unser Schaffen" ausführlich unterrichtet.

DR. LUDWIG BERG:

ROHSTOFFE FÜR BLINDENWAREN

III.

In den zwei vorhergehenden Artikeln (siehe Nummer 7/8 und 9) wurde über die Gewinnung und Verwendung jener Rohstoffe gesprochen, die hauptsächlich aus der Kokospalme gewonnen werden. In der folgenden Darstellung sollen nunmehr andere Stoffe behandelt werden, die ebenfalls zur Herstellung wichtiger Gebrauchsgegenstände dienen. Natürlich kann es sich dabei nur um eine kurze Aufzählung und einige kurze Hinweise handeln.

Faserstoffe

Unter den Begriff Textilien fallen solche Faserstoffe, die pflanzlichen Ursprungs sind (es gibt aber auch Faserstoffe tierischer und mineralischer Herkunft). Die Faserstoffe werden in natürliche und künstliche eingeteilt. Zu den natürlichen gehören die Kokosfaser, die Bassine, die Mexiko-Fibre, die Reiswurzel, die Piassava, ferner Arenga, Kitool, das Reisstroh sowie Esparto, die Palmfaser und schließlich Baumwolle, Jute, Sisal, Hanf, Ramie, Bast, Binsen, Stroh und Seegras. Zu den künstlichen Fasern gehören Perlon, Dorlon, Sirius.

Unter *Bassine* versteht man die Blattrippenfaser der Palmyra-Palme. Sie gedeiht in Ostindien und auf der Insel Ceylon. Die Palmyra-Palme blüht nur einmal. Ihre Blätter werden abgeschnitten und getrocknet. Die übrigbleibenden Rippen werden sortiert (sie sind ca. 50 cm lang). Ihre Farbe ist hell- bis dunkelbraun. Bassine wird zur Erzeugung von Bürsten, Schrubbern usw. verwendet.

Die *Mexiko-Fibre* ist als Einzugsmaterial für Besen und Bürsten bekannt. Sie wird von zwei Pflanzengattungen gewonnen, die in Mexiko wachsen. Bekannt ist die eine, die Agave, welche auf feuchtem Boden wild wächst. Sie wird seit Jahrzehnten plantagenmäßig angebaut. Die Blatternte erfolgt drei- bis viermal im Jahr, und die Blätter werden so bearbeitet, daß die Fasern freigelegt werden. Durch eine anschließende Trocknung in der Sonne ergibt sich ein ähnliches Bild, wie es bei der Kokosfaser der Fall ist. Die Fasern sind grünlich bis gelblichweiß, haben verschiedene Länge und Stärke und sind ziemlich elastisch. Die Mexiko-Fibre ist ein wichtiger Rohstoff für die Besen-, Bürsten- und Pinselindustrie. Die Bearbeitung und Ausfuhr dieser Faser (auch als Tampico bekannt) hat für Mexiko große Bedeutung.

Die *Reiswurzel* trägt ihren Namen irrtümlicherweise. Die Pflanze selbst hat mit Reis nichts zu tun und heißt bei den Eingeborenen Zacaton. Sie gedeiht nur im Hochgebirge in Höhen von ca. 2000 m, hauptsächlich auf dem mexikanischen Hochplateau. Sie wird während der Regenzeit geerntet und oberhalb der Wurzel abgeschnitten. Durch einen Schwefelungsprozeß erhält sie die hellgelbe Farbe.

Unter *Piassava* versteht man lange und dunkle, zähe Fasern von verschiedenen Palmenarten. Die jungen Blätter der Palmen stecken in einer braunen Schutzhülle. Kurz vor der Entfaltung der Blätter springen die Blattscheiben auf und hängen als Faser-

streifen lose herunter. Diese Stränge werden im Wasser aufgeweicht und dann in der Sonne getrocknet. Die Fasern haben eine dunkelbraune Farbe und sind bis zu 4 m lang. Die Palmen gedeihen hauptsächlich in Westafrika, von wo aus der Export erfolgt. Je nach dem Grad ihrer Festigkeit, Härte und Geschmeidigkeit werden diese Fasern für schwere Zylinderbürsten oder für Straßenbesen verwendet. Mechanische Bürsten zur Reinigung von Kesseln und Behältern werden ebenfalls daraus hergestellt.

Das beste *Reisstroh* der Welt kommt aus den östlichen Teilen Italiens. Der Stengel der Pflanze ist widerstandsfähig und dauerhaft, er wird gebleicht und die Fibern erreichen eine Länge bis zu 75 cm. Die Reisstrohspitzen eignen sich vorzüglich für Haushalt- und Industriebürsten. Eigentlich ist die Bezeichnung „Reisstroh" unrichtig, denn es handelt sich nicht um das Stroh von Reis, sondern um das von Hirse. Das Stroh wird aus dem Schaft der Pflanze gewonnen.

Esparto oder Alfa ist der Sammelname für verschiedene Grasarten, welche in Nordafrika wachsen. Die Blätter dieser Gräser sind zylindrisch, haben eine Länge bis zu 50 cm und eine Dicke von ca. 1,5 mm. Das Wort „Esparto" kommt aus dem Spanischen und bedeutet so viel wie getrocknetes Gras. Die Verwertung des Materials ist uralt und war bereits den alten Römern bekannt. Der Rohstoff wird zur Erzeugung von Seilerwaren, von Säcken, Matten, Gebirgsschuhen usw. verwendet.

Der bekannteste Name von *Palmfasern* ist Crin d'Afrique oder kurz Afrik genannt. Diese Pflanzenart wird hauptsächlich zur Füllung von Pölstern und Matratzen verwendet. Die Fasern werden aus den Blättern einer Zwergpalme gewonnen, die im Mittelmeergebiet angetroffen wird, besonders verbreitet ist sie in Nordafrika. Eines der Zentren der Afrikgewinnung ist Algier. Große Teile der einheimischen Bevölkerung Nordafrikas finden ihren Lebensunterhalt in der Afrikbearbeitung.

Haare

Einer der ältesten Rohstoffe sind Haare. Es gibt *Roßhaare* und künstliche Haare. Qualität, Aussehen und Länge der Roßhaare sind sehr verschieden. So unterscheidet man die aus Nordamerika stammenden Langschweife von den südamerikanischen Kurz- und Mittelschweifen, ferner japanische Mähnenhaare usw. Die Roßhaare werden aus der Mähne und dem Schweif des Pferdes gewonnen. Aber auch von Rindern, Büffeln und ähnlichen Tieren werden die Haare verwendet. Für die Bewertung der Roßhaare ist ihre Länge ausschlaggebend. Kurzschweife sind bis zu 45 cm lang und Langschweife darüber hinaus. Das Roßhaar wird durch einfaches Waschen mit Seifenlauge gesäubert. Es wird in den Roßhaarspinnereien maschinell für Polsterzwecke verarbeitet. Manche Spinnereien verarbeiten Roßhaare zu Garn, welches zur Herstellung von Treibriemen verwendet wird. Auch Möbelstoffe und Einlagestoffe werden noch immer zum Teil aus Roßhaar verfertigt. Ebenso wichtig ist das Roßhaar für die Herstellung von Bürsten, Besen und Pinseln. Schließlich verwendet auch die Filzindustrie Tierhaare, und zwar für Filzscheiben, Bierfilze usw.

Borsten

Die Borste stammt vom Haus- oder Wildschwein und ist eine der wichtigsten Rohmaterialien der Bürstenindustrie. Der Wert der Borste hängt von ihrer Länge, Stärke und Farbe ab. Am teuersten sind die weißen Borsten, aber es gibt auch schwarze, graue und rötliche. Länge und Stärke der Borste hängen vom Klima des Heimatlandes der Tiere, von ihrer Zucht und ihrem Alter ab. Bekannt sind russische, rumänische und

KALENDER

der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" für das Jahr 1958 ist bereits erschienen Preis S 20.—

jugoslawische Borsten. Ihre hohe Qualität rührt von der Züchtung der Schweine her.

Flechtmaterialien

Die bekanntesten Materialien für die Flechtindustrie sind *Raffiabast* aus Madagaskar, *Binsen* aus Holland und *Elhaschnur* aus China.

Der *Raffiabast* wird aus einer Agavenart gewonnen. Er wird zu Flechtbast verarbeitet und ist als solcher in der ganzen Welt bekannt. Die *Elhaschnur* stammt aus einer Grasbinsenart, die zu glatten und zweidrähtigen Schnüren zusammengedreht werden. Das Material ist sehr widerstandsfähig und wird in der Möbel- und Flechtwarenindustrie verwendet.

Binsen werden an vielen Meeresküsten, Flüssen und Kanälen gezogen. Die Setzlinge werden unter Wasser gepflanzt und die Binsenkulturen breiten sich längs der Wasserläufe aus. Sie gedeihen nur im offenen Wasser. Sie sind grasähnlich (der Pflanzengattung Riedgras angehörend). Man unterscheidet dabei Salzwasser- und Süßwasserbinsen. Sie werden alle zwei Jahre geerntet, wobei man die geernteten Felder ein Jahr ruhen läßt. Nach dem Schnitt werden die Binsen in Bündel gepackt und getrocknet. Die Binsen werden für Sitzmöbel, Fußbodenbelag, Markttaschen, zum Abdichten von Fässern usw. verwendet. Im Zusammenhang mit der Gewinnung von Binsen steht auch die Gewinnung von *Rohr*, welches nach der Binsenernte eingeholt wird.

Schließlich sind in diesem Zusammenhang noch weitere Pflanzenarten zu nennen, nämlich *Duilen* und *Zegge* sowie *Rußchen*. In diesen Fällen handelt es sich um verwandte Grasarten der Binsen.

Binsenernte

Hartfasern

Es sind Blattfasern, die zwar biegsam sind, aber nicht elastisch. Ihre Dehnungsfähigkeit ist gering, ihre Festigkeit dagegen groß. Die bekannteste Hartfaser ist *Sisal*. Er entstammt einem tropischen Narzissengewächs und wird aus den Blättern verschiedener Agaven gewonnen. Das Ursprungsland ist Mexiko und die Hauptanbaugebiete sind in Afrika. Aber auch in Venezuela und Kolumbien usw. wird Sisal angebaut. In schwieriger Handarbeit durch eingeborene Arbeiter wird Sisal aus den Blättern der Pflanze gewonnen. Aus 100 kg geschnittenen Blättern können nur 4 kg Fasern gewonnen werden! Sisal wird vornehmlich für Seile und Taue, für Wäscheleinen, Fischernetze u. dgl. verwendet.

Ebenso bekannt ist *Manila*, gewonnen aus der Manilapflanze. Die Pflanze gedeiht auf den Philippinen und auf anderen vulkanischen Inseln und ist eine Faser. Die Manilapflanze ist der Bananenpflanze verwandt, hat ca. 20 cm dicke Stämme und erreicht eine Länge bis zu 6 m. Auch hier werden durch schwierige Handarbeit die Blattscheiben aus den Stämmen herausgezogen und dadurch feine Fasern in einer Länge bis zu 120 cm erhalten. Entsprechend der Länge werden die Fasern sortiert und gebündelt. Die Manilafaser wird für Schiffstauwerk, Transmissionsseile u. dgl. verwendet.

Ramie

Es ist eine sehr bekannte Nutzpflanze und bildet einen wichtigen Rohstoff für die Textilindustrie. Die Reißfestigkeit von Ramie ist viermal so groß wie von Flachs, achtmal so groß wie bei Baumwolle und dreimal so groß wie von Hanf. Ramie ist elastisch und sehr widerstandsfähig. Es kann Baumwolle oder Kunstseide ersetzen. Bei der Erzeugung von Autoreifen, Polstermöbeln und sehr starkem Papier spielt es eine Rolle. Ramie wird in tropischen Ländern Ostasiens, in Indien und Florida angebaut.

*

In der nunmehr abgeschlossenen Artikelreihe über die Rohstoffe, aus welchen wichtige

Verpackung der Mexiko-Fibre

Haushaltsgegenstände und Industriewaren erzeugt werden, wurde versucht, auf die Entstehung, ihre Bearbeitung und die Art ihres natürlichen Vorkommens hinzuweisen. Wie oft verwenden wir eine Bürste, einen Pinsel oder benützen eine Matte u. dgl. Wer aber denkt sich etwas dabei, woher sie gekommen und wieviel schwere Arbeit daran hängt? Hunderte fleißige Hände sind daran tätig gewesen, von den eingeborenen Männern, Frauen und Kindern Afrikas oder Indiens — bis zu den blinden Handwerkern bei uns. Sie alle haben ihr Bestes gegeben, um diese einfachen und selbstverständlichen Dinge für uns herzustellen. In der obigen Darstellung sollte daher das Augenmerk auf den oft schwierigen Weg gelenkt werden, den diese Gegenstände bis zu ihrer endgültigen Bestimmung zurücklegen müssen.

LUISE LIEFTINEK:

Warum in die Weite schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!

Großmutter stand am Fenster neben mir und zeigte mir die wunderbaren Gebilde, die eine Schneeflocke formen kann. Während ich ganz vertieft war, die vielen verschiedenen Kristalle zu studieren, sah ich auf einmal auf der Straße einen lieben Freund des Hauses an uns vorübergehen. „Da unten geht Onkel Hans!“ rief ich. „Sollen wir ihn herauf holen?“ — „Ja, lauf schnell und hole ihn, wir haben ihn doch alle so gerne.“ — Ich stürmte die vier Treppen hinunter, damit er mir ja nicht entwischen könne. Auf der Straße fing es schon zu dunkeln an, so daß ich Mühe hatte, ihn einzuholen. Aber der weiße Stock, den er so energisch hinsetzte bei jedem Schritt, wies mir den Weg.

„Onkel Hans!“ rief ich. Er blieb stehen und wendete mir sein Gesicht zu. Ein gütiges, erfreutes Lächeln, ein Zeichen, daß mein Freund mich erkannt und sich freute, mich zu begrüßen, erwärmte mein wildes Bubenherz mit einer Kraft, die immer wieder und wieder neue Werte in mir erstehen ließ. „Onkel Hans, bitte, komme zu uns herauf, Großmutter hat es gesagt.“ — „Ist das auch wahr?“ frug er ernst. — Ich kannte diesen Ausdruck. Es war die Angst, bemitleidet zu werden. „Ja, komm schnell, wir freuen uns so sehr auf dich.“

Er drehte sich nun ganz um und nahm meine hingestreckte Hand und ließ sich durch mich, der ich gewohnt war, ihn zu leiten, führen. Seine Hand war so kalt in meiner warmen, es muß auch schrecklich sein, einen ganzen Tag auf der Straße zu sitzen. Im Vorzimmer zog Onkel Hans den feuchten Mantel aus. Großmutter hatte schon warmes Wasser gerichtet, daß er die erfrorenen Hände wärmen konnte, und nun trat er in das warme Zimmer, wo Großmutter ihm ihren bequemen Stuhl gab. Es war eine Weile ganz still im Zimmer, die Katze war auf seinen Schoß gesprungen und fing zu schnurren an. Ich hatte mich auf einen Schemel zu seinen Füßen gesetzt und streichelte die Katze. Man hörte nur das Feuer im Ofen knistern, und Großmutter klapperte mit ihren Tassen in der Küche. Wenn Onkel Hans so still war, dann wagte ich es niemals, etwas zu sagen. Es war wie ein Befehl, mich zur Ruhe zu mahnen. Draußen setzte der Schneesturm immer schärfer ein. „Erzähle mir, was hast du erlebt, seitdem wir uns gesehen?“ — Ich erzählte ihm von dem neuen Lehrer, den wir alle so gerne hatten. Das Lernen war gar keine Strafe mehr, keiner liest mehr unter der Bank.

„Wie kommt denn das?“ frug Onkel Hans und strich mir über das Haar. — „Ich glaube,

es ist nur, weil wir spüren, daß er uns gerne hat und uns versteht, genau so wie du, Onkel Hans. Die anderen Erwachsenen leben ihr eigenes Leben und verstehen uns nicht." — „Na, na", sagte Onkel Hans, „sie verstehen euch schon, nur können sie nicht so oft bei euch stehenbleiben, sie haben viel zuviel zu tun, sonst würdet ihr nichts zu essen bekommen." — „Bleiben viele Leute bei dir stehen?" frug ich. — „Nein, mein Kind, sie denken an ihre eigenen Kinder . . ." — „Und vergessen dich!" rief ich empört. Wieder stand das liebe gute Lächeln auf Onkel Hans' Zügen. — „Es gibt ein Kind, das an mich denkt." — Jetzt fühlte ich, wie mir das Blut in den Kopf stieg. „Bin ich dein Freund, Onkel Hans?" — „Ja, mein Junge, das bist du!"

Großmutter kam herein mit Kaffee und Broten. „Du schnupperst, wie ein Hund, Onkel Hans". Großmutter brach in ein schallendes Gelächter aus, und Onkel Hans lachte mit. „Onkel Hans weiß wenigstens meinen Kaffee zu schätzen." Mit einer rührenden Bewegung griff er nach Großmutters Hand, die die seine fest drückte. Die Uhr tickte „Vesperstunde, Vesperstunde!", der Ofen knisterte und die Brote schmeckten gut. Großmutter und Onkel Hans sprachen nicht viel miteinander, und doch war es, wie wenn jemand ein Märchen erzählen würde. Das weckte in mir das Verlangen, eines zu hören.

„Onkel Hans, erzähle das Märchen von der Schneekönigin", bat ich. „Von dem Märchen, wo die Teufelchen mit dem Spiegel gespielt haben, von dem Splitter, der alles häßlich hat sehen lassen, und den die Tränen der Liebe und Freude herausgewaschen haben." — „Kennst ja das Märchen, Kind, hast selbst den Splitter der Bitterkeit aus meinem Herzen gewaschen." — Großmutter deutete mir, zu schweigen. — Onkel Hans fuhr fort: „Wenn ich auch die Blumen nicht sehe, so kenne ich sie durch dich. Wenn das Abendrot glüht, so weiß ich es durch dich. Wenn der Flieder blüht, weiß und lila, so träume ich die Farben durch dich, mein liebes Kind, mein treuer Freund!"

„Vielleicht kann ein Sehender, der nicht träumen kann, es gar nicht so schön sehen", sagte Großmutter und schenkte Onkel Hans noch eine Schale Kaffee ein. — „Glauben Sie, Großmutter?" Mit einem rührenden Ausdruck der Dankbarkeit sah Onkel Hans mit seinen blinden Augen die Großmutter an. — „Sicher, glaube ich das", erwiderte Großmutter. Vielleicht flog in diesem Augenblick ein guter Engel durchs Zimmer.

Illustration: Klumbies

Alle Hände voll . . .

Ich saß wartend in einem Omnibusbahnhof, als der junge Mann neben mir plötzlich aufsprang, sich den Hut vom Kopf riß und ihn unerwartet mir auf den Kopf stülpte. „Entschuldigen Sie", sagte er, „aber dafür muß ich beide Hände frei haben."

Seinen Hut schief auf dem Kopf, saß ich da und beobachtete, wie er äußerst sachkundig sein Mädchen in die Arme nahm.

Nicht so ernst gemeint . . .

Es sagte . . .

. . . ein ernster junger Mann, als das Mädchen an seiner Seite leidenschaftlich wurde: „Bitte Fräulein Erna, meine Brille beschlägt."

. . . eine verzweifelte Mutter, als ihr Dreijähriger die neue Schreibtischlampe zerbrochen hatte: „Mein Gott — jetzt habe ich aber genug! Du bekommst kein Brüderchen."

. . . eine Frau in einem Nachtlokal zu ihrem Gatten: „Andere Leute werden mit Anmut und Würde alt. Aber du — du tanzt Samba!"

. . . ein Mann, der seiner Frau unerwarteten Besuch ankündigt: „Ei, da sind ja — trotz Schnee, Hagel, Frost und schneidendem Wind — die Müllers!"

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

HILFSGEMEINSCHAFT

DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS

In dieser Nummer:

Prof. Dr. F. Mansfeld, Dr. Hans Nüchtern, Della Zampach

unser schaffen

AUS DEM INHALT:

Generalversammlung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten

Lied der Blinden

Wasserleitung Unterdambach

Begegnung mit Rainer-Maria Rilke

Alfons Petzold — zum 75. Geburtstag

2. JAHRGANG HEFT 11 NOVEMBER 1957 PREIS S 3.50

GENERALVERSAMMLUNG

DER HILFSGEMEINSCHAFT DER SPÄTER ERBLINDETEN ÖSTERREICHS

Ein Jahr rastlosen Bemühens und bemerkenswerter Erfolge — diese beiden erfreulichen Tatsachen bildeten den Mittelpunkt der 11. Jahresversammlung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, die am 6. Oktober im Schwechater Hof stattgefunden hatte. In großer Zahl waren die Mitglieder erschienen und sogar viele aus der Provinz hatten den weiten Weg nicht gescheut, um ihre Verbundenheit mit der Hilfsgemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Aber auch der Obmann, Kollege *Robert Vogel*, bewies, wie sehr er sich der Hilfsgemeinschaft verbunden fühlt, durch die Tatsache, daß er trotz einer schweren Grippe zur Jahresversammlung erschienen war.

Der Tisch des Vorsitzes stand im Zeichen des Baues der Wasserleitung für das Blindenerholungsheim „Harmonie" in Unterdambach. Vor dem Tisch des Präsidiums waren Photos ausgestellt, die den Verlauf der bescheidenen Feier des ersten Spatenstiches für die Wasserleitung zeigten. Daneben stand der Spaten, mit dem der erste Spatenstich vorgenommen wurde.

Obmannstellvertreter Kollege *Pechar* begrüßte die Anwesenden mit herzlichen Worten. Er dankte allen für ihr Erscheinen und wünschte der Tagung einen guten Erfolg. Durch Erheben von ihren Plätzen gedachten die Anwesenden der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder der Hilfsgemeinschaft.

Nachher wurde der Bericht des Obmanns über die vielseitige Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft im abgelaufenen Jahr verlesen. Drei Erfolge wurden dabei besonders hervorgehoben:

die nach langen Jahren des Kampfes endlich erreichte Blindenbeihilfe in allen Bundesländern;

der Ausbau des Erholungsheimes „Harmonie" und sein Anschluß an die Wiener Hochquellenleitung und

die Verbesserung der Ausgestaltung, des Inhaltes und der Verbreitung von „Unser Schaffen".

Großen Eindruck riefen die Leistungen der Hilfsgemeinschaft auf dem Gebiet der kulturellen Tätigkeit und der Fürsorge hervor. Obgleich die Hilfsgemeinschaft keinerlei öffentliche Subventionen erhält und auch am Ergebnis der alljährlichen Haussammlungen für Blinde keinen Anteil hat, hat sie doch bedeutende Summen für diese Tätigkeit aufgewendet und beachtenswerte Erfolge auf diesem Gebiet erzielt. Hervorgehoben wurde außerdem das hohe Niveau der kulturellen Veranstaltungen sowie der Zeitschrift „Unser Schaffen". Aus der reichen Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft seien hier angeführt die Arbeitsbeschaffung im abgelaufenen Jahr für zahlreiche Mitglieder und die Schaffung der Voraussetzungen für eine Hörbibliothek.

Nach dem Kassenbericht begann die Diskussion. Die Mitglieder wurden aufgerufen, von ihrem Recht Gebrauch zu machen und offen ihre Meinung, sei sie positiv oder negativ, zu äußern. Die Diskussion war sehr lebhaft. Vertreter verschiedener Berufe ergriffen das Wort. Es sprachen ein Kaufmann, ein Telephonist, eine Hausfrau und andere. Aus den Diskussionsbeiträgen war die Anerkennung für die Leistungen der Leitung zu ersehen. Allerdings gab es neben sachlicher Kritik auch eine Stimme der Unzufriedenheit, die die Grenze der Sachlichkeit zu überschreiten drohte. Aber es zeigte sich, daß selten ein Parlament oder eine Regierung in einem solchen Maß die öffentliche Meinung und ihre Bereitschaft zur Verteidigung hinter sich habe, wie es bei der Leitung der Hilfsgemeinschaft der Fall war. Mit einfachen Worten zeigten diese Menschen in rührender Weise ihre Verbundenheit zur Hilfsgemeinschaft, zu ihrer Leitung, zu ihrem Obmann. Alle Mitglieder verstanden die wichtige Bedeutung der Einigkeit für die Tätigkeit der Organisation, für den gemeinsamen Kampf.

Mit brausendem Beifall wurde der Antrag angenommen, Herrn Hofrat *Chwistek* vom Bauamt der Niederösterreichischen Landesregierung im Hinblick auf seine Verdienste um den Bau der Wasserleitung in Unter-

dambach die Ehrenmitgliedschaft der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zu verleihen.

Mit einer einzigen Gegenstimme wurde der Blindenrat der Hilfsgemeinschaft, bestehend aus 35 Mitgliedern, gewählt. Dieser zog sich zurück, wählte statutengemäß in geheimer Wahl die neue Leitung und betraute folgende Kollegen und Kolleginnen mit der Führung:

Obmann: *Robert Vogel*
Obmannstellvertreter: *Franz Pechar* und *Kamilla Wald*
Schriftführer: *Rudolf Bernhauser*
Kassier: *Franz Sandner*
Beiräte: *Rudolf Frank*, *Maria Frank*, *Josef Hanausek*, *Franz Tima*, *Karl Vojir*

In kurzen Worten bedankte sich der Obmann in seinem Namen und im Namen der wiedergewählten Leitung für das ihnen erwiesene Vertrauen und schloß seine Ansprache mit folgenden Worten: „. . . Nur wenn wir fest zusammenhalten, wird es möglich sein, auch jene Blinden, die unserer Organisation nicht angehören, in den Kampf um die Forderungen der Blinden mitzureißen. Wenn es uns nicht gelingen wird, in der Gesellschaft als vollwertige Menschen anerkannt zu werden, werden wir weiterkämpfen müssen. Wir freuen uns über das Erreichte, aber große Aufgaben stehen noch vor uns. Mag unsere Hilfsgemeinschaft nicht die einzige Blindenorganisation sein, der Motor im Blindenwesen wird sie immer bleiben."

LIED DER BLINDEN

Wir wollen mutig bleiben,
Mag auch durch Nacht stets treiben
Das Schicksal unser Boot;
In Sturm und Wogenbranden
Werden wir dennoch landen,
Wir trotzen aller Not!

Wir kämpfen hart und ringen,
Um siegreich zu bezwingen
Der Hindernisse viel —
Wenn wir vereint nicht weichen,
So werden wir erreichen
Das herrlich hohe Ziel!

Nicht Mitleid darf uns führen,
Verständnis soll berühren
Der Lichtberaubten Saat;
Wir wollen froh vertrauen
Und an der Zukunft bauen
Durch willensstarke Tat!

Y. BLAUENSTEINER-STEPAN

Die Freude an Blumen wird durch die Farberklärung erhöht

PROFESSOR DR. FRIEDRICH MANSFELD:

Zur Geschichte des österreichischen Blindenwesens

IV.

Wir beginnen die Frühgeschichte des Blinden-Erziehungs-Institutes nicht mit dessen Gründungstage, dem 13. Mai 1804, sondern mit dem 1. Mai 1803, jenem Tage, an dem die k. k. Hofstelle für Wohltätigkeits-Sachen ihre Arbeit begann und sich auch *Johann Wilhelm Klein* an den ihm dort zugewiesenen Schreibtisch setzte. Seine Stellung innerhalb dieses Amtes, die er auf Grund der Fürsprache des dänischen Etatsrates, Vogt, aus Hamburg erhalten hatte, war alles eher als bedeutend. War er doch nur als Diurnist — wir würden heute sagen als Vertragsbeamter — aufgenommen.

Wie wir wissen, war Klein nach seinem Auftauchen in Wien zunächst (wohl nur kurze Zeit) in der württembergischen Gesandtschaft beschäftigt gewesen. Dann fristete er sein Dasein als Privatlehrer und dachte augenscheinlich auch daran, eine Privatschule zu errichten. Dabei versteifte er sich durchaus nicht auf Wien, sondern fühlte bis nach Lublin vor. Warum denn auch nicht? Er, der gebürtige Schwabe, hatte keinerlei emotionale Bindungen an Wien. Weil aus seinen pädagogischen Bemühungen zunächst nichts wurde, nahm er gern den Unterschlupf an, der sich ihm in der Hofkommission für Wohltätigkeitssachen bot. Er verstand seinen Aufenthalt in diesem Amt nie anders denn als Zwischenstation. Vielmehr waren seine pädagogischen Neigungen rege und verlangten nach Befriedigung. Ferner wissen wir, daß Klein ein sehr feines soziales Empfinden hatte. Wäre dem anders gewesen, hätte er niemals seine Schrift „Über Armuth . . ." verfassen können.

J. W. Klein wird Armenbezirksdirektor

Die Materie, mit der er es in der Hofkommission für Wohltätigkeitssachen beim Aktenschreiben zu tun bekam, regte ihn nun in dieser Richtung ganz außerordentlich an, und es ist mehr als verständlich, daß er sich zum Armenbezirksdirektor der Landstraße — seines Wohnbezirkes — machen ließ. Der Armenbezirksdirektor mußte seine Tätigkeit genau so unentgeltlich ausüben wie der Bezirksfürsorgerat. Daß Klein diese Stelle annahm, erklärt sich nur daraus, daß er aus dem höchst langweiligen Aktenschreiben auch etwas unmittelbar Wirksames ausführen wollte.

Im übrigen war die Stellung eines Armenbezirksdirektors damals etwas völlig Neuartiges in Österreich, das es hier vorher noch überhaupt nicht gegeben hatte, das man erst neu — und zwar nur versuchsweise — in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt einführte, etwas, das erst nach seiner Bewährung auf die anderen Teile von Niederösterreich und dann allenfalls in die anderen Provinzen übertragen werden sollte. Als Armenbezirksdirektor bekam es Klein mit allerlei Notleidenden — und so natürlich auch mit den Blinden seines Sprengels — zu tun, von denen ihn — den pädagogisch Interessierten — die Kinder am meisten mit Kummer erfüllten.

Die in ihm erregte Unruhe wurde durch zweierlei gesteigert: Da gab es das Büchlein des Gemeindesekretärs *Franz Gahais:* „Entwurf zur Errichtung eines Institutes für Blinde", und dann wußte man in der Hofkommission für Wohltätigkeitssachen gewiß auch von dem Majestätsgesuch des kaiserlichen Kammerherrn *Oliver Stephan Grafen Wallis.* Dieser war in Paris gewesen und richtete nun an den Kaiser die Bitte, auch in Wien ein ähnliches Institut zur Erziehung blinder Kinder zu errichten, wie es das „Institut national des jeunes aveugles" in Paris war. Diese beiden Momente allein schon konnten genügen, um Klein auf den Einfall zu bringen, etwas Ähnliches zu schaffen wie Valentin Haüy in Paris.

Dazu kam als Drittes, daß sich Gahais während des ersten Halbjahres zweimal an die Öffentlichkeit wandte, sie möchte doch etwas zugunsten der Blinden — vorläufig freilich nur erwachsener — tun. Das Vierte, was schließlich Kleins Entschluß zur Reife brachte, war der Schülerabend, den das Fräulein *Maria Theresia von Paradis* am

23. September 1803 im Fürst-Erzbischöflichen Palais in Wien gab, mit dem sie den sinnfälligen Beweis erbrachte, daß auch blinde Leute durchaus imstande sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Am nächsten Tage war Klein bei Gahais und bot ihm seine Mithilfe bei der Verwirklichung eines Blindeninstitutes an. Daraufhin veröffentlichte Gahais mehrere Aufrufe in diesem Sinne. Es führte zu weit, ihre Erfolge und Mißerfolge im einzelnen zu besprechen. Schließlich sah Klein offenbar ein, daß Gahais nicht der richtige Mann sei, um etwas Derartiges in die Tat umzusetzen. Darum machte er sich selbständig, verhandelte mit dem Bürgerschuldirektor *Gaus* aus Bruck an der Leitha und übernahm schließlich durch dessen Vermittlung den blinden Knaben, *Jakob Braun*, am 13. Mai 1804, dem Gründungstag des Blinden-Erziehungs-Institutes, um ihn auszubilden und zu erziehen.

Drei Tage vorher ehelichte Johann Wilhelm Klein *Henriette Therese Geiger*, die Tochter des Matthäus Geiger, gebürtig aus Geißlingen, am 10. Mai 1804 in der evangelischen Pfarre Augsburger Bekenntnisses in Wien.

Ihr Vater, Matthäus Geiger, war Diener des Marschalls von Biberstein und kam als solcher ins Ötting-Ötting Wallersteinsche, wo er Pförtner an einem der drei Tore des Schlosses von Harburg und Kommandant der Bürgerwehr von Harburg war. Die Mutter Henriette Theresens hieß Rosina und war die Tochter eines Artillerieleutnants auf Hohen Asperg.

Es ist klar, daß Johann Wilhelm Klein nur dann daran denken konnte, die Gründung des Blinden-Erziehungs-Institutes ins Werk zu setzen, wenn Frau Henriette Therese von vornherein damit einverstanden war. Nur wenn sie sich zur Mitarbeit bereit fand, konnte das Werk gelingen. Lag doch alle Last der Hausarbeit, die anfiel, zunächst auf ihren Schultern, und ihre Hände mußten die — blinden! — Kinder pflegen.

Welchen Heroismus und welches Übermaß an Opferbereitschaft das bedeutete, können wir späten Nachfahren kaum mehr ermessen. Denn damals, bei dem ersten Anfang, wurden die, die sich zu solchem unterfingen, mindestens für verrückt gehalten. Heute ist es tausendmal bewiesen, daß blinde Leute bildungsfähig sind, daß sie sich im Leben tatsächlich, ja oft sogar sehr gut bewähren. Und doch! Was muß man sich da nicht oft an Verwunderung und Erstaunen anhören, wenn man sagt, daß man Blindenlehrer sei und noch dazu ein Blindenlehrer, der obendrein selber blind ist! — Wir blinden Leute von Österreich haben also alle Ursache, Frau Henriette für ihre Tapferkeit, ja für ihren Heldenmut zu danken, und wenn man schon von Johann Wilhelm so gern als vom „Vater der Blinden" redet, gebührt ihr, der Stillen, höchstens am Rande Erwähnten, ebenso der Ehrentitel: Mutter der Blinden.

Die erste Wohnung

Und nun noch ein Anderes, das ich leider in der Institutsgeschichte bei Mell vermisse: Er gibt zwar die Anschrift der ersten Wohnung an: Landstraße Nr. 34, und fügt hinzu, es sei das ein zweistöckiges Gebäude — heute Wien III. Gärtnergasse 2 — gewesen. Aber er sagt auch nicht ein Wort über die Umgebung dieses Hauses, und doch ist es wichtig, sich gerade über diese ein möglichst anschauliches Bild zu machen. Nur wenn wir dieses haben, können wir die Leistung des Ehepaares Klein und ihres ersten Zöglings, Jakob Braun, verstehen. Und dazu kommt noch eines: Es genügt nicht der Lokalaugenschein, sondern auch die Zeitereignisse — zwischen 1804 und 1810 — müssen berücksichtigt werden. Einzig und allein der, welcher das tut, kann ermessen, was Johann Wilhelm und Henriette Therese wirklich vollbrachten.

Also: Das zweistöckige Gebäude, in das sich Johann Wilhelm einmietete, erhob sich an der Stelle der Abzweigung der Gärtnergasse von der heutigen Radetzkystraße. Damals hieß diese letztere Kommerzialstraße und war eine verhältnismäßig neue Anlage. Als Weg vom Ravelin der Biberbastei zu den Weißgerbern war sie natürlich schon alt. Aber ihre damalige Bedeutung hatte sie erst durch zwei Maßnahmen Kaiser Josefs II. erhalten. Dieser hatte nämlich 1780 den Fugbach zuschütten und an dem so gewonnenen Grunde eine Kommerzialstraße errichten lassen, die beim „Taber" — dem heutigen Tabor — begann und (die Vorstädte Leopoldstadt und Jägerzeile umgehend) ungefähr in der Linie Fugbachgasse—Heinestraße—Franzensbrückenstraße bis gegenüber

den Weißgerbern führte. Hier wurde 1782 eine zunächst nur hölzerne Brücke errichtet, die man dann 1803 unter größten Feierlichkeiten bei der Grundsteinlegung durch eine steinerne Brücke ersetzte. Nicht nur Kaiser Franz II., sondern auch sämtliche in Wien anwesenden Erzherzöge, der Statthalter von Niederösterreich, der Regierungspräsident von Wien und der Platzkommandant der Stadt waren bei dem Festakt zugegen. Für wie wichtig man diese Brücke hielt, erhellt daraus, daß sie zwei Jahre später — 1805 — schon fertiggestellt war und am 13. November des genannten Jahres in die Luft gesprengt werden sollte, um den Übergang der Franzosen über die Donau zu behindern. Nur darum, weil sich Gerüchte von einem Waffenstillstand, ja einem Friedensschluß verbreiteten, zögerte man, so daß sich die Franzosen der unversehrten Brücke bemächtigen konnten.

Was es da für das Ehepaar Klein und den blinden Jakob an Aufregung gegeben haben muß, läßt sich kaum vorstellen. Ist doch die Weißgerber- — oder wie sie heute heißt, die Franzensbrücke — in der Luftlinie nur ganz wenige hundert Meter von dem Hause Landstraße Nr. 34 entfernt. — Doch jener 13. November 1805 war nur ein „Gipfelpunkt" des Erlebens.

Das Normale war die Kommerzialstraße, die dem Zuge der Radetzkystraße folgend, an dem Hause vorbeizog und zum Mauthause — dem heutigen Hauptzollamt — führte. Dort bog sie um und gelangte an dessen Ostseite vorüber schließlich zur Landstraßer Hauptstraße, mit der sie sich unmittelbar vor der uralten steinernen Brücke über die Wien vereinigte.

In der Gärtnergasse selbst standen damals — 1804 — nur ganz wenige Gebäude, meist Gärtnerhäuser, aber auch schon Villen, unter anderen jene, die dann 1815 von Franz Morawetz gekauft und zunächst in eine Tuchwalkerei, nachher aber in das Sophienbad und nach dem Umbau von 1845 in den Sophiensaal umgewandelt wurde. Jener Franz Morawetz interessiert uns ganz besonders; denn er erblindete und kam erst als Mensch ohne Licht auf den Einfall, an Stelle der Tuchwalkerei das Sophienbad und während des Winters den Tanzsaal zu errichten, der seit 1845 das führende Lokal seiner Art in Wien wurde. Es ist eine sonderbare Fügung, daß ein blinder Mensch der Bauherr der Lokalität ist, in der in den mittleren Fünfzigerjahren unseres Jahrhunderts die heißesten Schlachten um die Blindenbeihilfe geschlagen wurden. Welch ein Weg von Jakob Braun zu Leopold Bick und seinen Kampfgenossen!

Die Gärtnereien lagen vor allem östlich der Gärtnergasse. Westlich von dieser begann alsbald das Überschwemmungsgebiet der Wien, die damals ein arges Wildwasser war, das mehr als einmal schlimme Verheerungen anrichtete. Die Uferböschungen waren mit Erlen und Weiden bestanden und in den Tümpeln zwischen den wandernden Sandbänken quakten zahlreiche Kröten und Frösche. Auch Salamander gab es da und Unken, herrliches Jagdwild für beutegierige Buben. Zwischen dem Fluß und der Biberbastei war der Ochsenmarkt, dessen Herden aus Ungarn aufgetrieben wurden. Mehr als einmal waren Wasserbüffel mit rot unterlaufenen Augen darunter. Wehe, wenn eines der Tiere aus der Herde ausbrach und durch die Gärtnergasse raste, was nicht selten vorkam. Deswegen wurde sie mit schweren eisernen Ketten gesperrt. Riesige Fleischerhunde (Doggen) hetzten hinter den brüllenden Ausbrechern her. Jedenfalls aber wurden die Tiere, die die Wiener Fleischhauer von den oft fremdländischen Viehtreibern eingehandelt hatten und nicht sofort schlachten wollten, an der Wohnung Jakob Brauns vorüber, die Kommerzialstraße entlang in die Brigittenau getrieben, um dort zu weiden. Welche Fülle an Eindrücken — Schällen und Gerüchen — für den blinden Jakob!

Im übrigen gab es in nächster Nähe des Hauses noch etliches, das überaus interessant war. Vom Verkehr auf der Kommerzialstraße sprachen wir schon. Nun fügen wir das Mauthaus — in der Gegend des heutigen Hauptzollamts — hinzu. An dem mußte man vorbei, wenn man zum Buschwerk an der Wien wollte, und das, das lockte unglaublich stark mit allerlei Buschwaldgeheimnissen. Klein — der geborene Jugendbildner — war lebendig genug, um es einfach wegzuhaben, wie wichtig es war, mit Jakob Braun dort unterzutauchen.

Dann gab es den Träppelweg längs des Stromes, auf dem immer wieder ganze Pferdeherden vorbeimarschierten, wenn sie ein Getreideschiff oder sonst eine Ladung aus

Ungarn den Strom flußaufwärts schleppten. Welcher Bub wäre da nicht auch heute noch mit leidenschaftlicher Begeisterung mit dabei? Und Jakob Braun war ein Bub wie alle andern — zunächst wenigstens, während der ersten sechsundzwanzig Monate bis zum Eintreffen des Matthias Laufer. Dann wurde freilich vieles anders. Aber bis dahin war es herrlich, wenn man mitzusah, wie die Uferböschung mit Steinen, mit mächtigen Steinplatten ausgelegt wurde. Diese Arbeiten waren nämlich gerade damals — zwischen 1803 und 1805 — im Gang. Eben in diesen Jahren wurden die Uferbauten zwischen der Schlagbrücke und der Weißgerberbrücke ausgeführt. Und wie herrlich war es auf den Holzplätzen zwischen der Kommerzialstraße und dem Träppelweg. Welch interessante Auseinandersetzungen gab es da nicht zwischen den Deicharbeitern und den landenden Flößern, die das Brennholz die Donau herunterführten. Es war aufregend, ihnen zuzuhören, und man lernte so viel Neues aus unmittelbarer Anschauung, daß sich die Leute dann wunderten, was man alles wisse.

Man muß doch bedenken,

Jakob Braun

war während der ersten sechsundzwanzig Monate ein einzelnes Kind — wenn auch ein blindes oder vielmehr ein Kind, das einfach nicht sah — bei den Eheleuten Klein. Da gab es selbstverständlich keine Kasernierung, obschon es einen strengen Stundenplan gab, der genau eingehalten werden mußte. Aber Jakob Braun war genötigt, sich einzig auf die Sehenden um ihn herum einzuspielen. Er hatte es manchmal schwer, durchzukommen. Aber das war auch alles. Er war ein auch seelisch kräftiger Bub, und er schlug sich durch. Er tat das mit solchem Geschick, daß er am 6. August 1805, am Tage der Prüfung, vor den Vertretern der Schulaufsicht gar nicht anders als erfolgreich enden konnte. Und welchen Spaß gab es dann nicht, als Jakob Braun dem Kupferstecher sitzen mußte, wenn der auch manchmal ein bißchen ungeschickt und immer von dem „armen Blinden" redete.

Das war langweilig, fast beleidigend; aber die Leute im Haus hatten ja auch so fad herumgeredet. Nur hatte er es ihnen allmählich doch abgewöhnt, so daß er jetzt wie alle andern mit den Kindern des Hauses im Hof und im Garten spielen konnte. Und nicht nur das! Er durfte Mutter, Henriette Therese, auch beim Wasserpumpen und Wasserschleppen sowie beim Holztragen helfen. Weil er sich dabei bewährte, hatte er nicht nur die Zuneigung aller Mädchen, sondern auch die Wertschätzung aller Buben errungen. Und das war wichtig, besonders als die bösen Wochen der Franzosenzeit kamen (13. November 1805 bis 16. Jänner 1806).

Erst rückten die Kaiserlichen ab. Dann stießen die Franzosen nach, und immer wieder gab es Schießereien und heillose Angst vor Plünderungen und Einquartierung. Was da gespielt wurde, hatte alles kleine Volk sofort begriffen und drückte sich zitternd und bebend in die finstersten Ecken. War das ein Aufatmen, als der Kaiser (die Ordnung) endlich wiederum in der Stadt war! Da lernte sich's doppelt so leicht und doppelt so schön wie vorher. Und es ging auch alles viel leichter mit der Verpflegung und allem, was darum und daran war. Wäre es doch immer so geblieben! Aber leider! — Vater Klein jubilierte, als er es endlich erreicht hatte, daß er einen

zweiten Zögling — Matthias Laufer —

bei sich aufnehmen konnte. Dem Jakob Braun war der Bursch von vorneherein zuwider. Wie recht er damit hatte, mußte ihm Vater Klein Jahrzehnte später bestätigen, als der gütige Herr gezwungen war, die Polizei aufzubieten, damit sie gegen Laufer und die weibliche Person einschreite, mit der er in Gasthäusern betteln ging.

Zunächst war der Laufer dem Braun aus anderen Gründen lästig. Seitdem er da war, verlangte Vater Klein, daß sich Braun vor allem mit ihm befasse. Und er hätte doch um so viel lieber mit den anderen Kindern gespielt. Die waren alle um so viel netter und um so viel geschickter und klüger. Das wäre noch hingegangen. Schließlich gehört es ja zum Leben dazu, daß man nicht immer das tut, was einem die Eltern und Vorgesetzten befehlen. Weit schlimmer war es, daß die sehenden Kinder jetzt selber entdeckten, daß sie die Sehenden seien und ihn, den Jakob Braun, als den Blinden zu dem anderen blinden Buben schickten. Er sollte sich mit dem unterhalten, und er — Jakob Braun — tat das auch schließlich.

In gewisser Weise ging manches mit dem Laufer tatsächlich leichter. Sie brauchten erst gar nicht viel miteinander zu reden und zu debattieren. Sie redeten vielfach die gleiche Sprache, konnten sich über vieles leichter verständigen als mit den sehenden Kindern, denen man immer erst manches begreiflich machen mußte. Man mußte mit ihnen verhandeln, mußte sich von ihnen auch vieles erklären lassen. Mit dem Hias war das nicht notwendig. In gewisser Weise war es mit ihm bequemer, wenn es auch schließlich dazu kam, daß die beiden, Jakl und Hies, miteinander fast wie auf einer Insel lebten. Daß dem so war, dessen wurde sich Jakl nicht gleich, sondern erst allmählich inne.

Eine Sache fing jetzt an, besonders lästig zu werden. Das waren die Donnerstag-Nachmittage, an denen die sogenannten „Prüfungen" abgehalten wurden. Da kamen immer wieder fremde Leute, die Vater Klein eingeladen hatte, und wollten sehen und hören, was Jakob gelernt hatte und wie es ihm beigebracht wurde. Das war nie sehr ergötzlich, mochte aber hingehen, solange Jakob allein war. Seitdem aber der Laufer dabei war, war es aus und geschehen. Da ließen sie sich einfach nicht beruhigen, sondern begafften einen wie einen Tanzbären im Zirkus.

Jakob Braun sah ein, daß geworben werden mußte. Werbung war unerläßlich, um die erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen.

Aber gräßlich, abscheulich war es, wenn die Gaffer immer wieder so viel von den „armen Blinden" redeten. Und der Hias hatte nichts dagegen, wenn die Leute ihm zuflüsterten, sie wollten dem Vater Klein für ihn etwas geben. Bei Braun geschah es weit seltener, daß sie zu ihm derlei sagten und ihn beklagten.

Darum war Jakob heilfroh, als sich Vater Klein — im April 1808 — entschloß, mit ihm allein nach Prag zu reisen. Dort gab's natürlich (am 19. April) auch wieder eine Prüfung, und zwar eine wirklich schwierige Sache; denn abgesehen davon, daß die Vorführung vor einer ganz illustren Gesellschaft stattfand, hatte Vater Klein dort auch einen Konkurrenten, einen gewissen Professor *Klar*. Der fragte scharf in die Kreuz und die Quer. Immerhin! Sei's drum! Jakob Braun spürte damals sehr genau, worum es ging: Es ging um nichts weniger als um seine — blinden — Kameraden in Böhmen. Darum legte er sich ins Zeug und kämpfte, kämpfte wie ein Löwe.

Weniger schön war es Ende Mai in Wien, im Landhaus, wo der Obersthofmeister des Kaisers in der ersten Reihe saß und neben ihm schrecklich viele hohe Herrn von der Regierung. Ja, hätte Jakob Braun auch damals allein arbeiten können! Aber nein! Der Laufer Hias mußte von der Partie sein! Und der verdarb dieses und jenes. Der war so gern nichts als Schaustück. Wie einen das belastete und hinabzog! Da half es nichts, daß Jakob seinen lustigsten Ländler auf der Harfe schlug. Er löste zwar einen wahren Wirbelsturm an Beifall aus. Aber was half das? Mutter Henriette Therese mußte es dem Jakob angesehen haben, wie ihm zumute war. Sie nahm die beiden Buben schnell bei der Hand und führte sie von dem Podium herunter in ein anderes Zimmer.

Und das Ergebnis?

Das Ergebnis ließ Wochen, ließ Monate auf sich warten, so daß Jakob Braun auf die Affäre im Landhaus schon so gut wie vergessen hatte. Was wußten die Buben, was wußten Jakl und Hias, von dem, was allmählich im Schoß der Regierung reifte. Was wußten die Kinder von den Quertreibereien anderer Viersinnigen-Institutionen! — Glücklicherweise saß damals ein einsichtiger und den blinden Kindern wohlgesinnter Herr an entscheidender Stelle: Regierungsrat *Gruber*.

Seinem Votum ist es zu danken, daß immer wieder — wie auch schon in früheren Fällen — die Eigenständigkeit des Blinden-Bildungswesens anerkannt und endlich die Entscheidung vom 8. November 1808 herbeigeführt wurde: das Blinden-Erziehungs-Institut als eigene selbständige Schule mit dem Recht auf eigene Förderung durch den Staat, wenn auch zunächst nur als eine Privatanstalt, an der jedoch für die aufgenommenen Zöglinge jeweils bestimmte Beträge ausbezahlt werden sollten. Schon damit war viel gewonnen. Das Blinden-Erziehungs-Institut war von da an zunächst eine juristische Person, die es vorher nicht gegeben hatte. Bis dahin war das Blindenschulwesen auf Gedeih und Verderb mit der Person Johann Wilhelm Kleins verbunden. Jetzt fing es an, selbständig zu werden und sein Eigenleben zu führen. Darum war

Wohin

Sie sich wegen Ihrer Versicherung wenden sollen?
Rufen Sie uns, wir werden Ihnen bestens dienen.

Wiener Städtische Versicherung

WIEN I. RINGTURM
und überall in Österreich.

der 21. Jänner 1809 im Kreise Kleins ein Freudentag ohnegleichen, der Tag, an dem der Akt der Regierung in das Haus Kleins gelangte. Jetzt fing sein Werk an, ein Eigenleben zu führen.

Darum setzte Klein von nun an alles daran, die Zahl der Zöglinge zu vergrößern. Er hatte so großen Erfolg, daß er sich nach einem anderen Quartier umsehen mußte. Es kostete viele Mühe, ein solches zu finden. Daß es an dem anderen Ende der Stadt auf dem Neustift, in der Kaiserstraße lag, brachte manche Übelstände mit sich, obschon die Elfzimmerwohnung und der dazugehörige Garten nicht ganz ungeeignet waren. Nur leider: es war, als kämen Klein und seine Kinder in eine ganz fremde Stadt. Sie mußten hart arbeiten, um dort neue Freunde zu gewinnen und von ihnen eine entsprechende Förderung zu erfahren. Das, was aus öffentlichen Mitteln damals gezahlt wurde, war ein überaus wichtiger, ja unentbehrlicher Grundstock, aber trotzdem nicht genug. Man war noch auf lange hinaus auf den Zustrom freundlicher Zuwendungen und milder Gaben angewiesen. Und dem war um so mehr so, als man ja in den schrecklichsten Kriegszeiten lebte.

Schon Ende April zeigten sich französische Vorausabteilungen wieder einmal bei Wien, und nicht etwa nur im Westen, sondern auch im Osten der Stadt. Bei Simmering setzte eine Voltigeur-Abteilung über die Donau und nahm das Lusthaus im Prater durch einen Handstreich. Seitdem war nicht nur die Landstraße, sondern auch die Leopoldstadt und die Jägerzeile — damals zwei getrennte Gemeinwesen — in der Flanke bedroht. Was sollte werden, wenn die Front der Kaiserlichen, die sich zwischen dem Augarten und der Jägerzeile aufzubauen begann, von Osten her aufgerollt wurde? Was sollte werden, wenn die Stuben- und Biberbastei flankierend in den Kampf eingriffen und wenn die Weißgerberbrücke — genau so wie die Schlagbrücke ein wenig weiter stromaufwärts — in die Luft flog? Was da werden konnte, wissen wir sehr wohl: das Mauthaus ging in Flammen auf. Von ihm wird uns berichtet. Von dem Privathaus — heute Gärtnergasse 2 — schweigt die Geschichte. All das „passierte" am 10. Mai 1809. Man kann es verstehen, daß es Johann Wilhelm Klein und seine Frau Therese am 7. Mai eilig hatten, diese Gegend zu verlassen. Der Neustift war doch nicht unmittelbar im Geschützertrag der Basteien.

Auf dem Neustift kamen das Ehepaar Klein und die blinden Kinder ohne größeren Schaden davon. Sie hätten also gern bleiben mögen. Aber schon im nächsten Jahr mußten sie wieder wandern. Das Grundstück, auf dem sie eingemietet waren, wurde verkauft und vom neuen Eigentümer lukrativer verwertet. — Da griff die Regierung helfend ein.

Um das Blinden-Erziehungs-Institut vor solchen argen — sich möglicherweise immer wiederholenden — Mißhelligkeiten zu bewahren, wurde Klein beauftragt, sich um ein Grundstück umzusehen, das er für das Institut zu eigen erwerben konnte. Es kostete nicht wenig Mühe, ein solches zu finden. Schließlich gelang es aber doch, ein solches ausfindig zu machen und um nicht allzu teueres Geld zu erstehen. Der Graf Gourcz — augenscheinlich ein Pole, der sich im Vertrauen auf das Großherzogtum Warschau von der österreichischen Residenzstadt losmachen wollte — überließ sein Grundstück in Gumpendorf, in der Großen Steingasse, um billiges Geld. Darum wurde er mit

Klein bzw. der niederösterreichischen Statthalterei handelseinig. Und so kam es, daß das Blinden-Erziehungs-Institut am 10. Mai 1810 auf eigenen Grund und Boden übersiedeln konnte.

Es ist das in der Geschichte des Blinden-Erziehungs-Institutes — und damit auch in der Geschichte des österreichischen Blindenwesens überhaupt — ein überaus wichtiger Tag. Von dieser Stunde an war das Blinden-Erziehungs-Institut nämlich nicht mehr bloß eine juristische Person, sondern obendrein auch eine Realität. Und das war gut so. Es konnte nun nicht mehr kurzerhand aus der Welt geschafft werden. Deswegen erscheint uns die Übersiedlung in die heutige Stumpergasse (es steht natürlich auch dieses alte kleine Gebäude schon längst nicht mehr, sondern wurde durch einen Neubau ersetzt) von so überragender Bedeutung, daß wir hier und jetzt in der Institutsgeschichte und in der Geschichte des österreichischen Blinden-Fürsorgewesens einen großen Einschnitt machen.

HEINZ REIN:

Innige Feindschaft

Zwischen dem Zimmer des Herrn Hoppe und demjenigen der Frau Zander befand sich nur eine dünne Wand, in die sogar noch eine nur mit Tapeten bekleidete Tür eingelassen war. Da sowohl Herr Hoppe wie auch Frau Zander in ihrem Leben viel Pech und Unglück hatten und nicht eben von verträglicher Gemütsart waren, so hatte von Anfang an zwischen ihnen eine zwar nur selten ausgesprochene, aber desto innigere Feindschaft bestanden. Es hatte damit angefangen, daß die Ziehleute, die Frau Zanders Möbel brachten, den Hund des Herrn Hoppe zwischen dem Treppengeländer und der Schrankrückenwand einklemmten. Das arme Tier heulte laut auf, Herr Hoppe stürzte aus der Tür seines Zimmers und hörte gerade noch, wie Frau Zander etwas von einem „blöden Vieh" zischte, das im Treppenhaus nichts zu suchen habe. Eine solche Beleidigung Caesars, der ein fast preisgekrönter und beinahe rassenreiner Boxer war, konnte Herr Hoppe nicht widerspruchslos hinnehmen, und so sah er sich genötigt, seine neue Nachbarin ebenso laut wie deutlich als „dämliche Ziege" zu bezeichnen.

Eine Nachbarschaft, die einen solchen Beginn hat, kann keinen anderen Verlauf nehmen als den, sofort in Feindschaft auszuarten. Was anderswo mit einem Achselzucken hingenommen und mit einer heimlichen Verwünschung ertragen wird, häuft in einem solchen Fall sogleich den Zündstoff auf. Herr Hoppe und Frau Zander grüßten einander vom ersten Tag an nicht. Sie fanden, daß der Nachbar den Radioapparat überlaut einstellte, die Türe zu laut ins Schloß schlug, übermäßig mit dem Geschirr klapperte, zu viel Kälte oder — je nach dem — zu viel Hitze hereinließ. Es gab viele Gründe, den anderen unerträglich und rücksichtslos zu finden, und es war geboten, die Hausbewohner über den wahren Charakter des anderen aufzuklären und sogar Beschwerde beim Hausverwalter zu führen, kurz: in innige Feindschaft zu verfallen.

Dabei gingen, objektiv betrachtet, sowohl Herrn Hoppe wie Frau Zander jene Eigenschaften ab, die sie sich gegenseitig andichteten, doch ist Objektivität in einem solchen Falle natürlich ein unbilliges Verlangen. Während nun Herr Hoppe seine feindseligen Gefühle von Zeit zu Zeit in einem kernigen Fluch abreagierte, verlangten diese bei Frau Zander nach Betätigung. Sie überlegte nicht lange, wie sie Herrn Hoppe am sichersten und am empfindlichsten treffen könne. Da war ja der Hund Caesar, an dem Herr Hoppe, ein rüstiger Witwer ohne rechten Anhang, wie es schien, sehr hing.

Frau Zander wollte in dem Hund ihren Nachbarn treffen, aber keinesfalls straffällig werden, denn sie hatte eine heillose Angst vor Gericht und Polizei. So verbot es sich von selbst, dem Hund Gift zu geben oder ihn auch nur zu mißhandeln, und sei es lediglich durch einen heimlichen Tritt. Frau Zander dachte sich eine viel raffiniertere Methode

aus. Da sie in Erfahrung gebracht hatte, daß Caesar ein glänzender Apporteur und Herr Hoppe sehr stolz auf diese Fertigkeit seines Hundes war, so begann Frau Zander, den Hund durch Leckerbissen zu verwöhnen. Sie fütterte ihn heimlich mit solchen Speisen, die sehr anschlugen. Innerhalb kurzer Zeit wurde Caesar dick und faul. Er watschelte schwerfällig und japste, wenn er die Treppen bis zum dritten Stock hinter sich gebracht hatte. Mit Vergnügen stand Frau Zander hinter der Tapetentür und hörte zu, wie Herr Hoppe mit dem Hund schimpfte. Je dicker Caesar wurde, um so magerer und griesgrämiger wurde sein Herr, und das war für Frau Zander ein Grund zur Freude, und es wäre nicht abzusehen gewesen, wohin dieser Prozeß noch geführt hätte, wenn nicht eines Tages . . .

Eines Tages stand Frau Zander vor der Haustür, ungewiß, ob sie den Regenschirm aufspannen sollte oder nicht, als auf der anderen Straßenseite Caesar um die Ecke gewatschelt kam. Als er Frau Zander bemerkte, jaulte er freudig auf und setzte sich in einen gemäßigten Trab. Herr Hoppe, der dem Hund in einiger Entfernung folgte, versuchte, ihn durch einen energischen Ruf zurückzuhalten, doch Caesar hatte mit zunehmender Leibesfülle auch das Gehorchen verlernt. Er eilte, so schnell es sein dicker Leib erlaubte, über den Damm. In der gierigen Erwartung irgendwelcher Leckerbissen äugte er nicht nach rechts und nicht nach links, und so geschah es — ein Motorrad überfuhr ihn. Caesar war auf der Stelle tot und bot keinen schönen Anblick. Frau Zander, die ihm so oft den Tod gewünscht hatte, einmal, weil er ruhestörenden Lärm verursachte, wenn er nach Hundeart seine Stimme erhob, und zum anderen, weil er ein Teil des verhaßten Herrn Hoppe war, diese selbe Frau schrie entsetzt auf und weinte richtige Tränen, die vom Herzen kamen.

Herr Hoppe war ebenfalls sehr erschrocken, aber er weinte nicht und faßte sich sofort. Er nahm seinen toten Hund vom Straßendamm auf und trug ihn in den Hintergarten des Hauses. Frau Zander folgte ihm und stand, als Herr Hoppe ein kleines Grab aushob, und weinte noch immer oder schon wieder. Herr Hoppe, obzwar trauernd, konnte nicht umhin, das zu bemerken, und es tat

ihm wohl. Und obgleich er der trauernde Hinterbliebene war, tröstete er die Frau.

Als sie nebeneinander die Treppe zum dritten Stock emporstiegen, dachte er, diese Frau Zander könne eigentlich nicht eine gar so schlechte Frau sein, wenn sie sich den Tod des Hundes, der doch ihrem Feinde gehörte, so zu Herzen nahm. Frau Zander dagegen, die ja die Tränen auch aus Reue vergoß, weil sie am Tode des Hundes im Grunde schuldiger war als der Motorradfahrer, Frau Zander kam zu dem Schlusse, daß ihr Nachbar nicht so böse sein könne, wie ihr bisher geschienen habe, wenn er sie, seine Feindin, so herzlich zu trösten versuchte.

Fortan lebten Herr Hoppe und Frau Zander friedlich Tür an Tür. So hatte der Hund Caesar mit seinem Tode diese innige Feindschaft beseitigt, die unter Umständen eines Tages Eingang in die Spalten der Lokalseiten hätte finden können.

In der Schule

Der Professor ringt die Hände:
„Wie die Klasse heut versagt!“
Und mit Seufzen spricht er weiter:
„Ach, dem Herrgott sei's geklagt!
Jeder Trottel muß studieren!
Anders war's zu meiner Zeit:
Da war *ich* in der Umgebung
Nur der einz'ge weit und breit!“

A. ZAUNEGGER

Blut ist ein ganz besonderer Saft

In Natur und Technik verdient kein Transportsystem mehr Bewunderung als der Blutkreislauf unseres eigenen Körpers. Mit einer Länge, die mehr als das Doppelte des Erdumfanges beträgt, erstrecken sich seine Versorgungswege über schätzungsweise 95.000 bis 160.000 Kilometer. Lautlos, Tag und Nacht arbeitend, versorgt er normalerweise automatisch alle Zellgewebe und Organe mit der genau erforderlichen Blutmenge und betreut als Zubringer- und Abholdienst für Nahrungsstoffe und Stoffwechselprodukte seine vielen Billionen Kunden — die Zellen des Körpers. Zu diesem Zweck stellt der Blutkreislauf sogar einen eigenen Fuhrpark bereit: die roten und weißen Blutkörperchen. In einer einzigen Sekunde fabriziert er über eine Million neue rote Blutkörperchen und ersetzt damit die gleiche Anzahl abgestorbener Zellen.

Dieses großartige Transportsystem ist außerdem in der Lage, auftretende Schäden selbst zu beheben. Ein einziger Nadelstich zerstört Hunderte von winzigen Kapillaren. Doch unmittelbar darauf schießen neue hervor. Eine kleine Schnittwunde — und sofort bildet sich darüber ein feines Fibringewebe, in dem sich die roten Blutkörperchen verfangen und zu einem Wundverschluß verkrusten. Geschähe dies nicht, so könnte schon eine kleine Wunde den Tod bedeuten. In einer Minute werden annähernd fünf Liter Blut durch den Kreislauf gepumpt — also 7200 Liter in vierundzwanzig Stunden. Dabei sind die Arterien keineswegs nur einfache Rohrleitungen. Es sind lebende, pulsierende, mit Muskeln versehene Schläuche. Ungestüm schießt das Blut vom Herzen kommend in sie hinein. Die Arterien glätten regulierend diesen Zustrom, indem sie sich bei jedem Herzschlag entspannen und in den Schlagpausen zusammenziehen. Der so gebändigte Blutstrom erreicht, gleichmäßig dahinfließend, selbst die winzigsten Verästelungen des Kreislaufs. Der Blutkreislauf hat zweierlei Aufgaben. Das Blut der Arterien führt den Zellen eine gemischte Ladung zu: Aminosäuren, um Gewebeschäden zu beheben, Zucker als Brennstoff, ferner Mineralien, Vitamine, Hormone und Sauerstoff. Auf dem Rückweg durch die Venen verfrachtet das Blut das beim Verbrennungsvorgang in den Zellen anfallende Kohlendioxyd, überschüssige Flüssigkeit und Überbleibsel der Eiweißumsetzung.

Das Blut selbst verdient die gleiche Bewunderung wie das Kreislaufsystem. Man betrachte nur einmal die roten Blutkörperchen. Die sechs bis sieben Liter Blut im Körper des Erwachsenen enthalten 30 Billionen dieser winzig kleinen Plättchen. Weitgehend im Knochenmark herangebildet, entstehen und vergehen sie wieder in der erstaunlichen Anzahl von 72 Millionen in der Minute. Neben den roten Blutkörperchen gibt es im Blut eine Vielfalt von weißen Blutzellen, die gegen Infektionskrankheiten ankämpfen, wobei einigen die eindringenden Bakterien als Nahrung dienen. Das Blut enthält ferner eine Reihe Gerinnungsstoffe, deren chemischer Aufbau aber noch nicht bis in alle Feinheiten geklärt ist. So betrachtet, ist das Blut „ein ganz besonderer Saft", und sein Transportsystem stellt eine Meisterleistung der Natur dar. Im Pochen des Pulsschlages vernehmen wir die leise Stimme eines der Wunder des Universums.

KALENDER

der „Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs" für das Jahr 1958 ist bereits erschienen Preis S 20.—

ABSCHIED

Ein trüber, wolkenverhangener Himmel, aus dem es in leichten Tropfen herunterregnet. Fast scheint es, als sollte das die Stimmung widerspiegeln, die uns heute alle umfangen hält. Morgen müssen wir unser schönes Heim, das uns durch drei Wochen Aufenthalt bot, wieder verlassen und von der ländlichen Stille des Örtchens Dambach in den Trubel der Großstadt zurückkehren.

Die Hilfsgemeinschaft hat für uns Blinde hier ein Heim geschaffen, das wohl seinesgleichen sucht, aber kaum findet. Führt den Wanderer der Weg über die Straße, dann ahnt er wohl nicht, daß hinter den Bäumen und Sträuchern, die die Straße einfassen, inmitten eines großen Gartens, ein schmuckes Haus mit Terrasse steht, das alljährlich den Mitgliedern des Vereines drei Wochen zur Erholung zur Verfügung gestellt wird.

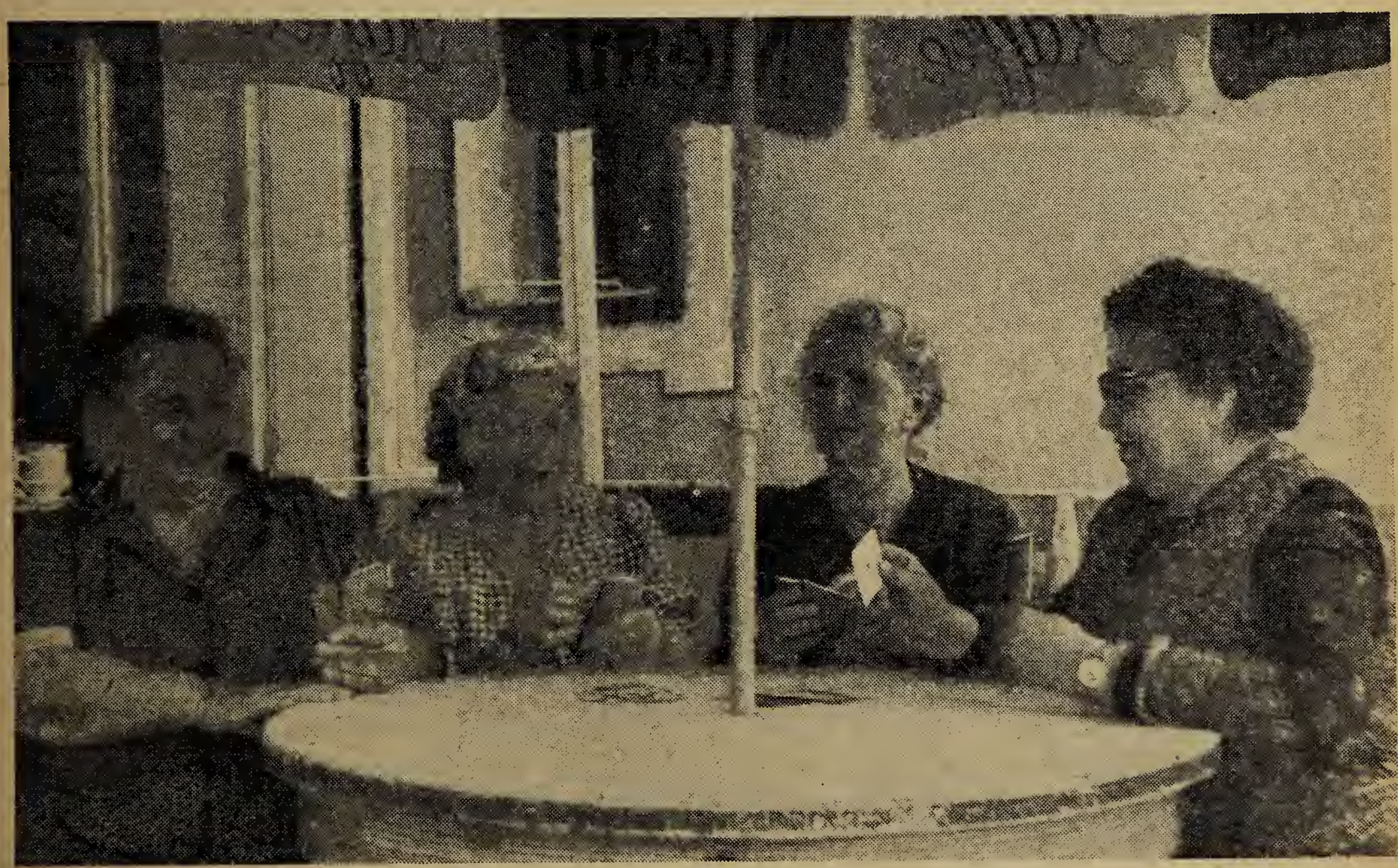
Lauschige Plätzchen mit Tischen und Bänken, zahlreiche Liegestühle stehen uns Blinden zur Verfügung. Dort sitzen ein paar beisammen, die Domino spielen, dessen Steine natürlich für die Blinden gezeichnet sind, dort liest einer ein in Blindenschrift geschriebenes Buch und im neuen anderen Teil des Gartens erklingt Musik, die ein Vollblinder auf der Harmonika spielt.

Die Zimmer sind alle weiß, hell und freundlich, und das Essen ist so reichlich und gut, daß diejenigen, die auf schlanke Linie Wert legen, nach Ablauf der drei Wochen einen leisen Ruf des Erschreckens ertönen lassen.

Und morgen ist der Urlaub zu Ende und wenn uns auch der Wettergott heuer ziemlich kühl und naß behandelt hat, so sind wir doch alle sehr gut erholt und wir werden, wenn uns nach der Heimkehr der Alltag wieder mit seinen Sorgen umfängt, an das Heim zurückdenken und uns auf den nächsten Urlaub freuen.

Vor der Abfahrt von hier wollen wir unserem rührigen Obmann, der stets um das Wohl seiner Blinden besorgt ist, aus ganzem Herzen danken und versprechen, daß wir stets treue Mitglieder sein wollen, die mit Freuden alles tun werden, was in unseren schwachen Kräften steht, um an der Verschönerung unseres Heimes mitzuhelfen. Lebe wohl, schönes Dambach und auf Wiedersehen im nächsten Jahr.

Irma Eberwein



DELLA ZAMPACH

DIE MUTTER

Der Loisl hatte ein schönes Anwesen und da er auch ein fescher Bursch war, liefen ihm die Mädel alle nach, denn jede wollte gern den hübschen Mann haben und sein schönes Anwesen dazu. Da er auch ein tüchtiger Bauer war, so wußte man eigentlich nicht, warum sich im Grunde nicht die richtige Frau für ihn finden wollte. Ob es nun an ihm lag oder an den Mädeln, das wußte man nicht recht, aber er blieb lange allein auf seinem Hof und wirtschaftete nur mit seinem Gesinde herum, seit ihm auch die Mutter verstorben war.

Aber eines Tages sah der Loisl ein, daß er eine Frau brauche, und zwar eine tüchtige dazu, denn der Ärger mit dem Weibervolk wollte kein Ende nehmen und der Hof brauchte eine arbeitsame Bäuerin, und so ging er über den Berg, um sich eine Frau zu suchen, denn im Dorf war ihm keine recht. Dort drüben war eine schmucke Dirn, die ihm gut gefiel, und als er sie mit nach Haus brachte, fand sie auch im Dorf überall Anklang. Freilich, die Frauen dachten alle, er hätte sich doch eine aus dem Dorf nehmen können, keine Zugereiste, aber er überlegte nicht lange und nun war die Vroni Bäuerin, und wie es schien, war nicht nur er, sondern auch sie verliebt und glücklich.

Merkwürdigerweise waren sie nun schon eine Weile verheiratet und die Vroni hatte noch immer kein Kind, obwohl alle ihre Schwestern schon Mütter waren. Das ganze Dorf zerbrach sich darüber den Kopf, wo denn der Erbe für den schönen Hof so lange blieb. Aber, mein Gott, nicht jede Frau bekommt Kinder, und wie es schien, machte sie sich nicht viel daraus. Die Bauernburschen hänselten den Loisl oft beim Wein, er aber machte sich auch nichts draus, er meinte, an ihm läge es nicht, denn — er hätte ja zwei Kinder. Zwillinge sind's, oben auf der Alm wuchsen sie auf und er besuchte sie zuweilen, wenn er grad Zeit hatte. Da fiel es dem einen und andern Bauern ein, daß der Loisl ja früher einmal eine Bekanntschaft mit einer Almdirn gehabt hatte, aber Näheres wußte keiner und jetzt, wo er erzählte, er hätte zwei Kinder, fiel ihnen das auf. Und nun erzählte der eine Bauer seiner Frau davon, die erzählte es ihrer Nachbarin und schließlich wußte es bald das ganze Dorf; der Loisl hätt zwei Kinder, er sei Vater von Zwillingen, die oben auf der Alm aufwuchsen. Und bald fand sich eine „liebe Freundin", die es der Vroni „steckte", die davon bisher nichts erfahren hatte.

Die Vroni überlegte ein paar Tag, dann nahm sie einen großen Korb, tat Eier hinein und eine fette Henne, ein bißl Butter und einige rotwangige Äpfel und sagte der Schafferin Bescheid, sie käm erst auf den Abend zurück, und dann wanderte sie den Berg hinauf, der Alm zu, wo sich die Kinder ihres Loisl befinden sollten.

Es war recht heiß und die Vroni mußte zuweilen stehenbleiben und sich ausruhen, und wenn sie daran dachte, daß sie sich selbst davon überzeugen wollte, ob der Loisl wirklich zwei Kinder hatte, von denen sie nichts wußte, trieb es ihr das Blut erst recht ins Gesicht. Als sie aber endlich vor der kleinen Keusche stand, ganz oben auf'm Berg und ihr ein lieber Bub entgegensprang und fragte, ob die fremde Frau vielleicht die Ahnl suche, da wußte sie gleich, daß nicht nur der hübsche Bub, sondern auch das blonde Dirndl, das herzugesprungen kam, nur dem Loisl seine Kinder sein konnten. Grad so sahen sie aus wie ihr Loisl und sie gefielen der Vroni und sie merkte gleich, daß sie die Kinder ihres Mannes auch was angingen.

Die Großmutter wurde herbeigeholt und bald saß die Vroni bei der Alten und alles mußte sie wissen: Da erfuhr sie, daß die Mutter der beiden Kinder bald nach der Geburt gestorben war, es war mitten im kalten Winter gewesen, und die Alte fragte nach dem Loisl, denn der Bub müsse doch bald in die Schul und auch das Madl, und im harten Winter konnten sie den weiten Weg ins Tal nicht jeden Tag machen, er möge doch heraufkommen und ihr sagen, was geschehen sollte. Aber die Vroni wußte

gleich Rat. Sie meinte, die Kinder würde sie schon mitnehmen. Da fragte die Alte unsicher, ob denn der Loisl die fremde Frau geschickt hätte und ob sie vom Loisl beauftragt wär dazu.

Die Vroni gab zunächst keine Antwort. Sie packte ihren Korb aus, legte die Eier und die Butter auf den Tisch und gab den Kindern, die wieder herzugesprungen kamen, jedem einen rotwangigen Apfel und dann legte sie die fette Henne noch auf den Tisch und meinte: „Ich bin nämlich dem Loisl sein Weib."

Der Alten verschlug es die Red' und der Bissen Apfel blieb ihr im Hals stecken, aber die Vroni lächelte und meinte: „Mußt net erschrecken, Mutter, wenn deine Tochter gelebt hätt, wär ich dem Loisl sein Weib net worden und weil ich jetzt den Platz von deiner Tochter bekommen hab, so mußt du schon erlauben, daß ich mich jetzt um die Kinder kümmer, schon, weil's dem Loisl seine sind. Und da hab ich dir halt a bißl was mitgebracht. Hast sicher viel Müh und Plag mit den Kindern gehabt, Mutter."

Und als sich die Alte ein wenig gefaßt hatte, meinte die Vroni, sie wolle die Kinder mitnehmen und in die Schul eintragen lassen, und am Sonntag kämen sie schon herauf zur Großmutter, sie zu besuchen und die Kinder sollten nur im Herbst auf dem Hof bleiben, und wenns recht kalt würd im Winter, dann sollte die Ahnl auch hinunterkommen mit Sack und Pack und bis zum Frühjahr auf'm Hof bleiben. Die Vroni hatte keine Mutter und keine eigenen Kinder, wahrscheinlich, weil der liebe Gott es so wollen hat, daß sie der Marie ihre aufziehn sollt oder weil die Marie selbst es so haben wollte. Und somit wär ja alles in Ordnung.

Die alte Frau holte ein Bündel mit den Sachen der Kinder und die kamen wieder herbei, ganz glücklich, daß sie den Vater besuchen sollten, der jetzt so selten zu ihnen kam. Und als die Großmutter ihnen erlaubte, mit der fremden Frau zu gehen, reichten sie ihr vertrauensvoll die Hand und zogen sie schier den Berg hinunter, denn sie konnten nicht schnell genug zum Vater kommen. Die alte Großmutter ging ihnen langsam bis zur Wegbiegung nach, dort blieb sie stehen und winkte und dicke Tränen rannen ihr über das alte vergilbte Gesicht. Sie faltete die Hände und dankte dem lieben Herrgott und ihrer Tochter, daß sie ihre Gebete erhört hatten und Hilfe für die Kinder brachten.

Die Vroni ging mit den beiden Kleinen den Berg hinunter, aber jetzt hatte sie Gewissensbisse, was denn ihr Loisl dazu sagen würde und ob sie wohl gut und recht getan, die beiden Kinder mitzunehmen, ohne seine Erlaubnis und seinen Wunsch. Sie atmete auf, als sie angekommen waren und der Loisl noch am Feld war. So setzte sie die Kinder in die Küche, ließ ihnen Brot und Milchsuppe vorsetzen und die griffen zu, denn sie waren hungrig. Dann ging die Vroni auf den Hof, weil grad der Bauer mit dem Wagen eingefahren war, und wie er sie erblickte, fragte er, wo sie den ganzen Tag über gewesen. Aber die Vroni ging nur auf ihn zu und antwortete mit einer heiklen Gegenfrage: „Sag einmal Loisl, hast du gar keine Heimlichkeiten vor deiner Frau?"

Das war ihm zuwider und er kratzte sich hinter dem Ohr und meinte ausweichend, das hätt doch Zeit bis nach Feierabend, denn jetzt müßt er noch das Heu einbringen. Aber die Vroni hielt ihn fest und sagte: „Du willst wissen, wo ich den ganzen Tag gewesen bin? No ja, ich war halt oben auf der Alm bei der Ahnl und bei deine Kinder."

Das gab dem Bauer einen Riß und er fragte nur kleinlaut: „Na und —?"

„Ich hab deine Kinder geholt", sagte die Vroni heiter. „Drin in der Kuchl sitzen's und löffeln die Milchsuppen, und weil wir doch keine eigenen haben, so will ich sie behalten, als wären's die unseren. Sie sehen dir ja aus wie aus dem Gesicht geschnitten."

Dem Bauer verschlug es die Red' und er wußte nicht, was er zuerst tun sollte: Die Vroni umarmen oder in die Kuchel rennen und die Kinder begrüßen. Aber die Kinder hatten schon die Stimme des Vaters gehört und kamen gerannt, um sich ihm an den Hals zu hängen. Da hing aber schon die fremde Frau und der Vater sagte immerzu „Mutter" zu ihr und so hingen sie sich an ihren Rockschoß und riefen ebenfalls „Mutter", denn irgend etwas sagte ihnen, daß die fremde Frau, die da am Halse ihres Vaters hing, doch auch nur ihre Mutter sein konnte.

Es war ein strahlend schöner Spätsommertag, als Bürgermeister *Karl Deix* der Gemeinde Tausendblum mit seinen Gemeinderäten, Ing. *Kisser* vom Bauamt der Landesregierung in Vertretung von Hofrat *Chwistek*, die Herren von der Baufirma Korte und Obmann *Robert Vogel* mit den Leitungsmitgliedern der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs an der Baustelle erschienen und den Spatenstich vornahmen. Als Bürgermeister Karl Deix den Spaten in die Erde gestochen hatte, sprach er die Worte:

„Möge dieses Werk zum Wohle aller gelingen!"

Obmann Robert Vogel von der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, der den Spatenstich zum Bau der Wasserleitung vornahm, dankte in ergreifenden Worten dem Bürgermeister für seine aufopfernden Bemühungen um das Zustandekommen der Wasserleitung. Er bat Ing. Kisser, Herrn Hofrat Chwistek von der Niederösterreichischen Landesregierung den Dank der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs zu überbringen und dankte auch allen jenen, die dazu beigetragen haben, daß dieses Werk endlich der Verwirklichung entgegengehen soll.

WASSERLEITU

ERST

Nach jahrelangen Bemühung
Erholungsheim „Harmonie" an d
werden. Am 9. September 1957

Dann ging es hinauf zum Erholungshei
die Gäste waren nicht wenig erstaunt, a
dieses herrliche Gebäude erblickten, da
blinde Menschen unter Leitung blinder Ko
ganz aus eigener Kraft und dank der
freudigkeit und Gutherzigkeit ihrer seh
Mitmenschen geschaffen haben.

Beim Imbiß, zu dem die Gäste einge
waren, wurden Trinksprüche gewechselt. Ob
Vogel gedachte in seiner Ansprache des Grü
und ersten Obmannes der Hilfsgemeinschaf
„heute vor fünf Jahren fast genau zur gle
Stunde, da wir uns zum Festakt versam
für immer von uns gegangen ist". Durch Erl
von ihren Plätzen ehrten die Anwesenden
der besten der Blinden, Jakob Wald.

Kollege Vogel sagte weiter in seiner
„Immer werden wir uns daran erinnern, da
9. September 1957 der Spatenstich zum Ba
Wasserleitung für Unterdambach vorgenon
wurde, daß wir mit diesem Bau endlich
jahrelang ersehnte Wasser in unser Hein
kommen und damit für alle Zeiten einer gr
Sorge enthoben sein werden. Lassen Sie
das Glas erheben auf das Wohl aller, welch
Verwirklichung dieses Projektes mitgeh
haben. Zum Wohle der Gemeinden U
dambach und Tausendblum und des Erholu
heimes der Hilfsgemeinschaft der später
blindeten Österreichs und aller Arbeiter, d
diesem Bau ihren Beitrag leisten werden."
schließend dankte der Redner allen für ihre g
Unterstützung.

Nach diesen Worten erhob sich Bürgerme
Karl Deix: „. . . Es ist mir ein persönl
Bedürfnis, hier einige Worte darüber zu spre
wie sehr ich mich freue, daß nun endlich
Unterdambach und nicht nur zum Blindenh
sondern zu allen Bewohnern dieser Geme
das Wasser kommt, nach dem sich alle
gesehnt haben. Unterdambach ist wasser
die Bauern haben die größten Schwierigk
mit der Wasserversorgung gehabt, sie mu
das benötigte Wasser aus dem Bach holen

NTERDAMBACH

NSTICH

icht, daß Unterdambach und das
er Hochquellenleitung angeschlossen
e Spatenstich vorgenommen.

s auch im Winter, wenn er zugefroren war.
o keine leichte Aufgabe. Aber daß dies hier
glich wurde, ist in erster Linie den Bemühungen
Obmannes der Hilfsgemeinschaft der später
blindeten zu danken. Er hat nicht geruht, bis
es durchgesetzt hatte, daß nicht nur die
nischen Schwierigkeiten behoben, sondern
h die finanziellen Probleme gelöst werden
nten. *Wie groß sein Erfolg war, mag daraus
vorgehen, daß in diesem Jahr die Nieder-
erreichische Landesregierung nur zwei Ge-
inden Subventionen zum Bau einer Wasser-
ung erteilte.* Es freut mich, daß alle zuständigen
llen mitgearbeitet haben. Gemeinsam haben
das Projekt ausgearbeitet und gemeinsam

wird an die Verwirklichung geschritten. Es zeigt sich, daß bei Zusammenarbeit vieles zu erreichen ist und ich danke allen Herren, auch der Niederösterreichischen Landesregierung, die sich für die Verwirklichung dieses Projektes bemühten. Ich möchte mein Glas erheben auf das gute Gelingen des Baues dieser Wasserleitung und mögen sich alle Menschen, sowohl im Blindenheim als auch die Einwohner von Unterdambach, an diesem Werke und am Wasser erfreuen."

In Vertretung der Niederösterreichischen Landesregierung begrüßte Ing. Kisser ebenfalls das Zustandekommen dieses Projektes und betonte vor allem, daß dieses Haus, das Blindenerholungsheim „Harmonie", es wirklich verdient, auch noch an die zweite Wiener Hochquellenleitung angeschlossen und für alle Zeiten von einer der größten Sorgen befreit zu werden.

Nachher wurde ein Rundgang durch Haus und Garten vorgenommen. Photographen waren am Werk und Kollege *Thiem* mit seinem Aufnahmegerät. Was Kollege Thiem auf seinem Tonband festhielt, das sollte eine bleibende Erinnerung für alle werden, denen eine Tonbandaufnahme mehr bedeutet als Sehenden Filme oder Photos.

Mit Dank und aufrichtiger Bewunderung für das Gesehene und ihnen Gebotene verabschiedeten sich die Gäste von der „Harmonie" und versprachen, zur Einweihung der Wasserleitung wieder zu kommen.

MAX MELL:

Begegnung mit Rainer Maria Rilke

Der zweite Winter, den wir im Weltkrieg erlebten, dunkelte heran. Längst hatten die Ereignisse dem Leben in unserem Haus sein besonderes Gepräge gegeben oder es umgestaltet, und die Weihnachten dieses Jahres waren für uns von beklemmender Ungewöhnlichkeit. Mein Vater leitete die Anstalt für Blindenerziehung, und es hatte sich jetzt in dem geräumigen Hause eine Anzahl von Unglücklichen gesammelt, die eine Heimsuchung grausamer Art getroffen, die eine Verletzung im Felde ihres Augenlichtes beraubt hatte.

Vor einem Jahr waren die ersten eingelangt. Nun zählten wir bereits über hundert, deren Befinden wenigstens soweit hergestellt war, daß man daran denken konnte, sie über die ärztliche Behandlung hinaus in Pflege zu nehmen. Denn es sollten die Hilfsmittel, über die die Anstalt verfügte, ihnen ihr künftiges lichtloses Leben zumindest einigermaßen erleichtern. Es war der Unterricht in bestimmten Handfertigkeiten, in Musik und im Lesen und Schreiben der Blindenschrift, aufgenommen worden. Die Bevölkerung Wiens hat den schwergeprüften Männern von Anfang an opferwilligste Teilnahme gezeigt, denn groß war das Entsetzen darüber, daß man im Kriege auch das Augenlicht verlieren könne. Daran hatte man nicht gedacht.

Ein Ereignis eben in jenem Weihnachtsmonat erregte in der Öffentlichkeit Aufsehen und trug dazu bei, unser Haus volkstümlich zu machen. Ein blindgeschossener junger Soldat heiratete ein Mädchen aus seiner Heimat, das ihm von dort noch von Angesicht her bekannt war und das in Wien als Pflegerin tätig war. Die Hochzeit wurde in der Anstalt gefeiert. Erzherzog Karl Stephan erschien, wie öfters im Hause, auch zu dem Fest, und das junge Paar, dessen Fortkommen in der Heimat gesichert war, wurde mit Geschenken überschüttet. Ebenso reichlich flossen dann beim Weihnachtsfest die Gaben an die Pfleglinge, und die Zeitungen berichteten über all dies ausführlich.

In diesen Tagen lud mich die Fürstin Maria Thurn und Taxis ein, am zweiten Weihnachtstage, dem Stephanstage, zur Teestunde zu ihr zu kommen. Rainer Maria Rilke würde da sein, ließ sie mir wissen. Sie wünschte uns zusammenzubringen und in einer bestimmten Angelegenheit meine Meinung zu hören. Rainer Maria Rilke zu sehen, brachte mich einigermaßen in Aufruhr. Ich war noch sehr jung gewesen, als mich der Ton seiner Verse zum erstenmal berührte und bannte, und es war mit den Versen geschehen, die selbst von solcher zaubernder, die Seele des Hörenden mittragender Macht des Sängers sagen. Ich fand sie in einer Wiener Tageszeitung. Der Dichter Thaddäus Rittner führte sie in einer längeren Würdigung des Buches „Mir zur Feier" an, und seine Frage: Ist das nicht Musik? hallte lange in mir glücklich nach. Ich hatte später Gelegenheit, Thaddäus Rittner dafür zu danken. Denke ich an jene Jahre zu Beginn des Jahrhunderts zurück, so sehe ich sie für mich immer von neuem erfüllt vom Wunderton Rilkescher Melodien. Ich wollte, ich könnte den Jüngeren, die heute seine Dichtung lieben, das Gefühl vermitteln, das wir hatten, da wir ihn als Schaffenden und als Jugendlichen mit uns leben wußten. Persönliches über Rilke hörte ich erst später und mehr als das Beiläufige erst kurz vor dem Kriege. Rudolf Kassner war in Paris häufig mit ihm zusammen gewesen und hatte ihm sogar Grüße von mir gebracht. Da ich ihm nun begegnen sollte, stand freilich alles unter der Pressung des Krieges. Ich mußte mich erst recht besinnen, daß mir eigentlich ein Wunsch erfüllt werden sollte, und einer von den so großen, daß sie unbestimmt und nie ausgesprochen geblieben sind. Nun schien freilich das Dunkel, durch das man ging, den Besitz auf frühere Jahre ganz in sich geschlungen zu haben, und man vermochte nicht zu sehen, wie man je wieder die Fähigkeit zu irgendwelcher Freude in sich finden sollte.

Die Fürstin saß in dem roten Salon, den ich kannte, auf dem Sofa. Die Wand darüber war mit englischen Farbstichen, Darstellungen aus Jagd und Reitkunst, dicht be-

hängt. Rilke saß dem Eintretenden zugewendet. Indes ich auf die Fürstin zuging, erhob er sich mit einer Bewegung, die seine knabenhafte Schmalheit betonte und in der etwas Aufschnellendes war. Und dann blickte ich in dieses Antlitz, das sich dem Besucher gegenüber in Augen und sprechenden Lippen und Freundlichkeit füllte. Das ganze Rätsel einer menschlichen Verkörperung, das zugleich seine eigene Lösung ist, stand vor mir. Ich habe diesen Augenblick voll in mich aufgenommen. Er hat sich nicht wiederholt, und so hat er sich in meinem Gedächtnis nicht verwischen können, wie die Bewegung in diesem Angesicht von Augen zu Lippen ging — großen blauen Augen und vorgewölbten Lippen über einem kurzen Kinn. Diese Lippen gehörten zu diesen Augen, deren Strahlendes und Starkes sich gleichsam wiederholten. Als wollte die Natur mit dieser fleischlichen Bildung beflissen und deutlich eine Bereitwilligkeit dartun, alles dem dienstbar zu machen, wozu der Geist berufen war: dem Ausdruck, dem Sagen. In einer gewissen Durchsichtigkeit der Züge drückte sich bereits etwas Reifes aus; Rilke war zu Beginn dieses Monats vierzig Jahre alt geworden.

Ich sprach meine Freude aus, Rilke zu sehen. Die Fürstin sagte, er wäre erst seit wenigen Tagen in Wien, und es wäre eine recht unerwünschte Angelegenheit, die ihn hieher geführt hätte, und damit blickte sie ihn bekümmert an. Ja, es war so. Man hatte ihn in München zum Waffendienst tauglich befunden, erklärte Rilke, und in seinen aufgerissenen Augen stand Nichtbegreifen und Anklage. Und er war nun in Wien, um das Unheil abzuwenden, das der oberflächliche Befund für ihn bedeuten konnte. Er schien es niemals ins Auge gefaßt zu haben, daß die Möglichkeit, noch einberufen zu werden, auch für ihn bestünde. Aber man war sogleich, und ohne bei ihm erst eine besondere körperliche Zartheit vorauszusetzen, gewillt, ihm recht zu geben. Nein, er durfte da nicht hinein, und es mußte die Art und Weise zu finden sein, ihn davor zu bewahren, wenn einen, so ihn.

„Nicht wahr, nicht wahr!“ rief die Fürstin befriedigt, als ich dieser Meinung Ausdruck gab, und setzte hinzu, sie habe mich eben deshalb heute hieher gebeten, um meinen Rat zu hören, was man unternehmen und wie man Rilke etwa an eine leichte Dienststelle bringen könnte. Ich schwieg einen Augenblick; ich hatte die Vorstellung, daß die Fürstin wohl über die hiefür nötigen Beziehungen verfügte. „Wäre es nicht“, sagte sie, „in Ihrem Hause möglich? Bei den blinden Soldaten?“ Ich sah nun an der Spannung in ihrem Gesicht, daß sie Hoffnung daran geknüpft hatte. Sie hatte in Berichten gelesen, was in unserem Hause geschah, und vermutet, daß es da auch Dienstleistungen geben müßte, die Rilke vor keine allzu schwer lastenden Aufgaben stellten.

Das unendlich Verlockende, Rilke in der Nähe zu wissen, im selben Hause, wohl manches Tägliche mit ihm teilen zu können, erfüllte mich; und zugleich mit diesem Gedanken wußte ich auch schon, daß mir dieses Geschenk nicht werden konnte und daß es, wie die Dinge lagen, nicht durchzuführen war. Es wäre schwer eine Dienstleistung anzugeben gewesen, um der Behörde Rilkes Zuweisung an die Anstalt als notwendig darzustellen. Solche, die diensttauglich befunden waren, gab man nicht her. Man verfügte über genug Schwächliche oder Verwundete, und es gab keine Dienstzuweisung, die nicht geprüft wurde. Ich brachte dies vor und fügte hinzu, daß die Sache für mich selbst nicht anders stünde: bisher hatte man mich zurückgestellt; berief man mich ein, so gab es im Wirkungskreis der Anstalt keine Handhabe, mich zu befreien.

Die Fürstin hatte gemeint, ich sei der Anstalt bereits zugeteilt; ich mußte verneinen; die Meinung stand im Dienste der Sache. Meine Schwestern waren als Pflegerinnen tätig, und durch diese Nähe ergaben sich von selbst Anlässe, bei denen ich mein Mithelfen anbot. Die Fürstin, die Gedanken an seelische Hilfeleistung bei den Erblindeten, fragte, ob denn die also Getroffenen auch den ganzen Umfang ihres Unglücks wüßten oder erführen, und wie sich ein Mensch denn verhielte, dem dieses Entsetzliche zugestoßen war. Ich konnte erzählen, wie sehr verschieden dies bei den Angehörigen der einzelnen Völkerschaften des Kaiserstaates war, und es waren nahezu alle vertreten. Polnische Soldaten waren, als sie die Gewißheit jenes Verlustes hatten, neben ihrem Bett niedergekniet und lange im Gebet geblieben; als

sie aufstanden, hatten sie alles mit Gott abgemacht und hatten überwunden. Rilke nickte langsam. Bei den Verletzten deutscher Herkunft war ein gleiches Maß frommer Ergebung nicht leicht zu finden; vielmehr lehnten sie sich immer von neuem gegen ihr Schicksal auf und tobten. Sie waren schwer zu behandeln, und man mußte sehr acht haben, daß nicht einer von ihnen Hand an sich legte. Wo es nur so weit war, daß Pfleglinge an einer Beschäftigung Geschmack gewonnen hatten, so etwa die Blindenschrift lesen zu lernen, war es schon ein Glück. war der Weg zum inneren Gleichgewicht schon beschritten. Ich erzählte nicht lange. Im Wesen der berühmten Begebenheiten lag es, daß sie die Schrecknisse dieser Zeit nahe genug heranbrachten.

Und von denen wollte die Fürstin eben ihren Freund, der sehr nachdenklich geworden war, fernhalten. Wäre es selbst möglich gewesen, eine überzählige Dienststelle an unserer Anstalt einzuschieben: die Fürstin wünschte nicht mehr, Rilke dort zu sehen, wo einen der Anblick der grauenhaften Not ebenso angriff wie das Bewußtsein, daß das einzige Wohltun, das man vermögen müßte, nicht mehr in menschlicher Kraft stand. „Um Gottes willen, das wäre nichts für Sie", sagte sie. „Wo habe ich denn hingedacht? Das würden Sie nicht ertragen, Sie würden sich verzehren, Serafico." Sie wendete sich zu mir: „Sie wissen vielleicht nicht: ich nenne Rilke so gerne Serafico, ich habe einen Namen gesucht, der zu ihm paßt, und ich habe diesen für ihn gefunden, wahrhaftig durch eine Eingebung gefunden!" Rilke lächelte mich an, und es stand ein kleines Bitten in seinen Augen, die einen ganz kindlichen Ausdruck angenommen hatten. Es war nicht schwer zu verstehen. Es kam so geartet, daß er sich im Besitz eines verklärenden Beinamens sonnte.

Aber der Fürstin durfte man dies nicht als Eigenwilligkeit auslegen, durfte man die Freude daran nicht nehmen, und hätte es auch gar nicht können. Denn es war keine Spielerei, es war eine echte Freude, die sie mit dieser Benennung empfand; auch war ihr der Name in einer Art zugekommen, gegen die sie sich nicht zu sträuben gewagt hätte, der sie vielmehr vertraute. Gesprächen späterer Jahre konnte ich entnehmen, daß sie sich wiederholt in ihrem Leben von dem, was ihr Eingebung schien, bestimmen ließ. Südliches Wesen hatte stark auf sie gewirkt. Schloß Duino, damals schon sehr gefährdet, aber noch nicht in Schutt gelegt, war ihr über alles teuer. Keine Stadt ging ihr über Venedig, wo sie geboren war. In der Kunst standen ihr die Schöpfungen der großen Italiener am nächsten, ein südlicher, ein romanischer Zug trat auch in dem zugleich gebietenden und gewinnenden Auftreten und dem Äußeren der alten Frau hervor.

Jene Aussicht auf eine schnelle Unterbringung Rilkes, die die Fürstin erhofft hatte, vermochte ich nun wenigstens durch einen anderen Hinweis zu ersetzen. Ich nannte das Wiener Kriegsarchiv. Einmal in den ersten Monaten des Krieges hatte mir dort Hauptmann Z. mitgeteilt, man dächte daran, namhafte Schriftsteller, die einberufen würden, im Kriegsarchiv zu verwenden und durch sie einlangende Berichte aus dem Felde für die Öffentlichkeit bearbeiten zu lassen. Ich riet, sich mit Hauptmann Z. in Verbindung zu setzen. Welche geringe Lockung für Rilke in einer solchen Aussicht lag, war nicht zweifelhaft. Indes, man hatte kaum viel zu wählen, und zudem konnte ich über den Geist, in dem dieses Amt geleitet wurde, nur das Beste sagen, und es war von dieser Seite kein mangelndes Einsehen zu befürchten. Das ermutigte die Fürstin, und sie schrieb den Namen des Hauptmannes auf. Damit endete unsere Aussprache über diese nächste und nötigste Angelegenheit. Der Diener hatte auch eben gemeldet, der Teetisch wäre gedeckt, die Fürstin erhob sich, und wir begaben uns in das erste Stockwerk des kleinen Palastes.

Wir saßen dort in ihrem schmalen Schreibzimmer mit den vielen guten Bildwerken. Über Rilkes Platz hing an der Wand ein weißer und blauer Luca della Robbia. Rilke fragte nach meinen Arbeiten. Meine Entgegnung, daß ich das dramatische Schaffen als das mir gemäße ansähe, geschah etwas zögernd, weil die Erfolge, deren ich mich hätte rühmen können, gering waren. Ich hatte seit den Erschütterungen des Kriegsbeginns erst langsam wieder zu Plänen gefunden und war mir der Teilnahme Rilkes keineswegs sicher, zumal es sich um eine Form handelte, in der er sich versucht und die er längst aufgegeben hatte. Aber Rilke fragte weiter,

und ich meinte bald zu spüren, daß es nicht aus bloßer Höflichkeit geschah. Ich bekannte mich zu der strengen Form des Dramas, zu der Forderung nach Einheit des Raumes und der Zeit, die erfüllt werden müßte, zum Ablauf einer Handlung in einem Zug und daß es kein Entrinnen mehr geben dürfte, und alles nur Notwendigkeit wäre, sowie sich der Vorhang gehoben hätte. Große Vorbilder hiefür waren leicht zu nennen. Rilke fragte nach meinen Versuchen. Ich deutete etwas von einer früher ausgeführten Arbeit an. Er wollte mehr wissen, und ich mußte die Fabel erzählen. Er folgte mit hellem Gesicht, mit bejahenden Einwürfen und schien die Handlung richtig geführt zu finden. Doch sprach er nicht aus, wieweit ihm das Erzählte, das unter bürgerlichen Menschen von heute angenommen war, als Vorwurf für ein Drama zusagte.

Mich beirrte es wohl ein wenig, daß so viel von meiner Sache die Rede sein sollte. Rilke hatte aber wohl keine Neigung, von sich zu sprechen, nach jener Einleitung. Die Fürstin hatte seine Möglichkeiten, zur Arbeit zu gelangen, schon berührt. Da hatte er dazu nur eine leicht verzweifelte Bewegung gemacht, die zugleich seinem ungewissen Zustand galt. Auch kam es mir als dem Jüngeren eher zu, Fragen zu beantworten als Fragen zu stellen. Ich weiß nicht den Grad der Höflichkeit und der Nachsicht, ich glaube, daß er groß war, mit dem Rilke solchen Vorträgen, die ihm jedenfalls oft genug vorgekommen sind, zuhörte. Aber über das hinaus meinte ich nachher wohl zu begreifen: Es war vor allem der Gedanke Form, dessen Anschauungen meine Ausführungen in ihm wachriefen, und der ihm vielleicht seit längerer Zeit, im besonderen auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, von einem entschieden Wollenden nicht begegnet war. Und dazu, er war Künstler. Er sah einen andern um ein künstlerisches Ziel bemüht, das erlebte er mit, seine hellen, fast fröhlichen Augen sagten es. Es war rührend zu sehen, wie er, in dieser Willigkeit zuzuhören, bescheiden zurücktreten ließ, was ihn bedrückte. Einiges von den äußeren Schicksalen jenes Versuchs wünschte er noch zu erfahren. Daß er sich damals das Urteil gebildet, ich wäre noch wohl auf dem rechten Wege — dieses Gefühl habe ich behalten auch neben dem einer leichten Unbefriedigung, das einem nicht erspart bleibt, wenn man sich auseinandersetzen, aber nicht beweisen kann.

Die Fürstin hatte zugehört, aber fast nichts dazu gesprochen. Jedoch die Art, wie wir uns über die Kunstdinge unterhielten, hatte sie auf einen Gedanken gebracht, dem sie nun auch Ausdruck gab. „Serafico, wir werden versuchen, ob wir die Planchette zum Reden bringen." — „Wissen Sie, was das ist, die Planchette?" Ich wußte es nicht. Rilke erklärte es mit Lebhaftigkeit, und schon war ein Tischchen bereit. Die Fürstin hieß einen Diener größere Bogen Papier zu bringen, die auf ihre Stärke geprüft wurden, der taugliche wurde in der Größe der Tischplatte zurechtgeschnitten. Rilke beschrieb ihn nach einer Einteilung, die ich nicht deutlich in Erinnerung behalten habe, mit den Buchstaben des Alphabets, und die Fürstin stellte in die beschriebene Mitte des Blattes ein umgekehrtes Trinkglas.

Nun hatten wir, Rilke und ich, auf entgegengesetzten Seiten des Glases die Fingerspitzen anzulegen, entsinne ich mich recht, ohne daß die flache Hand auf der Unterlage haftete. Die Fürstin hatte sich auf dem Teetisch ein Blatt Schreibpapier zurechtgelegt und stellte die Frage an ein unsichtbares Wesen, ob es nahe sei und etwas auszusprechen wünsche. Das Glas stand erst so ruhig, daß man wohl hätte glauben können, es würde sich niemals rühren. Indes, mit einem Male setzte es sich in Bewegung und schob sich nach einem der Buchstaben von uns beiden weg zur Fürstin hinüber. Es war unvermeidlich, daß ich hiebei einen Druck von Rilkes Finger zu spüren vermeinte. Die Fürstin schrieb den Buchstaben unter die Frage auf und wartete. Das Glas begann abermals seinen Platz zu verändern, schon etwas lebhafter, stand still, ging wieder. An eine willentliche Einwirkung hätte man schon nicht mehr denken können. Einige Buchstaben waren beisammen. Sie ließen sich zunächst zu keinem Wort verbinden, auch in einer anderen Sprache als der deutschen nicht. Man hatte abzuwarten. Aber es ergaben sich hartnäckig nur Buchstabenfolgen, mit denen nichts anzufangen war, und auch ein Bezug zu den früheren ließ sich nicht herstellen. Am Ende meinte die Fürstin, es wolle sich diesmal offenbar nichts mitteilen

und es müsse wohl aufgegeben werden. Ich versicherte, ich hätte gewiß keinen bewußten Widerstand geleistet, aber ich fürchtete, vielleicht überhaupt nicht die ausreichende Eignung dafür mitzubringen. Die Fürstin erinnerte Rilke daran, welche bestürzenden Ergebnisse die gleiche Übung gehabt, als er sie, nicht lange Zeit vor dem Kriege, auf Schloß Duino mit dem Fürsten versucht hatte. Das Glas war ununterbrochen von Buchstaben zu Buchstaben gelaufen, und Botschaften von schönstem dichterischem Ausdruck wurden so vermittelt, auch der Krieg, allen zum Erschrecken und doch zur Bestätigung nickend. „Sie müssen etwas davon hören!“ drängte die Fürstin. „Holen Sie doch das Buch, Serafico, und lesen Sie uns vor.“

Rilke erhob sich und ging an mir vorbei in das anstoßende Zimmer. Dieses ein bloßes Vorübergehen wurde mir ein seltsamer Eindruck. Es war das einzige Mal, daß ich Rilke gehen sah, denn an jener Seite auf der Treppe konnte ich diesen Eindruck nicht so gewinnen wie jetzt. Was war in diesem bedachten und weichen Gang, das fremdartig berührte? Ich hatte niemals denen beigepflichtet, die in Rilkes Kunst etwas von weiblicher Empfindungsart sahen. Dieser Augenblick aber störte meine Vorstellungen von ihm ein wenig. Ich riet nachher daran herum. Erinnerte es an den Gang eines Tänzers, oder durfte man meinen, es geisterte darin etwas von jener spielerischen Leitung in seiner Kindheit, von der er auch im „Malte Laurids Brigge“ erzählt? Da ihn die Mutter als Mädchen zu verkleiden liebte, das ihr erwünschter gewesen wäre als der Knabe, und das, wie Malte nach geendigtem Verkleidungsspiel auch eigensinnig festhielt, nicht gestorben wäre? Und später einmal stieß ich auf seine Verse: „Dann aber will ich, wenn ich vieles weiß, einfach die Tiere anschaun, daß ein Etwas von ihrer Wendung mir in die Gelenke herübergleitet . . .“

Als ich sie las, empfand ich sogleich diesen wunderlichen Augenblick in ganzer Stärke wieder. Nicht zu vergessen war jedenfalls: das Anderseitige ist in ihm gegenüber dem, woran einem die Menschen den Blick gewöhnen, unabsehlich, und es war gar nicht nötig, daß man damit so schnell fertig wurde, wenn einem etwas davon in die Sinne fiel.

Rilke kam wieder und brachte das Buch mit, das, ich glaube, in Pergament gebunden war. Er hielt das Buch vor sich auf dem Schoß, nahm sogleich die Haltung des vertieften Lesers an und las mit leicht erhobener und gehärteter Aussprache. Es war zu sehen, daß er gerne las und daß er darin eine Würde empfand. Was er las, war allerdings erstaunlich. Es waren lyrische Verkündigungen, nicht von Vers oder Reim gebunden, Zwiesprachen voll zauberhafter Vorstellungen. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Unbekümmertheit schwangen sie sich von Bild zu Bild, die unserer Sinnenwelt entnommen waren, aber auf ein unbekanntes Dasein wiesen. Seiner näheren Bezeichnung jedoch wichen sie geflissentlich und wie mit dem Ton der Klage aus. Man meinte diesen Sätzen manchmal wohl anzufühlen, daß Rilke sie niedergeschrieben, aber am Ende war diese Art holder Gestaltlosigkeit nicht seine Sache. Die Voraussage des Krieges war, in seherhaften Worten, unzweideutig ausgesprochen. Als Rilke innehielt, drückte ich ihm mein Staunen über das Gehörte aus. Er nickte bedeutungsvoll. „Ich könnte so noch lange fortfahren.“

Es war Zeit geworden aufzubrechen, und ich verabschiedete mich. Rilke begleitete mich die Treppe hinab. Die Diener standen an der Kleiderablage und am Windfang vor den untersten Treppenstufen. Ich wünschte ihm vor allem eine günstige Lösung der Sache seiner Einberufung von allen Sorgen hierüber. Er äußerte herzlich den Wunsch, daß wir uns wiedersähen, der ja auch nur der meine sein konnte. Das hat sich uns nicht erfüllt. In den ersten Tagen des neuen Jahres schon hatte er, wenn ich nicht irre, Wien zu verlassen und an seinem Bestimmungsort einzurücken. Die Fürstin tat die nötigen Schritte, um ihn an das Kriegsarchiv zu bringen. Diese Dinge gingen sehr langsam. Doch sie erreichte dann endlich die Zuteilung dorthin und später seine Enthebung von jeder Dienstleistung. Ich habe davon nur mittelbar erfahren, und, nachmals selbst einberufen, habe ich in dieser seiner Wiener Zeit die Gelegenheit nicht mehr gehabt, Rilke wiederzusehen.

Der Krieg ging zu Ende, und es kamen die schlimmen Jahre danach. Eines Tages erhielt ich aus der Schweiz einen Brief von Rilke, der unsere Verbindung „ein wenig belebt zu

sehen“ wünschte. Er hatte in Genf die Schauspielkunst Pitoeffs kennen und auf das höchste schätzen gelernt, und da Pitoeff gewisse Teilnahme für meine Arbeiten zeigte, erbot sich Rilke, mir davon Mitteilung zu machen. Das war zu Ende des Jahres 1920. Wie Rilke den letzten Brief an mich schloß, mußte mir nachher, da ich ihn nicht wieder sehen sollte, wie ein abschiednehmender Segensspruch werden. „Das Datum dieses Briefes legt es nahe, daß man sich gewisse fällige Wünsche, über die immer vorhandenen hinaus, zusende — ich tue das, lieber Herr Mell, um so mehr, als, für uns Auswärtswohnende, der Begriff Wien identisch geworden ist mit einem Knäuel weithinaus unentwirrlicher Schwierigkeiten. Wie sollte man da nicht alle Wünsche zusammennehmen. Möge Ihre Arbeit nicht zu sehr unter den eindringlichen Bedrängnissen leiden und das Leben, das seiner Natur nach zu versehende, Ihnen freundlich sein!“

Illustration: Klumbies

Rätselhaftes Bleichgesicht

Die Indianer in der Gegend von Sault Ste. Marie in Kanada sehen den augenblicklichen Uranrummel dort mit Mißbehagen. Auf die Frage, inwiefern diese Dinge seinen Stamm berühren, erwiderte der Häuptling Steve Buzwah:

„Vor zwei-, dreihundert Jahren kam weißer Mann zum Nordufer des Oberen Sees. Er nahm alle Pelze und gab Indianern Glasperlen. Paar Jahre später schlug er alle dicken Bäume und baute Sägewerke. Bald keine dicken Bäume mehr; er ging weg. Paar Jahre später kam er wieder; baute Papierfabriken in Espanola, schlug alle dünnen Bäume. Ließ am Nordufer nichts als Steine. Und jetzt, zum Teufel, kommt er wieder und holt die Steine.“

WIEN XVIII. JÖRGERSTRASSE 10
und in allen Fachgeschäften

ÖSTERREICH

Umflügelt von Hügeln, gebettet in Wein,
Liegt weit und herrlich mein Land,
In das, gekeltert aus Sonnenschein,
Ewiges, Schönstes gebannt.
Kein Land, das man leicht in Trübsal senkt,
Das viel lieber Frohes und Freies schenkt.
Ein lichtes Land, ein freudiges Land,
Geliebt von Gottes Vaterhand.
Wir kennen es herb, sie nennen es weich:
Österreich!

Es war nie ein Land für Haß und Zwang,
Für alles, das laut und schrill,
Hier wurde das Wort zu oft Gesang
Und das Tiefste empfinden wir still.
Hier erbt sich der Brauch vom Vater zum Sohn,
Liebend zu werken, doch ohne Fron.
Hier liebt man nicht Hochmut, herrisch und hart
Und will den Herrn nach unserer Art.
Wer das Land versteht, den liebt es reich:
Österreich!

Wie Gottes Atem ist segnend der Wind,
Der hier über Felder und Gärten fährt,
Drum sind wir der Güte treulich gesinnt,
Nicht der Schärfe und dem Schwert.
Wenn heut die Welt an Härte zerbricht,
Die Zeit nur Stahl denkt und nicht mehr Gedicht
Dann wollen wir bleiben auf Gottes Spur,
Sind drum keine Träumer, Menschen nur.
Das löscht man nicht mit einem Streich —
Österreich!

DR. HANS NÜCHTERN

ALFONS PETZOLD ZUM 75. GEBURTSTAG

24. September 1882 — 26. Jänner 1923

Alfons Petzold stammte aus dem Volk und blieb zeit seines Lebens mit diesem verbunden. Deshalb ist seine Dichtung eine Aussage des arbeitenden Volkes, ein Bekenntnis der Besitzlosen, ein Bildnis derer, die von der Gesellschaft zertreten wurden und sich im Staube winden. Eine kleine Erzählung und ein Gedicht mögen hievon Zeugnis ablegen.

DER BLINDE

„Wenn es bei euch dunkel ist, wird es bei mir licht!“ So sprach der junge, blinde Bürstenbinder, der mein rechter Bettnachbar im Krankenhaus war.

Und ein Lächeln huschte über die krankhaften Kanten seines totgeborenen Gesichtes und machte es gütig und milde.

Wenn die große Sonnenlampe in der Mitte des Saales ausgelöscht wurde und die kühle Stille des Dunkels auf kochenden Gehirnen, stechenden Brüsten und fieberglutdurchwogten Adern lag, Träume, Gesundheit und Lebensfrische von einem Bett zum andern trugen und Husten und Stöhnen wie aus weiter Ferne kamen, glänzte ein starkes Licht in der Seele des Blinden auf und machte sein Dasein reich an Bildern.

Unter seiner grobhaarigen Bettdecke, pultartig von seinen Füßen gestützt, lag ein mächtiges Buch, dessen Blätter in Blindenschrift von der Geistesarbeit vieler Dichter und Denker erzählten und den tastenden Fingern des Bürstenbinders das Wort der Tat und der Schönheit übermittelten.

Oft streifte schon die erste Stunde des neuen Tages das Haus und ich hörte noch immer den leisen rauschenden Lauf gewendeter Buchseiten und hie und da das Murmeln des Lesenden, der eine besonders schöne Stelle vor sich hin sprach.

Oh, wie ich doch diesen Menschen, der tagsüber das Mitleid aller erregte, um diese heiligen Nächte beneidete!

Um seine Blindheit, die ihn in dunkler Zeit in die strahlende Helle der Erleuchtung und des Weitverstehens führte, nach der ich Sehender vergeblich auf der Suche war und sein werde. Um die Reinheit seines Erlebnisses, das ganz seiner Seele angehörte und das ihn keusch und würdig machte.

Er durfte dem „Lächeln der Götter“ lauschen, was mir Sehendem versagt bleibt.

Denn er sah nicht den unermeßlichen Raum vor sich, der uns von dem anderen Reiche trennte, kein Schauen in eine ungeheure Leere erfüllte ihm die Seele mit Angst und mutlosem Entsetzen.

Lächelnd und sicher schritt er an den fürchterlichsten Abgründen vorbei, durchquerte schauerliche Wüsten, ging singend durch düstere Wälder.

Er konnte die Ereignisse der dichterischen Eingebung in ihrer Klarheit erfassen.

Kein Gegenstand warf seinen plumpen, erdrückenden Schatten auf die Erscheinungen, die auf der Bühne seines Bewußtseins emportauchten, ihm klang nicht das Wort, das dröhnend und wütend den hohen Gedanken des Dichters erschlägt.

Er las Seelenteilchen von seinen Buchseiten herab, die lebendig waren und blieben.

Und weil er die schwarzen Worte nicht sah, so überstieg er fröhlich und ohne Mühe das Gebirge, das diese bilden und das wolkennäher ist als der Himalaja.

Dahinter fand er ein wundervolles, unermeßlich großes unerforschtes Märchenreich.

Wenn ich ihn des Morgens ansah, lag noch der Glanz von diesem Reich in seinen erloschenen Augenhöhlen.

Sechs Wochen blieb er mit mir im Spital, dann fuhr er irgendwohin zu entfernten Verwandten und starb dort, kaum zwanzig Jahre alt. Gar oft gedenke ich seiner und flüstere vor mich hin: „Wenn es bei euch dunkel ist, wird es bei mir licht!“

DER KRÜPPEL

Schleicht da einer die Straße entlang,
mühselig, schleppend ist sein Gang;
kann kaum seine Füße bewegen,
muß wie ein Wurm sich winden und regen,
blickt alle Menschen trübsinnig an:
ein verkrüppelter Mann.

Vor Wochen noch stand er beim Amboßstein,
glühte Eisen in Eisen ein.
Bis ihn die Transmission erfaßt,
die ihm die schlaffende Hand zerpraßt,
und er auf der Klinik lag und sann:
ein verkrüppelter Mann.

Sein Chef, bei dem er den Arm verlor,
sprach mit dem Bittenden vor dem Tor:
„Mann, das kann hier jedem geschehn;
ich kann doch nicht hinter den Leuten stehn.
's war halt vom Schicksal ein dummer Streich.
Schade um Euch!"

Und gibt ihm zehn Kronen den Monat; zur Not
entgehen die Kinder dem Hungertod.
Doch weil sie ewig hungrig sind,
sein Weib vom nächtlichen Näh'n halb blind,
muß er an Straßenecken stehn
und um das kupferne Mitleid flehn.

Fernseh-Lesemaschine für Blinde

Der ungarische Wissenschaftler *Laszlo Zelenka*, Adjunkt am Physikalischen Institut der Technischen Hochschule, hat eine billige und ganz moderne Lesemaschine für Blinde konstruiert. Der neue Apparat ist leicht und mühelos zu handhaben, seine Anfertigung einfach, die Instandhaltung leicht und das Wichtigste an ihm ist, daß er zur sinnlichen Wahrnehmung von allerlei Zeichen, Buchstaben und Ziffern geeignet ist. Mit diesem Apparat können also lateinische, zyrillische, griechische und auch hebräische Buchstaben gelesen werden.

Den Einfall für diese Erfindung gab eine einfache Gedankenassoziation. Warum könnten die „Bilder", die sich in einem Buch oder einer Zeitung aus den sich aneinanderreihenden Buchstaben ergeben, nicht durch eine Photozelle zum elektrischen Strom umgewandelt und dann wieder zu Buchstaben gestaltet werden? Daß dies ohne weiteres möglich ist, haben die ersten Versuche bewiesen. Und nun steht dieser moderne und billige Apparat, der es den 10.000 Blinden in Ungarn und den 40 Millionen Blinden der Erde ermöglichen wird, jeden beliebigen Text zu lesen, bereits kurz vor seiner endgültigen Fertigstellung.

Der Apparat besteht aus zwei Hauptteilen. Der eine ist ein die Zeilen des Buches durchlaufender Lesekopf, der andere eine in eine Schachtel gebaute Konstruktion, auf deren Oberfläche, die die Größe einer Briefmarke hat, eine Platte mit einem Bohrloch angebracht ist. Und während der Blinde mit dem Lesekopf, der 100 Gramm schwer und etwas dicker als eine Füllfeder sein soll, die Zeilen durchläuft, nimmt die andere Hand auf der Platte mit dem Bohrloch die Form des Buchstabens oder Zeichens sinnlich wahr, die sich vor der winzig kleinen Öffnung des erwähnten Lesekopfes befindet. Die Lesemaschine beruht auf dem Prinzip des Fernsehens. Sie zerlegt die in einer „ordentlichen" Zeitung oder einem Buch mit dem Lesekopf berührten Buchstaben in ihre Elemente. Das erfolgt sehr rasch. Die Elemente werden je nachdem, ob es sich um einen dunklen oder lichten Teil handelt, vom Apparat elektrisch „ausgewertet".

Als Ergebnis der Auswertung erheben sich aus der Platte mit dem Bohrloch Nadeln. Und zwar ist dort, wo das dunkle Element ist, der dunkle Buchstabenteil.

Die sich erhebenden Nadeln gestalten in ihrer Gesamtheit die Form des Buchstabens oder der Ziffer.

Soweit die Erfindung. Sie ist einfach und billig und stellt darüber hinaus für die 40 Millionen Blinden der Welt ein Geschenk dar, wie wir Sehenden es vielleicht gar nicht erfassen können.

ERNST SCHEIBELREITER:

Es regnet auf die sonnenwarmen Stachelbeeren

Des Müllers Garten lag dicht am Fluß. Recht verwahrlost lag er an dem braunen Wanderwasser. Voll bleichgrüner Flechten die Apfelbäume; sie fruchteten zwar noch, aber es schien doch so, als trügen sie ihre unreifen Früchtlein nur widerwillig. Manche Äste waren sogar blätterleer und gemahnten an Totengerippe, Totentanz.

Und in der niedrigeren Kräuterwelt war schon längst kein bißchen Ordnung mehr: zuchtloses Gras hatte die paar schmalen Pfade verschluckt, Brennesseln bedrängten das hölzerne Lusthaus bis zur offenen Tür hinein und um die Bank bei den Birken scharte sich die blaublühende Wegwarte, zudringlich wie eine Schar von Hühnern, wenn sie die Hausfrau Brot essen sieht.

Aber das war es eben: die Hausfrau fehlte dem buckligen Müller und so mußte alles um ihn herum verwahrlosen, was nicht zur handnächsten Arbeit gehörte. Und der Garten gehörte ja nicht zur Müllerei; der hätte ein bißchen Herz für sich allein gebraucht.

In einem meiner Bubensommer, da ich noch Balladen schrieb, lockte mich dieser Garten als mächtiges Motiv. Im Nu hatte ich aus dem Müller einen richtigen Bösewicht gemacht und aus dem Garten seine wilde Seele. Ahnt man schon, wie meine Ballade in wuchtigen Versen daherrollte, ein Gewitterchen der Worte und Gedanken?

Der Müller war wirklich unordentlich, koboldhaft. Daran trug nicht nur der Höcker schuld, den er gleich einem schlampig umgeschnallten Rucksack schleppte. Er trank gern und behauptete immer mürrisch, daß ihm der Körner- und Mehlstaub in seiner Mühle die Kehle reize. Aber wenn er getrunken hatte, dann wurde er freundlich, scherzte mit den Weibsbildern und lachte mit uns Buben. Der Wein machte ihn wohl seinen schiefen Buckel vergessen.

Aber solche Verwandlung sollte meine Ballade vom Müller und seinem Garten nicht beeinträchtigen! Julimitte, Schulferien! Ich stand auf dem Flußsteg und schaute in den schlampigen Garten hinüber. Die erste Strophe regte sich in mir, wie der Wurm im Apfel.

Und jetzt taumelte der Müller selber aus dem Wirtshaus, freundlich gemacht durch den gelben Loibner. Eh ich abstreichen konnte, stand er vor mir und fragte mich, ob ich gerne Stachelbeeren äße.

Ahnte er meine Balladenabsicht und wollte er mich stören oder gar verhöhnen? Doch seine Worte klangen völlig arglos: „Mußt nur über die Mauer springen, da stehst gleich vor den Stachelbeeren. Und essen kannst, bis du Bauchweh hast."

Wundert sich wer, daß ich mich schämte? „Ich kann doch nicht die Stachelbeeren aus Ihrem Garten essen?" stotterte es aus mir.

Er lachte: „Warum denn nicht? Ist noch das Einzige, was auf dem verluderten Fleck wachst!"

Also gab er selber zu, daß sein Garten nicht auf der Höhe war. Das beruhigte mich, das nahm meiner Balladenabsicht den letzten Rest von Verrat. Während der Müller weitertorkelte, um beim Bürgermeister eine Sau zu kaufen, rutschte ich über die wettermürbe Ziegelmauer und stand schon in den Stachelbeeren. Dunkelrot wie die Rubine und Almadene auf dem Armband meiner reichen Taufpatin leuchtete mich's aus dem niedrigen dornbewehrten Buschwerk an. Und warm von der Mittagsonne waren die Beeren auch, als ich sie in den Mund schob. Diese süße Wärme verzauberte mich. Bald trieb ich allerhand magischen Unsinn damit: hielt sie vor das Auge und versuchte damit in die Sonne zu schauen, oder ich legte sie auf die heiße Mauer, auf daß sie noch wärmer würden, eh ich sie mit der Zunge am Gaumen zerdrückte.

Und dabei dichtete ich meine Ballade vom bösen Müller. Es ging vielleicht gerade darum so gut, weil ich Allotria trieb. Jedenfalls fielen die Strophen fertig in mein Bewußtsein und ich mußte mich geradezu beeilen, sie mit dem schlecht gespitzten Bleistift ins Schulheft zu kratzen.

Die Zeit rann dahin, wie drüben der braune Fluß, und als ich wieder aufschaute, war die Sonne vom blauglühenden Julihimmel verschwunden: eine Wetterwolke hatte sie verschlungen. Aber die roten Stachelbeeren waren darum nicht weniger schmackhaft. Ich

pflückte, kaute, schluckte Saft, und um die Wetterwolke kümmerte ich mich erst wieder, als sich plötzlich ein Sturmstoß durch den starren Mittag drehte. Eben war ich in meiner Ballade bei der Szene, wo die Dorfhexe die Seele des Müllers in seinen Garten bannte, damit er nun ungehindert böse sein konnte. Und jetzt murrte die Wetterwolke schon vernehmlich in meine sybaritische Schöpferseligkeit. Die ersten schweren Tropfen fielen. Man kann mit Genuß weder essen noch dichten, wenn einem das Himmelswasser immer stärker auf den Kopf trommelt. Ich flüchtete in das hölzerne Lusthaus: dort war es noch dunkler und roch nach Staub, als hätte eben jemand Holz gesägt oder Teppiche ausgeklopft. Das alles tat meiner Ballade gar nicht gut. Draußen wurde die Luft frisch, erdhaft, eine Hochzeit der Elemente vollzog sich langsam; nur in der Welt meines langen Gedichtes wurde alles schwüler, brandiger. Es gefiel mir auf einmal gar nimmer, aber ich mußte weiterschreiben; mein hilfloser Trotz schaffte mir's an.

Zuletzt wurde mir derart unbehaglich, daß ich vom Heft weg in den Regen hinaussprang. Ich hüpfte zu den Beerenbüschen und riß die nassen Rubine und Almadene von den tropfenden Zweiglein. Außen schmeckten die dunklen Fruchtkugeln jetzt ein wenig nach Regen, aber innen waren sie noch immer süß und warm. Und eine zweite Verzauberung geschah mir: gerade weil die Stachelbeeren immer gleich gut blieben, kam mir meine Ballade um so schlechter und schwächer vor, mein Stolz mochte aufbegehren, wie er wollte! Muß ich noch viel erklären? Als das Mittagswetterchen vorüber war, waren auch die Stachelbeeren geerntet und verspeist. Und meine Ballade schwamm als Papierkugel den braunen Fluß hinunter. Mein Gaumen war glücklich, mein Kopf weniger. Vergebliche Arbeit macht immer unzufrieden, auch wenn es sich nur um eine holprige Ballade handelt. Aber ein unbedenklicher, zeitloser Jugendsommer ist ja so voller Pläne und Hoffnungen, daß Unmut und Reue nicht viel Platz darin haben . . .

Aus Briefen an „Unser Schaffen"

Zur Hauptversammlung erlaube ich mir, Ihnen allen meine herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Möge es unserer Hilfsgemeinschaft wie bisher gelingen, der „Motor aller Blindenvereine" zu sein und neue hochgesteckte Ziele zu erreichen. Ich, die ich die Vereinigung erst seit einem Jahr genauer kenne, kann nur sagen, daß mich ihre Leistungen mit Bewunderung erfüllen . . .

Melitta Adler, Hallstatt

. . . Ich konnte meinen Mann nach Unterdambach begleiten. Für Ihr liebes Entgegenkommen recht herzlichen Dank. Es hat meinem Mann im Urlaub sehr gut gefallen und er freut sich heute besonders darüber . . . Ihre Gemeinschaft erkennt die Schicksale sehr gut und bemüht sich, den blinden Kollegen einige Wochen schönen Urlaub zu ermöglichen . . . Daß die Blinden in Oberösterreich die Blindenbeihilfe nun bekommen, will ich Ihnen nur kurz berichten. Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten wird bestimmt dazu einiges beigetragen haben . . . **M. Hatheyer**, Schärding

. . . Die Beiträge Ihres Blattes sind wirklich interessant und wertvoll. Ich werde in meinem Bekanntenkreis selbes zirkulieren lassen und auf diese Weise für Ihre Schützlinge werben . . .

Maria Wowes, Baden bei Wien

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

SEHHILFE FÜR BLINDE

Das Beschäftigungsheim für Blinde zu Brooklyn hat, unter Mithilfe bekannter Augenfachärzte, eine neue Sehhilfe für praktisch Blinde und auch für Personen, welche nur mit einem geringen Sehrest begabt sind, entwickelt. Es handelt sich hierbei um eine Art von Kombination zwischen einer gewöhnlichen Brille und einer Leselupe.

Die Entdeckung dieser Möglichkeit zur Ausnutzung selbst des geringsten Sehrestes geht auf die Initiative des geschäftsführenden Direktors des Beschäftigungsheimes für Blinde zu Brooklyn, Mr. *Peter J. Salmon*, zurück. Mr. Salmon, der heute 61 Jahre zählt, ist seit seiner Geburt praktisch blind. Er erhielt seine Erziehung und Schulbildung im Perkins-Institut für Blinde, Massachusetts, und konnte seit seiner Kindheit naturgemäß nur Punktschrift lesen. Vor etwa 15 Jahren begann nun Mr. Salmon den Versuch, seinen schwachen Sehrest mit Hilfe von Leselupen und ähnlichen zur Verfügung stehenden optischen Geräten besser auszunützen. Schließlich machte er noch einen Versuch mit einer Brille, mit welcher eine Leselupe verbunden war.

Dieser Versuch endete mit einem positiven Ergebnis. Nach langen intensiven Übungen gelang es Mr. Salmon erstmalig 1953, anläßlich der Jahreskonferenz der Nationalen Gesellschaft für die Verhütung der Blindheit, unter Zuhilfenahme der neuen Lesevorrichtung einen von ihm gehaltenen Vortrag von einem maschingeschriebenen Konzept zu lesen.

Bereits ein Jahr früher, im Januar 1952, konnte das Beschäftigungsheim für Blinde, Brooklyn, auf Grund des günstigen Fortschreitens der Übungen, welche Mr. Salmon mit der von ihm geschaffenen Sehhilfe unternahm, an die Errichtung eines Sehhilfedienstes für Blinde denken. Natürlich stand hierbei eines von vorneherein fest: Die Erfahrungen, welche ein Blinder mit dem Gerät gemacht hatte, sollten in Hinkunft auch allen seinen Schicksalskameraden zugute kommen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß sich der Sehhilfedienst in den ersten Tagen seines Bestehens fast unübersteiglichen Schwierigkeiten gegenübersah. Galt es doch, dieses Gerät zu einem wahren Volkshilfsmittel zu machen. So mußte natürlich jeder einzelne Klient, der sich um die Sehhilfe bewarb, vorerst sorgfältig auf seine Eignung zum Gebrauch derselben untersucht werden. Sodann war die Neukonstruktion an jedem Einzelnen zu erproben, d. h. es mußte festgestellt werden, wie die Augen der einzelnen Klienten auf die Brille reagierten. Außerdem — und dies wohl nicht zuletzt — mußten die in Fachkreisen gegen das neue Gerät bestehenden Vorurteile wirksam entkräftet werden.

Es ist natürlich, daß die neue Sehhilfe kein Allheilmittel darstellt. Bewirbt sich ein Blinder um die Sehhilfe, so muß zunächst festgestellt werden, ob zumindest sein Sehnerv noch intakt ist. Trifft dies nicht zu, so ist beim Stande der derzeitigen Forschungen auch die Sehhilfe wirkungslos. Im Anschluß an diese Feststellung mögen einige Ausschnitte aus dem Jahresbericht 1955 der Nationalen Gesellschaft für die Verhütung der Blindheit für den Leser dieser Zeilen von Interesse sein. In einem Absatz dieses Berichtes werden die bisherigen Ergebnisse des Sehhilfeprogrammes behandelt, welches in größerem Maßstab im September 1953 am Rehabilitationszentrum für Blinde in New York gestartet worden war und dessen Leitung ein Professor für Augenheilkunde an der Universität New York innehat. Man untersuchte zunächst 200 Personen, welche sich um die Erlangung der Sehhilfe beworben hatten, auf ihre Eignung zur Benützung derselben. 100 wurden als geeignet befunden. Zwei Drittel von diesen 100 Personen besaßen einen Sehrest von 10% abwärts bis zu 5% des normalen Sehvermögens. Die übrigen verfügten über einen noch geringeren Sehrest.

Ferner ist dem Bericht zu entnehmen, daß von den angeführten 100 Personen 76 bereits früher die bisher im Gebrauch stehenden optischen Hilfsmittel verordnet erhalten hatten, daß die Anwendung dieser Mittel für sie jedoch ohne jeden greifbaren Erfolg geblieben war. Auf einer im Januar 1956 in Santiago de Chile abgehaltenen Panamerikanischen Konferenz für Augenheilkunde wurde

auf Grund dieses Berichtes festgestellt, daß mindestens einem Viertel aller in den USA lebenden Blinden durch die Anwendung der neuen Sehhilfe geholfen werden könnte.

Im Beschäftigungsheim zu Brooklyn, wo die Entdeckung der Sehhilfe erfolgte, ist man noch optimistischer. Der Leiter des dortigen Sehhilfedienstes erklärte in einem Bericht vom 31. Mai 1956: Von 576 überprüften Fällen konnten 460 mit der Sehhilfe ausgestattet werden. Sowohl die Erwartungen der Patienten als auch die ihrer ärztlichen Betreuer wurden hierbei vollauf erfüllt. Der älteste mit Sehhilfe erfolgreich ausgestattete Patient zählte 90 Jahre, der jüngste 4½. In 40 Fällen hätte geholfen werden können, doch konnten sich die betreffenden Patienten nicht zur Anwendung der Sehhilfe entschließen. In 76 Fällen war beim gegenwärtigen Stand der Forschung leider keine Hilfe möglich.

Die hohe Anzahl der positiv erledigten Fälle ist bei der kurzen Zeit des Bestandes des Sehhilfedienstes um so erstaunlicher, als eine Reihe von Patienten, denen man auf diese Weise hatte helfen können, bereits jahrelang — allerdings erfolglos — von Fachärzten mit den bisher bekannten Hilfsmitteln und Methoden behandelt worden war. „Erfolg" in bezug auf Sehhilfe bedeutet, daß der Patient imstande ist, den Lesestoff nicht weniger weit vom Auge entfernt zu halten, als dies eine mit durchschnittlichem Sehvermögen begabte Person zu tun vermag. Es ist natürlich klar, daß keiner, dem so geholfen werden kann, auf einmal fließend zu lesen versteht. Viele Patienten haben überhaupt niemals in ihrem Leben Schwarzschrift lesen gelernt; andere müssen das jahrelang nicht Geübte in mühevoller Kleinarbeit erst wieder rekapitulieren. Entscheidend ist jedoch, daß das Lesenlernen in allen Fällen — bisher mögen es etwa 1000 Personen sein, denen in den Vereinigten Staaten durch die Anwendung der Sehhilfe hatte geholfen werden können — voll und ganz geglückt ist.

Man hat sich natürlich in den zuständigen Kreisen das Ziel gesetzt, nicht bei den derzeit erlangten Erkenntnissen stehenzubleiben, sondern die Forschung zum Ausbau der neuen Sehhilfe weiterzutreiben. Man will so einer großen Anzahl von Sehbehinderten, wenn dies schon nicht für alle möglich ist, bei der Überwindung der durch ihr Gebrechen bedingten Schwierigkeiten im Lebenskampf entscheidend behilflich sein.

Wie lange es dauern wird, ehe die Sehhilfe zu einem wahren „Helfer der Menschheit" geworden ist, hängt naturgemäß weitestgehend davon ab, ob die mit ihrer Verbreitung zu befassenden privaten Organisationen und Stellen der Öffentlichen Hand den Wert der Sehhilfe erkennen und — was noch viel wesentlicher ist — sich ihrer sozialen Verpflichtung bewußt werden, auf jedwede Weise zur Verbreitung der Sehhilfe beizutragen. Das New Yorker Rehabilitationszentrum ist wohl bemüht, allen seinen Klienten, welche um die Gewährung der Sehhilfe ansuchen, diese zu geben, allein aus eigenen Mitteln wird es auch dem Rehabilitationszentrum nicht mehr lange möglich sein, die hohen Anschaffungskosten der neuen Brille und die noch dazukommenden Spesen für die Untersuchung der Patienten zu tragen. Man muß bedenken, daß sich der Preis der kombinierten Brille und Leselupe gegenwärtig zwischen 15 und 30 Dollars pro Paar bewegt. Das Rehabilitationszentrum gewährt derzeit für mittellose Patienten vollkommen kostenlose Untersuchung und spesenfreie Belieferung mit der Sehhilfe. Bei der Feststellung der Mittellosigkeit verfährt man jedoch sehr großzügig, so daß die wenigsten Sehhilfewerber die Kosten für Untersuchung und Anschaffung des Gerätes selbst tragen müssen.

Nach den neuesten Feststellungen könnte gegenwärtig allein in den USA etwa bei 250.000 Sehbehinderten, das wäre bei drei Viertel aller in den Vereinigten Staaten lebenden Blinden, durch die Anwendung der neuen Sehhilfe eine wirksame Besserung ihres Loses erzielt werden. Die Ausdehnung des Sehhilfeprogrammes jedoch auf diese beträchtliche Anzahl von Blinden ist leider immer noch als eine Frage der Zeit zu bezeichnen.

Übersetzung aus dem Englischen von Ernst Kotovsky
(Blinder Telephonist bei der Gemeinde Wien)

RUDOLF SCHOLZ

Probleme der Blindenbetreuung

Ein blindgeborener Knabe fragte einst seinen älteren Bruder, welcher Unterschied zwischen ihren beiden Sommermützen bestehe, worauf folgendes Gespräch begann:

„Keiner, weil beide Mützen weiß sind!"

„Und wie ist weiß?"

„Wie der frischgefallene Schnee!"

„Aber der Schnee ist kalt und feucht und das sind unsere Mützen nicht!"

„Also dann ist weiß wie das Fell unserer Katze!"

„So glatt und weich sind unsere Mützen nicht!"

Daraufhin streichelte der Sehende seinen jüngeren Bruder. Den Blinden bleiben manche Schönheiten des Lebens vorenthalten. Der später Erblindete hat die Erinnerung und träumt von den Schönheiten, die er einst gesehen und empfunden hatte. Wenn er die Augen schließt und ganz in sich hineinblickt, dann sieht er wieder die Schönheiten eines Sonnenunterganges, die Pracht des Sternenhimmels, die rauschenden Wasser, die in der Sonne glitzern, und er dankt dem Schöpfer, all das in Wahrheit gesehen und erlebt zu haben. Dem blindgeborenen Kind bleiben diese Schönheiten verschlossen.

Die heutigen Blindenbetreuungen sind unentwegt auf der Suche nach Möglichkeiten, diesen Ärmsten der Armen alle verbleibenden Freuden und Wunder unserer Welt aufzuzeigen und ihnen zugänglich zu machen.

In den Blindenschulen werden bereits sehr entwickelte Methoden angewendet, um den blinden Schülern das Schreiben und Lesen zu ermöglichen. Den Fähigkeiten des einzelnen Kindes wird weitgehend Rechnung getragen und dem blinden Kinde sogar ein Studium ermöglicht. Um jeden Zweifel über eine solche Möglichkeit von vornherein auszuschließen, sei nur auf *Helen Keller* hingewiesen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika im Alter von 19 Monaten erblindete und das Gehör verlor. Trotzdem lernte sie schreiben, lesen und sprechen. Ihr Leben war ausgefüllt von unermüdlicher Arbeit. Sie schrieb nahezu ein Dutzend Bücher und hielt in mehreren Kontinenten Vorträge zugunsten der Blinden. Helen Keller ist heute eine betagte Frau und gehört zu den populärsten Frauen der Vereinigten Staaten.

Ein wahrer Segen für die Blinden war die Erfindung des plastischen Lesesystems, der Braille-Schrift. Das neue System schuf den Blinden eine neue Welt. Bücher und Zeitschriften können jetzt von Blinden gelesen werden, aber auch Schulbücher werden gedruckt und so blinden Studenten die Möglichkeit geboten, sich ein Wissen anzueignen, das bisher nur Menschen mit gesunden Augen zugänglich war. Die Fähigkeit zur Erlernung der Braille-Schrift ist vor allem bei der blinden Jugend zu finden, während es dem im vorgeschrittenen Alter Erblindeten manchmal schwerfällt, sich auf das plastische Lesesystem umzustellen. Natürlich gibt es auch Braille-Schreibmaschinen. Auch unsere Hilfsgemeinschaft verfügt über eine solche.

In vielen Staaten gibt es bereits die sogenannten „sprechenden Bücher", die von allen Blinden gelesen werden können. Sie bestehen aus einer Serie von Schallplatten und umfassen fast alle Gebiete, wie Belletristik, Poesie, Religion und Kunst, Wissenschaften und vieles andere.

Zwei neue Erfindungen im Dienste der Blinden befinden sich noch im Stadium der Entwicklung. Der sogenannte „lesende Bleistift" überträgt die Buchstaben in Töne, die der Blinde vernimmt. Die zweite Erfindung ist der sogenannte Visagraph. Hier handelt es sich um eine Maschine, die Druckseiten auf Aluminiumblätter prägt und dabei so vergrößert, daß der Blinde die Buchstaben mit den Fingern fühlen kann.

Beide Erfindungen befinden sich jedoch noch im Stadium der Versuche.

Die Betreuung und Erziehung der Blinden hat in fast allen Kulturstaaten beachtenswerte Erfolge aufzuweisen, so daß wir hoffen können, daß noch vieles erreicht werden wird, um unseren Blinden und insbesondere unseren blinden Kindern eine solche Erziehung zu geben, daß sie die Schönheiten und Wunder unserer Welt, wenn schon nicht sehen, so jedoch richtig verstehen und empfinden können.

Transplantation tiefgekühlter Drüsen

Jeden Mittwoch zur Mittagsstunde kann man vor dem Operationsraum des Budapester Rókus-Krankenhauses eine Anzahl von Kranken beobachten.

Der Mittwoch ist in der II. Chirurgischen Abteilung des Rókus-Krankenhauses „Tiefkühltag". Da wird die „Bank", der Eiskasten der Chirurgen, geöffnet und daraus das der Heilung dienende Mittel hervorgenommen. Am Mittwoch treffen auch der frische, kontrollierte Kalbshirnanhang und die Nebenschilddrüsen ein, die zur Heilung der Kranken gebraucht werden. Der Leiter der Chirurgischen Abteilung, Professor Kubányi, hat als erster in der Welt diese Methode der Tiefkühl-Transplantation ausgearbeitet, die Antwort auf eine alte Frage der ärztlichen Wissenschaft: wie sich die verlorene Nebenschilddrüse ersetzen ließe.

Der Gehirnanhang oder, wie er mit dem wissenschaftlichen Namen heißt, die Hypophysis cerebri ist ein sehr wichtiges Organ des Menschen. Er ist ein förmlicher „Dispatcher" des Organismus, da er eine ganze Reihe von Lebensfunktionen lenkt.

Gleich als die ärztliche Wissenschaft auf die Spur der regulierenden Rolle kam, die dieses Organ spielt, tauchte auch schon der Gedanke einer Heilung durch Transplantation der Nebenschilddrüse auf. Viele hielten dies für eine Phantasmagorie, einige wagemutige Chirurgen aber machten den Versuch. Seither wurde die Transplantation wiederholt angewandt, doch konnte sie zu keinem allgemeinen Verfahren entwickelt, konnten nicht alle Kranken gerettet werden, weil es an der zu transplantierenden Nebenschilddrüse fehlte. Nun dachte man auch an die Möglichkeit, eine Kalbshypophyse in den Körper des Kranken zu transplantieren, doch stieß man hierbei in der Praxis auf ein gewaltiges Hindernis: bis nämlich nachgewiesen werden kann, daß der ursprüngliche Organismus, in dem die Hypophyse funktioniert hat, nicht an Tuberkulose oder an einer anderen Krankheit gelitten hat, wird die Hypophyse unverwendbar.

Da fand Dr. Endre Kubányi eine Lösung. Er dachte: wenn die Tiefkühlung von der Industrie mit Erfolg verwendet werden kann, warum sollte nicht auch die ärztliche Wissenschaft von ihr Nutzen ziehen können? Der Gehirnanhang besteht ebenso aus lebenden Zellen wie das Ei, der Apfel oder die Erdbeere.

Der Versuch gelang. Die durch Schnellgefrieren auf minus zwanzig Grad gekühlte und auf dieser Temperatur gehaltene Kalbshypophyse und Nebenschilddrüse ist auch nach Monaten ebenso frisch und verwendbar und für eine Operation in hervorragendem Maße geeignet. Nun hat man zur sorgsamen Untersuchung des zu verwendenden Gehirnanhangs reichlich Zeit. Jedes Stück wird gewissenhaft numeriert, im Eiskasten in einem besonderen kleinen Aluminiumbehälter gehalten und nach der sorgfältigen Untersuchung werden die unverwendbaren ausgesondert. Seither ist jeden Mittwoch schon an sehr vielen Kranken diese leichte Operation durchgeführt worden.

Kleines Lächeln gefällig?

Es sagte ...

... ein Jüngling: „Weshalb soll ich mich nicht wie Elvis Presley frisieren? Vater frisiert sich doch auch wie Yul Brynner."

... ein junges Mädchen zum anderen: „Diese Sylvia ist so ein süßes, scheues, zurückhaltendes Ding. Mit einem Wort: durch und durch falsch."

... ein Hausvater beim Fensterputzen zum Nachbarn, der seinen Zaun strich: „Du hast es gut mit deinen zwei Wochen Urlaub. Ich habe drei!"

... ein Mann: „Es ist ein schreckliches Gefühl, allein alt zu werden. Meine Frau hat seit vier Jahren keinen Geburtstag mehr gehabt."

... ein Mädchen zu seiner Freundin: „Bill benimmt sich jederzeit wie ein vollendeter Gentleman, aber das ist schließlich immer noch besser als gar kein Freund."

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

Wer für das Jahr 1958 drei Abonnenten für „Unser Schaffen" wirbt, erhält als Preis diesen schönen Kalender.

Weihnachtsnummer 40 Seiten

Dr. Karl Kainrath, Max Mell, Wilhelm Fuchs, Ludwig Zant

UNSER SCHAFFEN

AUS DEM INHALT:

Blinde helfen einer ganzen Gemeinde

Herrn Berneders Weihnachtsreise

Sechs Punkte — eine neue Welt

Plauderstunde mit einem Reporter

Die optische Industrie entwickelt bessere Brillen

2. JAHRGANG HEFT 12 DEZEMBER 1957 PREIS S 3.50

Blinde helfen einer ganzen Gemeinde

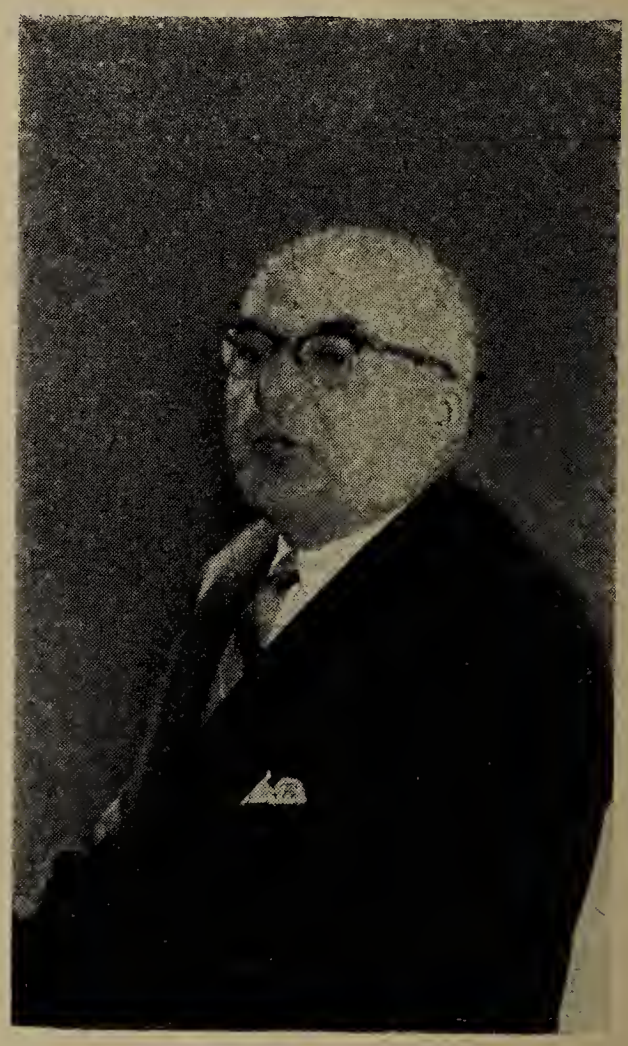
Bürgermeister Karl Deix begrüßt die Festgäste

Die Gemeinde Tausendblum, zu der auch Unterdambach mit dem dort gelegenen Erholungsheim „Harmonie" der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs gehört, erlebte am 26. Oktober einen bedeutsamen Tag. Nach jahrelangen Bemühungen war es der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs gelungen, den Anschluß an die zweite Wiener Hochquellenleitung zu erreichen.

Zahlreiche prominente Gäste hatten sich zu dem im Erholungsheim vorgenommenen Festakt anläßlich der Eröffnung der Wasserleitung eingefunden. *Bürgermeister Karl Deix* konnte unter anderen *Sektionsrat Dr. Karl Kainrath*, in Vertretung des Finanzministers, weiters *Landesrat Felix Stika* für die Niederösterreichische Landesregierung; *Hofrat Dipl.-Ing. Guido Chwistek*, als Erbauer der Wasserleitung; *Nationalrat Rudolf Singer; Hofrat Dr. Hamböck* und viele Mandatare des öffentlichen Lebens sowie Vertreter der Presse und des Fernsehens begrüßen. Auch *Hofrat Prof. Dr. Ottokar Wanecek*, Direktor des Bundes-Blindenerziehungsinstitutes sowie *Direktor Otto Benesch*, Leiter der Sehbehindertenschule der Stadt Wien, zeichneten die schöne Feier der Blinden durch ihre Anwesenheit aus.

„Unter den größten Schwierigkeiten", erklärte *Bürgermeister Deix* in seiner Begrüßungsansprache, „wurde dieses Werk geschaffen und ich danke allen, die zum Gelingen desselben beigetragen haben."

Hierauf ergriff *Hofrat Chwistek* vom Bauamt 4 der niederösterreichischen Landesregierung das Wort und schilderte den mühevollen Weg, der zu beschreiten war, um endlich der Gemeinde Unterdambach, welche sehr unter Wasserarmut litt, das so dringend benötigte Wasser zu beschaffen und dadurch vor allem dem Blindenerholungsheim die in Frage gestellte Existenz zu sichern. Der Sprecher dankte allen Stellen, die bereit waren, in diesem besonderen Falle ihre technische und finanzielle Unterstützung zu gewähren. Vor allem aber wies er auf die Zähigkeit des Obmannes der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs, Robert Vogel, hin, der auch in kritischen Augenblicken nicht den Mut verlor und unbeirrbar sein Ziel — Erlangung des Anschlusses an die zweite Wiener Hochquellenleitung — verfolgte.



Hofrat Dipl.-Ing. Guido Chwistek

Landesrat Stika ergriff für die Niederösterreichische Landesregierung das Wort. Er beglückwünschte die Gemeinde Tausendblum und das Blindenerholungsheim zu diesem schönen Erfolg, in dem er einen Teil des großen Werkes und des sozialen und kulturellen Aufbaues erblickt. Er dankte Bürgermeister Deix für alles von ihm bisher Geleistete.

Obmann *Robert Vogel* begrüßte mit sichtlichem Stolz, gewissermaßen als Hausherr, die erschienenen Festgäste. Ihm fiel es nicht schwer, in anschaulicher Weise den Leidensweg zu schildern, bis am 9. September d. J. der erste Spatenstich zum Bau dieser Wasserleitung vorgenommen werden konnte. „Wir sind glücklich, daß wir bei den zuständigen Stellen so großes Verständnis gefunden haben und wir schöpfen daraus neue Kraft für unsere weitere Tätigkeit zum Wohle aller Blinden. Wenn wir schon das schwere Los der Blindheit auf uns nehmen mußten, so glauben wir doch auch wenigstens ein Recht darauf zu haben, von unseren sehenden glücklicheren Mitmenschen in unseren Bemühungen, das harte Los der Blinden erträglicher zu gestalten, in jeder Weise unterstützt zu werden. Wir wollen nicht die Hände in den Schoß legen, wir wollen vielmehr mitarbeiten an dem Aufbau unserer geliebten Heimat und beweisen, daß man trotz Blindheit schöpferisch tätig sein kann.

Vor einigen Jahren erklärte Bundespräsident Körner anläßlich der Eröffnung eines Invalidenhauses in der Steiermark, daß man den kulturellen Stand eines Volkes daran erkenne, was dieses für seine behinderten und invaliden Bürger zu tun bereit sei. Dank den neugeschaffenen Gesetzen auf sozialem Gebiete", führte der Redner aus, „kann ich vor diesem Forum mit Genugtuung feststellen, daß *die Zeit des blinden Bettlers vorüber ist!*"

Nach Dankesworten an alle, welche dieses Werk ermöglicht haben, überreichte Obmann Vogel in Würdigung der besonderen Verdienste um den Anschluß an die zweite Wiener Hochquellenleitung Hofrat Chwistek die Urkunde über seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs.

Pfarrer Wildschko von St. Christophen nahm hierauf die Einweihung des neu ausgebauten Hauses und der Wasserleitung vor. Das Rauschen des nun erstmalig im Hause fließenden Wassers klang den Anwesenden wie Musik in den Ohren, während der Hochwürdige Herr Pfarrer die Weihegebete verrichtete und mit einer tiefempfundenen Ansprache die Zeremonie beschloß.

Anschließend erfolgte eine Führung durch Haus und Garten, nach welcher sich die Festteilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein in der Restauration Schmölzl in Sankt Christophen einfanden.

Obmann Vogel überreicht Hofrat Dipl.-Ing. Guido Chwistek die Ehrenmitglieds-Urkunde

Sektionsrat Dr. Karl Kainrath

spricht den

FESTSPRUCH

Seid gegrüßt, Ihr Gäste all,
von fern und nah,
die Ihr nun weilt im lieblichsten Gelände,
die Ihr herbeigeeilt, zu schauen, was geschah,
was Tatkraft schuf und Arbeit fleiß'ger Hände.

Aus einem bied'ren Landhaus ist ein Heim entstanden,
ein Born des Frohsinns und der heil'gen Ruh;
hier deckt die Welt für alle,
die sich fanden,
ihr leiderfülltes Antlitz zu.

Geländer säumen jeden Weg,
ob Ihr nun schreitet Stiegen hoch
zu Stuben und Terrassen,
ob Ihr auf glattem Pfade ins satte Grün entgleitet,
Ihr seid, wenn auch behindert, nie verlassen.

Doch seht: Noch mehr als dies fällt andres ins Gewicht.
Ihr kennt doch wohl den Brunnen vor dem Hause?
Er tränkte viele, vielen wusch er das Gesicht.
Bei großer Hitze freilich liebte er die Pause.

Man pilgerte zu seinem Naß mit Topf und Krügen
man trugs oft schwer als Nutzlast und Getränk.
Und wenn der Maid die Schüssel brach,
dann gab es Rügen,
und über Schuld und Unschuld meist Gezänk.

Daher, und nicht zuletzt aus sanitären Gründen,
entquillt rein amtlich ab dem heut'gen Tage
das Wasser flott aus stahlgeformten Schlünden;
das Geld hiezu ist eine andre Frage.

Doch abgesehen davon,
müßt Ihr bekennen,
daß man mit Schwung ein großes Werk vollbracht.
Erspart mir, Euch die Namen jetzt zu nennen,
die sich darum verdient gemacht.

So geht nun hin und wünscht dem nassen Element,
es möge Lebensquell dem Hause sein,
und trinkt davon, daß man es klug und maßvoll nennt,
denn nachher feiern wir beim Wein.

Dr. Karl Kainrath

Das Rauschen des fließenden Wassers klang den Anwesenden wie Musik

Die Ansprache des Pfarrers Wildschko von Christophen

Darf ich als Pfarrer ganz kurz meiner großen Freude Ausdruck geben über dieses vollendete Werk.

Ich habe fast durch Zufall im Radio die Reportage von der Fertigstellung des Heimes gehört und habe mir schon damals Gedanken gemacht.

Als ich vom Herrn Obmann und Herrn Bürgermeister eingeladen wurde, ist es mir so durch den Sinn gegangen, daß die Blinden, die hier Erholung finden, ein schweres hartes Los tragen, und so oft ich sie unten in der Kirche in St. Christophen gesehen und auf der Straße getroffen habe, konnte ich mich des einen tiefen Eindruckes nicht erwehren, daß diese Menschen ein viel helleres Licht und eine viel tiefere Freude im Herzen tragen als die Sehenden selbst.

Dort, wo ein Sehender einem Blinden begegnet, da hat der Blinde für ihn eine hohe Aufgabe; denn er fühlt sein Leben, seine täglichen Schwierigkeiten, seine alltäglichen Sorgen viel kleiner werden, und ich kann mir auch vorstellen und ich weiß, woher dieses innere Licht kommt. Sie sind in sich gekehrt und sie wissen um den Wert des Lebens und sie sind starke Menschen. Sehende, mit einem Bruchteil der Schwierigkeiten eines Blinden, finden oft nicht den Mut zum Weiterleben.

Die Blinden aber sind mutige Menschen, und deswegen ist es besonders zu danken, daß die Behörden und alle, die daran teilgehabt haben, gerade diesen Menschen, denen wir zu danken haben, so große Freude bereitet haben.

Möge der Segen über dieses Heim kommen und immer bleiben.

Sektionsrat Dr. Kainrath — *Landesrat Stika* — *Bürgermeister Deix* — *Hofrat Dipl.-Ing. Chwistek*

beim gemütlichen Abend nach dem Festakt

LUDWIG ZANT

Der Wirt von Margareten

ERINNERUNGEN AN EIN WIENER ORIGINAL

Es war Montag, den 17. Jänner 1876, als in den ersten Nachmittagsstunden ein förmlicher Menschenstrom über die Wieden nach der stillen Gartengasse in Margareten und nach der Pfarrkirche Sankt Joseph sich wälzte, um einer ernsten Feier anzuwohnen. Frug ein Fremder, was der ungeheure Zug und Andrang bedeute, so sah man den Frager verwundert an, denn man glaubte, ganz Wien müsse es wissen, daß man den Margaretner Wirth begrabe . . .

Mit diesen uns heute etwas altmodisch anmutenden Worten leitete der Wiener Lokalschriftsteller Friedrich Schlögl seinen Nachruf für den Gastwirt und Bibliographen Franz Haydinger ein, der im vergangenen Jahrhundert zu den namhaftesten Persönlichkeiten Wiens zählte. Der Inhaber des Wirtsgeschäftes „Zu den zwei weißen Krügeln" war zu seiner Zeit „ein Mann von ausgezeichnetem Wissen, namentlich auf historischem Gebiete", und besaß eine der größten und bedeutendsten Viennensia-Sammlungen. Seine Bibliothek umfaßte nicht weniger als sechzehntausend Bände im Werte von sechsunddreißigtausend Gulden, die leider nach dem Ableben dieses leidenschaftlichen und verständnisvollen Sammlers nur zu einem Teil von der Wiener Stadtbibliothek käuflich erworben wurde.

In einem geflügelten Wort wird darüber geklagt, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Ein gleiches gilt in verstärktem Ausmaß für unsere heimischen Lokalhistoriker und Sammler, die im Gegensatz zu den Bühnengrößen schon bei Lebzeiten meist nur im stillen wirkten. So besehen ist es gar nicht verwunderlich, wenn die meisten von uns an jenem Haus in der Gartengasse achtlos vorbeigehen, an dem von einer noch dankbareren Generation eine Gedenktafel angebracht wurde, die in allen Zeiten an den hervorragenden Kenner der Wiener Geschichte, an den Gastwirt Franz Haydinger erinnern sollte.

Da es der „Wirt von Margareten" wirklich nicht verdient, in Vergessenheit zu geraten, wollen wir nun an Hand von längst vergilbten Aufzeichnungen seinem Leben und Wirken nachforschen . . .

Der kleine Franzl Haydinger — am 21. September 1797 als Wirtssohn in Matzleinsdorf geboren — war schon in der Schule ein aufgewecktes, wißbegieriges Burscherl. In den Franzosenjahren waren die Zeiten äußerst schwer und der Franzl mußte aus der Schule, um einem Broterwerb nachzugehen. Er wurde Kellner, schuf tagsüber im Geschäft des Vaters und saß des Nachts über Büchern. Als er Pater Fuhrmanns historische Wiener Schriften in die Hände bekam, war sein Schicksal sozusagen entschieden. Von dieser Stunde an interessierte sich der junge Kellner aus der Vorstadt nur mehr für die Historie seiner Heimat. Damals abonnierte er von seinem kargen Taschengeld die in Lieferungen erscheinende Geschichte Wiens von Hormayr, die zwanzig Bände umfaßte. Sie bildete den Grundstock für die spätere große Büchersammlung.

Zu Franzls Glück kamen endlich wieder bessere Zeiten. Sein Vater erwarb in Margareten das Wirtsgeschäft „Zu den zwei weißen Krügeln", das sehr gut florierte und nach seinem Tod hinterließ er dem Sohn, der weiterhin als Kellner fungiert hatte, ein beträchtliches Vermögen. Der junge Haydinger war allerdings schon zu alt, um umzusatteln. Aber das machte ihm nichts aus, denn er hatte sich ja schon die ganzen Jahre hindurch selbst gebildet und dazu war ihm ja nun unbeschränkte Möglichkeit gegeben. Aber das Geschäft sollte auf keinen Fall vernachlässigt werden, denn es bot ihm ja die solide Grundlage für seine Liebhaberei.

Der bildungsbeflissene Wirt, der inzwischen auch geheiratet hatte, schenkte weit und breit den besten Tropfen aus, sah sich auch selbst in der Küche um und war um jeden seiner Gäste persönlich bemüht. Im Verlauf der Gespräche hörte er die Gäste geschickt aus und so erfuhr er häufig von dem Vorhandensein alter Bücher und Schriften, die bei Trödlern, Fragnern oder im Nachlaßgerümpel alter Sonderlinge unbeachtet lagen. Haydinger schnappte dann sofort seine Geldkatze und machte sich flugs auf den Weg, um jene bibliophilen Kostbarkeiten zu erwerben, die

Die Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs,
der Redaktionsstab der Monatszeitschrift „Unser Schaffen" sowie alle Blinden
und sehenden Mitarbeiter unserer Organisation
entbieten allen Freunden, Lesern und Kunden

DIE HERZLICHSTEN WÜNSCHE

ZU DEN WEIHNACHTSFEIERTAGEN UND ZUM NEUEN JAHR

ohne ihn sicher verlorengegangen wären. Aber er wartete nicht bloß auf den Zufall, sondern er war auch ständiger Inserent im „Buchhändler-Börseblatt" und unterhielt einen unausgesetzten Briefwechsel mit allen namhaften Antiquaren und Kunsthändlern des In- und Auslandes.

So sammelte Haydinger rund sechzig Jahre lang. Er besaß eine fast vollständige Sammlung aller auf Wien bezüglichen Schriften, Pläne, Ansichten und Trachtenbilder, aber es waren auch die einzelnen Länder der Monarchie und Deutschlands stark vertreten; ferner die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und der Gewerbe, das geistliche und das weltliche Lied, Schwänke, Spruch- und Volksbücher. Er hatte auch Schriften über Astrologie, Naturkunde, die alte Hexen- und Zauberliteratur, Chroniken, Biographien und Topographien aller Art. Natürlich durften auch die deutschsprachigen Klassiker nicht fehlen und alle Theaterstücke, die seit dem Jahre 1510 erschienen waren, unter besonderer Berücksichtigung jener Stücke, die in Wien gespielt wurden. Nebenbei sammelte er noch seltene Einblattdrucke, wie Flugschriften, Todesurteile und sonstige Unika. Kaum war die Sperrstunde vorbei, so wurde in den Büchern studiert, die neuerworbenen Schätze wurden gesichtet und in den „zuständigen Faszikeln" eingeordnet.

Nach einigen Jahren wußte schon halb Wien über den „Wirt von Margareten" Bescheid: Oft fuhren vornehme Wagen in der stillen Gartengasse vor und Gelehrte, Mönche, Offiziere und Künstler kamen zu Haydinger, um in seiner umfangreichen und vielseitigen Bibliothek zu forschen. Der damals bereits kugelrunde Wirt saß meistens im Hof bei einer Arbeit — er schabte Rüben oder beizte einen Lungenbraten — und hörte zunächst die aus Wien gekommenen Besucher an. Wenn sie ihm ihr Herz ausgeschüttet hatten, lächelte er und fragte, ob sie in der Stadt nichts gefunden hätten. Diese Frage wurde natürlich verneint. Haydinger legte dann die Arbeit ein bisserl umständlich beiseite, nahm eine Prise Schnupftabak, murmelte etwas vor sich hin und stieg seufzend in den ersten Stock, in sein „Allerheiligstes". Bald kam er schnaufend mit einem ungeheuren Bücherpack oder Faszikel zurück. Nach einer neuerlichen Prise öffnete der Wirt dann endlich den Pack und der Interessent bekam das erwünschte Buch oder die längst verschollen geglaubte Schrift zu sehen. Wenn sich der Betreffende nicht an Ort und Stelle unterrichten wollte oder konnte, so erhielt er das Werk sogar leihweise und vor allem unentgeltlich, aber er mußte sich vorher in dem sogenannten „Leihbüchel" eintragen.

Nur einmal wäre der wackere Haydinger beinahe in Verlegenheit geraten. Und das kam so: Anläßlich der Enthüllung des Schwarzenbergmonumentes sollte unbedingt der „Wiener Aufgebotsmarsch" gespielt werden. Da keine Noten aufzutreiben waren, ging Militärkapellmeister Leonhardt zu Haydinger. Aber jetzt kam die Enttäuschung, denn Haydinger hatte zwar alles über Wien gesammelt, aber nur keine Noten. Leonhardt war verzweifelt, aber da entsann sich der Wirt eines alten Veteranen aus den Franzosenkriegen, der jeden Tag punkt zwölf Uhr in das Margaretner Wirtshaus kam, weil er von dem gutmütigen Haydinger, der an die eigenen Notzeiten dachte, unentgeltlich verköstigt wurde. Der Kapellmeister kam am nächsten Tag wieder, der Veteran erschien, wie nicht anders zu erwarten, pünktlich auf die Sekunde

und hatte tatsächlich die Melodie noch im Gedächtnis. Er pfiff schüchtern den schon längst vergessenen Marsch, Leonhardt skizzierte die Weise und am Festtag schmetterte die Kapelle den verschollenen Wiener Aufgebotsmarsch. Der Kaiser hatte von der seltsamen Auffindung Nachricht bekommen und ließ sich beim „Herrn Haydinger" bedanken, der natürlich ungemein stolz darauf war.

Der Wirt von Margareten, der fast achtzig Jahre alt wurde, sammelte buchstäblich bis zu seinem Tod. Einen Tag vor dem Schlaganfall, der seiner emsigen Tätigkeit ein Ende setzte, erwarb er noch bei einem Antiquar ein äußerst seltenes Buch um sechs Gulden.

Nach Haydingers letztem Willen sollten seine bibliophilen Kostbarkeiten einzeln versteigert werden, damit „die Sachen wieder unter die Leute kommen". Auf Betreiben des Gemeinderates Garber wurde allerdings beschlossen, die kostbare Sammlung geschlossen für die Stadt Wien zu erwerben. Leider brachte man nur achttausendsechshundert Gulden dafür auf und so wurde doch ein Großteil der seltenen Bücher und Schriften von einzelnen Sammlern erworben. Franz Haydinger ist heutzutage nahezu vergessen, aber die Quellen, durch die zahlreiche Gelehrte ihre historische Forschung erfolgreich betreiben konnten, sind nur durch ihn erschlossen worden.

UNSER DASEIN

Das erste Bächlein Leben rinnt
Langsam und leise,
Erstes Jahrzehnt, ein ganzes Kind,
Mit Zwanzig dann es voll beginnt,
Klar zirkeln sich die Kreise.
Der Dreißiger, eh mans besinnt,
Der Vierziger kommt auch geschwind,
Stets schneller wird die Reise.
Noch zwei Jahrzehnt, schon pfeift der Wind
Auf voller Kammeshöhe,
Eh wir es wissen, wir schon sind
In letzter Stille Nähe. —
Schien jed' Jahrzehnt nicht ein Gebind
Zu gutem sichern Preise?
Und jetzt gehts plötzlich pfeilgeschwind,
Nicht langsam mehr, nicht leise.
Mannesjahre, Jüngling, Kind,
Jede Zeit, für künftige blind,
Glaubt, ihr Leben bloß beginnt!
Nur sonderbarer Weise;
Der Siebziger, der Achtziger
Sind beide plötzlich Greise.

Hans Nüchtern

Photo: Robert Josef Cerny

HEINZ REIN

Herrn Berneders Weihnachtsreise

Am Heiligen Abend, ein paar Stunden bevor die Geschäfte schlossen, durfte ich stets zu Herrn Berneder gehen und mir etwas aussuchen. Herr Berneder war ein Freund unserer Familie, gewissermaßen ein entfernter Freund, ein einsamer alter Mann, so frühzeitig verwitwet, daß er schon längst wieder ein etwas wunderlicher Junggeselle geworden war. Er besaß ein Antiquitätengeschäft, so stand es jedenfalls über dem Laden, aber ich nannte ihn nur den Trödler. Das war zwar ungerecht, weil Herr Berneder wirklich kein Altwarengeschäft betrieb, sondern eben doch einen Handel mit Antiquitäten, aber für mich war er doch ein Trödler, weil das, was er kaufte und verkaufte, für mich keinen Gebrauchs- und erst recht keinen Erinnerungswert hatte. Eben deshalb hielt ich seine Waren für Trödel. Wenn man älter wird, gewinnen viele Dinge eine ganz andere Bedeutung, als wenn man sie mit jugendlich blanken Augen und flinkem Sinn betrachtet.

Am Heiligen Abend also durfte ich zu Herrn Berneder gehen und mir, bevor er den Laden zusperrte und sich in seine kleine Kammer zurückzog, ein Weihnachtsgeschenk aussuchen. Das war keine leichte Sache. Denn was interessieren einen angehenden jungen Mann schon alte venezianische Gläser, verblichene Gobelins, zierliche, aber wurmstichige Möbel oder angegilbte Stahlstiche? Ich ging mit schlenkrigen Bewegungen, aufgeworfenen Lippen und hochgezogenen Augenbrauen durch Herrn Berneders kleinen, schmalen Laden, nahm da und dort ein Stück in die Hand, betrachtete es flüchtig und stellte oder legte es wieder zurück. Die Dinge waren sämtlich nicht nach meinem Geschmack, mein Sinn stand nach einer Stoppuhr oder einem Fußball, einem Weltatlas oder einem Abenteurerbuch, aber all das gab es bei Herrn Berneder nicht. So vermochte ich mich nicht recht zu entschließen. Da ich aber den alten Mann nicht kränken wollte, ließ ich mich doch endlich dazu herab, irgendein Stück zu bezeichnen. Herr Berneder nickte dann beifällig, lobte meine Wahl, packte das Stück sorgfältig ein und entließ mich endlich mit vielen Weihnachtswünschen.

So ging das ein paar Jahre lang, ich besaß bereits eine Anzahl solcher Weihnachtsgeschenke, ohne sie jemals eines Blickes gewürdigt zu haben, aber dann kam ein Weihnachtsabend . . . Ich ging, von meinen Eltern genötigt, zu Herrn Berneder, um mir ein weiteres Weihnachtsgeschenk von ihm, wie ich es nannte, andrehen zu lassen, aber zu meiner Überraschung war Herr Berneder nicht da. Statt seiner trippelte eine ältere Dame in Schwarz in dem winkligen, halbdunklen Laden herum. Sie sah recht hilflos, fast ängstlich aus und fragte nur zögernd nach meinem Wunsch.

Ich sagte ihr, wer ich sei, und daß ich an jedem Heiligabend . . .

Die ältere Dame nickte mir lebhaft zu. „Ich weiß Bescheid", sagte sie freundlich. „Mein Bruder ist leider verreist, aber er hat mich bevollmächtigt, Ihnen ein Weihnachtsgeschenk auszufolgen."

Ich nahm ihre Mitteilung gleichmütig zur Kenntnis und ließ meinen Blick gelangweilt über die Tische und Regale gehen. Es war nichts da, was mich anlockte, außer . . .

Da sagte Fräulein Berneder: „Mein Bruder läßt Ihnen sagen, Sie können diesmal das Bild haben, an dem Ihnen ein wenig zu liegen schien."

Ich war sehr überrascht. Da war nämlich unter den vielen Dingen, die Herr Berneder zu verkaufen hatte, ein Bild, das mich — obwohl ich eigentlich die kräftigen Farben und die sicheren Umrisse bevorzugte — seltsam angezogen hatte, so oft ich es ansah. Es war die Kopie einer Landschaft von Corot, in weichen, zarten, verschwimmenden Formen, Nebel und Dunst stiegen auf und hüllten die Landschaft, ein Motiv aus den Albanerbergen, in einen silbrig-grauen Schimmer. Dieses Bild hatte ich mir schon ein paarmal von Herrn Berneder gewünscht, aber er hatte es mir immer abgeschlagen. Gerade dieses Bild, so sagte er, wolle er nicht hergeben, es sei ja auch nicht verkäuflich. Obwohl ich das wußte, hatte ich meinen Wunsch immer

wieder vorgebracht, weniger weil ich es nun unbedingt besitzen wollte, sondern eher aus jungenhaftem Trotz und in dem Bemühen, den alten Mann in Verlegenheit zu bringen.

Und nun sollte ich das Bild doch erhalten. Ich dankte dem alten Fräulein erfreut und wollte schon in die Kammer hinter dem Laden gehen, wo das Bild über einem altmodischen Stehpult hing, aber Fräulein Berneder hielt mich auf, indem sie meinen rechten Arm ergriff und mich wieder tiefer in den Laden hineinzog.

„Mein Bruder hat das Bild schon für Sie herausgestellt", rief sie rasch und beinahe atemlos. „Dort steht es, auf dem Chippendaleschränkchen."

Ich fand es seltsam, mit welch ungewöhnlichem, ja auffälligem Eifer die alte Dame mich zurückgehalten und in den Laden hineingedrängt hatte, und hätte nun erst recht gern einen Blick hinter den Vorhang, der die Kammer vom Laden trennte, getan. Aber die alte Dame, die mir vorhin so hilflos, beinahe ängstlich erschienen war, trat mir plötzlich so energisch und entschlossen entgegen, daß ich es unterließ. Ich packte das Bild ein, wünschte dem Fräulein Berneder ein frohes Weihnachtsfest und bat sie, ihrem Bruder meinen herzlichen Dank für das Geschenk und gute Wünsche für gesegnete Feiertage auszurichten.

Fräulein Berneder nickte mir zu und sagte, sie werde es gern tun. Ihre Stimme hatte den forschen Klang schon wieder eingebüßt, sie zitterte und fistelte wie eine Greisinnenstimme, obwohl sie sicher nicht älter als Sechzig war, und ihre Hände suchten nervös in ihren Taschen.

Ich wollte noch fragen, was ihr sei, aber da öffnete sie schon die Ladentür, und so blieb mir nichts anderes übrig, als den Laden zu verlassen. Ich hörte noch, wie Fräulein Berneder den Schlüssel hinter mir herumdrehte. Das war mir unverständlich, denn es war erst gegen zwei Uhr, und die meisten Geschäfte hielten üblicherweise bis zur vierten oder fünften Stunde geöffnet. Auf dem Nachhausewege, während ich durch den hohen Schnee stapfte und mir überlegte, wo ich das Bild am günstigsten aufhängen könnte, dachte ich noch ein paarmal an das alte Fräulein und wie seltsam, ja, wie geheimnisvoll es war, daß Herr Berneder, der sonst kaum einen Fuß vor seine Tür setzte, ausgerechnet zu Weihnachten verreist war, aber meine Gedanken wurden alsbald von dem nun einsetzenden Weihnachtstrubel überschwemmt.

Erst nach den Feiertagen fiel mir alles wieder ein, und ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen und mich bei Herrn Berneder persönlich zu bedanken. Der Laden war jedoch gesperrt. Vielleicht, dachte ich zuerst, hält er das Geschäft zwischen Weihnachten und Neujahr geschlossen, und da ich wußte, daß der Laden auch einen rückwärtigen Eingang hatte, ging ich durch den dunklen Hausflur über den engen Hof und klopfte an die Hintertür.

Es dauerte eine ganze Weile, bis mir jemand öffnete. Es war Fräulein Berneder.

„Ach, Sie sind es", sagte sie mit müder, tonloser Stimme, aber dann ermunterte sie sich ein wenig und fragte: „Und wie haben Sie die Feiertage verbracht, junger Mann? Gut?"

Ich bejahte es lebhaft und fragte, ob Herr Berneder schon von seiner Reise zurück sei.

Die alte Dame ließ mich ein und führte mich in die Kammer hinter dem Laden, hieß mich Platz nehmen und sagte dann, ein Taschentuch an die Augen führend: „Mein Bruder wird nicht mehr zurückkehren. Er hat die Reise angetreten, von der man nicht mehr zurückkehrt."

Was das heißen solle, fragte ich, noch völlig ahnungslos, sie wolle doch nicht etwa sagen, daß Herr Berneder . . . Ich scheute mich, so etwas auszusprechen.

„Doch", sagte die alte Dame, „er ist gestorben, so ruhig und friedlich wie er gelebt hat, einen Tag vor Weihnachten."

Ich saß da, erschauernd und ergriffen, es war das erste Mal, daß ich vom Tode angerührt wurde, ich blickte auf die Stelle über dem Stehpult, an der das Bild, mein diesjähriges Weihnachtsgeschenk, gehangen hatte. Es dauerte eine ganze Weile, ehe ich wieder zu sprechen vermochte. „Dann . . . dann war er also schon tot", vermochte ich endlich zu sagen, „als ich am Heiligabend . . . Aber weshalb haben Sie mir denn nichts gesagt? . . ."

Fräulein Berneder nahm das Taschentuch von ihren Augen und blickte mich sanft an. „Es war sein Wunsch", antwortete sie, „er wollte nicht, daß Ihre Weihnachtsfreude ge-

trübt werde.“ Sie zögerte, dann fragte sie fast ein bißchen ängstlich: „Es war doch eine Freude? Im allgemeinen und mit seinem Lieblingsbild aus den Albanerbergen im besonderen?“ Als ich es ihr bestätigte, fügte sie hinzu: „Es war sein Lieblingsbild, er hat es, vor vielen Jahren, selbst kopiert. Es ist ja nicht sehr gelungen, aber sein Herz hing an dieser Landschaft. Und an seiner Frau, mit der er seine Hochzeitsreise dorthin unternommen hatte . . .“

„Es ist das schönste Bild, das ich kenne“, unterbrach ich sie.

Ich sagte es in jugendlichem Überschwange, aber ich bin noch heute dieser Meinung.

DER NEUE TAG

Aus tiefer Nacht hebt sich der Morgen,
Mit ihm stehn neue Rätsel auf.
Bringt Freud' er, oder bringt er Sorgen?
Der Abend erst gibt Antwort drauf.

Vom Werden, Sein und auch Vergehen
lehrt uns wohl jeder neue Tag.
Der Weg, den alles geht im Leben,
Rollt stets vor unsrem Blick sich ab.

So reiht sich Tag an Tag und Jahr an Jahr,
bis einst der letzte kommt für immerdar.

Therese Ludwar

und

Unter vier Ohren

„Stell dir vor“, sagt Paul zu Toni,
„Steh' ich da im Warenhaus
Und wart' still auf meine Gattin,
Die noch allerhand sucht aus.
Mir ist langsam warm geworden
Und ich nehm' den Hut vom Kopf,
Fächle leis', nichts Böses ahnend,
Luft damit an Stirn und Schopf.
Plötzlich spür' ich etwas fallen
In den Hut. Und dieses war?“ —
Toni sagt nach einer Weile:
„Eine Münze offenbar?“ —

„Ja, mein Freund, du hast's erraten.
Erst hab' ich mich fast gekränkt.
Aber dann hab' ich gefunden,
Daß man gern zu Weihnacht schenkt.
Und so hab' ich abgeliefert,
Was in meinen Hut man warf.
Die Gemeinschaft hat an Spenden
Für die Blinden stets Bedarf.
Die Gemeinschaft, stark durch Spenden,
Kann der Blinden Würde wahren.
Nicht Almosen, sondern Hilfe
Brauchen wir, um gut zu fahren.“

HANS JÜLLIG:

EIN MORGEN DES GRAUENS

AUS DEM ROMAN „STIRB UND WERDE!"

Wer kann sagen, was aus Othmar geworden wäre, wenn das Bächlein seines Lebens immer so fröhlich weiter geplätschert hätte, wie in den ersten 14 Jahren?

Am Morgen nach der Heimkehr in den Bauernhof bei Zell tritt das große Ereignis ein, das sein Leben im Weiteren unabänderlich bestimmt. Das Schicksal zieht sichtbar den dicken schwarzen Strich zwischen dem Leben Othmars vor und nach jenem 20. Juli. Als frischer, gesunder Junge war er noch gestern abends auf seinem Rad fröhlich das ansteigende Tal der Ziller hinaufgetreten. Dabei hatten Erwin und er in der Erzählung bestandener und wohl auch erfundener Liebesabenteuer geschwelgt. Und heute — beim Erwachen — was ist das? Diese Trübe rings um ihn! Das Zimmer erfüllt wie von einer Wolke! Ist dieser Nebel durchs Fenster eingedrungen? Oder qualmt es aus irgend einer verborgenen Kamintür? Entsetzt springt er aus dem Bett, greift sich an die Augen — nein, nein — es liegt nicht an den Außendingen — an ihm selber liegt es! Othmar sieht nicht mehr! Er wäscht seine Augen mit Seife — wie das brennt — doch es hilft nicht! Er tappt nach seinen am gewohnten Platze liegenden Kleidern — kann dieses und jenes nicht finden — es flimmert ihm vor den Augen — er sieht feurige Räder vor sich in allen Farben der Iris. Furchtbar! Es ist ihm ganz unmöglich, das Zifferblatt seiner Taschenuhr zu lesen. Statt der aufgeschlagenen „klassischen Walpurgisnacht", deren Lektüre ihm Kusitsch vor der Abreise in Wien empfohlen hatte, sieht er nur einen großen, graubraunen Fleck.

Blind?!

Er sinkt auf einen Stuhl und überlegt. Wenn ich mich hinuntertaste und es der Mama erzähle, befällt sie ein unbändiger Schrecken. Er möchte um alles in der Welt seiner Mutter die große Aufregung ersparen. Darum beginnt er, den Umkreis des Unheiles abzumessen. Er läßt die Augen an dem Andreas-Hofer-Bild an der Wand entlang gleiten. Wenn er über den Hut des Helden hinwegblickt, so kann er die Umrisse des bärtigen Gesichtes ausnehmen. Othmar ist also nicht völlig blind geworden; der störende Fleck, den er schon lange mit sich getragen und nicht beachtet hatte, ist nur über Nacht gewaltig angewachsen. Er wird vielleicht das ganze Auge verdunkeln und Othmar wird in ewige Nacht gehüllt sein, wie jener französische Invalide, der immer so ergreifend gesungen hatte: „Avec la marmotte."

Othmar stellt sich das Schlimmste vor: „Ich werde blind sein." Er stützt den Kopf zwischen beide Fäuste. Das Grauen schüttelt ihn. Dann wischt er an seinen Augen — es kann doch nicht sein! Gestern noch ganz fröhlich und frisch Liesls Angesicht vor sich gesehen — heute überhaupt kein Menschenantlitz mehr deutlich ausnehmen können! Auch sie wird er nur mit einem schrägen Blick von oben streifen können und nur schattenhaft die holden Züge ausnehmen. Ob der Andreas Hofer ernst drein sieht oder lächelt, kann er nicht ausnehmen. Auch Elisabeth wird lächeln oder ernst blicken, und er wird es nicht wissen; er wird es vielleicht ahnen — erraten — aber sie wird ihn ja nicht mehr anlächeln. Sie hat ihn ja nie geliebt! Sie wird den Blinden erst recht nicht lieben! Was ist er denn schließlich auch — Othmar Lenk, Quartaner des Gymnasiums, Vorzugsschüler zu Ehren von Elisabeth Prenninger — nebstbei ein Stümper auf der Geige — einstmals auch Zeichner hübscher Porträts, die die Züge aller Menschen sprechend wiedergaben — ein Ikarus, der nicht zur Sonne flog, aber sie mit den Augen einfangen wollte und dabei — erblindete! Derzeit nur ein schlechter Photograph, der unter- oder überexponierte Bilder macht und Kunststücke auf dem Rade ausführt: Freihändig fahren — das Steuer vorne hoch emporreißen und auf dem Hinterrade allein fahren, das Bein übers Steuer schwingen und in der Grätsche rückwärts abspringen, auf dem Sporn mit verschränkten Armen stehen und das Rad kühn den Berg hinab rollen lassen. Was immer man nur an Kunststücken auf dem Sportplatz den anderen abgucken konnte, Othmar beherrschte es aus dem ff. Mit derlei konnte man vielleicht auch

Liesl imponieren — er hatte es leider nie versucht — nun ist es auch dafür zu spät! Othmar Lenk wird derlei niemals mehr ausführen können — Othmar Lenk ist ja blind!

Aber wer kann das behaupten? Wer weiß das? Warum soll er blind sein? Da muß man doch erst die Berufenen fragen! Wo ist ein Augenarzt? Ein guter — der beste! Othmar überprüft sein Börsl. Nur tastend kann er den Wert des Hartgeldes feststellen, denn Ziffern, Wappen und Köpfe kann er mit den Augen nicht erkennen. Da sind auch einige blaue Scheine — die reichen für eine Fahrt nach Innsbruck und für das ärztliche Honorar.

Es ist früh — alles schläft. Er kann unbemerkt aus dem Haus. Er reißt ein Blatt aus einem Schulheft — wenn man nur ausnehmen könnte, ob es wirklich leer ist — hier — die letzte Seite wird wohl rein sein! Mit ungelenken Buchstaben, ohne die Zeichen ausnehmen zu können, schreibt er nieder: „Bin abends wieder da! Othmar." Dann leise die Treppe hinab und die schwere Haustür entriegelt. Von Mayerhofen her glaubt er bereits den Pfiff des Frühzuges zu hören. Der ist zu Fuß nicht mehr erreichbar. Das gute Stahlroß steht ja dienstbereit in der Einfahrt. Seine Umrisse blinken durch den Augennebel. Die guten Schläuche sind noch hart. Und — o, Wunder — nun, da die kühle Morgenluft Othmars Gesicht umfächelt, hellt sich das Auge merklich auf. Es ist ihm, als ob der Fleck sich auf ein bescheideneres Maß zurückgezogen hätte. Die Dinge muß er hoch nehmen, dann kann er sie zur Not erkennen; er ist also nicht völlig blind — Gottlob!

Er schwingt sich auf sein Rad und rollt, sorgfältig bremsend, langsam den wohlbekannten Bergpfad hinunter auf den Fußweg, der zwischen Klee und Gerste zur Straße geleitet. Niemand hat seine Ausfahrt bemerkt! Auf der Bezirksstraße kommt ihm ein Bauernwägelchen entgegen. Was Othmar bisher immer stolz vermieden hatte, wenn es nur irgend möglich gewesen war, das tut er nun: Er steigt demütig vom Rad und läßt das Gefährt stehend vorbei, obgleich für einen tüchtigen Fahrer, der er immer war, Platz genug da wäre, sich auch im Sattel hindurch zu schlängeln. Dann wieder auf — und so schnell wie möglich durch den nahen Ort am spitzen Kirchturm, der im Frühlicht durch das Augengeflimmer zittert, vorbei zum Bahnhof.

Der Zug keucht eben heran, als Othmar am Bahnschalter bereits zur Bezahlung der Fahrkarte die offene Börse hinhält: „Nehmen Sie selbst — ich sehe heut' nicht gut." Der Beamte nimmt. Nicht die geringste Sorge Othmars, der Mann könnte zu viel nehmen — wer würde einen Kranken bestehlen! Nur schnell hinaus auf den Bahnsteig — der Zug ist schon abfahrbereit — eine Trompete blitzt — das wird wohl der Schaffner sein:

„Bitte — wo ist Dritte?"

„Na, sehen S' denn nit? — Überall! Wir hab'n ja nur eine Zweite vorn!"

Othmar steigt beschämt und gedemütigt in den angewiesenen Wagen. Er ist nicht gewohnt, in Dingen des praktischen Lebens ungeschickt zu sein und dafür gescholten zu werden „Wie ein armseliger Mummelgreis muß ich mich benehmen — umhertappen werd' ich — Verachtung oder Mitleid werd' ich ernten — beides schlimm genug! — Und da wollt' ich Eisenbahnminister oder Justizminister oder — Ministerpräsident werden!"

So grübelnd lehnt er in der Ecke des halbleeren Waggons. —

Oft hat er sich bei seinen Onkeln erkundigt, wer eigentlich heutzutage die Herren des Staates seien. Da sagte man ihm: Die Regierung und die Abgeordneten. Seitdem hat er immer nur geschwankt, ob er der Regierung oder den Abgeordneten angehören würde. Das Bessere, das Bedeutendere, das Mächtigere wollte er wählen. „Ich wollte immer obenan sein. Nun werd' ich untenan sitzen, ganz unten! Ich werde zu nichts taugen, als dazu, daß man mich an der Hand wie ein Kind herumführt, und fremde Menschen, die die Ursache meines Schicksals nicht kennen, werden mich verachten. — Aber was ist die Ursache? Was? — Was? — Ich selber? — Ich?"

Im Halbschlaf, der sich unter der Einwirkung des Schreckens und infolge der zu kurzen Nachtruhe nun einstellt, verfolgen ihn schauerliche Vorstellungen. Er stürzt in tiefe Abgründe, die Sonne wird zu einem wallenden Feuermeer, das sein ganzes Auge ausfüllt. Blitze zucken aus einer Wolke und eine dumpfe Posaune ruft Othmar Lenk vor das „Besondere Gericht".

Als der Zug in Jenbach Endstation macht und der Schaffner ihn aufrüttelt, ist alles einen Grad heller. Othmar nimmt auch das gutmütige Bauerngesicht des Schaffners etwas

deutlicher aus. Er packt seine Sachen zusammen und steigt gewandter und sicherer als beim Einsteigen auf den Perron. Er hat es ja gewußt, es würde vorbeigehen — es war eine Prüfung gewesen, die Gott ihm gesandt hatte: Ein furchtbares Menetekel — er würde es sich merken!

Aber es flimmert ihm auf dem Weg über die Innbrücke zum Staatsbahnhof noch immer vor den Augen.

Der Innsbrucker Schnellzug braust herein; Othmar steigt ein, legt seinen Rucksack aufs Gepäcksbord und tritt dann an die rechte Waggonseite, denn in wenigen Augenblicken muß Stift Fiecht vorbeifliegen. Das klotzige, gelbe Stiftsgebäude mit Turm und Pappelreihe und im Hintergrund, irgendwo im Schatten eines mächtigen Birnbaumes, die Klostertaverne, in deren oberem Stockwerk Elisabeth wohl noch süß schlummert.

Tiefe Wehmut und unaussprechliche Sehnsucht ergreift ihn; es ist ihm, als müßte er in diesem Augenblick auf immer von Elisabeth Abschied nehmen. Es war süß und beglükkend gewesen, ihren Spuren zu folgen — davon zu träumen, dereinst sie heimführen zu können — das sind jetzt alles eitle Gedanken! Der frische, gesunde Othmar war von ihr nicht verstanden worden — um wieviel weniger würde es der kranke werden! Wohl ist Elisabeth gut und barmherzig. Aber gerade das in Verbindung mit ihm — nein! Lieber niemals sie wiedersehen, als von ihr bedauert werden. Er ist nicht geboren für ein solches Los. Er ist noch immer ein ganzer Kerl, der jedem offen und frei ins Gesicht schaut und sich von niemandem etwas schenken läßt — nur ein voller Sieg über Elisabeths Seele kann ihn beglücken. Aber damit ist's vorbei. Elisabeth kann nie mehr gewonnen werden — Othmar fühlt es mit einem bitteren Würgen an der Kehle — darum, Schluß!

In Innsbruck angelangt, sucht Othmar das Büro des Verkehrsbeamten auf, weist seine Legitimationskarte vor und bittet um eine Auskunft. Der Mann mit der roten Kappe legt den Kopf schief: „Die Augenklinik möchten Sie wissen?" und zum Kollegen am Morseapparat gewandt: „Herr Kollege Wotruba, wissen Sie, wo die Augenklinik ist?" Der Gefragte gibt noch einige Zeichen, dann steht er auf:

„Ja — im allgemeinen Krankenhaus. Da fahren S' mit der Tramway auf den Hauptplatz und dann mit der Dampftramway Richtung Berg Isel. Der Schaffner wird's Ihnen schon sagen."

Beim Berg Isel liegt die Klinik. Alte Andreas-Hofer-Erinnerungen tauchen auf. Othmar summt vor sich hin, als er in der Tramway sitzt: „Den Tod, den er so manches Mal vom Iselberg geschickt ins Tal fürs heil'ge Land Tirol . . ." Der Tod erwartet nun auch ihn, Othmar, am Fuß des Berges Isel — der Tod seiner Augen.

Durch Pförtner und weiß bemäntelte Diener wird er ins ophthalmologische Ambulatorium gewiesen. Ganz richtig! Ophthalmos heißt auf Griechisch „Auge", ambulare heißt „umhergehen". Der Arzt geht hier umher, von Auge zu Auge und stellt die Krankheit fest. Hier ist keine dauernde Behandlung zu erhalten, sondern nur erste Feststellung des Leidens.

Auf den Stühlen an den Wänden sitzen zahlreiche Patienten, die auf den „Primar" warten. Ein Knabe hält sich ein rotes Tuch vors Auge. Der Vater hat ihn auf dem Schoß. Eine Alte in Lumpen hat das linke Auge mit einer weißen Binde schief verbunden. Ein Greis mit grünem Augenschirm wird hereingeführt. Der Stock in seiner Linken tastet vorsichtig nach vorne, während die Rechte wie segnend ins Leere greift. „Homerus caecus erat" hieß es im lateinischen Übungsbuche „Hauler" in der ersten Klasse. Jawohl, Homer war blind. Vielleicht ist dieser alte Blinde auch ein Homer des Landes Tirol. Vielleicht weiß er noch ergreifendere Geschichten zu erzählen, als die vom Sandwirt im Passeyertal. Othmar setzt sich zu ihm.

„Was fehlt denn dem Vater?" fragt er den Alten in künstlicher Angleichung seiner Aussprache an diejenige der Tiroler.

„Star — grüner Star", brummt der kaum verständlich durch zahnlose Kiefer, „ischt nix mehr z'machen — gar nix mehr! Aber jetzt — man glaubt halt immer noch, der Dokchter weiß eppes . . ."

„Der Dokchter werd ihn wohl operieren kchönnen, nach dem ischt all's wieder guat", tirolert Othmar.

„Na, mei Bua", erwidert Homer — „sel ischt ganz aus! Ja, bal's der graue war . . . aber der grüne . . ."

„Man muß die Hoffnung nicht sinken lassen“, tröstet Othmar.

„Na, na“, erwidert Homer, „wir ham all die Hoffnung aufs Himmelreich — aber wo bischt du auskommen? Du bischt koa Tiroler, was?“

„Nein“, erwidert Othmar beschämt. „Ich mag nur die Tiroler gut leiden.“

„Ischt recht, ischt recht“, nickt der Alte, „sein Ludern wie andere Leut! Aber, mei Bua, die Sprach, die lernscht du nit! Bal oaner nit bürti ischt im Landl, die Sprach, die lernt er nit!“ —

Endlich kommt die Reihe an Othmar. Der Assistent im weißen Mantel winkt ihn hinter den schwarzen Vorhang, wo der Professor mit dem Spiegel arbeitet.

„Was fehlt Ihnen?“ fragt der gedrungene, wohlwollend und intelligent dreinschauende Mann mit dem glattrasierten Schauspielergesicht.

„Ich hab' heut früh fast nichts gesehen“, erwidert Othmar, „jetzt ist es etwas besser. Es flimmert mir nur stark vor beiden Augen.“ —

„Setzen Sie sich, wir wollen gleich sehen!“ Und zum Assistenten: „Kleine Flamme! Gewiß ein junger Prozeß. Wir dürfen ihn nicht reizen.“ Ein kurzer Blick des Arztes ins linke Auge. Othmar ist geblendet. Ein dumpfer Laut entringt sich der Brust des Professors. Dann das rechte Auge. „Auch hier! — etwas schwächer — choreoditis disseminata — pulcherrima!“

Die halb verständlichen lateinischen Worte wirken auf Othmar wie ein Todesurteil. „Disseminata — verstreut, pulcherrima — wunderschön.“ Eine Krankheit, die dem Arzt wunderschön erscheint und über beide Augen, das rechte und das linke, verstreut — offenbar ein Schulfall, an dem der Assistent lernen kann.

„Werde ich blind?“ fragt Othmar.

„Keine Spur, junger Mann! Aber Sie müssen sich sehr schonen — möglichst wenig lesen und vor grellem Licht in acht nehmen. — Wie lange haben Sie das schon?“ Othmar weiß es nicht, aber er erzählt die Geschichte von dem Augenarzt, der schon im vergangenen Sommer befragt worden war und infolge des Stearintröpfchens auf seinem Spiegel gemeint hatte, es sei nichts. Das ganze verflossene Schuljahr habe er schon mit dem linken Auge schlecht gesehen.

„Ein Stearintröpfchen?“ murmelt der Professor. „Sie tragen diesen akuten Prozeß schon seit einem Jahr mit sich. Heute Nacht ist er zum vollen Ausbruch gekommen. Sie müssen sich sehr in acht nehmen, daß er nicht schlimmer wird! Bitten Sie Ihren Vater, daß er demnächst mit Ihnen herkommt.“ Und zum Assistenten gewendet: „Verschreiben Sie eine große Flasche Jod-Natrium und dunkle Brillen!“

Othmar mit der Lederhose und dem guten alten Andreas-Hofer-Hut muß nun dunkle Brillen tragen. Er ist mit einem Schlag zur Karikatur gestempelt. Mit dunklen Brillen kann man gehen, wenn man ein blinder alter Mann ist, der den grünen Star hat und nur mehr eine Hoffnung besitzt, nämlich den Himmel. Aber Othmar! Er kauft in der Apotheke die Flasche mit dem Heilmittel, packt sie in den Rucksack und fährt dann zum Optiker, um die dunkle Brille zu kaufen. Sie steht ihm greulich, aber nicht so schlimm, wie er gedacht hatte, wenn man den Hut ein wenig schief aufsetzt.

Othmar fährt auf den Bahnhof zurück und stellt sich bei dem Stationsbeamten wieder vor.

„Na — was hat's denn auf der Klinik gegeben? Haben Sie's gefunden?“

„Ja“, sagt Othmar, „danke, daß Sie mich so gut gewiesen haben. Jetzt weiß ich alles. Ich bin ein bißl augenkrank. Es wird schon wieder gut werden . . .“

„Na, wenn's nur ein bißl ist, dann macht's ja nix“, tröstet der Beamte. Othmar erbittet sich, da er die Augen vorübergehend schonen soll, die Mitteilung über den Fahrplan, wann er am besten zurückfahren könnte. Der Beamte ist in freundlicher Weise behilflich, und Othmar notiert sich in großen Buchstaben und Ziffern die Züge. Die beste Verbindung ist mit dem Zug, der erst um fünf Uhr Innsbruck verläßt. Er hat also sechs Stunden Zeit. Was kann man in sechs Stunden mit dem Rad alles Schöne machen! Völs und der Bauhof liegen ja zum Greifen nahe! Die Straße, die er als Kind mit der Mutter frühmorgens gegangen war, wird ihn an den Ort führen, an dem er in zarter Jugend so glücklich gewesen war. Ohne viel Besinnen löst er sein Rad aus. Ja ja, er will gewiß sein Auge schonen, nichts lesen, es nicht der Sonne aussetzen — dazu hat er ja die Brille gekauft. Aber die sechs Stunden kann er

doch nicht tatenlos hier auf dem Bahnhof hocken! Er würde beim Fahren mit den Augen blinzeln und so die übergroße Helligkeit der Landstraße abdämpfen; aber nach Völs muß er!

Und schon sitzt er nach alter Gewohnheit auf dem stählernen Roß und tritt stramm in die Pedale. Da rollt sich in umgekehrter Reihenfolge, wie damals, als er zu Fuß in der Morgenfrühe mit der Mutter zur Stadt gewallt war, das liebe, frische Land vor ihm auf; die häßlichen Vorstadtstraßen mit Gevatter Schuster, Schneider und Krämer weichen den Kehrichtstätten, das Geläute der Dampftramway verklingt hinter seinem Rükken. Da steht auch noch das einstmals einsame Haus, das mit dem kurzen asphaltierten Bürgersteig mitten im Kohlfeld gestanden war — aber jetzt stehen da schon fünf Häuser mit roten Dächern und an einem ist bereits der Mörtel wieder teilweise abgefallen. Dann senkt sich die Landstraße über eine Bodenwelle, wendet um ein hölzernes Kruzifix, und zwischen Steinmauern und Holzzäunen geht es nun durch das grüne Tal mit seinen Wiesen, Häusern und Haselbüschen. Einmal tritt die Straße ganz nahe an den grauen Innfluß heran; dann wird der waldige Vorberg mit dem Kirchlein St. Blasius größer und deutlicher. Die Gemeindestraße von Völs zweigt linker Hand ab und Othmar steigt vom Rad, um sich nicht zu erhitzen. Andächtig schiebt er sein Gefährt durch das Dorf, in welchem er in früheren Tagen seine Gespielen gefunden hatte. Bald wendet die Straße rechts hinauf und dann an der Mühle vorbei und zum braun gestrichenen Gutsgatter. Die kleinere Pforte zur Linken steht offen und er schiebt sein Rad hindurch. Einen Augenblick innehalten und die Augen schließen! Aus dem Tal klingt das leise, rhythmische Getappe der Mühle. Die Sonne brennt warm und liebevoll auf Othmars Scheitel. Er schließt die Augen und wird für eine Minute wieder der glückliche kleine, ganz kleine Junge, der auf einem Baume sitzt, die Katze auf seinen Knien fühlt und die Schnurrende streichelt. Damals hatte seinen Körper ein süßes, wonniges Gefühl wie er es noch nie empfunden hatte zum ersten Male durchrieselt. Das war damals . . .

Er öffnet die Augen wieder. Ja — es ist hier noch alles beim alten: Da ist der Eingang zu der bescheidenen ebenerdigen Wohnung, die die Mutter mit den Kindern bewohnte — hier ist der Strauch mit den rosafarbenen Blüten, deren Becherlein Othmar zu Türmen ineinander gesteckt hatte — droben ist das Bänklein, von welchem ihn die Mutter zum Französischlernen im „Petit à petit" gerufen hatte — nahebei das runde Badebassin, in dem nur der Herr Feldzeugmeister mit seinen Jungen baden durfte; und dort — der lange, gerade, ebene Weg durch die Obstbäume mit den gelben und blauen Eierpflaumen; wahrhaftig, da liegen wieder welche im Grase und Othmar hebt eine auf und kostet. Süß wie eh und je!

Er nimmt innigen tief gefühlten Abschied von der schönen, ach so schönen Jugendzeit.

Am rückwärtigen Ausgang des Gartens gedenkt er der „Siegespforte", die anläßlich der Eröffnung des Braun-Straßnitzky-Steiges zu Ehren des Herrn Feldzeugmeisters errichtet war und er hört noch die drollige, stockend vorgetragene Festrede des Herrn Bürgermeisters. — Das war einstmals. Jetzt sieht man nichts mehr von der Siegespforte. Othmar öffnet die rückwärtige Gartentür — hier führt ihn der liebe alte Weg freundlich weiter durch den Wald hin zum Kirchlein St. Blasius. Aber wie hat sich der Weg verändert! Er ist schmal, ganz schmal geworden. Kaum breiter, als daß zwei Sohlen darauf Platz fänden; von rechts und links ist Moos und Gras darüber gewuchert: weiter unten, wo die Serpentinen hinab zur Bahn führen, ist er stellenweise überhaupt nicht mehr zu sehen. Es ist eine halsbrecherische Aufgabe, das Rad da hinunter zu schieben. Nun weiß Othmar erst, wie alt er ist: Ein Menschenwerk, um dessentwillen die Volkshymne gespielt, für welches eine Salve abgegeben worden war, zu dem man durch eine mit Fichten und Papierrosen bekränzte Triumphpforte schreiten mußte, ist verfallen — in acht Jahren zur Ruine geworden. — Und er selbst, Othmar, wie steht es mit ihm?

„Du wirst auch noch draufkommen, daß das Leben voll von Hindernissen ist", hatte ihm der Vater einmal gesagt. „Wie man die Hindernisse überwindet, das ist das Interessante!"

Er gelangt pünktlich um fünf Uhr auf den Innsbrucker Hauptbahnhof und ist abends in den Armen seiner durch den Bericht tief bekümmerten Mutter.

BARBARA DÖLLER

SECHS PUNKTE – EINE NEUE WELT

Sechs Punkte leuchten in das Dunkel
Gleich tröstlich', hellem Sterngefunkel,
Erheben über Raum und Zeit
Die Seel' zur Himmelsseligkeit.

Sechs Punkte, von dem genialen Franzosen *Louis Braille* zur Blindenschrift gewandelt, bringen unermeßliches Glück in die Finsternis der Blinden.

Kein Mensch der Jetztzeit kann sich die Welt ohne Buch vorstellen. Ein Tag ohne Zeitungen, Briefe, Lehrbücher und Unterhaltungslektüre ist einfach undenkbar. Was macht aber der, dem das Augenlicht verloren ging? Der Spätererblindete, aus der Bahn geworfen, der gewohnten Tätigkeit nicht mehr gewachsen, steht da und müßte verzagen, ja mancher würde verzweifeln, wenn ihm nicht sechs kleine Punkte wieder Mut und Hoffnung schenkten.

Sechs kleine Punkte geben uns ungezählte fröhliche, der Welt entrückte, glückliche Stunden. Sechs Punkte — wer von den Sehenden kann es je erfassen — bringen ungeheueren Segen, unsagbare Freude in die Seele der Blinden. Sechs kleine Punkte, zuerst zaghaft, ungeschickt, mit bebenden Fingern ertastet, stellen sich wohltuend, versöhnend dem grauen oder schwarzen Nichts entgegen. Der Blinde kann lesen, schreiben, lernen, sich weiterbilden und sich unterhalten. Das Buch, der beste Freund des Menschen, steht ihm wieder getreu zur Seite. Wer weiß aber diesen Freund besser zu schätzen als der Blinde, dem so vieles verschlossen ist.

Ewiges Dunkel um sich ist furchtbar, noch furchtbarer aber ist ein verdunkelter Geist. Sechs kleine Punkte entreißen den Blinden dem stumpfsinnigen Hinbrüten, ermöglichen ihm geistige Regsamkeit.

Der Sehende erlernt ein Handwerk, einen Beruf. Der Blinde muß, um sich behaupten zu können, meist zwei oder gar drei Berufe erlernen. Bürstenmachen und Korbflechten wird von vielen Blinden nacheinander in den Anstalten erlernt, ebenso wie Klavierstimmen und Telephondienst. Ja, man staunt darüber, wie vielfache Fertigkeit und wie vielseitiges Wissen sich mancher Blinde in seiner Zurückgezogenheit erworben hat.

Das Schicksal schlägt ohne Ansehen des Standes zu. Was wäre aber der erblindete Akademiker ohne die so segensreichen sechs Punkte. Er kann als stiller Gelehrter der Welt seine Ideen übermitteln. Er lebt nicht umsonst, sein Tag ist mit fruchtbringender Arbeit ausgefüllt.

Jeder Blinde sollte die Bekanntschaft mit diesen sechs Punkten machen. Keiner soll sich abschrecken lassen, wenn man ihm die Erlernung als schwierig hinstellt. Die Sache, mit Lust und etwas Fleiß angepackt, ist kinderleicht. Auch ich hatte mich viele Jahre davor gefürchtet und hatte erst als ich zu keiner Arbeit mehr fähig, des einförmigen, geisttötenden Hindämmerns überdrüssig war, mit 61 Jahren zu lernen begonnen. In sechs Wochen — wöchentlich je eine Lektion — war ich der Buchstaben, Satzzeichen und Zahlen so weit mächtig, daß ich wieder lesen und schreiben konnte. Es machte mir geradezu Spaß, die verschiedenen Bedeutungen der Punkte kennenzulernen.

Einige Monate später wagte ich mich an die Kurzschrift heran, jetzt allerdings schon mit mehr Vertrauen und siehe, auch hier war ich in sieben Lektionen, also überraschend schnell, mit den Kürzungen durch. Alles andere war nur Übungssache.

An dieser Stelle will ich die Hilfsbereitschaft der Blinden nicht unerwähnt lassen. Es trugen sich mehrere in uneigennützigster Weise als Lehrer an. Besonderen Dank will ich meinen Lehrern, Frau Blauensteiner und Herrn Rager aussprechen. Auch danke ich Kollegen Bernhauser, der mich vor kurzem mit der Normal-Schreibmaschine vertraut machte und Kollegen Obmann Vogel, der mir durch die Hilfsgemeinschaft eine Blinden-Schreibmaschine zu erschwinglichem Preise verschaffte.

Unbeschreiblich war das Glück, als ich nach vielen Jahren der Entbehrung mein erstes Buch in Blindenschrift las. Diese Stunden werden mir unvergeßlich bleiben.

Liebe Leidensgefährten! Lernt die sechs Punkte kennen und lieben. Vieltausendfach danken sie euch die Mühe.

Ihr Sehenden aber, die ihr abends oder in Mußestunden, um Entspannung zu finden, nach einem Buche greift, gedenkt unserer im Jahre 1945 total zerstörten Blinden-Bibliothek.

Sollten diese Zeilen nur *einem* Blinden Mut zur Erlernung der Blindenschrift geben oder sollte gar unsere Bücherei durch *ein* neues Werk bereichert werden, so würde ich mich sehr freuen.

Täglich aber wollen wir Gott danken für die übergroße Segensmacht der sechs kleinen Punkte.

„Paternoster"

Zum erstenmal kam Michael
In eine große Stadt,
Die Warenhäuser mancherlei
mit „Paternoster" hat.

Er steht vor solchem Aufzug da
Schon fast 'ne halbe Stund
Und zählt und zählt die Zellen all
Und schaut mit offnem Mund.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Wie kann denn das gescheh'n,
Schon fast zweihundert Kasteln, ja,
Seh' ich da aufwärts geh'n.

Und 's ist noch immer nicht genug —
Sie zieh'n und zieh'n dahin,
Wenn das noch lang so weiter geht,
Sind s' wohl im Himmel drin!"

Dann sieht er, daß auch abwärts geht
Die Fahrt, und er rief aus:
„Die fahr'n ja durch die Erd'n durch —
Wo kommen die denn raus?!" —

Adele Zaunegger

BUNTER NACHMITTAG IM SCHWECHATER HOF

Unser erster, nach den Sommerferien durchgeführter Nachmittag erwies sich wieder als außerordentlich gelungen.

Ein sehr geschmackvolles und lustiges Programm, bei dem vor allem die Wiener Note vorherrschte, erfreute die blinden und sehenden Gäste.

Franz Dechansreiter besorgte in liebenswürdiger und launiger Weise die Einführung in das Programm.

Rudi Mayer und *Leoty Persché* sangen sich in die Herzen eines besonders dankbaren Publikums.

Die *Melody-Sisters* brachten gleichfalls ganz ausgezeichnete Darbietungen.

Fritz Linhar erwies sich als ausgezeichneter Flügeladjutant und *Karl Storm* erweckte mit seinem goldenen Humor wahre Lachstürme.

Alle Mitwirkenden sahen sich wegen des begeisterten Beifalls zu Zugaben veranlaßt.

WILHELM FUCHS

EINE BALLÜBERRASCHUNG

„Du weißt, meine Liebe, daß wir seinerzeit übereingekommen sind, uns gegenseitig rückhaltlos zu vertrauen und voreinander nie ein Geheimnis zu haben. Wir hielten uns im Laufe unserer siebenjährigen Ehe immer daran und sind damit wunderbar ausgekommen. Du bist eine durch und durch vernünftige Frau — na und mich nennt man auch einen anständigen Kerl. Um ein solcher nun zu bleiben, gesteh' ich dir freimütig, daß — ich eine Geliebte habe. Bitte, erschrick nicht zu sehr — schaue mich nicht so entgeistert an —, es ist einmal so, und daran wird sich — wenigstens vorläufig — nichts ändern. Du wirst natürlich, aus deinem rein weiblichen Empfinden heraus, gerne wissen wollen, wer sie ist? Nun, um es kurz zu sagen, sie ist das reinste Gegenteil von dir, wie du heute bist. Sie sieht stets, trotz vieler Alltagssorgen, gepflegt aus, vernachlässigt also weder ihr Äußeres noch ihr Benehmen mir gegenüber, weiß, selbst über die unangenehmsten Dinge, mit einer humorvollen Güte hinwegzukommen, ohne temperamentlos zu sein, und ist eben in jeder Situation — eine entzückende Frau. — Übrigens — wirst du sie heute abend auf dem Ball persönlich kennenlernen. — So, und jetzt adieu, meine Liebe, ich muß nun rasch ins Büro!"

Sie konnte sich anfangs über diese Eröffnung ihres Gatten kaum fassen. Doch je länger sie überlegte — sie war eine kluge Frau —, desto klarer wurde sie sich der Ursache dieses Malheurs bewußt. Er hatte ja mit vielen — mit sehr vielen sogar — seiner Behauptungen recht. Leider! Das beste wird wohl jetzt sein, wenn sie heute abend daheim bleibt! — Nein und tausendmal nein! So leicht räumt sie das Feld nicht! Sie wird mit ihm auf den Ball gehen, wird sich raffiniert schön machen und mit erhabener Würde den Kampf mit der anderen aufnehmen!

Pünktlich, wie noch nie, war sie dann abends mit dem Ankleiden fertig und brachte es — trotz eminenter Hemmungen — sogar zuwege, während der ganzen Fahrt zu ihrem Gatten liebenswürdig zu sein. Nur als sie in den hell erleuchteten Ballsaal traten, und er freudig ausrief: „Bravo, dort ist sie schon!", da schien sie einen Moment lang ihre Fassung zu verlieren. Doch im letzten Augenblick nahm sie sich derart zusammen, daß sogar ein maliziöses Lächeln ihren Mund umspielte.

Ihr Gatte führte sie in eine elegante Loge, ließ ihr den Vortritt und sagte plötzlich konventionell:

„Gestatte, daß ich dir — meine Geliebte vorstelle!"

Sie standen vor einem — riesigen Wandspiegel.

„Nun", fragte er leise, „sag' selbst, ist sie nicht eine entzückende Frau?"

Einige Sekunden war sie sprachlos, dann aber jubelte sie:

„Ja, ja, ja — und will es von nun an immer bleiben!"

Das weitere wurde bereits von den ersten Klängen des Eröffnungswalzers übertönt.

Chorkonzert der Wiener Verkehrsbetriebe

Mit großer Freude hatte kürzlich eine Abordnung der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs einer Einladung des Chores der Wiener Verkehrsbetriebe Folge geleistet.

Die Betriebsmusik der Wiener Verkehrsbetriebe unter der ausgezeichneten Leitung ihres Dirigenten, Direktor Josef Maria *Müller*, verstand es vortrefflich, Kompositionen von Schubert und Strauß zum Vortrag zu bringen.

Überaus stimmungsvoll wirkten die Chorvorträge.

Im Zusammenwirken von Chor, Orchester und den Solisten Erika *Rokita* und Walter *König* erreichte die Veranstaltung mit einem großen Strauß-Potpourri ihren Höhepunkt.

Der schöne Abend schenkte allen Besuchern tiefe Eindrücke.

ERIN
AN DAS E

Nur noch 1 km . . .

Während Mutter Liegl einen Roman vorliest

. . . bis zu unserem Heim

. . . die Kollegen Thiem und Vogel eine kulturelle Veranstaltung vorbereiten . . .

NGEN
UNGSHEIM

vird in der Küche das Mittagessen zubereitet,

das im Freien, auf der Terrasse, besonders gut schmeckt

Die letzten Sonnenstrahlen sind besonders angenehm

ILSE WICHEREK

DER WANDERER

Eine staubige, steinige Straße, welche sich, bald bergauf, bald bergab, durch unsagbar ödes Land windet. Kein Baum, kein Strauch, nur graues, stacheliges Dornengestrüpp zieht sich längs der Straße hin und wuchert oft weit über den Weg. Ab und zu ein niederer Felsen, grau und freudlos wie die Gegend ringsumher. Und darüber ein dunstiger Himmel mit einer rötlich glühenden Sonne, die mit sengenden Strahlen das trockene Land gänzlich ausdörrt und verbrennt.

Dort, fern, aus dem Ungewissen, tauchen Gestalten auf. Menschen — einzeln, zu zweien oder mehreren. Die meisten sind ohne Fußbekleidung, und es ist ein hartes Wandern auf dornenvoll steinigem Pfad. Sie gehen nicht unbeschwert. Ob alt oder jung, ein jeder trägt seine Last. Die einen ein leichtes Bündel unter dem Arm. Ein anderer auf der Schulter. Die dritte schleppt sie mühsam auf dem Rücken, tief gebeugt, fast zusammenbrechend. So ziehen sie ihre Straße, teils schweigend, teils redend, oft gehässig zankend. Der Tag ist heiß, das Gehen beschwerlich, denn die Last drückt und der Durst quält. Doch die Sonne brennt unbarmherzig, Staub und Stein sind fast glühend, aber nirgends gibt es ein Wasser.

Da kommt einer geschritten. Er ist noch jung, barfuß wie viele und trägt seine Last wie alle. Doch nein — nicht wie alle! Er trägt das Schwere leichter.

Nichtachtend der Dornen und Steine sieht er nur die Leidenden auf seinem Wege. Da nimmt er einem Mütterchen einfach die Last ab, um sie mit seiner eigenen auf dem Rükken ein Stück des Weges zu tragen. Dort leiht er einem Greise den Arm und spricht zugleich einem Jüngling Mut zu. Seine Stimme ist heiter, oft scherzend, dann wieder ernst mahnend, aufrüttelnd, meist beruhigend, verstehend. Immer aber schwingt ein Ton unendlicher Liebe darin. Jetzt stützt er eine junge Frau. Sie hat es besonders schwer, denn sie wird Mutter. Dabei redet er einem Mädchen, einem halben Kinde noch, liebreich zu. Dort ist eine Frau zusammengebrochen, schon ist er neben ihr, nimmt ihre Last und tröstet sie gütig. Da hat er auch eine versteckte Quelle entdeckt. Er bringt Wasser herbei und läßt sie trinken. Da kommen sie alle und er reicht ihnen das Labsal, einem nach dem anderen. Ganz zuletzt trinkt auch er.

Dann gehen sie weiter. Sinnend greift seine Hand in das staubige Dornengebüsch. Schmerzhaft stechen die Dornen. Tropfen roten Blutes entspringen den Fingern, die wie kosend über die Stacheln gleiten. Doch überall, wohin die Blutstropfen fallen, erblühen rote Rosen . . .

Jene, welche sie sehen, erfreuen sich daran. Er aber, lächelnd weiterschreitend, hebt die dornenzerrissene Hand über die Augen zum Schutze gegen die Sonne und späht längs des Weges, ob einer strauchelt, um ihn zu stützen.

Wenige nur beachten den einsamen Wanderer. Kaum einer dankt es ihm. Er aber fragt nicht nach Dank und Lohn. Ihm genügt es, geholfen zu haben.

BLINDE IM FERNSEHEN

Einen Einblick in die Tätigkeit der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs konnte man am Abend des 6. November im Fernsehen gewinnen. Die Sendung beinhaltete ein besonderes Ereignis: die Existenz des Blindenerholungsheimes „Harmonie“ in Unterdambach wurde durch die Anlage der Wasserleitung gesichert. Und die Bevölkerung konnte den feierlichen Akt der Einweihung zur Gänze sehen.

HERBERT LIEGL

DER OLIVENZWEIG

Auf den Bücherregalen in meinem Zimmer reihen sich neben zahllosen Büchern auch viele Reiseandenken. Muscheln aus dem Mittelmeer glänzen neben dunklen Adriakorallen, und der gläserne Fisch aus Murano schielt zu dem korsischen Wasserkrug. Daneben erinnern farbige Photos an sonnige Tage im Süden. Aber auch ein kleiner verdorrter Olivenzweig befindet sich dort.

Wenn meine Hand tastend über die Gegenstände streicht, gerät er mir manchmal zwischen die Finger. Obwohl sein Laub dabei dürr raschelt und meine erblindeten Augen die trockenen Blüten nicht mehr sehen können, entströmt diesem Olivenzweig noch immer ein zarter, unendlich würziger Duft.

Leise und schwindend ist dieser Duft, leise und schwindend wie die Erinnerung . . .

Die heiße Juni-Sonne Mittelitaliens schien die Luft fühlbar zu verdicken. Eine endlos gerade Asphaltstraße mit einem gleichförmigen Spalier von Platanen, das sich in weiter Ferne in einem Punkt zu vereinen schien, erhöhte die Müdigkeit. Beiderseits der Straße schienen sich die ebenen Getreide- und Maisfelder nicht zu entfernen, obwohl der Motor meines Rollers unaufhörlich sein schnelles Lied hämmerte. Nur ab und zu riß mich ein vorbeijagendes Auto aus meinen Gedanken.

Ganz unvermutet wuchs ein schmaler Bergkegel aus der endlos scheinenden Ebene. Wie ein einsamer Zuckerhut ragte er in den strahlend blauen Himmel empor.

Der Anblick dieses Berges war so überraschend, daß ich ganz unwillkürlich mein Fahrzeug auf den dorthinführenden Karrenweg lenkte. Der Fuß des Berges war von einem dichten Schleier eines silbergrauen Olivenhaines umschlungen. Dann ragte, wie ein emporgereckter Arm, der Berg auf, gekrönt von einigen dunklen Zypressen, die wie die Finger einer Hand in die Luft griffen. Und auf dem Teller dieser Phantasiehand stand ein weißes Märchenschloß.

Ich hatte mein Fahrzeug im Schatten eines der alten Olivenbäume abgestellt. Und nun erkannte ich auch die Quelle jenes eigenartig faszinierenden Duftes, der mich seit einigen Minuten umgeben hatte: Von den Zweigen der Ölbäume quollen ganze Trauben kleiner weißer Blütensternchen. Die Oliven blühten! Es ist unmöglich, diesen einmaligen Duft zu schildern, der über der ganzen Gegend lag. Langsam schritt ich an den romantisch verkrüppelten Bäumen entlang. Manche von ihnen hatten tiefe Risse oder waren hohl, wie bei uns daheim die alten Weiden. Die Zweige warfen unruhige, violette Schatten auf den Boden.

Der sandige Weg führte steil bergan und plötzlich traf mich ein leichter Hauch erfrischender Luft. Aufblickend gewahrte ich in der Ferne das tiefblaue Meer, welches mir von der Ebene aus bisher verborgen geblieben war. Immer wieder überrascht uns Nordländer dieser prächtige Anblick. Wir sind es nicht gewohnt, so blaue Gewässer zu sehen.

Und dazu dieser Himmel! Wohl noch nie erkannte ich in diesem unbefleckt strahlenden Blau die Unendlichkeit des Alls so deutlich wie hier. Die weite Stille vollendete dieses Bild der Schönheit und des tiefsten Friedens.

Mein Blick wandte sich nun den weißen Marmorsäulen zwischen den dunklen, schlanken Zypressen auf dem Gipfel des Berges zu. Frisches Weinlaub rankte sich stellenweise um den warmen Stein. Die Mauern der alten Gebäude waren längst gelb geworden. Die fest verschlossenen Fensterläden hielten die Strahlen der Sonne von den Innenräumen ab. Nur die in der Hitze flimmernden Dächer aus runden Ziegeln schienen von geheimnisvollem Leben erfüllt. Vor dem geöffneten Tor dösten zwei steinerne Löwen und schienen ihren hundertjährigen Auftrag vergessen zu haben.

Ganz unerwartet schob sich ein dunkles Kätzchen auf weißen Pfoten an den Torpfosten vorbei auf den Weg heraus. Ihm folgte ein junges Mädchen, dessen schwarzes Haar bis zur Schulter herabfiel. Das helle Gesicht und die braungebrannten Arme verrieten die Landbewohnerin. Wie alle Frauen hier trug sie ihre Last, einen tönernen Wein-

krug, graziös auf dem Kopf. Die dadurch erzwungene Haltung ließ ihre Brüste die Leinenbluse spannen. Mit wiegenden Hüften schritt sie barfuß durch den körnigen Sand den Berg herab. Irgendwo zirpte ein einsamer Vogel.

Da brach ich den Ölzweig . . .

Wenn meine Hand tastend über die Gegenstände streicht, gerät er mir manchmal zwischen die Finger. Obwohl sein Laub dabei dürr raschelt und meine erblindeten Augen die trockenen Blüten nicht mehr sehen können, entströmt diesem Olivenzweig noch immer ein zarter, unendlich würziger Duft.

Leise und schwindend ist dieser Duft, leise und schwindend wie die Erinnerung.

Ach sooo!

Heulend kam ein kleiner Junge
In die Stube reingerannt;
Konnte kaum ein Wort nur sprechen,
Ward von Schluchzen übermannt.

„Na, was gibt's denn?", fragt die Mutter;
Endlich konnt's der Junge sagen:
„Vater hat sich mit dem Hammer
Auf den Daumen jetzt geschlagen."

„Deshalb brauchst du doch nicht weinen",
Sprach die Mutter leidentfacht —
Sagt der Bub und schluchzt aufs Neue:
„Hab' zuerst eh drüber g'lacht . . ."

A. Zaunegger

ALLERLEI ZUGEFLOGENES

Wem der Gang zum Psychiater empfohlen wird, der bildet sich zumeist ein, so oder so auf dem Wege zum Narren zu sein. Diese Einbildung findet bedauerlicherweise dann ihre Bestätigung, wenn der angebliche Patient so lange getestet wird, bis er den von ihm noch vorhanden geglaubten Restverstand ebenfalls verloren hat.

*

Das Urteil über das Verhalten eines Verheirateten in der Außenwelt wird zweckmäßigerweise mit dem über das Verhalten seines Ehepartners zu revidieren sein.

*

Rechthaberische Debatten sind um so weniger fruchtbar, je hitziger sie sind.

*

Gelegenheit ist die Rettungsinsel der Monotonie.

*

Die Finanzgebarung befreit von Illusionen. Daher findet man unter den Ehemännern, die selbst das Wirtschaftsgeld ihres Haushaltes verwalten, so wenige Dichter und Philosophen!

*

Die staatliche Budgetpolitik besteht vorwiegend in der Tätigkeit, die Ansprüche der Ministerien wegen ihrer Maßlosigkeit zurückzuweisen.

*

Früher ist mit der Entfernung die Liebe gewachsen. Heute wird sie mit dem Motor überwunden.

*

Der äußerlich gezeigte Aufwand einer Familie kann verschiedene Gründe und Abgründe haben.

*

Daß wir Asseln abscheulich finden, heißt Kritik üben am Schöpfungswerke Gottes. Daß wir Menschen abscheulich finden, muß dies zwar nicht bedeuten, bestätigt aber auch nicht unsere eigene Nichtabscheulichkeit..

*

O Grausamkeit der Welt! Während du dir einbildest, auf deinem Platze unentbehrlich zu sein, spekulieren bereits etliche auf den Zeitpunkt deiner Entbehrlichkeit.

*

Dampfplauderer sind Menschen, die die Nervenstränge ihrer zwangsläufigen Zuhörer als Tummelplätze ihres Vergnügens mißbrauchen. Trotzdem erreichen die Wortreichen mehr im Leben als die Wortarmen, weil sie sich ständig in Erinnerung rufen und man ihre Wünsche befriedigt, um sie los zu werden.

*

Es ist eine oft verhängnisvolle Erfahrungstatsache, daß die Menschen theoretisch mit dem Gelde fremder Haushalte besser wirtschaften als praktisch mit dem eigenen.

Dr. Kainrath

YVONNE BLAUENSTEINER-STEPAN

Plauderstunde mit einem Reporter

Es war an einem wunderbar milden Spätherbsttag, als wir in der Hilfsgemeinschaft wieder einen gar lieben Gast begrüßen konnten. Diesmal erschien *Ludwig Zant*, der bekannte und beliebte Seniorreporter von Radio Wien, mit dem es sich so nett und gemütlich plaudern läßt.

„Heute, lieber Freund Zant", scherzte Obmann Vogel, „sind Sie, der Reporter, einmal an der Reihe, ausgefratschelt zu werden." Wir lachten und hörten mit Interesse zu, was uns der Besucher aus seinem Leben zu berichten wußte.

„Wien, meine Vaterstadt, ist mir derart ans Herz gewachsen, daß mich keine zehn Pferde von hier fortbrächten", bekannte Kollege Zant. „Außerdem hätte das auch sonst seine Schwierigkeiten, denn ich besitze neben einer stattlichen Bibliothek auch eine große Sammlung exotischer Tiere, Gesteinsarten u. dgl."

Neugierig geworden, erkundigten wir uns: „Entspringt dieser Sammeleifer einer besonderen Hingezogenheit für fremdländische Kulturen?"

„So ist es", bestätigte der Gefragte lebhaft. „Schon als kleiner Bub träumte ich davon, dereinst Völkerkunde zu studieren. Dann ist es aber doch anders gekommen — ich wechselte von der Mittelschule hinüber zur Theaterschule von Ernst Wieland, dem Vater des bekannten Schauspielers Guido Wieland. Ich hatte die Freude, bei Direktor Beer am Deutschen Volkstheater anzufangen. Auch an der Exlbühne war ich drei Jahre als Externist tätig."

„Und wann sind Sie im Rundfunk gelandet?" prüften wir den Kollegen weiter auf Herz und Nieren.

„Die Schreckensjahre des Krieges setzten meiner schauspielerischen Tätigkeit ein Ende", entgegnete unser Gast ernst. „Als ich endlich heimkehrte, mußte ich von neuem beginnen. Bei einem von den vier österreichischen Sendegruppen durchgeführten Wettbewerb für Reporter errang ich im Jänner 1949 den

Photo: Robert Josef Cerny

dritten Preis. Bereits eine halbe Stunde vor der Preiszuerkennung führte ich mit Amtsrat Eduard Mayer, dem Obmann der Nestroy-Vereinigung, mein erstes Interview durch."

„Welche Begebenheiten haben Sie in Ihrer Tätigkeit als Reporter besonders beeindruckt?"

„Zwei Erlebnisse werden mir unvergeßlich bleiben", erwiderte Ludwig Zant. „Das eine war ein Interview mit Prof. Wilhelm Filchner, dem berühmten Forscher. Im Laufe des Gespräches bemerkte der Gelehrte: ‚Ich habe noch sehr viel zu arbeiten, denn in vier Jahren wird es Zeit, daß ich mich von dieser Welt verabschiede!' Tatsächlich hat sich Professor Filchner mit dem Datum seines Ablebens nur um drei Monate geirrt. Ferner zählt zu meinen schönsten Erinnerungen eine Reportage mit den Schülern der Blindenerziehungsanstalt in der Hofzeile. Die Kinder besuchten die ägyptologische Abteilung des Kunsthistorischen Museums und durften durch das besondere Entgegenkommen von Kustos Dr. Komorzynski die ausgestellten Kostbarkeiten abtasten. Rührend und tröstlich zugleich war zu beobachten, welch lebendige Eindrücke die blinden Kinder damals mit nach Hause nahmen!"

„Und haben Sie sich, lieber Kollege Zant, schon früher einmal näher mit dem Problem der Blindheit beschäftigt?"

Unser Besucher bejahte dies. „Durch eine Verletzung lief ich als junger Mensch Gefahr, mein Augenlicht zu verlieren. Glücklicherweise kam es nicht so weit, aber seither fühle ich mich den Blinden besonders innig verbunden. Diese Menschen vermögen, wenn sie richtig geführt werden, Ausgezeichnetes zu leisten. Allerdings ist es unsere Pflicht, die positiven Bestrebungen der Nichtsehenden wirksam zu unterstützen."

Im Laufe der Unterhaltung erfuhren wir, wie das Tagewerk eines Rundfunkreporters abläuft. „Wir, bei den ‚Reportern unterwegs' und dem ‚Echo der Zeit', sind ein Team von fünf Reportern mit Dr. Dolf Lindner an der Spitze. Vormittags halten wir unsere Redaktionssitzung ab, dann werden wir auf unsere ‚Opfer' losgelassen und um vier Uhr nachmittags beginnt der Schnitt der aufgenommenen Reportagen. Von den vielen bedeutenden Männern, mit denen ich am Mikrophon stand, seien nur Dr. Herbert Tichy, Heinrich Harrer, Otto Bieber und der unvergeßliche Hermann Buhl genannt. Ich arbeite auf dem Gebiet der Völkerkunde, der Museen, der Wiener Lokalgeschichte, auch die karitative Sparte ist mir zugeteilt."

Sehr gewinnend wirkte es, als unser Besucher von seiner großen Liebe zu den Tieren erzählte. „Oft und oft habe ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt ganz reizende Erlebnisse mit Krähen, Amseln, Hunden und anderen Vertretern unserer Tierwelt."

Diese Verbundenheit mit den Tieren schränkt aber nicht seine Liebe zu den Menschen ein, wie es manchmal der Fall ist. Ein Beweis dafür ist sein Ausspruch: „Jedesmal, wenn wir eine gute Tat begehen, helfen wir nicht nur den anderen, wir bereichern uns dadurch auch selbst!"

Außer seiner vielseitigen Tätigkeit als Rundfunkreporter entfaltet Ludwig Zant eine rege literarische Tätigkeit. Auch auf diesem Gebiet arbeitet er mit Begeisterung und hat bei einem Wettbewerb der literarischen Abteilung des Senders Alpenland ebenfalls einen Preis errungen.

Als unser Gast Abschied nahm, bemerkte er mit großer Herzlichkeit: „Ich habe einen wunderschönen Nachmittag im Kreise meiner Freunde verbracht und freue mich auf ein Wiederkommen!"

Wie erfreulich für uns, daß wir einem Sehenden ein schönes Erlebnis schenken durften!

SEHNSÜCHTIGER WUNSCH

Fliegt, ihr Gedanken, entfliegt,
weit übers nächtliche Land,
nirgends verweilend,
weltenenteilend,
kündet, was kühn ich empfand.

Ziele, noch niemals erreicht,
irdischem Streben entrückt,
leuchten von fernen
silbernen Sternen.
Licht, das uns tröstend beglückt.

Fliegt, ihr Gedanken, entfliegt,
ehe mein Herz euch umwirbt,
eilet nach oben,
träumedurchwoben,
bis meine Sehnsucht erstirbt.

Friedrich Winkelmüller

HUMOR

„Ich werde Ihnen sagen, was für ein Mensch Sie sind!"

„Lassen Sie das lieber bleiben, sonst klage ich Sie wegen Beleidigung."

*

Die Wirtin: „Jedesmal wenn ich zu Ihnen ins Zimmer komme, sehe ich, daß Sie meine Tochter küssen. Was bedeutet das?"

„Daß Sie nicht anklopfen!"

*

„Hast du schon gehört, der Lyriker X will heiraten?"

„Ja, er will seinen Leserkreis verdoppeln."

*

Student: „Ich habe gar keinen Mut, die Prüfung zu machen. Mein Gehirn ist eine einzige Wüste."

„So schlimm wird es wohl nicht sein, es werden doch wohl auch einige Oasen dabei sein!"

„Das schon. Aber ob die Kamele die finden?"

Die optische Industrie entwickelt bessere Brillen

In den letzten Jahren hat sich die Brille, vor allem die Sonnenbrille, fast in ein modisches Attribut verwandelt. Die Formen der Brillengestelle folgen der Moderichtung und nehmen teilweise abstrakte Konturen an. Daneben jedoch bemüht sich die optische Industrie ernsthaft um die Verbesserung von Brillen, die unsere Augen nicht nur vor Schaden bewahren, sondern uns auch zu besserem und angenehmerem Sehen verhelfen sollen.

Splittersichere Gläser: Viele Brillenträger, vor allem auch Kinder, leben in ständiger Angst um ihre Brillengläser — und noch viel mehr — um ihre Augen. Sie entsagten deshalb sehr oft sportlicher Tätigkeit. Jetzt hat man optisches Sicherheitsglas entwickelt, das nicht nur ein gutes Sehen erlaubt, sondern darüber hinaus auch psychologisch Wunder wirken wird. Wenn das Sicherheitsglas unter einem außergewöhnlich heftigen Schlag wirklich zerbricht, so splittert es nicht und gefährdet dabei das Auge. Vielmehr zerfällt es, ähnlich wie eine Windschutzscheibe, zu feinen grießartigen Körnern und löst sich dabei auch keineswegs ganz von der Fassung.

Bessere Sonnenbrillen: Man hat herausgefunden, daß sich die Augen viel schneller an die Dunkelheit gewöhnen, wenn sie bei praller Sonne ausreichend durch wirksame Blendschutzgläser geschützt werden. Gewöhnliche Sonnenbrillen lassen oft 35 bis 50 Prozent der sichtbaren Strahlen durch und sind unzureichend. Um jede Blendung auszuschalten, benötigt man gefärbte Gläser mit einem Durchlaßwert von 15 bis 25 Prozent und einer Absorption von 75 bis 85 Prozent. Ideal für Sportler und Autofahrer ist das „verlaufend getönte" Blendschutzglas, das im oberen Drittel dunkler ist als im unteren Teil.

Dreistärkengläser: Alterssichtigkeit ist eine Störung, die praktisch allen Menschen jenseits der Fünfundvierzig zu schaffen macht, da der Verlust der Muskelspannkraft es der Augenlinse erschwert, sich von der Ferne auf die Nähe und auf mittlere Entfernung umzustellen. Die allgemein bekannten Zweistärkengläser gestatten deutliches Sehen in die Nähe und in die Ferne, ohne daß die Brille gewechselt werden muß. Das Dreistärkenglas, das jetzt von führenden optischen Firmen hergestellt wird, fügt ein drittes Segmentfeld hinzu, mit dessen Hilfe sich auch auf mittlere Entfernungen — von etwa einem halben bis zwei Meter — scharf sehen läßt.

Dem Beruf angepaßte Brillen: Immer mehr setzt sich der Gedanke durch, daß eine Brille der Arbeit angepaßt sein sollte, die man zu verrichten hat. Bei den Arbeitsbrillen werden die jeweils meistgebrauchten Segmentfelder — sei es für die Nähe, für die Ferne oder für mittlere Entfernungen — je nach der Art der Arbeit oben, unten oder im Zentrum angeordnet und zu den beiden anderen Teilen in das günstigste Verhältnis gebracht.

Die Augen zu vernachlässigen ist gefährlich. Viele von uns tragen ihren derzeitigen Bedürfnissen nicht entsprechende Gläser. Ob wir ständig oder nur bei bestimmten Arbeiten eine Brille benötigen — es ist ein Gebot der Vernunft, Augen und Gläser von Zeit zu Zeit überprüfen zu lassen.

Kennen Sie einen Blinden

der noch keiner Organisation, die seine Interessen vertritt, angehört? Wir werden ihn gerne in unsere Gemeinschaft aufnehmen und ihm nach besten Kräften helfen! Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs jederzeit entgegen.

MAX MELL:

Die Dichterin im Hause der Blinden

Einmal hat unserm Hause, unserm weitläufigen alten Hause am Rande der Vorstadt, auch die Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach einen Besuch abgestattet. Sie hat mit meiner Mutter eine ganze Weile in unserem Garten gesessen, unter den hohen Bäumen, und ich wüßte die Bank noch zu zeigen, wo das war, obwohl es viele Jahre her ist und dort, wo unser großer Garten war, längst kein Hälmchen mehr grünt. Es war ein Maitag, und die Wiesenflächen und Baumgänge und die langen Fluchten der Büsche sahen gewiß lieblich drein; aber das weiß ich nicht mehr, ich war zwölf Jahre alt und achtete weiter nicht darauf, es war das Gewöhnliche, und ich war auf das Ungewöhnliche gespannt, denn die berühmte Dichterin sollte kommen, und wichtig war mir hiefür nur, daß schönes Wetter war. Denn wenn ich aus der Schule käme und der Besuch noch nicht weggefahren wäre, so war mir erlaubt, ebenfalls im Garten Umschau zu halten und bescheiden heranzutreten mit der Bitte, sie möge mir in mein Stammbuch schreiben.

Sie war damals, fünfundsechzigjährig, auf der Höhe ihres Ruhmes. Die Bände ihrer „Gesammelten Werke" lagen bei uns zu Hause, meine Mutter las aus den geistreichen Parabeln und aus den „Aphorismen" vor, die damals schon als ihr kostbarstes Buch galten. Es gab dazu noch etwas Besonderes, womit sie es uns angetan hatte. Es war ein Sammelwerk erschienen, das hieß „Die Geschichte des Erstlingswerkes". Gefeierte Dichter jener Tage erzählten, wie es ihnen zu Beginn ihrer Laufbahn ergangen war, und ihre Jugendbildnisse schmückten das Buch. Darunter war in kleinem Rund ein Mädchenköpfchen, dem die hochgeschlossene Kleidung, das weiße Krägelchen und das schlicht gescheitelte Haar etwas klösterlich Sittsames gaben; das Gemälde, nach dem es hergestellt war, hatte vielleicht zu mildern gewußt, was in diesen Zügen als nicht hübsch gelten mochte: die etwas schräggestellten Augen und die derbknochige Anlage des Gesichtes. Wir sahen nur den Liebreiz des Bildchens. Der Namenszug „Marie Ebner-Eschenbach", der darunter stand, zeigte die saubersten und klarsten Buchstaben, die wunderbar dazu paßten und an denen ich mich nicht sattsehen konnte. Und von gleicher Schlichtheit und Bescheidenheit war, was sie von ihrer Kindheit und ihren Anfängen erzählte. Es mußte auch einem Knaben zu Herzen dringen, der geradewegs von Abenteuergeschichten und Heldensagen herkam und zum erstenmal in ein Buch für Erwachsene seine Nase steckte. Betroffen fand er Dinge darin, die der gewöhnlichen Wahrheit um ihn herum nahe waren, und eben darum, weil das Leben offenbar so war, ging davon eine eigentümlich beklemmende Wirkung aus. Daß sie ihre Mutter nicht gekannt hatte und sie in Sehnsucht doch zu kennen meinte, daß sie als Kind erlebte, wie ihr Menschen wegstarben, die geliebte Stiefmutter, das neugeborene Schwesterchen: von dem Wirklichen, das die Einfachheit der Darstellung riesengroß machte, konnte ein Schauer von Lebensangst durch ein Kinderherz gehen, der nichts anderes war, als ein Anzeichen des Reifwerdens. Unauslöschlichen Eindruck machten bestimmte Sätze der Erzählung, und die Wendung, mit der sie schloß, behielt das Gedächtnis wörtlich, als handle sich's um ein Wissen, das man fürs Leben lernt: „In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte niederzuschreiben."

Das Erstlingswerk, von dem sie berichtete, war eine Bühnendichtung, die es immerhin zu einer Aufführung in Karlsruhe unter Eduard Devrient brachte. Lange Zeit nachher erfuhr sie, daß Otto Ludwig, den sie sehr bewunderte, mit dem Werk streng ins Gericht gegangen war. Meine Mutter, seit je von der fernen glänzenden Theaterwelt angezogen, lebte das Schicksal des Bühnenstückes ganz mit, wußte mir einzelnes zu erklären und so waren von diesen Seiten im „Erstlings-

werk" Mutter und Kind gleichermaßen gefangen genommen. Und nun standen die Schriftzüge, wie sie unter dem Bildnis wiedergegeben waren, unter einem Briefchen, welches den Besuch der Dichterin in Begleitung ihres Bruders anzeigte. Nur unterschrieb sie einfach „Marie Ebner". Das war nun gar zum Staunen; sie war Baronin, sie war Exzellenz, sie war geborene Gräfin Dubsky, und dieser Namenszug unterschlug zu all dem auch den ritterlichen Beinamen, um den sie vor allem zu beneiden war. Daß eben dies besonders vornehm sei, ließ ich mir sagen, ohne doch einsehen zu können, wie man das ruhmvoll Klingende, das in die Verwandtschaft des Dichters des „Parzival" rückte, so einfach wegräumen mochte.

Ich habe von unserem Haus, unserem Garten gesprochen. Die unsrigen waren sie nun freilich nicht, aber unser Reich waren sie. Das war die alte, aus der Zeit Maria Theresiens stammende Anlage des Blindeninstituts, das mein Vater leitete, und was dort lebte, war wie eine große Familie, ähnlich wie es sich auf Landgütern und Schlössern ergibt. Wie ein Ansitz bot es sich schon dem Blick dar. Nur lag dieses Gut in Wien und mitten zwischen zwei Vorstädten, die ineinanderwachsen wollten.

Die gerade Straße von einer zur andern wollte durch unseren Garten.

Die Tage des alten Besitzes waren gezählt, das Hindernis mußte fallen. Ein neues Haus sollte anderwärts entstehen. Um diesen Neubau hatte mein Vater einen schweren Kampf mit den ihm vorgesetzten Stellen bis zum Statthalter zu kämpfen, weil sie der Anstalt einen ungünstigen Platz zudachten; es fügte sich, daß ihm im Grafen Dubsky ein Helfer erstand, der ihm bei der Beschaffung eines geeigneten Bauplatzes wertvolle Dienste leistete, und seine Schwester hatte stillen Anteil daran. Sie war auf die Anstalt aufmerksam, seit eine ihrer Erzählungen in Blindendruck erschienen war, und mein Vater sie um ihre Zustimmung gebeten hatte. Nun kamen die beiden in unser Haus. Die Angelegenheiten der Wohltätigkeit, die Sache der Unglücklichen und Niederen, der Anblick eines großen Hauswesens lagen ihr als adelige Dame wie als warmherzigen Menschen nahe. Sie hat gewiß den Blick für die Besonderheiten und den Reiz des alten Hauses gehabt, das mit seinem parkähnlichen Garten als Eiland in dem Häusermeer lag und von ihm bald verschlungen werden sollte.

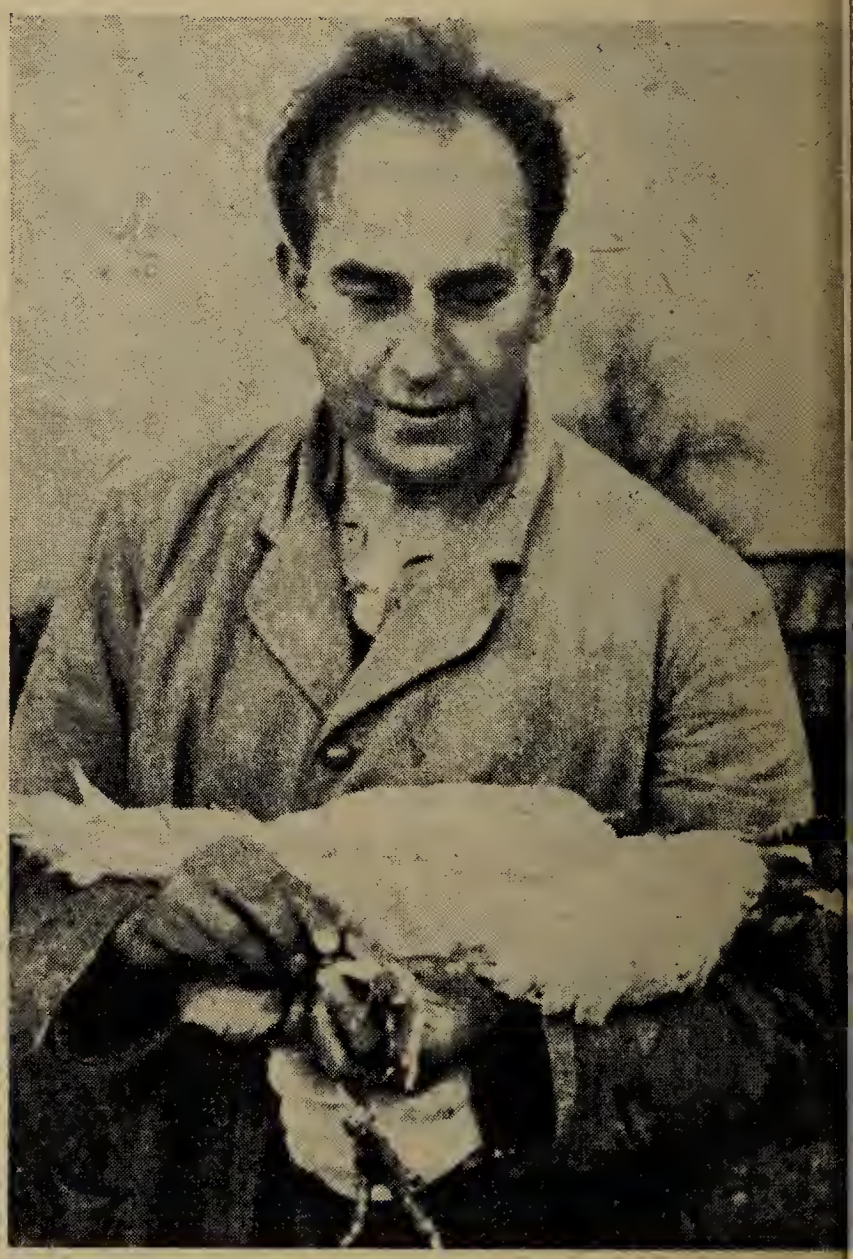
Sie kam in den großen Arbeitsraum der blinden Mädchen, die um den langen Tisch bei ihren Handarbeiten saßen, und sah die lauschenden, gespannten oder steifen Gesichtszüge ihr zugewendet. Der Besuch wurde genannt, alle erhoben sich von den Sitzen. Sie grüßte mit leisen verlegenen Worten, ließ sich die Arbeiten zeigen und bewunderte Geschicklichkeit und Handfertigkeit. Die beiden Herren suchten noch weiter die Schulräume und die Werkstätten auf; ihr war es willkommen, daß meine Mutter sie in den Garten einlud, denn der Anblick der vielen für ihr Leben benachteiligten Mädchen ging ihr nahe. Sie erkundigte sich, welchen Ständen die Zöglinge angehörten und wie sich ihre Zukunft gestalte.

„Da mögen Sie von manchem harten Schicksal erfahren", sagte sie nachdenklich, und meine Mutter konnte das nur bestätigen. Dann fragte sie nach ihrer eigenen Familie, und meine Mutter sprach von ihren Kindern und auch von mir, wie ich es mit Lesen und Schreiben triebe und mir eigne kleine Büchlein mit selbstverfaßtem Inhalt anfertigte. Die Ebner-Eschenbach hörte zu, nickte wohlwollend und sagte: „Nun, das wird einmal ein kleiner Kollege von mir."

Genau bis dahin war das Gespräch gelangt, als ich heimkam und hörte, der Besuch sei noch da. Ich holte das Stammbuch, legte Tinte und Feder auf einer Gartenbank bereit und zeigte mich in einer angemessenen, meiner Mutter vorbereiteten Entfernung. Eine unscheinbare, dunkel gekleidete, in sich zusammengesunkene Gestalt saß neben ihr. Sie bewegte den Kopf so lebhaft zustimmend, daß ich erraten konnte, was meine Mutter gefragt habe; sie winkte mich heran, und ich durfte zum erstenmal im Leben jemand mit „Exzellenz" ansprechen. Ich wies das Stammbuch vor und und sprach meine Bitte aus. Das Gesicht der kleinen, alten Dame verbreiterte sich unter ihrem gütigen Lächeln, sie sah mich mit den blitzgescheiten Augen prüfend an und fand sich nur etwas hilflos, wie sie mir den Wunsch hier erfüllen könne. Ich erklärte schlau, daß dafür gesorgt sei, und ich lief nach Feder und Tinte. Sie schlug das Buch auf und blätterte nach hinten. Ich

widersprach; das Buch hatte ein erstes Blatt von stärkerem Papier, diesem diente ein Blumengewinde in Farbendruck als Zierat, und ich bestand darauf, sie müsse auf diesen Ehrenplatz schreiben. Es schien ihr erst nicht recht einzuleuchten; aber da meine Mutter ein Wort einlegte, gab sie nach. Sie hielt das Büchlein auf ihrem Schoß, fragte nach meinen Taufnamen und schrieb. Wir waren still; ich hielt das Tintenfaß, und meine Mutter bemühte sich inzwischen, mir durch Gebärdensprache behutsam mitzuteilen, daß ich der Exzellenz dann die Hand küssen müsse. Ich nickte ihr beruhigend zu, ohne daß ich sie völlig davon zu überzeugen vermochte, daß ich sie verstanden habe. Die Dichterin war zu Ende, legte das Löschblatt sachte in das Buch, schloß es und gab es mir. Ich küßte ihr die Hand und durfte mich trollen. Ich lief ins Haus zurück. Es ging mir durch den Kopf: Nun dürfe nur eines nicht sein: daß sie sich auch diesmal nur „Marie Ebner" unterschrieben habe. Nein, ich wünschte und erwartete, wenn ich das Buch aufschlüge, darin die blendende Äußerung einer Persönlichkeit zu finden, die, indem sie sich zu mir herabließ, mich zu sich hob, und ich war bereit, jedes Maß an unverdientem Vertrauen in meine Zukunft anzunehmen. Ich webte in den Vorstellungen, die das Buch vom „Erstlingswerk" angeregt hatte. Darin stand von solchen Himmelsgeschenken zu lesen, wie man von dem einen Tag auf den anderen jemand werden konnte. Warum sollte mir nicht etwas derart, natürlich nur Kleines im Vergleich dazu, beschieden sein? Ich schlug das Buch auf. Gewonnen, da stand die volle Namensunterschrift! Und darüber in den schon bekannten, wie gestochenen Schriftzügen: „Mein lieber Max, erinnere Dich beim Anblick dieser schlecht geschriebenen Zeilen einer alten Frau, die tiefbewegten Herzens und voll innigster Bewunderung für Deine verehrten Eltern aus dem Blindenheim scheidet."

War das nun alles? Das klang ja wie ein Brief; mir kam vor, das könne jeder haben. Das schien mir nichts, womit man Staat machen konnte; das bezog sich auf das Wirkliche und Gewohnte und nährte in nichts meine Einbildungen. Ja, ich mußte bekennen, so recht zufrieden war ich nicht, auch nicht, als ich die Freude meiner Eltern sah. Dabei merkte ich gar nicht, daß sie in diesen Zeilen so war wie im „Erstlingswerk". Sie hatte sich nicht auf irgendeine Anhöhe ihres Selbst begeben, um von dort Eindruck zu machen, sie konnte, da man sie zu einem schriftlichen Zeugnis dieser Stunde nötigte, nur dem Erlebten ein schlichtes Denkmal setzen. Ich war ungefähr so wie ein Kind, das nur Leckereien begehrt und den Wert des täglichen Brotes noch nicht versteht. Es wollte erst gelernt sein, was es ist, wenn einem ein gütiger und weiser Mensch so etwas in ein Stammbuch schreibt. Man mag mir glauben, daß es mir allmählich doch dämmerte. Das Stammbuch hat vorwiegend weiße Blätter behalten. Die wenigen beschriebenen, deren keines in das neue Jahrhundert hineinreicht, sind mir alle lieb, und wenn eines davon für mich seine besondere Schönheit hat, so macht das nicht sein Blumengewinde in Farbendruck.



Auch Geflügelzüchter gibt es unter den Blinden

DR. KARL KAINRATH

Einer, der die Liebe suchte

Wieder war eine so ausgiebige Tracht Prügel über ihn gekommen, daß er zunächst vor den leiblichen Schmerzen nicht einschlafen konnte! Dann aber, als diese erträglicher wurden, schien ein schweres Gewicht auf seinem kleinen Herzen zu liegen, als ob es jeden Augenblick entzweibrechen müßte. Ein Schwarm von Gedanken wälzte sich heran: Was hatte er denn so Schreckliches getan, das ihm diese „Strafe", wie sich die Mutter ausdrückte, eintrug?! Bemühte er sich nicht ohnedies, seine Schrift in den Heften zu verbessern, und hatte ihm die Lehrerin nicht vor kurzem erst ein diesbezügliches Lob gespendet?! Aber alles, auch sein inbrünstiges Flehen, nützte bei Mutter nichts! So lieb sie zu ihm früher war, so grob und unwirsch behandelte sie ihn seit etwa einem Jahr! Und diese Erkenntnis wog schwerer als alle verdienten oder unverdienten Schläge. Seine Mutter, das einzige Wesen, an das sich sein junges Leben in seiner ganzen Hilflosigkeit noch klammern konnte, und der er aufrichtig zugetan war, mochte ihn nicht sehr! Er drehte sich einmal links, einmal rechts in seinem Bette und benetzte die Kissen mit seinen Tränen. Und dann fiel ihm sein vor zwei Jahren tödlich verunglückter Vater ein, der ihm jedesmal vor dem Schlafengehen zärtlich über den Scheitel gestrichen und zuweilen gesagt hatte: „Ich weiß, du wirst noch einmal ein ordentlicher Junge!" Und dieser Gedanke, so sehr er ihn auch an den Verlust des Vaters erinnerte, schien dennoch ein tröstliches Licht in die Seele des Kleinen zu senken, denn bald darauf verfiel er in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn erst die harte Stimme der Mutter emporriß.

Walters Schreie bei den Schlägen mußten im Hause gehört worden sein, denn schon am nächsten Tage brachte ein Polizist eine an Frau Anna Geral gerichtete Ladung mit der Aufforderung, sich mit dem Sohne möglichst sofort auf dem Polizeikommissariat einzufinden. Dort wurden Mutter und Kind getrennten Verhören unterzogen, wobei aus Walter zunächst nicht viel herauszubringen war. Erst der Hinweis auf das Ergebnis der vorher stattgefundenen amtsärztlichen Untersuchung rang ihm das weinend vorgebrachte Geständnis ab, von der Mutter sowie deren Freund Josef Niederlechner wiederholt mit einem Rohrstock so geschlagen worden zu sein, daß er manchmal zusammenbrach.

Vom Zeitpunkt dieser Einvernahme an sah Walter seine Mutter nicht mehr. Er wurde noch am selben Tage einer Fürsorgerin übergeben, die ihn nach allen Richtungen hin ausfragte und schließlich lakonisch feststellte, es mit einem verschlossenen Kind zu tun zu haben, dessen Vertrauen nur sehr schwer zu erringen sein dürfte. Auch der Leiterin des Erziehungsheimes gegenüber, das nun sein künftiger Wohnort werden sollte, benahm sich Walter einsilbig. Er bezog sein Bett und seinen Kleiderkasten, freundete sich mit seinen Schicksalsgenossen recht und schlecht an und machte in der Schule mittelmäßige Fortschritte. Seine Teilnahme an den Tagesgeschehnissen schien nicht sonderlich groß zu sein, und er fügte sich willig in alles, was man mit ihm vorhatte.

Als daher eines Tages die Frage an ihn gerichtet wurde, ob er zu Pflegeeltern gehen wolle, sagte er ohne Überlegung zu und packte seine Sachen. Da kam er zu einem kinderlosen Ehepaar, das einen Holz- und Kohlenhandel betrieb. Nach Beendigung der Schulaufgaben wurde er stets zur Mithilfe im Geschäft herangezogen. Dabei ging er, wie bei seinem Alter nicht anders zu erwarten war, mit kindlichem Spieltrieb an die Sache, so daß das Endergebnis die Geschäftsinhaber durchaus nicht befriedigte. Der anfangs warme Ton im Hause wurde kälter und sparsamer, und schließlich prasselten grobe Scheltworte auf das Haupt des Knaben, wenn er mit dem Schlichten des Holzes oder Umschaufeln von Kohlen zu lange brauchte.

Nach etwa einem halben Jahr kam Walter in ein anderes Haus. Vielleicht hatte die Fürsorge Kenntnis erlangt, daß man ihn mit Arbeiten betraute, die seinem Alter nicht angemessen waren?! Oder vielleicht hatte er

den Erwartungen des Ehepaares nicht entsprochen?! Man erfuhr darüber jedenfalls nichts.

Der neue Pflegevater war ein pensionierter Rechnungsrat, der viel Zeit hatte und sich mit den Schulaufgaben des Knaben eingehend befaßte. Allmählich begann man Walter wegen seines regen Geistes und seiner Aufgeschlossenheit zu loben, und dies kam schließlich auch in seinen Zeugnissen zum Ausdruck. Jahre vergingen, und der Eintritt in ein Lehrverhältnis stand bevor. Der Gedanke, eine Mittelschule zu besuchen, mußte wegen der zu geringen Pension des Ziehvaters und mangelnden Bereitschaft der öffentlichen Stellen zu einem Stipendium fallen gelassen werden. Nach vielen Erwägungen und Umfragen war endlich eine passende Lehrstelle in einer großen Buchdruckerei gefunden. Walter zeigte jetzt noch mehr Lebensfreude und Initiative und äußerte sogar den Wunsch, sich später einmal als Werkstudent ein höheres Wissen aneignen zu wollen. Da trat plötzlich wieder das unerbittliche Schicksal in Gestalt der Erkrankung seines Ziehvaters an offener Tuberkulose in Erscheinung. Der Traum einer schöneren Zukunft fand auf diese Weise sein wenigstens vorläufiges Ende!

Walter mußte wegen Ansteckungsgefahr vorübergehend in ein Lehrlingsheim übersiedeln, wo es zwar sauber, aber militärisch straff zuging. Niemand fragte ihn nach seinen menschlichen Belangen, alles wickelte sich ebenso programmgemäß wie seelenlos ab. In dieser Zeit begann sich in Walter ein beispielloser Heißhunger nach Büchern zu entfalten. In ihnen suchte er vielleicht im Unterbewußtsein, was er im Leben noch nicht finden konnte: die echte Liebe eines Menschen. Dabei gerieten ihm im Leihwege allerlei zweifelhafte Romane in die Hände. Ihren Inhalt fraß er im verborgenen in sich hinein, als ob davon die Existenz seines Lebens abhinge. Merkwürdig war dabei jedoch, daß das sittlich Anstößige des Inhaltes von ihm überflogen wurde, ohne schädigende Spuren zu hinterlassen, während sich das menschlich Große und Edle in seiner Seele mit starken Wurzeln verankerte. Je mehr sich Walter in der Freizeit mit seinen Büchern beschäftigte, desto mehr vernachlässigte er seine Kameraden. Dieses Verhalten trug ihm den ironisch gebrauchten Ehrentitel „Philosoph“ ein, worüber er sich aber durchaus nicht erbost zeigte. Im Gegenteil, er sprang überall und jederzeit, wo es not tat, hilfsbereit ein und brach damit allmählich alle spöttischen oder mißgünstigen Lanzenspitzen ab. Seine Hoffnung, dereinst wieder mit seinem letzten Ziehvater vereinigt zu werden, schwand mit dessen unerwartet eingetretenem Tode jäh dahin. So war es nun für ihn am besten, bis zur Beendigung des Lehrverhältnisses im Lehrlingsheim zu verbleiben. In dieser Zeit begann er, die Nöte seines übervollen Herzens in Aufsätzen und Novellen auszusprechen und gewann schließlich Trost und Freude in seinen mehr oder weniger gelungenen Werken.

Nach Empfang des Lehrbriefes fand er bei einem alten Junggesellen eine zwar billige, aber von Ungeziefer belebte Untermietwohnung, die er trotz eifrigster Petroleumbehandlung nicht restlos von den Wanzen befreien konnte, weil sie immer wieder durch Türfugen aus der Wohnung des Hauptmieters eindrangen. Diesen unleidlichen und kaum behebbaren Zustand nahm Walter nur deshalb in Kauf, weil ihm der Junggeselle mit einer solchen Liebenswürdigkeit und Aufgeschlossenheit begegnete, daß er in ihm einen väterlichen Freund entdeckt zu haben glaubte. Wie aber dessen Gespräche immer mehr um bestimmte delikate Dinge zu kreisen begannen, da dämmerte in Walter der Verdacht auf, es mit einem abwegig veranlagten Manne zu tun zu haben, der ihm gefährlich werden konnte. In die Zeit dieser Erkenntnis platzte die Nachricht von seiner Entlassung aus der Druckerei wegen Arbeitsmangels. Die Arbeitslosenunterstützung war so knapp bemessen, daß er ohne zusätzliche Mittel als Alleinstehender nicht das Auslangen finden konnte. In seiner Verzweiflung rannte er mit den von ihm als am besten beurteilten schriftstellerischen Arbeiten von Verlag zu Verlag und wartete auf ein gnädiges Zeichen. Endlich brachte eine Zeitung seinen Aufsatz: „Das vierte Gebot in Gefahr!“ Von diesem Zeitpunkt an erschienen fallweise Kurzgeschichten, die ihm nicht nur Honorare einbrachten, sondern ihm vor allem wieder einen Lebensauftrieb gaben. Durch allerlei Gelegenheitsarbeiten ergänzte er sich diese finanziellen Mittel, so daß er bald in der Lage war, sich um ein neues Quartier umzusehen. Dazu war

es aber auch schon höchste Zeit, um aus den immer deutlicher werdenden Einflußnahmen seines Hauptmieters herauszukommen. Auf seiner diesbezüglichen Suche stieß er auf eine etwa vierzigjährige Witwe, die ihr Leben mit einer kleinen Rente und Bedienungen fristete und sich offenbar durch Untervermietung eine Aufbesserung ihrer Lebenslage verschaffen wollte. Walter nahm das Angebot an und fühlte sich in der Folge wie zur Familie gehörig behandelt, was ihn bewog, dem kleinen Töchterchen Renate uneigennützig Nachhilfeunterricht zu erteilen. Er selbst aber arbeitete an sich ebenfalls fleißig weiter, indem er viel las und die Volkshochschule besuchte.

In einem der dortigen Kurse lernte er ein vielleicht achtzehnjähriges, sympathisches Mädchen namens Luise kennen, in welchem er nach einiger Zeit auf Grund der gezeigten geistigen Regsamkeit und sonstigen Vorzüge glaubte, die Gefährtin seines Lebens gefunden zu haben. Sie ließ sich von ihm stets nach Hause begleiten und vernahm scheinbar mit viel Interesse, daß er für die Zeitung schrieb. Und als er ihr mit starkem Herzklopfen das erste Gedicht einhändigte, da zeigte sie eine so überquellende Freude, daß sie ihn umarmte und küßte. Dieses Erlebnis zeitigte eine wahre Sturmflut von Gedichten, die zwar tief empfunden waren, aber gewiß noch keine allgemeingültigen Aussagen darstellten. Walter fühlte dies auch, aber es fehlte ihm, der noch vollständig von den Flammen der ersten Liebe verzehrt wurde, der nötige seelische Abstand zu einer anderen Schreibweise.

Ein halbes Jahr später warf ihm Luise nach einer Auseinandersetzung ein Bündel dieser Gedichte mit dem Bemerken vor die Füße, sie habe schon genug von diesen Ergüssen. Davon abgesehen würde er kaum ein Mädchen finden, das sich mit Gedichten begnügte, deren Verfasser armselig die Zeit über dem Schreibtisch verbrütete! Diesem Schlußpunkt war die bestürzende Entdeckung vorausgegangen, daß er Luise auf dem Motorrad eines gerade nicht mehr sehr jugendlichen Mannes durch die Gegend flattern sah.

Gesenkten Hauptes, wie ein Geschlagener, ging Walter von dannen. Zunächst konnte er keine klaren Gedanken fassen; es war eine Zeit seelischer Depression und völliger Unfruchtbarkeit. Dann folgte eine solche mit neuen, wenn auch für ihn harten Erkenntnissen. Er mußte zum Leben eine andere Einstellung bekommen! Es war eben unerbittlich und hatte für ihn keine Milde zu verschenken! Dem wollte er endlich Rechnung tragen, ohne sich aber, wo es not tat, einer großherzigen Handlungsweise zu verschließen. So hatte er sich wieder aufgerafft und war zum Weiterschreiben bereit. Und siehe, seine Werke reiften sichtlich an Gehalt und Form und griffen oft weit über den eigenen Erlebnisbereich hinaus. Sie waren vor allem aktuell und fanden daher allmählich bei den verschiedensten Tageszeitungen Eingang. Neben kürzeren Prosaarbeiten schrieb er immer wieder auch Gedichte und schließlich seinen ersten großangelegten Roman. Dieser sollte ihm Gelegenheit geben, zu verschiedenen ihn interessierenden psychologischen Fragen Stellung zu nehmen.

Jahre gingen auf diese Weise dahin und Walter erkannte, daß er sich als freier Schriftsteller eine lebensfähige Position geschaffen hatte, die ihm entschieden mehr Freude bereitete, als es in seinem erlernten Berufe das bloße Abdrucken fremder geistiger Erzeugnisse vermocht hätte, mit denen er noch dazu oft nicht einverstanden war. Zwischen ihm und seiner Hauptmieterin hatte sich, obwohl sie beträchtlich älter war als er, zufolge des dauernden Zusammenseins und der dem Weibe eigenen Strategie der Annäherung ein eheähnliches Verhältnis herausgebildet. Inwieweit hiebei auf jeder Seite das seelische Element beteiligt war, sollte erst zu einem späteren Zeitpunkt zutage treten. Eines schien für den Außenstehenden jedenfalls sicher: Die Witwe arbeitete zwar nicht auffällig, aber zielstrebig auf den Abschluß einer Ehe hin. Walter, der nach so vielen Enttäuschungen nur mehr den seelischen Frieden in seiner Arbeit suchte und glaubte, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, die ihn mütterlich betreute, schien zu diesem Schritt auch bereit zu sein. Dann war ihm Renate wie eine mit ihm aufgewachsene Schwester so teuer geworden, daß er sie nicht mehr missen wollte. Mit ihren kleinen Erlebnissen kam sie eher zu ihm als zur Mutter, weil er für kindliche Anliegen mehr Verständnis als diese zeigte. Bald sprach man auch schon offen von einem Hochzeitstermin

und verschiedene Vorbereitungen wurden getroffen. In deren Verlaufe mußte auch beim Hausverwalter, einem als Menschenfreund bekannten Rechtsanwalt, vorgesprochen werden. Dies besorgte Walter. Nachdem er sich als Schriftsteller und künftiger Ehemann der Witwe Rosa Koller zu erkennen gegeben und sein die Wohnung betreffendes Anliegen vorgebracht hatte, verbeugte sich der Anwalt und bot ihm einen Platz an.

„Sie sind mir nicht unbekannt, Herr Geral", begann er. „Ich weiß, daß Sie seit langem in unserem Hause wohnen und verfolge mit besonderem Interesse Ihre Feuilletons in den Zeitungen. Ich schätze Ihre Arbeiten außerordentlich hoch ein und wünschte mir schon immer, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Es wird mir daher ein großes Vergnügen bereiten, nicht allein Ihre Wünsche zu befriedigen, sondern Sie auch, wenn Ihnen meine Wohlmeinung etwas gilt, in anderen Dingen zu beraten."

Walter fühlte sich zu dem Manne vom ersten Augenblick an hingezogen, so daß es ihm nicht schwerfiel, das Gespräch von der Wohnungsangelegenheit auf die private Sphäre hinzulenken. Er schilderte in groben Zügen seinen Lebenslauf und kam schließlich auf sein Verhältnis zu seiner Wohnungsgeberin zu sprechen, von der er insbesondere hervorhob, daß sie bei all ihrer Nervosität doch im Grunde häuslich und mütterlich sei. Bei diesem Gesprächspunkt blitzte es in den Augen des Anwaltes auf, und temperamentvoll warf er ein:

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in Ihrem eigenen Interesse etwas sagen muß, was Sie möglicherweise stark berühren wird! Ich glaube es aber vor meinem Gewissen nicht verantworten zu können, darüber gerade jetzt Stillschweigen zu bewahren."

Walter, der schon verschiedene Überraschungen gewöhnt war, schien sich zur Ruhe zu zwingen und sagte dann fast trocken: „Sprechen Sie, Herr Doktor!" Daraufhin erzählte der Anwalt von einem Prozeß, der sich vor etwa zehn Jahren abgespielt hatte und in dem eine Prostituierte von mehreren ihrer „Kunden" des Gelddiebstahls bezichtigt war. Die Frau sei offenbar mit Rücksicht auf ihr Kind, das ihr einer ihrer „Verehrer" hinterlassen hatte, mit einem milden Urteil davongekommen.

„Und nun", setzte der Anwalt fort, „sind Sie, Herr Geral, im Begriffe, diese Frau zu heiraten! Sie können mir glauben, daß mir der Entschluß nicht leichtgefallen ist, Sie auf diesen Umstand aufmerksam zu machen!" Eine Zeitlang blickte Walter starr vor sich hin. Dann sprang er vom Sessel auf, bedankte sich fast vorwurfsvoll für die Information, bat, die vorgebrachten Wünsche als gegenstandslos zu betrachten und stürzte die Treppe hinab. Im Augenblick wußte er nicht, was er anfangen sollte. Alles ging ihm kreuz und quer im Kopfe herum, wobei der Gedanke stets die Oberhand gewann, daß er im Laufe der Jahre öfter kleinere und größere Geldbeträge aus seiner Brieftasche vermißt hatte. Jetzt wurde es ihm zur Gewißheit: er war bestohlen worden, und noch dazu von einer ehemaligen Dirne, mit der er sich vertrauensvoll eingelassen hatte!

Als er auf seinem Wege wie zufällig zur Kirche seines Sprengels kam, zog es ihn die Stufen empor und hin vor den Marienaltar. Dort kniete er nieder und vergrub den Kopf in seine Hände. Und während er betend in sich hineinhorchte, war ihm plötzlich, als ob Maria zu ihm spräche: „Geh zu deiner Mutter und erleichtere ihr den Abgang von dieser Welt!" Und aus gläubigem Herzen antwortete er der Gottesmutter:

„Ja, heilige Maria, ich will jetzt meine Mutter suchen gehen! Wenn Du es willst, wird sie mich gewiß wieder als ihr geliebtes Kind von einst in die Arme schließen, und ich werde ihr endlich alle meine so lange zurückgedrängten Gefühle mitteilen können! Und sie wird daraus erkennen können, daß ich ihr all das Leid, das sie mir zugefügt hat, keineswegs nachgetragen habe. Heilige Maria, es war ja einzig und allein nur jener unselige Mensch, der plötzlich in ihr Leben getreten ist und ihren Sinn so verwirrt hat! Es mochte wohl nur so gewesen sein: Ich bildete für die Wiederverheiratung meiner Mutter ein so starkes Hindernis, daß sich ihr Unmut darüber in ständigen Mißhandlungen entlud. Aber weshalb, o Jungfrau, erzähle ich dir dies, wo Du alle meine Sorgen doch am besten kennst, und Du mich aussendest, meiner Mutter beizustehen?!"

Nach dieser Zwiesprache begab sich Walter in sein Geburtshaus, wo er aber nur mehr fremde Gesichter antraf, die ihm nichts über

den Verbleib seiner Mutter aussagen konnten. Auf dem Zentralmeldeamt erfuhr er endlich, daß sie einige Male die Wohnung gewechselt hatte und nunmehr seit drei Jahren in der Marktgasse Nr. 3 wohne. Dort fand er ein baufälliges, vierstöckiges Haus vor, in dessen Flur ihm eine neugierig dreinblickende Frau begegnete. Auf seine Frage erzählte sie, daß Frau Anna Niederlechner vor etwa einem Monat mit einer schweren Venenentzündung und Herzwassersucht ins Spital der Barmherzigen Brüder eingeliefert worden sei. Sie habe im Hause in einer kleinen Dachkammer gewohnt, von Bedienungen gelebt, sei sehr zurückgezogen und von allen gut gelitten gewesen. Einmal habe sie auch etwas von einem schon lange verschollenen Sohn erwähnt.

Walter dankte für die Auskunft und begab sich ins Spital, wo gerade Besuchszeit war. Die Zimmerschwester deutete auf ein Bett in der rechten Ecke des voll belegten Saales und sagte, nachdem er sich als Sohn der Patientin vorgestellt hatte, daß leider nach der letzten Auskunft des Primarius nicht mehr viel Hoffnung auf eine Besserung der bereits weit fortgeschrittenen Krankheit bestehe.

Pochenden Herzens schritt nun Walter leise zur Bettstelle und fand seine Mutter schlafend. Offenbar infolge ihres Alters und ihrer Magerkeit im Gesicht erkannte er sie fast nicht wieder. Er mußte sich in Gewalt haben, um nicht durch einen heftigen Gefühlsausbruch ihren gewiß wohltuenden Schlaf zu stören. Indessen betrachtete er die abgehärmten Gesichtszüge und glaubte darinnen eine Spur von Milde zu entdecken. Die Atemzüge gingen rasch und schwer, weil wohl das viele Wasser im Körper auf das Herz drückte. Nach einer Weile schlug sie die Augen auf. Sie schienen in eine andere Welt zu blicken. Nun konnte Walter nicht mehr an sich halten und stieß hervor: „Mutter, erkennst du mich nicht wieder? Ich bin doch dein Sohn, den du für verschollen gehalten hast!“

Frau Niederlechner sah nun einige Sekunden wie gebannt auf den über sie gebeugten stattlichen Mann; dann wandte sie ihr eingefallenes Gesicht zur Seite und sagte tonlos: „Sie sind nicht mein Sohn! Ich habe nie einen Sohn gehabt! Mein Leben geht zu Ende, lassen Sie mich ruhig sterben!“

Walter mußte sich ans Bettgestell klammern, um nicht vor Erregung umzufallen. Seine Tränen aber bezwang er. Dann küßte er seine Mutter auf die Wange und ging.

Einige Wochen später erfuhr er von der Zimmerschwester, daß Frau Niederlechner noch dem Anstaltsgeistlichen gegenüber eine lange Beichte abgelegt hatte, ehe sie starb. Ihr Tod sei rasch und wohl auch schmerzlos gewesen. Daraufhin begab sich Walter wieder zur Muttergottes, dankte ihr innigst und schrieb in kürzester Zeit den Roman seines Lebens: „Einer, der die Liebe suchte“.

Bitte, werben auch Sie einen Leser für

„Unser Schaffen“,

die

einzige Blindenzeitschrift Österreichs!

Blinde Sportler in England

Briefe reisen mit Lichtgeschwindigkeit

Für die meisten von uns ist der Fernschreiber eine mächtige Schreibmaschine, die irgendwo im Hintergrund Lärm macht. Für den Ingenieur ist er das Teilstück eines ausgedehnten Telegraphen- und Funknetzes, mit dessen Hilfe Nachrichten, die man an einem Ende in die Maschine tippt, über weite Entfernungen übertragen und am anderen Ende automatisch mitgeschrieben werden. Und für die 250.000 Fernschreibteilnehmer in aller Welt ist ihr Gerät ein außerordentlich vielseitiges Nachrichtenmittel, für das ständig neue Anwendungsmöglichkeiten entdeckt werden.

Manchem Fluggast wird in letzer Zeit in Atlantikmaschinen aufgefallen sein, daß im Führerraum ein Fernschreiber steht. Der Grund: die Sprechfunkkanäle im Atlantikverkehr sind neuerdings so überlastet, daß Wettermeldungen den Flugzeugen erst mit bedeutender Verspätung zugesprochen werden können. Jetzt schreiben die Bordempfangsgeräte vieler Flugzeuge die Meldungen gleichzeitig mit. Fernschreibnetze werden für viele Spezialzwecke verwendet. Verschiedene Warenhäuser benutzen eine eigene Fernschreibanlage, um die Festnahme von Ladendieben und Scheckbetrügern zu erleichtern. In Europa ist der Fernschreiber schon seit längerer Zeit eines der wichtigsten Fahndungsmittel. Viele Verbrecher mußten die trübe Erfahrung machen, daß der Fernschreiber zuverlässiger ist als das Telephon und unvergleichlich schneller als die beste Verkehrsmaschine. In Deutschland, das mehr als die Hälfte aller europäischen Fernschreibanschlüsse hat, machen Obst-, Gemüse- und Fischgroßhändler, während die Lebensmittel auf ihre Lastwagen verladen werden, per Fernschreiber ihre Tagesofferte. Die Lastzüge sind noch nicht fertig verladen, und schon hat der Einzelhandel den gesamten Nahrungsmitteltransport aufgekauft — per Fernschreiber. Auch in die Fabrikation ist der Fernschreiber eingedrungen. In Automobilfirmen werden heute nach Eingang der Bestellung die Sonderwünsche des Kunden auf einer Lochkarte vermerkt. Diese Karte wird später in einen Apparat gesteckt, der die länglichen Hollerithlochungen in die Lochstreifensprache des Fernschreibers übeträgt. Dann werden diese Angaben per Fernschreiber an die Unterabteilungen, die das Fließband beliefern, weitergegeben, und dort wird der Wagen entsprechend montiert und lakkiert. Ergebnis: kostspielige Fehler kommen kaum noch vor.

In einer der Fernschreiberfabriken kann man einen kleinen Einblick erhalten in die glänzende Zukunft dieses rasselnden Boten. Dort werden Versuchsmodelle vorgeführt, die 600 Wörter pro Minute schreiben, und man rechnet in wenigen Jahren mit tausend Wörtern pro Minute. Man glaubt, daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem Maschinen verschiedenster Art miteinander verbunden sind durch Apparate, die die menschliche Sprache in Lochzeichenbefehle übersetzen. Auf diese Weise könnten dann Maschinen sich mit Maschinen unterhalten. Trotzdem wird der Fernschreiber bleiben, was er heute schon ist: ein Nachrichtenübermittler, bei dem beide Gesprächspartner schwarz auf weiß sehen können, was sie selbst und ihr Gegenüber sagen.

WILHELM FUCHS:

EIN GEMÜTSATHLET

KULISSENGEHEIMNISSE DES RUNDFUNKS

Ein bekannter Wiener Schauspieler ist nicht nur beim Publikum und in Kollegenkreisen sehr beliebt, sondern wird auch, da er selbst aus der kleinsten Rolle das Äußerste herausholt, von jedem der Herren Theaterdirektoren gerne engagiert und zum Rundfunk und Film häufig herangezogen.

Besagter Schauspieler — nennen wir ihn kurz Karl — ist, als geborener Wiener, die Gemütlichkeit selbst und nichts, aber schon gar nichts, kann ihn aus seiner schon sprichwörtlich gewordenen Ruhe bringen. Mag es auf den Proben noch so drunter und drüber gehen, Karl behält seine Ruhe, seinen trokkenen, goldenen Humor, selbst in den kritischesten Situationen, mit einem Wort, er ist der personifizierte „Gemütsathlet". Doch gerade sein Stoizismus bringt so manchen Herrn Regisseur oft zur Verzweiflung.

Eine Eigenheit hat unser lieber Karl allerdings auch noch: er wartet nicht gerne auf seinen Auftritt, sei es im Theater, beim Film oder im Rundfunk. Trotz seiner Ruhe ist er jedoch von einer Vitalität, und wenn ihm etwas zu lange dauert, dann verschwindet er einfach und kommt dann nicht mehr sobald

wieder zum Vorschein. Ist aber dann wirklich sein „Auftritt" fällig, dann ist Karl immer noch zur rechten Zeit auf der Szene gewesen; da kennt er nichts, denn disziplinlos darf man ihn nicht nennen, dazu nimmt er seinen Beruf viel zu ernst.

Eine stille Leidenschaft hat er allerdings auch noch. Er liebt die kleinen, gemütlichen Gasthäuser, die stillen „Beiserln" über alles, denn er ist auch einem Glaserl Wein — oder mehreren — nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß der Wein gut ist.

Da ereignete sich nun einmal — es ist schon etliche Jährchen her — im Funkhaus folgendes:

Unser guter Karl wurde für ein Volksstück als Hauptdarsteller verpflichtet und hatte eine Bombenrolle darin. Die Sprechprobe war zur Zufriedenheit des Herrn Regisseurs ausgefallen, und am nächsten Tag war technische Probe, mit daranschließender Originalsendung angesetzt. Alles erschien pünktlich im Senderaum und die Probe klappte soweit ganz gut. Nur mit einer jungen Darstellerin war der Regisseur nicht ganz zufrieden und besonders eine Szene — in welcher Karl nichts zu tun hatte — wollte und wollte einfach im Tonfall und Ausdruck nicht gelingen. Einmal, zweimal, dreimal wurde die Szene wiederholt, aber dem Regisseur gefiel sie noch immer nicht. Er wurde schon etwas unruhig und seine sichtliche Nervosität übertrug sich natürlich auch auf die Schauspielerin, und statt besser, spielte diese immer schlechter, bis ihr schließlich die Nerven durchgingen und sie zu weinen anfing.

Unser guter Karl hatte bis jetzt lächelnd zugesehen, doch da sich die Geschichte immer mehr in die Länge zog, wurde es ihm einfach zu fad, und mit der Bemerkung, daß er sich nur etwas holen gehe, verschwand er.

Die Probe wurde für einige Minuten unterbrochen, und bei der Wiederaufnahme derselben ging die kritische Szene schon bedeutend besser, so daß sich der etwas cholerisch veranlagte Regisseur sichtlich beruhigte.

Doch seine Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Eben wollte man die Schlußszene noch rasch, vor Sendebeginn, durchnehmen, da gewahrte man, daß der Hauptdarsteller, der liebe Karl, einfach nicht da war.

Man fragte den Saaldiener, man sah in der Garderobe nach, im Büffet, man telephonierte an die betreffende Abteilung im Hause, von Karl keine Spur. Endlich ergab eine Anfrage beim Empfangsbeamten des Funkhauses, daß Karl, schon vor geraumer Zeit, das Haus verlassen hatte. Auch in seiner Wohnung war Karl telephonisch nicht zu erreichen. Der Regisseur war — diesmal berechtigt — schon ein bißchen nervös, markierte, um die letzte Szene noch einmal durchproben zu können, Karls Rolle selbst und hoffte im Stillen, daß er unterdessen eintreffen würde. Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Der Zeiger der Uhr im Senderaum rückte unbarmherzig weiter, der Techniker im Abhörraum gab bereits das Blinksignal zum „Fertigmachen", in zwei Minuten sollte die Sendung starten — von Karl war keine Spur zu entdecken. An eine Verlegung der Sendung war nicht zu denken, da sie im Original übertragen werden sollte, nicht bloß auf Magnetophonband aufgenommen und später erst gesendet, wie dies jetzt meist geschieht . . .

Endlich, endlich, als die allgemeine Aufregung bereits den Höhepunkt erreicht hatte — also sozusagen in letzter Sekunde — öffnete sich langsam die Tür des Senderaumes und Karl schob sich quietschvergnügt durch dieselbe herein, trudelte ganz gemütlich, als ob gar nichts geschehen wäre, zum Mikrophon, das Rotlicht wurde eingeschaltet und — die Sendung konnte beginnen. Man hörte förmlich den Stein vom Herzen des Regisseurs plumpsen.

Die Sendung fiel nun trotz oder gerade wegen dieses Zwischenfalles äußerst gut aus — ein alter Theateraberglaube hatte sich wieder einmal bestätigt — und Karl spielte eine seiner beliebten skurrilen Gestalten einfach prachtvoll.

Nach Beendigung der Sendung, kaum daß die Absage durchgegeben und das Rotlicht, zum Zeichen der Mikrophonabschaltung, verlöscht war, wurde Karl von allen Seiten mit der Frage bestürmt, wo er denn so lange gewesen wäre, und der Herr Regisseur konnte ihm den grimmigen Vorwurf nicht ersparen, daß er „eine ausgesprochene Nervensäge für seine Mitmenschen sei" und seinetwegen die Sendung beinahe „geplatzt" wäre.

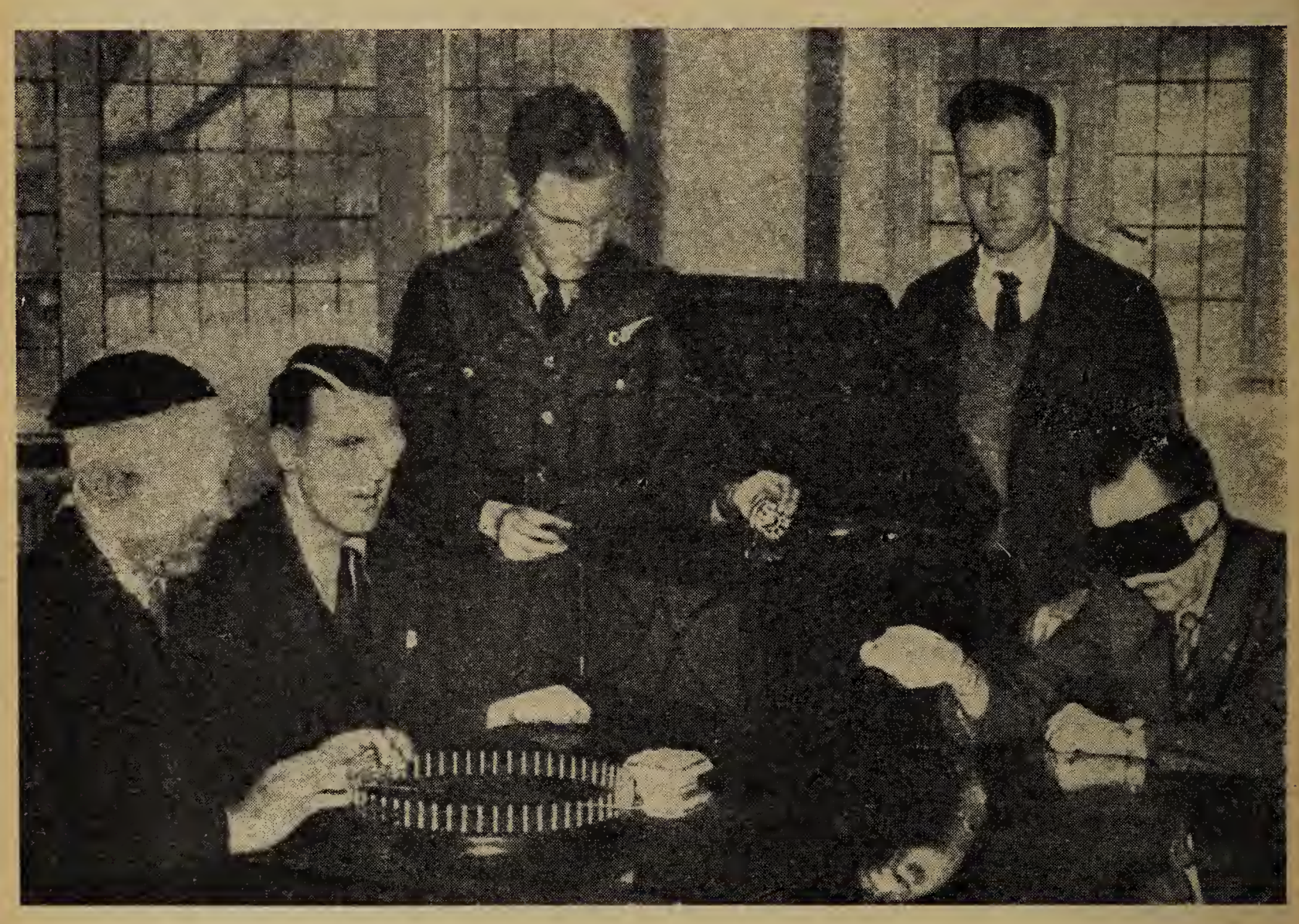
„Ja, *beinahe*", meinte unser guter Karl. „Aber sie ist es *nicht*, weil ich stets ein — pünktlicher Mensch bin!"

„Wo warst du denn in Dreiteufelsnamen?", herrschte ihn der Regisseur an.

„Ich verstehe eure Aufregung nicht!" erwiderte Freund Karl. „Ich habe mir doch nur im Vorbeigehen beim Friseur g'schwind die Haare schneiden lassen, in der Trafik ein paar Zigaretten gekauft und weil das kleine Wirtshaus um die Ecke zufällig keinen Ruhetag gehabt hat, mir ein Vierterl Heurigen zu Gemüte geführt! . . . Hab' es ja sowieso nur im Stehen trinken können, so gehetzt hab' ich mich! . . . Nervöse Leut seid ihr da im Rundfunk! . . . Immer gleich wegen jeder Kleinigkeit aus dem Häuschen! . . . Schaut's, im Theater lauft bereits schon seit einer halben Stunde die Komödie, in der ich im zweiten Akt zu spiel'n hab', und *die* warten bestimmt jetzt auch schon zum Schminken auf mich! Aber *die* sind nicht aufgeregt, fallt ihnen gar nicht ein! Nehmt's euch ein Beispiel an die! . . . Guten Abend allseits!"

Sprach's, stülpte seinen weichen Filzhut über's linke Ohr und schlenderte gemütlich zum Senderaum hinaus.

Ja, so etwas bringt eben nur unser lieber Karl, der Gemütsathlet, zusammen.



Eine Gruppe von Kriegsblinden lauscht dem „Sprechenden Buch".

Texte von Büchern werden auf Langspielplatten aufgenommen, die eine Laufzeit von 25 Minuten haben. (Institut für Kriegsblinde St. Dunstan's.)

Ziffernrätsel

1. 1, 2, 3, 4, 5, 3, 6
2. 7, 8, 9, 3, 10
3. 11, 6, 21, 7, 12, 13, 11, 14, 3
4. 6, 8, 15, 3, 10, 3, 10
5. 15, 8, 3, 6, 3, 5, 8, 10, 16
6. 3, 11, 17, 16, 8, 18, 19, 3
7. 6, 3, 12, 3, 10, 12, 6, 9
8. 15, 10, 11, 7, 7, 11, 17
9. 8, 6, 16, 7, 8, 6, 9
10. 6, 8, 17, 3, 6
11. 16, 2, 10, 10, 3, 20, 3, 18, 11, 18, 2, 10

Durch Einsetzen von Buchstaben an Stelle der Ziffern erhält man Wörter von folgender Bedeutung:

1. ehemaliges altes österreichisches Erbland
2. Liegestatt
3. einschließlich
4. Verräter
5. nordeuropäischer Staat
6. Nagetier
7. Erfindung
8. fester Monturstoff von anno dazumal
9. Beifall
10. kleines Boot
11. einstudierender Kapellmeister

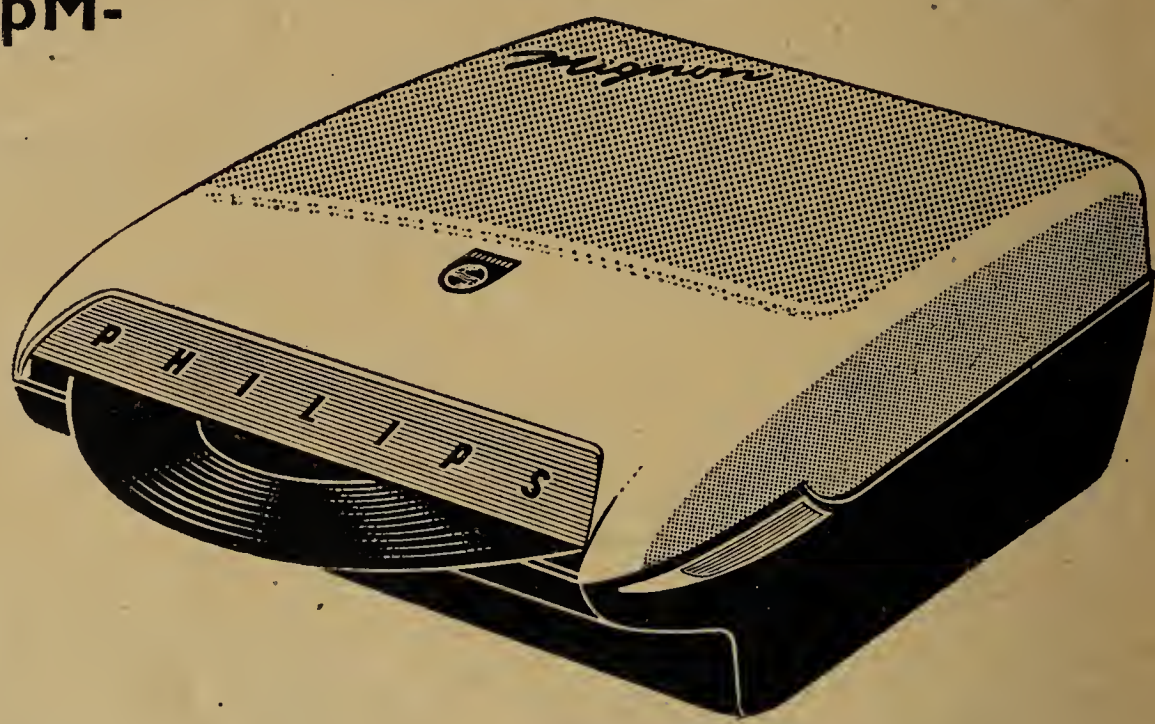
Von oben nach unten gelesen ergeben:
die 1. Reihe: etwas, das alle Freunde der Hilfsgemeinschaft von ihren Bestellungen kennen;
die 4. Reihe: berühmte blinde Schriftstellerin.

DIE MARKE, DER MAN TREU BLEIBT

Eigentümer und Verleger: Hilfsgemeinschaft der später Erblindeten Österreichs. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Robert Vogel. Alle in Wien XII. Singrienergasse 19. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V. Margaretenstraße 94

PHILIPS *Mignon*

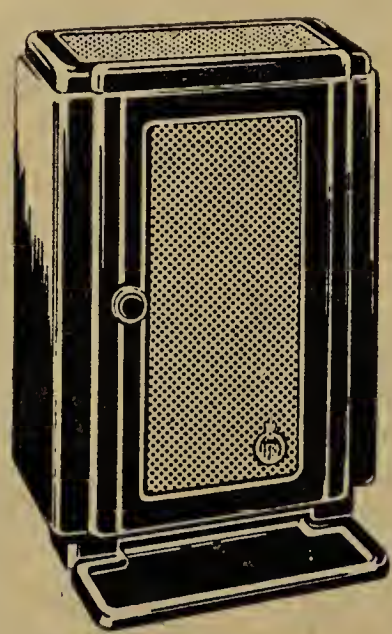
Der „denkende" Plattenspielautomat für die 45-UpM-Schallplatte



Wechselstrom

S **730.-**

IHR FACHHÄNDLER WIRD SIE GERNE BERATEN



Die neuen

WARMLUFT-DAUERBRAND-ÖFEN

IN EINSCHLÄGIGEN FACHGESCHÄFTEN